Ad Bibliothecam
Academiæ Scientiarum
Electoralis Boicæ Monachii

H. nat. 394-4

<36605883120012

<36605883120012

Bayer. Staatsbibliothek

H. Nat. 394.

Hist. nat. Lexica 9.

~~H. N. No. 98.~~

Neuer
Schauplatz der Natur
Vierter Band
Hiecken bis Kybitz.

Neuer
Schauplatz der Natur

nach den

richtigſten Beobachtungen und Verſuchen

in

alphabetiſcher Ordnung

durch eine

Geſellſchaft von Gelehrten

Vierter Band

Leipzig

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1777.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Hiecken.

Pyrites. Mit dieſem Namen beleget man an einigen Orten die in dem Thone befindlichen Kieſe, wie denn Henkel in ſeiner Kieshiſtorie S. 980 anmerket, daß die Töpfer zu Almerode alle dort befindliche Kieſe mit dieſem Namen belegen, welcher Name ihm von den Spielkugeln oder Schößern, dergleichen von den Töpfern verfertiget werden, herzukommen ſcheint.

Higuero.

Ein großer Baum in Neuſpanien, deſſen Holz feſte und ſtark, das Laub lang und ſchmal und die Frucht rund, auch zuweilen lang wie eine Gurke iſt, wie denn auch dieſe wie Gurken ſchmecket. Die Indianer eſſen das Fleiſch von der Frucht, wenn ihnen andere Speiſen mangeln, ſonſt aber werden Trink- und andere Geſchirre daraus gemachet. Vielleicht iſt dieſer Baum ſchon unter einem andern Namen bekannt.

Hillbutte.

S. Heilbutte.

Hillie.

Der engliſche Arzt, John Hill, hat durch viele, und meiſtens koſtbare, Werke ſich um die Kräuterwiſſenſchaft verdient gemachet. Da die Herren Browne und Ellis faſt zu gleicher Zeit zwey verſchiedene Geſchlechter mit dem Namen Haleſia beleget, und eines davon einen andern bekommen mußte, hat Böhmer die Haleſiam des Ellis Hilliam genannt; nachher aber hat es Hrn. von Linné anders gefallen, und die Haleſiam des Ellis beybehalten, Browns aber Guettardam genannt. Da nun auf ſolche Weiſe Hr. Hill leer ausgegangen, hat Hr. Jacquin ein neues amerikaniſches Geſchlecht deſſelben Andenken gewidmet, welches auch endlich Hr. v.

Linné beybehalten. Es iſt eine Schmarotzerpflanze, oder ein kriechender und von andern ſich nährender Strauch, mit eyförmigen, einander gegen über geſtellten Blättern und ſehr großen Blumen. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime und beſteht aus ſechs länglicht ſpitzigen Blättern. Des Blumenblattes ſehr lange Röhre verbreitet ſich in ſechs eyförmige Einſchnitte, und umgiebt ſechs kurze Staubfäden und einen langen Griffel mit einem köpfichten Staubwege. Die Frucht iſt eine Beere und enthält in zwey Fächern viele kleine Saamen.

Himbeere.
S. Brombeerſtrauch.

Himbeerſchnecke.
S. Maulbeerſchnecke.

Himmelbrand.
S. Königskerze.

Himmeldill.
S. Haarſtrang.

Himmelfartblümlein.
S. Creutzblume.

Himmelgalle.
S. Haarſtrang.

Himmelgucker.
Meerpfaff, Sternſeher, Callionymus, des Gesners, S. 20. ſ. unſere Artikel, fliegender Teufel, Th. III. S. 126. und Helmfiſch, Coryſtion 7. des Kleins, Th. III. S. 764. ſ. auch die 15. Gattung der Kleiniſchen Aalbaſtarte, Enchelyopus, und unſern Artikel, Th. I. S. 38.

Himmelmehl.
S. Bergmehl.

Himmelsblatt oder Blume.
S. Gallert.

Himmelſchlüſſel.
S. Primel.

Himmelſchwertel.
S. Irisblume.

Himmelsſtängel.
S. Enzian.

Himmelsthau.
S. Schwingel.

Himmelsziege.
Capella coeleſtis, Name der vorhin beſchriebenen Heerſchnepfe, welche bey uns inſonderheit becaſſe genannt wird.

Himpelbeeren.
S. Brombeerſtrauch.

Hindbeere.
S. Brombeerſtrauch.

Hindin. S. Hirſch.

Hindläufte.
S. Cichorie.

Hindſchkraut.
S. Nachſchatten.

Hinfuß.
S. Hirſch.

Hinlauf.
S. Laufkraut.

Hintere.

Arſch, Steiß, Geſäß, Anus, Podex, Sedes. Im weitläuftigen und allgemeinen Verſtande verſteht man unter dem Hintern den ganzen hinterſten, unterſten und letzten Theil des Stammes am Körper, welcher ſowohl aus feſten harten Theilen, aus dem Geſäßknochen oder Schwanzbeine, und den beyden unterſten großen Hervorragungen beyder Hüftknochen, als auch aus darüber liegenden feſten und weichern Theilen, nämlich aus Muskeln und Fleiſchſchichten, aus ſehnichten Häuten, Fett, Nerven und Gefäßen, und den allgemeinen Decken beſteht, und worauf ſich bey dem Menſchen im Sitzen die ganze Laſt des obern Körpers ſtützet. Nicht nur die Stellung und Zuſammenfügung dieſer Knochen, ſondern auch die ſchichtenweiſe über und auf einander liegenden vielen und großen Muskeln nebſt dem Fette machen, daß auf beyden Seiten zwo gewölbte große Erhöhungen, welche gleichſam ein paar erhabene Polſter vorſtellen, und welche man deswegen Arſchbacken, Nates, nennt, hervorragen. Sie neigen ſich beyde in der Mitte am Geſäßknochen einwärts, laufen ſchief zu, und bilden daſelbſt eine Vertiefung oder Höhle, welche ſich endlich zunächſt am Maſtdarme verliert. Und eben dieſes iſt es, was man im engern Verſtande unter dem Hintern begreift, nämlich die letzte Endigung des Maſtdarmes ſelbſt, welche in einer dicht zuſammengefaltenen Oeffnung beſteht, und mit verſchiedenen Muskeln verſehen iſt, die um den unterſten Rand deſſelben rings herum anſitzen, und die Oeffnung ſelbſt, nach Beſchaffenheit der Umſtände, bald auf- bald zuſchließen. Bey den Vögeln findet man um dieſe Gegend, äußerlich unter der Haut, die ſogenannten Steißdrüſen, welche die fette und ſchmierichte Flüßigkeit, ſo ſie abſondern, durch einen zum Vorſchein kommenden beſondern Auswurfsgang von ſich geben, und deſſen Rand mit einer Reihe pinſelförmiger Federn eingefaſſet iſt. Bey einigen Vögeln ſind dieſelben ſehr groß und anſehnlich, bey andern hingegen kleiner, welches ſich mehrentheils nach der Größe des Schwanzes richtet. Dieſe Drüſen laufen an, werden dick, und faſſen Eyter, ſobald ſich der Auswurfsgang verſtopfet, welches am häufigſten geſchieht, wenn ſie ſich mauſern und die Federn verlieren. Der Vogel wird alsdenn traurig, hängt die Flügel, und es iſt die Verſtopfung dieſer Drüſen die vor-

 nehmſte

nehmſte Urſache einer ſehr berüchtigten und gemeinen Krankheit und jählingen Todes der Vögel.

Hinterhaupt.

S. Kopf.

Hiobsthräne.

S. Thränengras.

Hippocratea.

Hippocratea, iſt dem erſten Lehrer der Arzneykunſt in Griechenland, Hippocrates, gewidmet, und eine Pflanze aus dem mittägigen Amerika, welche ſich mit ihrem holzichten Stängel um die Nachbarn windet. Der Kelch iſt in fünf ſtumpfe Einſchnitte getheilet und mit fünf kürzern eyförmigen Blumenblättern, drey Staubfäden und einem Griffel mit ſtumpfen Staubwege beſetzet. Es folgen drey große, herzförmige Saamenbehältniſſe. Wer dieſe Pflanze unterhalten will, muß ſolche beſtändig im Glashauſe auf dem Lohbeete ſtehen laſſen.

Hippopotamus.

Waſſer-See-Nil-Pferd, nach einiger Meynung der Behemoth. ſ. unſern Artikel Flußpferd, Th. III. S. 164.

Hippuriten.

Pferdeſchwanzſteine, Hippurites corallinus, Corallium geniculatum, ſind eine Art von verſteinerten Corallen, welche meiſtentheils in kegel- oder walzenförmiger Figur wachſen, und aus vielen Gelenken beſtehen, davon des einen Spitze in des andern Aushöhlung ſtecket. Da man die Hippuriten ſelten ganz, ſondern meiſt ſtückweiſe und zertrennet findet, ſo hat Wallerius Mineral. S. 442. ſelbige in ganze und zerſchlagene oder Stücken von coralliſchen Hippuriten getheilet. Unter den erſtern gedenket er einzelner, äſtichter und verbundener Hippuriten; von den andern aber findet man 1) Corallbecher, Calices corallini, welche Bechern oder abgekürzten hohlen Kegeln gleichen; 2) gerade und krumme Widderhörner, Ceratitae, welche geraden oder krummen Widderhörnern gleichen; 3) coralliſche Säulchen, Columelli, Corallia faſciata, welche aus vielen Queeringeln beſtehen und krummen Säulchen gleichen. Alle dieſe Arten ſind auf der Fläche ſtreificht.

Hippurus.

Coryphaena, bey den Oſtindienfahrern Dorado; Richter. Nach dem Chomel iſt er ein meergrüner, wie ein Pferdeſchwanz geſtalteter, Seefiſch; wird allein in dem Ocean, und niemals in dem Mittelmeere, gefunden, ſchwimmt ſehr geſchwinde, und iſt beſonders nach Fleiſche begierig; doch ſoll ſein

Fleiſch wohl zu eſſen ſeyn, und die Eigenſchaft, zu eröffnen, haben. Iſt er wohl Hippurus Lampugo, der Fäderkopf des Gesners, S. 44? ſ. unſere Artikel Dorado, Th. II. S. 477. wie auch Schwänzel, Hippurus 1. et 2. des Kleins.

Hiräa.

Hiraea, hat in dem botaniſchen Wörterbuche auch den Namen Dreyflügel erhalten, welcher aber eigentlich dem Geſchlechte Triopteris, ſo ehedem Herr von Linné mit der Hiräa verwechſelt, beyzulegen iſt. Gegenwärtiges iſt dem Andenken zweener franzöſiſchen Aerzte, Philipp, und Joh. Nic. de la Hire, gewidmet. Die Pflanze wächſt in Neuſpanien. Die Blüthe zeiget fünf Kelch- und fünf gleichſam geſtielte Blumenblätter, zehn Staubfäden und drey Griffel. Das Saamenbehältniß iſt äußerlich mit drey Flügeln beſetzet und in drey Fächer abgetheilet.

Hirengrill.

Hirngrill, Falcinellus arboreus, heißt die europäiſche gemeine Baumklette, ein klein Vögelchen mit krummen Schnabel, welches bereits im Artikel Baumklette beſchrieben iſt. Hirngrill ſoll vom italiäniſchen citrinella herkommen, weil dieſe Art Vögel in Italien citrongelb ausſehen.

Hirn.

Gehirn, Cerebrum. Wenn man ſich nicht auf die genaueſte Verbindung, und das große Verhältniß berufet, in welcher alle Eingeweide des Körpers, der allgemeinen Einrichtung nach, mit einander ſtehen, oder nicht weniger auf den verhältnißmäßigen Nutzen rechnet, welchen ein jedes unter ihnen überhaupt leiſtet, und dadurch dem andern gleichſam die Hand bietet, ſo könnte man mit allem Rechte behaupten, daß das Gehirn unter allen übrigen das edelſte und vorzüglichſte Eingeweide eines thieriſchen Körpers ſey. Eben darum hat auch die ſchöpferiſche Natur demſelben einen ſehr ehrwürdigen Platz angewieſen, und es von außenher aufs ſorgfältigſte verwahret und bedecket. Die dem ganzen Umfange des Gehirns gleichförmige Hirnſchalenhöhle iſt es nämlich, welche dieſen koſtbaren Theil in ſich faſſet, und es um ſo genauer vor allen äußerlichen Anfällen ſichert, je weniger im natürlichen Zuſtande irgend ein Zugang dahin offen ſteht. Zu dieſer knöchernen Bedeckung muß man noch äußerlich die langen und dicht gewachſenen Haupthaare, die allgemeinen Decken, einige Schichten von Muſkeln, und das ſehnichte Hirnſchalenhäutchen, Pericranium, und innerlich die

drey ſogenannten Hirnhäute, Menynges, rechnen, welche unter der Hirnſchale inwendig befindlich ſind, und das Gehirn unmittelbar umgeben. Die erſte hiervon iſt die dicke Hirnhaut, dura mater, welche eine weiße, durchſichtige, dicke, feſte, und faſt ſehnichte Haut vorſtellet, die mit ihrer äußerlichen und obern Fläche die ganze innere Fläche der Hirnſchalenhöhle berühret, und ſolchergeſtalt gleichſam die innerliche Knochenhaut derſelben ausmachet, folglich auch alle daſelbſt befindliche Erhöhungen und Vertiefungen überziehet, und ausfüllet. Es beſteht dieſelbe aus einer doppelten Schicht, welche beyde genau mit einander verbunden ſind, und deren ſehnichte Fibern ſich einander überkreuzen. Von der äußerlichen Schicht dringen theils ſehr viele abgehende Faſern, theils auch kleine Gefäßchen ſowohl in die kleinen Löcher der Hirnſchale, als auch durch die daſelbſt befindlichen Näthe, und verlieren ſich außenwendig in der Knochenhaut, wodurch denn der genaue Zuſammenhang derſelben mit der Hirnſchale und der Knochenhaut ſelbſt bewerkſtelliget wird. Dieſe Verbindung iſt nun bey jüngern Perſonen und Kindern weit ſtärker, und von einem weitläuftigern Bezirk als bey erwachſenen und alten Körpern, welches daher kommt, weil bey jenen die dicke Hirnhaut an verſchiedenen Orten, wegen derer noch nicht völlig verwachſenen Knochen, und vermittelſt allerhand daher entſtandenen Oeffnungen und zurückgelaſſenen Zwiſchenräume, unmittelbar mit der äußerlichen Knochenhaut zuſammenliegt; bey dieſen hingegen durch das fortgeſetzte Wachsthum die Knochen näher zuſammenkommen, und härter auch die anfänglich gegenwärtigen großen Zwiſchenräume enger werden, und wohl gar verſchwinden, folglich dieſe zartern Fäden und Gefäße aus ihrer Gemeinſchaft gleichſam ausſchließen. Die innerliche Schicht der dicken Hirnhaut gränzet unmittelbar an die folgende Haut, und verbindet ſich mit ihr und dem Gehirne ſelbſt, durch häufige Gefäße; iſt übrigens überall glatt und eben, und beſtändig von einer dünnen Feuchtigkeit, welche aus ihren Schweißlöchern hervordringet, angefeuchtet. Es giebt auch die dicke Hirnhaut verſchiedene Verlängerungen und Fortſätze von ſich, welche ſich weiter als der eigentliche Umkreiß und Oberfläche derſelben erſtrecken. Einige derſelben, welche bald aus beyden Schichten, bald aber auch nur, und zwar mehrentheils aus der äußerlichen beſtehen, gehen aus der Hirnſchalenhöhle ſelbſt durch allerhand daſelbſt befindliche Oeffnungen

nungen und Löcher heraus, und gehören, weil ſie äußerlich anzutreffen ſind, zu den auswendigen, die andern hingegen, welche ſich innerhalb der Hirnſchalenhöhle verbreiten, zu den inwendigen Fortſätzen. Man rechnet zu jenen 1) diejenige große Verlängerung, welche in der Geſtalt eines Trichters, durch das große Loch des Hinterhauptknochens heraus- und durch die Höhle der ſämmtlichen Wirbeln hindurchgeht, deſſen innere Oberfläche, wie eine Knochenhaut, überzieht, und das Rückenmark ſelbſt unter dem Namen der dicken Haut des Rückenmarkes einſchließt; 2) verſchiedene Verlängerungen, welche die Nerven des Gehirns außerhalb der Hirnſchale begleiten, und ſie wie eine Scheide umgeben; 3) Zwo andere Verlängerungen, welche auf beyden Seiten rechts und links durch das Sehenervenloch in die Augenhöhlen dringen, daſelbſt ſich überall ausbreiten, und gleichſam ihre Knochenhaut ausmachen, ſich auch endlich mit der eigentlichen Knochenhaut ſelbſt vereinigen; 4) noch einige andere Verlängerungen, welche mit den Blutgefäßen des Gehirns durch die Löcher der Hirnſchale herausgehen, und mit der nahe gelegenen Knochenhaut zuſammentreffen. Die innerlichen Fortſätze oder Verlängerungen der dicken Hirnhaut gehen inwendig nach dem Gehirn ſelbſt hinein, entſpringen aber bloß von der inwendigen Schicht derſelben, und werden, weil ſie von verſchiedener Größe ſind, in größere und kleinere abgetheilet. Zu den drey größern, welche beynahe eben ſo viele beſondere Scheidewände vorſtellen, gehöret ein oberer, der eine Art von Mittelfell, zwiſchen den beyden großen Gehirnlappen liegend, ausmachet; ferner ein mittlerer, oder gleichſam das Zwerchfell zwiſchen dem großen und kleinen Gehirn, und endlich ein unterer, zwiſchen den Lappen des kleinen Gehirns. Die Richtung des obern, welcher zugleich der größte und breiteſte iſt, hat eine aufrechte oder verticale Richtung, und wird wegen ſeiner äußerlichen Geſtalt, der ſichelförmige Fortſatz, Proceſſus falciformis, oder auch der pfeilförmige Fortſatz, Proceſſus ſagittalis genennet, weil er nämlich gerade unter der Pfeilnath weggeht. Dieſer große Fortſatz theilet die beyden Lappen oder Seitentheile des Gehirns von einander, und iſt derſelbe mit ſeinem vordern Rande an der äußerſten Spitze des ſogenannten Hahnenkammes des Siebknochens befeſtiget; von da gehet er unter dem Stirnknochen längſt der Pfeilnath, und unter dem Hinterhauptknochen, bis zum folgenden Fortſatz, in welchen er ſich endlich durch eine Ver-

Verbreitung ſeiner Schichten in die Quere ganz zu verwandeln ſcheint. Der obere Rand dieſes Fortſatzes ſitzt längſt der Hirnſchale vom Stirnknochen bis an Hinterhauptknochen feſt an der äußern harten Hirnhautsſchicht, und der untere hängt frey zwiſchen dem Zwiſchenraume beyder Schichten des Gehirns herunter. Nach hintenzu und in der Mitte iſt er am breiteſten, vorne aber am Hahnenkamme wird er ganz ſchmal. Die Vögel haben keinen ſichel- oder pfeilförmigen Fortſatz, und in vielen vierfüßigen Thieren wird er auch oft außerordentlich klein angetroffen. Der mittlere iſt ein Queerfortſatz, Proceſſus tranſuerſalis, und dienet dem hintern Theile des Gehirns gleichſam ſtatt eines Fußbodens, dem kleinern Gehirn aber ſtatt eines Schirmes oder äußerlichen Bedeckung von oben. Es theilet dieſe ſtark geſpannte Haut, welche durch die queere Verbreitung des vorigen entſteht, ihrer Lage nach, die große Hirnſchalenhöhle queer durch in zween Theile oder beſondere Höhlen ein, wovon die vordere, welche das große Gehirn einnimmt, größer, die hintere aber, in welcher das kleine Gehirn befindlich, kleiner iſt. Der hintere Rand dieſes Queerfortſatzes, der den weiteſten Umfang hat, wird am Hinterhauptsknochen, längſt den Furchen, die zu den Seitengängen der dicken Haut gehören, und an den obern Winkeln der ſteinernen Fortſätze beyder Schlafknochen befeſtiget, und geht von da bis an die hintern Sattelfortſätze. An dem vordern und zugleich kleinern Rande, welcher ganz frey zwiſchen dem großen und kleinen Gehirn mitten innen liegt, findet ſich ein großer und faſt eyrunder Ausſchnitt, wodurch der Weg einer Hirnſchalenhöhle zur andern offen ſteht. Der untere Fortſatz, welchen man zuweilen doppelt antrifft, kömmt am Hinterhaupte, wovon er den Namen führet, Proceſſus occipitalis, zum Vorſchein; iſt übrigens ſehr klein, ſchmal, und kurz, und nimmt alſo wenig Raum ein. Es iſt derſelbe ſeiner Figur nach, als eine kleinere Sichel anzuſehen, welche ſich von dem mittlern Theile des Queerfortſatzes gerade herunter bis an den Rand der großen Hinterhauptsöffnung erſtrecket, mit ihrem hintern Rande ſich daſelbſt befeſtiget, und mit dem vordern zwiſchen die Lappen des kleinen Gehirns, welche für ſich ſchon ein wenig von einander ſtehen, eindringet, daſelbſt einen ſehr kleinen Unterſchied machet, und ſich zuletzt als eine kleine Gabel verliert. Dieſe drey größern innerlichen Fortſätze der dicken Hirnhaut entſtehen bloß aus einer Verdoppelung der innerlichen Schicht

derſelben, und trägt die äußerliche hierzu gar nichts bey. Außer dieſen giebt es auch noch einige kleinere Fortſätze, wovon zween vorne, zween andere aber ſeitwärts befindlich ſind, beyde Paare aber um den keilförmigen Knochen herum liegen. Jene kommen an beyden Augenhöhlen herum zum Vorſcheine, und befeſtigen ſich am Rande eines daſelbſt wahrzunehmenden Spaltes und machen die mittlern Gruften im Grunde der Hirnſchale tiefer; dieſe liegen auf beyden Seiten neben dem Sattel, und erſtrecken ſich von der vordern Sattelerhöhung bis zur hinterſten, und machen mit beyden zugleich eine kleine Gruft, in welcher die Schleimdrüſe liegt.

Außer den allgemeinen puls- und blutaderichten Gefäßen, hat die dicke Hirnhaut auch noch eine ganz beſondere Art blutaderichter oder zurückführender Gänge, Sinus, welche von der Verdoppelung der verlängerten inwendigen Schichten der dicken Hirnhaut entſtehen, indem nämlich da, wo die verdoppelten Schichten nicht zuſammentreffen, ſondern von einander abſtehen, ein dreyeckichter Raum übrig bleibt. Es nehmen dieſe Adergänge der dicken Hirnhaut das Blut in ſich, das ſowohl aus dieſer Haut ſelbſt, als aus dem ganzen Gehirne zurückkömmt, von da es ſich denn vollends in die nahgelegenen und außer der Hirnſchalenhöhle befindlichen Blutadern ergießt, daher ſie denn nicht nur ſelbſt als wirkliche Blutadern und zurückführende Gänge, ſondern auch die an ihnen gränzende Blutadern gleichſam als Verlängerungen derſelben anzuſehen ſind. Alle dieſe Adergänge zuſammengenommen, deren es ſehr viel giebt, laſſen ſich füglich in einfache und gedoppelte oder gepaarte Gänge eintheilen. Sie ſind ohngefähr folgende: der länglichte Adergang, oder ſogenannte Pfeilgang, Sinus longitudinalis ſ. Sinus ſagittalis, zween Seitengänge, duo ſinus laterales, der vierte oder gerade Adergang oder ſo genannte Preſſe, Torcular Herophili, der am Hinterhaupte gelegene Adergang, Sinus occipitalis, zween ſchwammichte Adergänge, duo ſinus cauernoſi, ſechs ſteinerne oder Felſenadergänge, ſex ſinus petroſi, der obere und untere querliegende Adergang, ſinus transuerſalis ſuperior et inferior, der zirkelrunde Adergang, Sinus circularis, und endlich zween Augenhöhlenadergänge, duo ſinus orbitarii. Alle dieſe Adergänge, welche eigentlich unter ſich in Gemeinſchaft ſtehen, nehmen das überflüßige oder übriggebliebene Blut durch kleine blutaderichte Oeffnungen oder Löcher, welche inwendig zum Vorſcheine kommen, auf, und

überliefern es vermittelſt der Droßel- und Wirbelblutadern dem Herzen, ſo wie es durch die innern ſchlaffmachenden und Wirbelpulsadern von dem Herzen zum Gehirne gebracht wird. Der größte und längſte unter denſelben iſt der länglichte oder Pfeiladergang. Es fängt derſelbe bey dem Kamme des Siebknochens an, geht dicht an der Hirnſchale unter der Pfeilnath, längſt dem obern Rande der Sichel fort, und endiget ſich am Hinterhaupte in die beyden Seitengänge, welche rechts und links wie zween große Aeſte von ihm abgehen. Sie erſtrecken ſich längſt dem Querfortſatze der dicken Hirnhaut bis an den ſteinernen Theil des Schlafknochens, ſteigen von da mit zwo Krümmungen herunter, und gehen bis an die ausgebrochenen Löcher, wo ſie ſich nach Maßgebung der daſelbſt befindlichen kleinen Gruften in etwas erweitern, und ſich endlich in die Droßelblutadern verlieren. Der vierte oder gerade Adergang, oder ſo genannte Preſſe der Alten, welche ſich nämlich vorſtelleten, daß das Blut hier beſonders gepreſſet werde, nimmt ſeinen Urſprung da, woſelbſt der länglichte Adergang ſich in die beyden großen Seitengänge theilet, mit einem doppelten Winkel, und iſt längſt der Vereinigung der Sichel mit dem Querfortſatze befindlich. Den am Hinterhaupte gelegenen Adergang trifft man an dem großen Loche dieſes Knochens, und es geht derſelbe mit den Wirbelblutadern zuſammen. Die ſchwammichten Aderngänge, welche ein Paar ausmachen, liegen ſeitwärts am Sattel des Keilknochens, und ſind ganz beſondere Behältniſſe, welche außer dem Blute, das ſie enthalten, auch noch ſehr anſehnliche Gefäße und Nerven aufnehmen, und innerlich mit einem zellichten oder ſchwammichten Gewebe voll Blutes erfüllet ſind. Die Felſengänge kommen an den verſchiedenen Furchen des ſteinernen Theiles beyder Schlafknochen, der zirkelrunde Adergang um die Gruft des Sattels, die querliegenden am Grunde derſelben, und die Aderngänge der Augenhöhlen um die Augenhöhlen ſelbſt zum Vorſcheine, und haben alle unter ſich Gemeinſchaft. Dieſe dicke Gehirnhaut nun vertritt nicht nur an der inwendigen Fläche des Hirnſcheidels die Stelle einer Knochenhaut, ſondern ſie dienet auch dem Gehirne ſelbſt äußerlich zu einer Bedeckung und Ueberzug, wie denn auch die Fortſätze und Verlängerungen derſelben den beſchwerlichen und gefährlichen Druck der Theile des Gehirnes von einander abhalten und verhüten, die Aderngänge aber demſelben einigermaßen Wärme verſchaffen.

Gleich unter der dicken Hirnhaut trifft man eine zwote und mittlere

Hirn-

Hirndecke an, welche, da ſie außerordentlich dünne, fein und zart iſt, die ſpinnenwebichte Hirnhaut, membrana arachnoidea, genannt wird. Dieſe trifft mit ihrer obern Fläche an die vorige, an der ſie auch vermittelſt einiger durchhinlaufender Gefäße locker anhängt, mit der untern Fläche aber berühret ſie die folgende, mit welcher ſie noch überdieß an einigen Orten ſo genau und feſt vereiniget iſt, daß man, ohne ſie zu zerreißen, von derſelben nicht ablöſen kann, an andern Stellen hingegen iſt ſie ganz frey und von derſelben abgeſondert. Sie geht übrigens nur ſchlechtweg über die Falten und krummen Gänge des Gehirnes hin, ohne in die Vertiefungen derſelben mit einzudringen, und ſcheint daher auch nur dieſe Falten und Krümmungen in ihrer Lage und beyſammen zu erhalten, welche ſich ſonſt leicht von einander geben und dem Gehirne allerhand Ungemächlichkeiten zuziehen würden. Ohnerachtet man dem erſten und flüchtigen Anſehen nach keine Blutgefäße in derſelben wahrnimmt, ſo iſt doch kein Zweifel, daß ſie nicht ihre eigenen, obgleich ſehr dünnen und zarten Nahrungsgefäße haben ſollte.

Die dritte und letzte Decke des Gehirns iſt endlich die dünne Hirnhaut, pia mater, welche außer ihrem zellichten Weſen noch ein Gewebe der feinſten Gefäße vorſtellet, das nämlich von den zarten und dünnen Aeſtchen der allgemeinen Puls- und Blutadern entſteht, die zu dem Gehirne ſelbſt gehen. Sie hat einen größern Umfang als die beyden vorigen, indem ſie nicht nur das Gehirn außenwärts überall umgiebt, und mit ihren äußerlichen Verlängerungen das Rückenmark und die Nerven nebſt allen ihren Zweigen begleitet, ſondern auch vermittelſt ihren innerlichen Fortſätzen in die Furchen, Krümmungen und inwendigen Höhlen des Gehirnes ſelbſt eindringt, und daſelbſt häufig wiederum zum Vorſchein kömt. Es hängt dieſelbe hiernächſt mittelbar durch die Blutgefäße, welche von ihr ab- und zu den Adergängen hingehen, mit der dicken Hirnhaut zuſammen. Mit der ſpinnenwebichten Hirnhaut verbindet ſie ſich theils durch eben dieſe Gefäße, in ſofern dieſelben durch ſie hindurch gehen, theils durch das dazwiſchen kommende zellichte Gewebe, das zwiſchen beyden Häuten innen liegt, theils durch die genaueſte, und dem Anſehen nach, faſt unmittelbare Vereinigung, beſonders an den obern Stellen des Gehirnes, die zwiſchen den Falten liegen. Die weitläuftigſte und genaueſte Verbindung hat ſie endlich mit dem Gehirne und ihren Theilen ſelbſt, indem ſie ſolches, wie bereits erinnert

nert worden, ſowohl äußerlich umgiebt, als auch innerlich die Wände ihrer Höhlen und Vertiefungen bekleidet, und ſolchergeſtalt überall dem Gehirne die erforderlichen Blutgefäße zuführet.

Auf dieſe drey Decken folget nun das Gehirn ſelbſt, welches überhaupt genommen, und im allgemeinen Verſtande betrachtet, in drey Theile, nämlich in das große Gehirn, Cerebrum, das kleine Gehirn oder Hirnlein, Cerebellum, und das verlängerte Mark, Medulla oblongata, eingetheilet wird, worzu auch noch das Rückenmark, Medulla ſpinalis, gehöret, welches, ob es ſchon außer der Hirnſchalenhöhle befindlich, dennoch mit hieher gerechnet werden muß, in ſofern es als eine bloße Fortſetzung des verlängerten Rückenmarkes anzuſehen iſt. Das große Gehirn iſt alſo der erſte Theil dieſes ganzen koſtbaren Eingeweides. Es nimmt daſſelbe die vordere und größte Hälfte der Hirnſchalenhöhle ein, hat oberwärts eine gewölbte Figur, und iſt durch kleine wellenförmige Furchen und Einſchnitte in viele krumme Gänge, welche faſt wie die Krümmungen des kleinen Gedärmes ausſehen, abgetheilet. Der zwiſchen durchweg laufende ſichelförmige Fortſatz der harten Hirnhaut unterſcheidet daſſelbe in zwo Halbkugeln oder Seitentheile, haemiſphaeria duo, nämlich in den rechten und linken Seitentheil, und jeder derſelben iſt wiederum beſonders in drey Flügel oder Lappen, lobos, einen vordern, einen mittlern und einen hintern abgetheilet. Es hat übrigens daſſelbe wirklich ein doppeltes Weſen, woraus es beſteht; das äußerliche oder die Rinde fällt ins Graue und ſcheint mehr gefäßartig, als drüſenförmig zu ſeyn, ſubſtantia exterior corticalis, ſ. cinericea; das innerliche iſt weiß und markicht, interior ſubſtantia alba ſ. medullaris, und beſteht aus ſchichtenweiſe neben und an einander liegenden Röhren, tubuloſa, und iſt etwas feſter und zuſammenhaltender als das vorige. Wenn man beyde Halbkugeln ſeitwärts von einander biegt und entfernet, ſo kömmt in der Mitte ein weißer, markichter, länglichter, gewölbter Bogen zum Vorſchein, welcher unmittelbar unter dem unterſten Rande des ſichelförmigen Fortſatzes liegt, und ſich der Länge nach von einem Ende deſſelben bis zum andern erſtrecket, in der Breite aber auf beyden Seiten mit dem übrigen ihm gleichförmigen Weſen in eins fortgeht, und aus lauter markichter Maſſe beſteht. Dieſes markichte Gewölbe, welches den Namen der Hirnſchwiele, Corpus calloſum, führet, iſt überall mit der dünnen Hirnhaut überzogen, und von oben her mit dem untern Rande der

Seitentheile des großen Gehirnes bedecket, und in der Mitte mit einer länglichten Furche oder Nath, verſehen. Da die markichten Fibern, der Hirnſchwiele von einer Seite zu der andern gehen, und ſich gleichſam einander überkreuzen und durchbohren, ſo ſcheint es, daß hierdurch die Verbindung und der genaue Zuſammenhang eines Theils des großen Gehirns mit dem andern wechſelsweiſe bewerkſtelliget werde, und daß die übrige Verlängerung derſelben eigentlich den mittlern Theil des großen Gehirns, oder den ſogenannten ovalen Mittelpunkt, centrum ovale, deſſelben ausmache. Man vermiſſet die Hirnſchwiele in dem Gehirn der Vögel und der Fiſche. Lanciſius und einige andere haben in derſelben der Seele ihren Sitz anweiſen wollen. Wenn man ferner das große Gehirn durch einen ſchrägen Schnitt bis auf die Hirnſchwiele abnimmt, ſo öffnet ſich unter demſelben auf beyden Seiten eine ziemlich geraume und anſehnliche Höhle. Man nennet ſie die beyden Vorder- oder Seitengehirnskammern, duo ventriculi anteriores, ſ. laterales cerebri, wovon auf jeder Seite eine befindlich iſt, und welche beynahe eine halbmondförmige Geſtalt haben. Gleich unter der Nath der Hirnſchwiele, und mit dieſer in eins fortlaufend, hängt eine aus zwo ſehr feinen markichten Schichten oder Blättchen zuſammengeſetzte, helle Scheidewand, Septum lucidum ſ. pellucidum, mitten durch beyde Höhlen ſenkrecht herab, und theilet beyde Seitenkammern in die rechte und in die linke, von einander ab. Unter derſelben findet ſich ein markichtes Gewölbe, Fornix, an welchem man drey Ecken oder Pfeiler wahrnimmt. Der vordere Pfeiler, mit welchem ſich der untere Rand der hellen Scheidewand vereiniget, iſt anfangs auch getheilet, geht aber bald in eins zuſammen. Die beyden hintern Pfeiler, crura fornicis ſ. pedes hippocampi, erſtrecken ſich nach hintenzu, und gehen unterwärts bis an das Ende der beyden Vorderkammern fort.

Sobald man ferner dieſes Gewölbe flach weggenommen, ſo entdecket man ein dünnes zartes rothes Netz, oder das ſogenannte Adergewebe, Plexus choroideus, welches aus einem Geflechte der feinſten puls- und blutaderichten Aeſtchen beſteht, die mit einer ſehr zarten Haut untereinander verbunden ſind. Dieſes Adergewebe, das man eigentlich als einen Fortſatz der dünnen Hirnhaut anſehen kann, breitet ſich nicht nur überall durch die Höhlen beyder Seitenkammern aus,

aus, und umzieht deſſen Wände, ſondern es bedecket und umwickelt auch außer den Fundamenten der Sehenerven, der Zwillingserhöhungen, und der Zirbeldrüſe, die ſämmtlichen nächſtgelegenen Theile des großen und kleinen Gehirns, und iſt an allen dieſen Theilen merklich befeſtiget. Die in dem Aderngewebe bisweilen wahrgenommenen Bläßchen, welche einige für Drüſchen haben ausgeben wollen, ſind nicht immer gegenwärtig, und ſcheinen mehr ein widernatürlicher und kränklicher Zuſtand deſſelben zu ſeyn. Endlich entdecket man auch noch in den beyden Vorder- oder Seitenkammern des großen Gehirns die geſtreiften Körper, corpora ſtriata, und die Fundamente der Sehenerven, Thalami neruorum optici, nämlich in jeder Kammer eines dieſer beſondern Theile. Jene, die geſtreiften Körper ſind zween große birnförmige Hügel, welche zwar äußerlich nur die graue Rindenmaſſe des Hirns ſehen laſſen, innerlich aber, wenn man ſie von obenher flach durchſchneidet, mit grauen und weißen markichten Strichen oder Streifen zierlich durchwachſen ſind, von daher ſie denn auch ihre Benennung erhalten haben. Sie liegen beyde am Grunde der Kammern neben einander in einer Richtung, und ſind nur durch die helle Scheidewand von einander abgeſondert, von obenher aber zum Theil von dem darauf liegenden Gewölbe bedecket, und machen den Anfang des verlängerten Markes. Es haben zwar alle vierfüßige Thiere dergleichen Körper, aber an dem Gehirn der Vögel will man ſie vermiſſet haben. Denn obgleich, nach des Herrn v. Hallers genauer Unterſuchung, in beyden Seitenkammern derſelben eine ähnliche Erhöhung hervorraget, ſo iſt doch dieſelbe durchaus aſchgrau, und nicht mit gedoppelten Farben, wie es ſonſt gewöhnlich, durchmenget, und vermiſchet. Dieſe nämlich, die Fundamente der Sehenerven, ſind zwo andere große Erhöhungen, welche der Geſtalt nach einer halben Kugel faſt ähnlich, und etwas länglicht, oder eyförmig ausfallen. Sie unterſcheiden ſich von den vorigen beyden Körpern darinnen, daß ſie auswendig ein weißes und markichtes Weſen, inwendig aber die aſchgraue Rindenmaſſe haben. Es ſind deren auch zwey, und zwar in jeder Kammer eines befindlich, liegen hinter den vorigen, beyde neben einander, treffen auch oben mit ihrer gewölbten Fläche zuſammen, und weichen nach unten zu allmählich von einander ab. Sie verlängern ſich mit ihrem hinterſten Ende auf beyden Seiten nach untenzu, und verwandeln ſich zu-

letzt in zween große, weiße, runde Faden, oder in die Sehenerven ſelbſt. Dieſe Körper ſind, nach dem Zeugniſſe des Herrn v. Hallers, in dem Gehirn der Vögel offenbar hohle Säcke, und ſollen die Fiſche, wie derſelbe anführet, dergleichen auch haben. Indem nun die Fundamente der Sehenerven hinten von einander abweichen, ſo entſteht hieraus ein Zwiſchenraum, welcher gleichſam einen beſondern Canal, oder die dritte Gehirnkammer, Ventriculus tertius, ausmachet. Man findet in derſelben, außer dem Adergewebe, die vier Zwillingserhöhungen, Tubercula quadrigemina, welche eben ſoviel kleine, hervorragende, länglichte Hügelchen ausmachen, die auswendig weiß und von markichter Subſtanz, inwendig aber aſchgrau ausſehen. Sie liegen gleich hinter den Fundamenten der Sehenerven, und zwar zween derſelben vorne, die beyden andern aber hinten, wovon man einiger Aehnlichkeit halber, die ſich manche dabey haben machen wollen, jene die Arſchbacken, Nates, dieſe letztern aber, die Hoden, Teſticuli, genannt hat. Eigentlich ſind ſie alle viere genau mit einander vereiniget, und machen gleichſam nur eine einzige, jedoch in vier gleiche Abtheilungen unterſchiedene Erhöhung aus, und ſcheinen die vordern etwas breiter und runder, als die hintern zu ſeyn.

Man trifft dieſe Zwillingserhöhungen ziemlich bey allen vierfüßigen und ſolchen Thieren an, welche ein warmes Blut haben, denen Fiſchen und kaltblütigen Thieren hingegen mangeln ſie. Bey den Vögeln findet ſich zwar eine ähnliche Erhabenheit an dieſer Stelle, es iſt aber dieſelbe nicht wie gewöhnlich in vier beſondere Abtheilungen oder runde Hügelchen unterſchieden. Vorne vor dieſen Erhöhungen, und beſonders gleich vor den erſtern, ſitzt eine andere kleine, weiche, graue, mehr oder weniger länglichte oder runde, und an Größe einer mittelmäßigen Erbſe faſt gleichkommende Erhöhung, mitten innen, welcher man vormals, und lange Zeit hinter einander, den eigentlichen und wahren Sitz der Seele zugedacht hatte, nämlich die deswegen berüchtigte Zirbeldrüſe, Glandula pinealis, ſ. Conarium. Sie beſteht faſt ganz und gar aus einem grauen rindigen Weſen, außer daß unterwärts verſchiedene kleine, weiße, markichte Faſern oder Gefäße, oder Würzelchen aus ihr hervorkeimen, wodurch ſie mit der übrigen Gehirnmaſſe in Verbindung ſteht.

Es ſoll ſich dieſelbe zwar faſt in allen vierfüßigen Thieren finden, aber von den Vögeln, Fiſchen,

ſchen, und andern kaltblütigen Thieren, wird ſolches nicht beſtätiget. Man findet auch um dieſe Gegend eine kleine Vertiefung oder Gruft, welche wie ein kleiner häutichter Canal, gegen den Grund des Gehirns, und gerade nach der Schleimdrüſe hinabgeht, und im Fortgehen allmählig immer enger wird. Ohngeachtet ſie der Trichter, infundibulum, heißt, ſo iſt doch noch nicht deutlich genug erwieſen, ob dieſelbe durchaus hohl ſey, wenigſtens hat man an einem zu Eiße gefrornen, und nachher durchſchnittenen Gehirn, dergleichen Höhle nicht wahrnehmen können. In derjenigen Vertiefung oder Ausſchnitte, welche man am Pferdeſattel, oder ſogenannten Türkenſattel des Keilknochens antrifft, und alſo gleich unter dem großen Gehirn und dem Trichter, liegt auch noch ein kleiner, weicher, eyrunder, und dem äußerlichen Anſehn nach, theils weißröthlichter, theils aſchfarbiger, und inwendig weißer markichter Klumpen, welcher den Namen der Schleimdrüſe, Glandula pituitaria, führet. Es iſt dieſelbe oben und unten ein wenig platt, und unten meiſtentheils durch einen kleinen Ausſchnitt, ohngefähr wie eine kleine Niere, gleichſam in zween Lappen getheilet. Auswendig iſt ſie ſowohl mit der dünnen Hirnhaut, welche ſich wie ein Beutel von dem Trichter bis dahin verlängert, als auch mit dem kleinen Adergange umgeben. Inwendig iſt ſie von beſonderer Struktur, nämlich weder markicht, noch drüſenhaft, ſondern vielmehr ſchwammicht, und außerordentlich mürbe. Sie hat in der Mitte einen eigenen Canal, der mit der Oeffnung des Trichters, die genau auf ſie paſſet, in eins fortgeht, und ſich in zween Zweige vertheilet, wovon der eine ſich nach der rechten, der andere nach der linken Seite hin wendet. Die Beſtimmung und der Nutzen derſelben iſt zur Zeit noch unbekannt, und man hat ſie vielleicht bloß als einen Anhang des Gehirns anzuſehen. Die Natur hat ſie in allen vierfüßigen Thieren, Vögeln und Fiſchen angebracht, nur iſt ſie bey den wiederkäuenden vergleichnißweiſe faſt allezeit größer als bey andern. Endlich kömmt auch noch hinten unter der Zuſammenfügung des Gehirns und der vier Zwillingserhöhungen, eine kleine etwas abhängige Rinne vor, welche in dem Marke des Gehirns, wo daſſelbe gegen die Brücke zu niederſteiget, eingedrücket iſt, und ſich abwärts in die vierte Hirnkammer öffnet, und der die Zergliederer den Namen der Waſſerleitung, Aquaeductus Sylvii, beygeleget haben. Die vierte und letzte Hirnkammer, Ventriculus

culus quartus, welche man hinter der vorigen ſuchen muß, iſt eine länglichte, zwiſchen dem kleinen Gehirne und dem darunter liegenden Theile des verlängerten Markes gelegene Höhle. Sie fängt von den hinterſten Zwillingserhöhungen an, geht unter der Furche, welche das kleine Gehirn unterwärts und hinten von einander abſondert, fort, und verliert ſich endlich unvermerkt auf dem verlängerten Marke. Im Anfange iſt dieſelbe enge und ſchmal, in der Mitte wird ſie etwas breiter, und zuletzt läuft ſie ganz ſpitzig zu, daher man ſie auch die Schreibefeder, Calamus ſcriptorius, genannt hat. Mit der oben beſchriebenen Waſſerleitung läuft dieſe Höhle zwar in eins fort, iſt aber doch von der dritten Hirnkammer durch eine, zwiſchen ihr und dieſer vorhängende, dünne, markichte Schicht, oder die große Hirnklappe, valuula magna cerebri, abgeſondert, und übrigens eben ſo, wie die vorigen Kammern, inwendig mit dem Adergewebe austapezieret. In den vierfüßigen Thieren, und ſogar in den Vögeln, findet ſich eine ziemlich ähnliche Kammer, welche zugleich mit der dritten Kammer in eins fortgeht, und ebenfalls zwiſchen dem kleinen Gehirne und dem Anfange des verlängerten Markes anzutreffen iſt. Das ſo genannte Hirnlein, Cerebellum, oder eigentlich gleichſam kleine Gehirn, iſt der zweyte Haupttheil des Gehirns im allgemeinen Verſtande, und faſt ſechsmal kleiner als dieſes. Es liegt im hinterſten Theile der Hirnſchalenhöhle, in zwo beſondern Vertiefungen oder Gruften des Hinterhauptknochens, welche eben zu dieſem Behufe beſtimmet ſind, und zwar unter den beyden hinterſten Lappen des großen Gehirnes, und unter dem mittlern oder oben genannten Querfortſatze der dicken Hirnhaut, durch den es auch vor dem ſchädlichen Drucke, welcher von dem Gewichte des auf ihm liegenden hintern Theiles des großen Gehirnes nothwendig entſtehen müßte, verwahret wird. Seiner äußerlichen Geſtalt nach hat es zwar viel Aehnlichkeit mit dem großen Gehirne, iſt aber doch oben ein wenig platter als kugelicht, hat übrigens einen breitern als langen Umfang, geht zu beyden Seiten etwas abhängig, und iſt unterwärts ziemlich rund. Von dem untern Fortſatze der dicken Hirnhaut wird es in zwo gleiche Hälften oder Seitentheile abgetheilet, indem nämlich dieſer ohngefähr wie eine kleine ſichelförmige Verlängerung in die daſelbſt befindliche Furche eindringt. Das Hirnlein unterſcheidet ſich auch auswendig beſonders durch Furchen, welche aber nicht eine ſchlangenförmige oder gedärmartige Wen-

dung haben, ſondern vielmehr wie ordentliche Zirkelbogen überall gleich weit von einander abſtehen, und ſolchergeſtalt allemal die Oberfläche deſſelben gleichſam in Ringe abtheilet. Dieſe Ringe werden nach und nach immer kleiner und enger und verlieren ſich endlich auf beyden Seiten in einer in der Mitte deſſelben hervorragenden, faſt doppelten, und ebenfalls mit Furchen bezogenen, Erhöhung, nämlich in dem ſogenannten Wurme der Alten, oder wurmförmigen Fortſatze, appendix ſ. proceſſus vermiformis. Die ganze Oberfläche, ſowohl des kleinen Gehirnes, als wurmförmigen Fortſatzes iſt noch überdieſes mit dem Adergewebe bedecket. Das Hirnlein beſteht zwar eben ſo, wie das große Gehirn, äußerlich aus einer Markrinde, oder einer grauen, und innerlich aus einer weißen Subſtanz, oder dem Marke ſelbſt. Es verbreitet ſich aber der eigentliche gemeinſchaftliche Markſtamm nach außen zu durch die Markrinde mehrentheils in eilf Aeſte, und dieſe wiederum in kleinere Zweige, woran die Markrinde, faſt wie die Blätter an den Bäumen, anhängt, welche ſonderbare Verbreitung man, der Aehnlichkeit wegen, den Lebensbaum, arbor vitae, genannt hat, und welche erſt alsdenn, wenn man das Hirnlein von oben nach unten, und alſo ſenkrecht durchſchneidet, zum Vorſchein kömmt. Man kann ſich hierbey gleichſam drey beſondere Hirnleinsſchenkel, pedunculi cerebelli, welche einige auch die Wurzeln des verlängerten Markes, crura medullae oblongatae, heißen, vorſtellen, welche aus der verſchiedenen Richtung des markichten Theiles des kleinen Gehirnes entſtehen, wovon die erſtern oder vordern ſich auf beyden Seiten vorwärts gegen die Zwillingserhöhungen und die Gegend der dritten Hirnkammer zu erſtrecken, und daſelbſt zum Baue der großen Gehirnklappe das ihrige beytragen, die beyden andern oder mittlern in der Mitte eine vorliegende, runde oder halbrunde Erhabenheit, oder die ſo genannte Hirnbrücke, Pons Varolii, oder ringförmige Erhöhung, Protuberantia annularis Willisii, ausmachen, welche mit ihren Fibern das verlängerte Mark oberwärts umgeben, und endlich die beyden hintern, welche nach dem Rückenmarke zu gehen, und ſich unvermerkt verlieren. Die nur genannte Hirnbrücke oder ringförmige Erhöhung des kleinen Gehirnes iſt in dem Menſchen und großen Thieren ein großer, in mittelmäßigen nnd kleinen Thieren hingegen auch ein ſehr kleiner und öfters faſt unmerklicher Theil, welcher den Vögeln gänzlich mangelt, und der berühmte Engländer, Willis, will ſogar bemerket haben, daß

er

er bey allen denjenigen Thieren ordentlicherweiſe fehle, welche keine vorderen Zwillingserhöhungen haben. Der dritte und letzte Haupttheil des Gehirnes iſt endlich das länglichte oder verlängerte Mark, Medulla oblongata. Es liegt dieſes hinter dem Grunde des großen Gehirnes, unter dem Hirnbeine, auf demjenigen Theile der dicken Hirnhaut, welche die Grundlage der Hirnſchale bedecket, und erſtrecket ſich von dem keilförmigen Fortſatze des Hinterhauptknochens an, auf deſſen obern Fläche es ruhet, bis zu der großen Oeffnung deſſelben. Es iſt, wenigſtens dem erſten Anſehen nach, bloß aus markichten Weſen zuſammengeſetzet, enthält nur innerlich etwas weniges von der grauen Rindenſubſtanz und entſteht eigentlich aus einer gemeinſchaftlichen genauen Verbindung der verlängerten markichten Fibern des großen Gehirns und des Hirnleins, daher man es denn als eine Verlängerung und Fortſetzung der Markſäulen dieſer beyden Theile anſehen kann. Am Anfange iſt es dicker und breiter, im Fortgange wird es dünner und ſchmäler, und verändert ſeinen Namen, ſo bald es die Hirnſchalenhöhle verlaſſen hat. Man kann an dem verlängerten Marke auch noch zwo vorzügliche Flächen, nämlich die obere und untere betrachten. Jene iſt aufwärts gekehret und von den Flügeln des kleinen Gehirnes bedecket, und beſonders wegen einer kleinen Vertiefung merkwürdig, die gleich zu Anfange ſich äußert, und wie eine Schreibefeder ſpitz zugeht, worunter man ſich eben eigentlich die vierte Hirnkammer vorſtellen muß. In der Mitte iſt ſie vermittelſt eines bis zu Ende der Vertiefung laufenden Striches oder Nath, welche von der großen Hirnklappe herkömmt, gleichſam in zwo Abtheilungen oder Hälften unterſchieden. Die untere Fläche liegt auf dem Boden der Hirnſchale, und es kommen, außer der obenbeſchriebenen Hirnbrücke oder ringförmigen Erhöhung und den Wurzeln des verlängerten Markes, an derſelben die oliven- und pyramidenförmigen Erhöhungen, nebſt einigen markichten Warzen zum Vorſcheine. Man kann auch auf dieſer untern Fläche etwas mehr ſeitwärts den Anfang von ſieben bis acht paar Gehirnnerven wahrnehmen, welche unmittelbar links und rechts daſelbſt entſpringen und herauskommen.

Es verlängert ſich endlich daſſelbe in das Rückenmark, Medulla ſpinalis, welches geſchieht, ſobald es durch die große Oeffnung des Hinterhauptknochens aus der Hirnſchalenhöhle herausgeht, und dieſelbe ganz verläßt. Dieſes iſt alſo derjenige fortgehende, länglichtrunde, markichte

Theil des Gehirnes, welcher ſich von daſelbſt an durch den ganzen Canal des Rückgrads erſtrecket, und gleichſam wie ein Schwanz von dem übrigen Gehirne herabhängt. Es beſteht eben ſowohl als das Gehirne aus einem doppelten, nämlich dem weißen markichten, und dem grauen markrindichten Weſen. Nur findet ſich hierbey der Unterſchied, daß das weiße Mark den äußern Platz und Umkreis, die graue Markrinde aber die innere Stelle einnimmt, dergeſtalt, daß, wenn man das Rückenmark quer durchſchneidet, letzteres eine halbmondenförmige Richtung und Geſtalt hat, und beynahe ein Hufeiſen vorſtellet, deſſen Endenſpitzen oder Hörner nach hinten, und der convexe krumme Theil nach vorne zu gekehret iſt. Außerdem daß das Rückenmark von dem knochichten Kanale des Rückgrades, ferner von einer ſehnichten Bandhaut, welche die Wirbel feſt unter einander verbindet, und einem Zellgewebe, woraus immer ein ſchmierichter und ſchleimichter Saft ausſchwitzet, der dieſe Theile ſchlüpfrig und geſchmeidig erhält, beſchützet wird, ſo umgeben ſolches auch noch von außenher drey beſondere Häute. Die äußere iſt die ſo genannte dicke Haut des Rückenmarkes, welche eigentlich nichts anders als eine Verlängerung der dicken Hirnhaut ausmachet. Sie liegt nicht ſo wie die dicke Hirnhaut unmittelbar an der Rückgradsröhre in Form eines Knochenhäutchens an, ſondern iſt durch das nur erwähnte Zellgewebe, das außenwärts um ſie nebſt vielem Fette herumgeht, davon abgeſondert. Der Kanal, welchen ſie durchaus bis an das Ende des Creuzknochens ausmachet, iſt faſt kegel- oder trichterförmig, oben dicke und ſtark, wird aber nach unten zu allmählig dünner und umgiebt das Rückenmark ſehr locker. Es beſteht dieſe dicke Haut des Rückenmarkes ebenfalls aus einer äußerlichen und innerlichen Schicht, wovon jene auf beyden Seiten verſchiedene Verlängerungen abgiebt, welche die Nervenſtämme begleiten, und ihre Scheiden ausmachen, dieſe aber ganz und eben iſt, und an der Stelle einer jeden Scheide zwey kleine Löcher hat, durch welche eben die Nerven durchgehen. Endlich machet auch dieſe innerliche Schicht zween länglichte Abergänge, welche auf beyden Seiten längſt dem Rückenmarke herablaufen, und ſich eigentlich von dem Hinterhauptsaderngange dahin erſtrecken. Die übrigen beyden äußerlichen Bedeckungen ſind endlich ebenfalls Fortſätze der ſpinnenwebenförmigen und der dünnen Hirnhaut; wobey zu merken, daß die erſtere längſt dem Rückenmarke herunter, zwar vorwärts mit

der

der zweyten ein wenig zuſammenhänge, hingegen nach hinten zu ganz locker und frey liege, und überhaupt hier deutlicher als ſonſt irgendwo können wahrgenommen werden. Es ſtellet alſo das Rückenmark gleichſam einen länglichten Kegel vor, der zwar mit der Rückgradshöhle faſt einerley Länge, aber nicht überall einerley Durchſchnitt, hat, ſondern an manchen Orten dicker, an manchen hinwiederum etwas dünner ausfällt. Endlich endiget ſich daſſelbe unten, bey dem erſten Lendenwirbel, in eine ſtumpfe Spitze, die bis an das Heiligbein reichet, und ſich zuletzt in verſchiedene markichte Seile oder Fäden zertheilet, welche alle die innere dünne Hirnhaut von außen begleitet, und welche man, ihrer Aehnlichkeit halber, zuſammengenommen den Roßſchweif, cauda equina, zu nennen pfleget. Mitten durch die obere Fläche deſſelben geht auch eine eingekerbte Furche, in welche ſich ſogar die dünne Hirnhaut hinein ſchleicht, und die ſolchergeſtalt die ganze Rückenmarkſäule gleichſam in zween gleiche Theile theilet. Die Blutgefäße, welche zum Rückenmarke gehören, ſind theils eigene, wovon beſonders die Blutadern in die Adergänge hineingehen, theils die Hals- wirbel- Lenden- und Ribbenadern, welche ſich durch die Löcher, aus welchen die Nerven hervorkommen, hineinſchleichen, und innerlich durch verſchiedene Mündungen an einander treffen und unter ſich verknüpfen. Aus dem Rückenmarke entſpringen eine andere Art Nerven, nämlich die ſo genannten Rückenmarksnerven, deren man dreyßig auf jeder Seite zählen kann, und welche ſich gegen verſchiedene Theile des Körpers ausbreiten. Man trifft dieſen Haupttheil des Gehirnes in den Körpern aller Thiere an. Bey denen, welche einen großen Kopf haben, übertrifft das ganze Gehirn, im Verhältniſſe gegen das Rückenmark gerechnet, daſſelbe gar ſehr, und iſt dieſes nur als ein kleiner Anhang deſſelben anzuſehen, welches überhaupt von den vierfüßigen Thieren und Vögeln gilt. Bey andern Thieren hingegen, welche einen kleinern Kopf und lang geſtreckten Leib haben, iſt die ganze Gehirnmaſſe kaum um ein weniges größer als das Rückenmark, welches denn alſo von Fiſchen, Würmern und Inſecten gilt, bey welchen letztern es einen bloßen Faden vorſtellet, der viele abgeſetzte Knoten und gleichſam aufgewickelte Knäule hat.

Endlich kommen auch unten an der Grundfläche des Gehirnes, mit welcher es auf dem Boden der Hirnſchale aufliegt, außer den ſchon angeführten und beſchriebenen Theilen, äußerlich noch einige Stücke vor, wovon noch nichts

nichts erwähnet worden. Es kommen nämlich zuförderſt vorne unter und hinter den erſten Flügeln des großen Gehirnes auf beyden Seiten zwo ziemlich anſehnliche, weiße, markichte Verlängerungen hervorgeſchlichen, welche anfangs etwas dünne ſind, nach und nach dicker und ſtärker werden, und mit einem noch dickern, kolbichten Ende aufhören, auch darum, weil ſie faſt wie eine Keule oder länglichter Kürbis ausſehen, von einigen die zizenförmigen Fortſätze genannt werden. Sie erſtrecken ſich in einer Länge von einigen queren breiten Fingern vorwärts nach dem Siebknochen zu, machen das erſte Paar, nämlich die Geruchnerven, Nervi olfactorii, primum par, aus, und haben eigentlich ihren Urſprung von innen aus den erſten vorderſten Zwillingserhöhungen der beyden Seitenkammern des Gehirnes, nämlich den geſtreiften Körpern. Es kommen die Geruchsnerven bey allen Thieren vor, haben auch bey allen einerley Urſprung und einerley Fortgang. Gleich hinter ihnen erſcheinen zween andere weiße markichte Balken, in der Geſtalt eines Andreaskreuzes, welche ſich hinten unter dem zweeten Flügel hervorſchleichen, inwendig aus den hintern Zwillingserhöhungen der Seitenkammern des Gehirnes, nämlich aus den Fundamenten der Sehenerven ihren Urſprung nehmen, nach einer erreichten Länge von einem Zolle einander überkreuzen, bald darauf wieder von einander abgehen und ſodann der rechte ſich nach dem Seheloche der linken Augenhöhle, der linke hingegen nach dem Seheloche der rechten Augenhöhle hin zu wenden ſcheint, welche ſonderbare Richtung ziemlich bey allen übrigen Thieren einerley iſt. Endlich offenbaren ſich auch noch ſowohl vorne auf beyden Seiten die großen Aeſte der innern ſchlafmachenden Pulsader, arteriae Carotides internae, welche von außen durch das Felſenloch, foramen petroſum ſ. caroticum, in die Hirnſchalenhöhle hineingegangen und ſich vorwärts gegen den Türkenſattel hingewendet hat, als auch hinten die beyden Wirbelpulsadern, arteriae vertebrales, und zwiſchen dieſen die Rückenpulsader, arteria ſpinalis, welche zuſammen durch die große Oeffnung des Hinterhauptknochens dahin gelanget ſind, und zuletzt mitten auf der ringförmigen Erhöhung, auch längſt und unter derſelben ein einfacher Stamm, welcher aus der Verbindung und Begegnung aller dieſer nur genannten Schlagadern entſtanden, nämlich die Baſilarader, arteria baſilaris.

Aus dieſer gegebenen Beſchreibung ſowohl des Gehirnes überhaupt, als auch ſeiner

einzelnen Theile insbeſondere erhellet nun mehr als zu deutlich, daß die ſchöpferiſche Natur in keinem andern Eingeweide als in dieſem einen größern Vorrath der feinſten und zarteſten Werkzeuge, welche zuſammengenommen, das Ganze deſſelben ausmachen, angebracht habe, und daß ſelbſt die regelmäßige Ordnung und künſtliche Verbindung derſelben ſo fein und ſauber geſchehen, daß ſogar, der mühſamſten Unterſuchungen ohngeachtet, dieſelbe eben ſo wenig ganz aufgelöſet, als die eigentliche Beſtimmung eines jeden noch zur Zeit genau entdecket werden können. In Anſehung der Blutgefäße ereignet ſich hier ferner der ganz beſondere und eigene Fall, daß deren mehrere, ſowohl zu- als abführende Gefäße, als ſonſt irgendwo, in dem Gehirne angetroffen werden, daher man denn ſchon aus der häufigen Menge Bluts, welche durch vier bis fünf große pulsaderichte Aeſte dahin gebracht wird, abnehmen kann, daß in dieſem Eingeweide die Abſonderung eines ſehr gemeinnützigen und edlen Saftes geſchehen müſſe. Dieſes iſt denn nun eigentlich der geiſtige Nervenſaft, fluidum nerueum ſpirituoſum, welcher in der äußerſt zarten und feinen Gehirnmaſſe von dem Blute abgezogen und geläutert und ſofort in die hohlen Nervenfibern, die alle auch darum aus dem Gehirne ſelbſt entſpringen, abgeleitet wird, und auf ſolche Weiſe wird hier der erſte und unmittelbare Grund theils zu der Empfindung, theils zu der Bewegung, als der unterſcheidenden Eigenſchaft eines thieriſchen Körpers, geleget, darum man es auch den Sammelplatz der Empfindungen, ſenſorium commune, zu nennen pfleget. Unter dieſe höchſt nützlichen und allgemeinen Vortheile, welche ſich von dem Gehirne auf alle Theile und übrige Verrichtungen des Körpers erſtrecken, gehöret auch noch der erhabene Vorzug, daß die Seele ſelbſt in dieſem Eingeweide ihren wahren und beſondern Sitz habe, auch deswegen alle eigentliche Seelenhandlungen in demſelben urſprünglich entſtehen. Je reizbarer nun ein Thier iſt, und je ſtärker und feiner ſeine Empfindungen ſind, deſto größer iſt auch ſein Gehirn. Es hat daher der Menſch unter allen Thieren das größte Gehirn; bey den Vögeln iſt es kleiner als bey den vierfüßigen Thieren, aber verhältnißmäßig größer als bey den Amphibien und Fiſchen, und ſo nimmt daſſelbe an Größe und an Gewicht ſtufenweiſe nach und nach auch bey den übrigen Thieren ab. Das Gehirn der vierfüßigen Thiere kömmt, den nur angeführten Unterſchied der Größe ausgenommen, in Anſehung ſei-

nes Baues, äußerlichen Geſtalt, und übrigen Einrichtung mit dem Menſchengehirne ziemlich überein. Unter dieſer Art Thiere ſelbſt aber äußert ſich darinnen einige Verſchiedenheit, daß die fleiſchfräßigen und wilden Thiere ein kleineres, dagegen diejenigen, welche ſich vom Graſe nähren, vor jenen ein größer Gehirn haben ſollen. Ohnerachtet man in dem Gehirne der Vögel einen und andern innerlichen Theil vermiſſet, welches oben bey einem jeden beſonders angemerket worden, ſo hat es doch gegen den übrigen Körper gerechnet, einigermaßen noch immer einen ziemlich weitläuftigen Umfang und anſehnliches Gewichte. Bey den Amphibien und den Fiſchen iſt das Gehirn, gegen den Kopf und den übrigen Körper gerechnet, ſehr klein, nicht ſo gewölbet und rund, wie bey der vorigen, ſondern mehr flach und zuſammengedrücket, und richtet ſich überhaupt nach der Geſtalt des Kopfes. Es hat eine aſchgraue mit weißen Puncten und Strichen vermiſchte Farbe, und iſt gleichſam in drey Lappen, nämlich zween vordere und einem hinteren, welcher letztere das Hirnlein vorſtellet, unterſchieden. Wenn man daſſelbe nur flüchtig und obenhin betrachtet, ſo ſcheint es zwar, als ob die übrigen Erhöhungen und kleinern Körper nicht beſonders entwickelt wären; man will aber doch durch eine genauere und mühſame Zergliederung dieſelben ebenfalls entdecket haben. Uebrigens iſt die Maſſe deſſelben nicht ſo feſte wie bey andern Thieren, und es wird äußerlich mit einem ſchaumichten Schleime umgeben. Bey den Inſecten und Würmern iſt es ein ſehr geringer, einfacher und faſt unmerklicher Theil, welcher aufs höchſte nur einen halbgeſpaltenen Knoten vorſtellet, der ſich in einen langen Rückenmarksfaden, der ebenfalls hin und wieder knotichte Abſätze hat, verlängert, wie denn auch die Zergliederer und Naturforſcher dieſen Thieren insgeſammt das Hirnlein abſprechen.

Gleichwie man nun in allen Thieren, welche Kopf und Augen haben, entweder ein vollkommenes Gehirn mit allen ſeinen Theilen, oder ein unvollkommenes, oder doch wenigſtens einen ähnlichen Abdruck und Spur deſſelben antrifft, ſo fehlet dagegen dieſes Haupteingeweide allen kleinern Gewürmen, Polypen, Waſſerthierchen, Mikroſkopthierchen, Zoophyten, Meerneſſeln, Bandwürmern, u. d. g. man müßte denn einen von den langen weißen Streifen oder Fäden, welche ſich wenigſtens an den letztern durchaus, nämlich vom Anfange bis zu Ende, mitten durch ihren Körper der Länge nach wahrnehmen laſſen, gleichſam als eine ähnliche Vorſtellung und Gegenbild eines Rückenmarkes

ckenmarkes anſehen, ohne dabey weiter auf die Nothwendigkeit eines wirklichen Gehirnes zu ſchließen.

Hirnhäute. S. Hirn.

Hirnlein. S. Hirn.

Hirnkraut.
S. Baſilicum.

Hirnſchale.

Hirnſchädel, Cranium, Calua, ſ. Caluaria. Man pfleget bisweilen dieſe beyden Benennungen eines knöchernen Theiles des Kopfes von einander zu trennen, indem man unter dem Hirnſchädel nur den oberſten gewölbten Theil deſſelben verſtehen will, auf welchem nach Art der alten Kriegsrüſtung der Helm ſaß, oder der heut zu Tage gemeiniglich von dem Hute bedecket wird, und deswegen manchmal verblümterweiſe lateiniſch galea, franzöſiſch la calotte, oder die Kappe heißt. Nach der gemeinen Mundart aber haben beyde Ausdrücke einerley Bedeutung, und verſteht man hierunter den oberſten halben Theil des knöchernen Kopfes im Durchſchnitte, welcher ſowohl mit ſeinen äußerlichen als innerlichen Knochen, nicht nur den Huth oder obern gewölbten Theil deſſelben, ſondern auch die Grundfläche der Hirnſchale, Baſin cranii, und folglich überhaupt diejenige große Knochenhöhle ausmachet, in welcher das Gehirn, nebſt ſeinen zugehörigen Theilen enthalten iſt. Es beſteht alſo die Hirnſchale oder der Hirnſcheidel, aus acht Knochen, welche folgende ſind: 1) das Stirnbein, os frontis; 2) und 3) zween Seitenknochen, oder Vorderhauptsknochen, duo oſſa bregmatis, ſ. parietalia, ſ. syncipitis; 4) und 5) zwey Schlafbeine, duo oſſa temporum; 6) der Hinterhauptsknochen, os occipitis; 7) das keilförmige Bein, oder der Keilknochen, os ſphenoideum ſ. cuneiforme; 8) das Siebbein oder der Siebknochen, os ethmoideum ſ. cribroſum. Die erſten ſechs Knochen kommen äußerlich, die letztern beyden innerlich zum Vorſchein, und ſind alle vermittelſt ihrer zackichten Ränder und Umkreiſe aufs genaueſte und künſtlichſte unter einander zuſammengefüget. Die Art dieſer Zuſammenfügung geſchieht durch wirkliche und falſche Näthe, per Suturas veras vel ſpurias, indem nämlich die Zähne dieſer zackichten Ränder in einander treffen und eingreiffen, oder ſonſt auf einander paſſen. An den Knochen ſelbſt bemerket man eine zweyfache knöcherne Schicht, nämlich eine äußerliche, Tabula externa, nebſt einer innerlichen oder gläſernen

Tafel, Tabula interna ſ. vitrea, und zwiſchen beyden ein fächerichtes Weſen, das im natürlichen Zuſtande mit einem ölichten und dünnen fließenden Marke ausgefüllet iſt, diplöe ſ. meditullium. Der Stirnknochen oder Stirnbein, hat beynahe die Geſtalt der einen Hälfte einer zweyſchalichten Muſchel, machet den vorderſten äußerlichen Theil der Hirnſchale aus, indem er bey den Menſchen und Affen faſt ſenkrecht, bey den übrigen Thieren aber, welche einen mehr langgeſtreckten als runden Kopf haben, etwas ſchief, oder vertical zu ſtehen kommt. Oberwärts verbindet er ſich durch eine beſondere Cranznath, per ſuturam coronalem, mit den beyden Seitenknochen, unterwärts, außer den Naſenknochen, mit verſchiedenen andern Geſichtsknochen, und inwendig mit dem Keilknochen, und dem Siebbeine, welches alles durch beſondere Fortſätze geſchieht. Es hat derſelbe unten auf beyden Seiten, ein paar große Vertiefungen, welche die große Hälfte der Augenhöhlen ausmachen, und zwiſchen ſelbigen, nämlich beſonders da, wo das Stirnbein auf den Naſenknochen aufliegt, innerlich zwo große anſehnliche Schleimhöhlen, welche noch darzu durch eine beſondere Scheidewand von einander abgeſondert ſind, und endlich dieſer Stelle gegenüber inwendig einen beſondern Ausſchnitt, zur Aufnahme des Siebknochens. Außerdem bemerket man an demſelben allerhand Erhöhungen und Fortſätze, auch verſchiedene Grufften und Furchen, welche alle ihre beſondere Beſtimmungen haben; nicht weniger hin und wieder große und kleine Löcher und Oeffnungen, wodurch Nerven und Gefäße ein- und ausgehen. Eigentlich iſt dieſes nur ein einfacher Knochen, allein bey jungen Kindern iſt er allemal doppelt, und man trifft ihn auch ſogar bisweilen bey Erwachſenen, und vornehmlich bey den meiſten Thieren, durch eine beſondere Stirnnath, per ſuturam frontalem, in zween gleiche Theile getheilet. Die beyden Seitenknochen oder Vorderhauptsknochen, ſind faſt viereckicht, liegen beyde ſeitwärts einander gegenüber, treffen oben durch die Pfeilnath, per ſuturam ſagittalem, mit einander zuſammen, und verbinden ſich vorwärts durch die Cranznath mit dem Stirnbeine, hinterwärts durch eine dreyeckichte Nath mit dem Hinterhauptsknochen, und endlich unterwärts durch eine ſchuppichte Nath, per ſuturam ſquamoſam ſ. imbricatam, mit den Schlafbeinen, und dem Keilknochen. Bey neugebohrnen und jungen Kindern ſind dieſe beyde Knochen noch ſehr unvollſtändig,

ſtändig, und findet man beſonders da, wo die Pfeilnath und Cranznath zuſammengehen, eine ſehr anſehnliche Oeffnung, die nur mit einer Haut bedecket iſt, welche das Blättchen oder Fontanelle, bregma, ſ. fontanella, ſ. fons pulſatilis, genannt wird. Der Hinterhauptsknochen iſt von ſehr ungleicher Geſtalt, machet den hinterſten Theil des Hirnſchädels, und etwas von deſſen Grundfläche aus, und verbindet ſich oberwärts vermittelſt einer dreyeckichten Nath, per ſuturam lambdoideam, mit den beyden Vorderhauptsknochen, unterwärts und ſeitwärts mit den Schlafknochen, und endlich vorwärts durch einen großen ſtarken Fortſatz, per proceſſum baſilarem, mit dem Keilknochen. Es iſt dieſes ein einfacher ſehr ſtarker Knochen, an welchem man ſowohl auswendig als inwendig außer verſchiedenen Erhöhungen großen Vertiefungen, Furchen und Löchern, eben da, wo der nur genannte große ſtarke Fortſatz unterwärts ſeinen Anfang nimmt, beſonders das große Hinterhauptsloch, foramen magnum oſſis occipitis, antrifft, wodurch das Rückenmark aus der Hirnſchalenhöhle herausgeht, und an welchem auswendig ſeitwärts zwo große erhabene kolbichte Hervorragungen oder Buckel, duo condyli oſſis occipitis, einander gegenüber befindlich ſind, die zur Verbindung des Kopfes und der erſten Halswirbel gehören. Die beyden Schlafbeine ſitzen ſeitwärts rechts und links unter den Vorderhauptsknochen, an deren untern Bezirk ſie auch durch eine Schuppennath anliegen, und übrigens auf eben dieſe Art ſich vorwärts mit dem Stirnbeine, und dem jochförmigen Geſichtsknochen, hinterwärts mit dem vorigen, und endlich unterwärts mit dem Keilknochen verbinden. Die Geſtalt derſelben iſt ſehr ungleich, doch kann man ſie in einen äußerlichen oder den ſchuppichten Theil, partem ſquamoſam, und einen innerlichen, welcher nämlich nur inwendig in der Hirnſchalenhöhle zum Vorſchein kommt, und einen Theil ſeiner Grundfläche ausfüllet, oder den ſogenannten ſteinernen Theil, partem petroſam, und worinnen die Gehörknochen, und Gehörgänge innerlich enthalten ſind, eintheilen. Auch dieſe beyde Knochen haben verſchiedene Hervorragungen und Löcher, worunter die Zizzen, Proceſſus maſtoidei, die Griffel, Proceſſus ſtyloidei, und die jochförmigen Fortſätze, Proceſſus zygomatici ſ. iugales, die vornehmſten, und unter den Löchern diejenigen beyden großen Oeffnungen beſonders merkwürdig ſind, welche von außen zu dem Gehörgang gehen. Der Keilknochen,

knochen, welcher darum, weil er zwiſchen die an ihn angrenzenden gleichſam wie ein Keil mitten eingetrieben iſt, alſo genannt wird, nimmt den mittlern und vordern Theil vom Grunde der Hirnſchale ein, und heißt auch darum bisweilen der Grundknochen, Os baſilare. Man könnte, dem äußerlichen Anſehn nach, dieſen einfachen Knochen faſt mit einer Fledermaus, die ihre Flügel ausgeſpannet hält, vergleichen, weswegen man denn auch den mittelſten ſtärkern Theil gemeiniglich den Körper, die beyden Seitentheile die Flügel oder Flügelfortſätze, Proceſſus alares, und einen vor dem Körper hervorragenden Theil, den Schnabel, Roſtrum, zu nennen pfleget. Außer dieſen und einigen kleinern Hervorragungen iſt der Pferdeſattel, oder Türkenſattel, Sella equina ſ. turcica, mit ſeinen kleinern Seitenfortſätzen, Proceſſus clinoidei, am bekannteſten, und kommt inwendig in der Hirnſchalenhöhle ſelbſt zum Vorſchein, wie man denn auch unter demſelben innerlich beſondere Schleimhöhlen antrifft, welche ſich in die Naſenhöhle öffnen. Die Verbindung des Knochens geſchieht außer einigen Geſichtsknochen mit dem Stirnbeine, den beyden Vorderhauptsknochen, den beyden Schlafknochen, dem Hinterhauptsknochen, und dem folgenden. Das Siebbein, oder der Siebknochen iſt der kleinſte und dünnſte unter allen Knochen der Hirnſchale, und liegt vorne am Boden derſelben, zwiſchen dem vorigen und dem untern dünnern Theile des Stirnbeines, erſtrecket ſich bis in die Naſe und die Augenhöhlen, und ſitzt alſo faſt mitten in den beyden obern Kiefern. Es iſt derſelbe einfach, von ſehr ungleicher Geſtalt, und beſteht meiſtens nur aus ſehr dünnen zarten knöchernen Blättchen, welche, weil ſie zuſammengerollet und fächericht ſind, ebenfalls beſondere Schleimhöhlen, die auch in die Naſe gehen, ausmachen. Oberwärts raget in die Hirnſchalenhöhle ſelbſt hinein mitten aus dem Knochen ein etwas ſpitziger und ſcharfer Fortſatz, oder der Hahnenkamm, Criſta galli, hervor, welcher von etwas veſterem Weſen, als der Knochen ſelbſt zu ſeyn ſcheint, und hinter und um demſelben befinden ſich allerhand kleine Löcherchen, welche ihrer Aehnlichkeit wegen alle zuſammengenommen, das Sieb, Cribrum, genannt werden, und wovon der ganze Knochen ſeine Benennung erhalten hat. An dem Hahnenkamm befeſtiget ſich die harte Hirnhaut, und durch das Sieb gehen die kleinen Fäden des großen Geruchsnerven in die Naſenhöhle. Man rechnet auch noch zu allen dieſen kleine drey-

dreyeckichte Knöchelchen, oſſa triquetra, ſ. Wormiana, welche man bisweilen hin und wieder äußerlich einzeln antrifft, welche aber im Grunde nichts anders, als nur kleine Knochenabſätze vorſtellen. Dieſes iſt die Beſchaffenheit derer acht Knochen, welche die Hirnſchale oder den Hirnſchädel ausmachen, und aus deren Zuſammenfügung die große und anſehnliche Hirnſchalenhöhle entſteht, in welcher das Gehirn liegt. Da der Menſch von der Natur einen runden, und nach ihm das Affengeſchlecht, alle übrige Thiere hingegen einen mehr länglichten, und nach vorne zu geſpitzten, auch wohl einige, wie z. E. bey den Fiſchen, einen platten und zuſammengedrückten Hirnſchädel erhalten haben, ſo iſt auch bey dem kleinſten Menſchen die Hirnſchalenhöhle allemal größer und geraumlicher, als bey allen übrigen Thieren, bey denen ſie verhältnißmäßig immer kleiner angetroffen wird, welches darum nöthig war, weil, wie oben angegeben worden, der Menſch vor den Thieren das meiſte, größte, und ſchwereſte Gehirn erhalten hat.

Hirnſchale, S. auch Seeapfel.

Hirnſchädel.

S. Hirnſchale.

Hirſch.

Ceruus. Dieſes bekannte zweyhufige Thier, wovon das Weibchen Hirſchkuh, und Hindinn, von den Jägern aber Thier genannt wird, gehöret unter die wiederkäuende Thiere, und ſteht in dem Linneiſchen Syſtem in der fünften Ordnung, weil es nur im untern Kiefer Schneidezähne hat. Der Kopf iſt in Anſehung des Körpers klein, die Ohren aber groß. Im obern Kiefer ſtehen zween krumme Hundszähne. Der Hals iſt erhaben. Die Geweihe, welche man nur bey dem männlichen Hirſche antrifft, der ſich auch durch den zottigen Hals von der Hirſchkuh unterſcheidet, ſind dicht und äſtig mit zurückgebogenen Spitzen oder Enden. Die Läufe ſind hoch und geſchlank, der Schwanz klein, und das kurze Haar gemeiniglich braun, oder falbroth gelblich, bisweilen aber auch ganz ſilberfarben weiß, oder röthlich und weiß geflecket. Unter dem Vorderwinkel eines jeden Auges befindet ſich eine Höhlung, welche über einen Zoll tief iſt, und ſich auswärts durch eine Spalte öffnet. In dieſer ſogenannten Thränenhöhle ſondert ſich eine zarte, fette, ſchwärzliche Materie ab, welche leicht verhärtet und die Namen Hirſchbezoar und Thränenbezoar bekommen hat.

Die Eingeweide des Hirſches kommen in den meiſten Stücken mit den Eingeweiden der Rinder

überein; es mangelt ihnen aber die Gallenblaſe. Das Knochengebäude iſt ebenfalls wie bey dem Rindviehe beſchaffen, nur nicht ſo ſtark. Das Gewicht eines Hirſches beträgt in unſern Gegenden gemeiniglich drey- bis vierhundert Pfund. Doch hat man auch bisweilen Hirſche gejaget, welche 650 Pfund und drüber gewogen haben. Die Nahrung dieſer Thiere, welche meiſtentheils des Nachts weiden, beſteht in allerley Laub, Gras, Heu, Moos und grüner Saat; daher ſie am liebſten ſolche Wälder zu ihrem Aufenthalte erwählen, welche an Saatfelder gränzen. Im Winter, wenn es ihnen an anderer Nahrung fehlet, pflegen ſie die Bäume abzuſchälen. Ihr Alter bringen ſie auf dreyßig bis vierzig Jahre. Sie werfen jährlich ihr Geweihe im Frühjahre ab, welches bey den alten Hirſchen ſchon gegen das Ende des Februars, bey den jüngern aber im März oder April, und bey den jüngſten erſt im May geſchieht. Doch bemerket man hierinnen bisweilen einige Verſchiedenheit. Ueberhaupt werfen die Hirſche ihr Geweihe eher ab, wenn der Winter gelinde geweſen iſt. Sobald ſie das Geweihe abgeworfen haben, halten ſie ſich nicht mehr in dicken Wäldern auf, ſondern begeben ſich auf das Feld, oder in Gebüſche, wo das Holz nicht dichte ſteht, um das neue Geweihe, welches ſehr empfindlich iſt, nicht an den Aeſten zu beſchädigen. Hier bleiben ſie ſo lange, bis das neue Geweihe wieder gewachſen iſt, welches bey den ältern Hirſchen gegen das Ende des Heumonaths, bey den jüngern aber noch ſpäter ſeine Vollkommenheit erreichet. Sobald ſie nun fühlen, daß ihr Geweihe die gehörige Stärke erlanget hat, ſtreichen ſie daſſelbe einige Tage an den Bäumen, um den Baſt, womit es bekleidet iſt, abzuſtreifen.

Zu Ende des Auguſts tritt der Hirſch in die Brunſt, welche ohngefähr drey, bisweilen auch ſechs Wochen dauert. Alsdenn zieht er mit der Naſe an der Erde, wie der Hund, und ſpüret auf dieſe Art die Witterung der Hindinn aus; er ſchreiet heftig, rennt wie unſinnig mit dem Geweihe wider die Bäume, und läuft ſo lange herum, bis er eine Hindinn gefunden hat. Erblicket er bey ſeinem geliebten Gegenſtande einen Nebenbuhler, ſo entſteht ein hitziger Kampf, welcher ſich nur durch die Niederlage oder Flucht des einen endiget. Während dieſer ganzen Zeit freſſen die Hirſche überaus wenig, ſchlafen und ruhen auch ſelten, indem ſie immer herumſtreichen und ihre heftigen Begierden zu befriedigen ſuchen; daher ſie nachgehends ſo mager

und entkräftet ſind, daß ſie viele Wochen zu ihrer Erholung nöthig haben.

Die Hirſchkuh geht acht Monathe und einige Tage trächtig, und ſetzet gemeiniglich im May oder zu Anfange des Brachmonaths ein Kalb, ſelten zwey. Die Mutter ſäugt ihr Kalb, welches dieſen Namen nur ſechs bis ſieben Monathe behält, gemeiniglich bis zur künftigen Brunſtzeit, und iſt für daſſelbe ſo ſehr beſorgt, daß ſie ſich ſelbſt den Hunden darbietet und ſich von ihnen jagen läßt, um ſie von dem Kalbe zu entfernen. Die Hirſchkälber ſind anfänglich bunt, nämlich roth, braun und weiß gefleckt, und nehmen erſt nach und nach die gewöhnliche Hirſchfarbe an. Wenn ſie ohngefähr ein Alter von ſechs bis ſieben Monathen erreichet haben, wo man ihnen den Namen Schmalthiere giebt, entſtehen auf der Stirne der jungen Hirſche männlichen Geſchlechts zwey Hügelchen oder Buckeln, welche bald darauf eine länglichte, cylindriſche Geſtalt bekommen und wie Spieße ausſehen; daher man die jungen Hirſche nach dem erſten Jahre, wo ihr Geweihe noch keine Aeſte hat, Spießhirſche zu nennen pfleget. Nach dem zweyten Jahre erſcheinen die erſten Aeſte oder Enden an dem Geweihe, und weil daſſelbe dadurch eine gabelförmige Geſtalt erhält, ſo wird ein junger Hirſch von dieſem Alter ein Gabelhirſch genannt. Mit jedem Jahre kommen gemeiniglich bis in das achte Jahr zwey neue Aeſte hinzu. Doch fehlet es nicht an Beyſpielen, daß bey gutem Futter und guter Leibesbeſchaffenheit ſchon in den erſten vier Jahren zwölf und mehr Enden hervorgekommen ſind. Die Zahl der Enden erſtrecket ſich bey alten Hirſchen ſelten viel über zwanzig. Hirſche von vierzig, funfzig und ſechzig Enden ſind eine große Seltenheit.

Unter den ausländiſchen Hirſchen giebt es, außer der Farbe, auch in Anſehung der Größe und in Anſehung der Geweihe mancherley Verſchiedenheiten. Der kleine corſicaniſche Hirſch iſt nur halb ſo groß, als unſere Hirſche. Der grönländiſche Hirſch, welcher von dem Rennthiere unterſchieden iſt, und ſich vorzüglich vom Löffelkraute nähret, hat große Augen, eine haarichte Naſe, ſtarke Läufte, und iſt dicker als die Hirſche in unſern Gegenden. Die Farbe iſt aſchgrau und die Geweihe ſind mit einer rauhen Haut überzogen. Eben dieſen Ueberzug findet man auch an den Geweihen des Hirſches von Canada, welche überhaupt größer ſind, als die Geweihe unſerer Hirſche, und mehrere, wie Hacken krumm gebogene Enden haben. In Afrika findet man Hirſche mit glatten, kurzen

Geweihen ohne Enden. Der Gangeshirſch, welcher eine fahlrothe, weißgefleckte Haut hat, iſt ſchon unter dem Artikel Axis angeführet worden.

Außer dem Fleiſche und der Haut, deren Nutzen bekannt iſt, pfleget man auch die übrigen Theile dieſer Thiere auf verſchiedene Art zu nützen. Aus dem Geweihe werden nicht nur allerley Hefte und Griffe gemachet, ſondern auch daraus in den Apotheken Spiritus, Oel und Salz bereitet. Dem Blute und Fette ſchreibt man eine ſchweißtreibende Kraft zu. Der Hirſchtalg, das Hirſchmark und der Thränenbezoar wird ebenfalls von deu Aerzten gebrauchet. In vorigen Zeiten hielt man auch viel auf ein gewiſſes Beinchen, das mau bisweilen in dem Herze der alten Hirſche findet.

Von den übrigen Thieren, welche man unter das Hirſchgeſchlecht rechnet, nämlich von dem Dammhirſche, Rennthiere, Rehe und Elendthiere, wird in beſondern Artikeln gehandelt.

Hirſch wird auch eine Porzellane mit vortretenden Gewinden genannt, Cypraea Ceruus L. Die Schale hat eine kleine vortretende Spitze, welche mit Porzellanmaſſe überzogen zu ſeyn ſcheint, iſt länglicht oval, ziegelfärbicht, und dichte mit vielen großen weißen Punkten, hin und wieder aber mit blaſſen runden Flecken beſetzet. Etwas ſeitwärts befindet ſich der Länge nach eine ununterbrochene weiße Linie; hinten geht ſie in einen gedruckten, ſcharfen Rand aus; die Zähnchen an der Mündung ſind braun.

Hirſchbrunſt.

S. Kugelſchwamm.

Hirſchdorn.

S. Creutzbeerſtrauch.

Hirſche.

S. Hirſe.

Hirſchenſchwamm.

S. Trüffeln.

Hirſchgeweihcoralle.

Es wird dieſe Sterncoralle auch das Elendshorn und vom Herrn v. Linne' Madrepora damicornis genannt. Sie iſt verſchiedentlich in Aeſte abgetheilet, und die Aeſtchen ſind wieder gezacket, oder in verdünnte Aeſtchen abgetheilet. Oefters ſind ſie einen Schuh hoch, und einem Hirſchgeweihe ganz ähnlich. Die Maſſe iſt weiß, über und über mit Sternchen beſetzet, feſt, an den Spitzen aber öfters mürbe. Hr. Pallas giebt verſchiedene Nebenarten an, und Herr Müller äußert die Vermuthung, wie dieſe vielleicht von der Höckercoralle nicht wirklich unterſchieden ſey.

Hirſch-

Hirſchholder.

S. Holunder und Schwelgenbaum.

Hirſchhornbaum.

S. Färberbaum.

Hirſchhornflechte.

S. Flechte.

Hirſchkäfer.

S. Schröter.

Hirſchkatze.

Dieſen Namen geben einige Schriftſteller dem Luchſe, welcher in Canada gefunden wird, weil er kleiner iſt, als der europäiſche Luchs, welchen man auch Hirſchwolf zu nennen pfleget. S. Luchs.

Hirſchklee.

S. Kunigundkraut.

Hirſchkohl.

S. Lungenkraut.

Hirſchmangolt.

S. Lungenkraut.

Hirſchſteine.

Calculi ceruini. Man giebt zwo Arten von widernatürlichen ſteinartigen Subſtanzen an, welche in den Hirſchen gefunden werden: 1) Hirſchſteine im Magen, Bezoar ceruinum, welches ſchalichte Steine ſind, ſo den gemeinen Bezoarſteinen beynahe gleichen, eine weißgelbe Farbe haben, und in dem Magen und den Gedärmen der Hirſche gefunden werden; 2) Hirſchſteine in Augen; Lacrymae ceruinae, ſollen eine dunkelrothe Farbe haben, und in den Augenwinkeln der Hirſche gefunden werden. Man glaubet, daß ſie vom verhärteten Augenwaſſer herkommen. Wallerius Mineral. S. 524.

Hirſchwolf.

S. Luchs.

Hirſchwundkraut.

S. Kunigundkraut.

Hirſchwurzel.

S. ſchwarzer und weißer Enzian, auch Laſerkraut.

Hirſchzungenkraut.

Lingua ceruina Tourn. gehöret zu der Geſellſchaft der Farnkräuter, und iſt von vielen neuern Schriftſtellern mit der Mauerraute, dem Milzkraute, und Wiedertodte vereiniget, und dieſe alle mit dem Geſchlechtsnamen Aſplenium beleget worden; doch hat Herr Gleditſch dieſe Vereinigung nicht durchgehends angenommen, und unter andern auch das Hirſchzungenkraut als ein beſonderes Geſchlecht beybehalten, und ſolches Phyllitis genannt. Ob wir zwar die Vereinigung nicht gänzlich tadeln können, wollen wir doch hier dieje-

nige Art anführen, welche in den Apotheken Hirſchzungenkraut genannt wird; die andern, welche damit vereiniget werden könnten, übergehen wir, da ſie bey uns nicht vorkommen. Nach Herr Gleditſchen ſind die Geſchlechtskennzeichen: ein einfaches, ganzes, vorwärts zungen- und hinterwärts herzförmiges Blatt, auf deſſen hintern Fläche ſtaubige Linien einander gegenüber geſtellet ſind. Dieſe Staublinien ſind Anfangs von der äußerlichen Haut des Blattes bedecket, welche ſich der Länge nach öffnet, und das ſtaubige Weſen bloß darſtellet. Dieſes zeiget unter dem Vergrößerungsglas viele zugeſpitzte Köpfchen, welche auf einem zarten gebogenen Stielchen ſitzen, und für das Saamenbehältniß, oder den Saamen ſelbſt gehalten werden. Das gemeine Hirſchzungenkraut, Aſplenium ſcolopendrium L. wächſt in ſchattichten Gegenden, in Wäldern und auf Felſen. Die harte, fäſerichte, ſchwärzliche Wurzel treibt viele einfache, eckichte, gefurchte, rauhe Stiele, deren jeder ein einfaches, ohngefähr einen halben, auch ganzen Fuß langes, und zween bis drey Finger breites, aufrechtſtehendes, lichtgelbes, glattes, zungen- oder lanzenförmiges, ſpitziges, unten am Stiele mond- oder herzförmig ausgeſchweiftes, und am Rande völlig ganzes Blatt trägt; die Verlängerung des Stieles durch das Blatt ſelbſt iſt auch mit ſchwarzen Schuppen beſetzet und rauch. Im Sommer erſcheinen auf der hintern Fläche die Staublinien, welche auf beyden Seiten des Nerven der Quere nach, jedoch ſchief geſtellet und anfangs von der durchſichtigen Haut des Blattes bedecket ſind. Das Blatt iſt ſich nicht immer gleich, und leidet ſowohl am Rande, als am obern Ende einige Veränderungen. Der Rand iſt zuweilen mit Falten beſetzet und krauß, fol. criſpo, und die Spitze theilet ſich gleichſam in viele Blättchen, welche alsdenn auch krauß bey einander ſtehen, Lingua ceruina multifido folio. Wurzel und Blatt haben einen eckeln zuſammenziehenden Geſchmack, und beyde ſind in vorigen Zeiten wider viele langwierige Krankheiten, und vorzüglich als auflöſende und zertheilende Mittel in Verſtopfungen der Eingeweide angerühmet, und daraus mit Waſſer, Wein, oder Bier, Tränke bereitet worden. Auch hat man ſolche zu Wundtränken gemiſchet, und mit rothen Wein abgekochet, bey dem Durchfalle und der rothen Ruhr gebrauchet. Der mit Waſſer abgekochte Trank wurde bey verſchiedenen Fehlern des Mundes, als ein Gurgelwaſſer verordnet, auch damit die alten offnen Schä-

den ausgewaſchen. Die Vieh-ärzte bedienen ſich dergleichen Trankes noch jetzo bey dem Durchfalle und der rothen Ruhr des Viehes.

Hirſe.

Hirſche, Milium. Da man zur Zeit die einmal eingeführten deutſchen Namen von Pflanzen nicht füglich abſchaffen, und mit andern verwechſeln kann, ſo müſſen wir auch unter dieſem Namen von den, überall bekannten, Saamen handeln, obgleich die Pflanze eigentlich zum Fenichsgraſe gehöret. Der Saatbirſe, Panicum miliaceum L. ſtammet eigentlich aus Indien her. Die fäſerichte Wurzel treibt einen, zween bis drey Fuß hohen, äſtigen Halm, welcher an den Knoten mit haarichten Blattſcheiden umgeben iſt; das Blatt ſelbſt iſt breit, lang, ſpitzig, und ſonſt den Gräſern ähnlich. Halm und Zweige endigen ſich mit einer lockern, unterwärts hangenden Riſpe; von der Blüthe ſiehe Fenchgras; die Bälglein aber ſind hier ſehr ſpitzig und nervicht; die Saamen gemeiniglich gelb, auch mehr weißlicht oder röthlicht. Man findet auch Stöcke mit ſchwarzen Saamen, welchen man Sprallbirſe nennet, aber weniger achtet. Der gelbe Saamen hat den Vorzug. Es iſt ſolcher in vielen Ländern ein gebräuchliches Nahrungsmittel. Es ſoll zwar zu Blähungen und Verſtopfung des Leibes Gelegenheit geben; wenn aber die Schale durch das Kochen erweichet und aufgeſprungen, wird ſolcher ſtatt Reis und Graupen dienen können. In Italien pfleget man daraus Gebackens zu machen; wenn ſolches aber einige Tage gelegen, wird es zähe, daher man auch aus dem Hirſe nicht füglich Brod backen kann. Brey, mit Milch gekochet, iſt die gewöhnlichſte Zurichtung; arme Leute füllen auch damit die Würſte. Beſondere Arzneykräfte kann man dem Hirſe wohl nicht zuſchreiben. Er iſt weder kühlend, noch ſchmerzſtillend. Und der Ambroſiustrank, welcher aus Waſſer, ſo mit Hirſe abgekochet, und mit Wein vermiſchet worden, bereitet wird, wird vor ſich weder Urin, noch Schweiß treiben. Obgleich der Hirſeſaame bey dem Ausdreſchen leicht ausfällt, muß ſolcher doch nachher in die Stampfmühle gebracht, und die Hülſen und Kleyen davon geſondert werden. Es erfordert ſelbiger zwar nicht einen fetten, doch ſolchen Boden, welcher noch Nahrung in ſich hat, aber, wenn die Saat nur ein wenig erwachſen, vieles Jäten, auch wenn die Pflanzen zu dicke ſtehen, muß man ſolche durchziehen, damit die andern Raum behalten, größere und mehrere Kolben zu tragen. Die

Kolben reifen auch nicht zu gleicher Zeit, die mittelſte eher, die andern ſpäter; man muß daher auch eine doppelte Erndte halten, und die reifen Kolben beſonders abſchneiden, zuletzt aber, wenn die andern auch zur Reife gelanget, den Halm ſelbſt abmähen. Die Vögel ſtellen den Saamen ſehr nach. Da auch reifer Saamen leicht ausfällt, muß man mit der Einſammlung nicht zu lange warten.

Außer dieſem Hirſe, giebt es noch andere hirſenartige Gräſer, welche mit dem Fenchgras nicht gänzlich übereinkommen, und daher ein eigenes Geſchlecht ausmachen, welches den lateiniſchen Namen Milium erhalten, und im deutſchen auch Hirſengras genannt wird. Damit aber dieſer und der Saathirſe nicht verwechſelt werden möchten, haben andere ſolches Fladergras, auch Milisgras genennet. Die Blumen ſtehen alle einzeln, und der Kelch beſteht aus zwey eyförmigen zugeſpitzten Bälglein; beyde Spelzen ſind kleiner, als die Bälglein, doch iſt eine größer als die andere. In der Blüthe zeigen ſich drey Staubfäden, und zween Griffel mit pinſelartigen Staubwegen. Der runde Saame liegt in den Spelzen eingeſchloſſen. Von den ſieben Arten, welche Herr v. Linné anführet, findet man bey uns nur eine, Nämlich: das ſtraußichte Fladergras, Waldhirſengras, Milium effuſum L. wächſt in dichten Laubhölzern, auch um dieſelben, an den Dämmen und Hecken. Die Wurzel iſt ausdauernd, der Stängel drey bis vier Fuß hoch; die Stielchen der Blüthen ſind zart und lang, und ſitzen an einem Stielchen öfters mehrere Blüthen, welche weitläuftig von einander ſtehen. Die Kelchbälglein ſind grün, und geſtrichelt. Es blühet im May und Juni. Der beſondere Geruch, welcher viel ähnliches mit den Meliloten hat, machet dieſe Grasart leicht kenntlich. Wenn es jung iſt, wird es von Schaafen und anderm Vieh gerne gefreſſen; es wird aber bald hart und trocken, und tauget alsdenn nicht viel.

Hirſe, indianiſcher oder Mooren.

S. Honiggras.

Hirſe, Meer- oder Perl-.

S. Thränengras.

Hirſenkorn.

S. Porzellanwalze.

Hirſe, wilder.

S. Fenchgras.

Hirſedorn.

S. Creuzbeerſtrauch.

Hirſegras.

S. Fenchgras und Sembden.

Hirtenpfeiffe.
S. Zimbelblume.

Hirtentaſche.
S. Täſchelkraut.

Hirzbrunſt.
S. Kugelſchwamm.

Hivourahe.

Unter dieſem Namen erwähnen einige Schriftſteller einen großen Braſilianiſchen Baum, deſſen Rinde ſilberweiß, inwendig aber röthlich ſieht, und im friſchen Zuſtande einen milchweißen Saft von ſich giebt, der ſüßlich ſalzig ſchmecket. Die Frucht iſt ſo dicke, wie eine mittelmäßige Pflaume, goldfarbig, zart, von lieblichen Geruche, und ſüßen Geſchmacke; daher ſolche den Kranken ſehr angenehm iſt. Die Rinde des Baumes treibet den Schweiß, trocknet und eröffnet. In Braſilien wird ſie, wie das Franzoſenholz, wider die Spaniſchen Pocken, oder Liebesſeuche gebrauchet. Nähere Nachricht haben wir nicht auffinden können.

Hoanyciogu.

Gelbfiſch, Piſcis croceus, in China, des Sommers ein Vogel, des Winters ein Fiſch, ſ. Jablonsky Lexicon und Richter, S. 667. Chomel merket an, daß er auch Gaoxa, von einer Inſel in China, gleichen Namens, genennet worden. ſ. unſern Artikel, Gelbfiſch, Th. III. S. 314.

Hobo.

Hobus indica pruni facie. Ein Baum in Weſtindien, deſſen Frucht einer Pflaumen ähnlich iſt, aber nicht viel Fleiſch hat, und bey der Reifung gelb wird. Der Geſchmack des Fleiſches iſt lieblich, etwas ſäuerlich, ſie iſt aber übel zu kauen, weil ſie voller Faſern iſt. Man will dieſe Frucht für eine Art Myrobalanen halten. Die Indianer bedienen ſich der zarten Zweige und der Rinde, und bereiten ein wohlriechendes Waſſer daraus, zu Stärkung der ermüdeten Glieder. In Neuſpanien thun ſie ſelbige auch in die Bäder. Wenn die Wurzel aufgeriſſen wird, ſo bringet ein Waſſer heraus, welches gut zu trinken iſt. Vielleicht iſt dieſer Baum unter einem andern Namen mehr bekannt.

Hobo, S. auch Monbin.

Hochflieger.

Exocoetus Euolans, Linn. gen. 185. ſp. 2. nach dem Müller, des Geſchlechts der fliegenden Fiſche, Exocoetus, ſ. unſern Artikel fliegende Fiſche, Th. III. S. 125. und die Kleiniſchen Küraſſirer, Cataphractus, ſp. II.

Hochkraut.
S. Dille.

Hochleuchter.

S. Siegmarskraut.

Hochmaul.

Salmo Anoſtomus, Linn. gen. 178. ſp. 29. nach dem Müller, der ihn auch, Th. IV. Tab. VIII. fig. 7. zeichnet. ſ. Salme.

Hochrücken.

Salmo Gibboſus, Linn. gen. 178. ſp. 20. nach dem Müller; wo er auch Th. IV. Tab. VIII. fig. 6. abgezeichnet zu finden. ſ. Salme.

Hochrücken, S. auch Jambus.

Hochſchauer.

Hochſchauer nennet Müller das 173ſte Geſchlecht des Linne', Cobitis, aus der vierten Ordnung der vierten Claſſe, Piſcium Abdominalium, der Bauchfloßer, deren Bauchfloßen wirklich am Bauche, und folglich hinter der Bruſt, ſitzen; ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 73. Es wird dieſes Fiſchgeſchlecht nicht unſchicklich Hochſchauer genennet, da ihm die Augen oben auf dem Kopfe ſitzen, und ſehr hervorragen; nach den übrigen, von dem Ritter angenommenen, Kennzeichen deſſelben, zählet man an der Kiemenhaut vier bis ſechs Strahlen; die Kiemendeckel finden ſich von unten zugeſchloſſen; der Körper faſt allenthalben gleich dick; und der Schwanz nicht ſonderlich verdünnet. Es werden davon fünf Arten aufgeführet, die wir bereits, wiewohl unter andern Namen, beſchrieben. Von der erſten Gattung, Cobitis Anableps, dem Mülleriſchen Schmerling; und von der fünften, Cobitis Heteroclita, dem Ausländer, iſt unſer Artikel, Anableps, Th. I. S. 283. 284. nachzuſehen; die zwote, dritte und vierte Gattung aber ſtehen unter den Kleiniſchen Aalbaſtarten mit der kurzen Rückenfloße, Enchelyopis; und zwar, Cobitis Barbatula, die Bartgrundel; nach unſern Artikeln, Aalbaſtart, Th. I. S. 41. Cobitis Taenia, der Steinbeißer, ebendaſelbſt S. 42. und Cobitis foſſilis, der Pritzker, ebendaſelbſt S. 40.

Hochſchwanz.

Dieſen Namen giebt Herr Müller derjenigen Stachelſchnecke, welche Murex truncculus beym Herrn v. Linne' heißt, und erinnert, wie dieſer hier viele verſchiedene Arten zuſammengeworfen, welche zwar alle einen kurzen, abgeſtutzten, umgebogenen und hohlen, gleichſam durchbohrten Schwanz haben, aber nicht alle mit Stacheln beſetzet ſind. Einige haben Zacken, andere dicke Ribben, andere Knoten, einige ſind faſt glatt, und der Schwanz iſt bey einigen mit vielen Falten zuſam-

zuſammengeleget. Ihre Farbe iſt auch ſehr verſchieden. Man findet graue, mit weißen Banden, braune mit gelben, und gelbe mit braunen, oder mit rothen Banden, auch ganz gelbe und röthliche. Die Mündung iſt blau, weiß, fleiſchfärbig, citron- oder pomeranzengelb. Man findet kleine, welche die Größe einer Wallnuß haben, und andere, die eine Fauſt groß werden. Die ſchönſten erhält man aus Weſtindien, in den Antillen.

Hockenblatt.

S. Ruſken.

Hoden und Hodenſack.

S. Zeugungsglieder.

Höckercorall.

Dieſe Sterncoralle, Madrepora porites Linn. beſteht aus fingersdicken, etwas gebogenen, und oben in zween Aeſte abgetheilten, zuſammenſtehenden Maſſen, welche mit einer weißen oder roſtfärbigen Rinde überzogen ſind, in welcher ein Sternchen dicht an dem andern ſteht. Dieſe Aeſte haben einige Nebenzweige, welche alle etwan einer Hand lang ſind, und oben nichts als Knoten oder Höcker zeigen. Die Sternchen erſcheinen nur unter dem Vergrößerungsglaſe ſichtbar; die feinen zackichten Blätterchen derſelben aber machen die Aeſte bey dem Anfühlen rauh. Herr Müller bemerket verſchiedene Nebenarten. Als

a) Eine zarte weiße, mit eingedrückten niedrigen Sternchen, und freyen knotichten Aeſten. Dieſe ſieht aus, als ob ſie mit durchbrochenen Spitzen überzogen wäre.

b) Eine weiße, dickere, ſtumpfäſtige, mit wollenartiger Oberfläche, und ſchwammichter Steinmaſſe.

c) Eine daumensdicke, langäſtige, mit geſpaltenen, knotigen Ende, und einer braunen, rauhen Steinrinde überzogen. Wenn dieſe Art kurz und klein iſt, nennet man ſolche den Ingbercorall, und iſt Madrepora digitata des Herrn Pallas. Die Stücke, deren viel an- und übereinander ſtehen, ſehen wie abgeſtutzte krumme Finger, oder Ingberwurzeln aus, ſind gelblicht, roſtfärbig, voller Sternchen und ſehr mürbe.

Höckercanari.

S. Kanarienſchnecke.

Höckerich.

S. Cynomorium.

Höckerochs.

Bos Biſon. Unter den wilden Ochſen giebt es eine Gattung mit einem merklichen Höcker oder Buckel; daher man ihr den Namen Höckerochs oder Buckelochs

gegeben hat. In der alten deutſchen Sprache hieß dieſe Gattung, welche ſich von den übrigen Ochſen auch durch die ungemein langen, von dem Halſe, den Schultern und der Unterkehle herabhängenden Haare unterſcheidet, Wiſen, woraus die lateiniſche Benennung Biſon entſtanden iſt. Es ſcheint aber der Höcker, ſo wie die langen Haare dieſer Ochſen, blos ein zufälliger und wandelbarer Charakter zu ſeyn, der nicht hindern kann, den Biſon und den gemeinen Ochſen für einerley Art zu halten. Denn, nach der Bemerkung des Grafen von Büffon, vermiſchen ſich die Buckelochſen mit den gemeinen Ochſen. Gleich bey der erſten Zucht, die von einer ſolchen Vermiſchung entſteht, iſt der Höcker viel kleiner, und bey der zwoten oder dritten Zucht pfleget er ganz zu verſchwinden. Da man aber in den Wildniſſen ſowohl Ochſen mit Höckern, als auch Ochſen ohne Höcker antrifft; ſo iſt hieraus klar, daß dieſer Abfall von der Natur ſelbſt, und wie es das Anſehn hat, aus dem Ueberfluſſe von Nahrungsmitteln entſteht, indem man auch bey den Kameelen, wenn ſie wenig zu ihrem Unterhalte bekommen, kaum eine Spur von einem Höcker bemerket.

Diejenigen Höckerochſen, welche man noch hin und wieder in den Europäiſchen Wildniſſen, vornehmlich in Litthauen und in der Moldau antrifft, ſind nicht viel größer, als die zahmen Ochſen, haben aber einen kleinern Kopf, einen länglichten Hals, hohe Beine und gerade in die Höhe ſtehende Hörner, deren ſehr ſpitziges Ende nur ein wenig ausgebogen iſt. Sie ſollen ſehr wild ſeyn, und wie die Ziegen klettern können. Sie ſind gemeiniglich grau oder ſchwärzlich geflecket. In Schottland giebt es auch ganz weiße Höckerochſen mit langen Mähnen, deren Fleiſch für ſehr ſchmackhaft gehalten wird.

Die amerikaniſchen Höckerochſen ſind kleiner, als unſere zahmen Ochſen. Der mexikaniſche, welcher auch der Stier von Quivira genannt wird, iſt ſchwärzlichbraun und hat einen großen Kopf, eine breite Bruſt, kurze, dicke Füße, und einen kurzen Schwanz, deſſen Länge ohngefähr einen Schuh beträgt. Im Winter ſollen ihm lange Haare auf dem Körper wachſen, welche gegen den Sommer wieder ausfallen. Das Männchen hat vor der Stirn einen Büſchel langer, krauſer Haare. Die Haare am Halſe riechen nach Biſam.

Der Höckerochs, welchen man in Florida antrifft, hat einen großen Kameelbuckel, lange fahle Haare und einen büſchlichten Schwanz. Das Fleiſch der Stiere

re ſoll einen bockartigen Geruch haben.

Es giebt auch ganz kleine Höckerochſen, die nicht viel größer, als ein Kalb von fünf Wochen ſind, und von dem Grafen Büffon unter dem Namen Zebu angeführet werden. S. Zebu.

Höſlich.

Höſlich iſt bey den Bergleuten ſo viel als hoffnungsvoll; bey ihnen ſteht alles höflich, das iſt, ſie ſind voller Hoffnung, gut Erz zu brechen.

Höhlen.

Hohlungen, Cavitates, Sinus. Da die Theile eines thieriſchen Körpers faſt aus lauter Gefäßen und Röhren beſtehen, und ſelbſt der kleinſte Theil aus den feinſten und dünnſten Canälen zuſammengeſetzet iſt, ſo ſcheint es, als ob derſelbe durchaus hohl wäre, welches auch allerdings ſeine Richtigkeit hat. Außerdem aber entſtehen auch aus der ſogar verſchiedenen Geſtalt, aus dem künſtlichen Bau, und dem beſondern Zuſammenhange und genauen Verbindung aller dieſer einzelnen Theile hin und wieder allerhand leere Räume, und bisweilen große hohle Plätze, welche eigentlich unter dieſem Ausdrucke verſtanden und begriffen werden. Dieſe ſind nun entweder geraume Behältniſſe großer und anſehnlicher Eingeweide, und anderer Haupttheile des Körpers, oder auch die Sammelplätze gewiſſer Feuchtigkeiten, und abgeſonderter Säfte, deswegen man ſie ſowohl in den weichen als feſten Theilen des Körpers antrifft. Zur erſten Claſſe gehören die vier Haupthöhlen, welche am Kopfe und Stamme des Körpers vorkommen. 1) Die Hirnſchalenhöhle, cavitas cranii, iſt derjenige innerliche große leere Platz am Kopfe, welcher aus der wunderbaren Zuſammenfügung derer acht Hirnſchädelknochen entſteht, und den das große und kleine Gehirn, nebſt ſeinen Theilen, äußerlichen Häuten, Gefäßen, und Nerven ausfüllet. 2) Die Bruſthöhle, cavitas pectoris, iſt der inwendige leere Raum am Obertheile des Stammes, den die zwölf Rückenwirbel, durch den künſtlichen Zuſammenhang mit den vier und zwanzig Ribben, und dem Bruſtknochen zurücklaſſen, und worinnen das Herz mit ſeinen anhängenden Theilen und großen Gefäßen, ingleichen die Lungen, nebſt der Luftröhre, ferner die Speiſeröhre und Bruſtdrüſe eingeſchloſſen ſind, und welche von der folgenden durch das Zwerchfell, gleichſam als durch eine Scheidewand abgeſondert iſt. 3) Die Bauchhöhle, cavitas abdominis, faſſet den ganzen hohlen Platz des mittlern Stamm-

theiles in ſich, der ſich inwendig hinter den Bauchmuſkeln, dem Darmfelle, und den Lendenwirbeln befindet, und worinnen der Magen und Gedärme, die Leber, die Milz, das Gekröſe, und die Kröſedrüſe, ingleichen die Nieren, der größte Theil der Milchgefäße, und der Milchbehalter enthalten ſind. 4) Die Beckenhöhle, cauitas peluis, iſt die unterſte und letzte Höhlung des Stammes, welche aus dem Bau und der künſtlichen Verbindung des Heiligbeins und der ungenannten Beine gemachet wird. Sie enthält außer dem Maſtdarme und der Harnblaſe, bey dem weiblichen Geſchlechte annoch die Gebährmutter, und bey dem männlichen einen Theil des Saamenſtranges. Es gehören ferner hieher die beyden Augenhöhlen, Orbitae, welche ebenfalls aus vielen Knochen zuſammengeſetzet ſind, und die Augapfel in ſich enthalten; ingleichen die große Mundhöhle, cauum oris, welche aus der obern und untern Kinnlade, und denen äußerlichen allgemeinen Decken und Muſkeln beſteht, und vornehmlich die Zunge in ſich faſſet. Zur andern Claſſe rechnet man theils die Höhlungen der dicken Hirnhaut, Sinus durae matris, welche zur Abſetzung des zurückfließenden Geblütes dienen, theils einige beſondere große Schleimhöhlen, welche man noch im Kopfe antrifft, und welche als Sammelplätze des daſelbſt abgeſonderten Schleimes anzuſehen ſind. Dahin gehören die Stirnbeinhöhlen, Sinus frontales, die Keilknochenhöhlen, Sinus ſphenoideales, die Siebknochenhöhlen, Sinus ethmoideales, nebſt der großen weitläuftigen Hohlung, welche man in dem obern Kinnbackenknochen antrifft, Antrum Highmori, und welche ſich insgeſammt in die große Naſenhöhle, Cauitas narium, öffnen, und den in ſich aufgenommenen Schleim dahin abſetzen. Man trifft auch inwendig an dem ſteinernen Theile des Schlafknochens einen leeren Platz an, welcher die Trommelhöhle, Cauitas tympani heißt, von deſſen Nutzen an ſeinem Orte ſoll gehandelt werden. Ebenfalls ſind auch die Hirnkammern, Ventriculi cerebri, und Herzkammern, Ventriculi cordis, nichts anders als ſolche hohle Behältniſſe, wie bereits angezeiget worden. Endlich giebt es auch noch verſchiedene Gelenkhohlungen, Cauitates articulares, welche nämlich darzu gemachet ſind, um den Kopf eines benachbarten und angrenzenden Knochens in ſich aufzunehmen, die aber, da ſie keine eigentlichen leeren Plätze vorſtellen, hieher weiter nicht gehören.

Höllendrache.

Dollwurm.

Höllenfeige.

S. Brechnuß.

Hölperlebeeren.

S. Heidelbeere, rothe.

Höltgen.

S. Birnbaum.

Hörlkebaum.

S. Elſebeerbaum.

Hörner.

Geweihe, Cornua. Dieſes ſind gewiſſe lange Hervorragungen am Kopfe von knotichter Subſtanz, welche gemeiniglich über den Schläfen am Stirnknochen feſt anſitzen, und womit die Natur beſonders einige Arten der vierfüßigen Thiere beſchenket, und ſie damit gleichſam als mit Gewehren ausgerüſtet hat. Man kann die Hörner in einfache durchaus glatte, oder aſtloſe, und in zackichte oder äſtige eintheilen. Die einfachen, glatten, oder aſtloſen ſind die Hörner im eigentlichen und engern Verſtande genommen; ſie ſind inwendig hohl, und mit ihrer Spitze entweder gegen einander, oder nach dem Rücken, oder nach vorne zu gebogen. Die Spitze ſelbſt iſt oben ganz dicht, und äußerlich kann man an dem Horne durch beſondere Ringelzeichen die jährliche Zunahme und Wachsthum derſelben erkennen. Ohnerachtet ſie ziemlich feſt anſitzen, ſo hängen ſie doch nicht unmittelbar mit dem Stirnknochen zuſammen, ſondern es verlängert ſich derſelbe nur gleichſam an dieſer Stelle in einen Knochenanſatz, der eben ſowohl, als die übrigen Knochen des Hirnſchädels, mit ſeinem beſondern Knochenhäutchen überzogen iſt, vermittelſt welchem eben die Hörner mit der Hirnſchale ſelbſt zuſammenhängen. Das Horn ſelbſt entſteht, indem die darzu geſchickte Hornmaterie vermittelſt der Gefäße, die durch das Knochenhäutchen durchgehen, allmählig zufließt, und dieſe nach und nach in eine harte Rinde anſchießt, und da ſowohl der Zufluß, als die Verhärtung dieſer Hornmaterie immer fortdauert, ſo entſtehen dergleichen neue Rinden, welche ſich immer ſchichtenweiſe über einander aufthürmen, und auf ſolche Weiſe erzeuget ſich das hohle einfache Horn. Die erſten Hörner fallen meiſtentheils nach drey Jahren ab, und an deren Stelle kommen neue, oder die zweyten hervor, welche das Hornvieh nachher nicht wieder verliert. Das Wachsthum dieſer zweyten Hörner geſchieht nicht immer auf einerley Art, oder mit einer gleichförmigen Entwickelung; denn im erſten Jahre, nachdem nämlich die erſten Hörner

ner abgeworfen worden, kommen zwey kleine, ſpitzige und glatte Hörner zum Vorſchein, welche gegen den Kopf zu in eine Art von Wulſt ausgehen. Das folgende Jahr entfernet ſich dieſe Wulſt vom Kopfe, und wird alſo in einem mehr walzenförmigen Hornſtücke auswärts getrieben, welches aber unterwärts eben wieder eine neue Wulſt anſetzet. Da nun bey dem Hornviehe, ſo lange es lebet, die Hörner immer fortwachſen, ſo verwandeln ſich alſo dieſe verlängerte, und hervorgetriebene Wülſte alle Jahre in ringförmige Knoten, die man an einem jeden Horne leicht unterſcheiden, und durch welche man die Jahre des gewachſenen Hornes zählen kann, indem man die Spitze des Hornes bis an den erſten Ring vor drey Jahre, alle übrige Ringſtriche jeden für ein Jahr annimmt. Es bringen auch die Stöße, oder die Verletzungen der jungen Hörner, oder andere Fehler in den Blutgefäßen der Stirn, allerhand Verſtämmelungen und Mißwachſe der Hörner hervor. Man verfertiget aus dem Horne, nicht nur allerhand muſikaliſche und andere im gemeinen Leben nützliche und unentbehrliche Inſtrumente und Hausgeräthe, ſondern man bedienet ſich auch deſſen wegen ſeiner Durchſichtigkeit an ſtatt des Glaſes, und gebrauchet es zu Laternen. Das Ochſengeſchlecht, das Schaafgeſchlecht, und das Bocksgeſchlecht, ſind mit ſolchen einfachen hohlen, und aſtloſen Hörnern verſehen. Eine andere Art Hörner ſind die Geweihe, die ſich von jenen darinnen unterſcheiden, daß ſie nicht hohl, ſondern durchaus feſte, und mit mehrern Zacken oder Aeſten verſehen ſind. Dieſe hängen unmittelbar mit dem Stirnknochen zuſammen, werden alle Jahre abgeworfen, und verjüngen ſich auch jährlich wieder mit einem neuen Paar Aeſten, jedoch nur bis in gewiſſe Jahre. Die Natur trifft bey der Erzeugung der Geweihe beynahe ebenfalls ſolche Anſtalten, wie bey der Hervorkeimung der Hörner. Sie entſtehen nämlich folgendergeſtalt: Es fangen nämlich bey einem Thiere, welches Geweihe trägt, ohngefähr ſechs Monate nach ſeiner Geburt, am Stirnknochen auf beyden Seiten an zwey Hügelchen oder Buckeln zu zeigen. Dieſe wachſen und verlängern ſich, nehmen eine walzenförmige Geſtalt an, und endigen ſich oben in eine hohle Fläche, welche dem künftigen Geweihe zur Grundlage dienet; es iſt dieſer walzenförmige Auswuchs unter dem Namen der Muſchel bekannt. Nach Verlauf des erſten Jahres entſteht ſofort das erſte Geweihe, indem ſolches mit einem einfachen Stamme ohne einige Aeſte mitten

ten aus den Muſcheln hervorbricht, und der Spieß heißt. Das alte Geweihe vertrocknet alle Jahre, und das Thier wirft es ab, und befördert das Abwerfen dadurch, indem es ſich immer damit an die Bäume reibt, und gegen dieſelben anſchlägt, worzu es vielleicht durch ein Jucken oder Kützeln gereizet wird, das von dem Zufluſſe der neuen Geweihmaterie herrühren mag. Hierauf ſproſſet ein neues Geweih hervor, das von Jahr zu Jahr um einen neuen Aſt, oder Zinken, oder ſogenanntes Ende vermehret wird. Den Hauptſtamm eines ſolchen äſtigen Geweihes nennet man die Stange, welcher unten, wo er auf der Muſchel aufſitzt, mit einem höckerichten Rande, der gleichſam einen Ring machet, umgeben iſt, und welchen man die Roſe, die ungleichen Hügelchen aber, welche ſich darum befinden, die Perlen oder Steinchen, und dasjenige Ende, welches ſich nächſt dieſer Roſe befindet, die Augenſproße zu nennen pfleget. Die untere Seite oder Fläche am Spieße oder Stange eines Geweihes iſt ein wenig erhaben, und voll kleiner Spitzen, die ſehr dichte beyſammen ſtehen, und zwiſchen ihnen kleine Höhlungen zurücklaſſen. Die obere und äußere Fläche der Verlängerungen des Stirnknochens iſt ebenfalls ſo beſchaffen, daß indem die Spitzen in die kleinen Höhlungen der einen und andern Fläche wechſelsweiſe eingreifen, das Geweihe mit dem Stirnknochen gleichſam durch eine zackichte Vergliederung oder Nath zuſammenzuhängen ſcheint. Außerdem hat auch noch das Geweihe eine Art von raucher Haut oder Baſt, welcher im Grunde nichts anders als eine Verlängerung der allgemeinen Bedeckungen des Kopfes iſt, und welcher, da er viel Blut- und Nahrungsgefäße enthält, das Wachsthum des Geweihes zu befördern ſcheint. Ueberdieſes ſind die Geweihe äußerlich ſehr uneben und höckericht, da hingegen die Hörner mehr glatt und polirt erſcheinen. Es ſind die Geweihe eine weſentliche Kopfzierrath des ganzen Hirſchgeſchlechtes, und ſind eigentlich nur die männlichen damit verſehen, da ſie hingegen ordentlicherweiſe den Hindinnen fehlen, ohngeachtet die Natur wider ihre Gewohnheit auch bisweilen bey dieſen dergleichen hervorgetrieben. Man findet auch bey andern Thieren, beſonders bey den Inſecten, Würmern und Schnecken, dergleichen Hervorragungen am Kopfe, oder ſogenannte Fühlhörner, Antennae, ſ. corniculi, welche aber, da ſie nicht knochicht, ſondern mehr weich, und deswegen von ſolchen Thieren eingezogen und ausgeſtrecket werden können,

nen, mit dieſen nicht füglich zu vergleichen ſind.

Hörnerſchnirkel.

S. Thürhütter.

Hörnerſchorf.

Anthoceros, iſt aus der Geſellſchaft der Aftermooße, und beſteht aus vereinigten, platten, lederartigen, mehr oder weniger eingeſchnittenen Blättern, aus deren Oberfläche eine kurze Scheide, und aus dieſer ein langes ſpitziges Horn hervortreibt. Dieſes theilet ſich in zwo Klappen, und in der Mitte erſcheint ein Faden, ſo mit ſtaubichten Pulver bedecket iſt. Dieſes hält Herr von Linne für die männliche Blüthe. Auf den nämlichen Blättern, oder auch auf andern, zeiget ſich ein ſechseckichter Stern, mit einigen Saamen, und dieſes ſoll die weibliche Blüthe ſeyn.

Hörnerſchwamm.

S. Keulſchwamm.

Hörnicke.

S. Elſebeerbaum.

Hoffpadde.

Von dieſem Fiſche iſt unſer Artikel, Haffpode, Th. III. S. 619. ingleichen der Artikel, Haſe, ebendaſelbſt, S. 670. nachzuſehen. ſ. Lump, auch Klebpfoſt, Oncotion, I. des Kleins. Wobey wir anmerken, daß ſich die ſchöne Zeichnung dieſes Fiſches bey dem angeführten Pontoppidan Tab. XIV. unter dem Namen, Cyclopterus Lumpus, finde.

Hofrauthe.

S. Stabwurz.

Hogerlump.

Eine Art des Schnottolfs mit einem hohen Rücken, aus dem Geſchlechte der Kugelfiſche, Orbis gibboſus, des Gesners, S. 85. ſ. unſern Artikel, Haffpode und Haſe Th. III. S. 619. und 670. ſ. Kleins Klebpfoſt, Oncotion, ſp. 2.

Hoher Ofen.

Furni fuſorii ſpecies, iſt ein, in den Schmelzhütten gebräuchlicher Ofen, welcher, weil er vor andern Schmelzöfen ſo erhöhet iſt, daß man auf Treppen aufſteigen, oder auf Brücken mit Laufkarren das Erz aufſetzen muß, deswegen dieſen Namen erhalten hat. Es iſt derſelbe gemeiniglich neun bis zehn Ellen hoch. Auf dem Boden liegen ein Fuß hoch Schlacken, worüber ein, aus zween Theilen Lehm, und einem Theil Kohlengeſtübe geſchlagener, Lehmheerd ſich befindet. An der hintern Wand ſind Blaſebälge, welche den Wind auf den Heerd leiten, ſo angebracht, daß der Wind über ſich herauf bläßt. Außer

dieſen hat ein ſolcher Ofen auch einen Vorder- und Stichheerd. Bey Bereitung eines hohen Ofens kömmt es nicht allein auf gute feſte Steine, welche das Feuer aushalten, ſondern auch vorzüglich darauf an, daß der Heerd recht verfertiget, und die Form zu dem Gebläſe gehörig geleget werde. Man ſchmelzet in den hohen Oefen nicht allein Silber, Bley und Kupfererze, ſondern auch Eiſenſtein und Eiſenerze.

Hohlader. S. Ader.

Hohlaſt. S. Ambayba.

Hohlbeer.

S. Brombeerſtrauch.

Hohlkehle.

Hohlkehle gehöret unter die Venusmuſcheln, und wird Venus ſuccincta genennet. Die herzförmige Schale iſt nicht größer, als das äußere Glied eines Fingers, und zeiget vierzehn der Quere nach geſtellte, weit von einander liegende, zurückgebogene, hohle Runzeln; der vordere Zwickel iſt mit einer Spalte ausgeſchnitten, der After oval, eingedrücket, und der äußere Rand eingekerbet.

Hohlkirſche.

S. Kirſchbaum und zwar Traubenkirſche.

Hohlohr.

S. Meerohr.

Hohlſchnauze.

Solenoſtomus, ein eigenes Kleiniſches Geſchlecht langſchnäblichter Fiſche, ſonſt Schwerd- oder Degenfiſche, Xephias Linn. ſ. Röhrhohlſchnauze.

Hohlwurzel.

S. Erdrauch.

Hohlzahl.

S. Neſſel, todte.

Holchen.

Holchen ſind, nach dem Richter, S. 23. eine Art von Fiſchen der Donau, welche hart vom Fleiſche ſind, kleine Köpfe und Schuppen haben. Eine eigentlichere Beſchreibung derſelben iſt uns zur Zeit nicht vorgekommen; wenigſtens führet Kramer dieſelben in ſeinem Niederöſterreich, unter dieſem Provinzialnamen nicht an.

Holder.

S. Holunder.

Holder Waſſer.

S. Schwelgenbaum.

Holſtermuſchel.

S. Schinkenmuſchel.

Holländer.

Eine unbekannte Art Fiſche an den Arabiſchen Küſten. In den

S. A. Reiſen, B. VIII. S. 415. findet ſich, aus dem Tagebuche des von den Bröck, S. 332. folgendes von ihnen aufgezeichnet: Man ankerte vor einer arabiſchen Stadt, mit Namen Cehichiri, der König in derſelben, ſchickte ſogleich allerhand Erfriſchungen an Bord. Bey der Ankunft der Holländer ereignete ſich eine ſehr außerordentliche Begebenheit: Auf eben der Rhede, wo ſie vor Anker lagen, ſahe man auf einmal eine große Menge Fiſche zum Vorſchein kommen, die in dieſen Wäſſern unbekannt, aber den Holländiſchen großen Schollfiſchen, und noch mehr den Portugiſiſchen Sardinen, ſehr ähnlich waren. Weil es ſchiene, als ob ſie mit dem Schiffe angekommen wären, ſo wurden ſie von den Einwohnern Holländer genennet. Man ſah ſie nach drey Jahren in ſo großer Menge, daß die Menſchen ſie überdrüßig wurden, ſie trocknen ließen, und ihren Kameelen zu freſſen gaben. Hierauf verſchwanden ſie, und man hat ſeit der Zeit keine mehr geſehen.

Holländiſche Haube.

S. Nautilus.

Hollauch. S. Lauch.

Holli.

Eine Art Harz, das aus einem Baume in Neuſpanien gezogen wird, welchen die Amerikaner Holquahulr oder Chilli nennen. Der Baum hat eine glatte Rinde, weiches röthliches Holz, weiße Blumen, und eine Frucht wie unſere Haſelnüſſe, von bittern Geſchmacke. Wenn die Rinde geritzet wird, giebt ſie einen Saft von ſich, welcher anfangs milchweiß, hernach braun, und endlich ſchwarz wird. Die Indianer ſollen ſolchen mit unter die Chocolade nehmen. Eine beſſere Nachricht hat man nicht finden können.

Holoſteus.

Ein viereckichter Fiſch im Nil; Richter; er ſoll aus dem Meere dahin kommen; iſt ohngefähr einen Schuh lang, fünfeckicht von Figur, weiß und bleich von Farbe, mit einem ſehr harten, und gleichſam ſchuppichten Fell überzogen; ſein Schlund iſt klein; die Kiefer ſind mit Zähnen ausgeſetzet, und die Augen weiß. Die Haut dienet für die Handwerker, hält ſich lange und verdirbt nicht. Zur Arzney wird er nicht gebrauchet. Chomel. Er iſt der Schalfiſch, Oſtracion Nili, des Gesners, S. 177. wird auch Coffrefiſch, Knurpage genennet. ſ. unſern Artikel Coffrefiſch, Th. II. S. 186. und Kropffiſch, Crayracion, 27. des Kleins. Holoſteus ſoll er heißen,

weil er gleichſam ganz beinern ſey.

Holothurie.
S. Seeblaſe.

Holunder.

Sambucus. Der kleine, fünffach eingekerbte Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime. Das radförmige, jedoch etwas vertiefte Blumenblatt iſt in fünf ſtumpfe, rückwärts gebogene Einſchnitte getheilet, und trägt fünf Staubfäden. Auf dem Fruchtkeime ſitzen drey Griffel. Die rundliche Beere enthält drey Saamen. Die, bisher bekannten, Arten tragen einander gegenübergeſtellte, gefiederte Blätter.

1) Der gemeine Holunder, Holder oder Hollerbaum, Flieder, Flidder, Schibikenbaum, Kesken, Kieſekenbaum, Albern, Albornbaum, Sambucus nigra Linn. wächſt in Holzungen, Hecken, auf alten Mauern und faſt überall, indem die Saamen davon allenthalben von den Vögeln ausgeſtreuet werden, und ſolcher faſt auf jedem Boden gedeihet. Der Stamm hat eine rauhe Rinde, viel Holz und wenig Mark, die Aeſte hingegen eine graue, glatte Rinde und darunter einen grünen Baſt, wenig Holz und viel Mark. Die gefiederten Blätter beſtehen gemeiniglich aus ſieben länglicht zugeſpitzten, ſcharf eingezackten, hellgrünen Blättchen, wovon das äußerſte das größte iſt. Die weißen, ſtarkriechenden Blumen erſcheinen im May an den Spitzen der Aeſte, und ſtellen einen platten Strauß vor, welcher auf fünffach getheilten Stielen ruhet. Die Beeren werden im September reif, und ſind alsdenn ſchwarz. Man findet davon in den Gärten zuweilen zwo Spielarten; als 1) mit geſcheckten Blättern, und 2) mit grünen oder auch weißen Beeren.

2) Den Peterſilienblätterichte Holunder, Sambucus laciniata, hält Herr von Linné für eine Spielart, Miller und du Roi aber, welchen wir billig beypflichten, für eine beſondere Art. Er blühet niedriger, wächſt nicht ſperricht, die Blättchen ſind tief eingeſchnitten, in viele ſchmale, ſpitzige Lappen eingetheilet, und gleichen daher den Blättern der Peterſilie; die Blumen haben einen ſchwächern Geruch und die ſchwarzen Beeren ſind kleiner. Wir haben ſolchen im Garten unverändert erhalten.

3) Der Traubenholunder, Bergholunder, Hirſchholder, rother Holunder, Waldholunder, Steinholunder, Kelken, Keſiken, Schalaſter, Zwitſchenſtaude, Sambucus racemoſa L. wird zuweilen in den Wäldern gefunden. Der Stamm iſt nicht über ſechs Fuß hoch, Rinde und Holz aber kommen mit der gemeinen Art überein.

überein. Die gefiederten Blätter beſtehen aus ſieben, auch nur aus fünf und drey kleinen, gelblicht grünen, unterwärts etwas weißlichen, ausgezackten Blättchen, welche länger und ſchmäler, als bey der gemeinen Art ſind. Die Stiele und Adern erſcheinen roth gefärbet. Die grünlichtgelben Blumen zeigen ſich im May, und ſtellen länglichte Büſchel, ſo wie die, ſchon im Julius reifen, Beeren unterwärts hangende Trauben vor.

4) Der krautartige Holunder, Krautholunder, Zwergholunder, Niederholunder, Ackerholunder, Attich, Haddig, Ottig, Achtenſtaude, Actenbeer, Heyland, Sambucus humilis, Sambucus Ebulus Linn. wächſt an Gräben, in Hecken und Holzungen. Die Wurzel iſt ausdauernd, der Stängel aber ſtirbt gegen den Winter ab, und treibt jährlich einen neuen von drey bis vier Fuß Höhe. Die Blätter beſtehen gemeiniglich aus neun länglichten, ſpitzigen, eingekerbten Blättchen, welche länger, als bey dem gemeinen Holunder ſind, und an den Blattſtielen ſitzen, den Blättchen ähnliche, Blattdecken. Er blühet im Julius. Das Ende des Stängels theilet ſich allemal in drey Aeſte, welche noch mehr verbreitet den platten Blumenſtrauß abbilden. Das Blumenblatt iſt weiß mit roth. Der Geruch iſt ſüße, angenehm. Die Beeren ſind ſchwarz.

5) Der Nordamerikaniſche Holunder, Sambucus Canadenſis Linn. Dieſer iſt das Mittel zwiſchen der erſten und vierten Art. Er wirft Stängel und Kraut jährlich ab. Das Blatt beſteht auch aus ſieben oder drey Blättchen, davon die beyden unterſten gemeiniglich in zween, auch drey Lappen zerſchnitten ſind. Die Blumenſträuße ſind der gemeinen Art ähnlich, und erſcheinen im Julius. Der Geruch iſt wie bey dem krautartigen, und die Beeren ſind roth.

Alle Arten des Holunders vermehren ſich durch den Saamen leichtlich, auch kann ſolches durch die Wurzel und eingeſteckte Aeſte geſchehen. Die krautartige treibt unter der Erde weit ausgebreitete Wurzeln, welche neue Schößlinge hervorbringen, und bey der Amerikaniſchen giebt auch die ausgehobene Wurzel neue Stöcke. Die gemeine bringt häufige Brut, die man ausheben und verpflanzen kann. Am Traubenholunder zeiget ſich, ſolche ſparſam, und an dem Peterſilienblätterichten haben wir dergleichen gar nicht wahrgenommen, und dieſe allein aus den Saamen vermehren müſſen. Der gemeine und krautartige Holunder ſind in der Arzneykunſt gebräuchlich. Von dem gemeinen nutzet man faſt alles, obgleich derſelbe

von einigen als giftig ausgegeben worden. Daß die Blüthe eine Neigung zum Schlafe erwecke, wird faſt durchgehends angenommen, und die Beeren ſollen den Hühnern eine tödtliche Speiſe ſeyn, doch iſt aus dem erſtern im eigentlichen Verſtande keine ſchlafmachende Wirkung zu folgern, und das letztere iſt gewiß ſehr zweifelhaft, da andere Vögel die Beeren gerne freſſen. Dieſer Baum beſitzt in allen Theilen eine zweyfache Wirkung; er zertheilet die ſtockenden Feuchtigkeiten und vermehret faſt alle Ausführungen des Körpers; er treibt nicht allein Schweiß und Urin, ſondern eröffnet auch den Leib und erreget Brechen. Die grüne Schale wirket vornehmlich in die Gedärme, und führet durch den Stuhlgang häufiges Waſſer ab, daher man ſolche bey der Waſſerſucht empfohlen. Mit dem ausgepreßten Safte, zu einem Lothe eingenommen, hat Hr. Cranz bey Waſſerſüchtigen viel ausgerichtet, auch verſichert dergleichen Herr Vogel. Der äußerliche Gebrauch dieſer Schale iſt auch bekannt. Das ſtockende Blut wird dadurch zertheilet. Man leget ſolche friſch bey der Roſe, Brandſchäden und harten Brüſten auf, lindert auch die Kopf- und Gichtſchmerzen. Die jungen, im Frühjahre hervortreibenden Sproſſen ſollen zwar, wie einige vorgeben, gelinder, als die Rinde wirken, und daher auch als Salat zu gebrauchen ſeyn. Herr von Haller und Cranz aber verſichern, daß ſolche auch als Salat gegeſſen, heftigen Stuhlgang erregen, daher man mit ſolchem Salat ſehr behutſam umgehen muß. Auch die Blätter ſelbſt beſitzen dieſe Kräfte, und werden daher niemals zum innerlichen Gebrauche angerathen. Aus den geſtoßenen Blättern einen Umſchlag gemachet, ſoll, wie Herr Cranz verſichert, die wäſſerichte Geſchwulſt vertreiben, bey Entzündungen und Verhärtungen aber ſchädlich ſeyn; dergleichen Umſchlag lindert auch die Schmerzen bey der blinden güldenen Ader, und die ganz friſchen Blätter pfleget man auf den Kopf zu binden, um dadurch die Schmerzen zu tilgen. Die Blumen wirken gelinder, und obgleich die friſchen den Stuhlgang befördern, geſchieht dieſes doch viel weniger, und die getrockneten Blumen haben dergleichen reizendes Weſen ganz verlohren, und beſitzen eine zertheilende, erweichende und ſchmerzſtillende Eigenſchaft. Vorzüglich wirken ſelbige durch eine vermehrte Ausdünſtung, man mag ſolche äußerlich auflegen, oder als einen Thee trinken, ſondern auch das abgezogene Waſſer davon gebrauchen. Sie dienen daher bey Entzündung, Flüßen, Gichtſchmerzen, Krämpfen, Mutterbeſchwerung, und bey den Fiebern,

dern, ſonderlich wenn ein Ausſchlag damit verbunden iſt. Werlhof lobet den Thee von dieſen Blumen vorzüglich in dem Seitenſtechfieber, und Herr Cranz ſogar bey Krebsſchäden, nicht als ob dadurch der Schade ſelbſt geheilet, ſondern weil dadurch alles giftige Weſen, ſo in den Krebsſchäden mit den Säften ſich vereiniget, auf die beſte Art wieder ausgeführet werde. Man will auch angemerket haben, daß durch den Gebrauch der Blumen die Milch bey den Säugenden vermehret werde. Bey äußerlichen Verhärtungen, wo man zweifelhaft iſt, ob ſolche zu zertheilen oder zu erweichen, verbindet man mit dieſen Blüthen die Chamillenblumen und leget ſolche äußerlich auf; es wird hierauf diejenige Wirkung erfolgen, welche, nach Beſchaffenheit der Sache, die beſte iſt. Der Eſſig, worinn dieſe Blumen geweichet werden, kann den Appetit vermehren, und die ſchleimichten Säfte des Magens auflöſen, und bey Salaten und ſonſt gebrauchet werden; auch dienet ſolcher äußerlich als ein Umſchlag bey allerhand Flüßen und Kopfſchmerzen. Mit Mehl und Eyern gebackene Holunderblüthen, auch damit abgekochte Milch wird von einigen für eine angenehme Speiſe gehalten. Die unreifen grünen Beeren werden von einigen mit Eſſig und Salzwaſſer eingemachet, und anſtatt der Kapern gebrauchet. Von den Beeren gebrauchet man entweder das ſaftige Weſen oder die Saamen. Das erſte enthält ſauere, mit einigen gummöſen und harzichten vermiſchten Beſtandtheile, und hat mit den Blumen faſt gleiche Wirkung, nur die lindernde Eigenſchaft mangelt. Es zertheilet kräftig, machet das ſtockende beweglich, und vermehret Schweiß und Urin. Das daraus bereitete Muß iſt, in Anſehung dieſer Wirkungen, allen bekannt, und die Bauern halten ſolches für die beſte und faſt allgemeine Hausarzney. Es dienet nicht nur wegen ſeiner ſeifenartigen Miſchung bey langwierigen, ſondern auch wegen des ſäuerlichen Weſens bey hitzigen Krankheiten, indem es der Fäulniß kräftig widerſteht, das Blut und die übrigen Säfte reiniget und alles ſchädliche ausführet. Der Saft von Beeren färbet die Hände, und leget ſich ſo feſt an, daß nur die Säure aus dem Mineralreiche ſolche wiederum wegzunehmen vermögend iſt. Man kann damit auch die Leinwand braun färben. Die Beeren geben dem Weine einen Muſcatengeſchmack. Aus den Saamen kann man ein Oel preſſen, welches einige als ein Wundmittel äußerlich anrathen, vorzüglich aber in ältern Zeiten als ein Purgiermittel gebrauchet, und etliche Tropfen davon mit

warmen Biere verordnet worden. Die Erziehung dieſes Holunderbaumes iſt auch aus andern Urſachen zu empfehlen. Miller und du Hamel verſichern, daß kein Vieh die Blätter berühre, und rathen daher ſolchen in die Luſtwälder und andere Oerter zu pflanzen, wo man das Vieh abhalten will. Doch widerſpricht dieſem Vorgeben Herr Oelhafen. Zu Anlockung der Vögel dienet ſolcher wegen der Beeren gewiſſer, und kan daher bey Vogelheerden gewiſſer angezogen werden.

Das Holz in den alten Stämmen iſt hart, zähe und gelb, und dienet zu verſchiedenen kleinen Arbeiten. Es ſoll ſelbiges auch, weil es gemeiniglich krumm und höckericht wächſt, mehr Hitze, als anders, und daher ein gutes Feuerholz abgeben. So lange wir aber noch anderes Brennholz haben, wird man wohl keine Holunderwälder anlegen, zumal ſolche viel Platz einnehmen, und wenig Holz geben. Man hat auch den gemeinen Holunder zu lebendigen Hecken empfohlen, und da ſolcher viel ſperhafte Aeſte treibt, das geſtreckte Reis leichtlich Wurzeln ſchlägt, und nicht leicht vom Viehe angetaſtet wird, könnte ſolches wohl in unfruchtbaren Gegenden ſtatt haben; doch will der Hausvater III. Th. 124. S. dergleichen nicht anrathen, indem eine ſolche Hecke in der Breite von ſechzehn bis zwanzig Schuh alle andere Pflanzen unterdrücke. Der krautartige Holunder kömmt in allen ſeinen Theilen mit dem gemeinen in Anſehung der Wirkungen, und des nützlichen Gebrauches überein; ja es ſoll ſelbiger noch ſtärker wirken, und ſonderlich hat man die Rinde davon wider die Waſſerſucht empfohlen. Da aber ſolche leicht ſchaden kann, wollen wir lieber dieſe Art ganz entbehren, und uns mit dem gemeinen behelfen. Die Beeren färben blau. Wenn man den Saft davon mit Weineſſig vermiſchet, wird ungekochte Leinewand himmelblau gefärbet. Man kann auch auf gleiche Art, das Leder damit blau färben; das Kraut ſoll die Mäuſe vertreiben. Die übrigen Arten ſind wegen des Nutzens nicht merkwürdig.

Holunder, ſpaniſcher.

S. Lilac.

Holunderſchwamm.

S. Becherſchwamm.

Holwurzel.

S. Erdrauch und Oſterlucey.

Holz.

Lignum. Verſchiedene Umſtände, welche das Holz betreffen, ſind bey Betrachtung des Baumes bereits angemerket, und daſelbſt auch

auch gelehret worden, woher das Holz ſeinen Urſprung habe, und wie ſolches ſich jährlich vermehre, und im̃er dichter und feſter werde. Die Rinde hat den meiſten Antheil an dem Holze, indem die Gefäße und das höhlichte Gewebe, ſo auf der innern Seite der Rinde ſich befinden, nach und nach härter und in Holz verwandelt werden. Aber dieſes geſchieht nicht auf einmal, ſondern nach und nach, und es leidet dieſe innere Schicht der Rinde noch eine merkliche Veränderung, ehe ſolche das Holz ſelbſt ausmachet. Es liegen demnach zwiſchen Rinde und Holz gleichſam zwo beſondere Schichten, davon die eine mehr zur Rinde, die andere mehr zum Holze gehöret, jene nennt man das Baſt, Liber, und dieſe den Splint, Alburnum. Die Baſtſchicht erhält, ſonderlich im Winter, wenn die Bewegung der Säfte mehr unterbrochen iſt, eine mehrere Härte, vereiniget ſich genauer mit dem Splint, und machet daher eine neue Lage des Splints ſelbſt aus, ſo wie durch dieſen neuen Anſatz von den Lagen des Splints eine nach der andern gleichfalls härter werden, und endlich die Dichtigkeit des Holzes ſelbſt annehmen. Bey vielen Bäumen iſt der Splint von dem Holze merklich unterſchieden. Wenn eine Eiche quer durch geſchnitten wird, ſieht man unter dem Baſte einen mehr oder weniger dicken Zirkel von weißen, weichen und leichten Holze; dieſes iſt der Splint, und das wahre Holz läßt ſich durch ſeine Dichte, Schwere und Farbe davon gar leicht unterſcheiden. Bey einigen aber zeiget ſich kein ſichtbarer Unterſchied, und man könnte glauben, der Pappelbaum, die Linde, Erle und dergleichen hätten gar keinen Splint. Dieſer Unterſchied rühret theils von der Natur der Bäume ſelbſt her, theils aber trägt auch hierzu der Boden, worinnen der Baum ſteht, die gute Beſchaffenheit des Baumes ſelbſt, und andere Umſtände vieles bey. Auch um deswegen kann man den Splint vom Holze nicht allemal genau unterſcheiden, da ſolcher nicht durchaus einerley Feſtigkeit hat, ſondern deſto dichter und feſter iſt, je näher derſelbe an dem Holze liegt. Dieſe Veränderung geht ſtufenweiſe vor ſich. Wie viel Jahre aber erfordert werden, ehe der Splint ſich in wahres Holz verwandelt, iſt wohl nicht überhaupt zu beſtimmen. Die geſunden und lebhafteſten Bäume haben dickern Splint, aber wenigere Schichten als diejenigen, ſo ſchmachten, und bey jenen wird der Splint geſchwinder in Holz verwandelt als bey dieſen; wie denn auch der Splint auf einer Seite des Baumes öfters anders beſchaffen iſt, als auf der andern Seite. Bisweilen ſieht man auf

der einen Seite mehr Lagen Splint, als auf der andern, und wo weniger Lagen ſind, iſt der Splint gemeiniglich dicker, als wo viele Lagen zugegen ſind, und ſo iſt auch der Splint an verſchiedenen Orten, oben, mitten und unten an einem Baume verſchieden. Die Urſache dieſes Unterſchiedes hat du Hamel in der Wurzel und den Aeſten finden wollen, und vorgegeben, daß die Holzlagen auf derjenigen Seite dicker und in geringerer Anzahl vorhanden wären, wo eine ſtarke lebhafte Wurzel, oder ein ſtarker Aſt befindlich ſey, und weiter daraus gefolgert, daß die Lagen auf der Seite dicker und eher in Holz verwandelt würden, wo der Saft ſich häufiger hinzieht. Da nun die Baſtſchichten in die Splintſchichten, und dieſe in Holzſchichten verwandelt werden, ſo folget, daß dieſe alle allerley Weſen und Beſtandtheile beſitzen, mithin aus netzförmigen Faſern, Gefäßen und Schläuchen, oder höhlichten Gewebe beſtehen. Holz, ſo im Waſſer lange Zeit eingeweichet worden, zeiget lauter feine, der Länge nach hinlaufende Faſern, und in dem Splinte, oder den neulich in wahres Holz verwandelten Ringen, wenn ſie der Länge nach geſpalten werden, erſcheinen ſolche eben ſo deutlich, wie in der Rinde, und deswegen laſſen ſich auch viele Hölzer nach der Richtung dieſer Faſern leicht in die Länge ſpalten. Ob aber dieſe Faſern auch der Länge nach an einander liegen, oder ob ſelbige gegen einander laufen, und ſich wieder von einander entfernen und dadurch eine netzförmige Ausbreitung erhalten, iſt nicht allgemein zu beſtimmen, indem bey verſchiedenen Arten des Holzes bald das erſtere, bald das andere ſich merklicher äußert. Vielleicht aber iſt die zarte Beſchaffenheit dieſer Netze, die Härte des Holzes und die Gleichheit der Farbe von den Faſern und dem höhlichten Gewebe Urſache, daß dieſe netzförmige Richtung in dem Holze weniger ſichtbar iſt, als in den innern Lagen der Rinde; daher man mit Hrn. du Hamel ſolche wohl füglich bey jedem Holze annehmen könnte. Hr. Hills Beobachtungen über die Beſchaffenheit des Holzes ſcheinen zwar das Gegentheil und vielmehr zu beweiſen, als ob die walzenförmigen Röhren ganz dichte an einander lägen, und weder, durch Blaſen noch ein flockichtes Weſen getrennet würden. Allein derſelbe hat ſelbſt erinnert, wie dergleichen Unterſuchungen ſehr ſchwer wären, und viel auf die Jahreszeit, das Alter und die Geſundheit des Baumes ankäme, dergleichen gehörig anzuſtellen, und der Sache wahre Beſchaffenheit einzuſehen; daher man füglich den merklichſten und äußerlichen Unterſchied darinnen ſuchen

ſuchen kann, daß dieſe, einander faſt ähnliche, Theile in dem Holze viel dichter an einander liegen, und viel härter, hingegen weniger harte und dichte in dem Splinte, und noch viel weniger in dem Baſte ſind. Einen andern merklichen Unterſchied zwiſchen dem Holze und dem Baſte machen die Luftgefäße, Tracheae, aus; doch kann man dieſe füglich für ausgetrocknete Saftgefäße annehmen und behaupten, daß die Luftgefäße, ſo im Splinte, und vornehmlich in dem Holze ſichtbar erſcheinen, auch ſchon in dem Baſte zugegen, daſelbſt aber nicht mit Luft, ſondern mit Safte erfüllet geweſen; und weil in dem Holze wenig Säfte beweget werden, verändern ſich auch die Gefäße, trocknen gleichſam aus, und dienen nur der Luft zum Aufenthalte. Dergleichen Verwandlung der Saftgefäße in Luftröhren geſchieht auch in andern Pflanzen, wie an ſeinem Orte ſoll ausgeführet werden.

Bey dem Splinte und auch dem Holze laſſen ſich die nach und nach angelegten Schichten zu jeder Zeit deutlich unterſcheiden. Sie ſtellen lauter Ringe vor, welche entweder in ihrem ganzen Umfange gleich weit von einander abſtehen, mithin völlige Zirkel abbilden, oder, wie man gemeiniglich in unſern Gegenden ſieht, ſind ſolche auf der einen Seite enger, als auf der entgegen geſetzten Seite. Auf welcher Seite aber dieſe Zirkel dicker oder dünner erſcheinen, ſind die Meynungen getheilet. Einige nehmen die Nord- andere die Mittagsſeite an, alle aber ſtimmen darinnen überein, daß mittelſt dieſer Ungleichheit von den Holzlagen die Reiſenden einen Wegweiſer haben könnten, der ſie auf dem rechten Wege unterhalten, oder auf ſolchen bringen könnte. Man hat auch dieſen Unterſchied aus natürlichen Urſachen herleiten wollen, und diejenigen, welche die dickſten Holzlagen auf der Nordſeite angenommen, behaupten, die Sonne könnte auf dieſer Seite nicht gehörig wirken, deswegen ſich daſelbſt mehr Feuchtigkeiten aufhielten, wodurch die Dicke dieſer Lagen vermehret würde. Die andern, welche die Mittagsſeite dafür annahmen, gaben vor, wie durch die Sonne die Säfte häufiger auf dieſe Seite gezogen würden. Du Hamel hat zwar gefunden, daß die Holzzirkel faſt allemal auf der einen Seite dicker als der andern wären, dieſen Unterſchied aber nicht immer auf der einen Seite, ſondern bald gegen Morgen, bald gegen Abend, auch gegen Mitternacht wahrgenommen, ja ſogar an einem und dem nämlichen Baume iſt dieſe Verſchiedenheit nicht einerley geweſen, und wenn nahe an der

Wurzel die größte Dicke ſich auf der Mittagsſeite gezeiget, iſt dieſelbe nahe an den Aeſten zuweilen an der Mitternacht, oder einer andern Seite wahrgenommen worden. Herr du Hamel will dieſen Unterſchied des Holzzirkels aus eben der Urſache herleiten, welche er bey dem Splinte angenommen hat, und hält dafür, daß dieſe Holzzirkel auf derjenigen Seite dicker ausfallen, wo die ſtärkſten Wurzeln der Aeſte befindlich ſeyn, und beſtimmet die Sache noch näher, indem er behauptet, daß eine große Wurzel die Veränderung unten an dem Baume, ein großer Aſt aber ſelbige in dem obern Theile deſſelben hervorbringen; wobey wir noch erinnern müſſen, wie viele auf dieſen Unterſchied auch bey Verpflanzung der Bäume ſorgfältig acht gegeben, und behauptet, man müßte ſolche nach dem Compaſſe, das iſt, alſo pflanzen, wie ſolche zuvor geſtanden, nämlich die Seite des Baumes, die in der Baumſchule der Sonne entgegen geſtanden, müßte auch bey dem Verpflanzen den nämlichen Stand wieder bekommen. Büffon und du Hamel aber wollen das Gegentheil durch vielfache Erfahrungen beweiſen, und wir haben bey Anlegung eines Gartens, und da wir die Bäume von andern Orten erhalten, uns nicht bekümmert, welche Seite in der Baumſchule gegen Mittag, oder Mitternacht geſtanden, ſondern auf gerathe wohl die Bäume geſetzet, und waren überzeuget, daß ſolche gut fortkommen würden, da ſonſt alles nöthige dabey beobachtet worden.

Die Holzringe ſind durch dazwiſchen liegendes weicheres und ſchwammichtes Weſen von einander unterſchieden, und dieſes iſt bald häufiger, bald weniger zugegen, daher auch die Ringe ſelbſt bey einigen mehr, bey andern weniger von einander abſtehen, ſo wie auch die Ringe von der Kälte und Wärme und nach der trocknen und naſſen Witterung ſchwächer oder ſtärker werden. Man ſieht dieſe Ringe, nebſt dem dazwiſchen liegenden ſchwammichten Weſen ganz deutlich, wenn man einen dünnen Stamm quer durchſchneidet, und kann die Anzahl derſelben leichtlich beſtimmen; nur die äußerlichen laſſen ſich bey einem alten Baume nicht füglich unterſcheiden und zählen. Ob man aber, wie gemeiniglich vorgegeben wird, durch die Zahl dieſer Ringe auch das Alter eines Baumes beſtimmen könne, iſt wohl zweifelhaft. Viele, ja die meiſten haben ſolches behauptet, und unter den neuern beſchreibt Herr von Linné eine Eiche, welche er auf ſeinen Reiſen nach Schonen unterſuchet, und ſowohl aus der Verſchiedenheit der Holzringe die kalten Winter, als auch

aus der Anzahl derſelben, das Alter derſelben beſtimmen wollen. So viel ſchmale Ringe, ſo viel kalte Winter, und ſo viel überhaupt Ringe wahrzunehmen, ſo viele Jahre ſollte der Baum gelebet haben. Er zählet hundert Ringe, und behauptet, daß der Baum auch hundert Jahre alt geworden. Herr Kalm glaubet dieſes ebenfalls, und beſchreibt in ſeinen Reiſen, S. 390. eine Eſche, welche hundert und vier Kreiße gehabt, welche ihr Alter bezeichneten. Andere, und ſchon Herr von Carlowitz behaupten das Gegentheil, und ob man gleich dieſen Forſtverſtändigen, in dem Forſtmagazine 6 Band S. 170. und 178. mit dieſer Meynung, wie ein Holzzirkel öfters zwey und drey Jahre ausmache, zu verlachen ſcheint, ſo iſt doch ſolches ganz zuverläßig anzunehmen; indem jeder Ring, wenn man ſolchen durch das Vergrößerungsglas betrachtet, verſchiedene dünne Lagen zeiget, welche ſich nach und nach gebildet haben, und es kann füglich eine dicke Holzlage durch die Zuſammenſetzung vieler Baſtlagen erzeuget werden.

Wenn man von der Dauer des Holzes ein richtig Urtheil fällen will, muß man zuerſt auf dasjenige Achtung haben, was wir zuvor von der ſtufenweiſe erfolgenden Verhärtung erinnert haben. Die neuen in der Rinde erzeugten Baſtlagen, ſind noch ein weiches Gewebe von Faſern, welches leicht faulet, und von Würmern leicht zerfreſſen wird. Der daraus gemachte Splint iſt zwar etwas feſter, faulet aber doch leicht, wenn er an einem feuchten Orte liegt, und wird leicht von den Würmern zerſtöret, wenn er an einem trocknen Orte aufbehalten wird. Das Kernholz iſt viel dichter, ſchwerer, ſtärker, und dem Verderben nicht ſo leicht unterworfen; wie denn auch das Holz vom Fuße der, noch im vollen Wachsthume ſtehenden Bäume beſſer iſt, als das vom Gipfel und den Aeſten. Woraus alſo erhellet, daß die Ordnung in Verweſung der Theile, die ein Stück Holz ausmachen, gegen die Ordnung in der Bildung gerade umgekehret erfolge, und die zuletzt gebildeten Theile eher in die Verweſung gehen müſſen, als die ältern. Doch verhält ſich dieſes bey den Bäumen, welche Alters wegen eingehen, ganz anders; die gänzliche Verſtopfung der Gefäße und Zerſtörung der Holzfaſern fängt innerlich an, und zeiget ſich in dem zuerſt gebildeten Theile des Stammes eher, als im Umfange, wie denn auch alsdenn der Kern leichter iſt, als das Holz vom Umfange. Wie man aber das Alter der Bäume betrachten ſolle,

und welches dasjenige ſey, darinnen ſolche einzugehen, oder zu verderben anfangen, haben wir ſchon bey der allgemeinen Betrachtung der Bäume, das weſentliche angeführet. Außer der natürlichen Neigung zu einer kürzern oder längern Dauer des Holzes, kommen noch viele andere Urſachen, welche deſſen Untergang befördern. Einige finden bey dem noch wachſenden, andere bey dem gefällten Holze ſtatt; im letzten Falle ſoll man mit Herr du Hamel, a) auf die Bewegung der Holztheilchen ſelbſt ſehen, da dieſe ſich bey feuchtem Wetter ausdehnen, und bey trocknem kürzer werden, oder bey der Wärme aufſchwellen, und bey der Kälte ſich zuſammenziehen. Dieſe Bewegungen, ſo ſchwach ſie auch ſeyn mögen, wirken doch einigermaaßen in das Gewebe des Holzes, und dieſes wird dabey allemal leiden. b) auf das Waſſer, welches alle, auch die feſten Theile, endlich auflöſet. Holz, ſo einige Tage im hellen Waſſer gelegen, zeiget auf der Oberfläche eine Art Gallerte. Das in den Flüſſen geflößte Holz verliert viel von ſeiner erſten Güte, und ein Pfahl, der dem fließenden Waſſer ausgeſetzet iſt, wird durch dieſes eben ſo abgenutzet, als wenn derſelbe durch einen feſten Körper abgerieben würde. c) auf die Gährung, welche vor ſich geht, wenn das Holz in warmer und feuchter Luft aufbehalten wird. d) auf die Gewürmer, welche das Holz anfreſſen, und in Staub verwandeln. Hiervon iſt die Urſache ſchwer ausfindig zu machen, indem öfters von zwo eichenen, bey einander liegenden Dielen, die eine von Würmern ſtark, die andere gar nicht angegriffen wird.

Bey dem, noch auf der Wurzel ſtehenden oder wachſenden Holze, ſoll man vorzüglich auf den Boden ſehen, worinnen die Bäume ſtehen. Eine, in moraſtigen Erdreiche gewachſene Eiche, hat ſehr weiches und der baldigen Fäulung unterworfenes Holz. Herr du Hamel hat viele Bäume nach dem verſchiedenen Boden, worauf ſie gewachſen, unterſuchet, und den Unterſchied des Holzes genau angegeben, S. Fällung der Wälder 1 Theil S. 30. und folgende. Wir wollen nur etwas von der Eiche wiederholen. Wenn ſolche im guten, mehr trocknen als naſſen Boden gewachſen, hat ſie eine feine und helle Rinde, und keinen ſo dicken Splint, in Verhältniß gegen das Holz; die Holzlagen ſind nicht ſo dicke, aber von gleichförmigen Gewebe, und hängen ſehr feſt zuſammen, das Holz ſelbſt iſt fein und dichte, und mit dem Vergrößerungsglaſe ſieht man, daß die Zwiſchenräume inwendig mit einer Art Firniß oder Gallert überzogen

zogen ſind, wodurch das Holz ein glänzendes Anſehn und eine blaßgelbe Farbe erhält, auch, wenn es ausgetrocknet, ſchwer iſt. Der Unterſchied der Schwere an einem Baume, der im moraſtigen, und von einem, der im guten, etwas trocknen Boden erwachſen, iſt bisweilen wie fünfe zu ſieben. Es wird dieſes Holz mit der Zeit immer härter, und daher auch ſelten von den Würmern angegriffen. Es iſt auch ſtark, und kann ein beträchtliches Gewichte aushalten, ohne zu zerbrechen. Es iſt auch das beſte Brennholz. Es widerſteht dem Feuer eine ziemliche Zeit, giebt viel Wärme, große Kohlen und in der Aſche viel Salz. Es hat jedoch einen Fehler, indem es beym Austrocknen leicht reißt, und ſich wirft. In Anſehung des Bodens könnte man noch genauere Unterſuchungen anſtellen, und die mancherley Arten deſſelben beſonders betrachten, auch auf die Lage des Orts, und auf den Stand der Bäume acht haben, um die mehr oder weniger gute Beſchaffenheit eines Baumes und deſſen Holzes zu beſtimmen. Da aber dieſes theils zu weitläuftig ſeyn dürfte, theils auch dergleichen Auswahl ſelten in Obacht genommen werden kann, übergehen wir dieſes alles, und berühren nur noch die Frage, ob das Holz an einem Stamme allenthalben einerley Beſchaffenheit habe, oder ob ſolches auf einer Seite beſſer, als der andern ſey. Faſt alle behaupten das letzte, welche Seite aber das beſte Holz gebe, iſt man nicht einig. Viele ſagen, die Holzlagen wären auf der Nord- andere und die meiſten aber, auf der Mittagsſeite am dichteſten und dickſten. Da aber bereits, nach dü Hamels Meynung, dieſer, in den Holzſchichten bemerkte Unterſchied von den Wurzeln und den Aeſten herzuleiten, ſo wird der Stand gegen die Sonne nicht in Betrachtung gezogen werden können, ſondern man wird vielmehr auf die Wurzeln und Aeſte ſehen müſſen, um zu beſtimmen, auf welcher Seite des Baumes das beſte Holz zu finden. Indeſſen haben doch andere, von dü Hamel angeführte Verſuche gelehret, daß gemeiniglich das Holz von der Mittagsſeite eines Baumes genommen, feſter und ſchwerer geweſen, als dasjenige, ſo von der Nordſeite genommen worden. Doch haben dieſe auch zuweilen das Gegentheil gewieſen. Die Güte des Holzes zu unterſuchen und zu beſtimmen, muß man, wie bereits angemerket worden, auf das Alter der Bäume ſehen. Die ſchicklichſte Zeit ſelbige zu fällen, beobachten und wiſſen, wie das gefällte Holz aufzubehalten ſey, von allen dieſen haben wir bey Betrachtung

des Baumes das nöthigſte angeführet, und ſchon daſelbſt die verſchiedenen Mittel erwähnet, wodurch das Holz an einem, noch ſtehenden Baume, könne verbeſſert, und dichter gemachet werden. Hier erwähnen wir nur einiger Zufälle, welche bey dem gefällten Holze vorkommen, und ſolches beſchädigen können.

Das beſte Holz kann und wird öfters bey dem Austrocknen Riſſe bekommen. Die Holzfaſern beſitzen eine Schnellkraft; ſie gehen ein und ziehen ſich zuſammen, wenn ſie etwas von ihrer Feuchtigkeit verlieren, verlängern ſich aber wieder, wenn ſie Feuchtigkeiten annehmen. Bey einem grünen Stücke Holz werden ſolche näher an einander kommen, wenn daſſelbe austrocknet. Da das mittelſte und älteſte Holz die wenigſten Feuchtigkeiten beſitzt, muß ſolches auch bey dem Austrocknen am wenigſten ſich zuſammenziehen oder einlaufen, das übrige aber, ſo im Anfange ſteht, und folglich das jüngſte iſt, dabey merklich leiden, und ſich am ſtärkſten zuſammenziehen. Da nun die Holzlagen ſtufenweiſe härter ſind, und in gewiſſen Verhältniſſen immer weniger Feuchtigkeiten erhalten, würde auch das Austrocknen und Zuſammenziehen in einem nämlichen Zeitraume vor ſich gehen, und das Holz dabey nichts ſonderliches leiden. Allein dieſes wird ſelten geſchehen. Die äußern Lagen ſind dem Winde, der Sonne, der warmen und trocknen Luft mehr ausgeſetzet, und müſſen nothwendig die Feuchtigkeit zuerſt verlieren, und ſich zuſammenziehen, da indeſſen die, gegen den Mittelpunkt zu, ſo bleiben, wie ſie waren. Wenn die Kraft, mit welcher die Holzfaſern unter einander verbunden ſind, ſtärker iſt, als die Kraft, mit welcher ſich dieſelben beym Austrocknen zuſammenziehen, ſo wird kein Riß erfolgen, es müßte denn eine äußerliche Gewalt dazu Gelegenheit geben; als wenn ein ausgetrocknetes Holz auf einen harten Körper fällt, oder darauf mit einem Schlegel geſchlagen wird. Gemeiniglich aber wird die Kraft des Zuſammenziehens bey dem eingetrockneten Holze ſtärker ſeyn, als die Kraft der natürlichen Verbindung, und deswegen pflegen auch bey dem Austrocknen gemeiniglich Riſſe zu entſtehen. Dieſe Riſſe gehen bisweilen von Schicht zu Schicht, ſelbſt bis an den Mittelpunkt, doch werden ſolche nach dem Mittelpunkte zu immer kleiner ſeyn. Da alſo die Riſſe vorzüglich durch das Austrocknen verurſachet werden, und am zerſprungenen Holze, wenn es lange genug im Waſſer gelegen, die Ritze wieder verſchloſſen werden, ſoll man bey dem Austrocknen alle Vorſicht anwen-

anwenden, daſſelbe nicht beſchleinigen, ſondern vielmehr ganz langſam vor ſich gehen laſſen. Und dieſes wird geſchehen, wenn das Holz, mit der Rinde bedecket, oder unter derſelben austrocknet. Will man das grüne Holz ſchälen, ſoll man es auch zugleich beſchlagen und den Splint davon wegnehmen, da denn auch, weil das Holz in ſeinem Umfange nicht ſo merklich verſchieden iſt, weniger und kleinere Riſſe entſtehen werden. Doch iſt dieſes Mittel ſelten anzuwenden, indem dergleichen langſames Austrocknen unter der Rinde viele Zeit, ja wohl Jahre erfodert. Hr. du Hamel giebt den Rath, das Holz wenigſtens bis zu Ende des Sommers in der Schale liegen zu laſſen, wenn man dadurch verhindern will, daß es keine großen Sprünge bekomme. Wenn man das grüne und beſchälte Holz an einem kühlen Orte aufbewahret, wird das nämliche erfolgen. Es entſteht aber aus dem langſamen Austrocknen des Holzes ein anderer Fehler; es wird ſolches allemal viel weicher ſeyn, als das ſchnell ausgetrocknete, und daher reißt auch jenes weniger, als dieſes. Um feſtes Holz zu erhalten, welches nicht leicht aufreißt, iſt es vielleicht am beſten, das Holz im Herbſte zu fällen, alsbald zu ſchälen und zu beſchlagen, da denn die Ausdünſtung, wegen des Beſchlagens, zwar hurtig, jedoch wegen der Kälte viel gemäßigter vor ſich geht. Um dem Aufreiſen vorzukommen, iſt es auch nützlich, das Holz, ſo zerſchnitten werden ſoll, noch völlig grün zu zerſchneiden, und die Röhren noch grün auszubohren. Dieſes alles dienet nicht allein die Riſſe und Sprünge in dem Holze zu verhüten, ſondern auch zugleich deſſen längere Dauer zu befördern.

Da aber doch endlich auch das beſte Holz verweſet, und zernichtet wird, hat man durch allerley Künſte dieſen Untergang zu verhindern, auch vorzüglich durch allerley Anſtriche und Ueberzüge, das Holz unverbrennlich zu machen, ſich bemühet, und hierzu einen Ueberzug von Theer und Oel, das Anbrennen, das Räuchern, auch das Dampfbad, das Trocknen in einem dazu bereits eingerichteten Ofen, und andere dergleichen Mittel empfohlen. S. Mortimer vom Ackerbaue 2 Theil 101. und 103. S. Allgemeines Magazin 6 Theil 110 S. Von einem Holzbalſam, der das Holz im Waſſer, Luft und Erde vor Fäulniß, Würmer und Mäuſe verwahret, und der zu Hamburg in Fäſſern verkaufet wird, S. Leipziger Intelligenzblatt 1766. S. 360. Man hat ſogar hölzerne Töpfe, Oefenaufſätze und dergleichen Sachen verfertigen wollen, welche von dem Feuer nicht

be-

beſchädiget werden könnten, und hierzu dieſen Feuerkütt empfohlen. Aus guten Tiſcherleim, worein etwas geſtoßene Fiſchgräten gerühret worden, machet man ein warmes Leimwaſſer, löſet darinne ſoviel Alaun auf, als möglich iſt, läßt dieſes mit einander kochen und rühret darunter ſoviel zart geriebenen Hammerſchlag und Ziegelmehl, daß es ein dicker Teig werde, mit dieſem warmen Teige beſtreicht man das Holz, ein, zwey bis drey Meſſerrücken dicke. Man hat auch längſtens in Schweden darauf gedacht, das Holz durch eine Beizung, aus Salz, Vitriol und Alaune einigermaaßen feuerbeſtändiger zu machen, andere haben das Holz mit Kalk, ſo mit Vitriolwaſſer vermiſchet, beſtrichen. Dieſe Brandvorſchläge hat Hr. Glaſer ſorgfältig unterſuchet, und da er ſolche für unzulänglich gefunden, einen andern dergleichen Anſtrich erfunden, und damit verſchiedene Proben angeſtellet, welche jedoch nicht von allen für richtig und gültig angenommen worden. Dieſer Holzanſtrich beſteht aus drey Theilen geſchleimten Leimen, einem Theile geſchlämmten Thone und einem Theile Mehlkleiſter, wovon man deſſen Schriften weiter nachleſen kann. Auch das Färben des Holzes kann etwas zu deſſelben Dauer beytragen. Wir erwähnen hier noch einer leichten Art, das fichtene und anderes weißes Holz roth zu färben. Man nimmt ein Gefäß, bohret in deſſen Boden viele kleine Löcher, und ſetzet darunter ein anderes, worinnen keine Löcher ſind. Das erſte füllet man mit Pferdeäpfeln, und weil dieſe ſehr trocken ſind, und vor ſich langſam faulen, befeuchtet man ſolche zuweilen mit Pferdeharn; mit der Feuchtigkeit, welche aus dieſer Materie durch die Löcher des Faſſes nach und nach durchläuft, beſtreicht man das Holz, und wiederholet ſolches einigemal, ſo wird dieſes nicht nur von außen, ſondern auch vier bis fünf Linien roth gefärbet ſeyn. Die Farbe iſt jedoch nach Beſchaffenheit des Holzes verſchieden. Einiges wird davon marmorirt ſeyn, ein anderes roſen- purpur- oder dunkelrothe Farbe erhalten. S. Natur- und Kunſtcabinet S. 680. Alle dieſe Künſte, wenn man auf die Dauer des Holzes ſehen will, werden doch ſelten die verlangte Wirkung leiſten, wenn daſſelbe nicht gehörig trocken und ſonſt gut beſchaffen geweſen; die innerlich noch aufbewahrte Feuchtigkeit, wird eben ſowohl, als wenn nachher das Holz in feuchter und dumpfichter Luft zu ſtehen kömmt, zu Erzeugung des ſogenannten. und verwüſtenden Schwammes Gelegenheit geben. Wider dieſes Uebel wird in den Hannöveriſchen Beyträgen 1760.

das gemeine Küchenſalz, als ein vorzügliches Mittel angerühmet. Man ſoll ſolches entweder trocken in die Ritze einigemal hinter einander ſchütten, oder ſolches in wenig warmen Waſſer auflöſen, und das Holz damit einigemal beſtreichen, und hiervon wird der bereits herausgewachſene Schwam̃ vertilget, und aller neuer Auswuchs verhütet werden.

Zum Beſchluſſe erwähnen wir noch des ſogenannten faulen Holzes. Es iſt bekannt, daß weißes, lockeres, ſchwammichtes Holz im finſtern einen hellen leuchtenden Schein von ſich giebt. Hr. Hanow hat dergleichen genau unterſuchet und gefunden, daß dergleichen Holz nur ſo lange dieſen Schein von ſich gebe, ſo lange es einen dumpfichten Geruch beſitze, und feuchte anzufühlen ſey, hingegen aber nicht weiter mehr leuchtet, wenn es dieſe beyden Eigenſchaften verloren. Die Urſache dieſes Leuchtens kann durch keine, in dem Holze wohnende Gewürme, wie einige geglaubet, verurſachet werden, ſondern es iſt vielmehr die Stockung und Gährung der Säfte Schuld daran, wodurch die ſchweflichten und Salztheilchen in Bewegung geſetzet, und mit einander vereiniget werden. Ob alle Arten des Holzes dergleichen leuchtende Eigenſchaft erhalten, iſt zwar nicht ganz gewiß zu beſtimmen, doch wiſſen wir, daß Küfernholz eben ſowohl als Büchenholz, wenn es ſich in einerley Umſtänden befindet, auch hierinne einander gleich ſey. Wie denn alles Holz zuletzt in Verweſung geht, und ſich in eine Art Erde verwandelt, welche unter dem Namen Holzerde, Modt oder Moth bekannt iſt. Man findet dieſe in alten ausgehöhlten Bäumen, in den Wäldern und ſonſt, wo das Holz liegen bleibt, und theils durch eine eigene, theils durch die äußerliche Feuchtigkeit und Wärme verfaulet. Es iſt dieſe eine unvergleichliche gute Gartenerde, und kann überhaupt zur Verbeſſerung des Erdreichs nützlich gebrauchet werden, nur hat man bemerket, daß ſich darinne viele Gewürme erzeugen und aufhalten.

Das Holz wird in Anſehung ſeines Nutzens und Gebrauches in Nutz- und Bauholz eingetheilet. Beyde Arten erhalten nach ihrer weitern Beſtimmung und Beſchaffenheit mancherley Namen. Das erſte iſt entweder Bau- oder Zimmerholz, wohin die Schwellen, Säulen, Balken, Ziegelſparren, Pfoſten, Bret- und Lattenſtämme gehören, wozu die gefällten Stämme öfters ſchon im Walde ſelbſt einigermaßen zugerichtet werden; daher man unter dem Namen Gewaldrecht ſolche Stämme verſteht, welche

im Walde beſchlagen, oder aus dem gröbſten vierkantig gehauen werden. Da hingegen ein Stück Holz baumkantig genannt wird, wenn es nicht auf allen Seiten nach dem Winkel glatt beſchlagen iſt, ſondern hin und wieder noch etwas Rundung von dem Baume, wie er gewachſen war, behalten hat, oder Faß- Klapp- Staff- Stab- und Daubenholz, woraus allerley Fäſſer und dergleichen Sachen verfertiget werden.

Das Brennholz iſt auch mancherley, als 1) Klobenholz, ſind runde geſägte Klötzer; 2) Klafterholz, geſpaltene Scheite, welche beyde nach Klaftern oder einem andern Maße in Haufen geſetzet werden; 3) das Schockholz iſt nur darinne verſchieden, daß ſolches ſchwächere Scheite ſind, die ſchockweiſe verkaufet werden; 4) Reiß- oder Bundholz, und 5) Leſeholz, das aus Spähnen, Rinde, und dürren Aeſten beſteht. Alle dieſe Arten von Holze werden von zweyerley Bäumen genommen, welche in Laub- und Tangelholz und auf andere Art unterſchieden werden, wie dieſe Eintheilungen bey Betrachtung des Baumes ſind angeführet worden. Hartes und weiches Holz unterſcheidet ſich vornehmlich durch das Gewebe, welches zwiſchen den Holzſchichten liegt, und dieſe unter einander vereiniget. Dieſes iſt bey einigen ſo groß und ſtark, daß man das Tageslicht dadurch erblicken kann, wenn man eine Scheibe davon abſchneidet. Dadurch wird das Holz geſchwächet, und das Holz hat deſto weniger Stärke, jemehr dergleichen Gewebe in dem nämlichen Raume befindlich iſt. Je dicker die Holzlagen ſind, je weniger giebt es Zwiſchenräume, und je ſtärker iſt das Holz. Maſericht oder Fladerholz nennet man dasjenige, welches allerley Flecke, Wolken und Züge von verſchiedenen Farben darſtellet, und nach der Verarbeitung und Polirung durch ſein abwechſelndes fladrichtes Weſen ein beſonderes Anſehn erhält.

Holz, mineraliſirtes, *Lignum foſſile mineraliſatum*, iſt wirkliches Holz, welches unter der Erde mit einem metalliſchen, oder andern mineraliſchen Dunſt durchdrungen, angetroffen wird. So findet man z. E. bey Schwemſel, ohnweit Düben in Sachſen, mit Alaun durchdrungenes Holz, welches zwar einer Steinkohle ähnlich, aber von ſelbiger ſowohl der Farbe, als der Struktur und der Leichtigkeit nach unterſchieden iſt.

Außer dieſem mit Alaun durchdrungenen unterirrdiſchen Holze wird auch noch von Wallerius Mineral. S. 433. kieshaltiges und eiſenhaltiges mineraliſirtes

Holz angezeiget, wovon erſteres ein mit einer Kiesmaterie durchdrungenes, letzteres aber ein mit einem Eiſenocher vermiſchtes und verſteinertes Holz iſt. Es wird aber daſelbſt gar wohl erinnert, daß man zwiſchen einem mineraliſirten, das iſt, mit Erz oder mineraliſirten Dämpfen durchdrungenen Holze, und zwiſchen einem mit Erz überdeckten oder beſetzten Holze einen Unterſchied machen müſſe, welches letztere kein verwandeltes, oder mineraliſirtes, ſondern unverändertes Holz iſt, an welches ſich die mineraliſche Dunſt blos auswärts angeſetzet hat. Auch muß man, wie Wallerius S. 434. gar wohl erinnert, das blos unveränderte unterirdiſche Holz, Lignum foſſile, welches entweder vom Schwefeldampfe gleichſam etwas erhärtet, oder von einem Bergfett balſamirt und von der Vergänglichkeit befreyet iſt, von jenen Arten unterſcheiden. Von dieſem letztern ſaget man, daß die ausgegrabenen Bäume, wovon in England ganze unterirdiſche Wälder angezeiget werden, wegen ihrer Härte theuer verkaufet, und zu Schiffholz verarbeitet werden ſollen.

Holz, verſteinertes, Lignum petrefactum, Lithoxylon, iſt in Stein verwandeltes Holz, wovon man nicht allein einzelne Stücke, ſondern ſogar ganze Bäume mit Aeſten und Wurzeln unter der Erde gefunden. Dem Vermelden nach hat man faſt von allen Arten Holz verſteinert ausgegraben, wie denn vor ein paar Jahren ohnweit Meißen verſteinerte Stücken Kiefernholz, wovon wir ſelbſt ein Stück beſitzen, gefunden worden, welche durch das Schleifen eine ſchöne Politur angenommen, und die dem Kiefernholze eigene und oft mit Harz durchzogene Struktur ganz deutlich zeigen. Ja wir haben unter ſelbigen ſogar ein verſteinertes Stück geſehen, in welchem zugleich ein eiſerner Radenagel, welcher vor der Verſteinerung in das Holz muß gekommen ſeyn, ſich befindet.

Holzbock.

Dieſen Namen giebt man allen käferartigen Inſecten, welche ihre langen Fühlhörner nach Art der Bockshörner gekrümmet tragen, und ſich als Würmer im Holze aufhalten. Von einigen Schriftſtellern werden ſie auch Bockkäfer und Holzkäfer genannt. Man unterſcheidet aber, als drey beſondere Geſchlechter, die eigentlichen Holzböcke, die weichen Holzböcke und die Afterholzböcke.

Der eigentliche Holzbock, Cerambyx Linn. hat lange, bürſtenartige Fühlhörner, welche bey manchen Arten ſechsmal ſolang

ſind

ſind, als der Körper, und aus zehn oder eilf Gelenken beſtehen, wenn man nämlich das nächſte und ſtärkſte, das am Kopfe ſitzet, dazu nimmt. Das zangenförmige Gebiß, womit dieſe Käfer von dem Schöpfer begabt worden ſind, um ſich durch das Holz durchbeißen zu können, iſt ſcharf und hart, bey einigen Arten aber länger, als bey andern. Das Bruſtſtück iſt entweder mit Dornen beſetzet, oder doch höckerig. Die Flügeldecken laufen an den Seiten in einer geraden Linie fort. Die Füße ſind meiſtentheils ganz glatt; nur bey einigen Arten findet man, am Ende des mittlern Fußtheiles, etliche zarte, kaum merkliche Spitzen. Der äußerſte Fußtheil beſteht aus vier Gelenken, welche außer dem letzten, mit einer doppelten hakenförmigen Klaue beſetzten Gelenke, platt ſind, und eine herzförmige Geſtalt haben. Die meiſten Käfer dieſes Geſchlechts geben einen knarrenden Laut von ſich, der faſt eben ſo klingt, als wenn jemand mit dem Fiedelbogen eine Saite auf der Geige hinter dem Stege ſtreicht; daher ſie auch in einigen Gegenden Geiger genannt werden. Sie entſtehen, wie andere Käfer, aus einem ſechsfüßigen Wurme, welcher unter dem Namen Holzwurm bekannt iſt, der aber auch andern Würmern, aus denen Holzweſpen und allerhand Fliegen hervorkommen, gegeben wird, weil ſie ſich ebenfalls im Holze aufhalten. Ein ſolcher Holzwurm, welcher ſich in einen Bockkäfer verwandelt, iſt etwas feſter, als der Wurm anderer Käfer, hat kürzere Füße, und pfleget nicht krumm, ſondern gerade zu liegen. Er iſt ebenfalls mit einem ſtarken, zangenförmigen Gebiſſe verſehen, und auf dem Kopfe mit einem harten Schilde gedecket. Einige dieſer Würmer verwandeln ſich in dem Holze, wo ſie ſich hineingefreſſen haben, andere aber kriechen gegen die Zeit, da ſie ſich verwandeln wollen, in die Erde, und brauchen zu ihrer völligen Verwandlung, oft eine Zeit von zwey bis drey Jahren. Daß man bisweilen dergleichen Würmer in dem Holze, wider Vermuthen und ohne äußerlich eine Oeffnung wahrzunehmen, antrifft, hat folgende Urſache. Sobald das Weibchen von dem Holzkäfer befruchtet worden iſt, ſuchet es ſeine Eyer einzeln an ſolche Oerter hinzulegen, wo die daraus entſtehenden Würmer ſogleich eine für ſie ſchickliche Nahrung, nämlich Holz, antreffen. Hierzu wählet es gemeiniglich das faule Holz, in deſſen Vertiefungen oder Ritzen es hier und da ein Ey anſetzet. Findet es keine ſolche bequeme Vertiefungen in dem Holze, ſo machet es ſich kleine

Oeffnungen darinnen, vermittelſt ſeines Zangengebiſſes. Das Ey bleibt, vermöge der klebrichten Feuchtigkeit, womit es überzogen iſt, feſte an dem Orte kleben, wohin es der Holzkäfer geleget hat. Der daraus hervorkommende Wurm beißt ſich nur an derjenigen Stelle durch, wo das Ey mit dem Holze zuſammenhängt, und bohret hernach in das Holz. Weil nun dieſe, nach Proportion des jungen Wurms, kleine Oeffnung nicht nur von dem Ey bedecket, ſondern auch von dem Wurme durch die abgekieſten Spänchen verſtopfet wird, ſo iſt es kein Wunder, daß man nicht ſo leicht den Weg bemerken kann, auf welchem der Wurm in das Holz gekommen iſt.

Das Geſchlecht der Holzkäfer iſt überaus zahlreich; denn es enthält, nach dem Linneiſchen Verzeichniſſe, drey und achtzig verſchiedene Arten; daher es der Ritter von Linne´ unter folgende fünf Abtheilungen gebracht hat.

Die erſte Abtheilung beſteht aus zwo Arten, welche ſich von den übrigen dadurch unterſcheiden, daß das Bruſtſtück zur Seiten mit beweglichen Dornen beſetzet iſt. Die erſte Art wird in Amerika gefunden, und hat nicht nur ſehr lange Fühlhörner, ſondern auch ſehr lange Vorderfüße, daher ſie von dem Herrn von Linne´ Cerambyx longimanus genannt wird. Die Flügeldecken, welche an der Wurzel ein Zähnchen und zween ſolche Zacken an den Spitzen führen, ſind hochroth und mit gelben Streifen oder Flecken gezieret. Die Länge dieſes Bockkäfers beträgt, ohne die Fühlhörner zu rechnen, über drey Zoll.

Die andere Art, welche aus Oſtindien kömmt, Cerambyx trochlearis Linn. iſt der amerikaniſchen ſehr ähnlich, und hat auf den Flügeldecken braune und weißgraue Flecken mit erhabenen Punkten.

Die zwote Abtheilung begreift diejenigen Bockkäfer unter ſich, deren Bruſtſtück zur Seiten nur einen gezähnelten Rand hat. Hierunter gehören funfzehn Arten, von denen die erſte aus Amerika kömmt, und wegen ihres zangenförmigen Gebiſſes, welches eine merkliche Länge hat, und wie Hörner ausſieht, von dem Ritter Linne´ Cerambyx cervicornis und von Herr Müllern Hirſchbock genannt wird. Die Flügeldecken dieſes Bockkäfers, deſſen Länge ohngefähr vier Zoll beträgt, ſind, wie der übrige Körper, braunſchwarz, und mit breiten, zimmetfarbigen Linien beſetzet. Der Wurm, welcher eine weiße Farbe hat, einen Finger dick, und drey und einen halben Zoll lang iſt, wird von den Amerikanern wie eine Wurſt gebraten,

ten, und für eine wohlſchmeckende Speiſe gehalten.

Der größte europäiſche Bockkäfer, Cerambyx coriarius Linn. welcher in altem Eichen- und Birkenholze gefunden wird, gehöret ebenfalls zu dieſer Abtheilung. Er iſt pechſchwarz, und hat glänzende Flügeldecken, die wie Corduanleder ausſehen; daher man ihm den Namen Gerber gegeben hat.

Unter den übrigen hierher gehörigen Arten giebt es einen Bockkäfer, der nur zweymal ſo groß, als eine Laus, übrigens ebenfalls ſchwarz iſt, und hin und wieder in Europa gefunden wird. Wegen ſeines flachen Körpers heißt er bey dem Ritter v. Linné Cerambyx planatus.

Zu der dritten Abtheilung, welche vier und dreyßig Arten enthält, werden die Holzkäfer mit runden Bruſtſchilde gerechnet, welches an den Seiten durch feſtſitzende Dornen zugeſpitzet iſt. Ein unter dieſe Abtheilung gehöriger oſtindiſcher Holzkäfer, Cerambyx virens Linn. iſt wegen ſeiner ſchönen goldgrünen Farbe merkwürdig, die ihm bey den Engelländern den Namen Lady Capricorn d. i. Frauenbock zuwege gebracht hat. Doch riecht dieſer Frauenbock überaus unangenehm. Eine andere Europäiſche Art hingegen, welche blau und ſchwarz oder braun gezeichnet iſt, und auf den alten Weiden gefunden wird, hat einen ſehr angenehmen Geruch, und iſt daher Roſenbock, und von dem Ritter von Linné Cerambyx moſchatus genannt worden.

Es giebt auch unter dieſer Abtheilung Holzböcke ohne Flügel, welche meiſtentheils ſchwarz ſind, und auch ſchwarze, mit einem wollichten Weſen beſetzte Flügeldecken haben. In dem Linnäiſchen Syſtem heißt dieſe Art Cerambyx pedeſtris.

Die vierte Abtheilung begreift die Holzkäfer mit cylindriſchen Bruſtſchilde ohne Dornen unter ſich, welche zwölf Arten ausmachen.

Die fünfte und letzte Abtheilung enthält diejenigen Holzkäfer, deren Bruſtſtück etwas rund oder kugelförmig platt gedrücket, und dabey unbewaffnet iſt. Hierunter gehören zwanzig Arten, von denen eine europäiſche und eine amerikaniſche wegen der ſchönen Zeichnung merkwürdig iſt. Die europäiſche Art, Cerambyx violaceus Linn. die man vorzüglich in Schweden antrifft, iſt glänzendblau, mit einem goldfärbigen Gegenſcheine. Die Fühlhörner ſind ſchwarz und ſo lang, als der Körper; die Farbe des Bruſtſtücks fällt etwas ins bräunliche, und die Flügeldecken ſind voller grubigen Punkte.

Die amerikaniſche Art, Cerambyx auratus Linn. iſt größtentheils grün, mit einem röthlichen Goldglanze. Die hintern Hüften aber ſind blau, die Fühlhörner ſchwarz, und die Füße purpurfärbig.

Der weiche Holzbock, Leptura Linn. welchen auch einige Schriftſteller Afterholzkäfer nennen, unterſcheidet ſich von den Käfern des vorigen Geſchlechts, nicht nur dadurch, daß er überhaupt viel kleiner, zarter, und nicht ſo hartſchildig iſt, ſondern auch durch die Geſtalt der Flügeldecken, welche hintenzu ſchmäler werden. Die Fühlhörner ſind, wie bey dem vorigen Geſchlechte, bürſtenartig und mit knotigen Gelenken verſehen. Das Bruſtſtück iſt bey einigen Arten eyförmig, bey andern erhaben rund; daher der Ritter von Linné aus dieſem Geſchlechte, welches überhaupt fünf und zwanzig Arten enthält, zwo Abtheilungen gemachet hat. Zu der erſten Abtheilung, welche aus vierzehn Arten beſteht, rechnet er die weichen Holzböcke, deren Bruſtſtück eyförmig, oder nach vornezu länglicht und ſchmal iſt, die Flügeldecken hingegen abgeſtutzet ſind. Die zwote Abtheilung begreift die übrigen eilf Arten unter ſich, welche ſich von den vorhergehenden durch ein erhabenes rundes Bruſtſtück und durch ſtumpfe Flügeldecken unterſcheiden.

Diejenige Art, welche man in den meiſten europäiſchen Gegenden auf den Waſſerlilien, Riedgraſe und andern ſchilfartigen Waſſergewächſen antrifft, Leptura aquatica Linn. gehöret zu der erſten Abtheilung und iſt vorzüglich wegen des ſchönen Goldglanzes merkwürdig. In Anſehung der Farbe giebt es viele Verſchiedenheiten bey dieſer Gattung. Man findet blaue, rothe, grüne und violetfärbige, welche faſt alle ſchwarzbraune Fühlhörner haben, und ſchön anzuſehen ſind. Die Größe beträgt gemeiniglich ein fünftel oder ein drittel Zoll.

Unter den übrigen weichen Holzböcken unterſcheidet ſich eine Art vorzüglich durch den langen Hals, welcher faſt eben ſo lang iſt, als der übrige Körper. Dieſe langhälſigen Holzkäfer ſind, wie Müller aus dem Houttuin anführet, glänzend ſchwarz, und haben einen grünlichen Glanz. Friſch aber gedenkt auch ſolcher, die gelblicht und braunfleckicht ſind.

Das Geſchlecht der Afterholzböcke, oder Baſtardböcke, Necydalis Linn. welche einige Schriftſteller von den vorhergehenden nicht zu unterſcheiden pflegen, hat zwar ebenfalls bürſtenartige,

artige, aus zehn knotigen Gelenken beſtehende Fühlhörner; es unterſcheidet ſich aber von den vorhergehenden Geſchlechtern durch die Flügeldecken, welche kleiner ſind, als die Flügel, ſo daß dieſe nicht ganz davon bedecket werden können. Bey drey Arten ſind die Flügeldecken viel kürzer als der Körper, und dieſe machen die erſte Linnäiſche Abtheilung aus. Die größte hierher gehörige Art, Necydalis maior Linn. iſt ſchwarz, hat roſtfärbige Flügeldecken, und kömmt in Anſehung der Geſtalt den eigentlichen Bockkäfern ſehr nahe; daher ſie auch von vielen Schriftſtellern darunter gerechnet wird. Die andern beyden, viel kleinern Arten, Necydalis minor, und Necydalis vmbellatarum Linn. welche nicht ſehr von einander abweichen, ſind ziegelroth, und werden in den Hecken und Blumenkronen gefunden.

Bey den übrigen acht Arten dieſes Geſchlechts, aus denen die zwote Abtheilung beſteht, ſind zwar die Flügeldecken eben ſo lang, als der Körper, aber ſehr ſchmal und ſpitzig. Einige ſind ſchön blau und glänzend, andere ſchwarz, ingleichen röthlich oder gelblich.

Holzbohrer.

Dieſen Namen führen zwar einige Würmer, wir verſtehen aber hierunter eigentlich denjenigen, welchen Herr v. Linne' Teredo nennet, und welcher zwar dem Steinbohrer ähnlich iſt, und zween kalchartige, halbrunde, vorne ausgeſchnittene und unten eckichte Kiefer hat, aber in einer Schale ſtecket, welche ein runder bogichter Köcher iſt, und durch das Holz durchdringet. Und hierdurch kann man dieſen von andern See- und Bohrwürmern, welche keine Schale haben, oder deren Schale, wie bey den Pholaden, dick und hart iſt, leichtlich unterſcheiden. Unſer Holzbohrer wird von den Holländern auch der Pfahl- und Köcherwurm, auch Boorwurm, von andern Seewurm, und Holzfreſſer genannt. Der Ritter führet von dieſem Geſchlechte jetzo nur eine Art an, nämlich den Schifsbohrwurm, Teredo naualis Linn. nachdem die andern, theils bey andern Geſchlechtern untergeſtecket, theils noch nicht gehörig beſtimmet ſind. Es iſt dieſer Wurm zwar ſchon längſt bekannt geweſen, ſeit 1730. aber, vorzüglich in Holland, häufig wahrgenommen, und die Pfähle an den Seedämmen in kurzer Zeit davon ganz durchfreſſen worden. Gemeiniglich hält ſich dieſer, etwa einen Finger lange, und einen Federkiel dicke, etwas gebogene Wurm in den Schiffen auf, und dringt ſchon als Bruth durch zarte Oeffnun-

Oeffnungen in das Holz ein, in welchem er wächſt, ſich fortſchleicht, und vielleicht daſelbſt neue Bruth erzeuget; indem ein Pfahl oder Brett äußerlich nur kleine Löcher, in der Größe einer Stecknadel, zeiget, inwendig aber mit unzählich vielen dicken Würmern und weiten Aushöhlungen durchfreſſen iſt. Herr Hanow hat noch angemerket, wie ein Loch nahe bey dem andern, ſo daß oft kaum ein dünnes Blättchen, ſelten ein Spänchen von geringer Dicke, wie ein Papier, zwiſchen ihnen bleibe, wie die großen und geraden Höhlen von andern kleinern durchkreuzet würden, und nur hier und da einen geringen Zuſammenhang des durchlöcherten Holzes wahrzunehmen ſey, und die innere und äußere Fläche der Bohlen von den Würmern verſchonet bliebe, gerade als wenn ſie die Fläche zu ihrer Decke und Sicherheit faſt unangetaſtet ließen, damit ſie inwendig deſto ungeſtöhrter dergleichen Zerſtöhrung vornehmen könnten. Es iſt auch beſonders, daß in der Folge nichts vom Holzmehle, welches andere Holzwürmer zurücklaſſen, anzutreffen iſt. Dieſe Würmer von dem Schiffholze abzuhalten, und dieſes vor dergleichen Zerſtöhrung zu bewahren, hat man vielerley Mittel in Vorſchlag gebracht. Das beſte iſt, wenn man das Holz ſenget, mit Theer beſtreichet, und geſtoßnem Glaſe, Haaren, Hammerſchlag und Giftwaſſer beſtreuet. Im Gentlem. Magaz. 1754. Iuly, wird die Aloe allen andern Verwahrungsmitteln vorgezogen. S. Bremiſches Magazin I. B. 126. S. und III. B. S. 40. Von dieſem Wurme und allen Umſtänden, ſo denſelben angehen, verdienet vorzüglich Hrn. Sellius Buch de Teredine nachgeleſen zu werden.

Holzfreſſer.

S. Holzbohrer.

Holzhacker.

Ein gemeiner Name für das ganze Geſchlecht der Spechte, deren es verſchiedene Arten giebt.

Holzheher.

Holzſchreyer, Waldheher, Harzler, pica glandaria. Dieſes iſt die gemeine Art der Heher, der oben unter dieſem Artikel bey No. 1. gedacht iſt. Hier will ich ihn ein wenig näher beſchreiben. Es iſt ein ſchöner, buntgefärbter, munterer Vogel. Rücken, Hals und Kopf röthlich, an der Stirne vom Schnabel an, mit grauen ſchwarzgeſtreiften Federn beſetzet. Schnabel ſchwarz. Die Augſterne mit einem grauen Ringe eingefaſſet, und an dem Kinnbacken ſchwarze Streife, wie ein Bart. Die vördern Schwingfedern ſchwärzlich, am Rücken der Fahne weißlich, mit blau vermiſchet; und ſo

auch

auch die, gegen den Leib zu. Einige Federn am vördern Flügelgelenke ſind hellblau glänzend, mit ſchwarzblauen Strichelchen und Flecken. Auf dem Bürzel ein weißer Fleck. Der Schwanz ſchwärzlich und nach unten zu ein grauer Querſtreifen. Die Füße bräunlicht. Am Leibe hat der Vogel lange Federn, die ihm zur Bedeckung dienen, weil er an ſich nicht fett, und alſo von der Kälte leicht mitgenommen wird. Die langen Federn auf dem Kopfe kan̄ er aufrichten, welches ihm bey ſeinen luſtigen Stellungen ein feines Anſehen giebt. Er niſtet in Wäldern und Vorhölzern, auch wohl in hohlen Bäumen, nicht hoch, und bauet das Neſt aus dürren Reiſern, inwendig mit weichen Wurzeln und Faſern beleget. Junge hat er fünf bis ſieben, die er mit Raupen und Würmern ätzet. Im Herbſte ſuchet er Eicheln, damit ſtopfet er ſich den Hals voll, trägt ſie in die Büſche unter das Moos, oder in hohle Bäume, und ſuchet ſie den Winter wiederum hervor. Auch ſammelt er ſich wildes Obſt. Da er ein Raubvogel iſt, ſo paſſet er auch den kleinen Vögeln auf, fängt und frißt ſie. Dieſerhalb ſtößt er gern auf kleine Vögel in die Heerde und wird daſelbſt gefangen. Er iſt gelehrig, und kann dahin gebracht werden, allerley zu plaudern. Die Farben des Männchens ſind, wie gemeiniglich, höher, als die beym Weibchen.

Holzhuhn.

Holzhuhn iſt das rothe Haſelhuhn, Lagopus altera, davon das Männchen ganz röthlicht iſt, und einen Kamm hat.

Holz, jamaiſches oder indianiſches.

S. Campechenholz.

Holzkäfer.

S. Holzbock.

Holzkrähe.

Holzkrähe iſt der große, ſchwarze, gemeine Specht.

Holzmangold.

S. Wintergrün.

Holzraupe.

Auf den Eichen, Weiden und Aepfelbäumen findet man eine rothe und fleiſchfärbichte Raupe, welche ſich vorzüglich von andern Raupen dadurch unterſcheidet, daß ſie weder Laub noch Gras, ſondern bloß, wie die eigentlich ſo genannten Holzwürmer, aus denen die Holzkäfer entſtehen, Baumrinde und Holz frißt; daher man ihr den Namen der Holzraupe gegeben hat. Sie iſt faſt vier Zoll lang, hat acht Paar Füße, einen rothen Rücken, der mit zunehmenden Alter immer

dunkler wird, und einen fleiſchfarbigen Bauch. Der Kopf iſt glänzend ſchwarzbraun, und ſeine obere Fläche beſteht aus zwo gleichen Erhöhungen, zwiſchen denen ein aus gelblichten Linien zuſammengeſetztes Dreyeck bemerket wird; das Maul iſt mit einem ſtarken Zangenbiß verſehen, womit dieſe Raupe, welche den Bäumen großen Schaden thut, das Holz und die Rinde durchbohret; daher ſie von Herr Müllern in ſeinem vollſtändigen Linnäiſchen Naturſyſteme der Holzdieb genannt wird. Sie iſt ſehr ſchnell im Kriechen, und wehret ſich nicht nur, wenn ſie beunruhiget wird, mit ihrem Zangengebiß, ſondern pfleget auch ihren Feinden durch einen rothen Saft, den ſie aus dem Maule ſpritzet, ein Schrecken einzujagen. Sie brauchet zu ihrem völligen Wachsthume und Veränderungen länger, als ein Jahr. Wenn ſie ſich zur Puppe verwandeln will, ſo bricht ſie kleine Stückchen von der Rinde oder dem Holze ab, welche ſie völlig zermalmet, und unter das Geſpinſte, das ſie um ſich herumzieht, mit einmiſchet, um daſſelbe recht dicht und ſtark zu machen. Die Puppe hat eine beſonders artige Geſtalt. Der Kopf und die Flügelſcheiden ſind braunroth, der Rücken obenher ſchwarz und der Hinterleib unten goldgelb, oben aber etwas röthlicher. Die Puppe liegt ohngefähr drey Wochen in ihrem Geſpinſte und verwandelt ſich alsdenn in einen braungrauen Schmetterling, welcher in die Claſſe der Nachtvögel gehöret und in dem Syſteme des Herrn von Linné Phalaena Coſſus heißt. Die Flügel ſind mit vielerley ſchwarzen und hellen Strichelchen und Flecken gezeichnet und überaus ſteif und dick; woher wahrſcheinlicherweiſe das ſtarke Sauſen kömmt, welches man bey dem Fluge dieſer Nachtvögel bemerket, und weswegen ſie von einigen Brummvögel genannt werden. Sie legen ihre Eyer zwiſchen die Ritze der Baumrinden, damit die jungen Raupen, ſobald ſie auskriechen, eine für ſie ſchickliche Nahrung finden. Ihre Fruchtbarkeit iſt überaus groß; denn Herr Kleemann hat von einem einzigen weiblichen Nachtvogel dieſer Art tauſend Eyer erhalten.

Eine ausführlichere Beſchreibung der Holzraupe und des daraus entſtehenden Schmetterlings, nebſt einer genauen Abbildung, findet man in dem erſten Theile der Röſeliſchen Inſectenbeluſtigungen und zwar in der zwoten Claſſe der Nachtvögel S. 113. u. f. Tab. 18. Herr Lyonet im Haag hat von dieſem Inſecte eine beſondere vortreffliche Abhandlung unter dem Titel: Traité anatomique de la Chenille qui ronge le bois etc. mit 18. Kupfertafeln

herausgegeben, worinnen er unter andern zeiget, daß er außer den Nerven und Eingeweiden 4160. Muſkeln bey dieſem kleinen Thiere entdecket habe.

Hohlſchnäbler.

Pfefferfras, Piperiuorus, Naſutus, iſt beym Klein ein eigen Geſchlecht von ſolchen Vögeln, die zween Zehen hinten und zween vorne haben. Er unterſcheidet ſich durch ſeinen leichten, hohlen und dünnen Schnabel, der wie Pergament, nur etwas härter und hornartig, in Proportion aber mit dem Leibe, ungeheuer groß iſt. Durch dieſen weicht er von den Aelſtern und Spechten ab. Der Vogel iſt zur Zeit noch ſehr unbekannt. Nach dem Schnabel zu urtheilen, ſo hat man davon viele Arten. Klein führet nur dieſe zwo vornehmſten an. Hohlſchnäbler, davon es einige Abarten giebt, ſchwarz mit ſcharlachnem Bauche und Bürzel, grün mit ſchwarzem und rothen Schnabel, ſchwarz mit gelben, auch mit weißen Bürzel. Geflügeltes Nashorn, Naſutus, Rhinoceros. Dieſes ſein Schnabel iſt gekrümmet, hat auch noch aus der Stirne ein Horn hervorragend, wie beym Rhinoceros. Der Vogel iſt ausländiſch und in Amerika zu Hauſe.

Holzſchnepfe.

Holzſchnepfe wird die größte Schnepfe genannt, die man in gebirgichten Gegenden findet, und die ſonſt auch Bergſchnepfe heißt, wie letzterer Artikel lehren wird.

Holzſchreyer.

Eben dasjenige, was der kurz zuvor gemeldete gemeine Holzheher, oder Hatzler, iſt.

Holzſchuhbaum.

S. Fiſcherbaum.

Holz, ſtinkendes.

S. Stinkbaum.

Holztaube.

Columba lignorum, etwas kleiner, als die gewöhnliche wilde Taube, welche unterm Namen der Ringeltaube bekannt iſt. Ich bin der Meynung, dieſe Holztaube ſey eben die Art, welche beym gemeinen Manne die Holztaube heißt, und davon man folgende Kennzeichen hat. Sie iſt an Farbe dunkelblau, ſonderlich am Kopfe und Rücken bis auf den Schwanz. Die Flügel auch bläulicht, mit etwas dunkelgrau und aſchfarbigen Flecken vorne vermiſchet. Auf den kurzen Schwingfedern ſchwarze Striche. Der Täubericht iſt am Halſe etwas goldſchimmericht, an der Bruſt mehr roth, und an ſich etwas hellblauer, als die Taube. Der Schwanz oben blau, gegen das Ende zu ſchwärzlicht, die Füße ſchön roth, die Augen

ſchwarz, Schnabel roth und weiß. Sie kömmt zu uns, ſobald ſich der Schnee verliert, im Hornung und März, und ſuchet auf den Feldern die Körner der frühen Sommerſaaten, auch vornehmlich den Hanfſaamen, und auch den von Fichten. Sie niſtet gemeiniglich in hohle Eichen, davon ſie den Namen Hohltaube haben ſoll, brütet das Jahr zweymal und bringt zwey Jungen aus. Sie zieht früh hinweg, und wenn man ſie einfängt, läßt ſie ſich ziemlich zahm machen. Ihr Wildpret iſt auch nicht unſchmackhaft. Es giebt noch eine Art langgeſchwänzter Holztauben, die aus Amerika kömmt, und der Jamaikiſchen Turteltaube mit ſchwarzem Kopfe ſehr ähnlich iſt.

Holzweſpe.

Sirex Linn. Dieſen Namen giebt man einer Gattung weſpenartiger Inſecten, deren Larven mehrentheils die Gewohnheit haben, ſich im verfaulten Holze, und in abgeſtorbenen Bäumen aufzuhalten. Nach dem Ritter von Linné und Herr Müllern, hat dieſes Geſchlecht, welches ſieben Arten unter ſich begreift, zween ſtarke Kiefer, und zwey abgeſtutzte Fühlerchen. Die Fühlhörner ſind fadenförmig, und mit mehr als zwanzig Gelenken verſehen. Der Angel raget ſtarr hervor, und hat eine ſägeförmige Geſtalt. Der hintere Körper iſt mit dem Bruſtſtücke gleich dicke, und ſchließt an, wodurch ſich die Holzweſpen von den Raupentödtern am meiſten unterſcheiden, geht aber hinten ſpitzig aus. Die Flügel ſind ſpießförmig und liegen bey allen Arten flach. Die Larven haben nur ſechs Füße.

Die größte Art, Sirex gigas Linn. welche man in dem Fichten- und Tannenholze antrifft, und welche größer iſt, als eine gemeine Weſpe, hat einen ſchwarzen Kopf, der aber hinter den Augen gelblicht iſt, und ein rauches, ebenfalls ſchwarzes, hintenher gelbes Bruſtſtück. Der Hinterleib iſt länglichtrund. Die zween vörderſten und die drey hinterſten Ringe, ſind pomeranzenfärbig, die vier mittlern aber ſchwarz, die Flügel roſtfärbig. Die Fühlhörner, welche aus zwey und zwanzig Gelenken beſtehen, ſind halb ſo lang als der Körper. Die übrigen Arten, welche der itzt beſchriebenen an Größe nicht gleichkommen, haben meiſtentheils einen blauſchwärzen Körper, welcher bey einigen mit ziegelrothen Streifen, und bey andern mit weißen Flecken gezieret iſt. Die Fühlhörner ſind bey allen Holzweſpen gelb, eine einzige Art ausgenommen, welche ſchwarze Fühlhörner hat.

Holzwurm.

Mit dieſem Namen bezeichnet man insgemein diejenigen Würmer, aus denen die Holzkäfer entſtehen, wie bereits unter dem Artikel Holzbock angemerket worden iſt. Bisweilen aber nimmt man denſelben auch in einer weitläuftigern Bedeutung und verſteht dadurch alle Würmer, die man in dem Holze antrifft. Hr. Müller ſchränket ihn in ſeinem vollſtändigen Linnäiſchen Naturſyſtem blos auf dasjenige Geſchlecht ein, welches von dem Schwediſchen Naturforſcher Termes, und im deutſchen ſonſt Todtenuhr genannt wird, unter welcher Benennung eine Beſchreibung dieſer Inſecten folgen ſoll.

Hombeerſtrauch.

S. Brombeerſtrauch.

Honerke.

Eine Art Karpfen, nach dem Schoneveld, nnd nach dem Artedi, ſyn. p. 22. ſp. 24. Cyprinus Ballerus, Linn. gen. 189. ſp. 31. Blicke oder Bleye nach dem Müller, ſ. Bradem, Brama, 4. des Kleins, und unſern Artikel, Bradem, I. Th. S. 934.

Honig.

Der ſüße Saft, den die Bienen von den Blüthen und Blättern der Bäume, auch aus vielerley Arten von Blumen ſammlen, und in ihre Behältniſſe zuſammentragen. Die feinſten Säfte, die die Natur in die Blumen, und auf die Gewächſe ausgeſtreuet hat, werden von der Biene in eines zuſammengebracht, und daraus entſteht das herrliche Produkt, welches wir Honig nennen. Er beſteht ans den feinſten reſinöſen, ölichten, ſalzichten, wäſſerichten und Erdtheilchen.

Die Biene ſammlet den Honig und darzu iſt der Bau ihres Körpers von dem weiſen Schöpfer wunderbar eingerichtet. Er hat ihr eine lange Zunge oder Saugrüſſel gegeben, die ſich am Ende in viele Haare, wie ein kleiner Pinſel zertheilet, womit ſie die bis in die kleinſten Theilchen zerſtreueten Säfte, die in den Blumen und auf den Blättern befindlich ſind, aufbürſten und in ſich ſchlucken kann. Im Leibe befindet ſich eine große Blaſe oder Magen, wohinein ſie dasjenige, was ſie aufbürſtet, verſchlucket, und darneben auch eine Giftblaſe, worinnen ſich der Gift ſammlet, den ſie beym Stechen von ſich läßt. Es iſt ausgemachet, daß die Biene auch aus ſolchen Blumen Säfte ſammlet, die ihrer Natur nach giftig ſind, beſonders haben ſie ihre meiſte Nahrung vom Honigthau, worunter, wie die Erfahrung lehret, bald mehrere, bald wenigere Gifttheilchen befindlich ſind. Durch die Giftblaſe,

blaſe wird nun der mit eingeſogene Gift von dem Honig abgeſondert. Den eingeſchluckten Honig giebt ſie durch den Mund wieder von ſich, und ſpeyet ihn in die Zellen.

Einige behaupten, die Säfte, welche die Biene einſchluckete, wären noch kein Honig, ſondern es müßten dieſelben erſtlich in ihrem Magen gekochet, und darinnen zu Honig bereitet werden. Die Erfahrung lehret aber, daß die Bienen, die jezt mit Honig beladen nach Hauſe kommen, wenn man dieſelben vor dem Flugloch zeichnet, geſchwinde wieder herausgehen und aufs neue ſammlen. Dieſes kann ſonderlich früh Morgens, wenn ein Honigthau gefallen iſt, und die Bienen auf das eifrigſte ſammlen, leicht bemerket werden, daß eine ſolche gezeichnete Biene, in einer Stunde, wenigſtens dreymal aus- und eingeht. Alſo kann kein großes Kochen, zur Bereitung des Honigs, in ihrem Magen nöthig ſeyn, und es müſſen ſich die überflüßigen und beſonders giftigen Theile geſchwind davon abſondern, weil ſie alsbald das geſammelte in die Zellen ausſchüttet. Betrachtet man ſolchen, nur in die Zellen eingetragenen Honig, ſo iſt er zwar etwas flüßiger und dünner, als er hernach befunden wird, wenn er von den Bienen mit Wachs verſtrichen worden iſt. Es iſt aber doch wirklicher Honig, und nicht bloßes ſüßes Waſſer, wie einige glauben bemerket zu haben. Denn dieſes tragen ſie aus den Pfützen in beſondere Zellen, zum Gebrauche bey der Brut ein. Höchſtens kann alſo die Biene in der Geſchwindigkeit zu viele Waſſertheilchen mit nach Hauſe bringen, die aber hernach bey der beſtändigen Wärme in dem Korbe von ſelbſt ausdämpfen, daß der Honig ohne weiteres Zuthun der Biene zäher wird.

Die Biene kann nicht Honig ſammlen, wenn ſie will. Die beſten Blumen und Blüthen, die ſonſten reichlich Honig geben, haben für ſie nichts, wenn die Temperatur, nach Fahrenheiten, nicht über funfzig ſteigt. So iſt auch kein Honigthau zu hoffen, ohne in warmen und feuchten Nächten. Daher ergiebt ſich, daß die gehörige Temperatur in der Luft das meiſte zur Erzeugung des Honigs beytrage; und man muß alſo ſagen, daß der Honig durch die Vermiſchung einer warmen und feuchten Temperatur in der Luft, mit den Säften der Blüthen und Blätter erzeuget werde. Die Sonnenhitze vertrocknet den Honig vor unſern Augen auf den Blättern, worauf Honigthau befindlich iſt, daß ſie wie Firniß glänzen, und die Biene nichts weiter davon tragen kann; aber

gegen Abend wird dieſer Firnis durch die aufſteigenden feuchten Dünſte wieder flüßig gemachet, und man wird ſie alſobald ihre Arbeit aufs neue anfangen ſehen. So werden auch im Mittag bey großer Sonnenhitze die Blumen wenig von ihnen beſuchet, weil darinnen ebenfalls die Säfte vertrocknen.

Man redet von Raß- und Jungfernhonig. Ingleichen machet man noch einen Unterſchied zwiſchen geſäumten, geläuterten und ungeläuterten Honig.

Raßhonig heißt er, wenn er ſich noch in den Tafeln befindet, worein ſolchen die Bienen getragen haben, und mit dem Wachs vermiſchet iſt, woraus die Zellen erbauet ſind. So pfleget er am meiſten gegeſſen zu werden, und hat im Raß einen angenehmern Geſchmack, iſt auch der Geſundheit unſtreitig zuträglicher, als wenn er davon geſchieden iſt.

Jungfernhonig ſoll zwar, nach der gemeinen Meynung, etwas beſonderes, und der beſte und reinſte ſeyn. Es giebt aber jede reine weiſe Honigtafel Jungfernhonig, wenn man dieſelbe hie und da aufſchlitzet, und den Honig freywillig, ohne die Tafeln am Feuer zu ſchmelzen und hernach auszupreſſen, herauslaufen läßt. Ausgetröpfelter reiner Raßhonig iſt Jungfernhonig. Er behält daher, weil er nicht erwärmet worden iſt, eine ziemlich weiße Farbe. Der, ſo in den Apotheken dafür verkaufet wird, iſt mehrentheils geſäumter, welcher hernach bey gelinder Wärme wieder geläutert, auch wohl gar mit Zucker vermiſchet worden, um ihm eine weiße Farbe zugeben. Es iſt aber auch ſicher, daß er die Kräfte nicht mehr haben kann, die der natürliche, aus dem Raß getröpfelte Honig hat. Er iſt theils durch die Erwärmung, theils durch den Zuſatz vom Zucker, geſchwächet worden.

Geſäumter Honig iſt derjenige, der aus den am Feuer erwärmten Raßtafeln ausgepreſſet worden iſt. Da damit oft ſehr unſauber umgegangen, und viel Unreinigkeit, als todte Bienen, junge Brut, altes Bienenbrodt, und dergleichen, in den Tafeln gelaſſen wird, woraus der Honig gepreſſet werden ſoll, und er daher nach dem Auspreſſen, mit vielen ſolchen unreinen Theilen vermiſchet iſt, ſo hat man ſolchen Ungeläuterten genennet. Wenn aber dieſe Unreinigkeiten wieder davon geſchieden ſind, Geläuterten.

Von Natur iſt jeder Honig rein und geläutert; bloß das Auspreſſen, zumal wenn man alles darzu nimmt, was ſich nur durch ein Tuch herausbringen läßt, machet den Honig unrein oder ungeläutert. Doch ſtelle man ſich nicht

vor,

vor, als ob der ſo genannte ungeläuterte Honig erſtlich am Feuer durch Abſchäumen oder andere Mittel nach und nach wieder geläutert werden müſſe. Iſt beym Auspreſſen kein Waſſer darunter gethan worden, ſo läutert er ſich in wenigen Tagen, wenn man ihn in einer mäßigen Stubenwärme ſtehen hat, von ſelbſten. Alle Unreinigkeiten ſammlen ſich oben auf und laſſen ſich abnehmen, daß der lautere Honig allein übrig bleibt. Wenn auch manche den Honig mit allen Unreinigkeiten, wie ſie ihn ausgepreſſet haben, in den Töpfen ſtehen laſſen, ohne das obere abzunehmen, ſondert ſich dieſes endlich doch ſelbſt in eine Rinde oben ab und der lautere Honig bleibt unten. Doch iſt dieſer allemal der Gefahr ausgeſetzet, wenn die obern Unreinigkeiten durch angezogene Feuchtigkeit anfangen zu verſauren oder ſchimmlicht zu werden, daß auch der Honig darunter davon angegriffen und unbrauchbar werde. Nur der mit vielen Waſſer vorſetzlich vermiſchte Honig bedarf einer Läuterung am Feuer, damit dieſes verdampfe.

Der Farbe nach iſt der Honig, wie er ſich in den Raßtafeln befindet, entweder ziemlich weiß und gelblicht, oder braun und röthlicht. Der weiße, ſonderlich von der Lindenblüthe, iſt der ſchmackhafteſte und reinſte, auch weniger zähe, als aller übrige, und verdiente daher eigentlich mit Recht, wenn ein Unterſchied ſeyn ſollte, den Namen des Jungfernhonigs. Gelblicht iſt er, wenn er von allerhand Arten von Blumen, ſonderlich von Rübſen, Cichorien, Kornblumen und weißen Klee geſammlet worden. Braungelb iſt der Honig im Sommer bey großer Sonnenhitze und wenn die Bienen viel vom Heidekorne oder Buchwaizen tragen. Röthlicht iſt endlich der Herbſthonig vom Heidekraute. Obgleich dieſer von den Alten als der ſchlechteſte angeſehen wurde, ſo giebt er doch dem übrigen an Lauterkeit und guten Geſchmack nicht das geringſte nach. Beſonders muß er für die Bienen ſehr nahrhaft ſeyn, weil ſie in Wintern, wo ſie vorher Heidekrauthonig haben ſammlen können, weit weniger zehren, als wenn dieſes nicht geſchehen iſt.

Eben dieſe Farbe iſt es, die dem Honige in den verſchiedenen Ländern einen Unterſchied, und auch im Handel einen mehr oder mindern Werth, giebt. Der franzöſiſche Honig aus der Provinz Languedoc, den man eigentlich Narbonniſchen Honig nennt, iſt beynahe ganz weiß und hat einen vortrefflichen, würzhaften Geſchmack. Auch der polniſche und ruſſiſche Honig fällt öfters ſehr weiß aus und hat wegen der vielen Linden, davon die Bienen ih-

re Nahrung nehmen, einen vortrefflichen balſamiſchen Geſchmack. Ein gleiches gilt vom portugieſiſchen Honige, davon eine Art auch ganz weiß iſt, und in großer Menge gewonnen wird. Denn in ganz Portugall ſind die Felder mit den koſtbarſten Kräutern und wohlriechenden Blumen der Bäume verſehen. Der Honig fällt daher immer ſchlechter in Ländern, wo an Blumen und honigreichen Blüthen kein Ueberfluß iſt, und wo die Bienen ſich aus allerley Gewächſen ihre Nahrung ſuchen müſſen, ſo daß mancher beynahe ſchwärzlich ausſieht.

Wird der Honig geſäumet, und werden darzu die Tafeln am Feuer zerlaſſen, ſo verliert er, ſobald man ihn nur auf einer Seite läßt anfangen zu kochen, ſeine natürliche Farbe und wird braungelb. Läßt man es aber gar, welches niemals ſeyn ſollte, zum völligen Kochen kommen, ſo wird er ganz braun, auch nachdem er länger gekochet hat, ſchwarzbraun; daher geſäumter Honig nicht nach der Farbe zu beurtheilen iſt. Er kann ganz braun ausſehen, weil durch die Hitze am Feuer die vielen Waſſertheilchen verdämpfet ſind und doch noch ſehr gut, ſonderlich zum Füttern der Bienen ſeyn; und weil er durch das Kochen zäher worden, ſo iſt er beym Gebrauche mit etwas Waſſer zu verdünnen. Anderer bey gemäßigter Wärme geſäumter Honig behält ſeine gelbe oder braungelbe Farbe und bedarf keiner Verdünnung mit Waſſer. Er wird allemal in der Wärme wieder flüßig genug.

Jeder Honig, auch der beſte, wird in der Kälte nach und nach zu einem feſten Körper und verliert ſeine Flüßigkeit, die er erſtlich in der Wärme wieder erhält. Es iſt daher ganz ungegründet, wenn man dieſes als ein Kennzeichen des geläuterten Honigs angiebt, daß er flüßig bleiben muß, und zu keinem feſten Körper werde.

Die Güte des Honigs iſt alſo nicht ſowohl aus der Farbe, auch nicht daraus, ob er hart oder flüßig ſey, zu beurtheilen, ſondern daraus: ob er ſchwer, aber doch rein und durchſichtig, wenn er in ein Glas gethan wird, ohne daß ſich darinnen etwas trübes und noch weniger Bodenſatz zeiget. Ferner, wenn man ihn mit der Fingerſpitze berühret, muß er wie Vogelleim ankleben, und wenn man den Finger langſam in die Höhe hebt oder einen Tropfen davon abfallen läßt, muß er einen langen Faden machen, und der Tropfen mag fallen, wohin er will, ſo muß er einen kleinen Raum einnehmen, erhaben ſtehen bleiben und nicht aus einander fließen. Iſt er dünne, ſo daß der Tropfen bald aus einander fließt, ſo

ſo iſt es ein Kennzeichen, daß er verfälſchet und mit Waſſer verdünnet iſt. Iſt er nicht klar und durchſichtig, ſondern trübe, und zeiget ſich wohl gar bald ein Bodenſatz, und iſt nicht ſo zähe, daß er einen langen Faden macht, ſo iſt er mit andern ſüßen Säften, die viele Erdtheilchen enthalten, vermenget und verfälſchet.

Eine Kanne reiner, lauterer Honig enthält 2¾ Pfund am Gewichte. Daraus kann man ungefähr den Ueberſchlag machen, wie viel Honig man in einem Bienenkorbe nach ſeinem Gewichte vermuthen kann. Schlägt man Korb, Naß und Bienen, wenn er vollgebauet hat, ins Mittel zu vierzehn Pfunden an, ſo enthält ein Korb von dreyßig Pfunden, ſechs Kannen, von vierzig Pfunden auf zehn Kannen, von ſechzig Pfunden auf ſiebenzehn bis achtzehn Kannen Honig. Doch wohl zu verſtehen, daß dieſe Ausrechnung nur im Frühjahre vor dem Beſchneiden und im Herbſte treffen kann, wenn die Bienen noch nicht die Hälfte des Korbes voll Brut haben.

Der Honig iſt leichtlich und viele Jahre durch, ohne daß ihm an ſeiner Güte etwas abgeht, aufzubehalten. Naßhonig kann in ganzen Tafeln, wie ſie aus dem Korbe genommen werden, wenn nur alles ledige und unreine Naß davon abgeſondert wird, etliche Jahre in reinen irdenen Gefäßen aufbehalten werden, wenn er an einem etwas kühlen Orte ſteht.

Der geſäumte wird in gut gebrannten ſteinernen Töpfen am beſten erhalten. Wenn er von allen Unreinigkeiten, die ſich oben ſammlen, mit allem Fleiß gereiniget worden, daß alles klar und helle iſt, ſo kann er an einem trockenen Orte auf zwanzig Jahre erhalten werden, und wird immer guter Honig bleiben. Iſt er einmal in der kalten Luft zu einem harten Körper geworden, ſo wird er nicht eher als auf dem warmen Ofen wieder flüßig; daher hat er weder bey harter Kälte im Winter, noch bey großer Hitze im Sommer beſondere Aufſicht nöthig. Doch muß er ſeinen Stand nicht in feuchten, ſondern trocknen Kammern, im obern Theile des Hauſes bekommen. Diejenigen, die ihn bloß in gemeinen Kochtöpfen aufbehalten wollen, ſind der Gefahr ausgeſetzet, da dieſe Töpfe oft ſchlecht gebrannt ſind, daß ſie zerſpringen und der Honig verlohren geht. Man hat ihn auch ſo zu verwahren, daß er vor Bienen und Ameiſen geſichert ſey. Iſt die Kammer oder der Boden irgendwo offen, werden ihn die Bienen bald gewahr, ſonderlich wenn er noch warm hingeſetzet wird, und tragen ihn in wenig Tagen wieder aus den Töpfen heraus. Die Ameiſen werden ebenfalls bald damit fertig, wenn ſie darzu

kommen können. Dieſe hält man aber von den Honigtöpfen damit ab, daß man den Boden, worauf ſie ſtehen, mit geſiebter Aſche ein Paar Queerfinger hoch beſtreuet und ſolche von Zeit zu Zeit locker erhält, darüber können ſie nicht gehen.

Der Nutzen des Honigs iſt außerdem, daß er zu den Speiſen beſſer und geſünder, als Zucker, zu gebrauchen iſt und von dem Abgange deſſelben der beſte Eſſig in eine Haushaltung bereitet werden kann, ſehr groß im gemeinen Leben. Sehr viele, unter den Landleuten gewöhnliche, Krankheiten werden bald und glücklich mit Honig geheilet. In hitzigen Fiebern, böſen Hälſen und Geſchwüren, und wenn ſich der Bauer bey ſeiner harten Arbeit innerlich Schaden gethan hat, daß er Blut auswirft, ſo iſt Honig ſein erſtes und mehrentheils glückliches Hülfsmittel. Und was für ein ergiebiger Handlungszweig derſelbe in den Ländern ſey, wo er im Ueberfluſſe erzeuget oder hingebracht wird, iſt bekannt. Denn wie groß iſt nicht die Menge des Honigs, die jährlich in Apotheken, von Zuckerbeckern, in Tabacksfabriquen, zu den guten Saucen, und zu Meth verbrauchet wird.

Man hat ſich auf verſchiedene Art Mühe gegeben, den Bienen den Honig nachzumachen, zum Theil iſt man auch durch die Noth darzu gedrungen worden, etwas zu bereiten, das dem Honige ähnlich ſey, um dieſe nutzbaren Thiere zur Zeit des Honigmangels zu erhalten. Nie hat man aber durch die Kunſt ein ſolches Product, als die Biene an dem Honige liefert, hervorbringen können. Etwas ähnliches, und das die Bienen vor Hunger zur Nahrung angenommen haben, iſt wohl herausgebracht worden, aber kein wirklicher Honig.

Alle Arten ſüßer Birnen, Pflaumen, weiße Maulbeeren, weiße und gelbe Rüben, wenn man den Saft davon auspreſſet, oder iſt das Obſt ſchon getrocknet, ſolchen mit Waſſer auskochet, und hernach dieſen Saft bey gelindem Feuer bis zur Honigdicke wieder einſieden läßt, geben zwar einen, dem Honige ähnlichen, ſüßen Saft, aber weder der Geſchmack noch die Beſtandtheile ſind dem Honige gleich, und die Biene wird auf immer das Vorrecht behalten, daß ſie allein ächtes und reines Honig bereiten kann.

Honigbaum.

Honigblume, Melianthus. Der große und gefärbte Kelch iſt in fünf ungleiche Lappen getheilet, und der unterſte davon der kleinſte, ausgehöhlet und nach unten zu gekrümmet. Die vier gleichbreiten, oder lanzetförmigen Blumenblätter ſind auswärts gerichtet,

mit den Spitzen rückwärts gebogen, und ſtellen gleichſam die untere, wie die Kelcheinſchnitte die obere Lippe vor. In dem unterſten Kelcheinſchnitte und zwiſchen den zwey unterſten Blumenblättern liegt ein kurzes, unterwärts gebogenes, eingekerbtes, und zuſammengedrücktes Honigbehältniß. Von den vier Staubfäden ſind die beyden untern etwas kürzer, und die herzförmigen Staubbeutel am vordern Theile gleichſam vierfächericht. Der Griffel zeiget einen vierſpaltigen Staubweg. Das viereckichte Saamenhältniß theilet ſich in vier halbe Klappen, und enthält in vier aufgeblaſenen Fächern vier kugelförmige Saamen. Es ſind nur zwo Arten bekannt.

1) Der große Honigbaum, der große afrikaniſche Pimpinellenbaum, Melianthus maior L. hat eine ſtarke, fäſerichte, kriechende Wurzel, aus welcher ein, auch mehrere, einfache, oder mit wenigen Aeſten beſetzte, ohngefähr einen Daumen dicke, vier und fünf Ellen hohe, holzichte, aber grüne, oder bräunlichte Stängel treiben. Am Blattſtiele ſitzt ein länglichter Blätteranſatz, welcher ſowohl mit den Stielen ſelbſt verwachſen iſt, als auch den Stängel genau umgiebt. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind groß, meergrün, von einem widrigen ſtarken Geruche, und der Biebernelle ähnlich; ſie beſtehen aus vielen, länglichten, ſcharf eingekerbten, paarweiſe geſtellten Blättchen. Doch ſteht am Ende nur ein einzelnes. Zwiſchen den Blättchen iſt die Blattribbe mit einem häutichten Weſen beſetzet und gleichſam geflügelt. Der Stängel endiget ſich mit einer langen Blumenähre. Bey jedem Blumenſtiele ſitzt ein eyförmiges, mehr oder weniger röthlichtbraunes Deckblatt. Die Blumen ſelbſt haben faſt gleiche Farbe, und enthalten einen weinhaften, angenehmen ſchwärzlichten Honigſaft, welcher in ſolcher Menge zugegen, daß er tropfenweiſe aus d. Blume fällt. In den Saamenbehältniſſen iſt kein Honigſaft, wie im Hausvater III. Th. 633. S. ſteht. Die Hottentotten pflegen ſolchen begierig aufzuſuchen und zu eſſen.

2) Der kleine Honigbaum, Melianthus minor Linn. iſt dem vorigen faſt ganz ähnlich, nur in allen Theilen kleiner. Die Blumenähren treiben aus den Blätterwinkeln zu verſchiedenen Zeiten. Der Kelch iſt röthlicht, alle Einſchnitte aber ſind an der Spitze grün, und die oberſten unterwärts ſchwärzlicht. Nicht der unterſte allein, ſondern alle mit einander machen die ausgehöhlte Tiefe. Die ſchmalen Anfänge der Blumenblätter ſind oberwärts mit zarten, weißen Haaren unter einander vereiniget. Der Rand davon

von iſt purpurfärbig, und in zween breiter, als in den zwey andern. Zween Staubfäden ſind unterwärts und zween aufwärts gebogen, alle aber von einerley Länge. Der Griffel neiget ſich unterwärts, und trägt einen ſpitzigen Staubweg, wie wir beſtändig wahrgenommen. Der ſchwarze Honigſaft iſt nicht ſo häufig, daß er auströpfeln ſollte.

Beyde Pflanzen wachſen in Aethiopien, ſind auch bey uns immergrünend und ziemlich dauerhaft. Sie verlangen ein lockeres, naſſes Erdreich, und treiben darinne viele Schößlinge, wodurch man ſolche häufig vermehren kan̄. Die große Art blühet bey uns ſelten, und wenn man die Hauptwurzel nicht fleißig von den Schößlingen reiniget, und der Hauptſtängel hoch aufſchießen kann, wird man niemals Blumen erhalten; die kleinere Art kann viele Stängel behalten, und alle werden zu verſchiedenen Zeiten blühen. Im Sommer kann man die Töpfe der freyen Luft ausſetzen, doch leidet der große, wenn die Blumenknoſpe ſich zeiget, oder ſolche ſchon aufgebrochen iſt, bey der mindeſten Kälte Schaden. Im Winter muß man ſelbige in dem Glashauſe alſo ſtellen, daß ſie mäßige Wärme und doch zuweilen Luft genießen, ſonſt ſchimmeln ſie leichtlich.

Honigbehältniß.

Nectarium. Viele Pflanzen zeigen in verſchiedenen Theilen einen klebrichten Saft, welcher aus beſondern, zu deſſen Abſonderung beſtimmten, Werkzeugen entſteht. Dieſe könnte man mit dem allgemeinen Namen der Drüſen belegen. Zeigen ſich dergleichen Drüſen oder Körper in der Blume, und enthalten einen ſüßlichten, beynahe honigartigen Saft, ſo pfleget man ſolche Honigbehältniſſe zu nennen. Die ältern Schriftſteller haben zwar den Honig in den Blumen, nicht aber deſſen Behältniſſe gekannt, und Herr v. Linné iſt der erſte, welcher auf dieſe Theile genau acht gegeben, und ſolche gengu beſchrieben hat. Doch müſſen wir erinnern, wie derſelbe hierinnen faſt zu weit gegangen, indem er alle Theile, welche zu den ſonſt gewöhnlichen Blumentheilen nicht gehören, für Honigbehältniſſe ausgegeben, ob ſolche gleich durchgehends trocken erſcheinen, und zu Aufbewahrung einer Feuchtigkeit gar nicht geſchickt ſind. Daher ſoll man die, zuweilen bey den Blumen vorkommenden, gleichſam überflüßigen, oder zufällig erſcheinenden Theile nicht durchgehends alle, ſondern nur ſolche mit dieſem Namen belegen, welche wirklich einen ſüßlichten Saft ausſchwitzen, und ſolchen aufbewahren; die andern aber, wo derglei-

chen Feuchtigkeit nicht anzutreffen, entweder nur Blumenzierrathen, ornamenta florum, oder nach ihrer Beſchaffenheit, Schuppen, Zähnchen, Crönchen, ſquamae, denticuli, coronae, u. ſ. f. nennen. Beydes, das Honigbehältniß und die Zierrathen ſind bey den Blumen, wo ſie zugegen, von Wichtigkeit. Es geben ſelbige die beſten und zuverläßigſten Merkmale bey Beſtimmung der Pflanzen und ihrer Geſchlechter, indem ſie niemals, oder ſehr ſelten eine Veränderung leiden, und gemeiniglich in Anſehung der Geſtalt von den übrigen Theilen ſich gar leicht und merklich unterſcheiden laſſen. Man muß aber auch wiſſen, daß zuweilen in den Blumen ein ſüßer Saft, und doch kein eigenes und beſonderes Honigbehältniß gefunden werde. So iſt z. E. die Blumenröhre bey den meiſten Arten der Fackeldiſteln und der Aloe, bey dem Virginiſchen Je länger je lieber, und vielen andern, ſonderlich bey denen, deren Blumenblatt röhrenförmig geſtaltet, und mit einem wäſſerichten oder zähen, ſüßlichten Saft angefüllet iſt, welcher entweder aus dem Blumenblatte ſelbſt, oder aus den andern gewöhnlichen Theilen der Blume ausſchwitzet, und ſich auf dem Boden derſelben ſammlet. Zuweilen haben auch die Blumen- und Kelchblätter eine beſondere, zu Aufbehaltung dergleichen Säfte ſchickliche, Geſtalt erhalten, und ſtellen gleichſam beydes, nämlich Kelch- oder Blumenblätter, und auch Honigbehältniſſe zugleich vor, wohin ſonderlich der Sporn, Calcar, womit ſich der Kelch und die Blumenblätter zuweilen endigen, wie bey dem Ritterſporne, zu rechnen. Ob in dieſem Falle die geſpornten und andere dergleichen Blumenblättchen, welche ein Honigbehältniß abgeben, aus der Geſellſchaft der übrigen Blättchen, welche die Blumendecke ausmachen, auszuſtoßen, und allein als Honigbehältniſſe zu betrachten, kommen die Kunſtverſtändigen nicht überein. Es iſt aber daran nichts gelegen, und beydes kann nach eigner Willkühr angenommen werden. Zählet einer in der Ackeley zehn Blumenblätter, und der andere nur fünfe, ſo wird man leichtlich finden, daß der letzte die fünf Honigbehältniſſe von der Blumendecke abgeſondert, der erſte aber damit vereiniget habe.

Warum haben aber nur einige, und nicht alle Blumen Honigbehältniſſe, oder warum findet ſich wenigſtens nicht in allen ein ſolcher honigartiger Saft? Eine ſchwere Frage. Hat vielleicht der gütige Schöpfer nur deswegen einigen dergleichen beſondere Merkmale mitgetheilet, damit ſelbige, wegen ihrer ſchädlichen Eigenſchaft gleich von außen von andern

dern und unſchädlichen unterſchieden werden können? Dieſes behauptet Herr von Linné, und bey verſchiedenen Pflanzen, als dem Eiſenhüttchen, Hundskohle, Stapelie und andern, trifft ſolches ein. Allein nicht alle giftige Pflanzen haben dergleichen, und nicht alle, welche beſondere Honigbehältniſſe zeigen, ſind wirklich für ſchädlich zu halten, wie die Ackeley, Nießwurzel, der Lorbeerbaum, das Hauslaub, und faſt alle aus der Familie der Kreſſe. Eben ſo wenig kann man annehmen, daß dieſer beſondere Blumentheil nur deswegen bey einigen zugegen ſey, damit man die wahre Verbindung der Geſchlechter daraus abnehmen und beſtimmen könne. Es muß das Honigbehältniß, oder vielmehr der darinnen und zuweilen in der Blumendecke ſelbſt erzeugte und aufbehaltene ſüße Saft einen ganz andern Nutzen haben, welcher ſich auf die Blüthe oder Frucht ſelbſt erſtrecket; zumal da völlig erwieſen iſt, wie dieſer nicht von außen, wie ein Thau aus der Luft, in die Blume komme, ſondern wirklich darinnen abgeſondert werde. Pontedera und Blair ſind die erſten geweſen, welche dem Honigſafte, in Anſehung der Frucht, einen beſondern Nutzen zugeeignet. Nach des erſtern Meynung ſoll derſelbe nicht allein den zarten Fruchtkeim befeuchten, und dadurch verhindern, daß er nicht vor der Zeit abfalle, ſondern auch demſelben zu einiger Nahrung dienen. Allein warum haben auch männliche Blumen zuweilen Honigbehältniſſe? und warum ſogar die völlig unfruchtbaren, wie bey einigen Arten der Flockenblume, einen Honigſaft? und wenn man die Blumen zeitig ihres Honigbehältniſſes beraubet, wird die Frucht dennoch zur völligen Reife gelangen. Herr Blair ſtellet ſich den Einfluß des Honigſaftes in Anſehung des Fruchtkeimes anders vor. Da man glaubet, daß der befruchtende Staub bis in den Fruchtkeim eindringen müſſe, und dieſes nicht füglich durch den Griffel geſchehen könne, will derſelbe den Honigſaft, als ein Mittel hierzu ausgeben, und behaupten, daß der Blumenſtaub auf die Honigbehältniſſe falle, und mit dem Honigſafte bis in den Fruchtkeim geführet werden könne. Bey dieſer Meynung aber werden ſich noch weit mehrere Einwürfe und Schwierigkeiten finden, als bey der vorigen, indem ſo viele Blumen gar keinen honigartigen Saft enthalten, und bey welchen Honigbehältniſſe anzutreffen, ſelbige doch ſelten alſo geſtellet und beſchaffen ſind, daß der Blumenſtaub darauf fallen könne; überdieß iſt auch dieſer Saft viel zu zähe, als daß ſelbiger durch die unmerklichen Oeffnungen des Fruchtkeimes eindringen und den Blumenſtaub

mit ſich nehmen könne. Herr Ludwig hat noch eine andere, und vielleicht mehr wahrſcheinliche Meynung auf die Bahn gebracht, und davor gehalten, daß durch die Honigbehältniſſe deswegen eine zähe und ſchleimichte Feuchtigkeit abgeſondert werde, damit der übrige Saft, ſo durch die Gefäße beweget, und endlich zu Ernährung der Frucht angewandt wird, deſto vollkommner werde, und zu der letzten Anwendung geſchickter ſeyn möge. In allen Pflanzen hat der Saft dergleichen Reinigung und Abgang vielleicht nicht nöthig, und daher haben auch nicht alle Blumen einen Honigſaft. Aber warum geſchieht dieſe Abſonderung zuweilen in den Blumenblättern, und zuweilen in beſondern Werkzeugen? Es bleibt in dieſer Sache allemal viel ungewiſſes, man mag von dieſen drey Meynungen annehmen, welche man will. Doch hat vielleicht eine vierte ſtatt, und vielleicht iſt dieſer Honigſaft, nicht wegen der Blume und Frucht, ſondern deswegen den Blüthen mitgetheilet worden, damit die Bienen ſolchen einſammeln und Honig daraus bereiten könnten. Es iſt bekannt, daß dieſes wirklich geſchehe. Angeſtellte chymiſche Verſuche haben die Aehnlichkeit des wirklichen Honigs und des Honigſaftes gezeiget, und diejenigen, welche auf die Bienen genau acht gegeben, behaupten einſtimmig, daß der Honig nicht in dem Körper der Bienen erzeuget, ſondern von dieſen nur aus den Blumen in ihre Behauſung getragen werde; daher es denn auch geſchieht, daß der Honig an Farbe und Geſchmack verſchieden iſt, nachdem die Bienen ſolchen mehr von dieſen und andern Blumen geſammelt; ja wohl gar eine ſchädliche Eigenſchaft beſitze, wenn ſolcher von giftigen Pflanzen genommen worden. Ob gleich aber dieſer Nutzen, in Anſehung des Honigs, gar keinen Zweifel leidet, ſo halten wir doch davor, daß der Honigſaft einen andern und viel wichtigern, in Anſehung der Blume und Frucht ſelbſt, haben müſſe, obgleich ſelbiger zur Zeit noch unbeſtimmt iſt.

Honigblume.

S. Meliſſe.

Honigdorn.

S. Gleditſchie.

Honigerbſenbaum.

S. Gleditſchie.

Honiggras.

Honiggras nennen wir das Geſchlecht Holcus. Weil einige Arten einen ſüßen Geſchmack geben, hat Herr Schreber ſolche zwar auch mit dieſem deutſchen Namen beleget, einige Arten aber Roßgras genannt. Herr Planer hat im

im Nomenclator Roßgras, und in der Ueberſetzung der Geſchlechter Darrgras zum Geſchlechtsnamen gewählet. Beyde ſchicken ſich noch weniger für alle Arten, als der Name Honiggras, daher wir dieſen mit Herr Dietrichen behalten wollen. Die kleinen Aehrchen ſind aus zwo Blüthen zuſammengeſetzet. Die beyden Bälglein ſind ungleich; das äußerliche iſt groß, eyförmig, ausgehöhlet, und umgiebt das innere länglichte. Die beyden Spelzen ſind kleiner, zärter und wollicht, die äußerliche davon zeiget öfters eine lange, ſteife Granne, und die innere iſt gemeiniglich kleiner und ohne Granne. Man ſieht überdieß, wie bey vielen andern Gräſern, drey Staubfäden, und zween Griffel mit pinſelförmigen Staubwegen. Die Spelzen verwachſen mit dem eyförmigen Saamen. Die eine von dieſen zwo Blüthen beſteht nur aus Bälglein ohne Spelzen und trägt keinen Saamen, daher man ſelbige nur für männlich halten kann. Hr. von Linné hat zwölf Arten. Wir bemerken davon

1) das hohe Indianiſche Honiggras, Mooren- oder Indianiſcher Hirſe, Sorghogras, Holcus Sorghum Linn. Die fäſerichte Wurzel treibt einen ſchilfartigen, durch Knoten abgetheilten, vier, ſechs bis acht Fuß hohen, und an dem Ende etwas gebogenen Stängel. An den Knoten ſitzen breit anfangende, lange und ſpitzig zulaufende Blätter; die obern ſind mit kleinen, ſcharfen Zähnen am Rande beſetzet, welche man ſonderlich fühlen kann, wenn das Blatt mit den Fingern von oben nach unten zu geſtrichen wird. Der Stängel endiget ſich mit einem großen, ausgebreiteten, äſtichten Blumenbuſche. Die Blüthen ſind mit Haaren beſetzet, und die Saamen eyförmig, zuſammengedrücket, mit der Granne verſehen, und gemeiniglich röthlich oder dunkelroth, ſelten gelb oder weißlicht. Die Pflanze wächſt in Oſtindien, wird auch in Spanien, Italien, und andern warmen Ländern, wegen ihres vielfachen Nutzens, häufig gebauet. Die Spielart mit weißen Saamen wird vorzüglich in Maltha gebauet, und iſt daſelbſt unter dem Namen Carambaſſo bekañt. Es iſt gewiß, daß keine andere Graspflanze ſo reichlich Saamen trägt, als dieſe, wie deñ Hr. Buchotz ſchreibt, man erhalte aus einem Saamen hundert und ſechzigfältige Frucht, und daß ſelbiger, in Anſehung des Nutzens, mit vielen um den Vorzug ſtreitet. Man kann aus den Saamen Mehl machen und Brod backen, das aber etwas ſchwer und krümmelicht iſt, auch tauget das Mehl zum Breye, welcher im Geſchmacke und Sättigung dem Reißbreye noch vor-

zuziehen ſeyn ſoll. Der Saame iſt ein gutes Futter für die Hühner und Vögel. Das Mark des Stängels ſoll die Kröpfe vertreiben. Nur Schade, daß wir dieſer Vortheile nicht genießen können. Herr Buchoz und andere mögen den Anbau in kältern Ländern noch ſo ſehr anpreiſen, ſo müſſen wir doch aus eigener Erfahrung Herrn von Münchhauſen beypflichten, daß unſere Gegend viel zu kalt für dieſe Getraideart, und mithin nicht anzurathen ſey, Verſuche im Großen damit anzuſtellen. Säet man ſolche ins freye Feld, wird man kaum die Blüthe, viel weniger Saamen erlangen, und auf dem Miſtbeete treiben erſt im Auguſt die Blüthbüſchel hervor, und haben wir kein ſchönes Herbſtwetter, erhält man auch von dieſen wenig oder keinen reifen Saamen.

2) Das ſcheckichte Honiggras, Holcus bicolor Linn. iſt dem vorigen faſt völlig ähnlich, und auch damit gemeiniglich verwechſelt worden. Die Blüthenbälglein aber ſind glatt, und ſchwarz, und die mit einer Granne beſetzten Saamen kugelförmig und weiß.

3) Das zuckerſüße Honiggras, Holcus ſaccharatus Linn. hat ebenfalls mit der erſten Art viele Aehnlichkeit; iſt aber zweyjährig. Der ſchilfartige, mannshohe Stängel treibt aus den unterſten Knoten Wurzelfaſern; die breiten und langen Blätter haben, der Länge nach, eine weiße Furche; die aufgerichtete Blüthriſpe iſt quirlförmig, und die Aeſtchen ſtehen weit von dem Stängel ab; die allgemeine Spindel iſt glatt; die Bälglein ſind durchgehends rauch, und bey den Zwitterblumen trägt die eine Spelze eine lange gewundene Granne, daher auch die Saamen grannicht ſind; die männlichen Blumen öffnen ſich faſt gar nicht. Der markichte Saame ſoll wie Artiſchocke ſchmecken, und von den Indianern zu Brey und Brodt gebrauchet werden. Wegen des Anbaues gilt auch hier, was wir bey der erſten Art erinnert haben.

4) Wollichtes Honiggras, Roßgras, Pferdegras, Darrgras, Gramen paniculatum molle, Holcus lanatus L. Die zäſerichte Wurzel breitet ſich aus, und treibt große Stöcke, von ſehr vielen, zween bis drey Fuß hohen, aufrechtſtehenden Halmen. Die Blätter ſind breit, weich, ſaftreich, und auf beyden Seiten rauch. Die Riſpe iſt pyramidenförmig ausgeſperret, drey bis fünf Zoll lang, auch öfters eben ſo breit; die Aehrchen ſind auswendig beſtaubet und haarig, aus zwey Blüthchen zuſammengeſetzet. Das äußere Bälglein iſt kürzer und ſchmäler, mit einer ſehr kurzen Borſte an der Spitze,

das innere breiter und länger, mit einer ſehr kurzen Granne; die äußere Spelze an jeder Blüthe länglicht, und gegen die Spitze ſtumpf, an der untern Blüthe iſt dieſe Spelze länger, breiter, und mit einer faſt unſichtbaren, einwärts gebogenen Grannenſpitze, an der obern Blüthe aber mit einer Grannen verſehen; dieſe Granne iſt oberwärts auf dem Rücken an der Spelze eingekerbet, anfangs gerade, hernach gewunden, und entweder in Form eines Hackens rückwärts, oder ſchraubenförmig ſeitwärts gebogen, und ſelten länger als das Bälglein; die innere Spelze iſt an der Spitze zweyſpaltig. Der Saame liegt in den Spelzen der untern Blüthe ſehr feſt. Man kann dieſes Gras von weiten an der graugrünen Farbe der Stängel und Blätter erkennen, wovon es ſich, wie auch, daß es ganz weich wie Sammet anzufühlen, von mehrern inländiſchen Gräſern unterſcheidet. Es iſt in Europa faſt allenthalben einheimiſch, es wächſt in jedem Boden, blühet im Frühjahre lange, wenn der Saame reif iſt, fällt er bald aus. Es hat ſehr weiche ſaftige Stängel und Blätter, von einem guten ſüßen Geſchmacke, die auch getrocknet von vorzüglicher Güte ſind. Es wird daher auch von allen Arten des Viehes geſuchet, und gehöret billig unter die Grasarten, die unter dem Heuſaamen einen beträchtlichen Antheil machen ſollen. Der Anbau dieſes Graſes würde auch mit Nutzen auf Schaafweiden geſchehen, beſonders da es den Sand mit binden und befeſtigen hilft. Man kann die Stöcke zerreiſſen, und auf ſandige Oerter mit gutem Erfolge verpflanzen.

5) Kriechendes Honiggras, Holcus mollis Linn. Dieſes iſt dem wollichten überaus ähnlich, hat aber eine kriechende Wurzel, glatte, nur an den Knoten haarichte Halme, kleine trockne Blätter, und kahle weißliche Aehrchen. Die Bälglein zeigen nichts von einer Granne, die äußere Spelze an der obern Blüthe aber hat eine lange gerade Granne, welche weit aus den Bälglein hervorraget. Es liebet ſandigen, oder mit Sand gemiſchten Boden. Man findet es in Sachſen hin und wieder, und in der Mark Brandenburg wächſt es im Flugſande. Ob es zum Futter eben ſo dienlich, iſt noch nicht unterſuchet.

6) Das wohlriechende Honiggras, Holcus odoratus L. wächſt auf feuchten Wieſen, iſt über und über glatt, und hat einen ungemein angenehmen Ambergeruch. Jedes Aehrchen beſteht aus drey Blümchen. Die Bälglein ſind ohne Grannen, aber ſcharf zugeſpitzet. Das

Zwitterblümchen, ſo in der Mitte ſteht, hat nur zween, die beyden zur Seiten ſtehenden männlichen aber drey Staubfäden. Die Schaafe freſſen dieſes Gras gerne, es ſoll auch ein Mittel wider die Raude ſeyn. In einigen Oertern pfleget man Bündel daraus zu machen, und dieſe über die Bettſtellen zu hängen, um durch deſſen Geruch den Schlaf zu befördern.

Honigſauger.

Das meiſte, was von dieſer kleinen Art Vögel zu ſagen vorkömmt, iſt bereits oben beym Colibrit angebracht, weil das ganze Geſchlecht der Honigſauger nur aus den Colibriten beſteht. Und dahin verweiſe ich alſo den Leſer. Hier will ich weiter nichts thun, als nur die Arten von Honigſauger und Colibriten angeben, die Klein unter dies Geſchlecht zählet. 1) Carolinſches Colibritchen, Melliſuga Carolinenſis, der Summvogel; der Schnabel nebſt Augen und Füßen ſchwarz, Kopf und Rücken grün, Kehle blutroth mit goldnen Schuppen, Unterleib weißlich, Schwanz rußig mit einer Mittelfeder. Die Farben ſpielen ſehr unter einander. 2) Der Euraſſaner, von der Holländiſchen ſogenannten Colonie; das kleinſte Colibritchen. 3) Ronckje, ebenfalls ein amerikaniſches Colibritchen. Schnabel etwas krumm. 4) Blauhaubiger Honigſauger. 5) Rothbrüſtchen. 6) Braunflügel. 7) Grüner Honigſauger, über den ganzen Oberleib grün, mit rother Kehle, der Bauch bis zu Ende des Schwanzes weiß. Scheint beynahe derſelbe, wie N. 1. zu ſeyn. Die Urſachen, warum dieſe Vögel Honigſauger genennet werden, und worauf ihre Charaktere ankommen, iſt oben unter den Colibritten bereits umſtändlich angezeiget worden.

Honigthau.

Ros melleus. Iſt ein Zufall, welcher im Frühjahre, öfterer im Sommer, die ſtark austreibenden und blühenden Bäume, auch Hülſen- und andere Gewächſe betrifft, und zuweilen ſtrichweiſe, zuweilen nur einzeln an einem und dem andern Baume, auch öfters nur an einer Seite des Baumes ſich äußert. Man verſpühret einen ſtarken ſüßlichen Geruch, und ſieht entweder Tropfen von einer gelblichten, zähen, klebrichten Feuchtigkeit, welche am Geſchmacke dem Honig oder Zucker gleichet, oder nur einen glänzenden Firniß, womit die Blätter überzogen ſnd. Es nimmt dieſelbe öfters nur die untere, zuweilen die obere Seite der Blätter, auch wohl beyde zugleich ein. Es verſchwindet ſolche öfters durch einen ſtarken Regen,

und die Blätter werden dadurch abgeſpielet und gereiniget; doch erfolget dieſes nicht zu jeder Zeit, vielmehr wird dieſe Materie, wenn die Blätter nach dem Regen abgetrocknet, wieder in glänzenden Flecken, auch wohl Tröpfchen erſcheinen. Gemeiniglich findet man bey dieſer Feuchtigkeit ein weißes wollichtes Weſen, und unter dieſem ſogenannte Blattläuſe. Ueber den Urſprung des Honigthaues ſind die Naturforſcher nicht einerley Meynung. Einige glauben, daß ſolcher aus den Gewächſen, als ein Gummi oder Harz, ausſchwitze; andere, daß ſelbiger anderswoher komme, in Geſtalt der Dämpfe in der Luft ſich befinde, und aus derſelben, wie ein Thau, an die Pflanzen ſich anlege; noch andere aber behaupten, daß dieſes ein, von gewiſſen Inſecten geſammelter oder abgeſetzter, Saft ſey. Daß die zwote Meynung der erſtern vorzuziehen ſeyn möchte, könnte man ſchon daraus abnehmen, weil dergleichen klebrichte, honigartige Materie in den Pflanzen ſelbſt, worauf man Honigthau findet, gar nicht, oder nur bey wenigen anzutreffen ſey; ferner der Honigthau in manchen Gegenden auf vielerley, ganz verſchiedenen Gewächſen , ohne Unterſchied, ſich einfindet, an andern Orten aber auf eben dergleichen Gewächſen gar nicht bemerket wird; daß ſolcher in einer Nacht faſt alle Blätter einer großen Reihe Bäume überzieht, woran zuvor nichts davon zu ſpühren war, ja ſich des Abends oder Nachts auf Metall, Glas, abgebrochene Blätter und dürres Holz, eben ſowohl, als auf wachſende Pflanzen, in freyer Luft anleget; alles Umſtände, welche die alte Meynung, daß der Honigthau aus der Luft herkomme, und von außen auf die Gewächſe falle, zu beſtätigen ſcheinen. Fraget man aber weiter, woher die Luft dergleichen beſondere Feuchtigkeit erhalte, möchte wohl die Antwort noch viel ſchwerer ſeyn. Man nimmt gemeiniglich zu den Blumen ſeine Zuflucht, und da viele derſelben einen ſüßen Saft enthalten, ſcheint es wahrſcheinlich, daß bey warmer und trockner Witterung dieſer Saft aus den Blumen ausdünſte, in die Luft verfliege, und wie ein Thau wieder herunterfalle. Man will auch beobachtet haben, daß ſich der Honigthau an ſolchen Orten vorzüglich einfinde, wo in der Nähe häufig blühende Bäume, und andere Blumen anzutreffen ſeyn. Fällt derſelbe in andern, nicht blumenreichen Gegenden, nimmt man zu dem Winde ſeine Zuflucht, und läßt ſolchen weit weg. und an andere Orte hinführen. Dieſe, von den Blumen ausdünſtende Materie, kann in der Luft

durch

durch andere Dünſte leicht verändert, und dadurch ſchädlich gemachet werden. Da aber der Honigthau ſelten ſtrichweiſe ſich einfindet, zuweilen nur allein bey Eichen, und keinem andern Laubholze ſich zeigt, ein andermal den Hopfen, zuweilen nur allein das Korn u. ſ. w. einnimmt, ſich auch niemals bey dem Regenwetter einſtellet, ſo wird dieſe Feuchtigkeit wohl nicht aus der Luft auf die Gewächſe fallen, ſondern entweder aus dieſen ſelbſt ausſchwitzen, oder einen andern Urſprung haben. Da nun, wie bereits erinnert worden, die Ausdünſtung eines ſolchen honigartigen Saftes nicht füglich ſtatt finden dürfte, und man gemeiniglich bey dem Honigthaue auch Blattläuſe antrifft, ſo haben einige das Daſeyn dieſer Thierchen dem Honigthaue beygemeſſen, und geglaubet, daß ſelbige aus dieſem hervorgebracht würden. Da aber aus einer bloßen Feuchtigkeit kein lebendiges Geſchöpfe entſtehen kann, und die Eyerchen der Blattläuſe von außen auf die Blätter kommen müſſen, kann dieſe Meynung keinen Beyfall finden, vielmehr möchte wahrſcheinlicher der Honigthau von den Blattläuſen herzuleiten ſeyn. Es iſt nicht zu läugnen, daß man zuweilen Honigthau auf den Blättern finde, und daſelbſt keine Blattläuſe wahrnehmen könne, und umgekehrt dergleichen Inſecten an den Pflanzen und doch daſelbſt zu gleicher Zeit kein klebrichter Saft ſich zeige. Daher könnte man vielleicht behaupten, daß das Beyſammenſeyn des Honigthaues und der Blattläuſe, wo man es findet, nur ein ohngefährer Zufall und keinesweges eine Urſache der Gegenwart des andern ſey. Allein dieſe Inſecten ſind anfangs ſo klein, daß man ſie kaum erkennen kann, und zu anderer Zeit können ſolche dieſen Auffenthalt ſchon wieder verlaſſen, und doch ihren ausgeworfenen Saft zurückgelaſſen haben. Erfahrungen können dieſe Sache am beſten beweiſen. Reaumur glaubete anfangs, der Honigthau dringe aus den Oeffnungen, welche die Blattläuſe in das Laub ſtechen, oder in die zarten Zweige machten; hat aber nachher behauptet, wie der Honigthau nichts anders ſey, als was die Blattläuſe ſelbſt von ſich geben; wie man denn auch, nach Herrn Leches Beobachtung, wenn die Sonne den obern Theil eines, mit Blattläuſen beſetzten, Baumes beſcheint, aber noch nicht ſeinen Stamm, oder die Erde helle machet, wahrnehmen kann, daß ſie einen glänzenden Saft, wie klare Sonnenſtäubchen, von ſich ſchwitzen, und dieſes deſto häufiger, jemehr Blattläuſe auf den Blättern ſich befinden. Ob ſolcher aus den

bey-

beyden Hörnern, die über dem Hintertheile der Blattlaus ſtehen, oder aus dem Hintern ſelbſt ausgeſpritzet werde, iſt noch unbeſtimmet, aber auch hier nicht weiter zu unterſuchen; wir bemerken nur noch, wie ſich an ſolchen Bäumen, wo Blattläuſe ſind, auch meiſtentheils Ameiſen einzufinden pflegen, und dieſes gewiß aus keiner andern Urſache, als weil die Ameiſen dem Honigthaue nachgehen, den die Blattläuſe von ſich ſpritzen; daher auch Hr. von Linne dieſe der Ameiſen Milchkühe genannt. Endlich verſichert Herr Leche, daß, wenn man die Blattläuſe zerdrücke, und ihren Saft koſte, und rieche, ſolcher dem Honigthaue völlig ähnlich befunden werde. Obgleich aber, nach den Beobachtungen der neuern Naturforſcher, der Honigthau von den Blattläuſen kömmt, ſo erhalten dieſe dennoch ſolchen aus den Pflanzen. Sie ſtecken ihren ſpitzigen ſchmalen Rüſſel in die Blätter, oder zarten Schößlinge, und ſaugen den Saft aus und in ſich, von welchem das Gewächs ſollte genähret werden. Dadurch wird der Baum geſchwächet, viel unreifes Obſt fällt ab, der Hopfen wird unfruchtbar, und die Pflanzen leiden theils wegen des ausgeſaugten Saftes, theils auch weil dieſer nachher auf der Oberfläche, als ein leimichtes Weſen liegen bleibt. Schädlich iſt der Honigthau allemal, es mag ſolcher herkommen, wo er will. Es muß dieſer zähe Saft, wenn er zumal in Menge auf den Blättern, Blüthen, und jungen Früchten liegt, die zarten Oeffnungen der Gefäße verſtopfen, und dadurch ſowohl die Ausdünſtung, als das Eindringen des erfriſchenden Thaues und Regenwaſſers verhindern, und durch beyde Zufälle die Säfte in den Gewächſen ſtocken, verderben, und die feſten Theile auf mancherley Art zu Grunde gerichtet werden. Der Hopfen, bey welchem öfters, als andern Gewächſen, der Honigthau ſich einfindet, iſt ein deutliches Beyſpiel, was dieſer für Schaden anrichten könne. Die Blätter ſind kraftlos und verfärbet, die Ranken matt, die Blüthknoſpen bleiben entweder gar außen, oder kommen ſpät und ſchwach zum Vorſchein, u. ſ. f. Ob aber dennoch der Honigthau auf keine andere Art nützlich ſey, iſt noch eine ſchwere Frage. Herr Leche läugnet, daß die Bienen ſolchen einſammlen, und ihren Honig daraus bereiteten. Es ſcheint ſolcher den eckeln Bienen wegen des widrigen Geruchs und unangenehmen Süßigkeit, eher zuwider zu ſeyn; wie ſie denn, ſo lange ſie Blumen auf dem Felde finden, andere ſüße Sachen, Syrup und dergleichen nicht leichtlich berühren

rühren werden. Herr Gleditſch urtheilet ganz anders, glaubet aber auch, daß der Honigthau nicht von Inſecten, ſondern aus den Pflanzen ſelbſt komme. Nach deſſelben Meynung dringt bey außerordentlicher ſtarker Hitze dieſes ſüße Weſen aus den Blättern, jungen Zweigen und den ganzen Pflanzen, wenn ſie noch weich und ſchwammicht ſind, zuweilen ſo häufig, daß es abfließt, und andere Gewächſe überzieht. Es kann ſolches durch die Luft bald ſcharf, eckel und verdorben werden, auch viele kleine Inſecten nach ſich ziehen, die ſich von ihm nähren, ſolches aber zugleich durch ihren Unrath verderben, und eine bösartige Eigenſchaft mittheilen. Wenn dieſer Saft ganz friſch, rein, und noch flüßig iſt, hat er alle Eigenſchaften des Honigs, außer daß er etwas ſchärfer iſt, welche Veränderung ihm vielleicht die Luft bald mittheilet, und alsdenn tragen die Bienen viel davon in ihre Stöcke; ſobald er aber verändert, und verdorben iſt, oder durch die Inſecten zu einem ſchädlichen Mehlthaue wird, machet er die Bienen eben ſo matt und krank, wie aller verdorbener Honig. Auch Herr Rieſer hat in den Bemerkungen der Geſellſchaft zu Lautern vom Jahre 1769. den Honigthau, ſo ſich auf den Schwetzinger Linden jährlich in Menge einfindet, für die Nahrung der Bienen ausgegeben, jedoch angenommen, daß ſolcher von den Blattläuſen ausgeſchwitzet würde, und daher angerathen, dieſe Thierchen, wie andere nützliche, zu vermehren. Dieſer Rath möchte wohl vielen Bedenklichkeiten ausgeſetzet ſeyn. Indeſſen halten wir dafür, daß der Honigthau nicht immer einerley Urſprung haben, und die Urſache davon, ſowohl in Ausdünſtungen der Pflanzen, als Ausführungen der Inſecten, zu ſuchen ſeyn dürfte.

Wir müſſen auch hier des Mehlthaues, Ros farinaceus, erwähnen, indem einige ſolchen mit dem Honigthaue vermengen, und für einerley halten; wie denn viele unter dem Namen Honig- und Mehlthau alle Fehler und Zufälle verſtehen, die an den Gewächſen zu finden ſind, ſie mögen von dieſer oder jener Urſache herrühren. Mehlthau iſt keine Feuchtigkeit, ſondern vielmehr ein weißlichtes ſtaubichtes Weſen, und man hat von dieſem Zufalle ganz verſchiedene Urſachen angegeben, und vielleicht ganz verſchiedene Umſtände mit dieſem Namen beleget. Die Alten glaubeten, daß gewiſſe giftige Dünſte aus der Luft auf die Gewächſe fielen, welche den Mehlthau, wie den Honigthau ausmacheten. Man will dergleichen Staubregen geſehen haben. Die zarte Brut der

Blattläuſe und anderer Inſecten, erſcheint auf den Gewächſen, wie aſchenartige Flecke. Die Materie, welche die Blattläuſe von ſich geben, umgiebt dieſe in Geſtalt eines weißlichen Staubes, oder liegt auf den Blättern um ſie herum. Wir merken hier an, wie man an einigen Orten ſtatt Mehlthau, Milthau zu ſagen pflege, und der letzte Name vielleicht daher entſtanden, weil man dafür gehalten, daß ſolcher viele kleine Würmer bey ſich führe, welche, wie bey dem alten Käſe, alſo auch überhaupt Millen pflegen genannt zu werden. Solchergeſtalt könnte man glauben, daß ſchon die ältern deutſchen Naturforſcher angenommen, wie Mehlthau und Würmer mit einander vergeſellſchaftet wären. Es folget aber noch nicht, daß Würmer, und ſonderlich die Blattläuſe den Mehlthau ſelbſt macheten. Vielmehr könnte man annehmen, daß hier, wie bey dem Honigthaue, ſich alsdenn dieſe und andere Inſecten einfänden, wenn der Mehlthau ſchon, aus andern Urſachen, hervorgebracht worden, indem es mehr als zu gewiß iſt, daß alsdenn allerley Ungeziefer an den Pflanzen bemerket wird, wenn ſie krank und beſchädiget ſind. Es ſind die Inſecten nicht allemal Urſache, daß die Bäume verderben, ſondern öfters nur die Säfte, die von ihrem Verderben zehren. Dieſe werden nicht durch die Winde zu den Bäumen getrieben, ſondern aus andern Urſachen daſelbſt ſich einfinden, und aus den Eyerchen, ſo daſelbſt befindlich, ausgebrütet. An einem friſchen Stücke Fleiſch ſieht man keine Maden und andere Inſecten; ſobald aber ſolches zu faulen anfängt, erſcheinen ſolche häufig. Wo ſind dieſe hergekommen? Hr. Hill, wenn er von dem Mehlthaue handelt, S. deſſen Microſcopiſche Beobachtungen, oder Hamburger Magaz. XIII. Band, behauptet, daß man gemeiniglich die Urſache davon überſehen, und die Wirkung mit derſelben vermiſchet, oder für dieſelbe angenommen habe. Er nimmt die Stockung der Säfte in den Pflanzen, und die daraus entſtehende Fäulung als eine weſentliche Urſache an, wodurch ſolche zur Ernährung der Inſecten geſchickt gemachet werden. Wenn die Inſecten, die auf kranken und beſchädichten Bäumen gefunden werden, den Mehlthau verurſacheten, würde dieſer durch die Kunſt nicht hervorzubringen ſeyn. Es verſichert aber Herr Hill, daß man Mehlthau hervorbringen könne, wenn man wolle, indem man den Bäumen, oder einigen Theilen derſelben, entweder ihre gehörige Verpflegung entziehe, oder ſie ſonſt verletze, zumal wenn die Jahreszeit dazu beförderlich iſt.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Die Inſecten ſollen ſich auf den, durch die Kunſt verletzten, Bäumen eben ſo häufig, als auf denen einfinden, die zufälliger Weiſe ſind verletzet worden. Wenn ein großer Theil Erde von der Wurzel eines Baumes, der in einer ganzen Reihe anderer ſteht, weggenommen wird, und die übrigen in ihrem natürlichen Zuſtande bleiben, ſo wird dieſer eine, wenn die Witterung nur etwas unfreundlich iſt, allein verletzet werden, da hingegen die andern alle verſchont bleiben. Hr. Hill hat das nämliche durch Binden an einem einzigen Zweige eines geſunden Baumes bewerkſtelliget, und auf dieſen einzigen Zweig Millionen Inſecten gebracht, da alle übrige Zweige davon frey geblieben. Herr Friſch in der Vorrede zum achten Theile der Inſecten verſichert, daß man einen ſchwachtreibenden Baum, der voll Ungeziefer iſt, durch Beſchneiden des überflüßigen Holzes, und durch andere fleißige Wartung, dahin bringen könne, daß weder Raupen noch Käfer an ihm bleiben. An Gurken und Kürbiſſen werden öfters die unterſten, alten und mehr abgetrockneten Blätter einen weißen Staub zeigen, niemals, oder ſelten die obern und mehr lebhaften. Herr Möller urtheilet von dieſen Blättern, daß der weiße Staub nichts anders ſey, als ein von der Sonne ausgetrockneter Schimmel, welcher ſich auf die verdorbenen Blätter angeſetzet. Des Herrn Fontana Meynung über die Beſchaffenheit des Roſtes kömmt damit überein. Er hält den Roſt für kleine Schwämmchen oder Schimmel. Es hat der roſtige Staub unter den beſten Vergrößerungsgläſern die Geſtalt kleiner Becherchen gezeiget, welche mit kegelförmigen Decken verſehen ſind, auf einem dünnen Stiele ſtehen, und ſchwarz oder dunkelbraun ſcheinen. Ein Theil dieſes Staubes aber erſcheint eyförmig und völlig roſtfärbig; daher ſchließt Herr Fontana, daß der letzte unreifer Roſt ſey, weil er in den eyförmigen Körperchen Körner geſehen, in den becherförmigen aber nicht, und nimmt ferner an, daß dieſer Schimmel aus denen, in der Luft ſchwimmenden, Saamen entſtehe, und wenn Sonne und Thau in gewiſſen Verhältniſſen das Getraide oder andere Gewächſe überfallen, ſolche geſchickt gemachet werden, die unendlich kleinen Saamentheilchen des Roſtes aufzunehmen, und ſolche in kurzer Zeit zum Wachsthume zu bringen. Man könnte daher nach dieſen Umſtänden allen wohl annehmen, daß die Urſache des Mehlthaues, Roſtes und des Honigthaues ſehr verſchieden ſey. Eine ſchlechte Witterung, ein ſcharfer Nebel, und überhaupt alles, wodurch die Säfte der Pflanzen ver-

verderbet, und alles, wodurch die Erzeugung der kleinen Inſecten befördert wird, kann man dafür annehmen, und nur nach der äußerlichen Beſchaffenheit dieſen Zufall mit verſchiedenen Namen belegen. Daher auch Herr von Münchhauſen zugiebt, daß eine widrige Witterung, oder eine, mit nachtheiligen Salztheilchen angefüllte Luft zu dergleichen Uebel Gelegenheit geben könne, obgleich derſelbe die Verdickung und Stockung der Säfte, wodurch die zarten Gefäße der Pflanzen zerplatzen, für die eigentliche Urſache ausgiebt, und ferner annimmt, wie in dieſem verdorbenen Safte ſich kleine Inſecten erzeugeten, welche ihre Eyer in Geſtalt eines Staubes zurückließen; woraus denn zugleich erhellet, daß Herr von Münchhauſen, Brand- Roſt- Mehl- und Honigthau, in Anſehung der Urſache, für einerley halte, und nach deſſen Meynung dieſe Zufälle alle nichts anders, als die Bruth von einem unendlich kleinen Thierchen ſey.

Hopea.

Hopea iſt ein neues Pflanzengeſchlecht, welches D. J. Hopen, Lehrer der Kräuterkunde zu Edinburg, und welchem wir vielleicht die Entdeckung der wahren Rhabarberpflanze zu danken haben, zu Ehren, von Garden und Linne also genannt worden. Es iſt ein Baum, der in Carolina wächſt, und wechſelsweiſe geſtellte, länglichte, lanzenförmige, eingekerbte und glänzende Blätter, und zu Anfange des Frühlings auf den Spitzen der Aeſte wohlriechende Blumen trägt. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime und zeiget fünf Einſchnitte, umgiebt fünf Blumenblätter, und viele, in fünf Bündel verwachſene Staubfäden, nebſt einem Griffel. Die Steinfrucht enthält eine dreyfächerichte Nuß. Der ausgepreßte Saft und der, aus den Blättern bereitete, Trank färbet Leinen und Seide hellgelb. Iſt in unſern Gärten nicht zu finden.

Hopfen.

Hoppen, Lupulus, Humulus Linn. Die bekannte Art machet dieſes Geſchlecht allein aus. Die dauerhafte, mit den Hauptfaſern tief unter- und mit den andern ſeitwärts laufende Wurzel treibt im Frühjahre viele Keime, welche ſich in ſchwache, rauh anzufühlende, und ſich um andere Körper windende, lange Ranken, ſo man auch Bramen und Hopfreben nennt, verwandeln. Bey jedem Knoten der Ranke ſitzen zwey, einander gegen über geſtellte, geſtielte, rauhe, oberwärts dunkel- unterwärts hellgrüne, faſt dreywinklichte, in drey, oder fünf ausgezackte Lappen abgetheilte Blätter. Zu Ende des Julius und Anfange des Auguſts treiben zwiſchen und

und über den Blättern aus den Knoten die Blumenſträußer. Dieſe ſind an verſchiedenen Stöcken verſchieden. Ein Stock oder eine Wurzel trägt auf den Ranken nur männliche, der andere nur weibliche Blüthen. Die männlichen beſtehen nur aus fünf länglichten, vertieften, ſtumpfen Kelchblättchen und fünf kurzen Staubfäden. Bey den weiblichen umgiebt den ganzen Strauß eine vierſpaltige Einwickelung, und bey den Aeſten deſſelben ſitzen ebenfalls vier eyförmige Blätter, und umgeben gemeiniglich acht Blümchen. Zu jedem Blümchen aber gehört ein großes eyförmiges, unten zuſammengebogenes, oben aber plattes Kelchblatt und ein kleiner Fruchtkeim mit zween krummen Griffeln und ſpitzigen Staubwege, und nachher umgiebt das Kelchblatt mit ſeinem untern Theile den rundlichen Saamen. Was man alſo gemeiniglich die Frucht nennt, iſt eine vielfache und zuſammengeſetzte Frucht oder vielmehr Saame, davon jeder unter ſeinem eigenen Kelchblatte liegt, in Vereinigung aber einen kugelförmigen, blätterichten Körper oder Kopf, faſt nach Art der Tannzapfen, vorſtellet. Unter den Kelchblättern liegt ein gelber, fettiger, gewürzhafter, bitterer und ſtarkriechender Staub, welcher zugleich den Saamen überzieht, und Hopfenmehl genannt wird. Wenn ſich dieſes einfindet, werden die blaßgrünen Kelchblättchen gelblicht, und alsdenn iſt es Zeit, die Hopfenköpfe abzupflicken, bleiben ſolche zu lange hängen, öffnen ſich gleichſam die über einander liegenden Kelchblätter, und das eingeſchloßene Mehl und der Saame ſelbſt fällt aus und geht verlohren. Außer dem Unterſchiede des männlichen und weiblichen Hopfens, theilet man ſelbigen in mehrere Arten ein, welche alle aber nur zufällige Abänderungen ſind. Ob es eine Art giebt, welche zwar alle Jahre blühet, aber nur um das andere Jahr Früchte trage, iſt wohl ſehr zweifelhaft; doch hat man eine dergleichen angenommen, und ſolche den Neſſelhopfen genannt. Andere belegen mit dieſem Namen die männlichen Stöcke, welche auch Femelhopfen, tauber oder wilder Hopfen, hingegen die weiblichen Stöcke Weidenhopfen oder auch Läufer genannt werden. Der letzte Name wird im eigentlichen Verſtande ſolchem beygeleget, der den Saamen eher und lieber, als andere Sorten fallen läßt. Wilder Hopfen iſt nicht immer der männliche, ſondern auch der weibliche wächſt wild. In Anſehung des Standortes heißt er wilder, zahmer, Wald-Buſch- Bruch- Wieſenhopfen, und nach den verſchiedenen Ländern, in welchen er vorzüglich gebauet wird, engliſcher, böhmiſcher,

ſcher, u. ſ. f. und von der Zeit, wenn er reifet, und von der Farbe und Größe der Frucht, Augſthopfen, ſpäter Hopfen, weißer, brauner, großer, kleiner, länglichter, runder Hopfen. Obgleich alle dieſe Sorten dasjenige leiſten können, was wir von dem Hopfen verlangen, ſo iſt doch der Gartenhopfen der beſte; nur muß ein Hopfgarten gehörig angeleget und gewartet werden. Es wächſt der Hopfen zwar in verſchiedenen Boden; ſchwarze, fette auch mit Sand vermiſchte Erde ſchickt ſich am beſten dazu; und in einen Boden, welcher weder allzunaß, noch allzutrocken iſt, wird ſolcher am beſten gedeihen. Das Land dazu wird im Herbſte gepflüget, oder umgegraben und gut gedünget. Einige preiſen den ausgeſtochenen und untergegrabenen Raſen als die beſte Düngung an; andere empfehlen den Schweinemiſt, weil dadurch Mehlthau und Erdflöhe ſollen abgehalten werden. Pferde- und anderer Miſt wird auch hier ſowohl, wie in andern Fällen, nützlich ſeyn, zumal wenn man bey der Wahl zugleich auf die eigentliche Beſchaffenheit des Erdreichs Achtung giebt. In Schweden wird ſtatt des Miſtes die Gerberlohe angeprieſen, dieſe ſoll nicht allein beſſer treiben, ſondern ſich in eine gute Erde verwandeln, die man nachher bey andern Gewächſen mit Nutzen gebrauchen kann. Im Frühjahre wird das Land reihenweiſe in ſchmale, drey, vier bis fünf Fuß weit von einander abſtehende, Beete abgetheilet, und auf dieſen Gruben gegraben; wie die Entfernung der Reihen verſchieden ſeyn kann, eben ſo werden auch die Gruben weiter oder näher, ohngefähr eine Elle von einander, angebracht, ſonderlich muß man ſich nach der Anzahl der Keime richten, ſo man in eine Grube legen will; man leget drey, auch vier bis ſechſe in eine Grube. Die Keime ſind wirkliche Wurzeln mit Knoſpen, welche von den alten Stöcken abgenommen, und auch Kiele, Pfeifen, Reben, Gelege und Fechſer genannt werden. Auf die Güte der Keime kömmt gar ſehr viel an. Manche verſchreiben ſolche aus andern Orten und halten das böhmiſche Gelege für das beſte. Man kann aber füglich ſolches aus hieſigen Hopfgärten nehmen, welche ehedem mit böhmiſchen beſtecket worden. Früher Hopfen iſt allemal dem ſpätern vorzuziehen, und der Augſthopfe wird auch von den Bierbrauern dem ſpätern vorgezogen. Einige legen die, im April abgenommenen, Keime alsbald in die Gruben, andere einige Zeit in Keller und verwahren ſolche im friſchen Sande bis in den Brachmonath. Die Gruben, welche wenigſtens einen Fuß tief, auch wegen der unterwärts ſteigenden

genden Hauptwurzeln noch tiefer, und etwa drittehalb Fuß breit zu machen ſind, werden zuvor mit verfaultem Schwein- oder Rind- oder Schlammiſte angefüllet, und der Keim alſo darauf geleget, daß die Augen aufwärts, einen Querfinger über die Erde herausſtehen, und ſolche einen Daumen breit mit guter Erde bedecket. Wenn dieſe Wurzeln gut fortgekommen, und nachher etwa einer Ellen hoch aufgeſchoſſen, muß man ſolche mit der Erde aus den Gängen anhäufeln, damit mehr Wurzelfäſerchen ausgetrieben werden, und das Unkraut fleißig ausjäten. Das erſte Jahr wird man wenig oder gar keine Früchte erlangen. Alle Jahre erfodert ein Hopfgarten ſeine Arbeit. Die erſte im Frühjahre iſt das ſo genannte Aufziehen, da man nämlich die Erde von der Wurzel mit Vorſicht wegräumet, um zu den nöthigen Schnitte genugſamen Raum zu haben. Man nimmt alsdenn die verdörrten Enden der alten Ranken und die zur Seite ausgelaufenen Thauwurzeln und Faſern einige Zoll rund herum von dem Stocke weg, um der Hauptwurzel deſto mehr Nahrung zu verſchaffen; deswegen auch jährlich neue Düngung zu gleicher Zeit erfordert wird. Man kann den Miſt um den Stock herum legen, oder ſolchen auch, wie auf den Aeckern, ausbreiten und unterhacken. In Böhmen pflegt man vor Winters oben auf zu düngen. Die weggeräumte Erde wird wieder an den Stock gebracht, und dieſer damit bedecket. Wenn nachher, etwa gegen Pfingſten, der Hopfen eine Höhe von acht Zoll erreichet, wird die Auskeimung vorgenommen. Man richtet ſich hier vornehmlich nach der Stärke und Schwäche des Stockes und nach dem Vermögen des Bodens, und muß ſelbſt urtheilen, wie viel, und welche Keime man abnehmen, oder mit Vortheil ſtehen laſſen könne. Selten wird man an jeder Wurzel mehr als einen ſtehen laſſen, und ſo viele Wurzeln in einer Grube liegen, ſo viel pfleget man auch Keime zu behalten. Nachher werden die jungen Hopfranken unterwärts abgeblattet und mit Erde ſo hoch beworfen, daß die obern, mit Blättern beſetzten Spitzen darüber hervorragen. Einige pflegen die Auskeimung zugleich mit dem Schnitte vorzunehmen, und gegen Pfingſten die Stöcke nur zu behacken, und mit Erde zu belegen. Die Stangen werden vor oder nach dem Schnitte eingeſtecket, ihre Höhe richtet ſich nach den Umſtänden, doch iſt es beſſer lange, als kurze zu erwählen. Zu drey Ranken ſetzet man gemeiniglich eine Stange. Damit die Ranken der Stange folgen, werden ſolche anfangs, auch nachher, wenn es

nöthig iſt, mit Baſt oder Stroh angebunden, und zugleich die unterſten Blätter, und aus den Knoten getriebenen Nebenranken abgebrochen. Die Ranken winden ſich allemal rechts um die Stange. Ein Umſtand, den man beym Anbinden wohl beobachten ſollte. Die Stangen ſollen auch fünf oder ſechs Ellen lang ſeyn, damit der Hopfen ſolche nicht überwachſe. In der Mitte des Brachmonaths wird das Erdreich nochmals aufgehacket, an die Stöcke oder Wälle auf beyden Seiten angebracht, und dadurch theils das Unkraut getilget, theils die Erde durch die friſche Luft erquicket, und zu Annehmung der Feuchtigkeit geſchickt gemachet. Nun läßt man den Hopfen, ohne weiter Mühe damit zu haben, und nur, wenn es nöthig, das Unkraut zu vertilgen, wachſen bis zu ſeiner Reife. Dieſe muß man wohl beobachten; zu frühe und zu ſpät abgenommener Hopfen tauget nicht. Der erſte iſt unkräftig, und machet das Bier unſchmackhaft, und widerſteht deſſen Verderben zu wenig. Bleibt er zu lange hängen, ſo wird ein großer Theil des Mehls und Saamens ausfallen, und mithin ſchon auf der Stange oder nachher auf dem Boden die beſten Kräfte verliehren. Wenn die Köpfe gelblicht werden, einen ſtarken Geruch von ſich geben, und, wenn man einen in den Händen zerreibt, eine anklebende Fettigkeit zurück läßt, iſt es Zeit, ſolchen einzuſammeln; wenn ſich ſeine Schuppen von einander geben, und gleichſam öffnen, muß man mit dieſer Arbeit eilen. Man ſchneidet die Bande, womit die Ranken untenher angebunden waren, und dieſe von dem Stocke ſelbſt etwa eine Viertelelle hoch loß, zieht ſie von der Stange, und bringt ſie trocken, in den Mittagsſtunden, nach Hauſe. Die Näſſe bringt vielen Schaden. Beym Abpflücken ſollen die Hopfhäupter ganz und rein, einzeln und nicht in Büſcheln abgeleſen, auch nicht mit dem Laube verunreiniget werden. Dieſe werden nachher auf einen reinen und trocknen Boden geſchüttet, ausgebreitet, locker über einander geleget, und alle Tage umgewandt. In einigen Ländern trocknet man den Hopfen auf der Darre und in einem dazu verfertigten Ofen, wobey aber leicht deſſen Güte Schaden leiden dürfte. Wenn er gehörig getrocknet, wird er an einem ſolchen Orte verwahret, wo ſelbiger weder durch Regen und Schnee verderben, noch von Sonne und Luft ausgezehret werden kann. In England und andern Orten leget man den getröckneten Hopfen in Fäſſer oder Säcke, und tritt ſolchen, ſo derb als möglich, ein, und ſpindet ſolche feſte zu, welches gewiß die beſte Art iſt, den

den Hopfen lange Zeit gut zu erhalten; worauf vorzüglich Abſicht zu nehmen, da ſolcher öfters mißräth, und hoch im Preiſe ſteigt, zu anderer Zeit aber wegen der allzureichen Erndte wohlfeil verkaufet wird. Wer aus einem Hopfengarten Nutzen ziehen will, muß ſolchen ſo lange aufbehalten können, bis der Preis ſteigt. Da aber bey dem langen Aufbewahren der Hopfen ſich immer mehr zuſammenſetzet, wird man in dem Maaße einbüßen; daher alter und feſt eingedrückter Hopfen nicht nach Scheffeln, ſondern dem Gewichte verkaufet werden ſollte. Der Mißwachs des Hopfens geſchieht um deſto öfterer, jemehr widrigen Zufällen ſolcher ausgeſetzet iſt. Vorzüglich iſt er dem Schimmel, Mehl- und Honigthaue unterworfen. Das letztere Uebel ſoll von einer eigenen Art Nachtfalter, Phalaena nocturna humuli Linn. welche ihre Eyer an ſeine Wurzeln leget, urſprünglich herkommen. Der ausgebrütete Wurm greift die Wurzeln an, und machet dadurch die ganze Pflanze krank, und geſchickt, daß die Blattläuſe darauf ſich anſetzen, und ſolche vollends verwüſten können. Man kann jedoch die ſchlimmen Folgen verhüten, wenn man, ehe ſich die Raupen zu ſehr vermehren, die Stöcke mit einer Lauge von Tauben- oder Hühnermiſte oder Tabacksaſche begießt. Noch ein anderes Mittel für den Mehlthau bey den Hopfen müſſen wir erwähnen, ob wir gleich zu ſelbigen das wenigſte Vertrauen haben; nämlich Büchenaſche auf die Hopfenblüthen zu ſtreuen. Herr von Linné hat ein ander Mittel vorgeſchlagen. Es ſoll, nach deſſen Erfahrung, der Hopfen auf Felſen und ſteinichten Oertern wild wachſen, und daſelbſt niemals Schaden leiden. Daher man dieſes nachahmen, und die Wurzel mit Steinen bedecken ſoll, wodurch der Nachtvogel verhindert wird, ſeine Eyer an dieſe zu legen. Ob vielleicht aus dieſer Urſache die Anlegung der Hopfgärten, nach Herrn Stridsbergs Einrichtung, einzuführen, und unter und über die Wurzeln Steine zu legen, überlaſſen wir anderer Beurtheilung. Man kann ſolche in den Abhandlungen der Schwed. Akad. XVI. Band 32 S. nachleſen. Nach unſerer Erfahrung und Herr Gleditſchens Beobachtungen, wächſt der wilde Hopfen am häufigſten in den Brüchen. Doch findet ſich der wilde, Buſch- oder Weidenhopfen genannt, hin und wieder in Gebüſchen, Hecken und andern Orten, und man kann daher den Hopfen für eine einheimiſche Pflanze halten. Dieſer wächſt und vermehret ſich durch den Saamen, und erfordert keine Wartung. Er iſt aber nicht ſo ergiebig und ſo gut, als der ge-

pflanzte Hopfen. Die Häupter ſind kleiner, enthalten weniger Mehl, haben einen ſchwächern Geruch, und geringere Kräfte.

Der Anbau und Nutzen des Hopfens erſtrecket ſich vornehmlich auf die weiblichen Stöcke. Die männlichen Stöcke achtet man nicht, und gehen darüber gleichſam verlohren. Bey andern Pflanzen, welche ganz getrennte Geſchlechter haben, müſſen die männlichen doch geduldet, und wegen der Befruchtung mit den weiblichen zugleich unterhalten werden. Da man aber bey dem Hopfen nicht ſowohl die keimende Kraft des Saamens, ſo allein von dem männlichen Blumenſtaube abhängt, als vielmehr das Mehl und die Bedeckung des Saamens verlanget, und die Vermehrung durch die Wurzel leichter, als durch den Saamen geſchieht, ſo unterhält man in einem Hopfengarten lauter weibliche Stöcke, und läßt auch von dem wilden nur dieſe ſtehen. Daß die weiblichen Stöcke, wenn ſie alt würden, ihr Geſchlecht ändern und männliche Blüthen tragen, gehöret zu den Fabeln.

Der Hopfen verdienet wegen ſeines vielfachen Nutzens alle Aufmerkſamkeit. Die Köpfe ſind ein kräftiges Arzneymittel. Sie ſind hitzig, machen lebhafte Bewegungen im Geblüte, und beſitzen eine zertheilende, auflöſende, abführende und ſtärkende Kraft. Die im Frühjahre abgenommenen Keime ſind eine geſunde Speiſe, und werden gleichfalls die Säfte verbeſſern, auflöſen, und die Abſonderung, ſonderlich des Urins, vermehren. Die Art, ſolche als Sallat zu genießen, oder mit Fleiſch abzukochen, iſt bey uns bekannt. In der Wirthſchaft kann man alles vom Hopfen gebrauchen. Die Blätter ſind grün und getrocknet für das Vieh ein geſundes Futter, ſonderlich liebet ſolche das Schaafvieh. Die Ranken kann man anſtatt der Weiden zum Binden, ſonderlich des Reißholzes gebrauchen, auch auf eine andere Art nützlicher anwenden, und wie Hanf und Flachs zurichten. Man röſtet ſolche entweder im Thau, Regen und Schnee, oder in einem fließenden Waſſer, oder leget ſolche den ganzen Winter über, zur Röſtung auf das Dach eines Viehſtalles, trocknet hernach ſolche, läßt ſie auf der Tenne dreſchen, brechen und hecheln. Die daraus gewebten Sachen ſind aber immer grob und ſtark, doch dauerhaft und zu vielen Sachen brauchbar. Der Hauptnutzen, ſo aus dem Hopfen zu erhalten, betrifft die Köpfe und deren Gebrauch beym Bierbrauen. Dieſe allein und vorzüglich das darinnen enthaltene Mehl und die Saamen machen, daß das Bier zu

ganzen Jahren ohne ſauer zu werden, dauern kann, daß es einen guten Geſchmack erhalte, und dem menſchlichen Körper zuträglich ſey. Daher man wohl behaupten könne, daß der Hopfen niemals das Bier verderbe, und je hopfenreicher ſolches ſey, je geſünder auch ſolches ſeyn werde. Doch erfodert der Unterſchied der verſchiedenen Arten Biere, daß weniger oder mehr dazu genommen werde; auch kann man auf das Alter des Hopfens acht haben. Aus Hopfen, der nur ein oder zwey Jahre gelegen, wird das Bier nicht ſo gut und lieblich, als wenn älterer dazu genommen worden. Doch iſt hierbey alle Vorſicht nöthig. Iſt der Hopfen zu alt, iſt er auch ſchwach und ſchlecht, denn die Güte deſſelben in Anſehung des Bieres beſteht nicht allein in der Bitterkeit, ſondern auch in den flüchtigen Beſtandtheilen, welche mit der Zeit immer mehr und mehr verloren gehen, und deswegen kann man andere bittere Pflanzen, auch ſelbſt den Wermuth, welcher doch wegen der Beſtandtheile mit dem Hopfen am nächſten verwandt zu ſeyn ſcheint, nicht ſtatt des Hopfens zum Bierbrauen gebrauchen. Da der zum Bierbrauen faſt unentbehrliche Hopfen öfters in gar hohen Preiße ſteht, könnte man in wohlfeilen Zeiten ſolchen mit Waſſer kochen, dieſes wieder gelinde abrauchen laſſen, und daraus einen Extract bereiten, welches wohl ſo kräftig und nützlich als der Hopfen ſelbſt, und beym Bierbrauen ſtatt deſſen zu gebrauchen ſeyn dürfte. Doch müſſen hierüber noch genauere Erfahrungen angeſtellet werden. Gut gehopftes Bier kann den Magen ſtärken, die Verſtopfungen der Eingeweide eröffnen, und den Abgang des Urins befördern. Abgekochter Trank von Hopfen ſoll in wenig Tagen die im Menſchen erzeugten Steine auflöſen, und Hr. Lobb rechnet dergleichen unter die beſten und kräftigſten den Stein zermalmenden und austreibenden Mittel. Alle bittere Sachen können als Mittel wider die Würmer dienen. Hopfen in Milch gekochet, und dieſe getrunken, wird ſelbige tödten oder doch austreiben, und ſo wird auch wegen des ſtarken bittern Geruchs der Hopfen den ſchwarzen Kornwurm vertreiben, ſo auf den Getraideböden gar öfters ſich einfindet. Man darf auf ſolchen Böden nur den Hopfen abtrocknen, oder auch getrocknet dahin legen, ſo werden die Würmer davon laufen.

Hopfen, Feld.

S. Johanniskraut.

Hopfen, ſpaniſcher.

S. Mondſaamenkraut.

Hopfenbaum.
S. Dodonäa.

Hopfenklee.
S. Klee.

Hopfenſeide.
S. Flachsſeide.

Horch.
Horch, ſoll nach dem Artedi, ſyn. p. 68. bey den Dänen der Deutſche Kaulbarß oder Stuerbarß, Cernua ſ. Perca fluuiatilis minor, ſeyn; davon ſich aber beſonders bey dem Pontoppidan, keine Spur finden läßt. ſ. Kaulparſch, Percis I. des Kleins.

Horke.
Ein Däniſcher Fiſch bey dem Pontoppidan, Däniſcher Naturhiſtorie, S. 191. ſ. unſern bald folgenden Artikel, Horr.

Horlizenbaum.
S. Cornelbaum.

Hornbaum.
S. Buche.

Hornblatt.
Gehörntes Blatt, Zinkenblatt, nach Herr Planern Ceratophyllum Linn. Zweyerley Blumen wachſen auf einer Pflanze. Die Blumendecke beſteht in beyden nur aus einem vielfach getheilten Kelche, welcher bey den männlichen viele Staubfäden, und bey den weiblichen einen platten Fruchtkeim, mit einem ſtumpfen Staubwege umgiebt. Es folget ein einzelner eyförmiger Saame. Es ſind nur zwo Arten bekannt, welche in den Waſſergräben wohnen, und ihre Blumen an dem Winkel der Blätter tragen.

1) Das zweyſpaltige Hornkraut, Ceratophyllum demerſum. Die Blätter ſind in zween Lappen, und jeder wieder in zween Einſchnitte getheilet, und die Früchte mit drey Stacheln beſetzet.

2) Das dreyſpaltige Hornkraut, Ceratophyllum ſubmerſum. Die Blätter ſind bey dieſen zwar auch in zween Lappen, jeder aber in drey Einſchnitte getheilet, die Saamen zeigen keine Stacheln. Vielleicht iſt dieſes nur eine Abänderung der erſten Art.

Hornbley.
Plumbum corneum, iſt ein chymiſches Produkt. Wenn nämlich Bley in Scheidewaſſer aufgelöſet, und durch Salzſaures niedergeſchlagen, und der niedergeſchlagene Kalch, bey gelindem Feuer geſchmolzen wird, ſo erhält derſelbe nach dem Ausgießen und Erkälten eine hornichte Geſtalt, und bekömmt alsdenn den Namen Hornbley. Bey ſtärkern Feuer iſt das Produkt flüchtig. Die Alchymiſten haben ſich mit ſelbigem am meiſten beſchäftiget.

Es iſt aber auch kein Zweifel, daß dieſes Produkt auch gründliche Chymiſten beſchäftigen kann.

Hornbogen.

Hornbogen wird zu Heila bey Danzig eine Art von Stockfiſchen genennet, die, wenn ſie von der Angel losgemachet werden, ſich gleichſam in einen Bogen krümmen. ſ. Pamuchel, Callarias barbatus, 8. des Kleins.

Horncoralle.

Unter den Thierpflanzen kömmt beym Herrn von Linne' ein Geſchlecht vor, welches derſelbe Gorgonia, und Herr Müller Horncoralle nennet. Gorgones ſind in der Fabelgeſchichte drey Töchter des Phorcyus, welche ſo häßlich ausſahen, daß man bey ihren Anſehn vor Schrecken in Stein verwandelt wurde. Boerhaave machete daraus zwey Geſchlechte, und nennte diejenigen, welche mit ihrer Rinde bedecket waren, Titanoceratophyta, bey welchen aber dieſe fehlete, Keratophyta. Die Holländer heißen dieſe Corallen, wegen ihres ſtrauchartigen Anſehns, Zeeheſter oder Meergeſträuche. Von dieſen behauptet Herr Linne', daß ſie zwar von außen den Pflanzen, innerlich aber den Thieren ähnlich wären, und aus einer vegetabiliſchen Rinde und animaliſchen Marke beſtehen. Hiervon, und der wahren Beſchaffenheit dergleichen Pflanzen, ſoll unter dem Worte Thierpflanze das nöthige angemerket werden. Von den Horncorallen bemerken wir beſonders, wie Herr von Linne', Pallas und andere behaupten, wie die Rinde nach Art der Pflanzen wachſe, ſich gleichſam in Holz verhärte, und dieſes immer mit einer neuen Rinde überzogen werde, und wie der bewurzelte Stamm, nach Art der Meermooſe, gemeiniglich ſich in Aeſte verbreite, welche verhältnißmäßig bis zu der dünnſten Spitze abnehmen. Hr. v. Ellis aber will nicht allein das innerliche dieſer Rinde, oder das Mark, ſondern vielmehr die ganze Horncoralle für thieriſch ausgeben, und behaupten, wie das ganze hornartige Weſen aus lauter Kechern beſtehe, welche durch ihr leimichtes Weſen an einander geküttet, nicht aber durch Querfaſern, wie in den Pflanzen geſchieht, mit einander verbunden werden. Dem leimichten Weſen giebt er einen thieriſchen Urſprung, und hält ſolches für die Urſache, daß man gewiſſe Corallen finde, die viel feſter wären, als das allerhärteſte Holz. Es iſt aber dieſes alles in Anſehung der Horncorallen eben ſo dunkel und ungewiß, als die Natur und das Weſen der Stein- und Thierpflanzen, oder Meergewächſe überhaupt. Alle Horncorallen

rallen haben, nach Hrn. v. Linné Beſchreibung, einen angewurzelten, und mit einem breiten Fuße verſehenen, hornartigen, ununterbrochenen, äſtigen, und mit einer Rinde überzogenen Stamm, die Blüthen aber beſtehen aus Polypen, die an der Oberfläche und aus verſchiedenen Löcherchen der Rinde hervorkommen. Herr Pallas theilet ſolche, nach Beſchaffenheit der Rinde, in zwey Geſchlechter; diejenigen, welche eine kalchartige Rinde, hat er Gorgonia, welche aber eine ſchleimichte Rinde beſitzen, Antipathes genennet. Die ſchleimichte Rinde geht in die Fäulniß und daher findet man dergleichen Horncorallen zuweilen auch ohne Rinde.

Unter dem Waſſer ſind alle Horncorallen biegſam, und ſchwanken mit den Waſſerwellen hin und her; außer dem Waſſer aber werden ſie hart. Man kann ſie aber wieder im Waſſer erweichen, und hernach in einer ſelbſt beliebigen Stellung trocken laſſen; es leidet aber alsdenn die Rinde, welche das merkwürdigſte an dieſen Seegewächſen iſt. Dieſen Umſtand hat Herr Müller denjenigen Liebhabern zur Warnung angemerket, welche die Horncoralle zu putzen, und, wie ſie ſagen, den Seeſchlamm herunter zu waſchen, oder die rindenloſe Corallen mit allerhand Farben zu malen pflegen.

Die Arten der Horncoralle ſind ſehr verſchieden; einige beſtehen aus einzeln, geraden oder gewundenen Stämmen, andere ſind vieläſtig, und wieder andere ſind wie Fecher ausgebreitet. Jede Art erreichet ihre beſtimmte Größe, von einem Zoll an, bis auf einen, auch mehrere Schuh. Hr. von Linné führet ſechzehn Arten, und dieſe Herr Müller unter folgenden Namen an.

1) Seereſeda, Gorgonia lepadifera. 2) Seefeder, Gorgonia verticillaris. 3) Seeheidekraut, Gorgonia placomus. 4) Seecypreſſe, Gorgonia abies. 5) Seebinſe, Gorgonia aenea. 6) Seehorn, Gorgonia ceratophyta. 7) Seetanne, Gorgonia elongata. 8) Seebeſen, Gorgonia verrucoſa. 9) Schwarze Coralle, Gorgonia antipathes. 10) Seeweide, Gorgonia anceps. 11) Seefichte, Gorgonia pinnata. 12) Seeeiche, Gorgonia ſetoſa. 13) Petechiencoralle, Gorgonia petechirans. 14) Seekamm, Gorgonia pectinata. 15) Seewedel, Gorgonia ventalina. 16) Seefecher, Gorgonia flabellum. Die mehreſten werden unter dieſen Namen beſchrieben werden.

Hornerz.

Gewachſen Hornſilber, Minera argenti cornea, iſt eine Art von

von halbdurchſichtigen reichen Silbererz, welches eine bräunliche Farbe hat, und aus Schwefel, etwas Arſenik und Silber beſteht. Man glaubet gemeiniglich, daß es ein durch Salzſaures oder Arſenik mineraliſirtes Silber ſey. Es fällt ſolches ſelten vor, und iſt in Sachßen bey Johann Georgenſtadt gefunden worden.

Horneule.

Darunter verſteht man die größern Eulen, welche entweder am Schnabel, oder näher nach den Ohren zu, an jeder Seite des Kopfes einen ohr- oder hornförmigen Federbuſch aufrecht ſitzen haben. Deswegen nennt man ſie Horneulen, auch Ohreulen. Sowohl Klein als Büffon geben ihrer drey Arten an: die große, die mittlere und die kleine Ohr- oder Horneule. Die beyden erſten Arten der Horneulen ſind unſere bekannten Schubute, oder Uhus, und die dritte iſt das gehörnte Käutzchen, die Baum- oder die Waldeule. Dieſe Horneulen finden ſich nun in allen Welttheilen. In den nördlichen Gegenden von Amerika, in Canada, auf Terra di Labrador, und noch weiter nordlich, trifft man ſie überaus groß und fürchterlich an. Von den griechiſchen Inſeln im Archipelago, beſonders aus der Gegend um Athen, bringt man eine große Horneule, deren Edwards gedenkt, braun mit ſchwarzen Flecken, am Geſicht und Füßen weißgrau. Von dieſer Art Eulen glaubet man, es ſey eben diejenige, welche bey den alten Griechen der Minerva geheiliget geweſen. Das weitere von den Horneulen, leſe man im Artikel Eule.

Hornfelsſtein.

Corneus. Mit dieſem Namen bezeichnet Wallerius Mineral. S. 183. eine beſondere Geſchlechtart, von welcher er anmerket, daß dieſe Steinart im Bruche uneben und von ungewiſſer Figur und etwas harte ſey, doch aber ein Theil ſich reiben und zerſtuffen laſſe, und im Feuer zwar feſte ſtehe, aber etwas ſpröde werde. Er rechnet unter dieſes Geſchlecht vier Arten, nämlich Salband, Hornfelsſtein, Hornſchiefer, Schörl.

1) Salband, Lapis tunicatus, wird von ihm diejenige Art genannt, welche gleichſam eine Haut zeiget, womit der Stein überzogen iſt, mehrentheils wie braunes Leder ausſieht, und locker iſt.

2) Hornfelsſtein, Corneus ſolidus, wird als ein ſchwarzer und harter Stein beſchrieben, der wie Pferdehuf oder Horn ſieht, und auch, obwohl nicht allzeit, mit dem Nagel gerieben werden kann.

3) Horn-

3) Hornſchiefer, Corneus fiſſilis, iſt eine Hornſteinfelsart, welche aus Blättern und Scheiben beſteht, und eine ſchwärzliche, dunkelbraune, rothe oder andere Farbe hat.

4) Schörl, Corneus cryſtalliſatus, iſt eine cryſtalliſirte Hornſteinfelsart, welche eine prismatiſche Figur mit verſchiedenen unordentlichen Seiten hat.

Ob von den Hornfelsſteinen ein beſonderes Geſchlecht zu machen, laſſen wir dahin geſtellet ſeyn. Von einigen werden die Hornfelsſteine unter die thonartigen Steine gerechnet. Wenn der Charakter eines ſolchen Steins dadurch beſtimmet wird, daß er im Feuer härter wird, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß man den Hornfelsſtein und den Hornſchiefer als eine Art gemiſchter Thonſteine anzuſehen hat. Den Schörl zählen einige unter die metalliſchen Steine, vielleicht nicht ohne Grund, da derſelbe größtentheils aus einer Eiſenerde beſteht.

Hornfiſch.

Verſchiedene Gattungen der Fiſche haben von Hörnern ihre Benennung erhalten, deren Richter S. 667. u. f. ſieben Arten anführet; unter welchen der Hornfiſch, oder Seeochſe, unſtreitig den Vorzug verdienet. Der Ritter des Marchais beſchreibt ihn, als den merkwürdigſten, der auf der Elfenbeinküſte gefundenen, Fiſche, nach den S. A. Reiſen, B. III. S. 659. folgendermaaßen: der Seeochſe oder Hörnerfiſch war acht Fuß lang, ohne den Schwanz, der drey Fuß lang war. Der Leib war viereckicht und durchgängig von einer Dicke, und hatte fünf Fuß im Umfange. Die Haut war hart, rauh, und ohne Schuppen, aber voller ungleicher Spitzen, und mit allerhand Flecken gezeichnet, als weiß, violet, grau, die ein gutes Anſehn macheten. Seine Schnauze war wie die von einem Schweine, und am Ende war ſie wie ein Elephantenrüſſel gebildet, nur daß er kein anderes Maul dabey hatte. Es mußte alſo ſein Futter durch dieſe enge Röhre hindurchgehen. In ſeinem Bauche war ſonſt nichts zu finden, als Gras, Moos, und einige kleine Fiſche. Seine Augen waren groß, und mit hervorragenden Augenliedern umgeben, die aus harten groben Haaren beſtunden. Der Vordertheil ſeines Kopfes, der nicht ganz eben war, hatte zwey beinichte, runde, ſtarke, ſpitzige Hörner, auf funfzehn bis ſechzehn Zoll lang. Dieſe giengen ganz gerade, und in gleicher Linie mit ſeinem Rücken, welcher oben zween, drey Zoll breite, und runde Buckel oder Erhebungen hatte, die bey dem Ausgange der

Hörner anfiengen, und einen Fuß hoch über dem Schwanze aufhöreten. Der Schwanz ſchien aus zween Theilen zu beſtehen. Der obere war fleiſchicht, und hatte eben eine ſolche Haut, wie der übrige Leib, war platt und gelenke, und ſchien eine Fortſetzung des Rückgrades zu ſeyn. Der andere Theil war nichts, als eine ſtarke dicke Floßfeder von brauner Farbe, die mit gleichlaufenden, weißen Streifen durchzogen war. Er war nicht, wie bey den meiſten Fiſchen, gekerbet, ſondern nur ein wenig am Ende breiter. Er ſchien dem Fiſche zur Wehre zu dienen, welcher auch an den Enden ſeines Bauches, mit zween Sporen verſehen war, die einen Fuß lang, rund, beinicht, und zugeſpitzet waren, gleichwie die Hörner. Seine Fiſchohren waren groß, und hatten beyde eine Floßfeder, die, nach der Größe ſeines Körpers zu rechnen, klein, aber ſehr ſtark, war. Außer dieſer und noch einer kleinern unter dem Bauche, zwiſchen den beyden Sporen, hatte er auf dem Rücken, zwiſchen den beyden oben beſchriebenen Buckeln, eine Erhöhung, auf welcher eine Floßfeder ſtund, in Geſtalt eines Fächers, anderthalb Fuß im Durchſchnitte, und von gleicher Höhe. Das Fleiſch war weiß, fett und wohlſchmeckend. Marchais R. u. Guinea, B. I. S. 79.

Von dieſen Hornfiſchen, an der Goldküſte, Piſcis cornutus, merket Richter an, S. 126. daß ſie vorzüglich hieher gehöreten; da hingegen eine Art Meernadeln, wegen ihres aufgebogenen Schnabels, auch Hornfiſche genennet würden, die aber einen andern Platz verdieneten. (nach dem Klein unter den Röhrhohlſchnauzen, Solenoſtomus.

Nicht minder iſt derjenige Hornfiſch, den, nach belobten Richter, S. 126. niemand beſſer, als unſer Klein, beſchrieben, überaus merkwürdig; als welcher, Miſſ. IV. p. 21. unter dem Namen Wurfſpieß, Maſtaccembelus, drey Arten derſelben, vorbringt. Die gegenwärtige erſte Art nennen die Griechen, Βελόνη, weil ſein Schnabel einem Pfeile oder Bratſpieße ähnlich ſieht; die Engländer, nach dem Willughbey, the Hornfiſh oder Garfiſh, und wir Deutſche den Schneffel, auch den kleinen Hornfiſch, wahrſcheinlich von ſeinem langen Schnabel. Das Horn dieſes ſeltnen Meerfiſches iſt lang, gleich den Schwerdfiſchen; daher er auch Xiphias, Gladius, benennet wird; der untere Kinnbacken aber geht weiter hervor, als der obere. Klein zeichnet ihn auf der dritten Kupfertafel dieſes Miſſ. fig. 2. ſehr ſchön; davon wir an ſeinem Orte, Wurfſpieß, mit mehrerm handeln werden.

Bey

Bey dem deutſchen Geſner, S. 48. b. iſt er Acus prima Species, des Geſchlechts der Hornfiſche oder Meernadeln; bey dem Artedi ein Eſox, ſyn. p. 27. ſp. 2. und bey dem Linne', gen. 180. ſp. 6. Eſox Belone, die Müllerische Meernadel. ſ. unſern Artikel Hecht, und daſelbſt die ſechſte Linneiſche Gattung, Th. III. S. 728.

Unter die

Hornfiſche oder gehörnten Fiſche zählet Richter annoch folgende: 1) das Einhorn, Seeeinhorn, Vnicornu marinum; ſ. unſern Artikel Einhorn, Th. II. S. 511. 2) den Braſilianiſchen, Pira aca, Piexe Porco der Portugieſen; ſ. unter dem folgenden Artikel, die dritte Gattung der Linneiſch-Mülleriſchen Hornfiſche; 3) den gleichfalls Braſilianiſchen, Acara mucu, von welchem unſer Artikel, Th. I. S. 73. nachzuſehen; 4) den, in dem Indiſchen und Sineſiſchen Meere befindlichen Hornfiſch, Ican Setang, Teufelsfiſch, genannt, welcher vorn an dem Kopfe zwey ſpitzige, harte Hörner, ſo aber kaum zween Finger lang wären, habe. Wir ſetzen aus dem Chomel hinzu, daß dieſe Hornfiſche zwiſchen den Felſen und Klippen, ſo nahe bey den Japaniſchen Ufern liegen, gefangen würden; ſie wären ungefähr eine Hand breit und zween Finger lang; vorn an dem Kopfe hätten ſie zwey ſpitzige Hörner, mit welchen ſie ſich gegen die Gewalt anderer großer Fiſche vertheidigten, und mit dem Meerwolfe oder Seehechte in tödtlicher Feindſchaft lebten. Denn wenn ſie von jenem verſchlucket würden, ſo peinigten ſie ihn dermaßen mit ihren Hörnern im Leibe, daß, ſo er ſie nicht geſchwinde wieder ausſpye, er daran ſterben, und dieſes Hornfiſchlein in ihm erſticken müſſe. Die Indianiſchen Fiſcher nennen daſſelbe Ican Setang, d. i. Teufelsfiſch, und ziehen ihm die Haut ab, als wie den Fröſchen; das Fleiſch aber wäre hart und unverdaulich.

Wenn man, ſetzet Chomel hinzu, dem Berichte vieler Naturkündiger und Reiſebeſchreiber trauen darf, ſo giebt es dergleichen gehörnter Fiſche hin und wieder unterſchiedliche Gattungen in der See. Kircher gedenket einer Art gehörnter, vierfüßiger Fiſche, welche in der Provinz Qvangſi, auf dem Berge Hajang, in einem Waſſerloche gefunden worden, und welche niemand bey Lebensſtrafe tödten darf, weil die abergläubiſchen Sineſer glauben, daß ſie eine heilige Speiſe und Leckerbislein des Drachens wären. Und Caſpar Balbi ſaget in ſeiner Orientaliſchen Reiſebeſchreibung, daß er auf der Reiſe von Diu nach Chiavul, einen Fiſch geſehen habe, der ſo groß als ihr Schiff geweſen,

ſen, und am Kopfe zwey große Hörner gehabt habe.

Hornfiſche nennt Müller das 135ſte Geſchlecht des Ritters von Linne', Baliſtes, ſeiner ſchwim̃enden Amphibien, die mit einem einfachen Luftwerkzeuge begabet ſind, und denen eine einzige Bauchfloße, wie ein Kiel an dem kielförmigen Bauche liegt, (ſ. unſern Artikel Fiſch, Th. III. S. 70). Er nennt dieſes Fiſchgeſchlecht, von einem Kriegswerkzeuge der Alten, Mauerbrecher, Balliſta genannt, welches Stangen mit Widderköpfen waren, denen die Hörner dieſer Fiſche doch nicht ganz unähnlich. Das Kennzeichen derſelben ſollen ein plattgedruckter Kopf, in jedem Kiefer acht Zähne, oberhalb den Bruſtfloßen die in einem unbedeckten Ritze beſtehende Luftlöcher, ein gleichfalls gedruckter, mit einer harten, pergamentartigen Haut bedeckter, geſchuppter Körper, und in die Länge herab in der Mitten laufender, kielförmiger Bauch, ſeyn. Es werden in dieſem Geſchlechte folgende acht Arten aufgeführet.

1) das Einhorn, Baliſtes monoceros, das von dem Catesby pag. et tab. 19. beſchriebene und gezeichnete Einhorn, Vnicornis, Piſcis Bahamenſis, ſ. unſern Artikel Einhorn, Th. II. S. 522. und Kleins Maus-Bocksmaul Geſchlecht, Capriſcus 10. In den vom Linne' angeführten zwo Unterarten zählet man in den Rückenfloßen eine ſteife Finne, das ſo genannte Horn und ſechs bis ſieben und vierzig kleine ſtachlichte Finnen; in den Bauchfloßen dreyzehn bis vierzehn; in der Afterfloße funfzig, und in der Schwanzfloße zwölf, gleichſam kielförmige, Finnen; am Bauche ſoll eine kleine Floße ſitzen, die aber beym Catesby nicht ſichtbar.

2) Die Saubürſte, Baliſtes Hiſpidus, deſſen Körper rauh und nach dem Schwanze zu gleichſam mit Borſten beſetzet, daher ihn der Ritter hiſpidus, und Müller Saubürſte, nennt. Er hat am Kopfe zwiſchen den Augen ein etwas niederhängendes Horn oder Finne; die Floßen ſind überall zwiſchen ihren Rippen oder Finnen an der Wurzel durchlöchert; die Schnauze geht ziemlich ſpitzig zu, die einzige Finne, welche die Bauchfloße macht, iſt ſehr ſpitzig, und dabey an einer Seite gezähnelt; auf der Schwanzfloße befindet ſich ein runder, ſchwarzer Flecken. Es werden in der Rückenfloße eine ſteife und dreyßig andere, in den Bruſtfloßen vierzehn, in der Bauchfloße nur eine, in der Afterfloße neun und zwanzig, und in der Schwanzfloße zwölf, Finnen gezählet. Sein Vaterland iſt Carolina.

3) Der Zotenfiſch, Baliſtes Tomentoſus, der Monoceros des Cluſius, Pira aca des Marcgravs

gravs und Piexe Porco der Portugieſen. Seine Haut iſt, ſtatt der Schuppen, mit kleinen, kurzen, nach dem Schwanze zu gekehrten Stacheln beſetzet, zwiſchen welchen ſich kurze, biegſame Hervorragungen befinden, die ihn gleichſam rauh und wollicht machen, daher er den Beynamen Tomentoſus, Zotenfiſch, oder zottichter Fiſch, bekommen. Es ſchreibt ihm der Ritter zwey Hörner zu, und da er das Horn allezeit für die erſte Rückenfloße hält, ſo iſt zu merken, daß es eine ſchmale Floße auf dem Kopfe iſt, die nur eine lange und harte Finne hat, woran, bey dieſer Art, noch eine zwote ganz kurze Finne ſteht, die von andern Schriftſtellern überſehen iſt, ſo daß ihn andere Naturforſcher dennoch auch Einhornfiſch nennen. Die Mülleriſche Zeichnung, Th. III. Tab. VIII. fig. 1. iſt aus dem Seba, Tab. XXIV. fig. 18. nach einem drey Zoll langen Exemplare, desgleichen auch folgende Beſchreibung: der Körper iſt an den Seiten ſehr platt, in der Gegend der Afterfloße am breiteſten, und nach dem Maule zu ſchmal; das Maul raget wie eine Schnauze hervor, und iſt mit ziemlich großen, von den Lippen nicht bedeckten, Zähnen verſehen; die Augenringe ſind goldfarbig, der Augapfel aber ſchwarz; der Rücken iſt ſcharf. Ueber den Augen raget ein langer ſpitziger Stachel hervor, hinter welchem ſich eine Grube, vermuthlich zur Scheide, zeiget, um dieſe Finne darinnen niederzulegen und zu verbergen. Am Bauche befinden ſich kurze dicke Dornen. Zwiſchen den Augen und Bruſtfloßen ſind die Luftlöcher wie offene ſchmale Ritzen anzuſehen. Beſagtes Horn oder Stachel iſt nach hinten zu gezähnelt; die zwote oder eigentliche Rückenfloße hat neun und zwanzig, die Bruſtfloße zehn, die Afterfloße ſieben und zwanzig Finnen, und die Schwanzfloße iſt abgerundet. Das Vaterland iſt Amerika. Das Mülleriſche Exemplar iſt vier Zoll lang, und drey Zoll in der Seitenfläche breit, von bräunlicher Farbe, welches er unter dem Namen, Schweinefiſch, aus Curacao zugeſchickt erhalten. Er ſieht Ruyſchens Ican - Swangi, de Paarſche Speerviſch, Tab. I. fig. 18. Th. Animal. wie auch dem Capriſco 6. des Kleins, Miſſ. III. Tab. III. fig. 9. ziemlich ähnlich. ſ. des letztern Maus-Bocksmaul-Geſchlecht.

4) Der Pockenrücken, Baliſtes Papilloſus, von dem mit erhabenen Pocken oder Wärzchen beſetzten Rücken alſo benannt. Er führet ebenfalls das oft benannte Horn, oder die erſte Rückenfloße zweyſtrahlicht; und in der rechten Rückenfloße ſind neun und zwanzig, in den Bruſtfloßen

dreyzehn, in der Afterfloße ein und zwanzig, und in der Schwanzfloße zwölf Finnen zu zählen. Es iſt folglich keine Bauchfloße vorhanden, wenigſtens iſt keine beſchrieben worden; und wird er auch wohl ein Amerikaner ſeyn.

5) Der Warzenſchwanz, Baliſtes Verrucoſus, hat den Namen von einer dreyfachen Reihe Warzen an den Schwanzſeiten, an welchem ſich zugleich vier Reihen kurzer, zurückgebogener Stacheln, etwa fünf und zwanzig an der Zahl, finden, weswegen er auch von einigen, beſonders dem Gronov, für eine Nebenart der folgenden Gattung gehalten wird. Das ſo genannte Horn, oder die erſte Rückenfloße beſteht aus vier und zwanzig, die Bruſtfloße aus dreyzehn, die Afterfloße aus ein und zwanzig, und die Schwanzfloße aus zwölf Finnen; ſtatt der Bauchfloße aber iſt ein einziger, großer, dicker, warzichter Strahl vorhanden; und iſt er ein Indianer.

6) Der Stachelſchwanz, Baliſtes Aculeatus, ſieht zwar der vorigen Art ſehr gleich, unterſcheidet ſich aber doch durch die, an den Seiten des Schwanzes ſitzenden, zurückgebogenen und größern Stacheln. Die vom Ritter und Gronov beſchriebenen Gattungen haben in der erſten Rückenfloße, zwo bis drey, in der zwoten eigentlichen vier und zwanzig, in der Bruſtfloße dreyzehn, in der Afterfloße ein- bis zwey und zwanzig, in der Schwanzfloße zwölf, Finnen; die Bauchfloße iſt, wie bey der vorhergehenden Art, nur nicht ſo lang, aber glatt; und das ſo genannte Horn vorwärts gezähnelt. An Farbe ſind dieſe Fiſche gelblicht braun, mit blaßſchwarzen, von dem Rücken über die Seitenflächen, nach dem Bauche zu herunter laufenden, Bändern. Sie haben große, ſichtbare, von den Lippen, nicht bedeckte, Zähne, und kommen ebenfalls aus dem Indianiſchen Meere. Seba beſchreibt und zeichnet ihn Tab. XXIV. fig. 15.

7) Das alte Weib, Baliſtes Vetula, deſſen Benennung, nach Müllern, von dem einſchlagenden Unterkiefer hergenommen ſeyn ſoll, ſo daß das Maul gleichſam einen alten Weibermund vorſtelle, darum auch die Engländer dieſen Fiſch Old Wife, die Holländer, Oud Wyf, nennten, welches der Ritter mit der Benennung Vetula genehmiget habe; wiewohl er auch Papageyenſchnabel, oder auch Droßel, Holl. Lyſter, genannt werde, und bey den Braſilianern Guaperua heiße. Das Horn, oder die erſte Rückenfloße hat gleichfalls, wie die zwey vorhergehenden, drey Finnen, davon die erſte lang, die andern aber kleiner ſind. Die zwote Rückenfloße hat, bey den angeführten vier Unterarten,

artrn, ſieben und zwanzig bis dreyßig Fiñen, (davon aber die erſte einen ſehr langen, nach dem Schwanze zu krumm gebogenen ſpitzigen Stachel oder Hörnchen vorſtellet); die Bruſtfloße hat vierzehn bis ſechzehn; (davon die erſte Finne ebenfalls etwas länger, ſteifer und ſpitziger iſt); die in dieſer Art allezeit länglichte und gleichſam kielförmige Bauchfloße hat zwölf bis ſiebenzehn, und die Schwanzfloße zwölf Finnen, davon die mittlere ſehr kurz, die äußern aber ſehr lang ſind, (wie die erſte Rückenfinne) ſo daß die ganze Schwanzfloße einen halben Mond vorſtellet. (Daher die Zeichnung, Tab. VIII. fig. 2. mit den auswärts gebogenen äußerſten Finnen, von allen übrigen, beſonders den Maregrav- und Catesbyiſchen, Zeichnungen gänzlich, ſelbſt dieſer Beſchreibung zuwider, abgeht.) Die Augen ſind mit einem großen goldgelben Ringe eingefaſſet, und mit blauſtrahlichten Linien umgeben; über die röthlichten Backen laufen dergleichen blaulichte breitere Bänder, und die Haut iſt grau, (bräunlicht,) mit ſchiefen Vierecken geſchuppet; ſ. unſere vollſtändigere Beſchreibung unter dem Artikel Guaperva, Th. III. S. 551. u. f.) Es ſollen derſelben einige einen bis zween Schuh groß, und die Verſchiedenheiten derſelben bey der Inſel Aſcenſion, in Carolina, Südamerika, und großem Weltmeere, gefunden werden.

Wir müſſen hier folgende Erinnerungen machen: Es werden verſchiedene Fiſche, alte Weiber, Vetulae, genannt. Den gegenwärtigen Hornfiſch nennt der Ritter mit dem Osbeck, Iter. p. 294. Baliſtes Vetula, womit die Lexica übereinſtimmen: Old-Wife, Acus Piſcis, der Hornfiſch; welches Synonymum aber Artedi, ſyn. p. 82. unter ſeinem Baliſtes, 1. nicht anführet. Klein führet ihn in ſeinem Maus-Bocks-Maul-Geſchlechte, Capriſcus II. auf, nach unſerm nur angezogenen Artikel Guaperua, der bey dem Catesby, p. et tab. XXII. die Guaperua marina, oder Turdus oculo radicato, iſt. Sodann nennt bereits Rondelet eine Art Krammetsfiſche, Turdus 12. Vielle, Alt-Weib, welcher bey dem Artedi, ſyn. p. 56. der Labrus 9. iſt, der zugleich anmerket, daß er von den Engländern in Cornwall, the Wraſſe, or Old-Wife, genannt werde. Müller leget daher ſeiner Meerſchleye, dem Labrus Tinca, Linn. gen. 166. ſp. 21. gleichfalls dieſe Beynamen bey, wie aus unſerm Artikel, Droßelmaul des Kleins, Cicla 7. Th. II. S. 414. wo aber, ſtatt Meerſchlange, Meerſchleye zu leſen, mit mehrern zu erſehen. Noch werden nach Richtern, S. 653. alte Weiber bey Capo

Blanco an den afrikaniſchen Küſten und Sierra Leona, ein ſchuppichter, platter Fiſch, die größte Art von Stockfiſchen, da einer wohl zweyhundert Pfund und mehr wiegen ſoll, genannt; dem Bomare beytritt und namentlich hinzuſetzt, daß dieſer Aſellus. piſcis, von den Engländern Vieille femme, von den Franzoſen ſchlechtweg Vieille, den die Holländer mit mehrerm Rechte groſſe morrue nennen, genannt werde, den Klein unter ſeinen Pamucheln, Callarias 1. führet. ſ. unſern Artikel, Alt Weib, Th. I. S. 222. Freylich iſt es nicht recht, daß die Alten Weiber in der Naturgeſchichte, nach Müllers Ausdrucke, ſo oft herhalten, und ſich mit allerhand Thieren vergleichen laſſen müſſen, obgleich immer noch ein großer Unterſchied übrig bleibt, und die Einbildungskraft ſehr hoch getrieben werden muß, das ſo benannte Tertium Comparationis, einen Schatten einiger Aehnlichkeit, aufzufinden. Aber hat es nicht mit den Homonymien, da eine Benennung verſchiedenen Dingen beygeleget wird, eben dieſe ſo ſchädliche verwirrende Beſchaffenheit? und dennoch werden ſelbige auch von den neueſten Onomatopoiiſten, nicht vermieden, welches auch hier die zwey Turdi, oculo radiato, die Meerdroßeln, mit den ſtrahlichten Augen bey dem Catesby, p. et tab. XII. und XXII. beweiſen, die doch gar ſehr verſchieden ſind, und gar leicht, auch namentlich, unterſchieden werden können. ſ. unſern Artikel, Droßelmaul, Cicla II. des Kleins, Th. II. S. 414. und Guaperva, Kleins Capriſcus II. Th. III. S. 551.

8) Der Naſenrümpfer, Baliſtes Ringens. deſſen Benennung, nach unſerm Müller, von dem Zurückziehen der obern Lefze und der Naſe hergenommen ſeyn ſoll, wodurch die Zähne des obern Kiefers ſehr weit bloß ſtehen, welches an dieſem Fiſche mehr, als an allen andern, ſtatt habe, daher er auch von den Holländern Grynzert genannt werde. In der erſten Rückenfloße, die das Horn vorſtellet, werden, nach dem angeführten vier Unterarten, zwo und drey Finnen, in der zwoten acht und zwanzig bis vier und dreyßig, in den Bruſtfloßen zehn bis ſechzehn, in der Afterfloße fünf und zwanzig bis ein und dreyßig, in der Schwanzfloße zehn bis dreyzehn, Finnen gezählet. Von Bauchfloßen iſt nichts angemerket worden, außer daß Gronov in ſeinem Exemplare nur eine einſtrahlichte angiebt. Nach Müllern iſt, Tab. IX. fig. 1. ein hierzu gehöriger Fiſch zu ſehen, und folgendermaßen von ihm beſchrieben worden: die Zähne ſtehen bloß; die Haut an den Seiten des Kopfes iſt einigermaßen gefalten,

und über dem Körper bräunlicht, die Länge deſſelben etwas über ſechs Zoll. Die erſte Rückenfloße aber iſt nur einſtrahlicht, und dieſer Strahl dicke, fünfviertel Zoll lang, hinter ſich gebogen und ungezähnelt. Die zwote Rückenfloße hat an dieſem Exemplare fünf und dreyßig, die Bruſtfloßen jede vierzehn, die Afterfloße dreyßig, und die Schwanzfloße zwölf Finnen; wobey noch zu merken, daß die Finnen der Schwanzfloße breit und zackicht ſind, ſo daß der Schwanz einigermaßen wie ein ausgeſchlagener Fächer ausſieht. Unten am Bauche befindet ſich unter der Haut ein dickes, langes Bein, welches wohl drey Zoll lang iſt, und vom Maule bis nahe am Nabel ausläuft. Uebrigens iſt aus der Abbildung auch zu erſehen, wie platt der Körper an den Seiten iſt, welche Eigenſchaft alle Fiſche dieſes Geſchlechts haben; (und daß die Augen ſehr hoch am Kopfe, gleich unter dem Horne, und die zwote Rücken- und Afterfloße, einander ähnlich und gegen über ſtehen, auch der Fiſch nach der Länge bandiret iſt.) Sein Vaterland iſt um die Gegend der Inſel Aſcenſion.

Die meiſten dieſer Hornfiſche gehören zu dem Kleiniſchen Maus-Bocks-Maul Geſchlechte, Capriſcus, M. III. §. XVI. davon eilf Gattungen aufgeführt werden. ſ. Maus-Bocks-Maul.

Hornfiſch, Cathornfiſch der Engl. Machoran der Franz. Katzenfiſch, ſ. unſern Artikel, Baard-Mannetjes, Th. I. S. 466.

Horngire.

Hornfiſk, in Norwegen, ſ. unſern kurz vorherſtehenden Artikel

Hornharder.

Hornharder, in Schweden. Richter. Gehöret vermuthlich zu dem Geſchlechte der Harder, oder Harderer, davon unſer Artikel, Th. III. S. 656. nachzuſehen.

Horniß.

Crabro. Der Name Horniß, welchen Herr Friſch von dem Worte Horn ableitet, weil die Länge der Fühlhörner bey dieſem Inſecte mehr als den dritten Theil von der Länge des ganzen Körpers ausmachet, wird den größten Weſpen gegeben, die man in einigen Gegenden auch Hörlitzen zu nennen pfleget. Der Kopf iſt oben herum braungelb und die Augen ſchwarz. Zwiſchen denſelben befinden ſich drey, theils ſchwarze, theils braune Knöpfchen, welche wie Glas glänzen. Die Fühlhörner, deren Farbe bräunlicht iſt, beſtehen aus zween Theilen, wovon der kürzere auf einem ſchwarzen Knopfe neben der gelben Stirnplatte herausſteht. Der längere Theil der Fühlhörner iſt in

in zehen Glieder abgetheilet, wovon das erſte länger, als die übrigen iſt. Unter dem gelben Zangengebiſſe befindet ſich ein Saugſtachel wie bey den Bienen. Der Rücken iſt ſchwarz und hat eine braune Einfaſſung, der Hinterleib aber iſt theils ſchwarz, theils gelb, theils braun, welche drey Farben auch der Unterleib hat. Die Füße ſind mit zwo ſpitzigen Klauen verſehen, womit dieſe Inſecten ihre Beute zu halten pflegen. Der ganze Körper, deſſen Länge bisweilen über anderthalb Zoll beträgt, iſt mit kurzen Härchen beſetzet, zwiſchen denen ſich gemeiniglich weiße Läuſe aufhalten. Die Nahrung der Horniſſen, welche ihre Neſter in alten hohlen Bäumen anlegen, beſteht vornehmlich in allerhand Fliegen und Spinnen. Sie pflegen auch die Feuchtigkeiten der Bäume abzulecken und ſich auf das Aas zu ſetzen, woraus ſie kleine Stückchen abbeißen. Den Bienen ſind ſie überaus gefährliche Feinde und ſelbſt die Menſchen fürchten ſich vor ihrem Stiche, welcher ſehr ſchmerzhaft iſt. Die gemeinen Leute pflegen ſprichwortsweiſe zu ſagen, daß ſieben Horniſſen ein Pferd umbringen könnten.

Hornkirſche.

S. Cornelbaum.

Hornkraut.

Mausöhrlein. Ceraſtium L. Myoſotis Tourn. und Haller. Die Blume hat mit dem Vogelmeyer viel ähnliches, und zeiget fünf länglichte, ſpitzige Kelch- und fünf zweyſpaltige, ſtumpfe Blumenblätter, zehn, bey einigen Arten auch nur fünf, kurze Staubfäden, und fünf Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Das länglichte, gekrümmte, oder mehr kugelförmige, einfächerichte Saamenbehältniß öffnet ſich oberwärts mit fünf oder zehn Spitzen, und enthält viele rundliche Saamen. Hr. v. Linné hat ſechzehn Arten angeführet. Wenig ſind davon einheimiſch, und keine von einem beſondern Anſehn.

1) Rauchklebrichtes Hornkraut, raucher Hünerdarm, raucher Feldmeyer, kleines klebrichtes Ackervogelkraut, Ceraſtium viſcoſum, L. iſt auf Triften und Feldern häufig anzutreffen, und zeiget ſeine weißen Blümchen im Brachmonathe. Das ganze Pflänzchen iſt durchaus, auch der Kelch, mit Haaren beſetzet und klebricht anzufühlen. Stängel und Aeſte ſtehen aufgerichtet. Die einander gegen über geſtellten Blätter ſitzen platt auf, und ſind eyförmig. Die Kelch- und Blumenblätter haben faſt einerley Größe. Es ſcheint keinen Nutzen zu haben, wenigſtens laſſen die Schaafe ſolches unberühret ſtehen.

2) Das rauche kleinblümige Hornkraut, Nägeleingras, großes

ßes rauches Vogelkraut, Cera-ſtium vulgatum L. wächſt auch in graſichten Gegenden und in den Gärten häufig, iſt der vorigen Art ganz ähnlich, über und über rauch, aber nicht klebricht. Der Stängel wird gegen einen Fuß hoch, und die Aeſte ſtehen mehr ausgebreitet; es machet die Pflanze einen dichten Raſen. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet; die weißen Blumen erſcheinen im May. Kelch- und Blumenblätter haben faſt einerley Größe.

3) Das rauche großblümige Hornkraut, Ackerhornkraut, weiß Nägleingras, Steinbrechweiblein, falſcher weißer Steinbrech, Ceraſtium arvenſe L. wächſt und blühet faſt überall in den Frühlingsmonathen, unter dem Graſe. Die rauchen, in Gelenke abgetheilten Stängelchen liegen mit dem untern Theile auf der Erde, und ſtehen mit dem obern aufgerichtet. Die Blätter ſind etwas weich, ſchmal, länglicht, ſtumpf. Die Kelchblättchen ſind gleichfalls rauchlicht, gleichſam weiß eingefaſſet, die Blumenblätter tief eingeſchnitten, und viel größer als der Kelch, und die Staubfäden wechſelsweiſe lang und kurz. Die weißen Blümchen riechen angenehm, und geben etwas Stoff zu Wachs und Honig.

4) Das verwachſene Hornkraut, Ceraſtium perfoliatum L. hat, wie die übrigen Arten, eine fäſerichte, jährige Wurzel, und einen aufgerichteten, ohngefähr einen Fuß hohen Stängel, welchen die, einander gegenüber geſtellten, länglichten, ſtumpfen Blätter dergeſtalt umgeben, daß ſolche unter einander verwachſen ſcheinen. Die weißen Blumen ſind, in Betracht anderer Arten, groß. Die ganze Pflanze iſt blaulicht überzogen, wächſt im Morgenlande, und kann ohne Wartung aus den Saamen erzogen werden.

Hornkümmel.

Hypecoum Linn. Herr Planer hat Lappenblume, als einen neuen Geſchlechtsnamen, angenommen. Zwey kleine, eyförmig zugeſpitzte Kelchblättchen umgeben die vier Blumenblätter, davon die zwey äußerlichen breiter, und in drey ſtumpfe, ähnliche Lappen zerſchnitten, die zwey innerlich geſtellten bis zur Hälfte in drey mehr ungleiche Einſchnitte getheilet ſind. Die vier Staubfäden bedecket der mittelſte vertiefte Einſchnitt der innerlich geſtellten Blumenblätter. Der länglichte Fruchtkeim trägt zween kurze Griffel mit ſpitzigem Staubwege. Die Frucht iſt eine lange, krumme, und in Gelenke abgetheilte Schote, in jeder Abtheilung liegt ein rundlicher Saame. Herr von Linné erwähnet drey Arten.

1) Der aufrechtſtehende Hornkümmel, Hypecoum erectum Linn. Die zarte fäſerichte Wurzel treibt viele, blaulicht angelaufene, gefiederte, und in Aeſte abgetheilte Blätter, deren Blättchen verſchiedentlich eingeſchnitten ſind. Der Stängel iſt einen halben, auch ganzen Fuß hoch, größtentheils nackend, oberwärts mit paarweiſe geſtellten Blättern und Aeſtchen beſetzet. Die Blumen ſtehen einzeln auf ihren Stielen. Den äußerlichen Umfang der Blume machen vier Blättchen aus, davon zweye einander gegen über geſtellet, klein, ſchmal, ſpitzig, und durchaus grün, oder etwas weniges gelblicht ſind, die zwey andern aber, gleichfalls einander gegenüber geſtellten, ſind nicht allein einwärts, ſondern durchaus gelb, fangen ſchmal an, werden ſehr breit, und theilen ſich in drey faſt gleiche Lappen. Dieſe vier Blättchen, da ſie äußerlich in einen Cirkel ſtehen, rechnet Hr. von Haller zum Kelche, und nimmt nur zwey Blumenblätter an, welche zwiſchen jenen ſitzen, überall gelbe, kürzer und ſchmäler, und tiefer in Lappen zerſchnitten ſind; der mittlere Lappen iſt länger, als die beyden eyförmigen Seitenlappen, und ausgehöhlet, und bedecket anfangs die Staubbeutel, ſchlägt ſich aber nachher zurück. Zu derſelben Zeit hat dieſer Lappen an beyden Blättchen eine ziemliche Aehnlichkeit mit den Staubbeuteln ſelbſt, und vielleicht hat Hr. v. Linné ſolchen auch davor angenommen, da er in dieſer Art ſechs Staubfäden, vier lange und zween kurze beobachtet haben will. Die walzenförmigen langen Schoten ſtehen aufgerichtet, und ſind durch Querlinien abgetheilet.

2) Der geſtreckte Hornkümmel, großer Schotenkümmel, Hypecoum procumbens, wächſt in Languedoc und Spanien unter dem Getraide und hat mit der erſten Art viele Aehnlichkeit; der Stängel aber liegt größtentheils auf der Erde, die Blätter ſind breiter, die Blumen größer, die Schoten krummgebogen und an den Seiten zuſammengedrücket.

3) Der hangende Hornkümmel, Hypecoum pendulum L. hält in allen Theilen gleichſam das Mittel zwiſchen den beyden vorſtehenden Arten. Die Schoten hangen unterwärts und ſind walzenförmig. Wächſt in der Provence.

Alle drey Arten ſind ſchöne jährige Pflanzen und können bey uns auf dem Miſtbeete aus den Saamen ohne viele Wartung erzogen werden. Der Saame aber liegt öfters ein ganzes Jahr in der Erde, ehe er keimet.

Hornlerche.

Hornlerche, nach dem Müller, die

die dritte Gattung ſeiner Rotzfiſche, Blennius cornutus, Linn. gen. 155. ſ. Rotzfiſche.

Hornmohn.

Gehörnter oder ſtachlichter Mohn, Papauer corniculatum Rai. Glaucium Tourn. Herr v. Linne vereiniget dieſes Geſchlechte mit dem Schöllkraute. Beyde enthalten faſt in allen Theilen einen gelblichten Saft, kommen auch in Anſehung der Blume überein; da aber die Frucht verſchieden iſt, kann man füglich, wie auch Herr Ludwig und andere neuere gethan, ſolche von einander getrennet laſſen. Giebt die Frucht kein Unterſcheidungszeichen, warum trennet man den Mohn, deſſen Blume wenig oder gar nicht verſchieden iſt? Der Hornmohn hat zwey eyförmige, vertiefte, ſtumpfe, zeitig abfallende Kelch- und vier rundliche, große, ausgebreitete Blumenblätter; viele, unterwärts einigermaaßen verwachſene Staubfäden, und einen walzenförmigen Fruchtkeim mit einem köpfichten geſpaltenen Staubwege. Die lange, rauche, am Ende zweyſpaltige Schote öffnet ſich von unten aufwärts mit zwo Klappen, und zeiget der Länge nach eine Scheidewand, auf welcher die Saamen ſitzen. Beym Schöllkraute fehlet die Scheidewand, mithin iſt die Schote nur einfächericht.

1) Der gelbe Hornmohn, Chelidonium Glaucium Linn. treibt aus der fäſerichten Wurzel viele große, grau oder bläulicht angelaufene, und mit vielen Haaren beſetzte, der Quere nach, auf Art der gefiederten, in dichte, bey einander ſtehende, Lappen abgetheilte Blätter. Der glatte Stängel erſcheint im zweyten Frühjahre, wird etwan eine Elle hoch, und verbreitet ſich in viele Zweige, daran die Blätter wechſelweiſe platt aufſitzen, mit den vorragenden Lappen ſelbige umgeben, und nicht zerſchnitten, ſondern nur ausgebogen und eingekerbet ſind. Die Blumen erſcheinen im May, und es folgen einige Monathe über immer neue; ſie ſtehen einzeln auf ihrem Stiele. Die Blumenblätter ſind groß, ſchön gelb gefärbet und unterwärts geflecket. Einige haben dieſe Pflanze, welche in Virginien, Frankreich und der Schweiz an ſandigen Orten wächſt, für giftig, andere, und vornehmlich Tournefort, als ein Mittel wider den Stein ausgegeben. Sie ſcheint wegen der gelben Milch wirkſame Beſtandtheile zu enthalten, die wir aber zur Zeit nicht genugſam kennen. Vielleicht hat ſolche mit dem Schöllkraut einerley Eigenſchaften.

2) Der rothe Hornmohn, Glaucium flore phoeniceo. Chelidonium corniculatum L.

wächſt in Italien, Ungarn und Böhmen. Dieſe Pflanze iſt jährig, nicht grau, ſondern grün, und an allen Theilen, auch am Stängel, rauch; die fäſerichte Wurzel treibt keine Blätter, ſondern einen äſtigen, ausgebreiteten Stängel, an welchem die, der Quere nach in Lappen zerſchnittenen, Blätter wechſelsweiſe platt anſitzen. Die im Juni bis August einzeln zum Vorſchein kommenden Blumen haben röthliche große Blumenblätter.

3) Der blaulichte Hornmohn, unächtes Schöllkraut, Chelidonium hybridum L. wächſt im mittägigen Europa, und iſt jährig. Der glatte Stängel theilet ſich in viele Zweige; die Blätter ſind glatt, nach Art der gefiederten in gleichbreite Lappen zerſchnitten, und die Blumenviolen blau. Die Schote unterſcheidet ſich von den übrigen, indem ſelbige ſich in drey Klappen theilet.

Alle drey Arten zieht man im freyen Lande aus den Saamen; es erwachſen auch von den ausgefallenen Saamen von ſelbſt neue Stöcke. Sie erfodern keine Wartung.

Hornſaame.

Ceratocarpus Linn. iſt eine jährige Pflanze, ſo in den ſandigen Gegenden der Tartarey wächſt. An den Abtheilungen der Aeſte ſitzen drey männliche Blümchen bey einander, und an dem Winkel der ganz ſchmalen und ſpitzigen Blätter ein weibliches. Bey jenen iſt der Kelch in zween ſtumpfe, aufgerichtete Einſchnitte getheilet, und mit einem einzigen langen Staubfaden beſetzet; bey dieſen liegen an dem Fruchtkeime zwey Blättchen, und auf dieſem ſitzen zween Griffel, und daraus entſteht der zweyfach gehörnte Saamen, welcher von den angewachſenen, gleichfalls gehörnten Kelchblättchen genau umſchloſſen iſt.

Hornſchiefer.

S. Hornfelsſtein.

Hornſchlange.

Dieſer Name hat bey den neuern Naturforſchern eine etwas andere Bedeutung, als bey den ältern Schriftſtellern, welche dadurch Schlangen mit wirklichen Hörnern verſtehen, dergleichen es aber nirgends giebt. Die Nachrichten, welche man von ſolchen Schlangen hin und wieder antrifft, ſind durch die künſtlichen Betrügereyen der Araber veranlaſſet worden, die gewiſſen Schlangen auf dem Wirbel ein paar große Vogelklauen unter der Haut einzuſtecken wußten, welche darinnen feſt wuchſen, und dieſen Thieren das Anſehn gaben, als ob ſie natürliche Hörner hätten. Allein ob man gleich eigentlich keine

keine wirklich gehörnten Schlangen antrifft; ſo haben doch die neuern Schriftſteller den Namen beybehalten, und damit diejenigen Schlangen bezeichnet, welche wegen eines fleiſchichten Auswuchſes, oder wegen der Beſchaffenheit ihrer Zähne in der Ferne gehörnt zu ſeyn ſcheinen.

Erſtlich wird die, bereits im erſten Bande S. 272. beſchriebene Ammodytenſchlange, Coluber Ammodytes Linn. von einigen Schriftſtellern Hornſchlange oder gehörnte Schlange genannt, weil der auf dem Kopfe befindliche, fleiſchichte Auswuchs einigermaaßen die Geſtalt eines Horns hat, wie unter dem angeführten Artikel ſchon bemerket worden iſt.

Die andere Hornſchlange, Coluber caraſtes Linn. von welcher wir noch nicht zu reden Gelegenheit gehabt haben, führet an den obern Augenliedern einen ebenfalls weichen Auswuchs, in der Geſtalt zweyer kleinen Hörnchen, und hat, nach der Beſchreibung des Herrn von Linne', hundert und funfzig Bauchſchilde, und fünf und zwanzig, oder wie Herr Haſſelquiſt behauptet, funfzig Schwanzſchuppen. Ihre Länge beträgt drey bis vier Schuh, und ihre Dicke ohngefähr einen Zoll. Der Schwanz iſt klein; und nicht dicker als ein Federkiel. Sie wird übrigens unter die unſchädlichen Schlangen gerechnet, und in Egypten gefunden.

Die dritte Hornſchlange, Anguis caraſtes Linn. welche Hr. Müller, um ſie von der vorigen Art zu unterſcheiden, Hornträger nennet, hat dieſen Namen von zween langen Backzähnen erhalten, welche den obern Kiefer, worinnen ſie ſich befinden, durchbohren, und mit ihren vorwärts gekrümmten Spitzen, die in der Ferne wie Hörner ausſehen, oben außerhalb dem Kopfe hervorragen. Dieſe Schlange, deren Vaterland Egypten iſt, wo ſie unter dem arabiſchen Namen Harbaji bekannt ſeyn ſoll, hat übrigens, nach der Beſchreibung des Hrn. Haſſelquiſts, einen faſt dreyeckichten, kleinen, oberwärts ein wenig platten Kopf, ein ſtumpfes Maul, und kleine, runde, braune, mitten am Kopfe ſtehende Augen. Die Seiten des Kopfes laufen unter den Augen ſchief ab, und ragen hinterwärts hervor. Die Naſenlöcher ſind ſchief, und liegen über dem Maule gerade unter den Augen. Der obere Kiefer iſt etwas länger, als der untere, auch ſpitziger und etwas gerändelt. Unter der Zunge, welche dicke und kurz iſt, zeigen ſich zwo lange, biegſame und ſcharfe Borſten. An dem Bauche befinden ſich zweyhundert, an dem Schwanze aber funfzehn

Schuppen. Die ganze Schlange iſt nur drey Spannen lang, und nicht dicker als der kleine Finger. Der Kopf, deſſen Länge ohngefähr einen halben Zoll beträgt, iſt weiß und ſchwarz marmoriret; der Rücken hat ebenfalls eine ſchwärzliche Farbe und große weiße Flecken. Der Bauch iſt ganz weiß. Nach dem Zeugniſſe einiger Schriftſteller hat dieſe Schlange, welche ganz unſchädlich ſeyn ſoll, die Gewohnheit, ſich in den Sand zu verbergen, und blos ihre hörnerförmigen Zähne hervorzuſtrecken, um auf dieſe Art die herbeykommenden Vögel, von denen ſie ſich vorzüglich nähret, leicht zu fangen.

Hornſchlange. Dieſe Röhrenſchnecke, welche des Hrn. v. Linné Serpula lumbricalis iſt, erhält wegen ihrer Geſtalt auch andere Namen. Weil die Schale mit einem Spuhlwurme übereinkömmt, wird ſolche die Wurmſchlange, und weil ſie an der Spitze ſchneckenartig gewunden iſt, die Schnecken- oder nach holländiſcher Mundart, die Hornſchlange genannt. Diejenigen, welchen dieſe Schneckenwindung mangelt, heißt man die Lockenſchlange. Die Geſtalt der ſchlangenförmigen Windungen ſind ſehr verſchieden. Gemeiniglich aber iſt die Schale wie ein Korkzieher gewunden, ohngefähr von der Dicke eines Federkiels, weiß und gelb, oder auch braun. Der wurmförmige Inwohner iſt in verſchiedene Ringe abgetheilet, und ſtrecket ſich weit aus der Schale hervor. Der Aufenthalt iſt im Indianiſchen Meere.

Hornſchnabel.

Dieſen Namen giebt Herr Müller derjenigen Schlange, welche in dem Linnäiſchen Syſteme Boa hypnale genannt wird, weil der ganze Umfang des Mauls mit einem Saume umgeben iſt, welcher an Härte und Farbe dem Horne gleichet. Der Kopf dieſer Schlange, welche in Aſien, und vorzüglich in Siam gefunden wird, iſt viel dicker und breiter als der Körper. Der Bauch enthält, nach dem Herrn von Linné, hundert neun und ſiebenzig, der Schwanz aber hundert und zwanzig Schilde. Die Grundfarbe des ganzen Körpers iſt grau; der Rücken iſt mit gelben Flecken gezieret. Dieſes Thier iſt ganz unſchädlich, und hat keine Zähne. Seine Nahrung beſteht blos in Raupen, und andern weichen Inſecten.

Hornſchnecke.

Hornſchnecke iſt eine Spindel aus dem Geſchlechte der Stachelſchnecken, und wird auch vom Herrn Linné Murex corneus genannt. Die Schale iſt kaum einen

einen Finger lang, hornfärbig, weiß, auch braun, oder auf einem weißen Grunde braun geflammet, rauh, länglicht, hochgewunden, am Rande der Gewinde platt, an der Spitze mit Buckeln beſetzet, an der Mündung ungezähnelt, und mit einem aufwärts gebogenen Schwanze verſehen. Der Aufenthalt iſt die Nordſee, auch die Küſte von England und Frankreich; ſie wird auch, wie Herr Müller anführet, in den Gebirgen von Weſtgothland, von dem Meere entfernet, unter der Erde in einer aufgeworfenen Conchylienbank gefunden, und daſelbſt zum Kalchbrennen, um die Wege damit feſte zu machen, gebrauchet.

Hornſilber.

Luna cornea, Argentum corneum. Mit dieſem Namen beleget man ſowohl ein durch die Kunſt bereitetes Produkt, als auch eine gewiſſe Art Silbererz. Das durch die Kunſt bereitete Hornſilber erhält man, wenn man Silber in Scheidewaſſer auflöſet, alsdenn mit Salzſaurem niederſchlägt, den niedergefallenen weißen Kalch mit Waſſer abſüßet, endlich in einem Schmelztiegel ſchmelzet, und ſogleich ausgießt; da denn eine glänzende, bräunliche Maſſe erhalten wird, der man den Namen Hornſilber gegeben. Das natürliche Hornſilber haben wir unter dem Artikel Hornerz beſchrieben.

Hornſtein.

Lapis corneus. In Beſchreibung der Hornſteine ſind die Mineralogen ſehr verſchieden. Lehmann Mineral. S. 87. verſteht hierunter alle diejenigen Arten von feſten Steinen, welche im Bruche nicht glatt, ſondern mehr körnig ſind, mit dem Stahl Feuer ſchlagen, wenig oder gar nicht durchſichtig ſind, dennoch aber im Schleifen theils nur wenig, theils eine gute Politur annehmen. Er zählet zu ſelbigen 1) den Jaſpis und ſeine Arten; 2) den Porphir mit ſeinen Arten, nebſt dem Granit; 3) den Baſalt; 4) den ſchwarzen Horn, oder ſogenannten kürren Kobolt; 5) den Laſurſtein.

Vogel Mineralſyſt. S. 129. verſteht unter den Hornſteinen ſolche Steine, welche auswärts eine höckerichte rauhe Decke, inwendig aber einen feinen Kern haben, welcher meiſt glatt ausſieht, aus den feinſten unſichtlichen Theilen beſteht, und beym Zerſchlagen allezeit in halbküglichte, erhabene und eingedrückte Stücken zerſpringt. Er zählet zu ſelbigen 1) den gemeinen Hornſtein, welcher gemeiniglich Feuer- oder Flintenſtein genannt wird; 2) den Achat, wohin er zugleich den Chalcedon, den Carneol, den Sarder,

Sarder, den St. Stephansſtein, den Onyx, den Sardonyx, den Opal und den Jaſpachat rechnet.

Juſti Mineral. S. 214. machet von ſelbigem keine beſondere Claſſe oder Geſchlecht, ſondern rechnet den Hornſtein, nebſt vielen andern, unter die feuerbeſtändigen Steine, und verſteht unter ſelbigem einen Stein, welcher aus ungemein zarten Theilchen beſteht, von allerley Farben, am meiſten aber grau, bräunlich oder ſchwärzlich iſt, und mit dem Stahl Feuer ſchlägt. Er unterſcheidet aber denſelben von dem Feuer- oder Flintenſteine, welchen er für eine Art ſchlechten Chalcedon hält. Hingegen zählet er zu den Hornſteinen den Jaſpis, welchen er als einen feinen Hornſtein von bunten Farben beſchreibt.

Cronſtedt Mineral. S. 66. betrachtet den Hornſtein oder Bergkieſel unter den eigentlichen Kieſelarten, wohin er auch den gemeinen oder Feuerſtein rechnet.

Bey dem Wallerius Mineral. S. 126. iſt eine ganze Geſchlechtart unter dem Namen Felskieſel oder Felskies, Potrosilex, beſchrieben; unter deſſen Arten er zuerſt den Felskies oder Horngeſtein, Potrosilex opacus, anführet, und von demſelben ſaget, daß er flintenſteinhart, etwas körnicht und eine etwas ſchimmernde Felsart ſey, die doch feſt und eben genug zuſammengeſetzet ausſehe.

Aus dieſen hier angeführten Beſchreibungen verſchiedener Mineralogen wird demnach deutlich wahrzunehmen ſeyn, daß es nicht genug entſchieden ſey, welche Steinart eigentlich mit dem Namen des Hornſteins zu belegen. Wir halten dafür, daß der lateiniſche und deutſche Name ſich wohl für keine Steinart beſſer ſchicke, als für den bisher alſo genannten Feuer- oder Flintenſtein, welcher, ob er ſchon von einigen unter die Kieſelarten gerechnet worden, doch nicht ohne gewiſſe Bedingung unter ſelbige zu zählen iſt, indem die chymiſchen Verſuche ausweiſen, daß er ſich in einigen Stücken anders, als ein eigentlicher Kieſel verhalte. Da man nun eine gewiſſe Art graue, gelblichte oder ſchwarze Steine, welche entweder loß auf Feldern, oder in der Kreide gefunden werden, inwendig ganz dicht und glatt, wie ein Horn, ausſehen, dabey feſt und eben ſind, ihres Gebrauchs halber Feuer- oder Flintenſteine genennt hat, dieſer Name aber nicht ſchicklich genug iſt, außerdem aber der Name eines Kieſels denſelben auch nicht recht beygeleget werden kann, ſo halten wir dafür, daß der Name Hornſtein für dieſe Art Steine der bequemſte ſey; ob wir gleich hiermit noch nicht beſtimmen, ob dieſelben als eine ganz beſondere Geſchlechtsart anzunehmen, oder nur als eine beſondere

Art eines andern Geſchlechts zu betrachten ſind.

Hornungsblume.

S. Narciſſe und Schneeglöckchen.

Hornwall.

Ein würdiger Camerade des Grabwalls, der vom Olaus gemalten abentheuerlichen Wallfiſche, bey dem deutſchen Gesner, S. 90.

Hornzahn.

S. Meerzähnchen.

Horr.

Horr, den wir, (ſaget Pontoppidan, Norweg. Naturhiſt. Th. II. S. 223.) in Dännemark Horke nennen, iſt ein kleiner Fiſch, der ſich im ſüßen Waſſer auf hält, und den einige für etwas ſehr angenehmes halten. Allein, da er ſo viele Gräten hat, ſo iſt er ſehr mühſam zu ſpeiſen.

Hoſenband.

Strumpfband. Eine Art Nadelfiſche in Weſtindien. Richter. ſ. Röhr-Hohl-Schnauz, Solenoſtomus, 19. des Kleins der ihn Miſſ. IV. Tab. VI. fig. 1. zeichnet.

Hottentottenfiſch.

Hottentottenfiſch nennen die Europäer, nach dem Kolben, in den S. A. Reiſen, B. V. S. 205. einen Braßem oder Bradem, der den Capeſeen eigen iſt. Es giebt ihrer zwo Arten. Die erſte iſt runder, breiter und kürzer, als die andere; auf dem Rücken und an den Seiten ſchwärzlicht, am Kopfe aber dunkelpurpur. Des andern Farbe iſt dunkelblau geflecket. Er iſt ſieben bis acht Zoll lang, und wiegt ein Pfund. Beyde Arten nähren ſich vom Seegraſe, Kothe und Unflathe. Man fängt ſie ſelten mit dem Netze, außer bey ſchlimmen Wetter. Sie ſind geſund und wohlſchmeckend. Man kann drey oder vier um zween Pfennige kaufen.

Hottonie.

Dieſen Namen giebt Boerhaave, zum Andenken ſeines Vorfahren in dem Amte eines Kräuterlehrers, Peter Hotton, einem Pflanzengeſchlechte, welches aus zwo Arten beſteht. Die eine wächſt faſt überall in Europa, in Waſſergräben und Sümpfen, wir nennen ſolche

1) die wirtelförmige Hottonie, heißt auch Waſſerfenchel, Waſſerveilchen, Waſſerfeder, Waſſernelke, Millefolium oder Foeniculum aquaticum, Hottonia paluſtris Linn. Die zäſerichte Wurzel geht tief in den Schlamm, und trägt viele, flach ausgeſtreuete, auf dem Waſſer ſchwimmende, zart gefiederte Blätter, und einen nackenden Stängel, welcher am obern Theile mit einigen Blumenwirteln beſetzet iſt.

Der einblätterichte, in fünf ſchmale, aufgerichtete Einſchnitte getheilte Kelch umgiebt die Röhre des blaßröthlichten Blumenblattes, deſſen platter Rand in fünf länglichte, eingekerbte Lappen getheilet, und mit fünf kurzen Staubfäden beſetzet iſt. Der kurze Griffel trägt einen kugelförmigen Staubweg. Die gleichfalls kugelförmige Frucht ſitzt auf dem Kelche, zeiget innerlich einen beſondern Saamenhalter, und auf dieſem viele kugelrunde Saamen.

2) Die einzeln blühende Hottonie, Hottonia indica Linn. treibt einzelne Blumenſtiele aus dem Winkel der drey- oder vierſpaltigen Blätter. Dieſe Art iſt noch nicht gehörig unterſuchet worden, vielleicht gehöret ſie nicht zu dieſem Geſchlechte.

Houſtonie.

William Houſton, einem engliſchen Wundarzte, welcher aber auf ſeiner Reiſe nach Amerika viele neue Pflanzen entdecket, hat Herr Gronov dieſes Andenken gewidmet. Der Kelch iſt klein und viermal eingekerbet. Das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange Röhre, und einen vierfach zerſchnittenen Rand. Vier kurze Staubfäden ſitzen an der Röhre des Blumenblattes und der Griffel zeiget zween ſpitzige Staubwege. Das rundliche Saamenbehältniß ſcheint gleichſam doppelt zu ſeyn, hat zwey Fächer, und öffnet ſich mit zwo Klappen. In jedem Fache liegt ein Saame. Hr. v. Linné führet zwo Arten an, welche beyde in Virginien wachſen, die eine aber blaue, die andere purpurfärbige Blumen trägt. Sie ſind in unſern Gärten nicht vorgekommen.

Houtink.

Boops des Geſners, S. 33. b. und 34. ein Meerfiſch, davon er drey Geſchlechter beſchreibt und zeichnet, auch von dem erſten Geſchlechte noch eine ſchöne Abänderung, zu Venedig gezeichnet, Bocis imago Venetiis picta, beybringt. ſ. Meerbraßem, Synagris 7. des Kleins, und unſern Artikel: Boops, Th. I. S. 909.

Houtink, ein Spitznas, Sphyraena fluuiatilis, des Geſners, S. 177. In Antorff ſollen dieſer Fiſche viel gefangen werden, haben das Obermaul oder Naſen ſpitzig, lang, lind und ſchwarz, ſ. unſern Artikel, Forelle, no. 14. Th. III. S. 180. u. f.

Hozelbeere.

Hozelbeere wird von Hr. Planern Trophis Linn. genannt. Ein amerikaniſches Gewächſe, welches männliche und weibliche Blumen in abgeſonderten Stöcken trägt. Die erſten beſtehen aus vier Blumenblättern und vier

Staubfäden. Bey den letztern fehlet die Blumendecke gänzlich, und ſie beſtehn nur aus dem Fruchtkeime, mit einem zweyſpaltigen Griffel. Die Frucht iſt eine Beere, worinnen ein Saame liegt.

Hual = Fisk.

Hual = Fisk, auch Qual, wird in Dänemark und Norwegen der Wallfiſch, Balaena, genannt; ſ. Wallfiſche, Balaena, des Kleins.

Huanacus.

Der Name Huanacus oder Guanaco, wird einem amerikaniſchen vierfüßigen Thiere, nämlich dem wilden Lama, gegeben, wovon der Artikel Lama eine genauere Beſchreibung enthält.

Huas = Sild.

Sprattus, wird, nach dem Pontoppidan, Dän. Naturhiſt. S. 190. unſere Sprotte genannt; ſ. unſern Artikel, Hering, Th. III. S. 795. und 801.

Huch.

Huech, eine Art Forellen, Trutta piſcinaria, Huch, Hüch, des deutſchen Gesners, S. 174. ſ. unſern Artikel, Hauchforelle, Th. III. S. 682.

Huck auf die Magd.

S. Lilac.

Hudſonie.

Willh. Hudſon hat neuerlich ein Verzeichniß von denen, in England wachſenden, Pflanzen herausgegeben, und iſt dafür mit dieſer Pflanze beehret worden. Sie hat äußerlich im Wachsthume und den Blättern viel ähnliches mit dem Heidekraute; die Blume aber iſt ganz anders beſchaffen. Sie beſitzt keine Blumenblätter, ſondern nur einen fünfblätterichten, röhrenförmigen Kelch, ohngefähr funfzehn Staubfäden und einen Griffel. Die einfächerichte Frucht öffnet ſich mit drey Klappen und enthält drey Saamen.

Hudſons Mauerſchwalbe.

Eine Art großer Schwalben, die in der Hudſonsbay, und der dortigen Gegend, ſich aufhalten. Ihr Oberleib iſt tief purpurfarben, der Unterleib aſchgrau, der Schnabel dicker, als an unſern europäiſchen Schwalben; auch ſind ihre Füße und Zähen etwas länger. Edward hat ſie beſchrieben, und giebt ihr den Namen, große amerikaniſche Schwalbe.

Hüfte.

Coxa. Man verſteht hierunter diejenige äußerliche, etwas erhabene und hervorragende Gegend, welche ſich am Untertheile des Stammes, ſeitwärts dem Unterleibe wahrnehmen läßt, und welche von dem auswärtsſtehenden

Rande des obern Theils der ungenannten Beine herrühret.

Hüfen. S. Roſen.

Hüftknochen.
S. Ungenannte Beine.

Hühnerahr.

Hühnerahr, weißer, oder Hühnerweihe, Vultur albicans, iſt der kleinſte unter den Geyern. Kopf, Hals, und die untere Seite der Flügel weiß, der übrige Leib weißlicht, mit aſchgrauen eingeſprengten Flecken. Er heißt Hühnergeyer, weil er den Hühnern, beſonders den jungen, und den Tauben ſehr nachſtellet.

Hüneraugenbaum.
S. Kirſchbaum und zwar Traubenkirſche.

Hühnerbeere.
S. Hauswurzel.

Hühnerbiß.
S. Vogelmeyer.

Hühnerdarm.
S. Gauchheil, Hornkraut, Röhrenſchnecke und Vogelmeyer.

Hühnerfeder. S. Netzrolle.

Hühnerkohl. S. Quendel.

Hühnermilch.
S. Ackerzwiebel.

Hühnerſalbe.
S. Vogelmeyer.

Hühnerwicke. S. Lathyrus.

Hühnerwurzel, rothe.
S. Storchſchnabel.

Hüllmoos.

Flußmoos, Fontinalis L. Die Blüthe zeiget eine länglichte, am Rande gefranzte Büchſe, welche auf keinem merklichen Stiele ſteht, von verſchiedenen, auf einander liegenden, Blättchen umgeben, und mit einem zugeſpitzten Deckel, auch einer glatten, kegelförmigen Haube bedecket iſt. Die Herren von Haller und von Necker haben dieſes Geſchlechte mit dem Aſtmooſe vereiniget, und man findet auch zwiſchen beyden die größte Aehnlichkeit. Der Unterſchied beſteht nur darinne, daß die Büchſe bey dem Hüllmooſe platt anſitzet, bey dem Aſtmooſe aber auf einem Stielchen ruhet. Da aber die Arten des Aſtmooſes zahlreich ſind, will Herr Weiſe doch anrathen, beyde Geſchlechter beyzubehalten. S. deſſen Plant. Cryptogam. S. 260. Hr. v. Linné erwähnet vier Arten; wir nur eine. Nämlich

das große dreyblätterichte Hüllmoos, Fontinalis antipyretica Linn. Herr Dietrich und andere nennen dieſe Art nach dem lateiniſchen, Fieberflußmoos. Wir zweifeln aber, daß dieſer Moos bey den Fiebern ſich wirkſam bezeugen könne, obgleich die Dalekarlen

karlen ſolchen mit Nachbiere ko- chen, und dieſes zum Fußbade bey Bruſtfiebern gebrauchet haben. Es ſcheint vielmehr des Hrn. von Linne' Beyname auf einen andern Nutzen abzuzielen, indem man vorgiebt, als ob dieſer Moos, wenn man ihn zwiſchen ein Ca- min und bretterne Wand feſt ein- drücke, Feuer und Brand davon abhalte. Er wächſt in Flüſſen, Bächen und Brunnen. Die zar- ten, röthlichten, einen halben, auch ganzen Fuß langen, in viele Zweige abgetheilten Stängel ſchwimmen auf dem Waſſer, und ſind mit kleinen, ſpitzigen, völlig ganzen, faſt durchſichtigen Blät- tern in dreyfachen Reihen, aber abwechſelnder Ordnung locker be- decket. Die Büchſe ſteht ſeit- wärts am Blätterwinkel auf ei- nem kurzen Stielchen. Sie ſelbſt iſt eyförmig, am Rande mit hoch- rothen Haaren beſetzet und die Blühzeit gegen den Herbſt.

Hülſe, Hülſenfrüchte.

S. Früchte.

Hülſen. S. Stechpalme.

Hülſenbaum.

S. Animebaum.

Hülſtſtrauch.

S. Stechpalme.

Hüpfer.

Hüpfer wird von Müllern die ſiebente Gattung ſeiner Stachel- bärſche, Gaſteroſteus Saltatrix, Linn. gen. 169. genannt, wel- chem Klein unter ſeinen Hechten, die vierte Stelle angewieſen. ſ. unſern Artikel, Hecht, Lucius 4. Th. III. S. 723.

Hueque. S. Lama.

Hütten.

S. Schmelzhütten.

Hüttenrauch.

Dieſes Wort iſt ſchon ſeit etli- chen Jahrhunderten bekannt. Es iſt aber nicht recht beſtimmet, was die Alten eigentlich unter dieſem Worte verſtanden. Bey dem Agricola findet man daſſelbe un- ter dem Namen Pompholyx, bey andern unter dem Namen Nihil. Man kann mit einigem Grunde muthmaßen, daß ſie darunter ei- ne weiße oder weißgraue, mehlar- tige Subſtanz verſtanden, welche ſich in und bey den Ofenlöchern, wenn Meſſing und Glockenmetall oder ein Metall geſchmolzen wird, wo Zink oder Gallmey dabey iſt, anſetzet, und alſo nichts anders iſt, als was wir Zinkblumen nen- nen, die aber nicht rein ſind.

Andere nennen Hüttenrauch die- jenige Subſtanz, welche ſich bey Bearbeitung der Bergarten und Erze an den Wänden der Oefen und Roſtſtätte und den hierzu ge- machten Rauchſängen als ein wei- ßes oder graues Pulver anleget, welches giftig, und nichts anders als ein mehr und weniger unrei-

ner Arſenik iſt. Wir halten auch dafür, daß zu unſern Zeiten Hüttenrauch und Arſenik als gleichbedeutende Namen anzunehmen ſind.

Hufeiſen.

So wird eine überaus häßliche Fledermaus genannt, weil auf ihrem Geſichte eine Wulſt in der Geſtalt eines Hufeiſens um die Naſe und Oberlefze geht. Sie hat einen lichtgrauen Körper mit einer bräunlichten Schattirung, ſchwarze Flügel und auch ſchwarze, ſehr breite Ohren, deren Spitzen ein wenig nach außen zu gekrümmet ſind.

Hufeiſenkraut.

Ferrum equinum Tourn. Hippocrepis Linn. Ein Geſchlecht mit ſchmetterlingsförmigen Blumen. Die Frucht machet ſolches vor allen andern kenntlich, daher wir auch die Blume nicht genauer beſchreiben. Die platte, gekrümmte Hülſe beſteht aus vielen Stückchen, welche wie ein Hufeiſen geſtaltet, und unter einander der Länge nach verbunden ſind; die reife Frucht läßt ſich leichtlich in einzelne, einem Hufeiſen ähnliche, Stückchen zerbrechen, davon jedes einen halbmondförmigen Saamen enthält. Es ſind drey Arten bekannt.

1) das einhülſige Hufeiſenkraut, Hippocrepis uniſiliquoſa Linn. Dieſes kleine Kräutlein treibt aus der ſäſerichten Wurzel viele dünne, auf der Erde ſich ausbreitende Stängel und Zweige, welche mit geſiederten Blättern beſetzet ſind. Jedes Blatt beſteht aus vier, fünf bis ſieben Paar kleinen, ſchmalen, eyförmigen Blättchen, mit einem einzelnen am Ende. Die kleinen gelben Blümchen erſcheinen einzeln im Som̃er an dem Winkel der Blätter, und laſſen eine plattaufſitzende, aufgerichtete, nur an einem Rande ausgeſchweifte Hülſe zurück. Es wächſt in Italien und Spanien, iſt jährig, und kann im freyen Lande aus dem Saamen erzogen werden. Es ſoll ein Wundkraut, auch zu Stärkung des Magens und Eröffnung des Leibes nützlich ſeyn. Man hat hier nicht genugſame Erfahrungen.

2) Das vielhülſige Hufeiſenkraut, Hippocrepis multiſiliquoſa Linn. unterſcheidet ſich vornehmlich von der erſten Art dadurch, daß viele Blumen und Hülſen bey einander am Blätterwinkel auf langen Stielen ſtehen. Es hat mit dem vorigen gleichen Geburtsort, da es aber öfters länger, als ein Jahr ausdauert, erhält es das Anſehen eines Sträuchleins. Die Fortpflanzung geſchieht aus den Saamen.

3) Das büſchelförmige Hufeiſenkraut, Hippocrepis comoſa Linn. Die zäſerichte, dünne Wurzel iſt ſehr dauerhaft. Die langen, geſtreckten, holzichten Stän-

Stängel breiten ſich weit aus. Im May und Junius erſcheinen die gelben, wohlriechenden Blumenbüſchel an den Spitzen der Zweige. Die Hülſen ſind ſchmal, faſt bogenförmig gekrümmet, und an beyden Rändern ſchlangenförmig ausgeſchweifet. Es wächſt hin und wieder in Deutſchland auf ſteinichten Anhöhen. Es dienet den Schaafen zur Nahrung. Der falſche Ruf hat es bey Schatzgräbern merkwürdig gemachet, und auch daher den Namen Spring- oder Sprengwurzel erhalten.

Huffelen. S. Huflattig.

Hufkraut.

S. Roſe von Jericho.

Huflattig.

Unter dieſem Namen verſteht man zwar eigentlich das Pflanzengeſchlechte Tuſſilago Tourn. da aber dieſes und die Peſtilenzwurzel, Petaſites Tourn. nach allen neuern Schriftſtellern nur ein Geſchlecht ausmachen, haben wir auch dieſen Namen, wie Herr von Linne' Tuſſilago, zum Geſchlechtsnamen annehmen wollen, zumal die Blätter einige Aehnlichkeit mit einem Pferdehufe haben. Hr. v. Haller behält Petaſites. Die Blume iſt aus der Zahl der zuſam̃engeſetzten. Der gemeinſchaftliche, walzenförmige Kelch beſteht aus vielen, gleichbreiten, gleichſam verwachſenen, auch mehr über einander liegenden Schuppen. Die Blümchen ſind in allen Arten nicht einerley. Gemeiniglich ſtehen Zwitter- und weibliche bey einander. Die Zwitterblümchen ſind jederzeit trichterförmig, und fünf- auch nur viermal eingekerbet und enthalten einen verwachſenen Staubbeutel und Griffel mit etwas dickern Staubwege. Um dieſe ſtehen gemeiniglich einige weibliche Blümchen, die entweder ein ſchmales, völlig ganzes, zungenförmiges Blumenblatt zeigen, oder ganz nackend ſind. Allemal iſt ihr Griffel mit einem doppelten Staubwege geendiget. Alle Blümchen laſſen einen länglichten, gedruckten, und mit einer geſtielten Haarkrone beſetzten Saamen zurück, welche auf dem nackenden Blumenbette ſitzen, und von dem unveränderten Kelche umſchloſſen werden. Herr von Linne' erwähnet unter dieſem Geſchlechte zehn Arten. Wir bemerken davon

1) den großblätterichten Huflattig, Roßpappel, Peſtilenzwurzel, Kraftwurzel, Neunkraft, Schweißwurzel, deutſcher Coſtus, Petaſites officin. Tuſſilago Petaſites Linn. wächſt in einem guten feuchten Wieſengrunde um die Gräben, Mühlen und Quellen häufig. Die ſtarke, aber kriechende, und ſich weit ausbreitende, dauernde Wurzel treibt zeitig im März röthlichte Stängel, ſo einen

nen halben Fuß hoch, mit vielen kleinen, ſchmalen, röthlichten Schuppen, einem wollichten Weſen, und oberwärts mit einem eyförmigen, dichten Blumenſtrauße beſetzet ſind. Die Stiele ſind kurz, und jeder trägt gemeiniglich nur eine Blume. Die Blüthe dauert bis in den April. Zwiſchen den purpurfärbigen Zwitterblümchen ſtehen zwey oder drey nackende, weibliche; daher man gemeiniglich ſolche ganz überſehen, und lauter Zwitterblümchen angenommen hat. Nach dem Blüthſtängel kommen die Blätter aus der Wurzel zum Vorſcheine. Dieſe ſind ſehr groß und breit, dunkelgrün, rundlich oder mehr herzförmig, am Rande eingekerbet, unterwärts etwas wollicht, und ruhen auf langen, dicken Stielen.

Die Wurzel wird in der Arzneykunſt gebrauchet. Sie beſitzt einen ſcharfen, gewürzhaften, bitterlichen Geſchmack, und eine zertheilende und eröffnende Kraft. Sie wurde ehedem in bösartigen Fiebern, Pocken, und bey Verſtopfung der monathlichen Reinigung häufig gebrauchet, und daraus mit Waſſer oder Wein ein Trank bereitet. Bey der Engbrüſtigkeit und hartnäckigen Huſten hat ſolche Herr Buchwald, und wider das böſe Weſen Herr von Swieten empfohlen. Man ſoll zwey Loth in einer halben Kanne Honigwaſſer weichen, und täglich davon früh nüchtern, aber viele Wochen hinter einander etliche Löffel voll trinken laſſen. Man hat auch das Pulver derſelben als ein Wurmmittel empfohlen, und die Blätter zu Reinigung der Geſchwüre aufgeleget. Aus den gekochten Wurzeln einen Umſchlag bereitet, und dieſen auf die Peſt- und andere Beulen geleget, wird die Erweichung kräftig befördern. In der Vieharzneykunſt iſt die Wurzel auch ſtark im Gebrauche. Da man aber aus den Apotheken gemeiniglich holzichte und von Würmern durchfreſſene erhält, und davon keinen Nutzen erlanget, iſt ihr Gebrauch faſt gänzlich abgekommen. Man kann aber leicht friſche Wurzeln ſammlen, und ſoll dieſe im Herbſte und Frühjahre noch vor der Blüthe ausgraben. Die Blumen, welche einen Ambrageruch haben, ſind den Bienen, wegen des Honigs und Wachſes, ſehr zuträglich. Herr Gleditſch hat bemerket, daß ſie in den erſten Tagen des Märzes, wenn außer der Haſelſtaude noch gar nichts blühet, das abgefallene Laub mit großer Begierde aufreißen und wegzuräumen ſuchen, um den erſten Blumen dieſer Pflanze Luft zu machen, daß man ſie ſogar zwiſchen den dürren Blättern darauf finden kann. So nützlich aber dieſes Gewächſe iſt, ſo ſchädlich wird es in den niedrigen und feuchten Gärten und daran ſtoßenden

ßenden Wieſen ſeyn, da die groſ-ßen Blätter alles Gras vertilgen und die kriechende Wurzel faſt nicht auszurotten iſt. Die friſch zerſchnittenen Blätter ſoll das Vieh nicht liegen laſſen.

2) Der großblätterichte Huflattig mit geſtielten Blumen, Tuſſilago hybrida Linn. Iſt der vorigen Art faſt ähnlich; der Blumenſtrauß aber mehr länglicht und lockerer. Die Blumenſtiele ſind viel länger, und in Zweige verbreitet. Die Blumen hängen unterwärts, ſind ganz klein und ſehen zu jeder Zeit grau und haaricht aus, indem die Haarkrone des Fruchtkeims länger als der Kelch iſt, und nur wenige Zwitter, aber viele, faſt nackende, weibliche Blümchen zugegen ſind. Man findet ſolche ebenfalls in Deutſchland auf feuchten Wieſen und beſitzt gleiche Kräfte.

3) Der weiße Huflattig, Tuſſilago alba Linn. iſt gleichfalls mit der erſten Art nahe verwandt. Die Blätter ſind mehr nierenförmig, eckicht, oberwärts hellgrün und unterwärts mit einer weißen Wolle bedecket. Die Blume iſt mehr weißlicht oder blaßgelblicht, und bey den vielen Zwitterblümchen ſtehen wenige nackende weibliche. Dieſer iſt zwar bey uns nicht einheimiſch, wächſt aber in vielen Ländern Europens, und kann ohne Wartung im Garten unterhalten werden.

4) Der filzichte Huflattig, Cacalia tomentoſa. Tuſſ. frigida Linn. wächſt auf den Alpen in der Schweiz und Steyermark. Die Wurzelblätter ſind faſt dreyeckicht, oder herzförmig, oberwärts dunkelgrün, und etwas wollicht, unterwärts aber mit einem dichten, weißen, filzichten Gewebe bedecket, und am Rande ſcharf eingekerbet. Der Stängel iſt niedrig, aber mit großen Schuppen beſetzet. Die Blumenähre beſteht aus wenig Blumen, und dieſe ſind jederzeit aufwärts gerichtet, und die Griffel oder Staubwege ragen weit vor, die weiblichen Blümchen ſtellen mit ihren Blumenblättern einen vorragenden Rand vor.

5) Der einblättrichte rothe Huflattig, der kleine rundblättrichte Alpenhuflattig, Tuſſilago alpina Linn. eine niedrige, immergrünende Pflanze, auf den Alpen der Schweiz, in Böhmen und Sibirien, mit nierenförmigen oder runden, ſteifen, glatten, eingekerbten, dunkelgrünen, unterwärts weißgrauen, wollichten Blättern, und einer zarten kriechenden Wurzel. Im Frühlinge kommt ein niedriger, faſt nackender Stängel, mit einer einzeln rothen Blume zum Vorſchein. Die weiblichen, am Rande geſtellten Blümchen haben ein kleines zweyſpaltiges Blumenblatt.

6) Der einblümige gelbe Huflattig, Brandlattich, Roßhub, Eſelshuf, Haberlattich, Merzenblume, Huſtenwurzel, Eyterzeihen, Ohmblätter, Hufſelen, Brandletſchen, Quirinuskraut, Farfara offic. Tuſſilago farfara Linn. wächſt häufig in naßkalten, leimichten Boden, in Feldern und um die Feldgräben. Die lange, dünne, kriechende Wurzel, treibt viele kleine, wollichte, ohngefähr einer Spannen hohe, mit vielen Schuppen beſetzte Stängel, welche ſich mit einer gelben Blumen endigen. Die Kelchſchuppen machen nur eine Reihe aus, und ſcheinen unter einander verwachſen zu ſeyn, an deren Boden noch einige andere anſitzen. Die Randblümchen ſind zungenförmig, groß, und zahlreich. Nach dem Blumenſtängel kommen die Blätter zum Vorſchein; dieſe ſind groß, breit, herzförmig, oder einem Hufeiſen ähnlich, und eckicht, eingekerbet, oberwärts grün, unterwärts weißwollicht. Die Blüthzeit iſt der März. Die Blätter und Blumen wurden ehedem in der Arzneykunſt häufig gebrauchet. Die erſtern ſind bitter, klebricht, und etwas zuſammenziehend, und wurden vorzüglich bey Lungenkrankheiten, die Schärfe zu lindern, die Geſchwüre zu reinigen, und den Auswurf zu befördern, angerathen. Man ließ die Blätter als einen Taback rauchen, oder ſolche zu Pulver reiben, mit Schwefelblumen und Agtſtein vermiſchen, und innerlich gebrauchen. Der daraus bereitete Syrup, Looch de Farfara, wurde in gleichen Fällen gerühmet. Der Saft von der Pflanze, wenn ſolcher häufig getrunken wird, ſoll wider den Stein dienlich ſeyn. Man hielt ſolches auch für ein Wundmittel. Die geſtoßenen Blätter als ein Umſchlag auf die Entzündungen geleget, lindert und zertheilet ſelbige. Sennert verſichert, daß der aus den Blumen mit Wein bereitete Trank, wenn überdies etwas Myrrhen, Maſtix und Silberglätte beygemiſchet wird, bey den Geſchwüren der Waſſerſüchtigen nützlich ſey. Die Beſtandtheile der Wurzel hat Herr Carthäuſer mit dem Löwenzahn verglichen. An den Wurzeln findet ſich im Anfange des Winters eine lichtblaue Wolle, welche von allem Unrathe gereiniget, in Lauge geſotten, und an der Sonne wieder getrocknet, einen guten Zunder abgiebt, welcher leicht Feuer fängt, wie ſchon Scaliger angemerket.

7) Der einblümige verſchloſſene Huflattig. Herr Sigesbeck hat dieſe Pflanze, ſo aus Sibirien abſtammet, im Petersburger Garten zuerſt beobachtet, und behauptet, daß in allen Blümchen die fünf Staubfäden und Staub-

beutel

beutel mangelten, dem ungeachtet aber reifen Saamen nach ſich ließen, daher ihr auch den Namen Anandria gegeben, und ſelbige als ein Beyſpiel wider die Lehre von der Befruchtung der Blumen angeführet. Es hat auch Herr von Linné ſelbige zuerſt als ein beſonderes Geſchlecht angenommen, nachher aber mit dem Huflattig vereiniget. Sie iſt demnach Tuſſilago anandria Linn. Die Wurzel iſt dauerhaft, kriecht aber nicht in der Erde hin; ſie treibt eyförmige, zart eingekerbte, und an beyden Flächen grüne Blätter. Vor dieſen erſcheint der, mit Schuppen beſetzte, und mit einer Blume geendigte Stängel. Wenn die Pflanze im freyen Lande wächſt, iſt der ſchuppichte Kelch geſchloſſen, bleibt auch alſo, und öffnet ſich gar nicht; daher man ſolchen faſt mit den Feigen vergleichen könnte. Wenn aber der Stock in einem Topfe ſteht, und der Sonne mehr ausgeſetzet wird, öffnet ſich der Kelch und zeiget ſeine geſtralte Blume. Die Staubbeutel bey den Zwitterblumen ſind ſehr klein, können aber doch noch bemerket werden, und Herr Siegesbeck hat unrecht, wenn er derſelben Gegenwart geläugnet.

Hugofiſch.

Hugofiſch, oder Frater Hugo, ſoll nach dem Richter, eine Art Fiſche in Südamerika ſeyn, die den Truſchen gleiche, und den Namen von einem Römiſchen Miſſionario dieſes Namens bekommen haben. Jonſton, und Ruyſch mit ihm zeichnen dieſen Fiſch auf der Tab. XC. n. 5. 9. mit des Namens Ueberſchrift, gedenken aber deſſelben außerdem mit keinem Worte.

Hugonie.

Ob dieſes Pflanzengeſchlecht Hr. Anton von Hugo, welcher von den verſchiedenen Lehrarten in der Kräuterkunde geſchrieben, oder vielmehr Joh. Auguſt von Hugo, welcher in Italien, und auf dem Harz geſammelte Pflanzen Herr von Hallern mitgetheilet, zum Andenken alſo genennet worden, wollen wir nicht unterſuchen. Beyde machen billig gleichen Anſpruch daran. Dieſer Baum wächſt in Oſtindien. Die Aeſte ſind mit holzichten, hackenförmigen, gekrümmten Stacheln verſehen, und dieſe ſollen einem Knebelbarte ähnlich ſeyn, daher auch Herr Dietrich dieſes Geſchlecht Knebelbart genennet. Die Blume zeiget fünf eyförmige Kelch- und fünf rundliche große Blumenblätter, zehn kürzere, in einen Bündel verwachſene Staubfäden, und fünf Griffel. Die Steinfrucht enthält eine geſtreifte Nuß.

Huhn.

Gallus gallinaceus, gallina, ein Namen, der im gemeinen Leben gewöhnlichermaaßen das zahme Hühnergeſchlecht andeutet, davon bereits oben, im Artikel Hahn, das nöthige angeführet iſt, worauf der Leſer verwieſen wird. Daſelbſt findet er auch die Arten der Hühner angezeiget.

Huidfiſh.

Huidfiſh, ſonſt auch Snibbel, Schnäbel, wird in Dänemark, nach dem Pontoppidan, Salmo Oxyrinchus, Linn. gen. 178. ſp. 18. Trutta edentula, 3. des Kleins, genannt; ſ. unſern Artikel, Forelle, Th. III. S. 180.

Huidling.

Huidling, auch Huilling und Quitling, Aſellus candidus, Wittling, wegen ſeines weißlichten Rückens, ein mäßiger Fiſch, der länglicht vom Leibe iſt, und inſonderheit ſcharfe Zähne hat. Sein Fleiſch iſt fein und weich, und wird mit Luſt geſpeiſet. Er hält ſich auf moderichtem Grunde auf, und wird mit der Angel gefiſchet. Pontoppid. Nach dem Anderſon wird er bey den Hilgelandern Gaatjens genannt, iſt dem Schelfiſch ähnlicher als dem Kabbelau; will aber ſo wenig als der Schelfiſch, zum tüchtigen Flack- und Hängfiſch dienen, und unter ächte Kaufmannswaare, ohne wo man deren etwan nicht genug haben kann, nicht mitgenommen werden. Als etwas ganz ſonderbares führet er aus der angeblichen Erfahrung des Deny, Deſcript. de l'Amer. Septentr. Vol. II. p. 181. gleichſam im Vorbeygehen, mit an, daß dieſer gefräßige Fiſch den beſondern Vortheil, den ſich vielleicht mancher wollüſtiger Vielfraß wünſchen möchte, von der Natur habe, daß, wenn er, nach ſeiner unvorſichtigen Schlingſucht, ein Stück Holz, oder ſonſt etwas unverdauliches, eingeſchlucket habe, er ſeinen Magen herausbrechen, vor dem Maule umkehren, und ausleeren, hernachmals aber, wenn er ihn im Meerwaſſer wohl ausgeſpület, wieder einziehen, und an behörigen Ort und Stelle wieder bringen könne. Wohin er aber indeſſen ſeinen Cranz von Angehängen, an dem untern Magenmunde, thue, iſt doch nicht mit bemerket worden; mithin wird dieſes ſonderbare mit unter die Seltenheiten der Fiſcher und Schiffer zu rechnen bleiben. Bey dem Artedi, ſyn. p. 34. iſt er die erſte Art des Gadus, Schwed. Hwitling, Engl. a Whiting, genannt; beym Linné Gadus Merlangus, gen. 154. ſp. 8. der Mülleriſche Wittling ſeiner Cabeljaue; und beym Klein ein ungebärteter Pamuchel, Callari-

as imberbis ſp. 3. der ihn auch Miſſ. V. Tab. III. fig. 2. zeichnet, und uns unter dem Artikel Pamuchel, Gelegenheit machen wird, von ſeinem Charakter noch etwas beyzubringen.

Hummel.

Die Hummeln, welche ihren Namen von dem Laut bekommen haben, den ſie im Fliegen zu machen pflegen, werden von dem Ritter von Linné, und von vielen andern Naturforſchern, unter das Geſchlecht der Bienen gerechnet, mit denen ſie nicht nur in der Geſtalt, ſondern auch in der Lebensart, eine große Aehnlichkeit haben. Sie ſind aber größer, breiter und dickleibiger, als die Bienen, haben mehrentheils einen ſehr rauchhaarichten Körper, und machen ein viel ſtärkeres Geſumſe, als die Bienen. Sie leben in Geſellſchaft wie die Bienen, aber nicht in ſo großer Menge; denn ſelten trifft man mehr als funfzig oder hundert Hummeln bey einander an. Sie machen ihre Neſter in der Erde, oder wenigſtens nahe bey der Erde, unter dem Graſe und Moos; daher ihnen Herr Friſch den Namen Erdbienen beygeleget hat. Dieſe Neſter aber beſtehen nicht aus Wachs, ſondern aus einer, dem grauen Papier ähnlichen Materie, welche die Hummeln aus Pflanzfaſern, und feinen Holztheilchen zuſammenſetzen, und mit einem, ihnen eigenen, klebrichten Safte zuſammenleimen. Die daraus bereiteten Zellen pflegen ſie mit Baumblättern, Moos oder Stroh wider die Feuchtigkeit zu verwahren. Es giebt unter dieſen Inſecten, wie unter den Bienen, außer den männlichen und weichlichen Hummeln auch ſolche, welche kein Geſchlecht haben. Auch ihre Bruth und Verwandelung kömmt mit der Bruth und der Verwandelung der Bienen ziemlich überein; daher wir uns in keine Beſchreibung derſelben einlaſſen wollen. Sie leben ebenfalls von dem Safte der Blumen und Kräuter, und tragen für ſich und ihre Jungen Honig ein, den ſie aber nicht allemal aus den Blumen ſelbſt ſammlen, ſondern auch oft den Bienen rauben. Herr Friſch behauptet, der Honig von einigen Hummeln ſey ſo wohlſchmeckend und ſüße, daß er den gemeinen Bienenhonig weit übertreffe, und dieſes Urtheil können wir aus eigner Erfahrung beſtätigen.

Der Ritter von Linné führet achtzehn Arten von Hummeln an, die ſich theils in Anſehung der Größe, theils in Anſehung der Farbe von einander unterſcheiden. Die größten unter den europäiſchen Arten ſind ohngefähr einen Zoll lang, und einen halben Zoll breit. Diejenigen, welche man

man am häufigſten antrifft, ſind ſchwarz und gelb, und haben einen weißlichen oder rothen After. Man findet auch ſolche, die einen bräunlichen oder bleichrothen Körper haben.

Von denjenigen Hummeln, welche für jedes Ey künſtliche, wie Büchſen geſtaltete Futterale aus Blättern verfertigen, iſt bereits im erſten Theil dieſes Werkes S. 1029. unter dem Artikel Büchſenhummel gehandelt worden.

Hummel, Seehummel, Amphiſilen, eine Art Nadelfiſche, des Kleins. Richter. ſ. unſern Artikel, Amphiſilen, Th. I. S. 280.

Hummer.

Cancer gammarus Linn. So heißen die großen Seekrebſe, welche oft eine Länge von zween Schuh und drüber haben, und etliche Pfund wiegen, ſonſt aber in Anſehung der Geſtalt, mit unſern gemeinen Flußkrebſen übereinkommen. S. Krebs.

Hummern.

Eine Art kleiner Fiſche in dem Fluſſe Kima, ſo Waſſerjungfern zu nennen; ſ. unſern Artikel, Camaronen, Th. II. S. 19.

Hund.

Canis. Dieſes bekannte Thier ſteht in dem Linnäiſchen Syſteme in der dritten Ordnung, nämlich unter den Raubthieren, beym Klein aber in der vierten Familie der zwoten Ordnung, nämlich unter den fünfzehigen Thieren, weil die Vorderfüße fünf Zehen haben, obgleich die Hinterfüße nur in vier Zehen abgetheilet ſind. Sowohl in dem obern als auch untern Kiefer befinden ſich ſechs ſcharfe Schneidezähne und zween einzeln ſtehende, gekrümmte Hundszähne. Der obere Kinnbacken enthält gemeiniglich vierzehn und der untere nur zwölf Backenzähne, ſo daß ſich die Zahl aller Zähne auf zwey und vierzig erſtrecket; doch findet man dieſe Anzahl nicht bey allen Hunden, weil einige weniger Backenzähne haben. Der Schwanz iſt linker Hand in die Höhe geſchlagen, wodurch ſich der eigentliche Hund von dem Wolfe, der Hyäne, dem Fuchſe und den übrigen Thieren unterſcheidet, welche von dem Ritter Linné und von einigen andern Naturforſchern auch unter das Hundegeſchlecht gerechnet werden. Unter allen übrigen vierfüßigen Thieren, wenn man die Affen ausnimmt, giebt es nicht ſo viel Verſchiedenheiten als bey den Hunden, weil dieſe Thiere, wenn ſie das Clima, oder ihre Lebensart verändern, weit leichter, als andere ausarten, ſo daß es itzt eine überaus ſchwere, ja unmögliche

Sache iſt, mit Gewißheit zu beſtimmen, welche Hunde man für urſprüngliche Arten zu halten habe und ob es überhaupt mehr, als eine urſprüngliche Art gebe. In dem Linnäiſchen Syſteme werden von den Hunden folgende Claſſen angeführet.

1) Der Haushund, oder Bauerhund, Canis domeſticus, welcher an Größe dem Fuchſe gleich kömmt, hat gerade in die Höhe ſtehende Ohren und einen unterwärts wollichten Schwanz.

2) Der Jagdhund, Canis ſagax, welcher auch Spürhund heißt, weil er den ſtärkſten Geruch hat, unterſcheidet ſich von dem Haushunde durch herunterhängende Ohren, durch einen weniger gerollten Schwanz und durch die am Hinterſchenkel befindliche falſche Zehe.

3) Der Windhund, Canis graius, ſonſt auch Windſpiel genannt, hat eine ſchmale Schnauze, einen hohen Rücken, einen engen Bauch, dünne Füße und einen glatten Schwanz. Er iſt beynahe ſo groß, wie ein Wolf, kann ſehr ſchnell laufen und daher gut zur Jagd gebrauchet werden.

4) Der Bullenbeißer oder Wachthund, Canis Moloſſus, hat tief herunter hängende Backen, ſtarke Muſkeln und Schenkel und iſt größer als ein Wolf. Wegen ſeiner Stärke und Wachſamkeit wird er zu Beſchützung der Heerden und Packgüter gebrauchet. Wenn er frey herumläuft, iſt er nicht ſo fürchterlich, als wenn er an der Kette liegt.

5) Der Pudel, Canis aquaticus, hat lange, gekräuſelte Haare, und geht gern ins Waſſer, um die hineingeworfenen Sachen zu hohlen, wodurch die Linnäiſche Benennung veranlaßt worden iſt. In Anſehnng der Treue verdient er faſt unter allen Hunden die Oberſtelle.

6) Der Bologneſerhund, Canis meliteus, welchen die Franzoſen Chien de Malte nennen, weil die erſten Hunde dieſer Art aus Malta gekommen ſeyn ſollen, hat langes, zottichtes Haar, und faſt eine Schnauze wie der Pudel. Er iſt vorzüglich wegen ſeiner kleinen Geſtalt merkwürdig, die ihn zum Lieblinge der Damen gemachet hat. Es giebt Hunde dieſer Art, die nicht viel größer als eine Ratte ſind. Doch iſt dieſe Zwerggeſtalt nicht allemal natürlich, weil dieſelbe oft durch Hunger und durch das Waſchen der jungen Hunde mit Brandwein, wodurch die Haut zuſammenſchrumpfet, hervorgebracht wird.

7) Der Mops, Canis fricator, welcher unter die ſanftmüthigſten Hunde gehöret, hat einen runden Kopf, eine aufgeworfene Naſe, eine kurze ſchwarze Schnauze, herunterhängende Ohren, welche ihm aber gemeiniglich abgeſchnit-

geſchnitten werden, und gelbliche oder ſchwarze Haare.

8) Der Dachshund, Canis vertagus, unterſcheidet ſich von den übrigen Arten, durch einen langen geſchmeidigen Leib, und durch kurze Beine, wodurch er geſchickter wird, als andere Hunde, in die Höhlen der Dachſe, Kaninichen und Füchſe zu kriechen. Daß es in Anſehung der Geſtalt ihrer Beine, zwo Verſchiedenheiten von dieſen Hunden giebt, indem bey einigen die Vorderſchenkel gekrümmet, bey andern aber gerade ſind, iſt bereits unter dem Artikel Dachshund angemerket worden.

9) Der Hühnerhund oder Wachtelhund, Canis auicularius, welcher geſchickt iſt, die Vögel zu belauſchen, hat einen ſchwarz und weiß getiegerten Körper, und einen abgeſtumpften Schwanz.

10) Der ſpaniſche Hund, Canis extrarius, einer von den Lieblingen der Vornehmen, hat lange, ſanft anzufühlende Haare, und lange, wollichte Ohren, welche tief herunterhängen.

11) Der türkiſche oder ägyptiſche Hund, Canis aegyptius, hat eine nackende, glatte Haut, welche ſich runzeln läßt, und theils ſchwarz, theils weißlich geflecket, oder bläulich iſt. Er pfleget immer zu zittern, weil er wegen des Mangels an Haaren, keine kühle Luft vertragen kann.

Nach der Meynung des Grafen von Büffon, ſind dieſe, und alle übrigen noch bekannten Arten von Hunden, nichts anders, als Abweichungen einer einzigen Gattung, nämlich des Schäferhundes, welchen er als den Stammvater betrachtet.

Als dieſer, wie er ſich im zweeten Bande der Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere S. 146. nach der Martiniſchen Ueberſetzung ausdrücket, in die ſehr kalten, mitternächtlichen Länder gebracht wurde, bekam er bey den Lappländern ein kleines häßliches Anſehn. Weil aber Island, Rußland und Sibirien minder ſtrenge, und von etwas geſittetern Leuten bewohnte Länder ſind, hat ſich dieſe Raſſe daſelbſt nicht allein erhalten, ſondern ſogar noch verbeſſert. Der einzige wahre Grund von dieſer Veränderung, die aber in der Geſtalt nicht ſonderlich zu merken iſt, liegt blos am Einfluſſe der Himmelsſtriche. Denn alle dieſe Hunde ſind mit ſteifen Ohren, dichten und langen Haaren verſehen. Sie haben ein wildes Geſicht, und bellen weder eben ſo fleißig, noch auf eben die Art, als die unter gelindern Himmelsſtrichen noch vollkommner gewordnen Hunde. Am isländiſche Hunde allein findet man die Ohren etwas minder ſteif, und an ihren Enden ein wenig umgebogen, weil Island,

unter allen mitternächtlichen Län-dern, am längſten von halbgeſitteten Menſchen bewohnet worden.

In gemäßigtern Himmelsſtrichen, unter vollkommen geſitteten Völkern, als in England, Frankreich und Deutſchland, verlohr eben dieſer Schäferhund natürlicherweiſe ſein wildes Anſehn, ſeine ſteifen Ohren, ſein grobes, dickes und langes Haar, und wurde durch den bloßen Einfluß des Himmelsſtriches, zu einem Bullenbeißer, Jagd- oder Bauerhunde. Die Ohren des erſten und letzten haben von ihrer Steifigkeit noch etwas übrig behalten. Die vordere Hälfte iſt nur hängend gebauet. Sie behalten auch in Anſehung ihrer Sitten, und ihres blutgierigen Naturels viel Aehnlichkeit mit ihrem gemeinſchaftlichen Stammvater.

Am allermeiſten iſt unter obigen dreyen der Jagdhund ausgeartet. Die langen, ganz herabhängenden Ohren, die Freundlichkeit, Gelehrigkeit, und, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, die Schüchternheit dieſes Hundes, gehören alle zu den Beweiſen ſeiner Ausartung, oder man könnte ſagen, der großen Vollkommenheit, welche durch eine langwierige Zahmheit, ingleichen durch ſorgfältig fortgeſetzte Abrichtung bey ihm bewirket worden.

Den Jagdhund, Spürhund und Dachshund hat man ſich als einerley Art von Hunden zu denken; denn es hat ſich wohl eher zugetragen, daß auf einmal oder zu gleicher Zeit Jagd- Spür- und Dachshunde von einer Hündinn geworfen worden, die nur mit einer von dieſen drey Hunderaſſen ſich belaufen hatte. Den bengaliſchen Spür- oder Tiegerhund bringe ich zum gemeinen Spürhunde, weil er ſich von dieſem nur bloß durch ſein getiegertes Fell unterſcheidet. Den krummbeinigen und gemeinen Dachshund, laſſe ich ebenfalls beyſammen, weil der Fehler an den Füßen des erſtern, blos von einer Art engliſcher Krankheit entſprungen iſt, womit einzelne Hunde befallen geweſen. Durch dieſe wurde die Unförmlichkeit in den Knochen, als eine Folge ihrer Krankheit, auf ihre Nachkommen fortgepflanzet.

Aus dieſem Jagdhnnde iſt, nachdem er nach Spanien und in die Barbarey gebracht worden, wo faſt alle Thiere mit feinen, langen Haaren dicht bedecket ſind, bald ein ſpaniſcher Wachtelhund bald ein Pudel geworden. Als man die großen und kleinen, blos in der Leibesgröße von einander unterſchiedenen Wachtelhunde, nach England gebracht, hat ſich ihre weiße Farbe ins Schwarze, ſie ſelbſt aber haben ſich, durch

den Einfluß des Himmelsſtriches, in engliſche Wachtelhunde verwandelt. Hierzu kann auch der Pyrame gerechnet werden; denn er ſtellet bloß einen ſchwarzen engliſchen Wachtelhund vor, der an vier Pfoten, an den Augen und an der Schnauze feuerfarbige Flecken hat.

Der Bauerhund hat ſich in mitternächtlichen Ländern in einen großen däniſchen Hund, in mittäglichen aber in ein Windſpiel verwandelt. Die großen Windſpiele kommen aus der Levante, die mittlern aus Italien, und aus dieſen ſind in England die ganz kleinen Windſpiele entſtanden.

Aus dem großen däniſchen Hunde iſt in Irrland, in der Ukraine, in der Tartarey und in Albanien der größte unter allen, oder ein irrländiſcher Hund geworden.

Der Bullenbeißer, als er von England nach Dänemark gebracht worden war, verwandelte ſich in einen kleinen däniſchen, und aus dieſem entſtund in heißern Ländern der türkiſche Hund.

Alle dieſe Raſſen, mit allen ihren Abänderungen, ſind bloß dem Einfluß des Himmelsſtriches, der guten Wartung, den Wirkungen des Futters und der Folge einer ſorgfältigen Abrichtung beyzumeſſen. Die andern Hunde ſind keine reinen Arten, ſondern ſie entſtehen von der Vermiſchung der erſten.

Das Windſpiel und der Bauerhund erzeugeten zuſammen den Windſpielblendling, der ſonſt auch das Windſpiel mit den Wolfshaaren genannt wird. Dieſer Blendling unterſcheidet ſich durch eine minder ſpitzige Schnauze von dem in Frankreich ungemein ſeltnen ächten Windhunde.

Vom großen däniſchen und großen ſpaniſchen Wachtelhunde iſt eigentlich der calabriſche Hund entſproſſen. Dieſer hat ein ſchönes Anſehen, lange, dichte Haare und einen ſtärkern Wuchs, als die allergrößten Bauerhunde.

Der ſpaniſche Wachtelhund und der Pudel erzeugen mit einander einen andern Hund, welcher gemeiniglich Burgos heißt.

Vom ſpaniſchen Wachtelhunde, wenn er ſich mit einem kleinen däniſchen Hunde vermiſchet, entſtehen die Löwenhündchen, die man gegenwärtig als eine Seltenheit betrachtet.

Die Hunde mit feinen, langen, gekraußten Haaren, die man in Frankreich Bouffes nennt, und welche den großen Pudeln an Leibesgeſtalt ähnlich ſind, haben ihr Daſeyn der Vermiſchung des großen ſpaniſchen Wachtelhundes mit dem Pudel zu danken.

Vom kleinen ſpaniſchen Wachtelhunde und vom Pudel ſind eigentlich die kleinen Pudel entſtanden.

Aus

Aus der Vermiſchung des Bullenbeißers mit dem Bauerhunde entſteht ein Blendling, welcher die große Dogge heißt und an Größe dem eigentlichen oder engliſchen Bullenbeißer weit überlegen iſt, auch mehr vom Bullenbeißer, als vom Bauerhunde an ſich hat.

Der Mops iſt ein Blendling vom engliſchen Bullenbeißer und vom kleinen däniſchen Hunde.

Alle dieſe Hunde gehören unter die einfachen Blendlinge, welche daher entſtanden ſind, wenn zwo reine Raſſen ſich mit einander vermiſchten. Es giebt aber auch Hunde, die wohl doppelte Blendlinge heißen könnten, weil ſie aus der Vermiſchung einer ganz reinen und einer Blendlingsraſſe entſtanden ſind.

Der Roquet, weil er den Mops und einen kleinen däniſchen Hund zu Aeltern hat, gehöret unter dieſe doppelte Blendlinge, ſo wie auch der alicantiſche Hund, welcher von einem Mopſe und einem ſpaniſchen Wachtelhunde erzeuget worden.

Das Malteſer- oder Bologneſerhündchen hat, als ein doppelter Blendling, ſeinen Urſprung einem kleinen Wachtelhunde und einem kleinen Pudel zu danken.

Man hat ſogar gewiſſe Hunde als dreyfache Blendlinge zu betrachten, weil ſie aus zwo bereits mit andern vermiſcht geweſenen Raſſen entſprungen ſind. Dahin gehören der artoiſche, rüſſeliſche Hund, oder Achtziger, den ein Mops mit einem Roquet erzeuget hat, ingleichen alle ſo genannten Gaſſenhunde, die allen Hunden überhaupt, keinen aber insbeſondere gleichen, weil ſie von lauter ſchon vielmal vermiſchten Raſſen zu entſtehen pflegen.

Aber ſo ſinnreich auch dieſe Meynung des Grafen v. Büffon iſt, ſo laſſen ſich doch ſehr viele Einwendungen wider dieſelbe machen. Es iſt unglaublich, daß eine einzige Gattung von Hunden ſo ſehr hätte ausarten können, wenn nicht wenigſtens noch eine zwote ſehr abweichende Art vorhanden geweſen wäre, mit welcher ſich die erſte hätte paaren können, wie bereits im erſten Theile dieſes Werks unter dem Artikel Ausartung S. 455 erinnert worden iſt. Die Meynung derjenigen Naturforſcher, welche mehr als eine urſprüngliche Art annehmen, ſcheint alſo eine größere Wahrſcheinlichkeit zu haben; doch getrauen wir uns nicht diejenigen Arten zu beſtimmen, welche man als Stammväter des ganzen Hundegeſchlechts anzuſehen habe.

Was die Sitten, Lebensart und Geſchicklichkeit dieſer bekannten Thiere betrifft, ſo würde wohl eine weitläuftige Erzählung derſelben überflüßig ſeyn, da ein jeder dieſelben faſt täglich beobachten kann. Wir wollen alſo nur das-

jenige davon anführen, was nicht allen von unſern Leſern bekannt ſeyn möchte.

Das Vermögen zu bellen, welches wir in unſern Gegenden, und faſt in ganz Europa an allen Hunden bemerken, fehlet den Hunden in den ganz heißen und ganz kalten Ländern. Ja man hat bemerket, daß die europäiſchen Hunde, wenn ſie in die heißen Gegenden gebracht werden, nach einiger Zeit die Kraft zu bellen verliehren. Ihr Laut beſteht alsdenn gemeiniglich bloß in einem Geheule, welches beynahe wie das Geheul der Wölfe klingt.

Unter den Geſchicklichkeiten der Hunde verdient vorzüglich hier die Fähigkeit reden zu lernen, bemerket zu werden, von welcher der berühmte Baron von Leibnitz in den Schriften der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahre 1715. ein Beyſpiel anführet. Ein von einem Bauerjungen unterrichteter Hund, welchen der Baron von Leibnitz bey Zeitz antraf, konnte etliche und dreyßig Wörter, wenn ſie ihm vorgeſaget wurden, ſehr deutlich nachſprechen. Noch mehr Beyſpiele von dergleichen redenden Hunden findet man im dritten Bande der neuen Anmerkungen über alle Theile der Naturlehre S. 534. u. f.

Die Hunde werden, wie bekannt, gemeiniglich blind gebohren. Ihre beyden Augenlieder ſind anfangs vermittelſt eines Häutchens an einander befeſtiget und bleiben meiſtentheils bis zum zehnten oder zwölften Tage verſchloſſen. Die Zeit ihres Wachsthums erſtrecket ſich beynahe auf zwey Jahre; doch ſind ſie ſchon im zehnten Monate zur Fortpflanzung geſchickt. Der Hund läßt ſich zur Begattung faſt allemal, die Hündinn aber nur zu gewiſſen Zeiten, und zwar gemeiniglich zweymal im Jahre, im Winter aber öfter, als im Sommer bereitwillig finden. Während dieſer Zeit der Hitze, welche ohngefähr zehn bis vierzehn Tage dauert, zeigen ſich Spuren eines Blutfluſſes. Dieſe Thiere belaufen und vermehren ſich faſt ihre ganze Lebenszeit hindurch, deren Dauer ſich meiſtentheils auf vierzehn bis funfzehn, auch bisweilen, obgleich ſelten, bis auf zwanzig Jahre erſtrecket. Die Hündinn iſt ohngefähr neun Wochen trächtig, und wirft gemeiniglich vier bis acht, bisweilen auch wohl zwölf Junge auf einmal.

Unter die, bey dieſem Geſchlechte noch anzumerkenden, Umſtände gehöret auch das Tollwerden; welcher gefährlichen Krankheit die Hunde weit mehr, als die meiſten übrigen Thiere, unterworfen ſind. Vielleicht wird es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihnen die vornehmſten Merkmale dieſes fürchterlichen Uebels, welches

ches auch mit der größten Gefahr für die Menſchen verbunden iſt, aus den Nachrichten glaubwürdiger Schriftſteller bekannt machen.

Der erſte Grad dieſer Krankheit läßt ſich daraus erkennen, wenn die Hunde traurig werden, wider ihre Gewohnheit die Einſamkeit ſuchen, Speiſe und Trank ſtehen laſſen, nicht mehr bellen, ſondern murren, mit niederhängenden Ohren oder Schwanze herumſchleichen und auf eine tückiſche Art fremde Menſchen anfallen. In dieſem Zuſtande, wo ſie ſich aber noch vor ihrem Herrn ſcheuen, fängt ihr Biß ſchon an gefährlich zu werden.

Der zweyte Grad der Tollheit äußert ſich durch folgende Kennzeichen. Die kranken Hunde fangen an zu keuchen, ſtrecken die Zunge aus dem ſchäumenden Rachen heraus, kennen ihren eigenen Herrn nicht mehr und ſchnappen nach ihm, wie nach einem Fremden. Sie haben alsdenn einen ſehr unordentlichen Gang; bald ſchleichen ſie taumelnd herum, bald thun ſie ſeitwärts einen Sprung, bekommen eine bläulichte Zunge und trübe, thränichte Augen, die ſie zu verſchließen pflegen. In dieſem Zuſtande leben ſie kaum vier und zwanzig Stunden. Ein Menſch oder Thier, welches dieſe Zeit über von ihnen gebiſſen wird, bekömmt, wenn nicht unverzüglich geſchickte Mittel angewandt werden, eben dieſe Wuth, welche gemeiniglich die Waſſerſcheu genannt wird, weil dergleichen Kranken einen Abſcheu vor dem Waſſer und vor aller Feuchtigkeit haben. Und zwar iſt der Biß eines ſolchen tollen Hundes deſto gefährlicher, je näher der Hund ſeinem Tode geweſen iſt.

Die Beſchreibung der Hülfsmittel wider den Biß der tollen Hunde gehöret zwar eigentlich nicht hieher, doch können wir nicht umhin, nur mit wenigen Worten zu erinnern, daß man bey einem ſolchen unglücklichen Zufalle die Wunde mit beißenden Mitteln reinigen, blaſenziehende Pflaſter und ſchweißtreibende Mittel gebrauchen muß. Von einigen Aerzten ſind Opiat- und Mercurialarzneyen mit Nutzen gebrauchet worden. Bisweilen hat auch eine bloße unerwartete Eintauchung in das Waſſer oder ein häufiger Genuß roher Zwiebeln die ganze Krankheit gehoben.

Um diejenigen, welche manchmal von einem Hunde gebiſſen werden, ohne zu wiſſen, ob er toll iſt, von einer unnöthigen Angſt zu befreyen, geben einige Aerzte den Rath, daß man den, nach dem Biſſe erſchlagenen Hund an dem Maule mit einem Stücke gekochtem Fleiſche reiben, und daſſelbe einem andern geſunden Hunde vorhalten ſolle. Nimmt dieſer das

an, ſo ſoll dieſes ein gutes Zeichen ſeyn; weigert er ſich aber mit einem Geheule, davon zu freſſen, ſo habe man Urſache den erſchlagenen Hund für toll und den Biß für gefährlich zu halten.

Der Nutzen der Hunde zur Jagd und Bewachung der Häuſer und Heerden iſt bekannt. Viele Ausländer aber nutzen dieſe Thiere noch auf verſchiedene andere Art. Die Grönländer und Kamtſchatkalen ſpannen ihre Hunde vor beladene Schlitten und gebrauchen dieſelben wie Pferde. Sie pflegen ſie auch zu ſchlachten und halten ihr Fleiſch für eine wohlſchmeckende Speiſe. Eben dieſes thun auch verſchiedene Völker in Afrika, welche einen fetten Hund dem beſten Wildprete vorziehen, und dafür oft zwanzig Sclaven geben.

Die Auflegung eines lebendigen jungen Hundes auf den Leib ſoll die Kolik vertreiben, und das Lecken eines ſolchen Thieres ein Mittel wider das Podagra ſeyn, wie der Ritter von Linné in ſeinen Amoenit. academ. durch ein Beyſpiel zeiget. Doch will man bemerket haben, daß die hierzu gebrauchten Hunde dieſe Krankheit alsdenn ſelbſt bekommen und ihre Dienſtfertigkeit mit dem Leben bezahlen müſſen. Die Hundefelle dienen nicht nur zu Handſchuhen, ſondern man pfleget auch Strümpfe und Stiefeln daraus zu machen, denen man eine lindernde Kraft bey Gichtſchmerzen zuſchreibt. Das Hundefett wird nicht nur zur Stillung innerer Krämpfe, ſondern auch noch in andern Zufällen gebrauchet, und ehemals wurde ſogar der weiße, trockene Unrath dieſer Thiere, den man in den Apotheken, unter dem Namen Album graecum verkaufete, als ein ſchweißtreibendes Mittel in großen Ehren gehalten.

Der fliegende **Hund** iſt eine Gattung großer Fledermäuſe auf der Inſel Madagaſcar, welche deswegen ſo genannt werden, weil ihr Kopf einigermaßen einem Hundskopfe gleicht. Eine genauere Beſchreibung dieſer Thiere findet man in dem dritten Theile dieſes Werks unter dem Artikel Fledermaus, S. 118. 119.

Der Name **Hund** wird auch zwey verſchiedenen Sternbildern von den Aſtronomen beygeleget. Der große Hund, Canis maior, welcher unter dem Orion und Einhorne ſteht, enthält zwey und zwanzig Sterne, nämlich einen von der erſten, fünfe von der zwoten, einen von der dritten, fünfe von der vierten und zehen von der fünften Größe. Der Stern von der erſten Größe, welcher an der Zunge des Hundes, unter dem Maule ſteht, heißt Sirius, auch Canicula, oder der Hundsſtern, und übertrifft alle übrigen Fixſterne

an Glanz und ſcheinbarer Größe. Der Name und die Figur des groſſen Hundes ſoll vom Anubis, einer ägyptiſchen Gottheit und der Name Sirius von der Benennung des Nils, welcher auch Siris heißt, herkommen. Denn wenn die alten Bewohner von Aegypten den Sirius kurz vor Aufgang der Sonne zuerſt wieder erblickten, welches damals um die Mitte des Sommers geſchah, ſo zeigete er ihnen die Zeit der Austretung des Nils an. Von dem Hundsſterne haben bey uns die Hundstage ihren Namen erhalten, weil dieſer Stern zu derſelben Zeit mit der Sonne zugleich aufgeht.

Der kleine Hund, Canis minor, Procyon, iſt ein Sternbild von dreyzehn Sternen, zwiſchen dem Einhorne und den Krebſe, unter denen ſich nur einer von der zwoten, einer von der dritten, viere von der vierten und ſieben von der fünften Größe befinden. Nach der Erzählung einiger alten Poeten ſoll dieſes Sternbild des Icarii Hündchen Maera, nach andern aber ein anderes vom Jupiter unter die Sterne verſetztes Schoßhündchen vorſtellen.

Hunde.

Hundfiſche. Nach den Sammlungen aller Reiſebeſchreibungen, B. IV. S. 149. fangen die Negern oder Schwarzen, an der Goldküſte auch Sternfiſche und Hundesfiſche, welche daher ſo genennet werden, weil ſie einen groſſen Kopf, und ein breites Maul haben, wie eine Wärmpfanne; ihr Leib iſt mit einem Kreuze bezeichnet, und ſie werden keine toden Leichname freſſen. Dieſe trocknen und verführen ſie durchs ganze Land. Die größere Art, welche ſtark genug iſt, zween oder drey Kähne damit zu beladen, ſchneiden ſie in Stücke, und verkaufen ſie unter den Eingebohrnen des Orts. Weil ſie ſehr gefräßig ſind, werden ſie von Geſnern, S. 77. u. f. auch Freßhunde genannt. Nach dem Richter ſind alle Hayen überhaupt Hundesgeſchlechte; daher Müller die Squalus Linn. gen. 131. ſo Engl. Houndfiſh heißen, Haayfiſche nennet. Die meiſten derſelben führet Klein unter ſeinen Spitznaſen, Galeus, auf; wie wir bereits unter dem Artikel, Haayfiſche, Th. III. S. 695. angemerket, und im folgenden Artikel, Spitznaſen, weiter ausführen werden. Vorläufig ſind auch unſere Artikel, Carcharias, Cucuri, Dornhay, Engelfiſch, Fuchshund, ꝛc. nachzuſehen.

Hundegras.

S. Straußgras.

Hundelauch.

S. Knoblauch.

Hunderibbe.

S. Wegebreit.

Hunderttauſendfiſche.

Hunderttauſendfiſche, auch Heuerlinge, Tauſendbrüderchen, ꝛc. auch Grau, Grüh, Aphyae, nach dem Klein Rochfiſche, Gabio, 4. ſ. Rochfiſche, und unſern Artikel, Grau, Th. III. S. 509.

Hundesapfel.

S. Alraun.

Hundeſeiche.

S. Kreſſe.

Hundeſteyle.

Hundeſteyle, Dän. Hundſtichler, Hundſtage, Norweg. nach dem Pontoppidan Aculeatus minor, einer der allerkleineſten Fiſche, der ſich im Waſſer ſehr geſchwinde beweget, und täglich bey den Böten gefunden, aber nichts geachtet wird. Die Vorſehung Gottes, die oft in den kleinſten Dingen am allergrößten bemerket wird, zeiget ſich darinnen, daß ſie dieſes arme kleine Geſchöpfe, das kaum ſo lang iſt als ein Glied am Finger, mit zweenen, ſeiner Geſtalt nach ziemlich langen, aber ſehr ſcharfen und ſpitzigen Knochen, wie ein paar Schwerder, ausgerüſtet hat, welche es oft auf beyden Seiten zu ſeiner Beſchützung herausſtrecket. Bey dem Linne' iſt er dieſerwegen Gaſteroſteus aculeatus, gen. 169. ſp. I. der Müllerische Stichling unter ſeinen Stachelbärſchen; und bey dem Klein Centriſcus, 2., ein Pickenirer, der Miſſ. IV. Tab. XIII. fig. 4. 5. zwo Unterarten derſelben zeichnet. ſ. Pickenirer.

Hundsaugen.

S. Dürrkraut.

Hundsbaum.

S. Faulbaum, und bey dem Kirſchbaum die Traubenkirſche.

Hundsbaumholz.

S. Creutzbeerſtrauch.

Hundsbeerbaum.

S. Cornelbaum.

Hundsblume.

S. Löwenzahn.

Hundsdille.

S. Chamille.

Hundsfiſch.

Hundsfiſch, auch türkiſcher Größling, Vmbra Krameri, Elench. Vegetab. et Animal. per Auſtr. Infer. p. 396. welcher Leytaeponti, zu Bruck an der Leytha, in Sümpfen, und beſonders in unterirrdiſchen Schluchten gefunden wird. Nach der Beſchreibung hat er das Anſehn einer Schleyhe, iſt einen

Finger lang, und von ſchwarzer Farbe; ſein Leib iſt mit Schuppen bedecket; der untere Kiefer länger als der obere. Beyde, nebſt dem Gaumen mit ſpitzigen Zähnchen beſetzet; die Kiemenhaut iſt ſechsſtrahlicht; in der Rückenfloße laſſen ſich ſechzehn; in den Bruſtfloßen zwölf; in den Bauchfloßen ſieben; in der Afterfloße ſieben; und in der ungetheilten Schwanzfloße vierzehn Finnen oder Gräten zählen. Er gehöret zu den weichfloßigen Fiſchen, da alle Floßen mit weichen, biegſamen, nicht ſtachlichten Finnen unterſtützet werden. Da derſelbe von zwanzig, etwas ähnlich ſcheinenden Fiſchen ſichtbar unterſchieden iſt, ſo machet er, als ein neues Geſchlecht, dem Erfinder Ehre. Weil er in unterirdiſchen finſtern Schlüchten wohnet, iſt er mit dem Namen, Vmbra, gar ſchicklich beleget worden. Der Geſchlechte Charakter beſteht alſo in einer ſechsſtrahlichten Kiemenhaut; in mit Zähnchen beſetzten Kiefern und Gaumen; in einem Auge auf jeder Seite; in zwo Bauch- und einer Rückenfloße, welche mit Beinchen unterſtützet, faſt in der Mitten des Rückens ſitzt, und ſich nicht vom Kopfe bis an den Schwanz erſtrecket.

Hundsgras.

S. Knaulgras und Gurken.

Hundshay.

Squalus Canicula, Linn. gen. 131. ſp. 8. ſ. unſern Artikel, Hay, Th. III. S. 707. und Spitznaſe, Galeus, 4. des Kleins.

Hundshödlein.

S. Knabenkraut.

Hundshoden. S. Zeitloſe.

Hundskirſche.

S. Heckkirſche.

Hundskohl.

Vom Hunde, wie von vielen andern Thieren, haben verſchiedene Pflanzen ihren Namen erhalten, und wir können ſolche nicht füglich ändern, da ſie faſt allgemein angenommen worden. Vornehmlich ſind einige Geſchlechter, welche nach einer Blume zwo Saamenſchoten bringen, plantae dicarpae, und eine giftige Milch enthalten, bey welchen wir dergleichen Benennung behalten, und hier zugleich beſchreiben wollen.

Hundskohl nennen wir Aſclepias Linn. Der lateiniſche Name ſoll dem Aesculap zum Andenken gewidmet ſeyn. Da man aber nicht gewiß anzugeben weis, ob der Stammvater aller Aerzte dieſen Namen geführet, und wer ſolcher eigentlich geweſen, wollen wir dieſes Geſchlecht nicht, wie andere gethan, die Aeſculapiſche

Pflanze nennen, können auch nicht füglich Schwalbenwurz zum Geſchlechtsnamen annehmen, da nur eine, und in Anſehung der Wirkung von den andern ganz unterſchiedene Art damit beleget worden. Der kleine Kelch iſt in fünf ſpitzige, und das Blumenblatt gleichfalls in fünf eyförmige, zugeſpitzte, gemeiniglich zurückgeſchlagene Einſchnitte getheilet; in der Mitte ſteht, nach des Herrn von Linne' Beſchreibung, ein kurzes abgeſtutztes Säulchen, an welchem ſeitwärts fünf Schuppen, und zwiſchen dieſen fünf Staubbeutel, ohne Fäden, anliegen, und von außen mit eyförmigen, ausgehöhlten und gehörnten Honigbehältniſſen umgeben iſt. Zween Fruchtkeime endigen ſich, ohne Griffel, mit zween Staubwegen. Man könnte vielleicht das mittelſte Säulchen für den Staubweg, und die zween darunter ſtehenden Staubwege, beſſer für die Griffel ſelbſt annehmen. Es folgen nach jeder Blume zwo lange, bäuchichte, ſpitzige Schoten, welche der Länge nach auf einer Seite aufſpringen, und viele, über einander liegende, und mit einer feinen Wolle an der Spitze beſetzte Saamen zeigen, ſo alle auf einem beſondern, aber freyen Saamenhalter der Länge nach anſitzen. Jacquin in der Hiſt. ſtirp. american. hat bey dieſem Geſchlechte, auch der Periploca, Stapelia, Cynancho das Honigbehältniß und den Stempel anders beſchrieben, vorzüglich aber in Anſehung der Staubfäden eine neue Entdeckung gemachet, und durchgehends zehn Staubfäden wahrgenommen, deren allemal zween zugleich, auf einem gemeinſchaftlichen, leicht wahrzunehmenden Punkte, zwiſchen den Honigbehältniſſen entſtehen, und deren Staubbeutel in der ſackförmig vertieften, zweyfächerichten Haut eines jeden Honigbehältniſſes eingeſchloſſen liegen, und alsdenn leicht ſichtbar werden, wenn man dieſe zurückbieget. Herr von Linne' hat zwey und zwanzig Arten unter dem Geſchlechte Hundskohl angeführet. Alle, außer der Schwalbenwurzel, welche auch unter dieſem Namen, zumal auch die Honigbehältniſſe einen merklichen Unterſchied zeigen, beſonders vorkommen ſoll, ſind ausländiſch; daher wir nur die bekannteſten anführen.

1) Der filzichte ſyriſche Hundskohl, Hundskraut, Seidenpflanze, Beidelſar, Aſclepias ſyriaca Linn. Die dauernde Wurzel, treibt vier- bis fünffüßige, ſtarke, aſtloſe Stängel, an welchen einander gegenüber breite, eyförmige, völlig ganze, unterwärts filzichte Blätter, und im Heumonathe ſeitwärts, nach obenzu, unterwärts hangende

Blumen-

Blumendolden ſtehen. Die Blumen ſind blaß purpurfärbig, und haben einen angenehmen Geruch. Dieſes ſchöne, anſehnliche Staudengewächſe enthält in allen Theilen einen ſcharfen, gewiß nicht unſchädlichen, milchartigen Saft; auch der Saft in den Honigbehältniſſen der Blüthe iſt ſcharf, und tödtet Fliegen und andere Inſecten, welche ſolchen einſaugen. Daß aus einer Art Hundskohl, und vornehmlich aus der größten, in Egypten wachſenden Art, Aſclepias gigantea L. welche auch öfters mit unſerer verwechſelt wird, eine Art Zucker verfertiget und ſelbiger für den Succar Albuſar, welchen Avicenna und andere arabiſche Aerzte erwähnen, angenommen werden könnte, ſcheint gar nicht wahrſcheinlich, obgleich Geoffroi ſolches zu glauben geneigt iſt. Da die Pflanze aus Virginien zu uns gekommen, dauert ſie im freyen Lande, und wuchert in einem friſchen und lockern Boden durch die auslaufenden Wurzeln ungemein; daher auch ſelbige ihren Standort jährlich verwechſelt, und ganze Beete durchwandert, und wenn auch beym Umgraben, oder ſonſt die Wurzel tief in die Erde kommen ſollte, wird ſie ſich doch herausfinden. Wer die Pflanze aus den Saamen erziehen will, muß bis in das dritte Jahr warten, ehe Blüthe und Frucht erfolget. Die Pflanze iſt in neuern Zeiten wegen der Frucht berühmet geworden, und da ſolche keine Wartung verlanget, ſollte man den Anbau derſelben häufiger, als noch geſchehen, veranſtalten; denn obgleich alle Arten ein wollichtes, oder ſeidenartiges Weſen an den Saamen tragen, ſo iſt doch ſelbiges bey dieſer am häufigſten anzutreffen. Schade, daß dieſe Seide kurz, und kaum etliche Zoll lang iſt, folglich nicht wie die wahre Seide genutzet, ſondern nach Art der Wolle geſponnen werden muß. Die Verſuche, welche Herr Hofrath Gleditſch mit dieſer Pflanzenſeide, auch dergleichen wollichten und haarichten Weſen, ſo an andern Pflanzen ſich findet, auf vielerley Art angeſtellet, verdienen vorzüglich unſere Achtung. Bey einigen iſt ſolches zum ſpinnen, wirken, auch zu Verfertigung gewalkter Waare vor ſich geſchickt, von andern aber erfodert ſelbiges Zuſatz von Seide, Wolle, Haaren und dergleichen, und noch von andern läßt es ſich auf dieſe Art nicht verarbeiten, ſondern dienet nur zum Filzmachen. Dasjenige Weſen, welches Zuſatz von Wolle und Haaren verlanget, und durch Kartätſchen in ein lockeres Geſpinſte gebracht werden kann, dienet nur zum Einſchlage, welches aber vor ſich allein ein feſtes Geſpinſte giebt, und

durch Schlichte, Leim, oder Hauſenblaſe noch feſter gemachet werden kann, dienet auch zum Aufzuge, oder zu Verfertigung ganzer Ketten. Und hierzu iſt die Seide von unſerer Pflanze vorzüglich geſchickt befunden worden. Es laſſen ſich auch durch Zuſatz anderer Materialien, als Schaafwolle, Baumwolle, feinen Haaren, Floretſeide und dergleichen verſchiedene andere Waaren, als Strümpfe, Mützen, Flanelle, Felpe und dergleichen verfertigen, welche ſich durch ihre Güte und ſchönes Anſehn beliebt gemachet haben. Mit dieſer Seide kann man auch ohne Zubereitung, Bettdecken füttern, Stühle und andere Küſſen ausſtopfen, welche überaus leicht, und ungemein warm ſind. In Paris iſt zwar ſchon 1757. und nicht, wie Herr Schreber meldet, 1760. dem Mützenmacher des königlichen Hauſes in Frankreich Herrn la Rouviere ein Privilegium wegen Verfertigung der Zeuge aus dieſer Seide ertheilet, und eine Fabrike angeleget, und Flanell, Felpe und Stoffe von dieſer Pflanzenſeide verfertiget worden. S. Beckmanns Oeconom. Bibl. II. Band 398. S. Indeſſen kann man dieſen doch nicht für den Erfinder ausgeben, indem Herr Gleditſch bereits in den Jahren, 1746. bis 48. Verſuche im groſſen damit angeſtellet. Die Herren la Rouviere und Boyer haben aus dieſer Seide allein einen Zeug verfertiget, welchen man in Frankreich zu Camiſolen gebrauchet. Der König ſoll dergleichen in den letzten Jahren getragen, und Hr. Boyer ſolche ſeinen Patienten empfohlen haben, indem ſie den Schweiß beſſer, als der engliſche Flanell an ſich ziehen. Mit Haaſen- und andern Haaren hat man auch in Frankreich ſchöne Hüte verfertiget. Herr Gelot, Mitglied der Akademie zu Dijon, hat in dem erſten Bande der Geſchichte der Akademie eine neue Entdeckung von dieſer Pflanze gemachet, und gezeiget, wie man aus der Rinde derſelben einen feinen Flachs erlangen könne. Er hat die Stängel zehn bis eilf Tage im Waſſer liegen, hernach an der Sonne wieder trocknen, und weiter wie den Hanf zubereiten laſſen. Da aber auf ſolche Art die flachsartigen Fäden nicht fein genug ausgefallen, hat er die Rinde, welches aber nicht ohne Mühe geſchehen, abgezogen, an der Sonne getrocknet, nachher drey Tage ins Waſſer geleget, nochmals getrocknet, und mit den Händen gerieben, da ſich denn der grüne Theil der Rinde abgeſondert, und viele ſchöne, weiße, weiche, ſeidenartige Fäden übriggeblieben, welche zu Verfertigung allerley Zeuge geſchickt ſind. Die Franzoſen nennen die Pflanze

la Soyeuſe, auch Delawad. Man kann von dem nützlichen Gebrauche dieſer Pflanze, unter andern, Buchoß Briefe II. Theil 1. S. und III. Theil 147. S. nachleſen.

2) Der dreyblättrichte fleiſchfarbene Hundskohl, Aſclepias incarnata Linn. Die dauernde Wurzel treibt jährlich Stängel, welche zween bis drey Fuß hoch, mit länglicht zugeſpitzten, glatten, paarweiſe einander gegenüber geſtellten Blättern beſetzet, und oberwärts in Aeſte getheilet ſind; bey der Abtheilung ſieht man ſtatt zwey, gemeiniglich drey Blätter, wirtelförmig geſtellet. Am Ende der Aeſte erſcheinen im Auguſt dichte aufgerichtete Dolden. Der Kelch, das Blumenblatt und die Honigbehältniſſe ſind purpurfärbig, und die Einſchnitte des Kelches und Blumenblattes rückwärts geſchlagen. Dieſe Art wächſt auch in Virginien und Canada, iſt aber weichlicher, und muß den Winter über im Glashauſe verwahret werden. Sonſt brauchet ſie aber keine ſonderliche Wartung, läßt ſich auch durch die Theilung der Wurzel vermehren, ob dieſe gleich nicht ausläuft.

3) Der roth- und gelbſcheckichte Hundskohl, der langblättrichte kleine Hundskohl von Curaſſau, Aſclepias curaſſauica L. Die dauerhafte, fäſerichte Wurzel treibt einfache Stängel von vier bis ſechs Fuß Höhe. Die paarweiſe einander gegenüber geſtellten Blätter ſind glatt, glänzend und lanzetförmig. Die aufgerichteten Blumendolden erſcheinen im Brachmonathe ſeitwärts und einzeln an den Enden der Zweige. Die Einſchnitte des Blumenblattes ſind ſcharlachroth, und die Honigbehältniſſe ſafrangelb. Er wächſt in Curaſſao, wird am beſten aus den Saamen auf dem Miſtbeete erzogen, die Stöcke in Töpfe gepflanzet, und dieſe in einem warmen Glashauſe unterhalten, ſie dauern zwar einige Jahre, treiben aber nur im zweyten viele, nachher wenige Blumen.

4) Der weidenblättrige weiße Hundskohl, Seidenbaum, Aſclepias fruticoſa L. Die fäſerichte Wurzel treibt ſchwache, aber aufrechtſtehende, ſechs bis acht Fuß hohe, dauernde und immergrünende, äſtige Stängel, welche mit dunkelgrünen, ſchmalen, ſpitzigen, der Weide ähnlichen, ganz glatten, und am Rande gemeiniglich rückwärts geſchlagenen Blättern beſetzet, und an den obern Blätterwinkeln mit unterwärts hangenden Blumendolden gezieret ſind. Der Kelch und das Blumenblatt ſind weiß, und das letztere wollicht anzufühlen. Die Honigbehältniſſe haben keinen Nagel, ſtatt deſſen aber zween lange, einwärts gebogene Anſätze. Die Frucht iſt eyförmig,

zugeſpitzet, aufgeblaſen, und auswärts mit vielen ſchwachen Stacheln beſetzet. Die ſeidenartige Saamenkrone iſt vielleicht die zärteſte und feinſte von allen Arten dieſes Geſchlechts. Er wächſt in Aethiopien. Man muß ſolchen aus Saamen auf dem Miſtbeete erziehen. Die Vermehrung aus Zweigen hat uns ſelten gelingen wollen. Die Stöcke dauern nur einige Jahre, ſie verlangen im Sommer freye Luft und viel Waſſer, im Winter aber viele Wärme im Glashauſe. Man findet auch Stöcke mit rauhen Blättern. Er enthält viele ſcharfe Milch, wie die meiſten übrigen Arten.

5) Der knollichte, orangenfarbige Hundskohl, Aſclepias tuberoſa Linn. Die große, dicke Wurzel treibt verſchiedene, ohngefähr zween Fuß hohe, haarichte Stängel, welche wechſelsweiſe mit lanzetförmigen Blättern beſetzet, in Aeſte vertheilet, und mit orangenfarbigen Blumendolden gezieret ſind. Er wächſt in Neuengland, wird aus den Saamen auf dem Miſtbeete erzogen, und den Winter über in einem warmen Glashauſe aufbehalten. Die Wurzel ſoll man nicht öfters verſetzen, auch nicht theilen, wenn man Blüthen ſehen will. Dieſe Pflanze, iſt, wie die Schwalbenwurz, ein kräftiges Arzneymittel, zur Zeit aber nur in Amerika berühmt. Sie ſtillet alle Blutflüſſe. Entweder wird, nach Hrn. Bartrams Zeugniß, die zu Pulver geſtoßene Wurzel in einem Löffel voll Zuckerbrandwein genommen, oder ſelbige mit Waſſer abgekochet, und dieſes getrunken. Auch lobet Herr Kalm ſelbige in der Mutterbeſchwerung.

Damit die, mit dem Hundskohle ganz nahe verwandten Geſchlechter bey einander bleiben möchten, nennen wir das zweyte

Hundskraut, und verſtehen darunter Apocymum Linn. Man wird dieſen Namen deſto eher gelten laſſen können, da die Arten dieſes Geſchlechts gleichfalls einen ſcharfen Milchſaft enthalten, auch ehedem, als die Geſchlechter noch nicht gehörig beſtimmet waren, die meiſten Arten Apocyna, und im deutſchen Hundskohl genannt worden. Der Name Seidenpflanze, welchen Herr Planer dem Apocyno beygeleget, iſt auch zu allgemein, und ſchicket ſich eben ſo wohl für die drey andern Geſchlechter. Ueberdieß hat Hr. Haller die vier Geſchlechter, welche wir hier zugleich anführen, ganz anders beſtimmet, und ſolche um eins vermindert, indem er diejenigen Arten, welche keine Honigbehältniſſe haben, Aſclepias, die andern aber, ſo dergleichen beſitzen, entweder Apocynum oder Periploca genannt, da denn bey einigen gerade das Gegentheil von der Linnäiſchen Benennung ſtatt findet,

findet, und einige Apocyna nach Hrn. von Haller zu der Aſclepias gerechnet worden. Herr v. Linné giebt dem Hundskraute, Apocyno, folgende Kennzeichen. Das Blumenblatt iſt glockenförmig, und mit fünf, rückwärts gebogenen Spitzen geendiget, die beyden Staubwege mit den Staubbeuteln bedecket, und die beyden Fruchtkeime mit fünf Körperchen umgeben, welche, nicht unrecht, für Honigbehältniſſe ausgegeben werden, indem in der Blume öfters Inſecten ſitzen, und den Saft davon einſaugen. Von den fünf Arten, ſo Herr von Linné angeführet, bemerken wir

1) das mayblümchenartige Hundskraut, Apocynum androſaemifolium Linn. Die dauernde Wurzel treibt jährlich viele, bey uns ſelten über einen Fuß, hohe Stängel, welche mit eyförmigen, völlig ganzen, auf den beyden Seiten glatten Blättern, und oberwärts mit kleinen Blumenbüſcheln beſetzet ſind. Das Blumenblatt iſt weiß mit rothen Striefen. Es wächſt dieſe, zur Zeit der Blüthe artige, Pflanze in Canada und Virginien, wird auch bey uns im freyen Lande dauern, und in einem lockern Erdreiche mit der Wurzel wuchern. Doch ſoll man aus Vorſicht auch einen Stock im Scherbel erhalten, und dieſen im Winter ins Glashaus ſetzen. Ob die Wolle, ſo am Saamen ſitzt, nur von dieſer Art in Frankreich zum Ausſtopfen der Polſter gebrauchet, und Delaward genannt, oder ob ſolcher Name mehrern beygeleget werde, können wir nicht beſtimmen.

2) Das kleinblümichte Hundskraut, Apocynum cannabinum Linn. iſt, dem Wachsthume nach, der erſten Art ganz ähnlich, die Blätter aber ſind mehr länglicht, und die Blumen kleiner, weniger geöffnet, und grünlicht weiß. Die Wurzel läuft ſtark aus, und verbreitet ſich häufig. Es wächſt auch in Virginien, und kann, wie die erſte Art unterhalten, werden. Im Scherbel erhält man ſelten Blüthen. Aus dem Stängel verfertigen die Amerikaner eine Art Flachs, welchen ſie ſpinnen, und allerley Zeuge daraus bereiten. Bey uns werden die Stängel ſelten über zween Fuß hoch.

Hundswinde auch indianiſche Winde oder Rebe, von Herr Planern Schlingen genannt, Periploca Linn. Der kleine Kelch zeiget fünf eyförmige, und das radförmige Blumenblatt fünf faſt gleichbreite, abgeſtutzte, eingekerbte Einſchnitte, um welche wechſelsweiſe fünf einwärts gebogene Hörner, und innwärts ein fünffaches Honigbehältniß ſtehen. Die fünf kurzen, haarichten Staubfäden ſind gleichfalls gekrümmet, gegen einander gerichtet, und ſeitwärts mit gedoppelten

ten Staubbeuteln beſetzet. Der Griffel iſt mit einem fünfeckichten Staubwege, und dieſer mit fünf geſtielten Drüſen beſetzet. Die Frucht und Saamen ſind, wie bey dem Hundskohle, beſchaffen. Herr von Linne' hat vier Arten. In unſern Gärten unterhält man

Die grün- und braunrothe gefleckte Hundswinde, Virginiſche Seide, Periploca graeca L. Der holzichte Stängel und die ſchwachen langen Zweige ſchlingen ſich an andern Körpern in die Höhe. Diepaarweiſe an den Knoten geſtellten, im Winter abfallenden Blätter ſind länglicht zugeſpitzet, völlig ganz und oberwärts glänzend. Die Blumen erſcheinen im Julius und Auguſt in Büſcheln. Die ausgebreiteten Einſchnitte des Blumenblattes ſind faſt von gleicher Breite, am Ende abgeſtutzet und eingekerbet, unterwärts gelblicht, oberwärts mit Haaren beſetzet, doch bleibt in der Mitte ein glatter kahler Fleck; ihre Hauptfarbe iſt braun, an den Spitzen aber gelblichtgrün, und in der Mitte ein ſchmutziger Fleck. Die Staubbeutel bedecken ein kurzes, dickes, geſtreiftes Säulchen, welches auf dem Griffel ſitzt, und leicht davon abgeht, welches man für den Staubweg annehmen könnte. Die daran befindlichen Drüſen ſind ſchwerlich zu beobachten. Alle Theile der Pflanze enthalten einen ſcharfen milchichten Saft. Syrien iſt ihr Vaterland. Sie iſt dauerhaft, verlanget aber, wenn man ſie im freyen Lande unterhalten will, einen trocknen Boden und warmen Stand, auch im Winter eine Bedeckung, ſonſt ſtirbt ſie leicht bis auf die Wurzel ab, wenigſtens ſind die Zweige, ſo noch nicht holzig geworden, in Gefahr. Zur Vorſorge hält man einige Stöcke in den Töpfen, und ſetzet dieſe im Winter in ein gemeines Glashaus. Die Vermehrung geſchieht durch Ableger und Wurzelſproſſen; die Saamen werden ſelten reif.

Hundswürger, Cynanchum L. iſt mit den vorherſtehenden Geſchlechtern nahe verwandt, und auch aus Arten, welche von andern zum Hundskohl oder Apocyno gerechnet worden, entſtanden. Das Hauptkennzeichen betrifft das Honigbehältniß, welches mitten in der Blume aufgerichtet ſteht, walzenförmig und fünffach eingekerbet iſt. Die fünf Einſchnitte des Blumenblattes ſind ſchmal und lang, die fünf Staubbeutel gegen einander gerichtet, und der Fruchtkeim trägt zween ſtumpfe Staubwege. Herr von Linne' hat zehn Arten angeführet. In unſern Gärten unterhält man

1) Den aufrechtſtehenden Hundswürger, Cynanchum erectum Linn. Dieſes iſt die einzige

zige Art dieſes Geſchlechts, welches einen aufrechtswachſenden, äſtichten Stängel treibt, die andern alle winden ſich. Es iſt eine im̃ergrünende, milchichte Staude mit hellgrünen, herzförmigen, völlig ganzen, einander gegen über geſtellten Blättern, und im Julius und Auguſt mit weißen Blumenbüſcheln beſetzet. Dieſe haben einen beſondern Geruch. Herr Gleditſch vergleicht ſolchen mit dem Geruche des gebrannten Coffees; er iſt aber dabey widrig, und ſo heftig, daß der Kopf davon eingenommen wird. Syrien iſt ſein Vaterland. Wir unterhalten ſolchen in Scherbeln, und ſetzen dieſe im Winter in ein gemäßigtes Glashaus. Er liebet im Sommer friſche lockere Erde, öfteres Begießen, auch öfteres Verſetzen. Die Vermehrung geſchieht durch die Nebenbrut, ſo aus der Wurzel treibt.

2) Der ſpitzblätterichte Hundswürger, unächte Scammonie. Cynanchum acutum Linn. Die dauernde Wurzel treibt jährlich ſchwache, ſich in die Höhe windende Stängel. Die Blätter ſind lang, ſchmal, völlig ganz, hellgrün, herzförmig und ſpitzig. Die kleinen, röthlichten Blumenbüſchel erſcheinen häufig im Julius und Auguſt. Er wächſt in Sicilien und Spanien, und wird, wie die vorige Art, gewartet, und durch Theilung der Wurzel vermehret. Mit dem ſcharfen Milchſafte dieſer Pflanze ſoll das Scammonium öfters verfälſchet werden.

Hundskopf.

Cynocephalus, ein eigenes Fiſchgeſchlecht des Kleins, derjenigen Fiſche nämlich, die nach ſeiner erſten Ordnung der zwoten Claſſe durch bedeckte Kiemen Athem holen, und nach der erſten Familie, an den befloßten Seiten fünf Kiemenöffnungen, ad latera pinnata quinque ſpiracula, haben, und von ihm Miſſ. III. p. 4. ſeqq. behandelt werden. ſ. unſern Artikel Fiſch, Th. III. S. 61. Er führet gleichſam den Trupp unter den langen Fiſchen mit dichtem Leibe, ſchnabelförmigen oder in der Quere liegendem Kopfe, bald nach der Länge geſpaltenen, bald am vordern Kopfe in der Quere zirkelförmig klaffenden, froſchähnlichen, gezähnelten oder feilenartig ſcharfem Maule, und hat die Galeos, Spitznaſen, Ceſtraciones, Grobſchmiede und Rhinas, Engel- oder Mönchfiſche, als ſeine näheſten Verwandten, zu Gefährden. Das Geſchlechte der Hundsköpfe hat einen, in eine Schnauze ausgehenden Kopf, mit länglicht geſpaltenem Maule, über daſſelbe hervortretender Schnauze und einem ſehr weiten, mit Zähnen fürchterlich bewaffneten, Rachen. Er faſſet ſeinen Raub, wie ein Dachs-

hund, entweder unterwärts, oder etwas auf die Seite gewendet. Bey den alten Griechen oder Lateinern heißt er Κύων, Canis, der Hund, weil er, nach einiger Meynung, einen, einem Hunde ſo ähnchen, Kopf habe, oder auch eben ſo gierig und von ſo feiner Witterung ſey. Von andern wird er Lamia, Tiburo, vom Artedi Squalus, genannt. Klein führet in dieſem Geſchlechte drey Gattungen:

1) der erſte Hundskopf, Cynocephalus albus, von ſeiner beſtändigen weißen Farbe, der weiße genannt; daher ihn auch die Engländer the white Shark, nennen. Κύων, Canis, des Ariſtoteles, Oppians und Aelians; Καρχάριας des Athenäus und Theophraſtus, von dem griechiſchen Worte, Κάρχαρος, ſcharf und ſpitzig; daher Ariſtoteles diejenigen Thiere, die ſpitzige, ſägen- oder kammförmig geſetzte Zähne haben, καρχαρόδοντα nennt. Tiburo, Lamia, Lamna, der Schriftſteller; ſ. Willughby, S. 47. und Hans Sloane, H. Iamaic. I. 24. Bos bellua und Canicula, P. Iouii de Rom. Piſcib. cap. III. wo die Geſchichte von dem, von dieſem Fiſche gefreſſenen, Mohren zu finden, dem Klein eine andere Geſchichte, von einem in dem Magen dieſes Fiſches, zu Marſeille und Nizza gefundenen, geharniſchtem Manne beygefüget. Bey dem Artedi, ſyn. p. 98. ſp. 14. iſt er ein Squalus, dorſo plano dentibus pluribus ad latera ſerratis, vielleicht mit breiterm Rücken, als der übrigen iſt; denn ſein kurzer Rücken, in Vergleichung mit den Muſtelis ſ. Galeis, Spitznaſen, iſt ſehr breit; von den ſägeförmigen Zähnen aber ſind Aldrovand, Muſeo Metall. Besler, Scheuchzer, Querel. Piſc. und Steno, de Cap. Carchar. nachzuſehen, nach deren Beobachtungen nicht aller Fiſche Zähne ſägeförmig ſind, wie ſich an den verſchiedenen Arten der Gloſſopetrarum, der ſo genannten Otter- oder Steinzungen, die verſteinerte Fiſchzähne ſind, findet. Bey dem Scaliger, Bochart und andern, wird er für den Fiſch erkannt, der den Propheten Jonas verſchlungen. Eine, völlig mit der Geſtalt des ganzen Fiſches übereinſtimmende, Zeichnung findet ſich noch nirgends. Die Gesneriſche S. 81. b. ſcheint ſehr willkührlich entworfen, und den Aldrovandiſchen Figuren iſt auch nicht völlig Glauben zu geben, wenn man auch nur die Köpfe derſelben mit dem Kopfe der Lamiae, facie rictuque canino, der in Mercati Metallotheca, und bey dem angeführten Stenonis, der den Kopf zergliedert, zu finden, vergleicht. Man ſieht demnach einer vollkommenen ähnlichen Zeichnung dieſes berüchtigten Fiſches mit Verlangen entgegen.

Von den, im Kopfe dieſes Fiſches gefundenen, Steinen iſt Klein Miſſ. II. S. 34. und 37. nachzuſehen.

Die, in unſerm Kabinette befindliche Maxilla ſuperior et inferior Canis Carchariae, ſieht der Kleiniſchen Zeichnung Miſſ. I. Tab, VI. überhaupt ganz ähnlich, ſo daß wir das Original dieſer Zeichnung mit dem Klein vielmehr für den Kopf eines Galei, als einer Raiae, Rochen halten müſſen. Die untere, kürzere, auf beyden Seiten ziemlich breite, gleichſam geflügelte Kinnlade, machet vorne in der knorplichten und häutichten Vereinigung beyder Stücken einen ſtumpfen Winkel und ſtellet einen Dreyangel vor. Es laſſen ſich in ſelbiger fünf Reihen ungezähnelter dreyeckichter, gerade zugeſpitzter, ſich deckender, und nach dem Schlunde zu gerichteter, Zähnchen zählen, auf jeder Seite vierzehn Lagen, außer der Reihe ganz kleiner mehr rundlicher Zähnchen in dem Winkel der vereinigten zwo Kinnladen. Der obere Kinnbacken raget über den untern weit hervor, iſt vorwärts bey der Vereinigung ſeiner Theile mehr rundlich und ſtumpf, hat ebenfalls fünf Reihen dreyeckichter, auswärts auf jede Seite gebogener, viel breiterer und ſtärkerer, gezähnelter und zugeſpitzter, Zähnchen; ebenfalls in vierzehn Reihen, mit der Lage kleinerer mehr rundlicher in der Vereinigung. Die Zahl dieſer Zähnchen ſteigt auf zweyhundert und einige funfzig, als hundert und zwey und dreyßig in dem untern Backen, hundert und zwölf bis hundert und ſechzehn in der obern, und acht bis zehen in den Vereinigungswinkeln. Der Umfang jedes Kiefers beträgt ſechs und zwanzig bis ſieben und zwanzig Zoll; die Zahnhöhle, worinnen die Zähnchen fünffach über einander liegen, und ſich im Zahnfleiſche aufrichten und niederlegen können, einen Zoll bis fünfviertel Zoll, und die Oeffnung des Rachens nach der Höhe zwölf, nach der Breite ſieben Zoll, woraus ſich ergiebt, daß dieſer Fiſch zur völligen Größe noch nicht erwachſen geweſen; zumal der Mülleriſche Menſchenfreſſer nur eine mittlere Art dieſes Ungeheuers geweſen, und in ſechs Reihen über fünfhundert Zähne gehabt haben ſoll. ſ. unſern Artikel, Hayen, Squalus Carcharias, Linn. gen. 131. ſp. 12. Th. III. S. 708.

2) Der blaue Hundskopf, Cynocephalus Glaucus Kl. von der ſchönen dunkelblauen Farbe auf dem Rücken, und ſilberhaften am Bauche, welche beſtändig ſind; daher er bey den Engländern the Blew-Shark, und bey dem Rondelet, Gesner, Aldrovand, Willughby, Galeus Glaucus, nach dem deutſchen Gesner, S. 78. b.

Blauhund genannt wird. Bey dem Artedi, ſyn. p. 98. ſp. 13. iſt er Squalus, foſſula triangulari in extremo dorſo, foraminibus nullis ad oculos; γλαῦκος des Aelians, und Glaucus des Charletons, Requies des Rocheforts und Labats, welcher in ſeiner Voyage de l' Amerique, Tom. I. p. 45. et 51. ein, einen Hund vorſtellendes, Seeungeheuer darſtellet, das von einer höchſt ſeltſamen und unnatürlichen Geſtalt iſt; des Beslers Meerhund, Canis marinus, roſtro ſimo, dentibus latis ſerratis, non tamen omnibus; und des Linn. Squalus Glaucus, gen. 131. ſp. 14. ſ. unſern Artikel, Hayen, Th. III. S. 709. Bomare führet ihn unter dem Namen Cagnole bleu, auch Squale; bey den Foraminibus ad oculos iſt wohl das Wort nullis, nur aus Verſehen ausgelaſſen worden. Daß aber, nach dem Corn. Bruyn Voyag. T. II. einmal aus einem dergleichen Galeus, oder Meerhunde, und deſſen geöffnetem Bauche, fünf und vierzig Junge herausgegangen, und ſogleich in einer Kufe mit Waſſer zu ſchwimmen angefangen, davon der kleinſte noch größer geweſen, als eine mittlere Art von Stockfiſchen, Merlan, Merlucius, das bezweifelt Klein nicht ohne Grund; obwohl Rondelet Tom. I. p. 388. aus einem Fiſche gleichen Geſchlechts, aus einem geöffneten Vulpe marina, einige lebendige Junge, Catulos, herausgehen geſehen, die ſich aus Furcht in die Mutter zurückgezogen haben möchten.

3) Der Hundskopf mit der kurzen Schnauze, Cynocephalus, roſtro breui, Maltha des Rondelet, davon er eine gar unzureichende Beſchreibung gegeben, ſo, daß mit Gewißheit nicht zu beſtimmen, ob er zu den Canibus, Hunden, oder den Galeis, Spitznaſen, zu rechnen; wiewohl er in Anſehung der Floßen, des Schwanzes, und der innern Theile, von den Hunden nicht verſchieden ſeyn ſoll, doch aber auch das weiße dünne Häutchen, das den Hundfiſchen eigen iſt, und ihnen unter den Augen ſitzt, auch zur Bedeckung der Augen dienen kann, Nebula nach dem Plinius, nicht führet.

Der Name **Hundskopf** wird auch verſchiedenen andern Thieren gegeben, welche eine verlängerte Schnauze, und überhaupt einen Kopf, wie die Hunde haben, vorzüglich aber dem, bereits im erſten Theile unter dem Artikel Affe, S. 132. beſchriebenen ungeſchwänzten Affen, der beym Büffon Maggot heißt, und den großen Fledermäuſen auf der Inſel Madagaſcar, welche ſchon unter dem Namen des fliegenden Hundes beſchrieben worden ſind.

Hundskürbis.
S. Gichtrübe.

Hundsmaiſe.
Hundsmaiſe heißt bey einigen die kleine Kohlmaiſe, oder ſchwarze Waldmaiſe, Tannenmaiſe, parus ſyluaticus, ater; ſchwarzer Kopf, weißer Wirbel, grauer Rücken, weißer Unterleib. Man ſehe überhaupt die Maiſen.

Hundsmelte.
S. Melte.

Hundsohr.
S. Perlenmutter.

Hundsruthe.
S. Cynomorium.

Hundsſchwamm.
S. Cynometra.

Hundsſtern.
Sirius, Canicula; ein Stern der erſten Größe in dem Sternbilde des großen Hundes, von dem wir ſchon S. 162. gehandelt haben.

Hundstatu.
So nennt Herr Klein den Tatu oder das Panzerthier mit drey Reifen, wegen der Geſtalt des Kopfes. Eine Beſchreibung dieſes amerikaniſchen Thieres iſt ſchon im erſten Theile unter dem Artikel Armadill, S. 348. angegeben worden.

Hundstod.
S. Eiſenhütlein.

Hundsviolen.
S. Veilchen.

Hundszahn.
Tabernämontan und mit dieſem Hr. Planer nennen ſolches Geſchlecht Schoßwurz, Dens Canis Tourn. Erythronium Linn. Die zwiebelartige, ausdauernde Wurzel, welche eine Aehnlichkeit mit den Zähnen haben ſollen, treibt einen niedrigen Stängel, welcher mit breiten und runden, oder auch ſchmalen, zuweilen ſchwarz gefleckten Blättern und im März mit einer weißen oder röthlichten, auch gelblichten Blume beſetzet iſt. Der Kelch fehlet. Die ſechs länglicht ſpitzigen Blumenblätter ſind glockenförmig geſtellet, jedoch größtentheils rückwärts geſchlagen, und an den dreyen, welche mehr einwärts ſtehen, ſitzen auf jedem zwo knorplichte Erhebungen; ſechs kurze Staubfäden umgeben den Griffel mit dem dreyfachen Staubwege. Die rundliche Frucht öffnet ſich in drey Klappen und enthält in drey Fächern viele Saamen. Die Pflanze wächſt in Sibirien und Virginien. Die Tartarn ſtoßen die getrocknete Wurzel, kochen ſolche mit Milch, und halten dieſen Brey für eine nahrhafte Speiſe. Die Vermehrung geſchieht durch Saamen; leichter

aber durch die Bruth der Wurzel. Dieſe dauert nicht lange außer der Erde, hält ſich aber im freyen Lande, auch den Winter über, recht gut.

Hundszahn, S. auch Meerzähnchen.

Hundszorn.

S. Eberwurz.

Hundszunge.

Cynogloſſum Tourn. Der Kelch iſt in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet. Das Blumenblatt hat eine kurze, mit fünf vorragenden Schuppen verſchloſſene Röhre, und einen, in fünf ſtumpfe Einſchnitte getheilten, Rand. Fünf kurze Staubfäden ſitzen in der Röhre, und um den Griffel liegen vier Fruchtkeime, welche in breite, rundliche, mit ſteifen Borſten beſetzte, Saamen verwandelt werden. Herr von Linné vereiniget mit dieſem Geſchlechte das Nabelſaamenkraut, bey welchem aber die Saamen ganz anders beſchaffen ſind.

Die gemeine Hundszunge, Cynogloſſum officinale Linn. Die lange, ſtarke, fleiſchichte, ſchwärzlichte Wurzel treibt einen Stängel, welcher anderthalb bis zween Fuß hoch, oberwärts in Zweige getheilet, und mit vielen langen, ſchmalen, ſpitzigen, völlig ganzen, zuweilen etwas krauſen, haarichten, weichen, und wechſelsweiſe platt anliegenden Blättern beſetzet iſt. Die röthlichen Blumen ſtehen ährenweiſe an den Enden der Zweige. Es wächſt dieſe Pflanze häufig an den Wegen und andern ungebaueten Oertern, und da ſie nur zweyjährig iſt, blühet ſie im Frühjahre. Die Vermehrung geſchieht allein durch den Saamen. Die große, frühe Hundszunge, Cynogloſſum ſemperuirens Gled. iſt eine Spielart der gemeinen. Sie hat einen widerwärtigen Geruch; das Vieh läßt ſolche unberührt ſtehen, und man hat ſie auch in der Arzneykunſt eher für ſchädlich, als nützlich halten wollen. Da man aber andere, in Anſehung der Wirkung dieſer Pflanze ähnliche, Mittel mit dem beſten Erfolge zu gebrauchen pfleget, kann ſolches auch von dieſer gelten, zumal da die Wirkung davon viel ſchwächer iſt. Man hat daher ſolche als ein anhaltendes Mittel angerühmet, und bey den Blutflüſſen, Durchfällen und dergleichen Krankheiten empfohlen. Der von der Wurzel bereitete Trank innerlich genommen, und die Wurzel, als ein Umſchlag, äußerlich gebrauchet, ſoll bey den Kröpfen nützlich ſeyn. In den Apotheken hat man die Hundszungenpillen, Pill. de Cynogloſſa, welche aus dieſer Wurzel, dem Bilſenkraute, Mohnſafte und einigen Gewürzen zubereitet, und als ein

wirkſames

wirkſames und ſicheres Mittel, geſetzt auch, daß deſſen Kräfte ſonderlich vom Mohnſafte herzuleiten, bey allen Ausflüſſen und zu Linderung der Schmerzen, bey Krämpfen und dergleichen Krankheiten, von fünf bis acht Gran gegeben wird. Man pfleget dieſe Pillenmaſſe auch als ein Pulver zu geben, welches ſich auch wegen des angenehmen Geruchs empfiehlt. Wenn man die Wurzel den Kindern an den Hals hängt, ſollen die Läuſe davon ſterben. Will man die Wurzel gebrauchen, ſo muß ſolche friſch, und ehe der Stängel treibt, ausgegraben werden, nachher und bey dem Trocknen verliert ſie alle Kräfte.

Hundszunge, nach Müllern ein Seitenſchwimmer, Pleuronectes Cynogloſſus, Linn. gen. 163. ſp. 5. ſ. unſern Artikel, Havagerhöhne, Th. III. S. 694. und Sohle oder Zunge, Solea I. des Kleins.

Hungerblümlein.

Draba Linn. Die Blume zeiget vier eyförmige, vertiefte Kelch- und vier länglichte, kreuzweis geſtellte Blumenblätter, vier lange und zween kürzere Staubfäden, und einen Fruchtkeim ohne Griffel mit einem platten Staubwege. Das kleine, länglichte, plattgedrückte Schötchen hat, aus Mangel des Griffels, keinen ſpitzigen Fortſatz, öffnet ſich mit zwo Klappen, und an der Scheidewand hängen kleine rundliche Saamen. Herr von Linné hat acht Arten angeführet, welche in Anſehung der Blumenblätter nicht übereinkommen. Bey einigen ſind ſolche völlig ganz, bey andern eingekerbet, und bey einigen in zween Lappen getheilet. Wir bemerken nur

das frühblühende Hungerblümchen, Gänſeblume, Frühlingsblümlein, kleinſtes Vogelkraut, Nägelkraut, Draba verna Linn. wächſt in dem allerelendeſten Sandboden überall, und iſt nach Abgang des Schnees faſt die erſte Pflanze, welche mit ihren kleinen, länglichten, eingekerbten, rauchlichten, auf der Erde ausgebreiteten Blättern erſcheint. Da die Pflanze nur jährig iſt, kurze Zeit dauert, und häufig Saamen ausſtreuet, findet man ſolche auch öfters im Herbſte wieder. Der Stängel iſt öfters nur einen, ſelten zween Finger lang, ganz nackend, und mit einer kurzen Blumenähre geendiget. Die kleinen Blumenblätter ſind weiß und in zween Lappen getheilet. Es gehöret unter die ſchwachen, kreßartigen Pflanzen, und wird von den Schaafen geliebet.

Hungerblume.

S. Steinbrech.

Hungerkraut.

S. Goldblume, Grindwurzel und Veilchen.

Hupſen.

S. Peterlein.

Hura.

Hura, auch Streubüchſenbaum, Sandbüchſenbaum, Indianiſche Nuß genannt, Hura crepitans Linn. Dieſer Baum machet ein eigenes Geſchlecht aus. Der weiche Stamm erreichet etliche zwanzig Schuh Höhe und verbreitet ſich in viele Aeſte, welche einen Milchſaft enthalten und viele Narben zeigen, wo die Blätter abgefallen ſind. Die wechſelsweiſe geſtellten und auf langen Stielen ruhenden Blätter ſind groß, herzförmig und ſchöngrün. Es trägt dieſer Baum zweyerley Blumen. Die männlichen Blumenähren oder Kätzchen entſpringen in dem Theilungswinkel des Stammes, hängen unterwärts, und beſtehen außer den eigenlichen Blumen, aus länglichten Schuppen. An den Blumen ſieht man keine Blumenblätter, ſondern nur einen kurzen, walzenförmigen, abgeſtutzten Kelch und einen blutrothen Staubfaden, welcher ein zehnfach eingekerbtes Tellerchen trägt, an deſſen Erhebungen die Staubbeutel anſitzen, und zwar an jeder derſelben gemeiniglich zwey. Die weiblichen Blumen ſtehen von dieſen entfernet, haben weder Kelch noch Blumenblatt, und beſtehen nur aus dem Fruchtkeime, deſſen trichterförmiger Griffel ſich mit einem zwölffachen Staubwege endiget. Die holzichte Frucht zeiget zwölf Fächer, und in jedem liegt ein Saame. Wenn die Frucht völlig reif iſt, zerplatzet ſie mit einem Knalle, und ſtreuet den Saamen weit aus. Der Geburtsort iſt Neuſpanien und Jamaika. Die Vermehrung geſchieht aus dem Saamen, welcher in Töpfe geleget, und dieſe in ein Miſt- oder Lohbeet eingegraben, auch die Bäumchen beſtändig im Glashauſe unterhalten werden. Die friſchen Saamen erregen heftiges Erbrechen und Stuhlgang. Die Amerikaner nehmen aus der Frucht, ehe ſie ſich öffnet, die Saamen heraus, und gebrauchen ſolche ſtatt einer Sandbüchſe.

Hure.

Unter den herzförmigen Venusmuſcheln kömmt eine vor, welche Herr von Linne' Venus Phryne nennt; und weil Phryne für eine Athenienſiſche Hure ausgegeben wird, hat Müller obigen Namen gewählet. Die Schale iſt faſt herzförmig und glatt, vorne und hinten in die Queere geſtreifet, die After aber ſchief, herzförmig mit violetnen Adern. Der Süderocean enthält dergleichen. Es führet bey einigen Schriftſtellern

lern eine andere, und zwar drey⸗eckichte Venusmuſchel den Namen alte Hure, welche aber nach Herr Müllern das alte Weib genannt worden, und unter dieſem Worte vorkommen wird.

Hure, ſtinkende.

S. Melte.

Hurenſtrang.

S. Brennkraut.

Hutblume.

S. Butterblume.

Huthung.

Huthung, auch Hut, Weide, Viehweide, Trift, und Viehtrift genannt, Paſcuum. Diejenigen Oerter und Plätze, wohin allerley Vieh getrieben wird, daß es daſelbſt ſeine Nahrung ſuche und erhalte, ſind zwar bisher dem Landwirthe ganz allein überlaſſen, und von dem Naturkündiger kaum einer Achtung gewürdiget worden; wodurch aber auch geſchehen, daß ſelbige öfters denjenigen Nutzen nicht geleiſtet, welchen man davon erlangen können, vielmehr ſowohl am Futter, als dem Viehe beträchtlichen Schaden erlitten. Daher muß man es für einen beſondern Vortheil unſerer Zeiten anſehen, daß der Naturlehrer ſeine Bemühungen mit dem Landwirthe vereiniget, und Gelegenheit gegeben hat, daß manche üble Gewohnheiten, auch wohl Geſetze abgeſchaffet, und beſſere eingeführet worden. Wir wollen hier nur von den Fehlern, ſo bey der gewöhnlichen Huthung gemeiniglich begangen werden, und von der beſſern Benutzung derſelben, das wichtigſte anführen, und zugleich die vornehmſten Gründe angeben, warum nach einiger Meynung ſolche vielleicht gänzlich abzuſchaffen, und dafür die Fütterung in dem Stalle einzuführen ſeyn dürfte. Die ſogenannten Gemeinde Huthungen, oder die für beſtändig zum Weidgange beſtimmten Plätze, welche von vielen gemeinſchaftlich genutzet werden; auch die Koppelweide, wo zwo Gemeinden auf einer Trifft der Huthung ſich bedienen, werden faſt gar nicht verbeſſert, mithin wird weder die Gemeinde, noch ihr Vieh denjenigen Nutzen davon erhalten, den ſie ſonſt bey einer beſſern Einrichtung allerdings verſchaffen könnten. Ein ſolcher Platz wird ſeinem Schickſale überlaſſen; die Gräben werden ſelten geräumet, ſchädliche Kräuter, Strauchwerke und dergleichen nicht vertilget, die Maulwurfshügel nicht eben gemachet, die ſumpfichten ausgemoderten Tiefen nicht erhöhet, am wenigſten jährlich ein gewiſſer Theil mit dem Pfluge umgeriſſen, gedünget, mit Heuſaamen oder andern Futterkräutern beſäet,

ſäet, und andere dergleichen heilſame Anſtalten vorgekehret. Dieſer an ſich ſchlecht beſchaffene Boden wird durch das Vieh, wenn es darauf weidet, noch mehr beſchädiget. An vielen Orten treiben die Hirten im Frühjahre, ſobald der Schnee nur weg iſt, das Vieh darauf, obgleich daſſelbe auf dieſen kahlen Weiden wenig oder nichts zur Fütterung findet, und anſtatt ſich ſättigen zu können, nur hin und wieder wandert, und aus Hunger die alten Stoppeln des Graſes mit den jungen Keimen, und den daran hängenden Wurzeln zugleich aus der Erde reißt, etwas davon frißt, das meiſte aber wieder fallen läßt. Der noch weiche Boden wird von dem Viehe tief eingetreten, und dadurch viel junges Gras verdorben, und zugleich dem Waſſer eine Ruheſtadt angewieſen, worinnen es verderben und zu Erzeugung ſchädlicher Pflanzen geſchickt gemachet wird. Das junge Gras, da es währender Zeit ſeines Wachsthums verbiſſen, oder auf andere Art verletzet wird, kann niemals zu der Stärke und Vollkommenheit gelangen, die es erreichet haben würde, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſich gehörig auszuwickeln; vielmehr werden die ſaftvollen Wurzeln, und zarten Keime, wegen des öftern Zerquetſchen, bey feuchter und warmer Witterung endlich in Fäulniß gerathen. Der häufige Unflath, den eine Heerde Vieh täglich auf der Weide hin und wieder fallen läßt, verdirbt den Weideplatz, ein ſolcher betriebener Ort ſieht gemeiniglich fleckicht aus, hin und wieder zeigen ſich leere Plätze, und obgleich Pferde und Rindvieh nicht ſo eckel ſind, in der Nähe um einen ſolchen Fleck zu weiden, ſo währet es doch geraume Zeit, ehe der Dünger verwittert, und dieſe Stellen wieder grün werden. Eine ſolche Huthung kann kaum den dritten Theil Vieh ernähren, als geſchehen würde, wenn man eine andere Einrichtung damit machete, und dieſe Oerter als Wieſenwachs zu nutzen ſuchete. Der geheimde Rath Reinhart in ſeinen vermiſchten Schriften und der Hofkammerrath Bergius in ſeinem Policey- und Cameralmagazin, auch viele andere neuere Schriftſteller haben den Unterſchied dieſer Benutzung zu erweiſen, ſich angelegen ſeyn laſſen. Und man hat vorgegeben, daß, wenn z. E. vier Morgen Weide hinlänglich wären, um eine Kuh das ganze Jahr hindurch zu erhalten, und beſtimme die Größe der vorhandenen ganzen Weide zu zweyhundert Morgen, ſo zu Wieſen gemachet werden könnten, ſo würden darauf funfzig Weidekühe ernähret werden können; würde aber

aber dieſe Huthung zur Wieſe gemachet, ſollen davon hundert Kühe auf dem Stalle erhalten werden können; folglich hätte man ſchon die doppelte Nutzung; wenn man ferner berechnet, daß eine Stallkuh ſo viel einbringe, als vier Weidekühe, ſo wäre, wenn ſich dieſes alles wirklich ſo verhält, und nicht etwan ein Fehler in der Rechnung mit untergelaufen, der gedoppelte Vortheil vier-, oder vielmehr gar achtfach; welches gewiß reizen ſollte, alle Weiden in Wieſen zu verwandeln, wenn es nur allenthalben wegen Beſchaffenheit des Bodens, oder aus andern Urſachen angehen will; doch können in dieſem Falle dergleichen Oerter entweder zu Acker und Anbauung verſchiedener Futterkräuter, oder zu Waldungen beſtimmet und angebracht werden. Wobey aber leicht abzunehmen, wie bey Abſchaffung der Weide und Huthung, man das Vieh ſowohl den Sommer, als Winter hindurch im Stalle füttern müſſe. Woraus auch noch ein anderer Vortheil entſteht; indem auf dieſe Art nichts von dem Miſte verloren geht, vielmehr aller in dem Stalle geſammlet werden kann. Es iſt auch hierbey nicht allein auf die vermehrte Menge, ſondern auch, und vorzüglich auf die Güte deſſelben zu ſehen. Der Miſt vom grünen und friſchen Futter iſt kräftiger, und nach dem Vorgeben vieler Landwirthe, zwey Fuder bey grüner Fütterung geſammelter Sommerdünger in der Wirkung und Dauer wenigſtens drey Fudern Winterdünger gleichzuſchätzen. Die Stallfütterung giebt noch mehrern Nutzen, oder aus der Huthung entſteht noch mancherley Schaden, welcher das Vieh betrifft. Durch das viele Herumtreiben auf die öfters weit entlegenen Huthungen, wird das Vieh müde und entkräftet, und wird von Hitze, Staub, Näſſe, Ungeziefern und dergleichen äußerlichen Umſtänden mitgenommen; es hat ſolches nicht Zeit genug gehörig wiederzukäuen, und die rechte Verdauung des Futters abzuwarten. Im erſten Frühlinge und ſpäten Herbſte, wenn das Gras ſelten, oder ſchon verdorben iſt, ſchlucket das Weidevieh allen Unflath und ſchädliche Kräuter aus Hunger ein, welches gefährliche Krankheiten verurſachen muß. Bey dem Eintreiben wird die, auf der Huthung erworbene Milch größtentheils wieder verloren gehen. Bey den ſäugenden Kühen wird wegen des vielen Laufens die Milch erhitzet, welches den jungen Kälbern Krankheit und Tod zuwege bringt. Alles dieſes iſt bey der Stallfütterung nicht zu befürchten, und vorzüglich das Vieh vor der Seuche ſicher; indem wieder-

holte Erfahrung beſtätiget, wie das bewärteſte Mittel darwider, in der zeitigen und gänzlichen Abſonderung des geſunden Viehes von dem kranken beſtehe. Dieſes aber kann nicht beſſer bewirket werden, als wenn man das Vieh im Stalle und Hofe unterhält. Der Nutzen der Stallfütterung geht noch weiter, und verbreitet ſich von Müttern auf Kinder und Enkel. Hr. Tſchiffeli in ſeinen Briefen über die Stallfütterung hat noch beſonders angemerket, daß dadurch, weil altes und junges Vieh gemeiniglich untereinander auf die Huthung getrieben werde, ein anſehnlicher Schaden entſtehen könne, da öfters Kälber, ſo kaum funfzehn Monathe alt, und noch eher, trächtig, und dadurch ihre noch ſchwachen Kräfte über Vermögen angegriffen würden. Die Mutter bleibt alsdenn klein und mager; die Menge der Milch iſt ihrer Größe angemeſſen, und das von ihr fallende Kalb wird eben wie die Mutter klein und hager bleiben, und ſo von Geſchlecht zu Geſchlecht das Vieh immer elender werden. Gewiß ein wichtiger Punkt, wie man denn bey den Menſchen längſt wahrgenommen, wie elende es ſey, wenn Kinder wieder Kinder zeugen. Wenigſtens ſoll der Landwirth alle Vorſicht wegen dieſes Umſtandes anwenden, und bey dem Austreiben es alſo einzurichten ſuchen, daß altes und junges Vieh von einander abgeſondert bleibe, ſo auch beyde in beſondern Ställen verwahret werden. Dieſes alles, wodurch man die Stallfütterung anpreißet, gielt nicht allein von den Kühen, ſondern auch von den Ochſen und Pferden, indem auch dieſe, ſonderlich die Pferde, öfters Tag und Nacht über auf den Huthungen gelaſſen werden. Die Nachthuthung iſt wohl den Pferden viel eher ſchädlich als nützlich. Ein Pferd, das den Tag über abgemattet worden, kömmt in keinen warmen Stall, und hat keine trockne Streu, folglich wird es nicht gehörig ausdünſten, ſich von der Müdigkeit erholen, und zu neuer Arbeit geſchickt machen können. Es muß nach vollendeter Tagesarbeit öfters weit auf die Huthung laufen, ſeine Nahrung kümmerlich ſuchen, und dem Thaue beſtändig, auch öfters dem Regen und Reife ausgeſetzet ſeyn, wodurch es gar leicht ſteif werden kann. In Anſehung der Schaafe wird die Stallfütterung nicht füglich ſtatt finden; man kann aber dieſe im Frühjahre und bis zu einer gewiſſen Zeit auf die Wieſen laſſen, und da zu ſolcher Zeit die Wieſen mehr Futter geben, als die Weideplätze, werden es die Schaafe beſſer haben, wenn dieſe mehrentheils zu

Wieſen gemachet werden. In dem Sommer würden zwar den Schaafen alsdenn die Weideplätze abgehen; ſie können ſich aber alsdenn auf den Brachfeldern, und auf den Rändern der Waldungen behelfen, und ſollte dieſes nicht hinlänglich ſeyn, mit Klee und andern Futter unterhalten werden. Nach der Erndte bekommen ſie die Stoppelfelder, und im Herbſte werden ſie nach eingebrachten Grummet die Wieſen wieder beſuchen dürfen. Endlich hat man auch die Stallfütterung um deswillen eingeführet, weil dadurch den vielen Beſchwerlichkeiten, ſo von der Huth- und Triftgerechtigkeit entſtehen, am beſten vorgebeuget, und der Landwirth in den Stand geſetzet werde, ſeine Felder ſo zugebrauchen, wie er ſolches für das dienlichſte hält. So lange die Huthgerechtigkeit gilt, darf man die Aecker nicht benutzen, wie man will, und ſäen, was der Acker am beſten tragen würde. Man muß in das Sommerfeld Sommerfrüchte ſäen, und den dritten Theil ſeiner Aecker zur Brach liegen laſſen: man darf das Stoppelfeld für Winters nicht ſtürzen, man darf keine Lehden und wüſten Oerter zu Acker, und ſchlechtes Ackerfeld zu Waldungen machen, und was dergleichen nachtheilige Gewohnheiten mehr ſind.

Obgleich aber die Gründe wichtig ſind, wodurch der Landwirth bewogen werden ſollte, die Huthen und Trifften ganz abzuſchaffen, und die Stallfütterung das ganze Jahr hindurch anzunehmen; ſo wollen doch ſelbige nicht durchgehends Beyfall erlangen, vielmehr finden die Vertheidiger der alten Gewohnheit gegen dieſe Gründe gar mancherley einzuwenden, und bringen auch neue hervor, woraus ſie beweiſen wollen, daß den Weideplätzen durch den Beſuch des Viehes, und durch das Austreiben auf die Huthungen dem Viehe ſelbſt eher Nutzen als Schaden zugefüget werde. Und gewiß, die Wieſen und andere Weideplätze würden in keine Verachtung gekommen ſeyn, wenn man überall verſtändige Hirten gehalten, und mit der Weide eine gehörige Eintheilung gemachet. Wenn die ſogenannte offene und geſchloſſene Zeit, da das Vieh entweder auf die Weide getrieben, oder davon abgehalten wird, nicht auf gewiſſe Tage und Zeiten geſtellet, ſondern nach Beſchaffenheit der Witterung, und der Gegend eingerichtet würde. Wenn die Plätze gehörig abgetheilet, und dem Viehe alle Tage ein neues Stück eingeräumet würde, damit es nicht heute Ueberfluß und morgen Mangel leide, auch der Boden und das Gras Zeit erhalte, ſich wieder zu erholen.

len. Wenn der Hirte das Vieh nicht nach gewiſſen Stunden, nicht bey Näſſe, Nebel, und andrer ſchädlichen Witterung austreibe, und zur rechten Zeit zur Tränke führe, hingegen von unreinen faulen Waſſer, auch von Graſe, ſo zur Fütterung undienlich iſt, ſorgfältig abhielte. Wenn man die öffentlichen Weideplätze nicht ganz vernachläßichte, ſondern zuweilen verbeſſerte, die Graben gehörig räumete, den magern Boden düngete, jährlich einen Theil davon umrieſſe, und mit Klee oder Heuſaamen beſäete. Alsdenn würde das Vieh ſich nicht hungrig und müde auf den Triften laufen dürfen. Bey der Stallfütterung, welche auch im Sommer geſchehen ſoll, machet der Bauer, aber auch der Naturlehrer verſchiedene Einwürfe, davon wenigſtens einige Aufmerkſamkeit verdienen. Es iſt gewiß, daß die Stallfütterung mehr Mühe und Arbeit verurſache; wenn ſolche aber mehrern Nutzen bringet, iſt dieſes nicht zu achten. Ob aber die Unkoſten, ſonderlich wegen des mehrern Geſindes, allemal in dem rechten Verhältniß, mit dem zu hoffenden Gewinnſte ſtehen möchten, könnte vielleicht, wie wir ſchon zuvor angemerket, noch zweifelhaft ſcheinen, und die beſondern Umſtände, welche Herr Tſchiffeli im dritten Briefe erwähnet, machen die Stallfütterung noch beſchwerlicher; nach deſſen Verlangen ſoll man jedes Futter, ſo Morgens und Abends dem Vieh gereichet wird, in vier oder fünf, und Nachmittags in zwo Portionen abtheilen, und dieſes nach jeder genoſſenen Portion etwan eine Viertelſtunde an der leeren Raufe ſtehen laſſen; ferner das Gras nicht allzujung abmähen, bey Regenwetter und wenn das Gras naß iſt, nicht eingraſen, ſondern zu ſolcher Zeit das Vieh mit dürrem Futter ſättigen. Daß das Vieh dergleichen den Sommer über im Stalle nicht freſſen ſollte, iſt ein Vorurtheil. Es kömmt aber hierbey ein anderer Umſtand in Erwegung. Wird dem Vieh das Futter von der Wieſe in den Stall gebracht, muß ſelbiges alles, was ihm vorgeleget wird, es mag ihm ſchmecken oder nicht, freſſen, oder es wird vieles Futter liegen bleiben und verwüſtet werden, zumal da wir aus Erfahrung wiſſen, wie das grüne Futter, welches von einer Mahlzeit übriggeblieben, und von dem Viehe nur berochen oder angehauchet worden, zum zweyten Futter gar nicht dienet, vielmehr von dem Viehe gänzlich verachtet wird. Eine Art Vieh frißt lieber dieſe, eine andere Art jene Kräuter. Wo eine Heerde Kühe geweidet, werden die Schaafe, wenn ſie auf den nämlichen Platz getrieben werden

ben, immer noch genug zu ihrer Sättigung finden, und die holländiſchen Landwirthe haben durch Verſuche gefunden, daß, wo acht Kühe nichts mehr zur Nahrung finden können, ſich noch zwey Pferde ſatt gefreſſen, und nach dieſen noch vier Schaafe etliche Tage Futter genug erhalten haben. Solchergeſtalt wird auf Weideplätzen alles genutzet, kein Kräutlein geht verloren, hingegen in dem Stalle wird öfters mehr vertreten als gefreſſen. Die Freyheit iſt der natürliche Zuſtand der Thiere, und ihre Geſundheit erfordert mäßige und öftere Bewegung. Ob dieſe bey der Stallfütterung beſtehen könne, ſcheint allerdings zweifelhaft zu ſeyn. Man giebt zwar vor, wie die Glieder des Viehes leicht gelenkſam erhalten werden könnten, wenn ſolches täglich ein paar Stunden auf dem Hofe herumwandele; und Herr Medicus in den Bemerkungen der Churpfälziſchen Geſellſchaft vom Jahr 1772. S. 281. behauptet, daß die Geſundheit der Thiere ohne Bewegung beſtehen könne, und führet davon folgenden Beweis an. Der unglückliche Menſch, der Narr, der ſeiner Seelenkräfte beraubet iſt, und hierinnen ſich den Thieren nähert, kann Zeitlebens eingeſperret ſeyn, ſich außerordentlich wohl dabey befinden, und ein hohes Alter erreichen. Nachdenken und ſich nicht bewegen iſt außerordentlich ſchädlich. Aber das Ding, das nicht denkt, kann Zeitlebens ſtille ſitzen, ſein Körper wird dadurch nicht Noth leiden. In wie weit dieſer Schluß richtig ſeyn dürfte, wollen wir nicht unterſuchen, erinnern aber nur ſoviel, wie ein Narr, eben weil er ein Narr iſt, nicht für geſund zu achten, und vielleicht nur deßwegen ſeiner Vernunft beraubet, weil er die zur Geſundheit, auch zum natürlichen Verſtande nöthige Bewegung verabſäumet. In der Bewegung beſteht gewiß nicht allein das Leben und die Geſundheit des vernünftig denkenden Menſchen, ſondern aller Körper, von welchen wir ſagen können, daß ſie leben. Wie man denn auch ohne Grund befürchtet, daß die Milch durch die längere und ſtärkere Bewegung der Kühe verderben möchte. Vielmehr findet das Gegentheil ſtatt. Wenn die ſäugenden Mütter und Ammen den ganzen Tag über auf dem Stühlchen ſitzen, und noch dazu gut eſſen und trinken, wird die Milch niemals von der beſten Beſchaffenheit ſeyn, und die ſäugenden Kinder dabey nicht wohl gedeihen; man ermahnet daher ſelbige, ſich öfters zu bewegen, und giebt ihnen allerley Arbeiten, damit ſowohl die Verdauung befördert, als auch die Milch dünner, und zur Nahrung leichter und ge-

ſchickter gemachet werde. Eine faule Amme wird zwar fett werden, aber endlich an der Milch Mangel leiden; da hingegen eine arbeitſame mager bleibt, aber Milch im Ueberfluſſe darreichet. Vielleicht hat der gütige Schöpfer die Eyter bey den Kühen und andern ſäugenden Thieren deswegen nahe an die Füße geordnet, damit durch die öftere Bewegung dieſer Theile der Zufluß der Milch befördert, und derſelben Beſchaffenheit verbeſſert werden möge. Noch ein Hauptumſtand, warum die Huthungen nicht gänzlich abzuſchaffen ſeyn dürften, zeiget uns der Frühling. Der Menſch und alle Thiere leiden in Anſehung der Bewegung der Säfte den Winter über Schaden. Die Säfte werden dieſe Zeit über langſam beweget, ſie werden ſelbſt zähe und ſchleimicht, und geben zu Stockungen und andern Krankheiten Gelegenheit. Dieſe würden gewiß erfolgen, und auf mancherley Art ausbrechen, woferne nicht durch die im Frühjahre von neuen hervorkeimenden Pflanzen und Sproſſen dieſe kränkliche Beſchaffenheit verbeſſert, die Säfte aufgelöſet, und wiederum beweglich gemachet, auch die, den Winter über aufgeſammelten Unreinigkeiten, dadurch ausgeführet würden. Dieſe Cur kann im Stalle gewiß nicht geſchehen. Herr von Münchhauſen Hausvater I. Th. 498. S. ſchreibt ganz recht. In magern Gegenden, wir ſetzen hinzu, vielleicht überall, iſt es nicht möglich, allemal ſoviel Gras zu haben, ſonderlich zu Anfange des Frühlings, daß es könnte abgemähet, und dem Viehe genugſam vorgeleget werden. Die Kuh kann zwar das Gras behende zuſammen ſuchen und ſich damit ſättigen, aber dieſes kann durch das Abmähen nicht geſchehen, da das Gras anfangs ſehr ſchwach wächſt, und ſpäte hervorkommt. Herr Tſchiffeli hat ganz recht angemerket, wie durch die Weiden, wenn altes und junges Vieh untereinander ſich daſelbſt aufhält, die Fortpflanzung und Vermehrung der Thiere gar leicht nachtheilig werden dürfte. Hier aber iſt die Schuld nicht der Huthung zuzuſchreiben, und wenn man das junge Vieh, wie es billig geſchehen ſollte, von dem ältern abgeſondert hielte, und jedem ſeinen eigenen Weideplatz anwieſe, würde dies junge Vieh nicht vor der Zeit trächtig werden können. Die Gemeinſchaft des alten aber auf den Huthungen iſt auch wegen der Vermehrung des Viehes ſelbſt höchſtnützlich. In den Ställen werden Ochſen und Kühe beſonders verwahret, und dadurch gleichſam der natürliche Trieb zur Erzeugung unterbrochen. Wenn aber auf den Weiden

den Ochſen und Kühe ſich zugleich aufhalten, wird dieſer Trieb mehr erreget, und beyde zugleich mehr angetrieben, das Werk der Erzeugung öfters und gedeyhlich zu verrichten. Die Menſchen ſcheuen gleichſam das Licht, wenn ſie den Beyſchlaf ausüben, die unvernünftigen Thiere hingegen fliehen die Finſterniß, und Herr Möller in den Oecon. Nachrichten 23. Band 572. S. behauptet, wie die Kühe, wenn ſie auch mit den Ochſen zugleich in einem Stalle eingeſperret wären, dennoch unfruchtbar blieben. Daß die Kühe, wenn ſie immerfort in dem Stalle gefüttert, und niemals auf die Weide gebracht werden, unfruchtbar blieben, hat auch Herr von Münchhauſen behauptet, und wir müſſen deſſelben Wahrnehmung beypflichten. Die hieſigen Winzer, welche kein Huthungsrecht beſitzen, und das ganze Jahr über die Kühe im Stalle unterhalten müſſen, erlangen von dieſem Viehe wenig Nutzen; indem dieſes ſowohl wenig Milch giebt, als auch niemals kalbet; daher ſie öfters genöthiget werden, die alten Kühe ab- und aus andern Gegenden neue anzuſchaffen, welche durch das Kalben zu Erzeugung mehrerer Milch geſchickt ſind. Beydes, die alte und neue Gewohnheit, die Huthung und Stallfütterung, kann auf dieſer und jener Seite betrachtet, und als nützlich oder ſchädlich vorgeſtellet werden. Jeder ſuche die Sache nach ſeinen Wirthſchaftsumſtänden einzurichten, erinnere ſich aber allemal, wie die neuern Zeiten bey ſo vielen angenommenen Verbeſſerungen der Landwirthſchaft immer ſchlechter ausfallen, und vielleicht künftighin noch elender werden dürften, wenn man die Natur nicht zurathe ziehen, ſondern alles blindlings nachahmen will, was dieſer oder jener nach Beſchaffenheit ſeiner Umſtände, vielleicht nützlich, verändert und eingeführet hat.

Hutzeln.

S. Birnbaum.

Hyacinth.

Hyacinthus, iſt ein Edelſtein, welcher eigentlich eine rothgelbe, bisweilen aber auch eine braungelbe und blasgelbe Farbe hat. Es iſt derſelbe bisweilen durchſichtig, und bisweilen undurchſichtig. Es iſt ein vieleckichter, meiſtentheils ſechseckichter Stein, der ſelten rein und nicht ſonderlich hart iſt, und im ſtarken Feuer in Fluß kömmt. Wallerius Mineral. S. 160. u. f. führet fünf der Farbe nach verſchiedene Arten vom Hyacinth an: 1) rothgelben; 2) ſafranfarbigen; 3) weißgelben; 4) bernſteingleichen; 5) honiggleichen Hyacinth. Man

Man findet den Hyacinth im Orient, vorzüglich im Mohrenlande, Arabien und Indien; und auch in Europa, als in Ungarn, Sachßen, Böhmen, Schleſien und Oeſterreich.

Hyacinthe.

Hyacinthe oder Märzblume, iſt ein bekanntes Pflanzengeſchlecht, deſſen Blume keinen Kelch, ſondern nur ein glockenförmiges, und in ſechs auswärts gebogene Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, ſechs kurze Staubfäden, einen Griffel mit ſtumpfen Staubwege, und oberwärts an dem Fruchtkeime drey Honiggruben zeiget. Die dreyeckichte Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern rundliche Saamen. Weil das Blumenblatt nicht in allen Arten von gleicher Geſtalt iſt, haben Tournefort, und mit ihm Ludwig, auch andere zwey Geſchlechter angenommen, und diejenigen, deren Blumenblatt länglicht, röhrenförmig, und in ſechs tiefere Einſchnitte getheilet iſt, Hyacinthe; diejenigen aber, bey welchen daſſelbe mehr ey- oder kugelförmig, und nur mit fünf kurzen Zäckchen geendiget iſt, Traubenhyacinthe, Muſcari genennet. Herr von Linné vereiniget beyde unter dem Namen Hyacinthus; welches wir zwar auch thun, jedoch erwähnten Unterſchied beybehalten, und zuerſt die Hyacinthen, hernach die Traubenhyacinthen anführen, und zuletzt noch von einem andern nahverwandten Geſchlechte der Hyacinthenaloe handeln wollen.

Die eigentlichen Hyacinthen haben eine wahre Zwiebelwurzel, ſo aus vielen übereinander liegenden Häutchen beſteht. Dieſe treibt viele lange, faſt gleichbreite, zugeſpitzte, ſaftige Blätter, und einen nackenden Stängel, welcher ſich mit einer Blumenähre endiget. Der Unterſchied, wodurch die Arten beſtimmet werden, iſt vorzüglich in der Blume ſelbſt zu ſuchen. Die bekannteſten Arten ſind:

1) Die Orientaliſche trichterförmige Hyacinthe, Märzblume, Hyacinthus orientalis L. Ob dieſe Art wirklich in Aſien und Afrika wachſe, wie man gemeiniglich glaubet, oder ob ſolche vielmehr, wie Herr Voorhelm in ſeiner Abhandlung von Hyacinthen behauptet, daſelbſt nicht einheimiſch, ſondern von Geburt eine holländiſche Pflanze ſey, und an den Dünen und Geſträuchen dieſes Landes wild wachſe, und in den mittägigen Gegenden nicht wohl ausdaure, wollen wir nicht unterſuchen. Die Geſtalt des Blumenblattes unterſcheidet dieſe von den andern Arten. Es iſt ſelbiges röhren- oder trichterförmig, unten aber merklich erwei-

tert

tert und bauchicht, und am obern Theile faſt bis zur Hälfte in ſechs Einſchnitte getheilet. In den Gärten findet man viele Abände- rungen, ſowohl in Anſehung der Farbe, als der Anzahl der Ein- ſchnitte des Blumenblattes. Es giebt weiße, blaue und rothe Blu- men, und von dieſen allen wieder- um mancherley Verſchiedenheiten. Schwarze und gelbe hat man zur Zeit nicht wahrgenommen; je- doch bereits in der Mitte einiger gefüllten Blumen dergleichen Far- be beobachtet, auch einfache Blu- men geſehen, deren Boden ſchwe- fel- oder goldgelb gefärbet gewe- ſen, und man kann daher wohl hoffen, mit der Zeit noch ganz gel- be auch ſchwarze zu erhalten. Die einfache, als die natürliche, Blu- me zeiget ſechs Einſchnitte, bey der doppelten zählet man gemei- niglich zwölfe, und bey der gefüll- ten eine größere, aber unbeſtimmte Anzahl. Die ſchönſten Arten er- kennet man a) aus der Zwiebel; dieſe ſoll groß und ohne Mangel ſeyn; doch findet man, daß die gefüllten weißen, mit roth ver- miſchten Hyacinthen gemeiniglich mangelhafte Schalen an der Wur- zel haben, und die ſchönſten ro- then aus kleinen Zwiebeln erwach- ſen. b) An dem Stängel, wenn dieſer proportionirlich hoch iſt. Durch einen allzuhohen Stängel wird die Pflanze unförmlich, und muß durch beygeſteckte Stäbchen aufrecht erhalten werden. Niedrige Stängel verunſtalten die ganze Pflanze. c) An der Zahl der Blumen; wenigſtens ſollen zwöl- fe einen Strauß machen; kann man derſelben dreyßig zählen, ſo iſt die Pflanze von großem Wer- the. Es müſſen aber auch d) die Blumen den Stängel regelmäßig und allenthalben auf gleiche Wei- ſe umgeben, die Blumenſtiele nach oben zu immer kürzer werden, und der ganze Strauß eine pyrami- denförmige Geſtalt zeigen, und e) ſollen die Blumen ſelbſt groß, kurz und vorwärts wohl ausge- breitet, auch recht dichte und ſtark gefüllet ſeyn. Die Gartenlieb- haber pflegen zwar die gefüllten Blumen den einfachen vorzuzie- hen, es verdienen aber auch dieſe alle Achtung. Die einfachen blü- hen zwey auch drey Wochen frü- her als die gefüllten, jene bringen auch viel mehr Blumen als dieſe, vornehmlich aber beſtehen ihre Vorzüge darinnen, daß ſie Saa- men tragen, und aus dieſem neue Sorten zu erlangen ſind, da die gefüllten nur allein von der Bruth der Wurzel vermehret, und die neuen Pflanzen den alten immer gleich und ähnlich erfunden wer- den. Die Vermehrung durch die Wurzelbruth iſt zwar leichter, und die Erziehung aus dem Saamen langſam und mühſamer; allein da man hierdurch immer was neues, und daher ſchätzbares er-

hält, ſoll man ſolche nicht unterlaſſen.

2) Die engliſche, glockenförmige Hyacinthe, die gemeine blaue Hyacinthe, Hyacinth. non ſcriptus Linn. wächſt in Italien, Frankreich, der Schweiz, in Wäldern und Hecken, iſt der vorigen Art in allen ähnlich, nur in der Blüthe unterſchieden. Bey jeder Blume ſtehen zwo lange Blattdecken, und das Blumenblatt iſt glockenförmig, und die ſechs Einſchnitte ſind lang, drey davon größer und mit den kleinern wechſelsweiſe geſtellet, und die Spitzen von allen rückwärts gebogen. Der Staubweg iſt beſtändig naß. Die natürliche Farbe der Blumen iſt blau, ſolche verändert ſich aber, wie bey der erſten Art, auf mancherley Weiſe; man ſieht graue, weiße, purpur- oder fleiſchfarbige, doppelte und gefüllte. Indeſſen werden doch dieſe Spielarten weniger, als von der erſten Art, geachtet, indem die Blumen weniger ſtark und angenehm riechen.

Dieſe beyden Hyacintharten haben zwar dauerhafte Zwiebeln, doch leiden ſolche öfters und leichtlich Schaden, und erfordern mehr Wartung, als viele andere Zwiebelgewächſe. Um den Anbau der Hyacinthen gehörig zu veranſtalten, muß man zuerſt wegen der ſchicklichen Erde beſorget ſeyn. Die ſandichte iſt die beſte, und der grobe Sand, wenn er etwas lehmicht iſt, und im Trocknen nicht in einen gelben Staub zerfällt, der ſchicklichſte. Doch muß die Verbeſſerung dazu kommen, welches am füglichſten durch Kuhmiſt oder Lohe, oder Baumlaub geſchehen kann. Dieſes alles aber muß einige Jahre aufbehalten und öfters durchgearbeitet werden, damit es ſich völlig in eine Erde verwandele. Man pfleget auch diejenige Erde, worinnen ſchon Hyacinthen geſtanden, nicht weiter dazu anzuwenden, ſondern die Beete jährlich mit neuer Erde anzufüllen. Es ſoll auch das Erdreich hoch liegen und trocken ſeyn, damit, vornehmlich im Winter, das Waſſer nicht darauf ſtehen bleibe; daher einige dieſe Beete mit Brettern einfaſſen, und ſolche alſo anlegen, daß die Erde einen halben Schuh höher, als das übrige Gartenland ſey. Die Zwiebeln werden im October eingeleget, und mit ſechs bis ſieben Zoll Erde bedecket. Pflanzet man ſelbige zu tief, ſo wird der Zwiebel die Kraft benommen und die Blume mager ſeyn; im Gegentheile aber wird ſich eine Zwiebel ſtark vermehren und in einigen Jahren ganz entkräftet ſeyn, wenn man ſie wenig er tief einſetzet. Einige Gärtner pflegen jede Zwiebel noch beſonders in Sand einzulegen, auch mit Sande zu bedecken, welches Verfahren aber Herr Voorhelm mißbilliget, wenigſtens nicht für

nöthig

nöthig erachtet. Die Zwiebeln ſind gegen die Winterkälte eben nicht empfindlich; doch kann man bey ſtarkem Froſte die Erde mit Laub oder Lohe, zween bis vier Zoll hoch, bedecken, und ſind die Beete erhöhet und mit Brettern eingefaſſet, um ſelbige Miſt legen, dieſes alles aber im Anfange des Märzes wieder wegnehmen. Da man auch jährlich die Zwiebeln wieder aus der Erde nehmen muß, ſoll man dieſes zur rechten Zeit veranſtalten, nämlich alsdenn, wenn die Blätter ihre grüne Farbe verlieren, und theils gelb, theils aber trocken werden, wobey alle Beſchädigung ſorgfältig zu vermeiden. Die ausgehobene Zwiebel verwahret man in einem trockenen und luftigen Orte. Hr. Voorhelm will die ausgehobenen Zwiebeln nur von den Blättern entledigen, die Wurzelfäſerchen aber und die anhängende Erde oder Unreinigkeit nicht eher wegnehmen, bis ſolche wieder in die Erde geſetzet werden; zu welcher Zeit man auch die junge Bruth, wenn ſolche nicht von ſelbſt abgeht, wegnehmen muß. Wenn man nur die alten Sorten erhalten will, läßt man es hierbey bewenden, wünſchet man aber neue zu erlangen, ſo muß man den Saamen dazu gebrauchen. Man ſollte zwar den Saamen von den doppelten Hyacinthen demjenigen vorziehen, welchen die einfachen geben, und würde dadurch gewiß mehrere gefüllte erhalten. Es geſchieht aber ſelten, daß doppelte Blumen Saamen tragen, und die gefüllten können dergleichen gar nicht liefern. Es iſt daher ſicherer, ſich an die einfachen zu halten, aus deren Saamen man gewiß die ſchönſten Sorten erhalten kann. Wenn die Frucht gelb wird, ſich zu öffnen anfängt, und man den ſchwarzen Saamen erblicket, bricht man den Stängel ab, und leget ſolchen an einen trockenen Ort, damit der Saame nach und nach zu ſeiner völligen Reife gelanget. Dieſer wird in diejenige Erde, welche ſich zu dem Einſetzen der Zwiebeln ſchicket, im October, einen Zoll tief ausgeſäet, und die daraus erwachſene Zwiebel nicht eher ausgehoben, als bis ſie zwey Jahre geſtanden, auch ſoll man dieſe jungen Zwiebeln niemals begießen. Sind ſie das erſtemal ausgehoben worden, verfährt man mit ihnen, wie bey den andern, ſo ſchon älter ſind. Im fünften Jahre wird ein guter Theil davon blühen, im ſechſten mehrere, und im ſiebenten alle. Bey der erſten Blüthe wird man die guten und ſchlechten leicht unterſcheiden; doch iſt zu merken, daß ſich die Blumen in den folgenden Jahren öfters gar merklich, ſonderlich in Anſehung der Zahl von Blumen, verbeſſern. Dieweil die ſchönſten Sorten von Hyacinthen

Hyacinthen durchgehends hochgeſchätzet, und zuweilen noch itzo theuer bezahlet werden, müſſen wir noch etwas von den Krankheiten dieſer Zwiebel, und den Mitteln ſolchen abzuhelfen, anführen. Die vornehmſte Krankheit beſteht in dem Verderben der Säfte, welches ſich in der Zwiebel durch einen braunen oder gelben Kreis äußert. Man nennt dieſen Zufall die Zirkelſucht. Iſt die Krankheit nicht ſtark, ſo iſt nur ein Theil des Umkreiſes der Zwiebel angeſtecket; ſobald aber das Uebel einen ganzen Kreis machet, iſt die Krankheit gefährlich. Zeiget ſich dieſer Zufall an der Spitze der Zwiebel, ſo kann man füglich ſo viel wegſchneiden, bis man nichts angeſtecktes mehr wahrnimmt, und ſollte auch die Zwiebel bis auf die Hälfte weggeſchnitten werden, kann ſie ſich doch wieder erholen, wenn nur der zurückgelaſſene Theil hurtig austrocknet. Iſt die Wurzel klebricht, und giebt einen ſtinkenden Geruch von ſich, ſo iſt kein Mittel übrig, und ſie iſt verlohren. Sind nur die äußerlichen Schalen verdorben, oder man findet an der Oberfläche einigen Schimmel, ſo iſt das Meſſer das beſte Mittel, oder im letzten Falle die Aufbehaltung an einem trockenen Orte nöthig. Obgleich aber die Hyacinthenzwiebel vielen Krankheiten unterworfen iſt, ſo hat ſelbige doch auch die Eigenſchaft ſich durch Setzlinge viel ſtärker als andere dergleichen zu vermehren. Jede Schale, ja auch nur ein Theil derſelben, kann dergleichen Bruth erzeugen. Wo man in die Schale ſchneidet, wird der angeſchnittene Rand junge Zwiebeln treiben, daher kann man die Zwiebel zur Vermehrung zwingen, wenn man ſelbige eher, als ſonſt geſchehen dürfte, aus der Erde nimmt, und in ſolche unterwärts einen Creuzſchnitt machet, ſie wieder in die Erde ſetzet, und nur etwa einen Zoll hoch bedecket. Nach vier Wochen hebt man ſelbige wieder aus, läßt ſie trocknen, und pflanzet ſie mit den übrigen zur rechten Zeit wieder ein. Dieſe Zwiebel wird zwar keine Blumen tragen, ſich aber im folgenden Jahre ſo theilen, daß man beym Ausheben ſtatt einer Zwiebel ſechſe, achte und mehrere finden wird, welche, wenn ſie zwey Jahre lang gehörig gewartet werden, ſo vollkommen ſind, als man nur verlangen kann. Endlich iſt noch anzumerken, wie man im Winter eine ſchöne Hyacinthenflur erhalten könne, wenn man im October entweder einige Zwiebeln in einen Blumentopf ſetzet, etwa mit einem Zoll Erde bedecket, und dieſen in ein Gewächshaus gegen die Sonne ſtellet, oder ſolche einzeln auf ſchickliche Gläſer leget, welche man im October mit Waſſer alſo anfüllet, daß nur der

der untere platte Theil der Zwiebel in das Waſſer zu ſtehen kömt. Man kann das Waſſer alle vier Wochen ab- und friſches hineingießen, und das Glas hinter die Fenſter in einer Stube gegen Mittag ſtellen, da die Zwiebel häufige Faſern und Blätter und im Januar und Februar den Blumenſtängel treiben wird; wobey aber zu erinnern, daß man die Zwiebel, welche auf ſolche Art getrieben, im folgenden Jahre nicht wieder auf gleiche Weiſe gebrauchen könne, doch iſt ſie nicht verlohren, und wenn man ſolche nach dem Verblühen in die Erde ſetzet, und darinnen läßt, bis man die andern aushebt, wird ſie ſich erholet und junge Brut getrieben haben.

Die Traubenhyacinthen, Muſcari Tourn. kommen, der Wurzel, dem Wachsthume und der Frucht nach, mit den eigentlichen Hyacinthen völlig überein; das Blumenblatt aber iſt kürzer, bäuchichter, oberwärts enger und gleichſam verſchloſſen, und deſſen Einſchnitte ſtellen nur kleine, rückwärts gebogene Zähnchen vor. An dem Fruchtkeime hat Hr. von Haller keine Honiggruben wahrnehmen können. Von dieſen findet man in den Gärten verſchiedene Arten, als

1) die Traubenhyacinthe mit ſchlanken Blättern, Hyacinthus racemoſus Linn. wächſt in der Schweiz und andern Ländern des mittägigen Europens. Die Wurzelblätter ſind gleichſam geſtielet, oder vielmehr am untern Ende ganz ſchmal und dünne, und werden im Fortgange etwas ſtärker, daher ſelbige nicht aufrechts ſtehen, ſondern ſich mehr auswärts, oder gar rückwärts biegen. Sie ſind faſt walzenförmig, oder auf der einen Seite erhaben, auf der andern mit einer Furche, der Länge nach, vertiefet. Der nackende Stängel iſt ohngefähr einen halben Fuß hoch und mit einer dichten Aehre von vierzig bis funfzig kleinen dunkelblauen Blumen geendiget, welche einen angenehmen Geruch haben und im April und May erſcheinen.

2) Die blaue Traubenhyacinthe mit ſteifen Blättern, Hyacinthus botryoides L. iſt mit der vorigen Art nahe verwandt, und auch gemeiniglich damit verwechſelt worden; ſie hat auch gleiches Vaterland, die Blätter aber ſind ſtärker, breiter, ſteifer, nur mit den Spitzen auswärts gebogen, der Länge nach aber gleichfalls tief ausgehöhlet. Die Aehre beſteht aus wenigern, aber etwas größern, hellblauen Blumen, deren Spitzen ins weißlichte fallen. Der Geruch iſt ſchwach, oder mangelt vielmehr ganz.

3) Die ſtarkriechende, grünlichte Traubenhyacinthe, Muſcatenhyacinthe, Hyacinth. muſcari L. ſtammet aus Aſien her, und

und hat das Anſehen der vorigen Arten. Der ſtarke, nicht ſowohl muſcaten- als bieſamartige Geruch, ingleichen die beſondere Farbe der Blumen machen dieſe Art leicht kenntbar. Die Farbe verändert ſich, je länger die Blumen ſtehen, ſie ſcheint blaugrünlicht, oder grünlichtgelb und gleichſam verſchoſſen zu ſeyn. Der Geruch iſt am ſtärkſten, wenn die Blüthe zu verwelken anfängt.

4) Die ſtraußförmige Traubenhyacinthe, Ackerhyacinthe, Hyacinthus comoſus L. wächſt in Italien und der Schweiz. Die Wurzelblätter ſind breit und lang. Der Blumenſtängel iſt ohngefähr einen Fuß hoch, und die lange Blumenähre zeiget unterwärts vollkommene, länglichte, eckichte, dunkelblaue, oder bläulichtgrünlichte, oberwärts aber langgeſtielte, hellblaue, kleinere, aufgerichtete, unvollkommene Blumen, ſowohl in Anſehung des Blumenblattes, als der Befruchtungswerkzeuge, welche letztere gänzlich mangeln.

5) Die äſtichte, monſtröſe Traubenhyacinthe, Corallenhyacinthe, Federhyacinthe, Hyacinthus monſtroſus Linn. ſoll aus Frankreich herſtammen, und iſt vielleicht nur eine Ausartung der vierten Art. Am Stängel ſtehen viele Aeſte, in Geſtalt einer Pyramide. An den Enden derſelben ſtehen viele, völlig unfruchtbare Blumen, und das blauröthlichte Blumenblatt iſt ganz unkenntlich, ungeſtaltet, verſchiedentlich eingeſchnitten, oder mit andern verwachſen. Dieſes ſonderbare Gewächſe, da es, wegen der gänzlich zerſtörten Blumen, keine Saamen tragen kann, muß allein aus der Zwiebelbruth vermehret werden, welches auch gemeiniglich bey den andern Arten geſchieht, indem man durch die Saamen der Traubenhyacinthen keine neue Spielarten erwarten darf.

Man kann die Zwiebeln von dieſen fünf Arten füglich drey Jahre lang an einem Orte ſtehen laſſen, alsdenn aber, wenn die Blätter welk geworden, welches gemeiniglich im Julius geſchieht, ausheben, reinigen, und entweder in einigen Tagen, oder auch erſt im September wieder einlegen. Will man ſolche einige Monathe außer der Erde aufbehalten, muß man ſie in Sand legen, weil ſie, wegen ihrer fleiſchichten Beſchaffenheit, ſonſt verwelken und verderben möchten. Sie ſind ſehr dauerhaft, brauchen im Winter keine Bedeckung, nehmen auch mit ſchlechter Erde vorlieb, und ſetzen häufig Bruth an.

Mit dieſen beyden Geſchlechtern iſt das dritte, nämlich

die Hyacinthenaloë, Aletris Linn. nahe verwandt, und nur wegen der Lage der Staubfäden

und des runzlichten Blumenblattes davon unterſchieden. Herr Plauer hat daher auch dieſes Geſchlecht Rünzelblume genannt, welches jedoch nicht füglich von allen Arten gelten dürfte, wenn man die Arten annehmen will, ſo Herr Murray angeführet. Das länglichte, ſechseckichte Blumenblatt iſt runzlicht, gleichſam mit Mehl beſtreuet, und in ſechs ſpitzige, aufrechtſtehende Einſchnitte getheilet, an welchem unterwärts die ſechs Staubfäden anſitzen. Der Griffel trägt einen dreyfachen Staubweg. Die Frucht iſt wie bey den Hyacinthen beſchaffen. Die merkwürdigſten Arten ſind:

1) Die gefleckte, breit- und ſchmalblätterichte Hyacinthenaloe, Aloe, oder Aletris zeylanica Linn. Dieſe Zeylaniſche Pflanze, gemeiniglich die Zeylaniſche Aloe genannt, hat eine fleiſchichte, dicke, röthlichte Wurzel, auf welcher viele dicke, ſaftige, völlig ganze, und mit dunkel- auch hellgrünen Flecken bezeichnete Blätter ſitzen, ſo der Länge und Breite nach von einander merklich unterſchieden ſind. Die äußerlichen ſind kurz und breit, und nur am Ende etwas zugeſpitzet, die innerlich geſtellten aber wohl zwey- und dreymal länger, und viel ſchmäler, lanzetförmig, ſpitzig.

2) Die gefleckte, breitblätterichte Hyacinthenaloe, Aloe von Guinea, Aloe, oder Aletris guineenſis L. Dieſe wächſt in Guinea. Die gelblichte und mit Gelenken abgetheilte Wurzel treibt viele Blätter, welche anfangs eine Tütte vorſtellen, hernach ſich ausbreiten, einen halben, auch ganzen Fuß Länge, und eine Handbreite erreichen, ſich mit einer ſchwachen, ſtachelartigen Spitze endigen, und auf beyden Seiten mit großen wellenförmigen dunkel- und hellgrünen Flecken bezeichnet, und am Rande mit einer röthlichten Linie eingefaſſet ſind.

Dieſe beyde Arten vereiniget Herr von Linné unter dem Namen Aletris Hyacinthoides, obgleich derſelbe die Blumen nicht geſehen, und dieſe vielleicht noch einen andern Unterſchied zeigen können. Die, in den Blättern angemerkten, Verſchiedenheiten haben wir beſtändig auf einerley Art wahrgenommen. Ob die Pflanzen wirklich zu dieſem Geſchlechte gehören, oder ob ſolche ihren alten Platz unter den Aloen ferner behaupten dürften, iſt auch noch nicht entſchieden. Hr. von Linné iſt, durch Hrn. Jacquins Angeben, bewogen worden, ſolche von der Aloe abzuſondern. Beyde Arten treiben viele Schößlinge, wodurch man die Stöcke vermehren kann. Die Wartung iſt, wie bey den meiſten Aloearten, zu veranſtalten; die Wurzeln faulen leichtlich, verlangen alſo lockere, ſandichte Erde und wenig Waſſer,

dauern auch nicht wohl in freyer Luft, und müſſen im Winter in einem warmen Glashauſe unterhalten werden. Aus den Blättern kann eine Art Garn und aus dieſem Stricke und andere Sachen verfertiget werden, welche im Waſſer gut aushalten.

3) Die gefleckte wellenförmige Hyacinthenaloe, die Hyacinthaloe von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Aletris capenſis L. Dieſe rare Pflanze hat 1769. im Göttingiſchen Garten geblühet, und iſt von Herrn Murray genau beſchrieben und abgezeichnet worden. S. Schwed. Akad. Abhandl. 32. Band 229. S. Die runde häutichte Zwiebel treibt ſechs Blätter, davon das innerſte am ſchmälſten, die beyden mittelſten breiter, und die äußerlich geſtellten am breiteſten ſind; ſie ſind eyförmig, an beyden Enden ſpitzig, am untern Ende geflecket, und röhrenförmig zuſammengezogen, und am Rande wellenförmig ausgebogen. Der Stängel iſt ohngefähr zween Fuß hoch, mit vielen dunkelblauen Flecken bezeichnet, und mit einer Blumenähre geendiget. Bey jedem Blumenſtiele ſtehen zwey Deckblätter von verſchiedener Geſtalt. Die aufgeblüheten Blumen hangen unterwärts, und geben keinen Geruch von ſich. Die Röhre des Blumenblattes iſt etwas gekrümmet, weißlich, mit fleiſchfarbenen Puncten bezeichnet; die ſechs eyförmigen Einſchnitte ſtehen aufgerichtet, und ſind grünlich, am Rande aber blaßröthlich gefärbet. Die ſechs Staubfäden, und der Griffel mit dem ſtumpfen Staubwege ſind unterwärts gekrümmet. Das Saamenbehältniß ſchwitzet, ehe es noch zur Reife gelanget, einen ſüßen Schleim aus, iſt mit drey Flügelchen beſetzet, und öffnet ſich mit ſechs Klappen. Die ſchwarzen Saamen haben, wo ſie anſitzen, einen weißen Fleck. Hr. Murray erinnert billig, wie nach Beſchaffenheit der Blume und Frucht, dieſe Pflanze füglich ein neues Geſchlecht ausmachen könne, und Herr Gleditſch hat ſolche auch wirklich dafür angenommen, und ihr den Namen von dem, wegen der Harpkiſchen Baumzucht, um die Kräuterwiſſenſchaft höchſtverdienten Hrn. v. Veltheim, Velthcimia genennet. Etwas runzlichtes hat Herr Murray an dem Blumenblatte nicht bemerken können, welches doch Herr v. Linné als ein weſentliches Merkmal der Hyacinthenaloe angegeben. Und aus dieſer Urſache muß man urtheilen, daß auch die grasblättrichte Traubenaloe nicht für eine Art dieſes Geſchlechtes, wie in der Murrayſchen Ausgabe geſchehen, könne angenommen werden, indem das Blumenblatt völlig glatt und faſt ganz iſt. Dieſe Cappflanze, ſoll ſie wohl gedeyhen.

deyhen, will beſtändig warm gehalten, und in einem Treibebeete verwahret werden, welches letztere vorzüglich nöthig iſt, ſobald ſich der Stängel zeiget. Außer der Blüthzeit kann man ſie auch im Orangeriehauſe verwahren.

Wir übergehen die wohlriechende Hyacinthenaloe, Aletris fragrans Linn. erwähnen aber noch die mehlichte Hyacinthenaloe, welche Herr von Linné in den Speciebus unter dem Namen Aletris farinoſa angeführet; ob wir gleich ſelbige in den Murrayſchen, auch ſchon in der zwölften Ausgabe des Naturſyſtems, unter dieſem Geſchlechte nicht mehr finden, aber auch wegen Mangel eines vollſtändigen Regiſters nicht errathen können, ob ſelbige ganz ausgerottet, oder an eine andere Stelle verwieſen worden. Dieſe Pflanze wächſt in Nordamerika, treibt aus der Zwiebel lanzenförmige Blätter, und einen nackenden Stängel, welcher im Brachmonathe eine grünlichtweiße Blumenähre trägt. Nach dieſer Blume hat vielleicht Herr von Linné die oben bemerkten Geſchlechtskennzeichen hergenommen, indem das Blumenblatt runzlicht, und gleichſam mit Mehl beſtreuet iſt. Die Wurzel ſoll ungemein bitter ſchmecken, und ein kräftiges Arzneymittel abgeben. Herr von Linné meldet, S. Amoen. Acad. 3. Bande 12. S. wie ſolche in Penſylvanien wider den Huſten, das Seitenſtechfieber, und andere Bruſtkrankheiten, als ein Thee getrunken werde. Herr Clayton empfiehlt ſolche als ein gelinde abführendes Mittel wider alle Arten der Fieber, auch wider den Biß der Klapperſchlange, und, nach Herr Bartrams Erfahrungen, ſoll ſie der Fäulniß kräftig widerſtehen. S. Linnaei Amoenit. 4. Band, 516. S.

Hyacinthe, Herbſt- oder Indianiſche, S. Tuberoſe.

Hyaden.

Hyades. Dieſen Namen geben die Sternkundigen vier kenntlichen Sternen dritter Größe, welche in dem Sternbilde des Stiers, nämlich vorn an der Stirne ſtehen, und die Figur eines lateiniſchen V vorſtellen. Sie haben ihren Namen von dem griechiſchen Worte ὕειν, welches regnen bedeutet, weil man ehemals, wenn ſie mit der Sonne zugleich aufgiengen, Regen vermuthete. Sie ſollen, nach den Fabeln der Poeten, Töchter des Atlas geweſen ſeyn. Vielleicht iſt dieſe Erzählung daher entſtanden, weil ſie Atlas zuerſt beobachtet, und ihnen aſtrologiſche Eigenſchaften beygeleget hat. Sie werden auch Suculae, oder die Sau mit ihren Ferkeln genannt.

Hyäne.

Canis Hyaena Linn. Dieſes grimmige vierfüßige Thier, welches von vielen Schriftſtellern nicht nur mit dem Jackal, ſondern auch mit dem Vielfraß verwechſelt wird, ohngeachtet es von demſelben ſowohl in Anſehung der Geſtalt, als auch in Anſehung des Aufenthalts ſehr unterſchieden iſt, hat ohngefähr die Größe eines Wolfes, mit welchem es auch in der äußern Bildung weit mehr, als mit einem andern Thiere übereinkömmt; daher es in dem Linnäiſchen Syſteme, gleich nach dem Wolfe unter den Thieren des Hundegeſchlechts ſteht. Es unterſcheidet ſich aber, nach der Beſchreibung der Herren Daubenton und Büffon, von dem Wolfe in folgenden Stücken. Die Hyäne hat einen breitern Kopf, keine ſo hervorſtehende Naſe, eine kürzere Schnauze und größere Ohren als der Wolf. Die Ohren laufen ſpitzig zu und ſind auf beyden Seiten faſt ganz kahl. Die Oeffnung der Augenlieder geht nicht ſchräge, wie bey dem Wolfe. Die Augen, welche die Lage wie bey den Hunden haben, funkeln im Finſtern. Sowohl die Vörderfüße, als auch die Hinterfüße ſind vierzehig. Unter dem Schwanze befindet ſich, wie bey dem Dachſe, eine Oeffnung, welche nicht nach innen in den Leib durchgeht. Ueber den Hals und Rücken geht vom Kopfe bis an den Schwanz eine Mähne, deren längſte Haare auf dem Hintertheile des Rückens gefunden werden, und ohngefähr neun Zoll lang ſind. Die Farbe iſt grau mit etwas gelb, und mit ſchwärzlichen Querſtreifen und Flecken untermiſchet.

Man findet dieſes Thier faſt in allen heißen Gegenden von Afrika und Aſien. Es iſt eben daſſelbe Thier, welches in der Barbarey Dubbah, in Arabien Jabo und in Perſien Kaftaar genannt wird. Es wohnet in den Klüften der Berge und in Gruben, die es ſich ſelbſt auszugraben pfleget. Es iſt viel wilder und grimmiger als der Wolf, verliert auch alsdenn ſeine Wildheit nicht, wenn es jung gefangen wird. Es geht mit der größten Unerſchrockenheit auf den Panther los, und ſetzet ſich ſelbſt gegen den Löwen zur Wehre. Wenn es keine lebendigen Thiere zu ſeiner Nahrung bekommen kann, ſo ſcharret es die todten Körper der Menſchen und Thiere aus.

In den ältern Schriftſtellern findet man von der Hyäne eine Menge der einfältigſten Mährchen, wovon wir nur ein Paar zur Probe anführen wollen. Erſtlich erzählet man, daß die Hyäne einmal

einmal ums andere ihr Geſchlecht verändere. Dieſe Erzählung mag daher entſtanden ſeyn, weil man bey dem männlichen Thiere, außer den eigentlichen Zeugungstheilen, noch eine ſpaltenförmige Oeffnung bemerket hat. Ferner wurde auch ſonſt behauptet, daß dieſes Thier die menſchliche Stimme nachahmen, die Schäfer bey ihren Namen rufen, ſie bezaubern, und die Schäferinnen vor Liebe närriſch machen könnte. Wenn es gegründet iſt, was die Reiſebeſchreibungen melden, daß nämlich die Stimme der Hyäne faſt dem Stöhnen eines Menſchen gleiche, ſo läßt ſich wohl der Grund von dem Urſprunge dieſes Mährchens einſehen.

Hyboucouhu.

Hyboucouhu iſt eine amerikaniſche Frucht, der Größe und Geſtalt nach einer Dattel ähnlich, dienet aber nicht zu eſſen. Es wird ein Oel daraus gemachet, und ſolches in einer gewiſſen ausgehöhlten Frucht, welche Corameno genannt wird, aufbehalten. Dieſes Oel wird von den Einwohnern zu einer Krankheit gebrauchet, welche Tom genennet, und von einer großen Anzahl kleiner Würmer verurſachet wird, welche ſich unter der Haut ſammlen, und viele Beulen und Schmerzen erwecken. Auch dienet das Oel, Wunden und Geſchwüre zu heilen. Von der Pflanze haben wir keine Nachricht finden können.

Hydra.

S. Waſſerſchlange.

Hydrangia.

Hydrangia hat Herr Gleditſch, nach dem Griechiſchen, Waſſerſtrauch überſetzet. Da aber dieſer Baum auch außer dem Waſſer zu wachſen pfleget, und viele andere Pflanzen faſt einen ähnlichen Namen erhalten haben, mißfällt uns dieſer eben ſo ſehr, als der Name Kehlknopf, womit Herr Planer dieſes Geſchlecht beleget. Dieſe baumartige Pflanze wächſt in Virginien, wird ohngefähr drey Fuß hoch, trägt an den viereckichten Aeſten geſtielte, einander gegenüber geſtellte, hellgrüne, herzförmig zugeſpitzte, eingekerbte Blätter, und im Juli und Auguſt an den Spitzen der Zweige doldenförmige Blumenſträußer. Der kleine Kelch zeiget fünf Einſchnitte; die fünf weißen rundlichen Blumenblätter ſind etwas größer, und die zehn Staubfäden noch länger, doch wechſelsweiſe von verſchiedener Höhe; der Fruchtkeim ſitzt unter der Blumendecke, und die beyden Griffel endigen ſich mit ſtumpfen Staubwegen. Das kleine, rundliche Saamenbehältniß iſt von außen oberwärts in zwey Theile, und innerlich

nerlich der Quere nach, in zwey Fächer abgetheilet, und enthält viele kleine eckichte Saamen. Liebhaber ausländiſcher Gewächſe können dieſes im freyen Lande unterhalten, bey gelinden Wintern wird es wenig leiden, bey harten aber bis auf die Wurzel abſterben, jedoch wieder austreiben. Saamen wird man nicht leicht erhalten, die Wurzel aber treibt Schößlinge, wodurch ſowohl, als durch Ableger die Vermehrung geſchehen kann. Sie verlanget einen guten lockern, mehr feuchten als trocknen Boden.

Hydraſtis.

Dieſes Pflanzengeſchlecht hat eine Amerikanerinn dem Herrn Ellis entdecket. Miller nennt ſolches Warneria. Die Pflanze wächſt in Canada in dem Waſſer, und iſt dem Waſſerblatte dem Anſehn nach ähnlich. Auf der dauernden Wurzel ſtehen zwey geſtielte, handförmige Blätter, deren Lappen eingekerbet, und ſeitwärts noch mit zwey kleinern Läppchen beſetzet ſind. Die Blume beſteht aus drey eyförmigen Blumenblättern, vielen zarten, kurzen Staubfäden, und vielen kurzen Griffeln, mit plattgedrückten Staubwegen. Die Frucht iſt aus vielen kleinen einſaamigen Beeren zuſammengeſetzet.

Hydrolea.

Dieſe Pflanze hat Herr Löfling in den Sümpfen des mittägigen Amerika gefunden. Der äſtige, einen Fuß hohe Stängel trägt platt anſitzende, lanzetförmige, klebrichte Blätter; daher auch Hr. Planer ſolche Kleber genennet. An dem Blattwinkel ſitzet eine Stachel, und an den Spitzen der Zweige einige Blumen. Fünf aufgerichtete Kelchblättchen umgeben die kürzere Röhre des Blumenblattes, deſſen Rand in fünf eyförmige Lappen getheilet iſt. Die fünf pfriemenartigen Staubfäden ſind unterwärts herzförmig, und die beyden zarten Griffel, zeigen abgeſtutzte Staubwege; die zweyklappichte und zweyfächerichte Frucht enthält viele kleine Saamen.

Hyetometer.

Hyetometer, auf deutſch Regenmaas, heißt bald ein Inſtrument, womit man die jedesmal gefallene Menge Regenwaſſer beſtimmet, und das iſt der eigentliche Begriff des Wortes; bald aber auch das Verfahren ſelbſt, welches man bey dieſer Beſtimmung zum Grunde leget. Beyde Begriffe laufen zuletzt auf eins hinaus, und es iſt ganz recht, wenn man durch Hyetometer das Werkzeug verſteht, mittelſt deſſen man den gefallenen Regen richtig angeben

kann:

kann: kurz, ein Inſtrument den Regen zu meſſen. Es läßt ſich aber beym Regen, ſowohl der Inhalt, oder der Raum der Regenmaſſe ſelbſt, als auch das Gewicht deſſelben ausmeſſen. Auf erſteres zielen eigentlich unſere Obſervationen ab. Aber dieſe Ausmeſſung des Regenraumes, oder des Inhalts deſſelben, bleibt immer ſchwer und undeutlich, weil derſelbe in Abſicht aufs Maas, zu einer Zeit nur mehrentheils kleine und unmerkliche Quantitäten giebt. Man will nämlich wiſſen: wie hoch das gefallene Regenwaſſer über einer gegebenen Fläche ſtehen würde, wenn es während des Regnens, weder ausdünſtete, noch ſich ins Erdreich, oder in die Fläche hineinzöge; folglich kömmt dieſe geſuchte Höhe immer auf Beſtimmung des Längenmaaſes an, das ſich bey ſo kleinen Quantitäten Regen, welche die mehreſte Zeit fallen, nicht ſo genau angeben läßt. Man iſt daher aufs Abwägen gekommen, als wodurch ſich die Menge Regenwaſſer, ſie ſey groß oder klein, ſehr genau finden und angeben läßt. Es wechſelt auch die Dichtigkeit des Regenwaſſers in der geringen Quantität, und in der kurzen Zeit, da man das Abwägen anſtellet, nicht ſo merklich, daß daraus ein ſonderlicher Fehler, in Beſtimmung des Raumes aus dem Gewichte, erwachſen ſollte. Man befriediget ſich alſo, die Schwere des Regenwaſſers über einer angenommenen Fläche zu finden, und alsdenn daraus ihre Uebereinſtimmung mit einem bekannten Raume abzunehmen. Denn da hat ſich aus den angeſtellten Proben ergeben, daß Regenwaſſer über der Quadratfläche eines Pariſer Zolles am Gewichte 72. Aſſe, die gerade einen Ducaten wiegen, genau zwo Pariſerlinien Höhe ausmachen. Und nach dieſem Normal, welches zuerſt von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris iſt gefunden und angenommen worden, hat man nachher die Quantität des Regens, mittelſt des Gewichtes, in den mehreſten Obſervationen zu beſtimmen geſuchet: dergeſtalt, daß 36 ſolcher Aſſe, deren 72 gerade einen Ducaten wiegen, jederzeit für eine Pariſerlinie hoch Waſſer, im Pariſer Kubickzollgefäße, gehalten wird. Denn dieſe Art der Meſſung, ſoviel möglich leicht und bequem zu machen, läßt man ſich von Blech ein Kubickzollgefäß verfertigen, ſtellet daſſelbe unter freyen Himmel, wo der Regen ungehindert hineinfallen kann, und wiegt das darinne befindliche Regenwaſſer an einer ſcharfen Wage. Man merket in den einzelnen Obſervationen blos das Gewicht, und ſchreibt es nach demſelben auf. Dar-

Darnach ſummiret man am Ende des Monaths, des Jahres, u. ſ. w. die ganze Summe aller Gewichte, und giebt nach derſelben, alsdenn die Höhe des niedergefallenen Luftwaſſers an. Das Abwägen geſchieht gleich nach dem Regen, ehe das Waſſer im Gefäßchen noch viel ausdünſtet. Das Gefäßchen ſelbſt befeſtiget man an einem langen Arm, etwa zwo Ellen und drüber, deſſen hinterſtes Ende, mittelſt eines angebrachten Zapfens, ſich an einem untern Fenſter, wo man es bequem hereinlangen kann, angenagelten Knaggen, geſchicklich einſetzen, und ſich ſolchergeſtalt der ganze Arm in einer horizontalen Lage, ſammt dem Gefäße, aufſtellen läßt. Daß aber dies Gewicht an ſich richtig ſey, erhellet auch daraus, weil ein Kubickzoll reines Regenwaſſer, mittlerer Temperatur, 432 Goldgräne wiegt; daher kommen auf den zwölften Theil deſſelben, das iſt auf eine Linie hoch Waſſer in demſelben, gerade 36 ſolcher Grane. Und ſo läßt ſich auf dieſem Wege ganz richtig erforſchen, wie viel Regen jedesmal, in einem Tage, Monathe, Jahre u. ſ. w. an dem Orte, wo das Regenmäschen ausgeſtellet iſt, aus der Luft herabgefallen ſey. Schnee und Hagel, die ebenfalls hieher gehören, werden im Gefäße erſtlich geſchmolzen, und alsdenn abgewogen, damit man ſie unter das Luftwaſſer überhaupt bringen kann. Viele einzelne Obſervatoren ganzer Geſellſchaften und Akademien ſind bey dieſer Methode geblieben. Andere hergegen, vornehmlich in den Niederlanden, haben ſtatt des Pariſer Kubickmaaßes, das unbeſtimmte und unrichtige Rheinländiſche Maas angenommen; und das verändert bey der Obſervation die Sache in ſo fern, in wiefern weder das Längenmaas an ſich ſelbſt, noch das Gewicht des Regenwaſſers, unter einem gegebenen Raume deſſelben, genau genug erforſchet, und durch Verſuche herausgebracht iſt; ungeachtet man ſo ins Mittel anzunehmen pfleget, daß ein Rheinl. Kubickſchuh reines Waſſer 63 bis 64 Pfunde wiegt. Andere ſind auf den Gedanken gerathen, ein ſo kleines Gefäßchen, von einem einzigen Pariſerzolle Fläche, ins gevierte gerechnet, ſey zu gering die Quantität des Regens genau zu erhalten; und haben daher Gefäße von größerer Fläche, von 2, 4, 8 Zollen, ja von einem und mehr Pariſerſchuh ins gevierte genommen, und den darein gefallenen Regen beſtimmet; auch die Gefäße ſo eingerichtet, daß der geſammelte Regen, nicht leichtlich hat auslaufen können. Inzwiſchen habe ich es mit Vergnügen geſehen, daß dieſe Verſuche mit größern Gefäßen, und

mit einem kleinen von einem Kubickzoll angeſtellet, beyde das Jahr über ziemlich einerley Quantität Regenwaſſer gegeben haben; und daß man alſo ſich des kleinen Gefäßchens gar wohl zur Bequemlichkeit, bedienen könne, ohne dabey einen merklichen Irrthum befürchten zu dürfen. Außerdem was dieſerhalb zu Paris und Petersburg angeſtellet worden: haben der hochverdiente Hr. Abt von Felbiger zu Sagan, und auch der Herr von Gersdorf in der Oberlauſitz, mit Gefäßen von mancherley Größe, Proben gemachet, und ſie zuletzt mit dem bloßen kleinen Cubickzollgefäßchen ſehr einſtimmig gefunden. Je kleiner alſo das Gefäßchen, mit Beſtande der richtigen Abmeſſung ſeyn kann, deſto bequemer wird die Arbeit. Das Kubickzollgefäßchen kann zur Noth auch eine geringere Höhe als von einem Pariſerzolle haben, welches bey den größern von zwo oder drey und mehr Linien Quadratfläche, eine Bequemlichkeit iſt; weil äußerſtſelten das Gefäße mit einmal voll regnet. Hr. Hanov zu Danzig hat innerhalb dreyßig Jahren das Zollgefäßchen nur ein einzigmal während ſechs Stunden, als einer Obſervationszeit, voll geregnet gefunden; und ich, bey meinen Obſervationen in Wittenberg, in dieſer Zeit noch niemals. Dieſe Regenbemerkungen ſind in der That von großer Wichtigkeit, und werden es in der Folge zu Beſtimmung der Himmelsſtriche und Luftbeſchaffenheit noch mehr werden. Es laſſen ſich daraus die Urſachen von Ueberſchwemmungen und deren Schäden, die Urſachen von Näſſe und Dürre, folglich von der Fruchtbarkeit der Jahreszeit angeben, ſo fern ſie vom Luftwaſſer abhängen. Ja ſogar läßt ſich zum Theil die Frage daraus erläutern, ob das Luftwaſſer zur Unterhaltung der Quellen und Flüſſe auf dem Erdboden zureiche? Was die Fruchtbarkeit des Bodens, in Abſicht auf den Regen anlanget, ſo wird ſelbige darnach für jede Gegend auf dem Erdboden beſonders beſtimmet. In Danzig hat Herr Hanov gefunden, daß die Gränzen eines fruchtbaren Jahres, in Betrachtung des Regens, zwiſchen 16 und 22 Zoll hoch Waſſer fallen, welches das Jahr über muß heruntergefallen ſeyn. Bey uns in Sachßen kann ich ſie von 18 bis 24 Zoll ſetzen. Einige Ausnahmen für die Quantitäten Luftwaſſer, ſo in einigen Monathen bisweilen zu viel fallen, in andern hingegen ermangeln, hier bey Seite zu ſetzen. Nicht minder läßt ſich hieraus beſtimmen, wie viel Regen ins Mittel in jedem Monathe fällt, wenn man eine Reihe Jahre ſolcher Obſervatio-

nen beyſammen hat. Ja es läßt ſich auch angeben, wieviel der Regen in jeglicher Gegend, jährlich ins Mittel betrage. Solchergeſtalt hat man gefunden, daß es zu Utrecht jährlich 24, zu Harderwick 27, zu Dordrecht 40, vermuthlich Rheinl. Zolle hoch Waſſer regnet; welches Muſchenbröck angiebt. Zu Piſa 43, zu Padua 37, zu Zürch 32, zu Algier 29, zu Paris 20, zu Berlin $18\frac{1}{2}$, zu Danzig faſt 21 oder 20 Pariſerzolle, und hier zu Wittenberg, wie ich vielfach gefunden, 24 bis 25 Pariſerzoll hoch, ins Mittel, Luftwaſſer das Jahr über giebt. Die Engländer, und die es mit ihnen halten, geben dieſer Höhe des Regenwaſſers, nach dem Gewichte beſtimmet, in Londner Maaſe an; und da muß man denn wiſſen, wie ſich der Engländiſche Schuh und Zoll, gegen den Pariſer, Rheinländiſchen u. ſ. w. verhalten. Durch Reduction iſt dies zum Theil beſtimmet. Ich habe jederzeit die Regenobſervationen mit für die wichtigſten unter den meteorologiſchen Bemerkungen gehalten. Gleichwohl werden ſie zu ſehr von denjenigen hintangeſetzet, die ſich ſonſt noch wohl mit den Witterungsbeobachtungen beſchäftigen. Bey der Hyetometrie fällt auch noch dieſes vor, daß man im obſerviren zugleich auf die Dichtigkeit des fallenden Regens und auf die Größe der Tropfen Acht hat; und nach dieſen Merkmalen die Stärke des Regens von 1 bis 4 Stufen angiebt. Von allen dieſen findet man die gehörige Anweiſung im Wittenbergſchen Wochenblatte vom Jahr 1768. St. 3. und von 1772. St. 1. ingleichen in Io. Dan. Titii diſſ. artis inſtituendi obſeruationes meteorologicas primae lineae Witteb. 1769. Zuletzt führe ich noch an: dieweil der Goldäschen hier 72 auf einen Ducaten gerechnet werden, ſo kann man ſich zu dieſer Abwägung nicht wohl der gemeinen kaufmänniſchen Ducatengewichte bedienen, weil deren nur 64 auf einen gemeinen Ducaten gehen; unerachtet man vorzeiten wirklich allgemein auf einen Ungarſchen Ducaten 72 Aeschen gerechnet hat: zum Beweiſe, daß dies willkührliche Gewicht urſprünglich ſehr richtig, nach einem natürlichen Maas der Schwere einer kleinen körperlichen Quantität Regenwaſſer, iſt abgemeſſen, folglich das Gewicht mit dem körperlichen Raume in ſehr beſtändiges Verhältniß geſtellet worden, daran man neuerer Zeit, wie bey vielen andern Maaßen und Gewichten, merklich abgewichen iſt. Man muß ſich demnach einen eigenen Satz Ducatengewicht zu 72 Aſſen machen laſſen; dergleichen man hier in Wittenberg haben

kann. Wem aber dies nicht gefällt, der kann ſich zur Noth allemal mit der Reduction auf richtiges Apothekergewichte behelfen. Denn da 56 Apothekergranen ganz nahe bey das Gewicht eines ungariſchen Dukaten ausmachen: ſo verhalten ſich die Apothekergranen zu den Goldgranen, deren 72 auf einen Dukaten gehen, ziemlich genau wie 7 zu 9. Nach dieſer Verhältniß läßt ſich das Regenwaſſer in Apothekergranen abwiegen, und in Goldgrane, oder Goldäschen, angeben.

Hygrometer.

Es iſt bekannt, daß außer der gröbern Maſſe der Atmoſphäre, die durch Regen und Schnee herunter kömmt, noch viel feinere Dünſte darinnen enthalten ſind, welche in derſelben herumſchwimmen, oftmals nicht können geſehen werden, ſondern ſich auf andere Weiſe ſinnlich darlegen. Die Luft in ſolchem Zuſtande, da ſie merklich mit wäſſerichten Dünſten beladen iſt, wird feucht genannt; und ein Werkzeug, dieſe ihre Feuchtigkeit zu erkennen, und ſo viel möglich zu beſtimmen, heißt ein Hygrometer. Es muß alſo daſſelbe ſo beſchaffen ſeyn, daß es die Feuchtigkeit der Luft leicht annimmt, und daran ſolche Veränderung leidet, die man an ihm bald wahrnehmen kann. Aber es iſt nicht genug, durchs Hygrometer zu erfahren, daß die Luft feuchte ſey; man will auch die Grade dieſer Feuchtigkeit gern genau haben, das iſt, man will wiſſen, wie groß die Maſſe oder das Gewicht aller wäſſerichten Partikeln ſey, die in einem gewiſſen Raume von Luft, z. E. in einem Kubikſchuh Luft, enthalten ſind. Und das iſt die große Abſicht, wohin alle Bemühungen der Neuern um die Verbeſſerung der Hygrometer gehen; die aber zur Zeit noch nicht zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelanget ſind. Denn das Hygrometer iſt unter allen meteorologiſchen Inſtrumenten noch am meiſten unvollkommen. Es iſt auch keine leichte Sache, die Quantität der Dünſte in einer gegebenen Luftmaſſe zu beſtimmen, weil ſich das vornehmſte bey dieſen Verſuchen auf die Theorie des Ausdünſtens gründet; und ſelbſt Herr Lambert hat bey ſeinen Lehrſätzen der Hygrometrie die Geſetze der Ausdünſtung zum Grunde geleget. Die Werkzeuge anlangend, deren man ſich zu dieſem Ende bedienet hat, ſo iſt man vor Alters mehrentheils auf ſolche gefallen, welche die Feuchtigkeit der Luft ſtark an ſich ziehen, als Schwämme, Salze, Oele, u. ſ. w. und dieſe hat man an eine Wage gehangen, um durchs Gewicht der eingeſogenen Dünſte ihre Menge einigermaßen zu erforſchen. Neuerer Zeit hat man ſogar Holz dazu gebrauchet,

braucht, aus deſſen Aufſchwellung und Ausdehnung man auf die Vielheit der eingezogenen Dünſte geſchloſſen hat. Sie ſind aber von keiner Dauer, und am Ende ſetzen ſie ſich in einen Zuſtand der Unveränderlichkeit. Die beſten Hygrometer ſind daher immer aus Fäden und Saiten gefertiget worden. Die Fäden, als dünne hanfene Seile, Bindfaden u. d. haben dieſe Unbequemlichkeit, daß ſie ſehr ungleich gedrehet ſind, oft eine ganz unordentliche Lage der Faſern haben, und daher eine ganz ungleiche Bewegung im Auf- und Zudrehen machen. Hiernächſt haben ſie das eigene, daß ſie ſich größtentheils anders, als die Darmſaiten, nämlich aufdrehen, wenn ſie trocken, und zudrehen, wenn ſie feucht werden. Im erſten Falle werden ſie länger, im zweyten kürzer. Die Darmſaiten hergegen verlängern und drehen ſich auf beym feuchten, verkürzen und drehen ſich zu beym trockenen Zuſtande. Das möchte wohl von der Lage der Fibern in den Gedärmen, woraus die Saiten gemachet werden, herkommen, als welche der Länge nach, und andere der Quere nach, hinlaufen. Dieſe Darmſaiten nun ſind zur Zeit als das tüchtigſte Stück in einem Hygrometer befunden worden. Damit ſie theils die Feuchtigkeit beſſer annehmen, vornehmlich aber von ihrer Fettigkeit um einen guten Theil gereiniget werden: ſo tränket man ſie vorher mit Salmiakgeiſt. Andere dagegen behaupten, man ſolle ſie laſſen, wie ſie in ihrem natürlichen Zuſtande ſind; ſie dauerten beſſer, und ließen die Feuchtigkeit eher wiederum fahren, als die im Salmiakgeiſt geweichten. Da inzwiſchen auch die Darmſaiten wieder Unbequemlichkeiten unterworfen ſind, und nicht geringe Unrichtigkeiten geben: ſo habe ich mehr als einmal vorgeſchlagen, Saiten aus dem feinſten Silberdrathe, der noch nicht platt geſchlagen iſt, zu verfertigen, als woran ſich die Obſervationen viel richtiger, auch mit mehrerer Uebereinſtimmung ergeben würden. Die gemeinſte Art, Hygrometer aus Darmſaiten zu machen, iſt dieſe: daß die Saiten ſo geſtellet und angebracht werden, damit man ſich bloß ihrer Auf- und Zudrehung, zur Erforſchung der Feuchtigkeit oder Trockenheit der Luft geſchickt bedienen könne, ohne auf die Verkürzung und Verlängerung der Saite zu ſehen. Herr Lambert, der nebſt dem Augsburgiſchen Mechanicus, Herrn Brander, vielen Fleiß auf Berichtigung dieſes Inſtruments angewandt hat, bedienet ſich nur ganz kurzer Saiten dazu, von ein paar Zollen, und findet ſie hinlänglich, durch ihr Drehen die Feuchtigkeit der Luft, nach ihren gehörigen Stufen anzuzeigen.

Er hat ſeine Hygrometer in den Berliner Memoiren 25 B. vom Jahre 1769. und in den neuen Memoiren ausführlich beſchrieben, auch die Reſultate angegeben, die aus den vielfach damit angeſtellten Verſuchen herausgekommen ſind. Die Beſchaffenheit des Hygrometers, deſſen man ſich zu den Obſervationen im Wittenbergiſchen Wochenblatte bedienet, iſt daſelbſt im 1. B. vom J. 1768. St. 3. und im Jahre 1769. S. 281. ingleichen im Jahre 1772. 1. St. umſtändlich angezeiget worden.

Hynſchkraut.

S. Ruhrkraut.

Hypecacuanha.

S. Ipecacuanha.

Hypociſtenſaft.

Unter dieſem Namen findet man in den Apotheken einen ſchwarzen, glänzenden, trocknen und harten Körper, welcher als ein Saft aus einer Pflanze gepreſſet, und über dem Feuer eingekochet wird. Ob hierzu nur die grüne Frucht der Pflanze erwählet, oder ob auch aus der getrockneten Pflanze dergleichen Extract verfertiget werde, und dieſes letztere, zum Unterſchiede, hypocyſtita genannt worden, wollen wir nicht unterſuchen, zumal der Gebrauch dieſes Saftes faſt gänzlich abgekommen, und nur wegen einiger alten zuſammengeſetzten Arzneymittel, als den Theriak und Mithridat, noch jetzo zu bemerken iſt. Es iſt ein ſehr herber Saft, zieht die feſten Theile ſtark zuſammen, und vermindert alle Ausführungen, dergleichen viele andere und ſichere Mittel bekannt ſind. Die Pflanze, welche dieſen Saft giebt, iſt zwar den Alten nicht unbekannt geweſen, und man hat ſelbige für eine Schmarotzerpflanze erkannt, welche auf verſchiedenen Arten der Ciſtenröslein wachſe, und davon ſeine Nahrung erhalte; doch haben ſie fälſchlich ſelbige für einen Schwamm ausgegeben. Herr Hofrath Gleditſch hat den ganzen Bau dieſer Pflanze genau beſchrieben; daher wir auch das merkwürdigſte von ihm entlehnen wollen. S. deſſen verm. Abhandl. I. Th. In dem dürreſten und ſandigſten Boden verſchiedener warmer Länder, als in Griechenland, der Levante, auch in Portugal, Spanien, Italien und den mittägigen Gegenden von Frankreich, wo die Ciſtusarten häufig wachſen, finden ſich auf ihren überall ausſtreichenden Thauwurzeln einzelne knollichte und unförmliche Gewächſe, in der Tiefe eines halben Fußes, auch wohl flächer, unter der Dammerde; auch ſieht man dergleichen ein paar Zoll über den Wurzeln, an dem unterſten Stammende. Sie ſind anfangs harte und

und fleiſchicht, und enthalten ſehr viel von einem dicken, ſchleimichten und erdhaften Safte, der einen klebrichten, herben, und dabey etwas bittern Geſchmack hat. Wenn ſich dieſe ſäugende Knollen weiter ausdehnen, daß ſie aus der Erde hervorkommen, ſo wird ihr fleiſchichter und harter Körper allmählig weicher, wie Spargel, und die Oberfläche äußerlich milde, ſammetartig, purpur- oder ſchönroth; bey der nachfolgenden Verlängerung der Knollen in die Stängelkeime verliert ſich die angenehme Röthe mehr oder weniger, und die Pflanze wird bläſſer, weißroth, und zum öftern röthlicht und bunt. Die Wurzel, daran ſich äußerlich nichts ſonderlich unterſcheiden läßt, iſt wie bey vielen andern Schmarotzerpflanzen beſchaffen, und beſtändig; der Stängel iſt ein jähriger, und ohne Blätter, dabey ſenkrecht, rund, glatt und farbig, unterwärts kahl, ſonſt aber mit hohlen Schuppen bedecket; die Schuppen ſind zum Theil rund und zugeſpitzet, und ſonder Einſchnitte, die andern aber, die mit dieſen abwechſeln, glatt, farbig und rundſpitzig. Die Blumen ſitzen an dem obern Theile des Stängels auf fadenförmigen Stielchen, welche mit zwo hohlen, glatten, länglichtrunden Schuppen umgeben ſind, davon aber die eine etwas höher als die andere ſteht, beyde aber einen ſehr feinen gekerbten Rand haben. Die Blume zeiget einen doppelten Kelch; der äußere beſteht aus zwey beſtändigen, ſtumpf zugeſpitzten und fein gekerbten Blättern, welche kürzer ſind als der innerliche Kelch; der innere iſt ein einziges, glockenförmiges, lederhaftes, beſtändiges, farbiges Blatt, mit vier halbeyrunden Einſchnitten. Das Blumenblatt fehlet. Die Staubfäden fehlen gleichfalls; die Staubbeutel aber, an der Zahl ſechzehn, ſtehen äußerlich als Linien um den Staubweg. Der Fruchtkeim iſt eyrund, der Griffel kurz, und der achttheilichte länglichtrunde Staubweg beſtändig. Es folget eine runde und harte Beere mit einer Krone, die innerhalb dem Kelche liegt, mit demſelben verwachſen, und in acht Fächer abgetheilet iſt. Der Saamen ſind viele, rund und klein.

Herr v. Linné hatte ehedem dieſe Pflanze mit der Haſelwurzel vereiniget, und Aſarum Hypociſtis genannt; weil aber die Blumendecke anders beſchaffen iſt, und vornehmlich die Staubbeutel auf keinen Fäden, ſondern auf dem Staubwege ruhen, hat Hr. Gleditſch ein beſonderes Geſchlecht daraus gemachet, und ſolchem den Namen Thyrſine gegeben; welchem auch Herr von Linné in ſo ferne gefolget, daß derſelbe dieſes Geſchlecht angenommen, den beygelegten Namen aber verworfen, und

und dafür Cytinus erwählet hat.

Hyße.

Ein norwegiſcher Fiſch, den die Deutſchen Schellfiſch, (Stockfiſch) nennen, iſt dem Wittling ſehr ähnlich, und er wird von ihm bloß wegen einiger kleinen und feinen Schuppen, womit ſeine Haut verſehen iſt, unterſchieden; da hingegen der Wittling den Dorſcharten, zu denen doch beyde gehören, näher kömmt. Der Schellfiſch hat auch noch zum Unterſchiede zween ſchwarze Flecken auf ſeinem Nacken. Er wird, wie der Wittling, auf weichem Grunde gefangen, und man findet ihn häufig; er iſt aber doch keine gute Kaufmannswaare, außer wenn man keine beſſere Fiſche hat. Pontoppidan, Norwegiſche Naturhiſtorie, II. S. 235. Bey dem Linne' iſt er Gadus Aeglefinus, ſeu Aegrefinus, nach der Engl. und Schott. Benennung, gen. 154. ſp. 1. der Mülleriſche Schelfiſch ſeiner Cabeljaue, ſ. Pamuchel, Callarias barbatus, ſp. 2. des Kleins, und unſern Artikel, Aiglefin, Th. I. S. 164.

Hyſterit.

Hyſterit gehöret unter die Baſtartmuſcheln, welche vornehmlich in verſteinerter Geſtalt vorkommen, und iſt Anomia hyſterita Linn. Die Schale iſt breit, glatt, erhaben rund, geſtreifet, faſt dreylappicht, vorneher eingedrücket, und mit einem ſcharfen Rande verſehen.

Hyſterolithen.

Mutterſteine, Hyſterolithi, ſind eine Art von kalchartigen Steinen, welche in den Höhlen gewiſſer Muſcheln, die man Oſtreapectiniten heißt, gefunden werden. Den Namen haben ſie vermuthlich von ihrer Geſtalt bekommen, welche einem gewiſſen weiblichen Theile ähnlich ſeyn ſoll.

Hyſtrix.

Stachelfiſch. Deren giebt es zweyerley Arten mit großen und mit kleinen Stacheln. Oſtracion conico oblongus. Desgleichen die ſtachlichte Meertaube. Richter. Bey dem Artedi iſt er der nur genannte Oſtracion. ſynon. p. 86. ſp. 21. Bey dem Linne' Diodon Hyſtrix, gen. 138. ſp. 2. nach dem Müller der große Stachelfiſch der Igelfiſche. ſ. Kropffiſche des Kleins, Crayracion. ſp. 6. und 13. und unſern vorhergehenden auch bald folgenden Artikel, Flaſche, Th. III. S. 103. und Igelfiſche.

J.

Jabebirete.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, S. 175. eine Art des Rochens, Raiae; ſ. unſern Artikel, Glatt-Ray, Leiobatus 2. des Kleins, Th. III. S. 434.

Jabotapitabaum.

Unter dieſem Namen hat zuerſt Herr Marggraf, und nachher Plümier einen, in dem mittägigen Amerika, und beſonders Braſilien wachſenden, Baum beſchrieben, welchem nachher Herr von Linné mit einem andern vereiniget, und beyde mit dem Geſchlechtsnamen Ochna beleget hat. Es iſt dieſer Baum von einer mäßigen Höhe, trägt wechſelsweiſe geſtellte, länglichte, ſpitzige Blätter, und an den kleinen Aeſten viele, bey einander ſtehende, gelbe, wohlriechende Blumen, welche fünf kleine Kelch- und fünf rundliche, ganz ſtumpfe, ausgebreitete Blumenblätter, viele, gegen einander gerichtete, kurze Staubfäden und einen Griffel mit ſtumpfen Staubwege zeigen. Die Frucht beſteht aus zwoen, auch mehrern, einſaamigen blauen Beeren, welche auf einem großen, fleiſchichten, rundlich abgeſtutzten Fruchtträger ſtehen, oder vielmehr in dieſen eingeſenket ſind. Dieſen haben die ältern Schriftſteller für die Frucht ſelbſt angeſehen, und vorgegeben, wie die darauf liegenden Beeren keinen Saamen enthielten. Die Amerikaner bedienen ſich der Frucht zur Stillung des Durchfalls und Stärkung der Glieder. Es kömmt ſolche hierinnen, und, weil durch den Genuß die Lippen blau gefärbet werden, mit unſern Heidelbeeren überein. Es ſoll auch, wie man in Chomels Ueberſetzung V. Theil und daraus im Forſtmagazine 3. Band lieſet, ein Oel davon gepreſſet, und dieſes zum Salat gebrauchet werden.

Die andere Art, Ochna ſquarroſa Linn. welche in Indien wächſt, und ſich durch die ſeitwärts an den Aeſten aufſitzenden Blumenſträußer von der erſten unterſcheidet, iſt noch weniger bekannt.

Jacapucajo.

Jacapucajo iſt ein hoher Baum, der in verſchiedenen Gegenden von Amerika, an dem Strande des Meeres wächſt. Seine Rinde iſt grau, hart, ungleich, wie an den alten Eichen, und das Holz hart und feſte. Die Blätter ſollen dem Myrthenlaube gleichen. Die Frucht hängt an einem dicken Stiele, iſt ſo groß als eines Kindes Kopf, und mit einer gelben Schale,

Schale, die ſo hart wie Holz iſt, überzogen; an dem unterwärts gerichteten Ende iſt ſie gleichſam wie eine Büchſe mit einem Deckel geſchloſſen, welcher, wenn die Frucht reif iſt, von ſelbſt ſich ablößet, und die aufbewahrten Nüſſe herausfallen läßt. Dieſe ſollen dem Chebuliſchen Myrobalon ähnlich ſeyn, und wie Piſtacien ſchmecken, Menſchen und Thieren zur Nahrung dienen, auch ein Oel daraus gepreſſet werden können. Das Holz ſoll dem Gifte widerſtehen, und die Frucht den Saamen vermehren. Eine genaue Beſchreibung, ſonderlich der Blume und Frucht, haben wir nicht finden können.

Jacare.

Die Braſilianer haben eine ſehr kleine Art Caymanne, die ſie Jacare nennen, und deren Fleiſch ſie begierig eſſen. Sie ſind nicht über einen Schenkel dicke, und haben eine darnach gemäße Länge; ſie ſind auch gar nicht ſchädlich; man fängt ſie lebendig, und die Kinder ſpielen damit. Lery hat ſolches vielmal mit angeſehen. Dieſes hindert aber nicht, daß die großen Caymanne in Braſilien nicht eben ſo fürchterlich ſeyn ſollten, als in den andern Theilen von Amerika. Die Jacaren haben einen ſehr weit geſpaltenen Rachen, hohe Schenkel, einen weder runden noch ſpitzigen, ſondern platten und am Ende dünnen, Schwanz. S. A. Reiſebeſch. B. XVI. S. 271. Die ausführlichere Beſchreibung des Marcgravs, p. 242. von dieſem zweelebigen Thiere iſt folgendermaaßen verfaſſet: der Braſilianer Jacare iſt bey den Aethiopern in Congo ein Cayman, und heißt bey den Lateinern Crocodilus. Ich habe ihrer zu ſechs, ſieben, acht bis neun, Fuß lange gehabt. Sie haben einen etwas zuſammengedrückten Kopf, und einen rundlichen, eyförmigen, Rachen. Die Mundſpalte iſt weit, und geht weit unter den Augen fort, wenn er ſelbigen aufſperret. Er hat in beyden Kiefern viele, ſpitzige, theils längere, theils kürzere, Zähne. Den oberſten Kinnbacken kann er bewegen. Er hat keine Zunge, ſondern nur eine, zwiſchen dem unterſten Kinnbacken liegende, und eine Zunge vorſtellende, Haut, die er aber nicht in die Höhe heben kann. Er hat große, runde, helle, graublaue Augen, mit einem ſchwarzen Augapfel; ſie ſind aber nicht von der Geſtalt der Schweinsaugen. Er hat vier Beine oder Füße, davon die zween vorderſten ſehr dünne ſind, damit er nicht zu ſehr wüten ſolle; ſie ſind auch kürzer, und haben an den Füßen fünf Finger, davon die drey innern ſchwarze Nägel, wie die Vögel, die zween äußern aber keine derſelben

ſelben, haben. Die Hinterbeine aber ſind dicker und länger, mit vier Fingern, davon drey innere mit Nägeln, wie bey den Vögeln beſetzet, der eine äußere aber keine Nägel, hat. Sein Leib läuft in einen langen Schwanz aus. Er iſt über und über mit einer ſchuppichten Haut bedecket, und iſt am Kopfe, dem ganzen obern Theile des Leibes, und am Schwanze gepanzert. Am ganzen Unterleibe ſind die Schuppen faſt viereckicht, weich und glatt anzufühlen; an den Seiten ſtellen ſie mancherley rundliche Figuren vor, und ſind mit vielen, theils ſchwarzen, theils gelblichen, Wärzchen beſetzet. Eben ſo ſieht er auch an den Seiten des Schwanzes und der Beine aus. Der oberſte Theil des Kopfes iſt ſehr feſte, und mit einer ſchwarz- und gelbfarbigen Schale bedecket. Der obere Hals iſt gleichfalls mit Schuppen, und dieſe mit größern Warzen beſetzet; der ganze Rücken, und ein großer Theil des Schwanzes, iſt in die Quere mit vielen länglichten, gleichſeitigen Vierecken bedecket, und dieſe Schuppen ſind hart, von gelb- und ſchwarzgemiſchter Farbe, und in gewiſſen Weiten damit erhöhet. Der letzte Mitteltheil des Schwanzes iſt mit einer ſtarken und oberwärts ſteifſtehenden, erhöheten, Floße, bis an das Ende gezieret, damit er ſich im Schwimmen, wie die Fiſche, die erforderliche Richtung giebt. Es iſt aber dieſe Floße gleichſam aus vielen Schuppen zuſammengeſetzet, gelb von Farbe, und mit ſchwärzlichen Linien ſchön und mannichfaltig durchzogen. Ferner iſt der ganze Schwanz gleichſam mit ſchwärzlichen Ringen umgeben, der dazwiſchen liegende Theil iſt gelb, und mit ebenfalls ſchönen ſchwärzlichen Linien durchwebet. Er hat ein weißes Fleiſch, wie ein Fiſch, auch nicht mehr Blut, als dieſelben, in einer kleinen Quantität. Die Mohren eſſen das Fleiſch. Er leget Eyer, noch größer, als die Hühnereyer, faſt von cylindriſcher Geſtalt, die eßbar und von guten Geſchmacke ſind. Sie haben eine weiße, harte, gleichſam mit Wärzchen beſäete, Schale. Man findet zum öftern in einem Neſte acht und zwanzig bis dreyßig Stück beyſammen. In dem Magen dieſes Thieres habe ich viel Krebſe und Klauen eines Thieres gefunden. Noch ſetzet Marcgrav in einer Note hinzu: Man ſolle im fünften Buche ſeiner Deſcriptionis Ind. Occident. und deſſen vierten Kapitel nachſehen, was er daſelbſt, aus dem Fr. Ximenes von dieſem Thiere geſaget habe; und wie er angemerket, daß aus deſſelben, unter der Kehle ſitzenden, Drüſen, und aus dem Magen, gewiſſe Arzneyen zubereitet würden; daß er

aber

aber aus obigem Geſchichtſchreiber hi zuſetzen ſollen, daß dieſes Thier, in Ermangelung anderer Speiſe, Steinchen freſſe, die in deſſen Magen halb verdauet gefunden würden, daraus ein Pulver wider den Nierenſtein von beſonderer Wirkung zubereitet werde.

Jacca.

S. Anonenbaum.

Jachandelbaum.

S. Wachholder.

Jackal.

Der Jackal oder Jakhal, iſt ein vierfüßiges, grimmiges Thier, aus dem Hundegeſchlechte, welches in verſchiedenen Gegenden von Afrika und Aſien gefunden wird, und daher auch ſehr verſchiedene Namen führet. Denn in der Barbarey wird es Deeb, in einigen Ländern der Levante Adil, in andern Tulki, Chical, Schachal, Squilachi, und in andern noch anders genannt. In dem Linnäiſchen Syſtem heißt es Canis aureus, und beym Klein, ſo wie bey den meiſten übrigen deutſchen Schriftſtellern, der Goldwolf, weil es dunkelrothe Haare, mit einem goldgelben Glanze, und eine große Aehnlichkeit mit dem Wolfe hat, wenn man den Schwanz ausnimmt, welcher einem Fuchsſchwanze gleichet. Die Größe dieſes Thieres iſt das Mittel zwiſchen der Größe eines Wolfes und eines Fuchſes. Was wir in dem erſten Theile S. 96. von dem Adive geſaget haben, gilt auch von dem Jackal; denn dieſe beyden Thiere kommen nicht nur größtentheils in der äußern Geſtalt, ſondern auch in der Lebensart mit einander überein; nur iſt der Jackal etwas größer und viel grimmiger als der Adive. Den Tag über hält er ſich gemeiniglich in ſeiner Höhle verborgen, des Nachts aber geht er in großer Geſellſchaft auf den Raub aus. Das Geſchrey dieſer Thiere iſt ſehr unangenehm, und klingt faſt eben ſo, als wenn eine Menge Kinder von verſchiedenen Alter durch einander ſchreyen. Nach den Berichten einiger Reiſenden, ſollen ſie die Gewohnheit haben, den Armeen nach zu ziehen, um die begrabenen Leichname wieder auszuſcharren und zu freſſen.

Jackjes.

Jarkjes, ein Surinamiſcher Fiſch, den mittelmäßigen Barben gleich; ſollen nach dem Seba, aus Fröſchen verwandelte Fiſche ſeyn; Richter. ſ. unſern Arttkel, Froſchfiſch, Th. III. S. 208. 9.

Jacks.

Ein Guineſiſcher Fiſch, unſern Hechten gleich; ſ. unſere Artikel,

Becune und Hecht, Th. I. S. 641. und Th. III. S. 712.

Jacobskrug.

S. Warzenbacke.

Jacob Everſon.

Jacob Everſon oder Evertzen, iſt, nach dem Ruyſch in ſeiner neuen Sammluug Amboiniſcher Fiſche, Tab. III. ein Fiſch, deſſen eilf Gattungen von ihm beſchrieben und gezeichnet werden; nachdem Willughbey, Jonſton, und andere Schriftſteller, ſeiner zwar gedacht, ihn aber doch nicht genau genug beſchrieben, haben. Man ſaget, die Schiffsleute, die ihn zuerſt bey den Flämiſchen oder Azoriſchen Inſeln gefangen, hätten ihm auch den Namen ihres Schiffshauptmanns, zum Scherze oder aus Spötterey, beygeleget, weil derſelbe in ſeinem Geſichte, eben ſo rothfleckicht und buntſchäckicht ausgeſehen, wie dieſer Fiſch; der aber doch in ſeiner Art für einen der ſchönſten gehalten werden muß. Und dieſer Name iſt ihm ſo beſtändig verblieben, daß er auch nie einen andern bekommen hat. Bey den Portugieſen heißt er Meros, und bey den Braſilianern nach dem Marcgrav, S. 169. Cugupu-guacu; daher dieſer unſer Artikel, Th. II. S. 261. nachzuſehen. Er ſoll zu mancher Zeit ein angenehmer und geſunder Speiſefiſch, zu anderer Zeit aber zum Eſſen nicht taugen, und von widrigen Geſchmacke ſeyn. Die übrigen, auf der dritten Kupfertafel des Ruyſch abgebildeten, Fiſche, ſollen von einer Art ſeyn, führen auch eben dieſen Namen; doch ſollen ſie in Anſehung der Farbe und der Anzahl der Stacheln verſchieden ſeyn.

Die erſte Art iſt von brauner Farbe über den ganzen Leib; hat ſechs Stacheln auf dem Rücken, die ſich nachmals mit den Floßen vereinigen: die weißlichen Flecken ſind auch an den Floßen und dem Schwanze befindlich, wiewohl es einige bezweifeln wollen; dagegen Willughbey, Tab. T. beyde Theile, nach der Natur, fleckicht abgebildet hat.

Die zwote Art ſoll das Weibchen des erſtern ſeyn; welches wohl möglich, da ſie überall einander ähnlich, doch aber von verſchiedener Farbe, ſind.

Die dritte Art hat acht Stacheln auf dem Rücken, deren letzterer ſich mit den Floßenfinnen vereiniget. Seine Farbe fällt ins Schwarze, mit weißen Flecken. An oder unter den Kiemen hat er keine Floßen, die doch die übrigen alle haben.

Die vierte Art hat eben ſoviel Stacheln, als der nächſt vorhergehende; aber in Anſehung der Farbe und Flecken iſt er der erſten Art ähnlich. Um die Kiemen hat er einige gelblichte Streifchen,

chen, als etwas ſonderbares, das bey andern nicht befindlich.

Die fünfte Art iſt von hellblauer Farbe; mit den Stacheln, Floßen, Schwanze und Flecken, iſt er den übrigen gleich.

Die ſechſte Art hat ebenfalls nichts beſonders und unterſcheidendes aufzuweiſen; doch iſt er der eilften Art am ähnlichſten, deſſen Weibchen dieſe Art ſeyn ſoll.

Die ſiebente Art iſt von veilchenblauer Farbe mit weißlichten Flecken; die Rücken- und Bauchfloßen aber ſind rundlich. Dieſe Art unterſcheidet ſich von den übrigen allen, mit dem über die Proportion großen Kopfe, daher auch der Fiſch den Namen Capitonis, Belg. Groot-Hooft, bekommen.

Die achte Art verdienet kaum den Namen, da faſt alle gefleckte Fiſche, deren urſprünglicher Name unbekannt geweſen, alſo benennet worden, dieſer aber kaum drey bis vier Flecken am ganzen Bauche aufzuweiſen hat: von der ſpitzigern Schnauze hat er daher den holländiſchen ſchicklichern Namen, Spitzbek, erhalten.

Die neunte Art verdienet vorzüglichſt dieſen Namen, da ſie über und über geflecket iſt, auch in den übrigen Theilen, mit den übrigen übereinkömmt.

Die zehnte Art verdienet gleichfalls, in Anſehung der Flecke, den gemeinen Namen; ſcheint aber im übrigen den Krammetsfiſchen, Turdis, die Jonſton auf ſeiner Tab. XIII. abgebildet, näher anzugehören. Ich muß aber hier die Ehre meines Malers retten, da mir die Zeichnung des Fiſches von einem andern Orte, unter dem Namen Ican-Souſalath, zugekommen; welche mit der gegenwärtigen aufs genaueſte übereintrifft. Dieſe Art hat übrigens einen rothfarbenen Leib mit gelben Flecken, und ſo ſind auch die Schuppen, und der unterſte Rand der Kiemendeckel beſchaffen.

Die eilfte Art hat einen ziemlich großen Kopf, und ein mit ſehr ſpitzigen Zähnen bewaffnetes Maul. Die Farbe derſelben iſt über und über, auch an den Floßen, braun; die Flecken aber ſind weißlicht, wie bey den übrigen. Auf dem Rücken, gleich über dem Kopfe, befindet ſich eine lange, nach dem Schwanze zu gebogene, Stachel oder Gräte; an dem Unterleibe, wo der Kopf ſeine Gränze hat, hangen ein paar Bartfäden herab; daher es mir ſchicklicher ſcheint, dieſe Art zu einem andern Geſchlechte, als dieſer gefleckten Fiſche, zu bringen: doch habe ich in dieſer, (vermuthlich Rajiſchen) Ordnung nichts ändern wollen, weil ich nicht gern bey anderer Arbeit zu ſcharfſichtig ſeyn mag.

Marcgrav beſchreibt ſeinen Cugupu-guacu, den Linne' für den Jac. Everſen erkennet, folgendermaßen: die Portugieſen nennen ihn Meros, die Holländer Jacob Evertzen. Er wächſt zu einem großen Fiſche an; ich habe dergleichen gehabt, die mit dem Kopfe und Leibe fünf Fuß, und mit dem Schwanze ſechs Fuß, lang geweſen; der Umfang des Leibes war zu vier Fuß und acht Zoll, und die Höhe anderthalb Fuß. Er hat einen großen Kopf und ein großes Maul, das er in die Runde weit aufthun kann, das aber ungezähnelt iſt. Die Augen ſind von mittlerer Größe, mit einem ſchwärzlichten Augapfel und gelben Ringe. Die Kiemendeckel ſind im Umfange rundlich, in der Mitten aber faſt wie Dreyangel geſtaltet. Er hat fünf Floßen: eine, welche auf der hohen Mitte des Rückens anfängt, und nicht allzuweit vom Schwanze aufhöret, deſſen vordere niedrigere Hälfte mit ſpitzigen Stacheln bewaffnet, die andere Hälfte aber breiter, im Umfange wie ein halber Mond geſtaltet, und mit weichern Finnen unterſtützet iſt; an dem After iſt die Floße von gleicher Geſtalt, wie die zwote Rückenfloße, nur um die Hälfte kleiner. Zwo ziemlich lange und breitliche, mit dünnen Stachelchen durchwebete, Floßen, nach den Kiemen nahe am Unterleibe. Der Schwanz hat eine faſt viereckichte und breite, am Ende breitere als am Anfange, ungetheilte, Floße. Die Schuppen ſind klein. Der ganze Kopf, Rücken und Seiten, ſind von Farbe aſchfarbig mit Umbraun verſetzet; nach dem Rücken zu, etwas dunkler; der Bauch iſt weißlicht. Alle Floßen nebſt dem Schwanze ſind heller braun. Ueber dem ganzen Leib-, Rücken- Seiten- und Kiemenfloßen, ſind kleine ſchwarze Pünctchen geſtreuet; der Bauch aber nebſt dem Schwanze und übrigen Floßen, ſind nicht ſo punctiret Er iſt ein Meerfiſch von gutem Fleiſche. Bey dem Linne' iſt dieſer Fiſch Perca Guttata, gen. 168. ſp. 21. der Jacob Evertefiſch ſeines Bärſchings des Müllers, der ihn auch Th. IV. Tab. VII. fig. 1. aber ſehr unterſchieden von dem Marcgraviſchen, Catesbyiſchen und Ruyſchenen Abbildungen, zeichnet. ſ. Kleins Kaulparſch, Percis, 13. und unſern Artikel, Cugupuguacu, Th. II. S. 261.

Jacobsblume oder Kraut.

S. Creutzkraut.

Jacobsfiſchlein.

Wetterfiſchlein, Gemülle, Aphya, Apua. Richter. ſonſt auch, Heuerlinge, Hunderttauſendfiſche, Tauſendbrüderchen; ſ. unſere Artikel, Grau, und Nilgrundel,

grundel, Th. III. S. 509. und 535. desgleichen Rockfiſche, Gobio, 4. des Kleins.

Jacobslilie.

S. Amaryllis.

Jacobsmuſchel.

S. Doſen.

Jacobsnarciſſe.

S. Amaryllis.

Jacobsſtab.

Dieſer Name wird den drey Sternen im Sternbilde des Orions gegeben, welche in einer geraden Linie ſtehen, und ſonſt auch der Gürtel des Orions, und die drey Könige genannt werden. S. Orion.

Jacobsſtab, S. Affodil und Narciſſen.

Jacobsſtraße.

S. Milchſtraße.

Jacquinie.

Dieſes Pflanzengeſchlecht iſt dem Kayſerl. Königl. Bergrathe und öffentlichen Lehrer der Kräuterkunde zu Wien, Nic. Joſ. Jacquin, billig zum Andenken gewidmet worden, indem derſelbe nicht allein auf ſeiner amerikaniſchen Reiſe viele neue Pflanzen entdecket und genau beſchrieben, auch abgezeichnet, ſondern auch nachher, durch verſchiedene wichtige Werke um die Kräuterwiſſenſchaft ſich gar ſehr verdient gemachet hat. Die Geſchlechtskennzeichen ſind: fünf rundliche Kelchblättchen, ein glockenförmiges, bauchichtes, und in fünf größere, und fünf kleinere Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, fünf Staubfäden und ein Griffel, mit einem knöpfichten Staubwege. Die Frucht iſt eine rundliche, zugeſpitzte, einſaamige Beere. Es ſind davon drey Arten bekanndt; alle wachſen in Amerika, gehören aber zur Zeit unter die ſeltenſten Pflanzen.

Jacua=acanga.

Unter dieſem Namen beſchreibt Marcgrav eine Braſilianiſche Pflanze, welche man zwar leicht für eine Art der Krebsblume erkennen, aber doch nicht beſtimmen kann, welche ſolche eigentlich ſey, und ob ſelbige bereits von einem neuern Schriftſteller beſtimmet worden. Es ſoll ſelbige zertheilen, reinigen und heilen, und zu Bähung, Umſchlägen und Salben gebrauchet werden.

Jaculator.

Ein zu Batavia befindlicher, von Schloßern, in den Tranſact. Philoſ. Vol. LIV. ad Ann. 1764. p. 89. beſchriebener, und Tab. IX. gezeichneter, beſonderer Fiſch. Er hält ſich vornehmlich, ſeiner Nahrung wegen, an den

Ufern

Ufern der Meere und Flüſſe auf. Auf eine, auf einer Waſſerpflanze ſitzende Fliege, oder ein anderes dergleichen Inſect, ſchießt er, in einer Entfernung von fünf bis ſechs Schuhen, ein einziges Tröpflein Waſſer aus ſeiner ſchnabelförmigen Schnauze ohne Fehl ſo richtig ab, daß ſelbiges dadurch ins Waſſer geſtürzet, und ihm folglich, ohne weitere Mühe zur angenehmen Beute werden müſſe. Dieſes hat der Aufſeher des Krankenhoſpitals zu Batavia, Hommel, bey wiederholten Verſuchen zum öftern ſelbſt geſehen. Dieſer von Schloſſern alſo beſchriebene Fiſch, iſt nachmals der Engl. Societät überſendet, in derſelben Cabinet gebracht, und hier auf der neunten Kupfertafel ſchön abgebildet worden. Er iſt des Hrn. von Linne Chaetodon roſtratus, pinna dorſali poſtice maculata fuſca, gen. 164. ſp. 9. der Mülleriſche Rüſſelfiſch unter ſeinen Klippfiſchen, mithin iſt er einer der vorzüglichſten Fiſche, die Augenfiſche genannt zu werden verdienen. ſ. unſern Artikel Augenfiſche, Th. I. S. 438. und im folgenden, Rüſſelfiſch.

Jägermantel.

Dieſe Kammmuſchel iſt Oſtrea plica Linn. und gehöret zu denjenigen, welche gleiche Ohren haben, und mit dem gemeinſchaftlichen Namen Doſen beleget werden. Da jedoch Rumph die Ohren als ungleich angiebt, möchte noch zweifelhaft ſeyn, ob ſie nicht vielmehr mit den Mänteln könne vereiniget werden. Man pfleget auch dieſe Muſchel zuweilen den bunten gewölkten Mantel zu nennen. Die bauchichten Schalen ſind einander faſt gleich, und haben ſechs, auch wohl mehrere, einigermaßen glatte Strahlen, die jedoch kreuzweis geſtreifet ſind. Die Falten ſind breit, auf allerhand Art gewölket. Man findet dergleichen mit grauen, gelben, violetartigen und rothen Wolken von verſchiedener Zeichnung. Gemeiniglich iſt die breite Hälfte der Schale grau, und nach hinten zu weißlicht, mit vielen ſchwarzen Flecken und Puncten beſetzet, inwendig iſt ſie weiß und am Rande purpurfärbig. Man erhält dergleichen aus Indien.

Jägertaſche.

Herr von Linne nennt dieſe doſenartige Kammmuſchel, Oſtrea radula, weil die zwölf erhabenen und kreuzweis geſtreiften Strahlen geferbet und rauh anzufühlen ſind. Man muß aber wiſſen, daß Herr Rumph eine ganz andere Muſchel Radulam, die Feile oder das Reibeiſen genannt. Die Schalen ſind faſt gleichbäuchicht, und weil ſolche mehr ins längliche fallen, hat man ſolche Jägertaſche genannt. Holländiſch Wei-

taſchdoublet. Die Schalen ſind ſchmutzig weiß, mit wenigen ſchwarzen Flecken bezeichnet. Die Ohren ſollen einander gleich ſeyn; Rumph aber meldet, daß gemeiniglich eins größer, als das andere ſey, und diejenigen für die ſeltenſten zu achten, welche zwey faſt gleiche Ohren haben. Man rechnet dieſe, nebſt dem Jägermantel, gemeiniglich unter die St. Jacobsmuſcheln, und erhält auch dieſe aus Oſtindien.

Jårter.

Eine Art Fiſche, faſt wie die Jåſen geſtaltet, aber ſchmäler, länglichter und dünner, und haben kleinere Schuppen. Die Floßfedern ſind blaulicht; die Augen gelb, wie Gold; ihr Fleiſch iſt ſehr fett, und ganz ſonderbar vom Geſchmacke, vornehmlich aber gut zu braten. Und weil ſie meiſtentheils in der Oder gefangen werden: ſo bratet man ſie in den, an ſelbiger gelegenen Städten, ſonderlich zu Herbſtzeiten, ſchlägt ſie häufig in Fäſſer, und überſendet ſie an andere Orte, weil ſie ſich auf dieſe Weiſe ziemlich lange halten können, und ein bereitetes Eſſen abgeben. Chomel.

Jåſen.

Jåſen, v. Göſen, Dantc. Jeſuß, Jeſitz, eben das, was Jetling, Jentling, Capito caeruleus, Richter. ſ. unſern Artikel, Göſe, Th. III. S. 460. und Schwaal, Leuciſcus, 13. des Kleins.

Jagdhund.

Canis venaticus. Dieſe Gattung von Hunden hat einen runden ſtarken Kopf, eine eben ſo lange und noch ſtärkere Schnauze, als die Bauerhunde, breite, herunter hängende Ohren, lange, fleiſchichte Schenkel, einen langen, ſtarken Leib, einen kleinen in die Höhe gekrümmten Schwanz, kurzes und faſt überall gleich langes Haar. Der Körper iſt entweder ganz weiß oder grau oder hat fahle und ſchwarze Flecken auf einem weißlichten Grunde. Die Jagdhunde werden auch Spürhunde genannt; doch pflegen einige den Namen Spürhund in einer engern Bedeutung zu nehmen und nur diejenigen Jagdhunde damit zu bezeichnen, welche einen ſtärkern Kopf, eine kürzere Schnauze, und nicht ſo große Ohren, als die übrigen haben.

Bey den Aſtronomen zeiget der Name Jagdhunde ein Sternbild an, welches zum Bootes gehöret, wie bereits unter dieſem Artikel angemerket worden iſt. Man ſtellet nämlich den Bootes als einen Hirten mit zween Hunden vor, welche Chara und Aſterion genannt werden, wozu man drey und zwanzig Sterne rechnet, nämlich

lich einen von der andern, einen von der dritten, zween von der vierten, achte von der fünften und zehen von der ſechſten Größe, nebſt einem dunklen Sterne.

Jageteufel.

S. Johanniskraut.

Jagfiſch.

Jagfiſch, in Indien, voller Stacheln, Richter. Gesner führet S. 50. von dieſem aalförmigen Fiſche oder Aalſchlange, zwo Arten auf, unter dem Namen des Indianiſchen Jagfiſches, Guaicanus vel Reuerſus, Piſcis Indicus; etliche fremde Völker und Inſeln fangen die Fiſche des weiten Meeres durch andere Fiſche, ſo zu ſolcher Arbeit genaturet und gewöhnet worden ſind. Solcher werden zweyerley Geſtalt beſchrieben. Die erſte ſoll ſich nach der Zeichnung, vergleichen einem großen Aal, allein daß er einen größern Kopf hat. Auf ſeinem Genicke ſoll er haben ein Fell oder Haut, gleich einer großen, weiten, langen Taſchen, oder wie ein Sack. Solchen Fiſch pflegen ſie angebunden zu führen, hart am Schiffe, alſo daß er die Luft nicht erreichet; denn gänzlich mag der Fiſch die Luft oder das Licht nicht erleiden. Wo ſie nun ein Raub erſehend, er ſey von großen Schildkrotten oder andern Fiſchen, ſo löſen ſie das Seil auf; der Fiſch, ſobald er vermerket, daß ſolch Seil nachgelaſſen, ſo ſchießt er nach den Raub wie ein Pfeil, wirft auf ihn ſein Fell oder Taſchen, alſo, daß er ihn damit ergreift, ſo ſtark, daß ſolcher Raub mit keiner Arbeit mag von ihm entlediget werden, ſo lang er lebet; er werde denn nach und nach mit dem Seil auf her an die Luft oder den Tag gezogen, welchen ſobald er erſieht, ſo läßt er den Raub den Jägern oder Fiſchern, welche ihn ſoviel wiederum erledigen, daß er ſich möge in das Waſſer an ſeinen alten Sitz oder Ort halten. Den Raub oder Fang theilen ſie, und laſſen einen Theil dem Fiſche herab an einem Seil, zu ſeiner Speiſe und Nahrung. Mit ſolchem Jagfiſch ſollen ſie in kurzer Zeit viel fangen.

Der andere Indianiſche Jagfiſch, auch Reuerſus genannt, ſoll auch eine ſehr wunderbarliche Art und Geſchicklichkeit zu jagen, an ſich haben, alſo daß er heimiſch, (zahm) gemachet, und alſo gelehret werde, daß er die Sprache der Fiſcher verſtehen ſoll; er wird von einigen beſchrieben, daß er ſey einer Spannen lang, mit gerunzelten Schuppen bedecket, habe ſcharfe Dörner, nämlich von dem Rücken, und von dem Nabel gegen den Schwanz, mit welchen er auch große Fiſche ſteche, und ſie als mit einer Angel

ziehe. Solche Fiſche machen die Fiſcher ſo zahm, damit ſie ihnen zu ſolchem Brauch dienſtlich ſeyn. Er ſoll ſonſt, zur Speiſe ein gut löblich Fleiſch haben. Beyde Arten beſchreibt und zeichnet Aldrovand, nämlich den Reuerſum Indicum anguilliformem, p. 142. Tab. XVII. fig. 9. und den Reuerſum Indicum ſquamoſum, p. 113. und Tab. XV. fig. 12. welchem Vorgänger Jonſton und Ruyſch in beyden getreulich nachgefolget ſind. Zur Zeit haben wir die Wirklichkeit dieſer ſo außerordentlichen Fiſche in den neueſten Reiſen nicht beſtätiget gefunden; wir wollen ſie daher, nicht eben unter die fabelhaften Fiſche, ſondern nur unter die Admiranda Piſcium rechnen.

Jaguacaguare.

Ein Braſilianiſcher Fiſch, nach dem Marcgrav, S. 156. bey den Portugieſen, Iaqueta, das iſt, ein Hemde, weil die Schwarzen Hemden von dergleichen Farbe, als dieſe Fiſche ſind, tragen. Er iſt, wie unſere Parſche, breit, rundlich, höchſtens acht Zoll lang, und fünf bis ſechs Zoll breit. Er hat ein kleines, (länglichtes) mit ganz kleinen, ordentlich geſetzten, Zähnchen beſetztes Maul, mittelmäßig große cryſtallene Augen mit einem braunen Ringe, ſieben Floßen, eine, von der Mitten des Rückens bis zum Anfange des Schwanzes fortlaufende, mit Stacheln unterſtützte, vorwärts anderthalb Zoll breite, hinterwärts noch breitere, und in eine dreyeckichte Figur auslaufende, Floße, zwo an den Kiemen, zwo an dem Unterbauche, eine etwas breitere nach dem After, einen zween Zoll langen, gleichſeitigen Schwanz, deſſen gabelförmige Floße in zwey Hörner ausgeht. Er iſt, wie ein Parſch, mit ziemlich großen, ſchwarzblauen Schuppen bedecket; auf jeder Seite ſtreichen vom Rücken bis über den Bauch fünf breite, ſchwarze Bänder herunter; der Bauch ſelbſt iſt weißblaulicht, alle Floßen ſind ſchwarzblaulicht, und am Rande faſt ſchwarz, der ganze Schwanz aber ſchwarz. Er iſt ein Speiſefiſch. Nach der beygefügten Anmerkung, ſoll er mit dem Mormylo oder Mormyro des Gesners übereinkommen, außer daß ſich die Zeichnungen dadurch unterſcheiden, daß bey dem Gesner mehr ſchwarze oder dunkelbraune Linien vom Rücken durch die Seiten bis an den Bauch herunter ſtreichen. Allein es iſt auch anzumerken, daß die Zeichnung dieſes Fiſches bey dem deutſchen Gesner, S. 22. der ihn Marmel-Brachßmen nennt, von der Marcgraviſchen Figur, in mehrern Stücken, beſonders in Anſehung des Kopfes und der Rückenfloße, abgehe; und daß ihn Jonſton und Ruyſch dem Marc-

graviſchen ganz ähnlich zeichne. Bey dem Linne' heißt er Chaetodon ſaxatilis, gen. 164. ſp. 21. und Müller nennt ihn, unter ſeinen Klippfiſchen, den Gabelſchwanz. ſ. unſern Artikel, Th. III. S. 244.

Jaguar.

Dieſes iſt der braſilianiſche Name eines amerikaniſchen, vierfüßigen, mit dem Panther verwandten Thieres, welches beym Klein unter den Tiegern ſteht, und ſonſt auch unter dem Namen Tiegerkatze vorkömmt. Es iſt ohngefähr ſo groß, wie eine mittelmäßige Dogge, und hat ein ſchönes, rothfahles Haar, welches etwas länger, als am Panther, und mit ſchwarzen Flecken von verſchiedener Farbe gezeichnet iſt. Man rechnet es unter die grauſamſten Raubthiere der neuen Welt und erzählet von ihm dieſen Umſtand, daß es die Indianer den Europäern vorziehe. Wenn es einen Indianer unter einer Menge Spanier ſchlafend angetroffen, ſo hat es, nach den Berichten der Reiſenden, meiſtentheils den Indianer zu ſeinem Raube ausgeſuchet und die Spanier unbeſchädigt gelaſſen.

Jaguaraca.

Eine Braſilianiſche Art von Stachelfiſchen. Richter. ſ. Parſch, Perca 8. des Kleins. Marcgrav beſchreibt ihn, S. 147. folgendermaßen. Der Jaguaraca der Braſilianer iſt von der Größe eines mittelmäßigen Parſches, mit einem ſpitzigen ungezähneltem Maule, großen Augen, deren cryſtalliniſcher Augapfel, ſchwarz, groß und weit, einen ſilberfarbenen Ring, und über ſelbigen einen blutrothen Fleck hat. An den Seiten und an dem Unterleibe hat er dem vorhergehenden Fiſche, dem Jaruucapeba oder Itaiara, (Percis 3. des Kleins) ähnliche Floßen; über dem Rücken aber geht nach der Länge, eine, einen Finger breite Floße bis in den Abſtand eines Zolls vom Anfange des Schwanzes, welche aus einer dünnen, mit eilf ſehr ſcharfen Finnen unterſtützten, Haut beſteht, welche er nach Belieben aufrichten und niederlegen, zuſammenziehen, und in die Furche, an welcher ſie ſitzt, verbergen kann. Auf dieſe folget eine andere, ſie berührende, einen Finger breite, zween Finger oder Zoll lange, dreyeckichte, oberwärts in eine Spitze aus- und bis an den Anfang des Schwanzes fortlaufende Floße. Der an den übrigen Körper anſtoßende Theil des Schwanzes iſt rundlich, anderthalb Finger lang, mit einer gabelförmigen Floße, deren unterer Theil zween Zoll lang, der obere aber etwas länger, iſt. An den Kiemen hat er jeder Seits zween

Stacheln,

Stacheln, zwiſchen welchen andere kleinere ſitzen; mit welchen Kiemen und Stacheln er ſticht und verwundet, welches er auch mit der Rücken- und untern Bauchfloßen thun kann, an deren Seiten ein ziemlich langer Stachel ſich befindet, und zwar beſonders an der Floße des Unterleibes, nahe am Schwanze, ein, einen Zoll langer, Stachel. Der ganze Fiſch iſt über und über mit wohlgeordneten Schüppchen ſchön gezieret, die an ihren Rändern ſehr zart gezähnelt ſind. Der ganze Leib iſt ſilberfarbig, der Bauch aber ganz weißlicht. Der Kopf iſt oberwärts ſchön fleiſchfarbig, und mit einer rauhen Schale bewaffnet. Alle Floßen ſind hellefleiſchfarbig; die mit Stacheln unterſtützte Rückenfloße aber iſt an den Stacheln mit Gold ſchattirt. Das Fleiſch iſt fett und vom guten Geſchmacke, beſonders wenn es gebraten wird. Er wird im Meere zwiſchen Klippen gefangen.

Jaguarete.

Ein amerikaniſches Thier aus dem Panthergeſchlechte, welches eine überaus große Aehnlichkeit mit dem Jaguar hat, von dem es nur vorzüglich in der Farbe abweicht; denn es hat über den ganzen Leib ein ſchwärzliches Haar mit dunkelſchwarzen Flecken; daher es auch von einigen Schriftſtellern der ſchwarze Tieger genannt wird.

Jahaka.

Jahaka nennen die Araber einen Fiſch, den Haßelquiſt im Nilſtrome gefunden, und Tetraodon, Fahaca oder Iahaka, wie Müller es ſchreibt, genannt hat. Er iſt des Linné Tetraodon Lineatus, gen. 136. ſp. 3. unter den Mülleriſchen Stachelbäuchen der geſtreifte. ſ. Stachelbäuche.

Jalappawurzel, weiße.

S. Mechoacanne.

Jalappe.

Jalapwurzel, Gallenpulver, ſchwarze Rhabarber, iſt ein bekanntes und ſeit Entdeckung der neuen Welt im Gebrauch geweſenes Purgiermittel, welches von der Stadt Xalapa in Neuſpanien dieſen Namen erhalten. Wegen der Pflanze, deren Wurzel dieſen Namen führet, haben die Schriftſteller verſchiedene Meynungen geheget, und einige ſolche für eine Art der Gichtrübe, andere für eine Art der Wunderblume, und noch andere für eine Art Winde ausgegeben. Die Wurzel von den zwey erſtern Geſchlechtern zeiget auch viele Aehnlichkeit mit der Jalappe, und die Wirkung derſelben iſt auch nicht verſchieden; indeſſen hat Bern. Juiſſieu die Pflanze, welche

Houſton unter dieſem Namen aus Amerika gebracht, und ihm in London gezeiget, für eine wahre Art der Winde erkannt, und iſt auch nachher von Millern und andern dafür angenommen worden; welcher Meynung wir um ſo viel lieber beypflichten, da verſchiedene Purgiermittel, als das Scammonium, Turpetum und Soldanella, Arten dieſes Geſchlechts ſind. Auch Herr von Linne', obgleich derſelbe ehedem die Wunderblume, und ſonderlich die langblümichte Art, S. Amoen. Acad. VII. B. 308. S. mit Hrn. Gleditſch für die Jalappe ausgegeben, iſt doch zuletzt den vorigen beygetreten, und hat eine beſondere Art Winde, Conuoluulus Ialapa genannt. Dieſe Winde oder Jalappe wächſt in Mexiko und Veracrux. Der grüne, ſchwache Stängel dieſer Pflanze windet ſich hoch in die Höhe. Die langgeſtielten, glatten Blätter ſind verſchiedentlich geſtaltet, theils herzförmig, eckicht nnd länglicht, theils lanzetförmig, und jede Blume ſitzt auf einem beſondern Stiele. Die Wurzel hat ohngefähr die Geſtalt eines kleinen Rettigs, iſt von außen ſchwärzlich, inwendig aber im friſchen Zuſtande mit weißlichten, und einen milchichten Saft ausſchwitzenden Zirkeln durchzogen, welche bey dem Austrocknen blaßgelblicht, auch öfters ganz unſichtbar werden. Damit ſolche deſto beſſer aufbehalten werden können, pfleget man ſelbige, zumal die ſtarken Wurzeln, in Scheiben und Stücke zu zerſchneiden, und wohl zu trocknen. Da dieſe Wurzel nicht immer von einerley Güte zu erlangen, und vielleicht der harzichte Beſtandtheil ſchon ausgezogen iſt, ſoll man die dichte, feſte und ſchwere, innerlich mehr glänzende, ſchwarze und harzichte, nicht mehlichte und weißliche, auch diejenige, welche unter dem Stoßen leicht zerſpringt, am Lichte ſich leicht anzünden läßt, und einen ſcharfen eckeln Geſchmack hat, vorzüglich zum Arzneygebrauche erwählen. Man pfleget auch die wurmſtichige zu verachten; und es iſt wahr, die meiſten dergleichen Wurzeln taugen nichts. Von der Jalappe aber wiſſen wir das Gegentheil. Den Würmern iſt der harzichte Theil dieſer Wurzel zuwider, ſie freſſen nur das holzichte Weſen, und wir haben aus der wurmſtichichten mehr Harz, als aus der andern unbeſchädigten Wurzel erhalten. Man erhält auch ganz leichte und weißlichte Wurzeln, woraus das Harz ſchon ausgezogen worden. Die Wurzel beſitzt zwar viel ſchleimichte oder gummöſe Beſtandtheile, aber auch vieles Harz, und wegen des letztern wirket ſolche vorzüglich in die Gedärme und öffnet den Leib. Es iſt ſelbige ein gewöhnliches

liches, gutes und ſicheres Purgiermittel, hat ſonderlich keinen Geruch, und das Unangenehme, welches die Naſe beym zerſtoßen derſelben empfindet, beſteht nur im Reize. Sie hat auch keinen unangenehmen Geſchmack, und iſt auch in Anſehung der Menge nicht beſchwerlich. Sechs, acht bis zehn Gran kann man Kindern geben, und ein Scrupel, oder bey ſtärkern Körpern ein halbes Quentchen wird bey erwachſenen Perſonen hinlänglich wirken; doch kömmt viel auf die Güte der Wurzel an. Das daraus bereitete Harz, reſina Ialappae, wirket viel ſtärker. Allein, obgleich Wepfer bey den Verſuchen, welche er mit Hunden angeſtellet, wahrgenommen, daß davon der Magen und die Gedärme entzündet worden, ſo kann man daſſelbe dennoch ohne alle Gefahr verordnen, wenn man nur das rechte Maaß oder Gewichte beobachtet. Fünf, ſechs, acht Gran werden nicht leicht, außer bey ganz ſchwachen und empfindlichen Körpern, Kneipen, Schmerzen, oder andere ſchädliche Wirkungen verurſachen. Starke und geſunde Körper können wohl zehn und mehrere Grane vertragen. Und es ſind uns Beyſpiele bekannt, wo zwanzig und dreyßig Grane ohne allen Schaden, vielmehr mit der beſten Wirkung genommen worden; doch muß man dieſes nicht zur Richtſchnur annehmen, ſondern die Perſonen wohl unterſcheiden, und lieber weniger, als viel verordnen, auch das Harz nicht leicht allein, ſondern mit dem Pulver von dieſer Wurzel vermiſchet, eingeben, und etwa für erwachſene und geſunde Körper vier bis ſechs Gran Harz, und funfzehn bis zwanzig Gran Pulver als ein Purgiermittel verordnen. Herr Spielmann und verſchiedene andere Aerzte wollen dieſes Harz ſonderlich bey Kindern gebrauchen. Wir wollen dieſes nicht gänzlich verwerfen, halten aber dafür, daß die ſchwachen Gedärme davon leicht zu ſtark gereizet und ausgetrocknet werden möchten; zumal wenn man, wie Herr Spielmann angiebt, Kindern von ein bis acht Jahren ſo viel Grane geben wollte, als ſie alt ſind. Bey uns haben Kinder von acht Jahren an drey und vier Gran völlig genug gehabt. Es iſt dieſes Harz bey Waſſerſüchtigen nützlich zu gebrauchen, indem es, nebſt andern Unrath, viele wäſſerichte Feuchtigkeiten abführet, hingegen wird man ſolches bey hitzigen Körpern, als ein mehr reizendes Mittel, niemals gebrauchen. Damit dieſes Harz deſto gelinder wirken, und um deſto weniger ſchaden könne, hat man ſolches durch Laugen- oder ſauere Salze, auch mit ölichten und gewürzhaften Mitteln verbeſſern und ſchwächen wollen.

Sonderlich iſt bey uns an einigen Oertern und vorzüglich in Leipzig das ſo genannte Eyertränkchen bekannt, da man das Jalapenharz mit dem Gelben vom Ey auflöſet, und mit wenigen Zuſatz von Waſſer verdünnet. Es iſt dieſes alles aber unnöthig; das Mittel bleibt was es zuvor geweſen, und welchem das Harz an ſich unnütze und ſchädlich ſeyn kann, bey dem wird es auch die nämliche Wirkung leiſten, wenn es gleich auf dieſe oder jene Art zubereitet worden. Wo man ſich vor dieſem Mittel fürchtet, ſoll man es lieber gar nicht, oder in ſolcher kleinen Menge geben, daß davon kein Schaden entſtehen könne. Es wird auch der harzichte Theil im ſtarken Weingeiſte aufgelöſet, und dieſe Jalappeſſenz als ein Purgiermittel gebrauchet. Da aber dergleichen Tropfen, nach dem Verhältniſſe des aufgelößten Harzes, ſtärker und ſchwächer wirken, und man hierbey nichts beſtimmen kann, ſoll man dieſelben lieber gar nicht gebrauchen, oder wenn man ja, nach dem Eigenſinne des Kranken, Purgiertropfen erwählen muß, ſo viel von dem Jalappenharze mit Weingeiſte auflöſen, als man ſonſt dieſem Menſchen in Pulver geben wollen; wobey jedoch zu merken, wie das, im Weingeiſte aufgelößte, Harz noch ſtärker wirke, als wenn ſelbiges nur in Pulver verordnet worden. Dieſem Harze giebt man ſowohl den eigentlichen Namen Reſina, als auch Magiſterium; doch hat vielleicht bey dieſer doppelten Benennung noch ein Unterſchied ſtatt. Das aus Holland erhaltene Magiſterium purgieret gelinde, und zwölf Gran davon haben kaum ſo ſtark gewirket, als acht Gran von der, mit Weingeiſt ausgezogenen, reſina, wie dieſe in hieſigen Apotheken verfertiget wird. Nach der neueſten Ausgabe von Millers Gärtnerlexicon ſoll dieſe Wurzel noch einen andern Nutzen haben, und die Gährung ungemein befördern, daher von den Waſſerbrennern und Brauern häufig gebrauchet werden.

Jambolane.

Unter dieſem Namen beſchreibt Rumph einen Baum, welcher in verſchiedenen, nach Morgen liegenden, Oertern Indiens häufig wächſt, und in andern, auch in Amboina gebauet wird. Hr. v. Linné nennt ſolchen Iambolifera. Dieſer ſtarke und hohe Baum hat gemeiniglich eine glatte und dicke Rinde, kreuzweis geſtellte Aeſte und wenig Blätter. Dieſe ſind gefiedert und beſtehen aus zwey bis vier Paaren, etwa ſechs Daumen langen, und einer Hand breiten, am Ende rundlich eingekerbten, und mit einer kurzen vorragenden Spitze verſehenen Blättchen. Aus dem Blätterwinkel

treiben Blumenſträußer. Die Blumen ſind ganz klein. Der kleine, vierfach eingekerbte Kelch umgiebt vier ſchmale, trichterförmig geſtellte Blumenblätter, acht auswärts gebogene Staubfäden und einen Griffel. Die Frucht iſt der Größe und Geſtalt nach den Oliven ähnlich, nur etwas gekrümmet, mit dem Kelche gekrönet, anfangs grün, hernach röthlich, und endlich ſchwarz und weich anzufühlen. So lange ſie roth iſt, ſchmecket ſie äußerſt ſauer und zuſammenziehend, bey der völligen Reife aber ſo ſüße, wie Weintrauben. Die Einwohner ſpeiſen dieſe Frucht roh, oder machen die noch unreife mit Salz und Eſſig ein. Wenn ſolche einige Tage in der Stube gelegen, ſchmecket ſie angenehmer, und wird bey hitzigen Krankheiten zu Linderung des Durſtes angewandt.

Jamboſenbaum.

Unter dieſem Namen beſchreibt Rumph verſchiedene Bäume, welche in Amboina und andern oſtindiſchen Ländern wachſen, und ein eigenes Geſchlecht ausmachen, welchem Michelli und andere neuere Schriftſteller den Namen Eugenia beygeleget; denn auch dieſer berühmte Prinz und große Feldherr hat ſich wegen eines koſtbaren, an raren Gewächſen reichen, und auf eigene Koſten unterhaltenen, Gartens, überdieß auch wegen der Kräuterſammlung, ſo Cluſius veranſtaltet, und von dieſem Prinzen dem Michelli geſchenket worden, um die Kräuterkunde höchſt verdient gemachet. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime und iſt in vier ſtumpfe, vertiefte Einſchnitte getheilet; die vier Blumenblätter ſind von gleicher Geſtalt, aber zweymal größer, und viele Staubfäden umgeben einen Griffel mit einfachem Staubwege. Die viereckichte Steinfrucht enthält eine rundliche, glatte Nuß. Herr von Linné erwähnet ſieben Arten, welche meiſt alle in Oſtindien zu Hauſe ſind. Die Frucht hat, dem Anſehen und Geſchmacke nach, viel ähnliches mit den Pfirſigen. Das ſaftige Fleiſch riecht nach Roſen und ſchmecket ungemein lieblich, daher dieſe Frucht in Indien häufig bey der Mahlzeit aufgeſetzet, auch den Kranken zur Stillung des Durſtes und Linderung der Hitze gereichet wird.

In Europa ſind die Jamboſen, oder wie einige ſchreiben, Jambuſenbäume, ſelten anzutreffen, und in unſern Gärten findet man zuweilen nur den einblümichten, Eugenia vniflora Linn. deſſen vollkommen ganze Blätter herzförmig zugeſpitzet, und die ſeitwärts geſtellten Blumenſtiele mit einer weißen Blume beſetzet ſind. Die weiche, ſaftige Frucht iſt röthlicht, gefurcht und wohlriechend.

Jambus.

Herr von Linne' nennt dieſe Art Blaſenſchnecke, Bulla verrucoſa, und Herr Rumph Witte Jamboeſen, welchen Namen auch die Holländer noch jetzo beybehalten. In Deutſchland pfleget man ſolche Hochrücken mit weißen Knöpfchen, auch das Perlchen oder weißen Kürbis zu nennen. Die Geſtalt kömmt mit den Porzellanſchnecken ziemlich überein; ſie iſt, wie Müller angiebt, noch keinen Zoll lang, nach Rumphs Beſchreibung aber von der Größe eines Taubeneys, und ganz weiß, an jeder Ecke des Mundes aber röthlicht. Ueber jeder Ecke, wo der Mund ausläuft, ſteht eine weiße, runde, perlenmutterartige, eingefaßte Erhebung, und quer über den Rücken geht eine Wulſt. Man erhält dergleichen aus Oſtindien.

Janipaba.

S. Genipa.

Janusfiſch.

Amphiſilen. Klein führet ihn unter den mit offenen Kiemen athmenden Fiſchen, die bey einem aalförmigen Körper, an der Schnauze etwas beſonders haben, und machet ein eigenes Geſchlecht mit einer einzigen Gattung daraus, weil ſelbiger zugleich am Kopfe und am Schwanze etwas beſonders, nämlich einen ſchnabelförmigen Kopf und Schwanz hat, folglich ſich von den Rohrhohlſchnauzen, Solenoſtomis, unterſcheidet. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 62. 63. desgleichen Amphiſilen, Th. I. S. 82. Dieſem fügen wir hier annoch bey, daß er des Linne' Centriſcus Scutatus, gen. 140. ſp. 1. und des Valentyn, Ikan-Piſau, welches Meſſerfiſch heiße, ſey. Müller nennt ihn daher Meſſerfiſch unter ſeinen Schildfiſchen, weil ſein Körper wie ein bäuchichtes Brodmeſſer geſtaltet ſey, daran die Spitze den ſpitzigen Rüſſel vorſtelle. Holländiſch heißt er Mesviſch, und Scutatus wird er vom Ritter genennet, weil der Rücken des Fiſches mit einem Schilde bedecket iſt. Er zeichnet ihn, Th. III. Tab. X. fig. 4. doch alſo, daß ſeine Zeichnung von des Ruyſch und Kleins Zeichnungen abgeht. Dieſer ganz beſondere Fiſch iſt, nach der Linneiſch-Mülleriſchen Beſchreibung, von oben mit einem knochichten Panzer bedecket, welcher ſich hinten in einen Stachel endiget, unter welchen der Schwanz liegt, ſo, daß doch zwiſchen beyden ſich noch Rückenfloßen finden. Die erſte Rückenfloße hat drey, die andere neun, die Bruſtfloße zehn, die Bauchfloße ſechs, die Afterfloße eilf, und die Schwanzfloße neun, Finnen oder Strahlen.

Die Schnauze, welche faſt keine Kiefer hat, und nicht klaffen kann, ſcheint die Nahrung lediglich durch Saugen an ſich zu ziehen. Unten an der Schnauze hangen zwey dünne Häutchen, welche bis zum Bauche herunterlaufen, und wie Gold glänzen; von da aber erhebt ſich die Bauchfloße, und läuft bis zum Schwanze. Es iſt der Fiſch nur klein, und kömmt aus Oſtindien, nach dem Ruyſch namentlich aus Amboina.

Japarandiba.

Ein Braſilianiſcher Baum, deſſen Rinde grau, und das Holz hart, jedoch voller Mark iſt. Die Blätter ſind länglicht, zugeſpitzet und voller Adern; von den großen und ſchönen Blumen ſtehen allemal drey und drey auf einem Stiele; jede beſteht aus acht Blättern, und ſind den Roſen ähnlich. Die Frucht iſt wie ein Apfel geſtaltet, oben platt, äußerlich grau, inwendig gelb; jede enthält einen Stein, der ſo dicke wie eine Haſelnuß und eckicht iſt, ſonſt aber die Geſtalt wie ein Herz hat, und glänzet. Die Blätter ſollen zertheilen, daher ſie auch auf die verhärtete Leber äußerlich geleget, auch abgekochet gebrauchet werden. Marcgrav und Piſo haben dieſen Baum angeführet; bey den neuern Schriftſtellern finden wir keine Nachricht, außer daß Herr Adanſon ſolchen unter obigen Namen erwähnet, und acht Blumenblätter, ohngefähr hundert Staubfäden, und einen Griffel mit einem kegelförmigen Staubwege beſchrieben.

Japoniſche Erde.

S. Areca.

Jaſmin.

Jaſmin oder Jeſmin iſt ein bekanntes Pflanzengeſchlecht, deſſen röhrenförmiger Kelch mit fünf Spitzen geendiget, und des Blumenblattes lange Röhre in den platten, fünffach zerſchnittenen Rand verbreitet iſt; in der Blumenröhre ſitzen zween kurze Staubfäden, und der rundliche Fruchtkeim trägt einen Griffel mit doppelten Staubwege. Die glatte, eyförmige Beere enthält in zwey Fächern zween länglichte Saamen. Die Einſchnitte des Blumenblattes ſind ſowohl in Anſehung der Geſtalt, als der Anzahl öfters verſchieden. Einige Arten zeigen gemeiniglich achte, auch wohl noch mehrere Einſchnitte in dem Blumenblatte und dem Kelche. Dieſe hat Herr von Linné von dem Jaſmin abgeſondert, unter einem beſondern Geſchlechte angeführet, und dieſen den Namen Nyctanthes gegeben; indem die Blumen ſich gemeiniglich des Nachts öffnen, und alsdenn vorzüglich ſtark und angenehm riechen, am Tage aber abfallen, daher

her auch Herr Dietrich im Deutſchen dieſes Geſchlecht Nachtblume genannt. Wir haben aber ſowohl am Tage als des Nachts die Blume in ihrer Schönheit geſehen, auch zu jederzeit den angenehmen Geruch davon empfunden; wie denn die abgefallenen Blumen annoch den letztern einige Zeit behalten. Wenn ſie aufgeblühet, dauern ſie kaum vier und zwanzig Stunden, und fallen, wie viele einblättrige, hurtig ab. Wir wollen die Arten von beyden Geſchlechtern hier anführen, diejenigen aber, ſo nicht über fünf Einſchnitte am Blumenblatte zeigen, und eigentlich Jaſminarten ſind, zuerſt, hernach aber diejenigen bemerken, welche zu dem andern Geſchlechte könnten gerechnet werden, wenn man denen Herren v. Linné und v. Haller folgen wollte.

1) Der gefiederte weiße Jaſmin, der gemeine weiße Jaſmin, Veilrebe, Iaſminum vulgatius flore albo, Iaſminum officinale Linn. wächſt in Oſtindien, doch hat Herr von Haller ſolchen auch auf den Felſen um Chiavenna wild wachſend gefunden. Es iſt ein niedriger ſchwacher Strauch, mit biegſamen, zuweilen auch gewundenen, und langen grünen Zweigen; an dieſen ſtehen gefiederte Blätter einander gegenüber, welche aus fünf oder ſieben eyförmig zugeſpitzten, glänzenden grünen Blättchen zuſammengeſetzet ſind, davon ſtehen viere oder ſechſe paarweiſe ſeitwärts, und eines am Ende einzeln; das letzte iſt etwas größer, auch öfters an einer Seite eingeſchnitten. Die weißen, wohlriechenden Blumen kommen im Juli und Auguſt aus den Spitzen der Zweige hervor. Gemeiniglich zeigen ſolche nur vier Einſchnitte, und dieſe ſind unterwärts mit vorſtehenden Läppchen beſetzet, auch zuweilen etwas röthlich. Die vier Kelcheinſchnitte ſind ſchmal und lang.

2) Der gefiederte röthlichte Jaſmin, Cataloniſcher Jaſmin, Iaſminum grandiflorum Linn. wächſt in Malabarien. Iſt von vielen mit der erſten Art verwechſelt, oder als eine Spielart derſelben angenommen worden. Der Unterſchied aber iſt deutlich und beſtändig. Der Stängel iſt holzichter, ſtärker und höher; die jungen Zweige ſind von den herunterlaufenden Blattſtielen geſtreifet, die Blättchen ſind größer, und die drey letzten unter einander verwachſen, ſo daß ſelbige nicht einzeln, ſondern auf einmal abfallen; auch die Blumen ſind größer, und äußerlich röthlich. Zuweilen erſcheinen mehrere als fünf Einſchnitte, auch gedoppelte und gefüllte Blumen.

3) Dreyblättriger weißer Jaſmin, azoriſcher Jaſmin, Iaſ-

minum azoricum Linn. Dieſes immergrünende Bäumchen wächſt in Indien. Die Blattſtiele ſtehen an den Zweigen einander gegenüber, und jeder trägt drey glänzende, glatte, eyförmige Blättchen, wovon das mittelſte oder letzte größer, als die beyden ſeitwärts geſtellten, iſt. Auf der untern Fläche zeigen ſich da, wo die Aeſtchen der Gefäße abgehen, kleine haarichte Vertiefungen. Die Kelcheinſchnitte ſind kurz, und die Einſchnitte des Blumenblattes wie bey der erſten Art, beym Anfange ſeitwärts mit Läppchen beſetzet, und unterwärts öfters röthlich. Der Griffel iſt öfters länger als die Blumenröhre, und die beyden Staubwege ſcheinen verwachſen zu ſeyn. Die angenehm und ſtark riechenden Blumenbüſchel dauern lange, oder es kommen vielmehr immer neue hervor.

4) Gelber rundäſtichter wohlriechender Jaſmin; großer gelber indianiſcher Jaſmin, Iaſminum odoratiſſimum Linn. wächſt in Indien, iſt baumartig und immergrün. Die alten holzichten Aeſte treiben lange Zweige, welche zwar von den Blätterſtielen einigermaßen geſtreifet, aber nicht, wie bey den beyden folgenden Arten, eckicht, ſondern rund ſind; die Blattſtiele ſtehen wechſelsweiſe, und gemeiniglich trägt jeder drey, ſelten mehrere, große, dicke, oberwärts dunkel-, unterwärts hellgrüne, ſtumpfe Blättchen; die ſeitwärts geſtellten ſind am innern Rande ſchmäler als an dem äußerlichen. Der Kelch und das Blumenblatt zeigen gemeiniglich fünf Einſchnitte; bey dem Kelche ſind ſie ganz kurz, bey dem Blumenblatte ſtumpf, und beym Anfange mit Läppchen verwahret; die Staubwege ſcheinen verwachſen zu ſeyn.

5) Gelber Jaſmin mit eckichten Zweigen und ſtumpfen Blättern; gemeiner hochſtaudiger gelber Jaſmin, Iaſminum fruticans Linn. wächſt in dem mittägigen Europa und dem Morgenlande. Iſt ein immergrünender, drey bis vier Fuß hoher Strauch, mit ſteifen eckichten Zweigen; die wechſelsweiſe geſtellten Blätter halten nicht einerley Anſehn. Einige, zumal die oberſten, ſind einfach, andere, und die meiſten, aus drey Blättchen zuſammengeſetzet, einige auch geſiedert, von fünf oder ſieben Blättchen. Die dunkelgrünen, glänzenden Blättchen ſind durchgehends nicht ſpitzig, ſondern ſtumpf, und wo drey beyſammenſtehen, iſt das mittelſte etwas länger, von den beyden Seitenblättchen kaum entfernet, und ganz kurz geſtielet. Die gelben Blumen treiben einzeln zwiſchen den Blättern in den Frühlingsmonathen hervor, und dauern lange,

ge, ſind aber klein und haben einen ſchwachen Geruch.

6) Gelber Jaſmin mit eckichten Zweigen und ſpitzigen Blättern; Italieniſcher gelber niedriger Jaſmin, Iaſminum humile Linn. ſoll in Italien wild wachſen. Iſt ein niedriger, immergrünender Strauch, deſſen ſchwache Zweige ſtreificht und eckicht ſind. Die Blätter ſpielen, wie bey der vorigen Art. Gemeiniglich beſtehen ſolche aus drey Blättchen, mit welchen ſich auch gefiederte und einfache vermiſchen. Bey allen ſind die Blättchen ſpitzig, und wo mehrere bey einander ſtehen, die ſeitwärts geſtellten an der innerlichen Seite ſchmäler. Der kleine Kelch, und das gelbe Blumenblatt zeigen gemeiniglich fünf Einſchnitte. Der Geruch der Blüthe iſt ganz ſchwach.

Von den Arten, welche zur Nachtblume gerechnet werden, bemerken wir nur:

7) den arabiſchen Jaſmin, auch ſonſt der einfache arabiſche Jaſmin mit Pomeranzenblättern genannt, Iaſminum arabicum, Nyctanthes ſambac L. welche mit der andern Art, ſo den Beynamen Arbor triſtis, der traurige Baum erhalten, und einen viereckichten Stängel, eyförmig zugeſpitzte Blätter, und trockne Saamenbehältniſſe zeiget, gar oft verwechſelt wird. Dieſes ſtrauchartige, immergrünende, und bey uns faſt immerblühende Bäumchen wächſt in Indien. Der Stängel und die alten Aeſte ſcheinen zwar holzicht, ſind aber ſchwach und müſſen angeheftet werden; die jungen grünen, langen, rundlichen Zweige ſchlingen ſich zuweilen an die dabey geſtellten Stäbchen. Die alten Aeſte ſind von den abgefallenen Blättern und Blumenſtielen an vielen Orten knorricht, treiben aber auch an dieſen Orten junge Sproſſen. Die Blätter ſtehen einander gegenüber auf kurzen Stielen, ſind faſt durchgehends einfach, hellglänzendgrün, die untern mehr herz-, die obern mehr eyförmig und zugeſpitzet. An den Spitzen der Zweige ſtehen gemeiniglich drey Blätter bey einander. Auf der untern Fläche zeigen ſich bey den Abtheilungen der Adern kleine drüſichte Körperchen. Das Blumenblatt, wie auch der Kelch, hat öfters mehr als acht Einſchnitte, und dieſe ſind, wie bey den meiſten Jaſminarten, hinter- und ſeitwärts, mit zwey vorragenden Läppchen verlängert. Die weiße Farbe des Blumenblattes wird, wenn es zu verwelken anfängt, ins röthliche verwandelt. Der Griffel gleichet, der Länge nach, der Blumenröhre, wird nach oben zu dicker, und theilet ſich in zween abgeſonderte Staubwege. Der Geruch iſt ſtark,

den Pomeranzenblüthen faſt ähnlich.

Alle dieſe Jaſminarten halten wir in Töpfen, und verwahren ſolche den Winter über im Glashauſe. Die erſte und fünfte Art dauert zwar auch den Winter über im freyen Lande, in einem warmen bedeckten Orte, wenn die Kälte nicht zu hart iſt; ſie ſterben aber öfters bis auf die Wurzel ab, und obgleich dieſe im folgenden Sommer neue Schößlinge treibt, werden doch dieſe nicht häufig blühen. Die zwote Art, welche Grotian auch im Lande an einer Wand zu pflanzen angerathen, wird noch viel eher Schaden leiden. Es ſcheint überhaupt, als ob dieſer Schriftſteller bey gar viel Pflanzen dem Miller gefolget, und Deutſchland mit England verwechſelt habe. Am ſicherſten iſt es, dieſe Stöcke mit der Orangerie beyzuſetzen, damit ſie auch im Winter gelegentlich Luft haben können, und dadurch vor Schimmel, und allzuſtarken Treiben geſichert werden. Bey der erſten Art werden gemeiniglich zu dieſer Zeit die Blätter vertrocknen, und ſie muß daher um deſto ſparſamer begoſſen werden. Die ſiebente Art iſt am zärtlichſten, und muß, wenn man ſie ſchön und ſtark blühend zu haben verlanget, beſtändig in einer Stube gegen Mittag hinter dem Fenſter, oder in dem Glashauſe unterhalten werden. Um das Wachsthum und die Blüthe zu befördern, ſoll man die Pflanze öfters vom Staube reinigen, die obern Wurzeln mit neuer Erde erfriſchen, auch zuweilen auf laulichten warmen Miſt ſetzen. Im Winter kann ſie durch die Näſſe leicht getödtet werden; bey der Blüthe im Sommer verlanget ſie mehr Feuchtigkeit. Selten erhalten wir von den Jaſminarten reifen Saamen, und müſſen daher die Vermehrung entweder durch Ableger, oder Zweige oder die Wurzel Schößlinge zu erhalten ſuchen, die Arabiſche, wie auch die zwote Art, kann man auf die erſte pfropfen. Auch bey dieſer gelingen zuweilen die Ableger, und abgeſchnittene Zweige ſchlagen manchmal Wurzeln. Man hält dieſe in einer lockern ſandigen Erde, die man öfters anfeuchten, auch mit Moos bedecken kann. Um viele Blumen zu erlangen, kann man die Jaſmine ſpät im Frühlinge beſchneiden, ſonſt aber vertragen ſie ſolches nicht gern.

Außer dem Angenehmen, welches man von dem Geruche der Blüthe erhält, haben die Jaſminarten wenig nützliches. Aus dem Saamen von der vierten Art ſoll man in Indien eine Farbe ziehen, und dieſe zum Cattundrucken und Malen gebrauchen. Wer viele Blumen ſammeln kann, wird daraus ein wohlriechendes Waſſer,

vielleicht

vielleicht auch Oel verfertigen können. Herr du Hamel behauptet jedoch, daß die Blumen durch das Abziehen kein riechendes Waſſer geben, und die ſo genannte Jaſmineſſenz ein ausgepreßtes Oel ſey, welchem man den Jaſmingeruch nur beygebracht habe. Die Zubereitung davon kann man in deſſen Abhandlung von Bäumen und Stauden, I. Th. 218. S. nachleſen. Was von den Orangenblüthen in der Arzneykunſt zu erlangen, kann man auch von dieſen hoffen.

Bey dem Jaſmin kann auch wegen des ähnlichen Geruchs, und nach der gemeinen Gärtnerſprache, füglich ein anderes Geſchlecht Platz finden, welches wir After- oder Baſtardjaſmin nennen, ſonſt auch den Namen wilder oder welſcher Jaſmin, Kandelblüh, Syringsſtrauch, und von Hr. Planern Pfeiffenſtrauch, erhalten hat. Ob dieſer wohlriechende Afterjaſmin, Syringa Tourn. Philadelphus coronarius Linn. um Verona wild wachſe, wie Herr von Linné angiebt, iſt noch ungewiß. Herr von Haller meldet, wie ſelbiger in der Schweiz einheimiſch geworden. Es breitet ſich dieſer Strauch mit ſeinen Aeſten weit aus; dieſe haben eine ſtarke Markröhre und weißbräunlichte Rinde; bey den jungen Zweigen iſt ſie rothbräunlicht, und ſchälet ſich im Frühjahre ab, worauf die, bey den ältern gewöhnliche, ſich einſtellet. An den Aeſten ſitzen die geſtielten Blätter einander gegen über, ſie ſind hellgrün, groß und breit, eyförmig, zugeſpitzet, von der Spitze an bis über die Hälfte am Rande weitläuftig ausgezacket, und überall mit feinen Haaren beſetzet; ſie fallen im Herbſte ab, und im Frühjahre treiben neue, ohne vorhergegangene wahre Knoſpen. Im May und Junius erſcheinen an den Enden der Zweige die Blumenbüſchel, welche man wegen des ſtarken, angenehmen Geruchs von weiten wahrnehmen kann. Der Kelch iſt in vier weißgrünlichte, breite, ſpitzige Einſchnitte getheilet. Die vier weißen, großen Blumenblätter ſind rundlich und ſtehen ausgebreitet. Die Anzahl der Staubfäden iſt von ſechzehn bis vier und zwanzig; die gelblichten Staubbeutel ſind mit vier Furchen bezeichnet. Der Fruchtkeim ſitzt unter dem Kelch, und der Griffel theilet ſich in vier Staubwege. Das eyförmige, an beyden Enden ſpitzige, trockne Saamenbehältniß öffnet ſich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Saamen. Die erſten Blumen zeigen an dem Kelche, den Blumenblättern und den Staubwegen ſtatt der vierten die gefünfte Zahl. Es verträgt dieſer Strauch unſere Winter ohne Schaden, und nimmt mit jedem

Erdreiche vorlieb. Herr dü Roi will ſolchen zwar nicht zu Hecken empfehlen; da aber ſeine Aeſte ſchlank und biegſam ſind, und ſich nach Gefallen ziehen laſſen, kann man davon artige Spaliere ziehen, welche ſonderlich zur Blüthzeit ein ſchönes Anſehen haben. Er verträgt auch das Beſchneiden mit der Scheere. Die Fortpflanzung geſchieht am beſten durch die bewurzelte Bruth. Der Geruch iſt wohl alles, was man davon zu genießen hat; doch können auch aus den Aeſten Tabacksröhre verfertiget werden.

Den gefüllten Zwerg-Afterjaſmin, Philadelphus nanus, hat Herr Miller als eine beſondere Art angeführet, weil ſolcher kaum über zween Fuß Höhe erreichet, und einzelne gefüllte Blumen trägt; Hr. dü Roi aber hält ſolchen nur für eine Spielart. Die Blumen erſcheinen ſehr ſelten, und daher hat dü Hamel dieſen Strauch, als einen niemals blühenden, angeführet. Er iſt eben ſo wenig, als die Stammart, zärtlich.

Jaſmin, blauer, S. Lilac.

Jaſmin, dornichter, oder Baſtartjaſmin, S. Buchsdorn.

Jaſminholz.
S. Citronbaum.

Jaſpachat.
S. Jaſpis.

Jaſpis.

Jaſpis. In Beſtimmung dieſer Steinart ſind die Mineralogen nicht einerley Meynung. Wallerius, welcher von den Steinen vier Ordnungen, nämlich Kalcharten, Glasarten, feuerfeſte Steine und Felsſteinarten annimmt, rechnet Mineral. S. 124. u. f. den Jaſpis unter die Glasarten, und zwar unter die Felskieſe, welche von ihm in grobe und hochgefärbte Felskieſe eingetheilet werden. Zu letztern rechnet er die eigentlich ſo genannten Jaſpisarten, nämlich einfärbigen Jaſpis, als weißen, grauen, eiſengrauen, rothen, gelben, dunkelbraunen, bläulichen und ſchwarzen Jaſpis; ferner grünen und ſprenklichten Jaſpis, als weiß, grau, roth, gelb, braun und grüngeſprenkelten Jaſpis, Heliotrop oder Sonnenwendenjaſpis und Grammatias oder Schriftjaſpis, endlich Jaſponyx; außerdem aber rechnet er auch zu den Jaſpisarten den Laſurſtein und Porphyr.

Cronſtedt, welcher von den Steinen acht Geſchlechtarten feſtſetzet, rechnet Mineral. S. 67. u. f. den Jaſpis unter die Kieſelarten und theilet denſelben in reinen und eiſenhaltigen Jaſpis.

Lehmann, welcher die Steine nach des Wallerius Ordnung betrachtet, zählet Mineral. S. 88. ebenfalls, wie dieſer, den Jaſpis und

und ſeine Arten, als den rechten orientaliſchen, den einfärbigen und bunten, den Jaſponyx und Jaſpachat unter die Glasarten.

Juſti, welcher von den Steinen fünf Geſchlechter machet, als Edelſteine, Halbedelſteine, feuerbeſtändige Steine, kalchartige Steine und ſchmelzbare oder glasartige Steine, rechnet Mineral. S. 214. den Jaſpis und Jaſponyx unter die feuerbeſtändigen Steine.

Man wird hieraus ſehen, daß der Jaſpis bald unter die unſchmelzbaren und feuerfeſten, bald unter die ſchmelzbaken Steine gezählet wird. Wir halten dafür, daß er weder zu dieſer, noch zu jener, ſondern vielmehr zu beyden Arten gehöret, indem einige Jaſpisarten im Feuer ſchmelzbar, andere unſchmelzbar ſind. Wir können auch dem ſonſt ſehr ſchätzbaren Mineralogen Cronſtedt, welcher die zum Mineralreiche gehörigen Körper nach ihren Miſchungen mit aller Sorgfalt betrachtet und ordnet, nicht folgen, und den Jaſpis unter die Kieſelarten zählen, ſondern halten denſelben für eine vermiſchte Steinart, welche aus Thon, Kieſel, Kalch und metalliſcher Erde beſteht, doch ſo, daß in einigen Arten die Thonerde, in andern die Kieſelerde die Oberhand hat, und die metalliſche Erde größtentheils eiſenartig iſt.

Der Farbe nach iſt der Jaſpis ſehr verſchieden; denn man findet weißen, rothen, braunen, grauen, gelben, grünen, ſchwarzen, adrichten und geſprenkelten. Auf dem Bruche ſieht derſelbe wie ein trockener Thon, iſt körnicht und niemals glatt. Es iſt zwar der Jaſpis ziemlich hart, aber nicht ſo hart wie die Kieſel; doch giebt es einige Arten, welche mit Stahl Feuer ſchlagen; überhaupt aber ſind die Jaſpisarten, in Betrachtung der Härte, ſehr verſchieden, daher ſich auch immer eine Art leichter als die andere poliren läßt, wiewohl ſie meiſtentheils keinen ſtarken Glanz annehmen. Man findet den Jaſpis bisweilen einzeln auf den Feldern, meiſtentheils aber machen dieſelben ganze Felſenbrüche aus. Es wird der Jaſpis zu verſchiedenen Gefäßen und mancherley Dingen verarbeitet.

Zu den Jaſpisarten wird auch der Jaſponyx und Jaſpachat gerechnet, wovon erſterer ein Gemenge von Jaſpis und Onyx, ſo wie letzterer eine Vermiſchung von Jaſpis und Achat iſt. Die in dem Jaſponyx befindlichen Flecken, welche, der Farbe nach, den Nägeln an den Fingern gleichen, haben die Natur und Beſchaffenheit der Kieſel- und Agatharten. Wallerius gedenkt, Mineral. S. 133. dreyer Arten Jaſponyx: 1) trüben Jaſponyx, welcher bleichroth von Farbe iſt, und zugleich wie mit einer Wolke überzogen;

beſteht auf der einen Seite aus einer Jaſpisart, auf der andern aber aus einem Onyx; 2) gefleckten Jaſponyx; dieſer iſt von Farbe grün oder roth und hat bleichrothe Tüpfel oder Flecken von Onyx eingemenget; 3) Chalcedoniſchen Jaſpis; iſt von grüner oder rother Farbe, und hat Flecken von Chalcedon in ſich, ſo dem Schnee oder Speichel gleichen. Der Jaſpachat, deſſen Adern und Striche allerhand Figuren machen, iſt an etlichen Orten halbdurchſichtig, welches von dem eingemiſchten Agath herrühret.

Von dem Porphyr und ſeinen Arten merken wir hier mit wenigen an, daß wir nicht abgeneigt ſind, denenjenigen beyzupflichten, welche, wie Wallerius, den Porphyr unter die Jaſpisarten zählen, und denſelben als eine röthlichte, harte Jaſpisart mit verſchiedenen kleinen eingeſtreueten Steinen betrachten. S. Porphyr.

Jaſponyx.

S. Jaſpis.

Jau.

Jau, nach dem Chomel eine Meerbarbe, Mullus, fr. Barbeau oder Surmulat. Ein länglichter Seefiſch, nicht eben ſo gar beſonders groß, wiegt insgemein auf zwey Pfund, und iſt mit großen, zarten Schuppen bedecket. Er lebet von kleinen Fiſchen und vom Aaſe, iſt gut zu eſſen, ſoll die Colik ſtillen und die güldene Ader eröffnen, und ſein Roggen purgiret. ſ. unſern Artikel, Barbe, Th. I. S. 540. und Mulle, Mullus 2. des Kleins.

Ibenbaum.

S. Taxbaum.

Iberpflanze.

Hierunter verſtehen wir das Geſchlechte Iberis Linn. Thlaſpidium Riu. welches ſich von allen nahverwandten, aus der Familie der Kreſſe, oder derjenigen, welche vier abfallende Kelch- und vier kreuzweis geſtellte Blumenblätter, nebſt vier langen und zween kurzen Staubfäden und einen Griffel haben, durch die ungleiche Größe der vier Blumenblätter unterſcheiden läßt. Es ſtehen nämlich die beyden äußerlichen der Blume näher an einander, und ſind viel größer, als die beyden innerlich geſtellten. Da auch dieſe viel kleinern Blättchen ſich bey manchen Arten rückwärts biegen, hat Hr. Planer darinnen eine Aehnlichkeit mit einer Schleife finden wollen, und daher dieſes Geſchlecht Schleifenblume genannt. Die faſt rundliche, platte, vorwärts eingekerbte, und gleichſam mit einem ſcharfen Rande eingefaßte, kurze Schote öffnet ſich mit ſchiffförmigen Klappen, und die eyför-

migen Saamen ſitzen an der ſpitzigen Scheidewand. Herr von Linné hat zwölf Arten angeführet, wir bemerken davon

1) Die nackende Iberpflanze, Hundekreſſe, Sandkreſſe, Steinkreſſe, Iberis nudicaulis Linn. Sie wächſt hin und her auf ſandigen, unfruchtbaren Hügeln, und an andern Oertern. Auf der Erde liegen ſteife, gefiederte, oder der Länge nach tief eingeſchnittene Blätter; die rundlichen, gekrümmten, zugeſpitzten Lappen oder Blättchen machen gemeiniglich fünf Paar aus, werden nach der Länge hin immer größer, und das letzte einzeln ſtehende iſt das größte, und öfters in Lappen zerſchnitten. Der ganz niedrige Stängel iſt gemeiniglich nackend, und die wenigen Zweige deſſelben mit kleinen weißen Blumen geendiget. Dieſes jährige Pflänzchen findet ſich öfters zweymal im Jahre, im Frühlinge und auch noch ſpäte im Herbſte, und wird von den Schaafen begierig aufgeſuchet.

2) Die immerblühende Iberpflanze mit keilförmigen Blättern. Immerblühender cretiſcher Federbaum, Thlapſi perſicum Riu. Iberis ſemperflorens Linn. Dieſer kleine, weiche, immergrünende Strauch wächſt in Perſien und Sicilien. Die weit ausgebreiteten, ſchwachen Zweige ſind nach oben zu mit vielen, dicht bey einander ſtehenden, ſaftigen, keilförmigen, völlig ganzen, ſtumpfen Blättern, und an der Spitze mit breiten, weißen Blumenbüſcheln beſetzet. Man findet auch eine Spielart mit gelbgeſtreiften Blättern. Da die Pflanze die meiſte Zeit im Jahre blühet, auch bey einer gemäßigten Wärme den Winter über im Glashauſe zu blühen fortfährt, dienet ſolche den Gärten zu einer Zierde, zumal ſelbige ganz dauerhaft iſt, den Sommer über im Freyen aushält, und leichtlich durch Zweige vermehret werden kann. Die gelbgeſtreifte Spielart iſt zärtlicher, doch können beyde den Winter über im Glashauſe bey einander ſtehen, müſſen aber zu der Zeit mehr trocken gehalten werden, da ſie ſonſt im Sommer öfters Waſſer erfordern.

3) Die immerblühende Iberpflanze mit gleichbreiten Blättern, Iberis ſemperuirens Linn. iſt auch ein immergrünendes, niedriges Sträuchlein, ſo in Candia an den Felſen wächſt, gleichbreite, ſpitzige, völlig ganze Blätter und weiße Blumen trägt. Die letztern zieren auch viele Monathe über die Gärten. In der Wartung und Vermehrung kömmt ſie mit der zweyten Art überein.

4) Die jährige doldenförmige Iberpflanze, Baſtartbauernſenf aus Candien, Thlaſpidium creticum Riu. Iberis vmbella-

ta Linn. Dieſes niedrige, in Zweige verbreitete Pflänzchen trägt lanzetförmige, zugeſpitzte Blätter, davon die untern eingekerbet, die oberſten aber völlig ganz ſind, und auf den Spitzen der Zweige rothe, bläulichte, oder auch weiße Blumendolden, deren Schötchen ebenfalls dieſe Geſtalt behalten, oder ſich mehr, ſonderlich die äußerlichen, zuſammenziehen. Sie wird jährlich im freyen Lande aus Saamen erzogen, vermehret ſich auch öfters durch die ausgefallenen Saamen, und wenn die Pflänzchen nur an einem ſonnenreichen Orte ſtehen, und nicht Mangel an Waſſer leiden, werden ſie reichlich Saamen tragen, auch wenn man dieſen zu verſchiedenen Zeiten ausſtreuet, den größten Theil des Sommers über blühen, deswegen, und weil die röthlichte und blaulichte Blume ein gutes Anſehen haben, findet man ſie in allen Gärten. Sie ſtammet eigentlich aus Spanien und Creta her.

Ibis.

Ibis, ägyptiſcher, oder ägyptiſcher Storch, Es iſt dies der griechiſche Name, den man dem Vogel in der Naturgeſchichte öfters beyleget. Er gehöret zu den Reygern, denen er in allen Charactern gleich kömmt, außer in dem etwas gekrümmten Schnabel. Herr Klein aber merket an: obgleich unſere Reyger gerade, ſcharfſpitzige, pfriemenartige Schnäbel hätten, ſo gebe es doch einige Arten, deren Schnäbel etwas gekrümmet wären. Die Alten haben viel Wunderbares von dieſem Vogel behauptet, welches alles Gesner, bey ſeinem Ibis, zuſammengetragen hat. Man ſoll ſie ſchwarz, auch weiß finden; und Aegypten, nebſt der afrikaniſchen Küſte, mag wohl, wegen des Clima, ihr vornehmſter Aufenthalt ſeyn. Doch hat man auch einen lange Jahre zu Verſailles gehalten, davon Perrault nachher die anatomiſche Beſchreibung in den Schriften der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften gegeben hat.

Ibiſch.

S. Eibiſch, Ketmie und Lavatera.

Icaco.

Unter dieſem Namen hat Plümier ein eigenes amerikaniſches Pflanzengeſchlecht beſchrieben, welches Marggraf Guaiera, Herr v. Linne Chryſobalanus, und Hr. Dietrich Cacaopflaume, andere die ſchwarze, amerikaniſche Pflaume genannt. Ob es nur eine, oder mehrere Arten davon gebe, iſt noch nicht beſtimmet, und da dergleichen in unſern Gärten wohl ſchwerlich vorkommen dürfte, bemerken wir nur, wie ſelbiges mit unſern Pflaumen und Aprico-

ſen viele Aehnlichkeit, und einen glockenförmigen, fünffach getheilten Kelch, fünf länglichte, ausgebreitete Blumenblätter, viele Staubfäden und einen Griffel mit stumpfen Staubwege habe, und eine große, eyförmige, ſaftige Frucht trage, deren Nuß mit fünf Furchen durchzogen iſt und ſich mit fünf Klappen öffnet. Dieſe Frucht gleicht, dem Geſchmacke nach, unſern Pflaumen; der häufige Genuß davon wird leicht ſchädlich; doch verſichert Herr Jacquin, wie er dergleichen in Menge, ohne allen Schaden, gegeſſen. Die Amerikaner pflegen ſolche mit Eſſig einzulegen. Die, mit Zucker eingelegten werden häufig nach Spanien verſchicket.

Ican.

Ican iſt ein Indianiſches Wort, welches überhaupt einen Fiſch bedeutet, dem, zur Unterſcheidung, noch ein Beyname zugeleget werden muß. Einige derſelben haben Linne' und Müller zu ihren Geſchlechtern gebracht, die wir hier, zum Beyſpiel, anführen, und bey ihren Geſchlechtern im folgenden weiter beſchreiben wollen.

1) Ican Gadia, der Ceyloniſche Elephantenfiſch, welcher ſeines Rüſſels wegen, alſo genannt wird. Bey dem Linne' iſt er Ophidium imberbe, gen. 148. ſp. 2. nach Müllern der Kahlbart ſeiner Schlangenfiſche; nach dem Klein iſt er ein Aalbaſtart, Enchelyopus, ſ. unſern Artikel Aalbaſtart, Th. I. S. 35. und 39. und in folgenden Schlangenfiſche und Spitzſchnauze.

2) Ican Kapelle, Zeus Gallus, Linn. gen. 162. ſp. 2. der Mülleriſche Meerhahn ſeiner Spiegelfiſche, welcher von den Braſilianern, Abucatuia, und von den Portugieſen Peixe Gallo genannt werde. Nach dem Klein iſt er ein Flünderaff, Tetragonoptrus, 9. ſ. unſern Artikel, Flünderaff, Th. III. S. 154. wo von uns die Marcgraviſche Beſchreibung des Abacatuaia beygefüget worden.

3) Ican-Kaskaſſe; Tetraodon Lagocephalus, Linn. gen. 137, ſp. 2. der Mülleriſche Haſenkopf ſeiner Stachelbäuche. Er iſt ein Kropffiſch, Crayracion 3. des Kleins. ſ. unſern Artikel, Haſenkopf, Th. III. S. 678. und in folgenden, Kropffiſch.

4) Ican-Piſau; Centriſcus Scutatus, Linn. gen. 140. ſp. 1. der Mülleriſche Meſſerfiſch, ſ. Schildfiſche. Er iſt der Janusfiſch, Amphiſilen, des Kleins, ſ. unſere Artikel, Amphiſilen, Th. I. S. 280. und den kurz vorhergehenden Janusfiſch, desgleichen in folgenden Schildfiſche.

5) Ican-Setang; Oſtracion Cornutus; Linn. gen. 136. ſp. 6. das Mülleriſche Seekätzchen ſeiner Beinfiſche. Er wird ſonſt

auch Piſcis Cornutus, der Jndianiſche Hornfiſch, ingleichen Teufelsfiſch genannt. ſ. unſern Artikel, Hornfiſche, Th. IV. S. 113. und Kropffiſch, Crayracion, 26. des Kleins.

6) Ican-Sowanggi-Bezar; Scorpaena Horrida, Linn. gen. 161. ſp. 3. der Mülleriſche Zauberfiſch ſeiner Meerſcorpione. Er heißt bey den Holländern Toverfiſh, nach dem Valentin, Ind. 3. fig. 170. Er ſieht Ruyſchens Ican-Swangi, Tab. I. fig. 18. und Kleins Capriſco 6. ziemlich gleich. ſ. unſern Artikel, Hornfiſch, Th. IV. S. 114. no. 3. und Maus-Bocks-Maul-Geſchlechte des Kleins.

Zu dieſen Icans, oder Jndianiſchen Fiſchen gehören ferner diejenigen, die Ruyſch unter ſeinen Amboiniſchen aufführet, davon wir allhier derjenigen nur gedenken wollen, die im folgenden, unter den ihnen beygelegten Beynamen, wieder vorkommen werden, beſonders da ſie beym Ruyſch unter einander ohne Methode beſchrieben, und in kein Regiſter gebracht worden ſind. Es finden ſich demnach, in deſſelben Collectione noua Piſcium Amboinenſium, folgende:

Ican Kapelle,	pag. 16.	Tab. IX.	no. 7.
— Layer,	— 21.	— XI.	— 12.
— Lema,	— 32.	— XVI.	— 12 et 13.
— Lompo,	— 12.	— VII.	— 4.
— Paring,	— 32.	— XVII.	— 2.
— Peixe,	— 5.	— III.	— 7.
— Porcos,	— 40.	— XX.	— 12,
— Rady,	— 3.	— II.	— 8.
— Satan,	— 32.	— XVII.	— 3. 4. 5.
— Soſor,	— 19.	— X.	— 11.
— Swangi,	— 1.	— I.	— 5-19.
— —	— 4.	— III.	— 1.
— —	— 33.	— XVII.	— 9.
— Tatabula,	- 39.	— XX.	— 3.

Die übrigen tragen wir in folgender Ordnung nach:

Ican Banda, Ruyſch, p. 40. Tab. XX. no. 8. gehöret zu den Salvianiſchen Kammfiſchen, ad genus Pectinis Saluian. Coryphaena Nouacula, Linn. gen. 158. ſp. 4. der Mülleriſche Meſſerrücken ſeiner Stutzköpfe, ſ. Schwänzel, Hippurus, 4. des Kleins.

Ican Baro, p. 12. Tab. VII. no. 7. Ein Fiſchchen von beſonderer Geſtalt und verſchiedener

Farbe. Die länglichte Schnauze iſt faſt einem Schweinerüſſel ähnlich. Die Flecken auf dem Leibe ſind goldfarbig, auf hell purpurfarbenem Grunde. Auf beyden Seiten, (nämlich auf dem Rücken und am After nach dem Schwanze zu hat er einfache Floßen), und, nach Proportion des Leibes, einen ziemlich breiten Schwanz. Die Mohren pflegen ihn, beſonders getrocknet oder geräuchert zu eſſen; ſonſt iſt er von keinem ſonderlichen Geſchmacke.

Ican Binco, p. 40. Tab. XX. no. 11. Ein Fiſch mit einem krummen Leibe, davon er auch den Namen hat. Die Farbe des Kopfes iſt violet, dergleichen man auch in den, den Leib umgebenden Strichen und Bändern, wie auch an den Floßen, nur lichter, findet. Der übrige Leib iſt blau, klein geflecket, desgleichen auch die violetnen Bänder punctiret ſind.

Ican-Boe, p. 40. Tab. XX. no. 15. Eine Gattung breiter Karpfen, den die Einwohner zu Amboina und den umherliegenden Inſeln, in großen Ehren halten. Vom Schwanze bis in die Mitten des Leibes iſt er blaufarbig; ſonſt iſt nichts merkwürdiges an ihm, außer daß eine breite, rothe Binde die Mitten ſeines Leibes umgiebt. Von hier an bis an den Kopf iſt er von einer ins ſchwärzlichte fallenden, braunen Farbe.

Ican Boulang, p. 30. Tab. XV. no. 13. Er iſt ein unbewaffneter Fiſch, und hat nichts, womit er ſich des Anfalls ſeiner Feinde erwehren könnte, außer einer ſehr harten Haut, die andere Fiſche nicht wohl durchbeißen können. Er iſt faſt über den ganzen Leib mit länglichten Linien wunderbar durchzogen. Die Farbe des Leibes iſt gelblicht und die Linien blaulicht. Am Unterbauche aber iſt die Farbe braun, welches etwas ungewöhnliches, da ſonſt die Farbe des Bauches viel weißer, als des Leibes und der Seiten auszufallen pfleget. Hier iſt gerade das Gegentheil. Der Schwanz iſt, wie der zunehmende Mond, gehörnet, und am Rande etwas roth.

Ican Brunello, pag. 40. Tab. XX. no. 10. Dem Anſehen nach, ein kleiner Fiſch, aber den Amboinenſern zu großem Nutzen, denen er ſtatt der Parſche iſt; als welche bey uns in warmen Waſſer geſotten, Waſſerſöttchen, von ſehr niedlichen und angenehmen Geſchmacke, gehalten werden. Von der Farbe, die er mit dem folgenden gemein hat, hat er wahrſcheinlich den Namen bekommen.

Ican Bruno, ibid. no. 9. hat den Namen von ſeiner ins ſchwarze fallenden, braunen Farbe. Er hat eine harte, abzuziehende Haut, wenn er zur Speiſe dienen ſoll; da denn ſein Fleiſch

ganz gut. Er iſt ein Raubfiſch, und verſchlingt die kleinen Fiſchchen ganz.

Ican Coupan, ſ. Coupangviſch, Tab. VII, no. 13. wird vom Schiffsvolke alſo genannt, weil er auf ſeinem Kopfe gleichſam ein Zeichen einer goldenen Münze trage, die bey ihnen Coupang genannt werde; er iſt aber ungezweifelt, auch der Zeichnung nach, eine Art der Remora, der wegen der bekannten Fabel, von ſeiner unermeßlichen Kraft, die Schiffe mitten in ihrem Laufe aufzuhalten, überall ſo bekannt, daß hier weiter nichts hinzuzuſetzen. ſ. unſern Artikel, Echeneis, Th. II. S. 470.

Ican Dourion, p. 31. Tab. XVI. no. 2. et 3. wird von einer ſtachlichten Frucht in Jndien Durione genannt, daher man ihn wohl Jgelfiſch nennen könnte, und die ſonſt auch unter dem Namen der Orbium muricatorum, der ſtachlichten Flaſchen- oder Kugelfiſche gar bekannt ſind. Sie ſind über und über mit den ſpitzigſten und härteſten Stacheln bewaffnet, und ihre getrocknete Haut iſt ſo hart und feſt, daß kein Schwerd durchdringen kann, ja nicht einmal kleine Flintenkugeln; daher die Jndianer dergleichen Hüthe aufſetzen, wenn ſie in die Schlacht gehen, und ſich alſo feſte machen. Von den Zeichnungen ſaget der Autor gar nichts, weil ſie ſonſt bekannt genug.

Ican-Fay, p. 33. Tab. XVII. no. 6. Einige nennen und beſchreiben dieſen Fiſch unter dem unreinen Namen de Stronrviſch; da aber ihre Zeichnungen von den meinigen ſehr abgehen, ſo will ich mich anjetzo damit nicht abgeben, was ſie von ihm ſagen. Dieſe Unterſcheidung kömmt wohl von der großen Menge und Verſchiedenheit der Fiſche ſelbſt. Man ſaget nämlich, daß er daher den Namen habe, weil er beſtändig den Schiffen nachgehe, um den Unflath der Menſchen zu erſchnappen. Er iſt vom Körper nicht groß, über und über braun, jedoch mit blauen und ſchwärzlichten Flecken getippelt. Seiner Nahrung ohngeachtet eſſen ihn doch wohl die Schiff- und Seeleute; ſein Fleiſch aber iſt doch nicht gar gut, und kann, außer großen Mangel an Nahrungsmitteln, keinen ſonderlichen Appetit erwecken.

Ican Honimo, p. 4. Tab. III. no. wird ſonſt auch der Siamiſche Fiſch, Piſcis Siamenſis, genannt. Er hat einen rundlichen, gedruckten Kopf und ein gezähneltes Maul. Auf dem Rücken und am Bauche hat er gar viele Dornen zwiſchen den Floßen; beſonders iſt nicht weit vom Schwanze, nahe am Ende der Rückenfloße, gleichſam ein zackichter Stachel. Die Chineſer halten ihn, als

als ein Leckerbißlein, in großen Ehren; ſie eſſen ihn aber doch lieber gebraten, als geſotten.

Ichneumon.

S. Pharaoratze.

Ichthyolithen.

Verſteinerte Fiſche, Ichthyolithi. Man findet verſteinerte Fiſche von allerley Arten, theils ganz, theils nur einzelne Theile derſelben, theils aber auch in Abdrücken. Von den einzelnen Theilen findet man vorzüglich Knochen von Köpfen, Gräten, Floßfedern, Zähne, u. d. zu welchen letztern, den Zähnen nämlich, die ſogenannten Schlangenzungen, Gloſſopetrae, und die Krötenſteine, Bufoniti, Batrachyti, gehören. Die Schlangenzungen ſind verſteinerte Zähne vom Hayfiſche, oder auch vom Hecht. Die Froſch- oder Krötenſteine ſind kleine runde oder länglichte graue und bisweilen röthlichte Steine, welche auswärts etwas poliret und fleckicht ſind. Es ſind dieſelben keine Theile von Kröten, ſondern ſie ſcheinen verſteinerte Backzähne eines Seefiſches, vorzüglich des ſogenannten Meerwolfs, oder auch eines andern nicht genug bekannten Fiſches zu ſeyn. S. Wallerius Mineral. S. 458. u. f.

Icicariba.

S. Elemikarz.

Ickley.

Ickley, oder Uckley, ein Strohmfiſchlein; wird aber auch, wenn die Flüſſe übergehen, in Lachen und Abfällen gefunden. Er wird etwan eines guten Fingers lang, iſt ſchmal aber derb; auf dem Rücken grau, an den Seiten weißglänzend. Seine Streich- und Laichzeit iſt im May, da er ſich in den Flüſſen häufig vermehret. Zu der Zeit liegt er haufenweiſe an grieſichten Ufern des Waſſers. Er iſt mit Schuppen und Floßfedern verſehen. Seine Nahrung ſind Fliegen, Buttervögel, Waſſerſchnacken; iſt auch ein wohlſchmeckendes, doch nicht eben geachtetes, Fiſchlein. Chomel. ſ. Uckley, auch Weißfiſch, Alburnus, und Schwaal, Leuciſcus, 16. des Kleins.

Id.

Iden, ein belobter Fiſch in Schweden, nach dem Artedi, ſyn. p. 14. ſp. 30. Karpfengeſchlechts; Cyprinus Idus, Linn. gen. 189. ſp. 17. der Mülleriſche Spitzfloßer der Karpfen. ſ. Karpfen, und unſern Artikel, Bradem, Brama, 15. des Kleins. Th. I. S. 935.

Je länger, je lieber.

Unter dieſem, bey uns gewöhnlichen Namen begreifen wir zwey Geſchlechter des Tourneforts, nämlich

nämlich Caprifolium und Periclymenum. Die Herrn von Haller und Ludwig haben noch zwey andere mit dieſen, unter dem Namen Caprifolium, vereiniget, welche wir aber unter dem Namen Heckkirſche bereits angeführet, auch daſelbſt angemerket haben, wie Herr v. Linné dieſe alle, auch noch einige andere Pflanzen, unter ein Geſchlecht gebracht, und dieſes Lonicera genennet habe, obgleich das Blumenblatt einen merklichen Unterſchied anzeiget. Unſer Geſchlecht unterſcheidet ſich von den verwandten, ſowohl durch den windenden Stängel, als die lange Blumenröhre, und von der Heckkirſche insbeſondere durch mehr als zwo dicht bey einander ſtehende Blumen. Die Geſchlechtskennzeichen überhaupt ſind: der kleine, fünffach getheilte, auf dem Fruchtkeim ſitzende Kelch; das lange, röhrenförmige, in fünf rückwärts gebogene Lappen getheilte Blumenblatt, davon der untere länger und tiefer, die vier obern aber kürzer ſind; fünf Staubfäden, und ein Griffel mit rundlichen Staubwege. Die Frucht iſt eine kleine, ſaftige, mit dem Kelche gekrönte, zweyfächerichte Beere, mit vielen rundlichen zuſam̃engedrückten Saamen. Die bekannteſten Arten ſind:

1) wohlriechendes unverwachſenes Je länger je lieber; wildes gemeines Geißblatt, Specklilie, Baumlilie, Waldlilie, Lilienfurcht, Zaungilge, Waldrebe, Waldwinde, Roſe von Jericho, Caprifolium germanicum, Lonicera Periclymenum Linn. wächſt in verſchiedenen Provinzen des mittlern Europa, auch in Deutſchland an Hecken und Zäunen wild. Die fäſerichte Wurzel läuft flach und weit aus. Stängel und Aeſte klettern an Bäumen, Zäunen oder beygeſteckten Stangen in die Höhe; wenn ſie aber in den Waldungen keinen Stamm erreichen können, ranken und wurzeln ſie weit und breit auf dem Boden, und überziehen ſolchen dergeſtalt, daß der Durchgang beſchwerlich gemachet, auch das Gras und der junge Anflug darunter erſticket wird. Von dem Stamme ſchälen ſich die äußern Lagen der Schale beſtändig ab, oder laſſen ſich leicht abziehen. Zweige und Blätter ſind haaricht. Dieſe ſtehen einander gegenüber, und die oberſten ſind nicht, wie bey den folgenden Arten, unter einander verwachſen; ihre Geſtalt iſt länglicht eyförmig, ihr Rand völlig ganz, und die Unterfläche weißgraulicht. An den Spitzen der Zweige ſitzen ſechs, auch mehr Fruchtkeime, welche ein längliches Köpfchen, und die darauf ſtehenden Blumen gleichſam eine Dolde vorſtellen. Der Monath

Julius iſt die gewöhnliche Blüthzeit. Das Blumenblatt iſt weißröthlich, auch gelblicht, und die fünf Einſchnitte ſind einander faſt gleich. Die Blumenröhre enthält am Boden vielen ſüßen Saft, und die Blumen haben einen ſehr angenehmen Geruch, welcher ſonderlich des Abends ſehr weit ſich verbreitet. Die Beere wird roth uud enthält gemeiniglich nur zween platte Saamen. Das Laub fällt ſpät ab, und zeiget ſich ſehr früh wieder in den Knoſpen. Man pfleget ſolches aus der Wildniß in die Gärten zu verpflanzen, auch durch Einleger und Schnittlinge zu vermehren, und da es die Schere gut verträgt, damit die Mauern, Spaliere und Sommerlauben zu bekleiden. Der angenehme ſanfte Geruch machet uns dieſe Pflanze ſchätzbar, obgleich wir davon vielleicht keinen andern Nutzen erlangen dürften. Denn es iſt nicht ausgemachet, daß die Blumen den Urin treiben, und die ſüßlichen Beeren purgiren. Die Blumen geben den Bienen viel Honig, und man darf nicht fragen, wie dieſe wegen der Länge der Blumenröhre den Saft ausziehen können, indem ſie den Ort wohl zu finden wiſſen, wo ſie äußerlich durchbohren ſollen.

Man findet in den Hölzern zuweilen eine Spielart mit ausgeſchweiften Blättern, welche in etwas den Eichenblättern gleichen, Caprifolium foliis ſinuatis du Hamel, doch läßt ſich ſelbige in den Gärten nicht lange erhalten, und die Blätter arten leicht wieder ein. Eine andere Spielart zeiget gelb gefleckte, und unordentlich ausgeſchweifte Blätter, welche wir auch einige Jahre im Garten unterhalten haben. Es giebt noch eine andere Sorte, welche ſtärkere, mehr röthlichte Zweige hat, und bey welcher ſowohl dieſe, als die Blätter, ohne Haare und glatt ſind, auch ſpäter blühet, und röthliche Blumen trägt. Hr. Miller giebt ſelbige für eine beſondere Art aus, du Roi aber hält ſelbige mit Hrn. von Linné für eine Spielart, vornehmlich weil die Blätter im übrigen mit der erſten Art übereinkommen.

2) Wohlriechendes verwachſenes Je länger je lieber; durchwachſenes Italieniſches Geißblatt, welſche Specklilie, Periclymenum oder Caprifolium Italicum, Lonicera caprifolium Linn. wächſt in Italien und andern wärmern Ländern Europens, verhält ſich im Wachsthum wie die vorige Art, iſt aber ſowohl den Blättern, als den Blumen nach davon merklich unterſchieden. Die untern länglichtrunden, hellgrünen, und auf beyden Seiten glatten Blätter, ſind mit einander nicht wirklich, die obern aber gänzlich verwachſen, ſo daß der gemeinſchaftliche Blumenſtiel,

mitten durch zwey verwachſene Blätter geht, oder ſolche durchbohret. An den jungen, im Sommer getriebenen Zweigen, welche öfters gegen den October blühen, ſind die Blätter nicht verwachſen, ſondern nur paarweiſe geſtellet. Dieſe jungen Reben ſind vorwärts blau, und hinterwärts meergrün. Die Blumen erſcheinen im Junius, und sechs, acht bis zwölfe machen einen Kopf aus. Das Blumenblatt iſt gelbröthlicht, und in zwo Lippen getheilet, davon die obere vier zurückgeſchlagene Einſchnitte, und zwar in der Mitte zween etwas kürzere, an den Seiten zween längere zeiget, die untere aber einfach, ſchmal, und faſt länger, als der übrige Theil der Röhre iſt. Die Staubfäden und der Griffel ſtehen niedergebogen. Nur wenige Fruchtkeime eines Köpfchens verwandeln ſich in rothe Beere. Es iſt eine überaus dauerhafte Pflanze, und wird wegen des angenehmen Geruches, den man hiervon zeitiger und länger, als von andern Arten genießen kann, häufig in den Gärten unterhalten, auch leicht durch Ableger und Zweige vermehret.

3) Geruchloſes, durchſtochenes Je länger je lieber; immergrünendes Virginiſches Geißblatt, Periclymenum Virginianum, Lonicera ſemperuirens, iſt aus dem nordlichen Amerika in unſere Gärten gebracht worden; hat feſtere und weniger, auch nicht ſo hoch kletternde Zweige, breitere und mehr eyförmige, oberwärts glänzende, hellgrüne, unterwärts blaulicht angelaufene Blätter, davon die obern, wie bey der zwoten Art, völlig mit einander verwachſen ſind, und treibt vom Julius bis Auguſt Blumenköpfe, welche aber von keinem verwachſenen Blatte in der Nähe umgeben ſind. Das Blumenblatt iſt äußerlich hellroth, inwendig gelblicht, und in fünf, kaum merklich ungleiche Einſchnitte getheilet. Herr v. Münchhauſen hat zuweilen derſelben ſechſe bemerket. Der Geruch fehlet gänzlich. Es hat dieſe Art bey uns im freyen Lande viele Jahre ausgedauert, woſelbſt ſie aber auch die Blätter im Winter abwirft; hingegen ſelbige behält, wenn ſie im Glashauſe aufbehalten wird. Es wird niemanden reuen, einen Stock im Scherbel zu halten, und im Winter zu verwahren, damit man ſolche nicht bey ſtarken Froſte verliere, zumal ſich ſelbige nicht ſo leicht und häufig, wie die vorigen Arten vermehret; am beſten geſchieht ſolches durch Ab- oder Einleger; reife Saamen haben wir niemals erhalten. Bey dieſer Art findet das Beſchneiden, ſonderlich mit der Scheere, ſelten ſtatt, deſtomehr aber bey den andern, wie man denn auch ſelbige

ge in gewiſſe Geſtalt, breit, oder kugelförmig ziehen kann.

Ob man gleich wegen des angenehmen Geruches der beyden erſten Arten einige Arzneykräfte vermuthen ſollte, ſo werden ſie doch ſelten, oder gar nicht gebrauchet. Das mit den Blättern abgekochte Waſſer wird von einigen zur Reinigung der alten Geſchwüre angerathen, und daher ſchreibt vielleicht Herr von Linne, wie der Aufguß von den Stielen das Blut reinige. Es gebrauchet derſelbe das Wort Stipitum infuſum, Flor. Suec. Warlich von den Stielen iſt nicht viel zu hoffen, oder warum brauchet man nicht ein ander Wort, wenn man einen andern Theil verſteht. Die Blumen ſollen den Urin treiben, und die Beeren den Leib öffnen. Das von den Blumen abgezogene Waſſer wird bey Entzündungen der Augen gelobet.

Je länger je lieber, S. auch **Nachtſchatten**.

Jerbuah.

Jerbuah oder Gerbua, woraus einige Schriftſteller Gerbo gemachet haben, iſt der arabiſche Name eines kleinen vierfüßigen Thieres, welches Klein übergangen, Linnäus aber unter die Mäuſe geſetzet, und Mus iaculus genannt hat. Nach Herrn Haſſelquiſts Bericht wird es in Egypten, wo man es eben ſowohl als in Arabien antrifft, von den daſelbſt wohnenden Franzoſen rat de montagne d. i. Bergratte genannt. In Anſehung der Größe kömmt es auch den Ratten ſehr nahe; aber in Anſehung der Geſtalt weicht es von dieſen Thieren in ſehr vielen Stücken ab. Der Kopf iſt faſt eben ſo gebildet, wie bey den Kaninichen; nur ſind die hervorſtehenden ſchwarzen Augen größer. Der Oberkinnbacken iſt viel größer, als der Unterkinnbacken, über welchen er hervorraget. Um das Maul ſteht ein Knäbelbart von langen ſchwarzen und weißen Haaren. Der Schwanz iſt dreymal ſo lang als der Körper, und überall mit kurzen, dicken, an der Spitze aber mit langen ſanften Haaren beſetzet. Die Vorderfüße, welche kaum einen Zoll lang ſind, haben vier Zehen und den Anfang von einer fünften ohne Nagel. Die Hinterfüße ſind dreyzehig und viel länger als der ganze Körper. Die Ohren und Füße ſind fleiſchfarbig; der Obertheil des Kopfes und der Rücken iſt mit röthlichten oder fahlen, der Unterleib aber, die Seiten und die Schwanzſpitze, ſind mit weißlichen Haaren bedecket. Der Vörderfüße bedienet ſich dieſes Thier gar nicht zum gehen, ſondern nur um ſich feſte zu halten, und die Speiſen an den

den Mund zu bringen. Es ſteht und geht blos auf den Hinterfüßen. Sein Gang aber beſteht aus lauter ſchnellen Sprüngen. Es kann auf einmal fünf bis ſechs Schuh weit ſpringen.

Jeruſalemsartiſchocke.

S. Erdäpfel.

Jeruſalemsblume.

S. Lychnis.

Jeruſalemsſalbey.

S. Salbeybaum.

Jeſetra.

Jeſetra, nennen die Ungarn eine Art des Stöhrs, den die Wenden annoch Jeſote, die Ruſſen aber Oſetr, nennen. Richter. S. 712. ſonſt auch Eſther; ſ. unſern Artikel, Eſther, Th. II. S. 713. und Stöhr, Acipenſer, 6. des Kleins.

Jeſmin.

S. Jaſmin.

Jeſuschriſtwurzel.

S. Farnkraut.

Igel.

S. Stachelthier.

Igelfiſch.

Igelfiſche nennt Müller das 138ſte Linneiſche Geſchlecht ſeiner ſchwimmenden Amphibien, der dritten Ordnung aus der dritten Claſſe, deren ganzer Körper mit Stacheln beſetzet, der Bauch aber ohne Floßen iſt; ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 70. Eben aus dieſer Urſache, weil ſie um und um mit langen Stacheln bewaffnet ſind, nennt ſie Müller Igelfiſche, nach dem Vorgange einiger Naturforſcher, die ſelbige Hyſtrix nennen, und der Holländer, die ihnen den Namen Egelviſch beylegen; auch ſie Penneviſche nennen, da ihre Stacheln wie die Federkiele am Stachelſchweine ausſehen, welches alſo nach unſerer Sprache Federkielfiſche bedeutet. Der Ritter giebt dieſem Geſchlechte den Namen Diodon, griechiſchen Urſprungs, welches ein Thier mit zween Zähnen bedeutet, weil dieſe Fiſche zween ungetheilte, beinichte Kiefer, ſtatt der Zähne, haben. Müller ſetzet hinzu, daß man zwar bey andern Schriftſtellern auch einige Fiſche aus dem vorhergehenden Geſchlechte, (Tetraodon) finde, die doch vier Zähne hätten, und dem ohngeachtet Diodon genannt würden; will aber dieſes dahin erklären, daß ſelbige nur die zween Zähne des einen Kiefers rechneten, dahingegen der Ritter alle Zähne zuſammen zähle. Der Ritter giebt dieſem Geſchlechte folgende charakteriſtiſche Kennzeichen, um ſie von den zween vorhergehenden, (dem Tetraodon und Oſtracion) zu unterſcheiden, näm-

lich am Kopfe, die hervortretenden, ungetheilten, beinichten Kiefer; die länglichte Seitenöffnung, wie bey dem Tetraodon und Oſtracion; den von allen Seiten mit ſcharfen beweglichen Stacheln bewaffneten Körper, und die am Bauche ermangelnden Floßen. Es werden von dieſem Geſchlechte zwo Hauptgattungen, Diodon Atinga, und Diodon Hyſtrix, von der erſten Gattung drey, und von der andern zwo, Unterarten folgendermaßen angeführet:

Erſte Gattung, Diodon Atinga, nach Müllern der Kugelfiſch, dem die Braſilianer den Indiſchen Namen Atinga belegen; wir aber, wegen ihrer runden, kugelförmigen Geſtalt, Kugelfiſche nennen. Sie kommen alle mit einander darinn überein, daß ſie dreyeckichte Stacheln haben; doch nimmt man zugleich drey Verſchiedenheiten an ihnen wahr, davon die erſte Art Kugelfiſch; die zwote Seetaube, und die dritte Stacheltaube benannt wird.

A. Diodon Atinga, ſ. ſphaericus, aculeis triquetris; Artedi, Oſtracion, ſyn. p. 86. ſp. 17. Der Kugelfiſch iſt unter allen am meiſten kugelrund, und, nach der Abbildung, welche Müller Tab. X. fig. 1. aus dem Seba gegeben, erhellet, daß die Stacheln aus einem dreyeckichten Fuß oder Boden jedesmal in drey Spitzen aufſteigen. Der Schwanz, Kopf und Maul ſind klein und kurz, und der ganze Fiſch in der Größe eines großen ledernen Spielballs, (Ballons). Sie halten ſich in dem Indianiſchen Meere, und am Vorgebirge der guten Hoffnung auf. ſ. Kropffiſch, Crayracion, 12. des Kleins; und unſern Artikel, Guamaiacu-Atinga, Th. III. S. 584.

B. Diodon Reticulatus, ſubrotundus, aculeis triquetris, die Seetaube, Artedi, Oſtracion, ſyn. p. 86. ſp. 19. wird deswegen Reticulatus genannt, weil die dreyeckichten Wurzeln der Stacheln in einander laufen, und alſo eine Art eines netzförmigen Gewebes über die Haut vorſtellen; der Name Seetaube aber iſt von dem taubenartigen Schnabel oder Maule hergenommen. Außer der Größe, welche ſich an dieſer Art über einen Schuh in der Länge erſtrecket, unterſcheidet ſie ſich noch von der vorigen durch die Sparſamkeit der Stacheln, welche ziemlich von einander ſtehen, und daher an den, in einander laufenden, Wurzeln, zu einem netzförmigen Gewebe mehrern Platz übrig laſſen. Sie iſt auch nicht ſo vollkommen roth, wie vorige Art, welches aus der Mülleriſchen Abbildung, Tab. X. fig. 2. hinlänglich zu erſehen seyn wird. ſ. Kropffiſch, Crayracion, 16. des Kleins.

C. Diodon Echinatus, ſubrotundus, aculeis baſi triquetris; Artedi, Oſtracion, p. 83 ſp. 3. die Müllerische Stacheltaube. Dieſe Art hat größere und dickere Stacheln, deren dreyeckichte Wurzeln ſich erheben, ſo, daß die drey Spitzen derſelben auf der Haut zu ruhen ſcheinen, ſo wie etwa die Fang- oder Fußeiſen oder Fußangeln ſind. Dieſe werden noch größer, als die vorigen Arten oder Verſchiedenheiten, und halten ſich ebenfalls in dem Indianiſchen Meere auf. Gronov hält alle dieſe Verſchiedenheiten für eine Gattung, und vielleicht hängt auch nur, nach Müllern, deren unterſchiedliche Größe von dem Alter ab. Wir aber, Müller nämlich, ſtehen im Zweifel, ob nicht dieſe letzte Art zu der folgenden zu rechnen ſey, und daß, mehr oder weniger rund ſeyn, nur eine zufällige Sache ſey, gleichwie man ja auch andere Thiere einerley Art finde, deren das einige bäuchichter, das andere mehr geſtrecket, ſey. ſ. Kropffiſch, Crayracion, 13. des Kleins.

Zwote Gattung, Diodon Hyſtrix, nach Müllern der große Stachelfiſch.

A. Diodon oblongus, aculeis teretibus; Artedi, Oſtracion etc. ſyn. p. 86. ſp. 21. Die vorzügliche Länge dieſer, wie Federkiele, hervorſtechenden Stacheln, veranlaſſen dieſe Benennung; desgleichen bey den Holländern, Penne-Viſch, d. i. Federkielfiſch. Sein Körper iſt länglicht, und die Stacheln ſind rund. Nach dem Ritter ſind in der Rückenfloße vierzehn, in der Bruſtfloße zwey und zwanzig, in der Afterfloße vierzehn und in der Schwanzfloße neun Finnen zu zählen, Bauchfloßen aber ermangeln. Wir beſitzen, ſaget Müller, ein aus Curacao erhaltenes, zween Schuh langes, Exemplar, welches von oben ſchwärzlichtblau, unten weiß, und auf dem ganzen Rücken mit kleinen, dunkeln, runden Flecken, als mit Augen bezeichnet iſt, dergleichen Flecken auch die Floßen und den Schwanz beſetzen. Die Geſtalt des Körpers iſt kegelförmig. Die Figur, welche Tab. X. no. 3. zu ſehen, ſchicket ſich eben ſowohl zu der dritten Verſchiedenheit der vorigen Art, als zu dieſer, ſcheint auch von dem Houttuin für einerley gehalten zu werden, der von der beygebrachten Figur folgende Erklärung giebt: das Exemplar iſt über einen Schuh lang, faſt vollkommen kegelrund; die Stacheln auf dem Rücken ſind, wie am vorigen Exemplare, beſchaffen, kaum einen Zoll lang, doch in den Seiten haben ſie eine Länge über zween Zoll, und geben dem Fiſche das Anſehen eines Stachelſchweines, Hyſtrix. Die Dicke des Fiſches an der Bruſt iſt über vier

Zoll, die Bruſtfloßen ſind drey Zoll breit, die Rückenfloße zween Zoll, und die Schwanzfloße über drey Zoll lang. Die Anzahl der Finnen in der Rückenfloße iſt wenigſtens zwölf, und in der Bruſtfloße vier und zwanzig. Es iſt alſo der nämliche Fiſch, der von den Schriftſtellern Orbis maximus ſpinoſus genannt wurde, und aus beyden Indien kömmt. ſ. Kropffiſch, Crayracion 13. des Kleins.

Ob nun gleich alle Fiſche dieſer zwoten Art für einerley könnten gehalten werden, ſo erwähnet doch der Ritter folgende Verſchiedenheit.

B. Diodon Holocanthus, aculeis capitis collique longioribus, nach Müllern, des Stachelkragens, Artedi, Oſtracion, ſyn. p. 86. ſp. 22. Gegen die vorige Art iſt der Kopf und Hals etwas länger, beſonders ſind an ſelbigen die Stacheln vorzüglich lang, und machen gleichſam einen Kragen; dahingegen die Rückenſtacheln viel kleiner, und die Bauchſtacheln am kürzeſten. Ob nun dieſe Veränderung von der Begattung der verſchiedenen Arten unter einander entſtehe? und ob nicht vielleicht ein jedes Individuum ſeinen beſondern Wuchs und eigene Ausmeſſung der Stacheln habe, die folglich zur Vermannichfaltigung der Verſchiedenheiten keinen hinlänglichen Grund gebe, (indem ſonſt zu viel Unterarten gemachet würden) ſolches will Müller anjetzo beruhen laſſen, und nur dieſes anmerken, daß die Federkiele oder Stacheln von dieſen Fiſchen nach Belieben aufgerichtet oder niedergelegt werden können, wodurch ſie, wie es ſcheint, von allen Nachſtellungen ſich befreyen; denn welcher Raubfiſch möchte ſich wohl gelüſten laſſen, in dieſe Igel einzubeißen? die Stacheln indeſſen ſind harte Fortſätze der Haut, die in ſpitzige Dorne auswachſen, da ſie hingegen bey andern Fiſchen breite Schuppen werden. ſ. Kropffiſch, Crayracion, 15. des Kleins.

Igelklette.

Es iſt dieſes ein Doldengewächſe, welches Planer Stacheldolde und Herr v. Linné mit dem Tournefort Echinophora genennet. Das unter gleichem Namen vom Rivinus beſtimmte Geſchlecht gehöret zum Klettenkörbel. Es hat ſelbiges, wie die übrigen Doldengeſchlechter, fünf Blumenblätter, fünf Staubfäden und zween Griffel; die beſondern Kennzeichen aber ſind: die einblättrige, in ſechs ungleiche Theile zerſchnittene Einwickelung der kleinern Dolden, die Ungleichheit der fünf Blumenblätter, wie auch, daß bey den Randblümchen der Stempel fehlet, und ſelbige ohne Saamen abfallen,

und nur das mittelſte nach allen Theilen vollkommen iſt. Der Saame liegt in einer beſondern Hülle. Die bekannteſte Art iſt die ſtachlichte Igelklette, Crithmum ſpinoſum, Echinophora ſpinoſa Linn. wächſt an dem Ufer des mittelländiſchen Meeres. Die dauernde Wurzel treibt einen holzichten Stängel, und gefiederte, in Aeſte vertheilte Blätter, deren Blättchen pfriemenartig, und in eine Stachel verlängert ſind.

Igelsklette.
S. Bettlerläuſe.

Igelsknoſpe.
S. Schwerdriedel.

Igelskolbe.
S. Stechapfel.

Igelſteine.
S. Echiniten.

Ignatius Bohne.

Faba St. Ignatii. Der Jeſuit Georg Camelli, welcher die Pflanzen beſchrieben, ſo auf der Inſel Luzone, der vornehmſten unter den Philippiniſchen, wachſen, hat auch dieſe Frucht zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt gemachet, und die Pflanze ſelbſt, jedoch ſehr unvollkommen, beſchrieben. Die Frucht ſoll größer als eine Melone ſeyn, unter der äußerlichen glänzenden, glatten und grünlichten Schale eine andere, gleichſam ſteinichte, und unter dieſer ein bitteres, gelblichtes, weiches Fleiſch enthalten, in welchem viele verſchiedentlich geſtaltete Kerne liegen, ſo im friſchen Zuſtande die Größe einer welſchen Nuß haben, und mit einer ſilberfarbenen Wolle bedecket ſind, durch das Austrocknen aber viel kleiner werden. Nach andern Nachrichten ſoll die ſogenannte Bohne kein Kern einer Frucht, ſondern die Frucht ſelbſt ſeyn. Es ſind ſolche, wenn die zarte, weiße, oder graue, oder röthlichte Haut abgeſondert, äußerlich grau oder ſchwärzlich. Da aber die Haut feſt anſitzet, und durch das öftere Reiben nur ſchuppenweiſe abfällt, ſehen die meiſten Früchte buntſcheckicht aus. Der inwendige braune, oder ſchwarze Kern iſt ſo hart wie Horn, und ſchwer zu zerbrechen oder zu zerſchneiden. Man pfleget ſolchen auf dem Reibeiſen zu zerreiben, da er denn inwendig weißlich ſieht. Der Geſchmack davon iſt bitter. Der Pater Camelli erzählet Wunder von der vielfachen Wirkung dieſer Bohne bey den Indianern. Sie gebrauchen ſolche ohne Unterſchied, in allen Krankheiten; ſie tragen ſolche am Halſe, um ſich vor Bezauberung, Vergiftung, Peſt und dergleichen Krankheiten zu verwahren. Es will derſelbe auch bemerket haben, daß dieſe Boh-

nen bey den Spaniern, außer Erbrechen und Stuhlgang, auch krämpfige Bewegungen verurſachet, dergleichen Wirkung aber bey den Indianern niemals bemerket worden. Dieſe indianiſche Univerſalarzney hat auch in Europa einige Zeit viele Verehrer gefunden, und iſt bey der Schlafſucht, Lähmung, Schlagfluſſe, Engbrüſtigkeit, ſchlechten Verdauung, Bauchſchmerzen, Verhaltung der monathlichen Reinigung, und bey vielen andern Krankheiten angerühmet, ſonderlich aber als ein zuverläßiges Mittel wider die Wechſelfieber empfohlen worden. Man hat das Pulver davon zu etlichen Granen geordnet, gemeiniglich aber den Aufguß des warmen Waſſers auf die ganze Bohne verordnet. Da aber die, über die wahre Wirkung dieſes Arzneymittels angeſtellten, Erfahrungen ſehr ungewiß ſind, ſoll man ſelbiges lieber gar nicht gebrauchen. Ob es bey der Viehſeuche wirklich mit Nutzen anzuwenden ſeyn dürfte, iſt auch noch ungewiß. S. Zinks Leipzig. Sammlungen 13. Band, 899. S. woſelbſt auch dieſer Bohne im deutſchen der Name Siegreich beygeleget wird.

Iisgalt.

Ein norwegiſcher Fiſch, der, nach dem Pontoppidan, drey Viertel oder eine Elle lang iſt, einem kleinen Hayfiſche gleicht, ein helles Fell, und auf dem Nacken einen in die Höhe ſtehenden Stachel hat. Der Schwanz iſt ſehr lang, ſchmal und ſpitzig, und am Ende wie ein dünner Faden. Er wird nur in tiefen Waſſern, doch ſelten, und zufälliger Weiſe gefangen. Er iſt, inſonderheit die Leber, ſehr fett, und dieſe giebt ein Oel, das alle Wunden heilet, auch das Gewehr, das man damit beſchweret, weit beſſer als anderes Oel, vor allem Roſt bewahret; iſt alſo in den Rüſtkammern wohl zu gebrauchen. ſ. Norwegiſche Naturhiſtorie, Th. II. S. 236.

Ikan.

Ikan, iſt eine kleine, länglichte, rundliche Wurzel, voller Harz, welche ſowohl an Farbe, als übrigen Eigenſchaften mit der Curcume übereinkommt, an gewürzhaften Geſchmacke aber ſelbige weit übertrifft. Sie wächſt in Suchuan, einer Chineſiſchen Provinz, und wird als ein blutreinigendes, magenſtärkendes, Blähungen und Schweiß treibendes Mittel, auch wider die verhaltene monathliche Reinigung empfohlen. Weiter haben wir keine Nachricht finden können.

Ikari.

Ikari nennen die Ruſſen den Stöhr-Roggen; ſ. unſern Artikel, Caviar, Th. II. S. 79.

Jlaub.
S. Ephey.

Jlle. S. Dille.

Jlmenbaum.
S. Rüſtern.

Jloof.
S. Epheu.

Jltis.
S. Stinkthier.

Jltiswieſel.
S. Wieſel.

Jmber. S. Jngber.

Jmmenblatt.
S. Grießkraut.

Jmmenkraut.
S. Meliſſe und Thymian.

Jmmenwolf.

Bienenfraß, Merops, Apiaſter, iſt eine gar ſchöne bunte Art Vögel, aus der Zunft der Braachvögel, oder den größern Sichlern, Arquata. Der Vogel hat einen gekrümmten Schnabel, dreyeckicht, und oberwärts erhaben, mit gleich langen Kiefern, lange hervorragende Flügel, und einen geſpaltenen Schwanz. Hr. Klein hat davon 1) den einſamen Braacher, 2) den grauen Bienenfraß, deſſen Schnabel grün, Kopf aſchgrau, Bruſt und Schwanz ſchwefelfarb mit roth vermenget ſind, mit hochrothen gelben Flecken, zwo langen rothen Schwanzfedern. 3) Seeſchwalm. 4) Braſilianiſcher Jmmenwolf, mit langem Schnabel und gelben Füßen. 5) Bienenfraß mit einem Schwalbenſchwanze.

Jmmergrün.

Jmmergrün nennet man Aizoon Linn. obgleich die drey Pflanzen, welche zur Zeit von dieſem Geſchlechte bekannt, nur jährig, mithin nicht länger grüne ſind, als ihre kurze Dauer es erlaubet. Herr Niſſol nennet dieſes Geſchlecht Ficoidea. Es iſt aber von den Ficoiden ganz verſchieden, indem die Blumenblätter gänzlich mangeln, und nur der einblättrige, in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilte Kelch zugegen iſt. Die vielen zarten Staubfäden ſind bündelweiſe, gemeiniglich zu drey Stück, mit den Vertiefungen des Kelches verbunden, und der fünfeckichte Fruchtkeim trägt fünf Griffel mit einfachen Staubwege. Das fünfeckichte Saamenbehältniß zeiget fünf Klappen und fünf Fächer, und viele kleine rundliche Saamen. Da die Arten kein ſonderlich Anſehn haben, erzieht man ſelbige nur in botaniſchen Gärten; dieſe ſind

1) keilförmiges Jmmergrün, Aizoon canarienſe Linn. wel-

ches auf den Canariſchen Eylanden wächſt, und aus der fäſerichten Wurzel viele ſaftige, rundliche, etwas röthlichte, und auf der Erde hingeſtreckte, äſtige Stängel treibt, ſo dichte mit keil- oder eyförmigen, faſt dem gemeinen Portulac ähnlichen, völlig ganzen, einigermaßen haarichten, und gleichſam mit einem Reif überzogenen Blättern bedecket ſind. Zwiſchen dieſen, und ſonderlich, wo die Zweige abgehen, ſitzen die kleinen gelblichten Blümchen platt auf. Wenn man die Stöckchen im Scherbel hält, und dieſe den Winter über ins Glashaus ſetzet, dauern ſolche zuweilen bis in das zweyte Jahr, ſonſt aber iſt es eine jährige Pflanze, welche man auf dem Miſtbeete aus Saamen ziehen, und da dieſe ungemein klein ſind, nur wenig mit Erde bedecken muß. Im Miſtbeete werden die Pflanzen mit ihren kriechenden Zweigen einen großen Platz einnehmen, und ſelten reifen Saamen tragen; daher es beſſer, ſolche in Scherbel zu pflanzen.

2) Lanzenförmiges Immergrün, Aizoon hiſpanicum, unterſcheidet ſich vornehmlich in den Blättern, indem ſelbige lanzenförmig zugeſpitzet ſind. Die Blumen ſitzen auch platt auf. Die äſtigen Stängel ſind ausgeſtrecket, und die Blätter ſaftig und gleichſam bereifet. Es wächſt dieſe Art in Spanien, wird wie die vorige gebauet, iſt aber bey aller Wartung nur ein Sommergewächſe. In Afrika will man bey dieſer Art eine Abänderung mit haarichten rauhen Stängeln und Blättern wahrgenommen haben.

3) Büſchelblümichtes Immergrün, Aizoon paniculatum L. wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und iſt, den Blättern und Wachsthume nach, der zweyten Art ganz ähnlich, die Blumen aber ſtehen büſchelweiſe bey einander.

Immergrün, S. auch Alaternbaum und Hauswurzel.

Incruſtationen.

S. Rindenſtein.

Indianer.

S. Spindelſchnecke.

Indianiſch Blatt.

S. Zimmet.

Indianiſch Holz.

S. Franzoſenholz.

Indianiſche Kreſſe.

S. Kreſſe.

Indianiſche Rebe.

S. Hundswinde.

Indianiſcher Lippfiſch.

Indianiſcher Lippfiſch iſt, nach Müllern, Labrus Linearis Linn. gen. 166. ſp. 36. zu nennen. ſ. Lippfiſche.

Indianiſcher Teufel.

Indianiſcher Teufel iſt, nach Müllern, Callionymus Indicus, Linn. gen. 151. ſp. 3. der Schelfiſchteufel. ſ. unſere Artikel, fliegender Teufel, Th. III. S. 126. und Himmelgucker, Th. IV. S. 2.

Indig, Baſtard.

S. Amorphe.

Indigo.

Unter dieſem Namen verſtehen wir nicht nur diejenige Pflanze, woraus die bekannte Farbe bereitet wird, ſondern ein ganzes Geſchlecht, Indigofera genannt, welches, nach der Murrayſchen Ausgabe, von Herrn von Linne' Pflanzenreiche, vierzehn Arten unter ſich begreift. Da aber ſolche alle ausländiſch ſind, und auch in den botaniſchen Gärten nur ſelten eine oder die andere davon vorkommen dürfte, wollen wir nur die merkwürdigſte erwähnen. Es iſt ſolche die Färber-Indigopflanze, Anil oder Nil, Indigofera tinctoria Linn. Sie wächſt, und wird in Oſtindien häufig gebauet. Der Stängel iſt ohngefähr einen Finger dicke und drey Fuß hoch, ſteif, holzicht, und in viele aufrechtſtehende Zweige getheilet, an welchen gefiederte Blätter ſitzen. Dieſe beſtehen aus ſechs bis acht Paar zarten, rundlichen, oder eyförmigen, blaulicht angelaufenen, einander gegenüber geſtellten Blättchen, mit einem einzelnen am Ende. Aus dem Blätterwinkel treiben kurze Aehren, die mit ſchmetterlingsförmigen Blumen beſetzet ſind. Der einblättrige weite Kelch iſt fünffach eingekerbet; das Fähnchen rundlich, rückwärts geſchlagen, eingekerbet, und blaßgelblicht oder grünlicht; das Schiffchen ſtumpf, offen, und ſeitwärts mit einem ausgehöhlten spornförmigen Anſatze gezieret; die beyden roſenfärbigen Flügelblätter ſind dem Fähnchen ähnlich, und ſtehen am untern Rande von einander abgeſondert. Die zehn Staubfäden ſind in eine Scheide verwachſen, und richten ſich mit ihren Spitzen, nebſt dem kürzern Griffel in die Höhe. Die Blumen blühen nach und nach auf, fallen aber bald hernach wieder ab, und hinterlaſſen eine dünne, walzenförmige, gekrümmte, lange, ſchwarze, knotichte Hülſe, worinnen nierenförmige, dunkelgrüne, oder ſchwärzliche Saamen liegen. Die Wurzel verbreitet ſich weit in der Erde aus, und an ihren Faſern hängen viele weißliche Knöllchen. Die Blättchen ziehen ſich Abends zuſammen, oder legen ſich an einander, und breiten ſich des Morgens wieder aus. Auch geſchieht das erſte, wenn man die Aeſtchen abbricht. Die Blumen haben einen

nen eigenen Geruch, zur Abendszeit aber giebt die ganze Pflanze einen ſtarken Geruch von ſich. Die Schriftſteller beſchreiben verſchiedene Arten von der Indigopflanze, als die wilde Bohama, die franzöſiſche, die nordamerikaniſche und andere, welche aber vielleicht nicht weſentlich, ſondern nur in Anſehung der verſchiedenen Himmelsgegend und der Bauart nach einigen Unterſchied anzeigen.

Wie die Indianer den Anbau dieſer Pflanze unternehmen, welcher Boden ſich dazu ſchicke, und was alles ſonſt dabey zu beobachten, übergehen wir mit Stillſchweigen, da wohl niemanden einkommen wird, ſolches bey uns im großen nachzuahmen; obgleich ſolches in dem Natur- und Kunſtkabinet S. 555. ernſtlich angerathen wird. Die einzelnen Stöcke, ſo man in den Gärten unterhält, zieht man aus dem Saamen auf dem Miſtbeete, ſetzet die jungen Pflanzen in kleine, mit guter friſcher Erde erfüllte Töpfe, und dieſe auf ein Lohtreibebeet. Wenn ſie einige Stärke erlanget, müſſen ſie nach und nach an die freye Luft gewöhnet, und wenn die Blüthe ſich zeiget, an die freye Luft geſtellet werden. Es pfleget aber dieſe bey uns ſpät im Sommer zu erſcheinen, und da man davon keinen Saamen zu hoffen hat, ſoll man lieber durch zeitiges Abſchneiden der Zweige die Blüthe zu verhindern ſuchen, und die Stöcke gegen den Herbſt ins Glashaus und den Winter über in ein Treibehaus bringen, damit ſie gegen das Frühjahr blühen und Saamen tragen möchten, worauf die Stöcke eingehen.

Weil man in hieſigen Ländern aus der Indigopflanze keinen Nutzen zu erlangen weiß, könnten wir auch die Zubereitung dieſer Farbe mit Stillſchweigen übergehen. Da aber ſolche uns lehret, wie auf eine beſondere Art die Theilchen der Pflanzen aufgelöſet und von den übrigen abgeſondert werden können, und überhaupt alle Aufmerkſamkeit verdienet, wollen wir das vornehmſte davon kürzlich anführen.

Wenn die Pflanzen zu einer gewiſſen Höhe erwachſen, ohngefähr nach zween Monathen, weñ die Saamen gekeimet, werden ſolche mit einem ſichelförmigen Meſſer einige Zoll hoch über der Erde abgeſchnitten, und wenn dieſes mit Vorſicht und zur rechten Zeit geſchieht, treiben die Sturzel neue Sproſſen und Blätter, und werden ohngefähr nach ſechs Wochen wieder abgeſchnitten, und dieſe Erndte mehrmals wiederhohlet, bis die Stöcke zwey Jahr alt ſind, da ſie ausgeriſſen und die Saamen von neuen ausgeſtreuet werden. Das abgeſchnittene wird in eine Kufe mit Waſſer geweichet,

worinn es in kurzer Zeit zur Gähkrung gelanget, und wodurch das Waſſer eine blaue Farbe erhält. Dieſes Waſſer läßt man in eine andere Kufe laufen, und rühret ſolches mit einer Kurbe, oder auf eine andere Art ſo lange herum, bis der gefärbte, hin und her ſchwimmende Theil ſich in kleine Körnchen zuſammenſetzet. Bey dieſer Verrichtung kömmt viel darauf an, daß man den rechten Zeitpunct beobachte, wie lange mit der Bewegung des Waſſers anzuhalten. Hält man damit zu lange an, ſo werden die vereinigten Farbetheilchen ſich wieder trennen, und iſt man bey dem Umrühren faul, und läßt das Waſſer nur kurze Zeit ruhig ſtehen, bleiben die Farbentheilchen in dem Waſſer zerſtreuet und werden ſich nicht gehörig vereinigen; daher man auch Proben anſtellet, um zu wiſſen, ob die Vereinigung dergeſtalt geſchehen, als nöthig iſt. Hierauf bleibt das Waſſer ruhig ſtehen, da es denn ganz helle wird, und ein blaues Mehl ſich zu Boden ſetzet. Man läßt nachher das Waſſer ab, und den Bodenſatz in ein ander Faß laufen, und dieſen darinnen ruhig ſtehen, bis er ſich noch mehr geſetzet. Wenn alles ſich gehörig geſetzet, ſchüttet man ſolches in kegelförmige, funfzehn bis zwanzig Zoll lange Säckchen, und hängt dieſe auf, damit das übrige Waſſer nach und nach ſich herausziehe. Wenn dieſes geſchehen, nimmt man dieſe Materie aus den Säckchen heraus, füllet ſie in länglichte, viereckichte Kästchen, die etwa zween bis drey Zoll tief ſind, und läßt den Teig an der Luft, aber im Schatten, trocknen, zerſchneidet ſolchen hierauf in kleine viereckichte Stückchen, und verwahret dieſe zum Gebrauch. Dieſer alſo zubereitete Indigo iſt von verſchiedener Güte. Der gute Indigo ſoll ſo leichte ſeyn, daß er auf dem Waſſer ſchwimmt; jemehr er darinnen ſinkt, deſto unreiner iſt ſolcher, und mit Erde, Aſche, oder geſtoßenem Schiefer vermiſchet. Die Farbe ſoll dunkelblau ſeyn, ins violet ſpielen, innerlich und äußerlich, doch inwendig ſchöner, glänzen, und wie mit Silberblicken ſchimmern. Die Güte des Indigs genauer zu erkennen, kann man noch andere Proben anſtellen. Man nimmt verſchiedene Sorten Indig, feuchtet ſolche etwas an, und machet damit einen Strich auf weiß Papier, dieſen Strich breitet man mit einem naſſen Finger nachher weiter aus einander; je dunkler, reiner und ſchöner blau der Strich ausfällt, je beſſer iſt der Indig. Oder man leget ein Stückchen in Waſſer, iſt ſolcher rein und gut, ſo wird er gänzlich darinnen aufgelöſet, iſt aber etwas falſches beygemiſchet, wird daſſelbe in dem Waſſer zu Boden fallen. Eine

andere Probe iſt, wenn man ein Stückchen anzündet. Der gute wird ganz verbrennen, andere beygemiſchte Sachen aber werden zurückbleiben. Doch hat Hr. Bergrath Pörner, ſ. deſſelben chymiſche Verſuche zum Nutzen der Färbekunſt, II. Th. 332. S. das Gegentheil behauptet und verſichert, wie auch der beſte Indig nach dem Ausglühen ein erdichtes Weſen zurücklaſſe, welches ohngefähr den ſechſten Theil ausmache, und alaunartig ſey; daher er auch vermuthet, daß die Indigpflanze in einem alaunhaltigen Waſſer zur Gährung oder Fäulniß gebracht werde, welches jedoch niemand, der von der Bereitung des Indigs Nachricht gegeben, angemerket, vielmehr einige angeführet, wie die Indigtheilchen mit Kalkwaſſer niedergeſchlagen würden. Die Seidenfärber bedienen ſich gemeiniglich des ſogenannten kupfrichten Indigs, welcher dieſen Namen erhalten, weil man in ſeiner Oberfläche, wenn die nöthige Auflöſung und Zubereitung zum Färben geſchehen, ein kupferroth bemerket; die andern Arten aber ſind eben ſo gut und vielleicht noch beſſer. Der Indig von Cadix oder Guatimala oder Gatimalo iſt der ſchönſte und beſte von allen Sorten; aber der theure Preis machet, daß man ſich deſſen ſelten oder gar nicht bedienet. Der Indig aus Serquiſſe oder Cirkeſt, einer Indianiſchen Stadt, auch der Indig aus Agra, ſo auch der Kaſtanienindig heißt, ſind gleichfalls gute Sorten. Einige glauben, der Indig, ſo aus Oſtindien kömmt, ſey ſchöner und feiner, als der aus Weſtindien. Der Unterſchied aber beſteht mehr in der Geſtalt als Güte. Der Oſtindiſche hat gemeiniglich die Geſtalt eines halben Eyes, der Weſtindiſche aber wird in Täfelchen oder Kügelchen zu uns gebracht.

Die Indigpflanze wird gar öfters durch eine Art Raupe verwüſtet. Es ſoll aber der auf den Pflanzen befindliche Koth dieſer Raupe einen faſt ſo ſchönen Indig als die Pflanze ſelbſt geben.

Man gebrauchet den Indig zum Malen und Färben. Man zerreibet ihn und vermenget ihn mit Weiß, damit er eine blaue Farbe giebt, widrigenfalls würde er ſchwarz färben. Wenn man ihn mit einer gelben Farbe abreibt, erhält man eine grüne Farbe. Die Verſuche, welche Herr Kulenkamp und Pörner angeſtellet, haben deutlich gelehret, daß weder das bloße Waſſer, noch das mit Kochſalz, Salmiak, Potaſche und Weinſteinrahm vereinigte Waſſer, noch der Eſſig, noch der ſauere Salpeter und Salzgeiſt den Indig vollkommen auflöſen, ſondern daß dieſes ganz allein durch die ſtärkſte Vitriolſäure geſchehen könne, dergeſtalt, daß eine ſehr geringe

Menge Indig vermögend ſey, ein Stück Tuch von einer beträchtlichen Größe mit einer ſehr geſättigten und dauerhaften blauen Farbe zu durchdringen. Dieſe Tinctur oder Indigauflöſung beſchreibt Herr Bergrath Pörner in dem angeführten Buche S. 342. folgendergeſtalt: man reibe ein Loth von dem beſten Indig zu einem feinen Pulver, thue dieſes in ein gläſernes Gefäß und gieße nach und nach acht Loth gutes Vitriolöl darauf; rühre dieſe Vermiſchung mit einem gläſernen Keulchen gut durch einander, und laſſe ſie hierauf vier und zwanzig Stunden wohl bedecket und ruhig ſtehen, alsdenn gieße man ſechs und neunzig Loth reines Waſſer dazu, alſo, daß man anfangs nur ohngefähr den achten Theil von dem Waſſer zugieße, und alles gut durch einander reibe, und die Vermiſchung eine zeitlang ruhig ſtehen laſſe, worauf man das Lautere ab- und in ein anderes gläſernes Gefäße gießt. Auf das übrig gebliebene gießt man wieder etwas Waſſer, verfähret ferner wie das erſtemal, und gießt das Lautere zu dem, was das erſtemal abgegoſſen worden; und auf ſolche Weiſe fährt man fort, bis die ganze beſtimmte Menge Waſſer mit dem, durch das Vitriolöl aufgeſchloſſenen Indig durch das Reiben vereiniget worden. Der auf ſolche Weiſe aufgelöſte Indig zeiget eine ungemein große Theilbarkeit. Die gewöhnliche Auflöſung durch Eſſig, oder Urin, oder Seifenſiederlauge, oder Potaſche, verlanget eine weit größere Menge Indig. Ein halber Scrupel nach der Pörneriſchen Vorſchrift verfertigte Indigtinctur, mit ſechs Unzen Waſſer vermiſchet, giebt eine himmelblaue Farbe. Nimmt man zu ſechs Unzen Waſſer einen Scrupel Tinctur, erhält das Tuch davon eine etwas dunklere Farbe; vermiſchet man mit einem Loth Tinctur zwölf Loth Waſſer, wird die Farbe ſo dunkel, daß ſie faſt ſchwarz in die Augen fällt. Ueberleget man nun, wie nach dieſen Verſuchen, in einem Loth Indigtinctur nicht mehr als zwey und ein halber Gran Indig, nebſt zwanzig Gran Vitriolöl befindlich ſind, ſo muß man erkennen, daß, wenn man das Verhältniß des Indigs und Vitriolöls gegen das, in der zuletzt genannten Farbenbrühe, befindliche Waſſer berechnet, ein Gran Indig durch acht Gran Vitriolöl ſo aufgeſchloſſen und wirkſam geworden, daß zwölfhundert und acht und vierzig Theile Waſſers, durch den mit Vitriolöl vereinigten Indig, die Kraft erhalten haben, auf dem Tuche eine überaus dunkle blaue Farbe hervorzubringen. Und dieſe Farbenbrühe verliert auch

noch

noch nicht alle Farbentheile, ſondern ſie kann ſogar mehrmal gebrauchet werden. Wie der Indig zum Färben der Seide zuzurichten, hat Macquer in der Kunſt der Seidenfärberey ausführlich beſchrieben. Er behauptet gleichfalls, daß das färbende Weſen deſſelben harzig, und im Waſſer unauflößlich, daher nöthig ſey, ſolches durch salzige Materie, oder durch eine Art Gährung aufzulößen. Die Veranſtaltung hierzu iſt nach demſelben folgende. Zu acht Pfund Indig nimmt man ſechs Pfund der ſchönſten Weinſteinaſche, und auf jedes Pfund Aſche drey oder vier Unzen Färberröthe und acht Pfund Kley. Alles dieſes muß beſonders zugerichtet werden. Die Kleye muß allein verſchiedenemal im Waſſer abgewaſchen ſeyn, um ihr das Mehl zu benehmen, und wenn ſie gewaſchen, drücket man das Waſſer aus, und thut ſolche allein auf den Boden des hierzu eingerichteten Gefäßes, welches man eine Küpe nennet, und gemeiniglich aus Kupfer in Geſtalt eines abgekürzten Kegels, oder umgekehrten Zuckerhuthes verfertiget wird. Die Weinſteinaſche und geſtoßene Färberröthe werden mit einander im Waſſer in einem andern Keſſel gekochet, und laulicht erhalten. Zween oder drey Tage zuvor, ehe man dieſe Farbe bereiten will, werden die acht Pfund Indig im Waſſer eingeweichet, und verſchiedenemal mit Waſſer abgewaſchen; dieſes Waſſer nimmt eine ganz ſchmutzige Farbe an. Dieſen noch naſſen und erweichten Indig ſtößt man in einem Mörſel, und wenn ein Teig daraus geworden, gießt man die gekochte Weinſteinaſche und Färberröthe, wenn noch alles warm iſt, darauf, ſoviel der Mörſel faſſen kann, reibet alles einige Zeit mit einander, läßt es hierauf ſtille ſtehen, und wenn ſich das unaufgelößte geſetzet, gießt man das klare in die Küpe auf die Kleye. Man gießt wieder neues von der erſten Zubereitung auf den zurückgebliebenen Indig in den Mörſel, und verfähret wie zuvor, wiederholet auch dieſes Zu- und Abgießen ſo oft, bis aller Indig ſich gröſtentheils mit der Zubereitung vereiniget hat. Worauf endlich auch das übriggebliebene und unaufgelößte aus dem Mörſel in die Küpe, alles, auch die auf dem Boden liegende Aſche wohl um und durch einander gerühret, und die Küpe, nebſt dem darinnen enthaltenen, gelinde erwärmet, und damit ſo lange fortgefahren wird, bis man bemerket, daß die Materie anfängt grüne zu werden. Um dieſes zu erfahren, tauchet man ein wenig Seide hinein. Hierauf wird alles nochmals durch einander gerühret, und nachher ru-

hig gelaſſen, bis man ein braunes kupfrichtes Häutchen auf der Oberfläche wahrnimmt, woraus zu ſchließen, daß die Farbe oder Küpe gut ſey. Wenn dieſes Zeichen ſich äußert, läßt man die Küpe drey oder vier Stunden ruhig ſtehen, und läßt indeſſen zwey Pfund Weinſteinaſche und vier Unzen Färberröthe in einem Keſſel Waſſer kochen, gießt dieſes noch in die Küpe, rühret alles durch einander, läßt es hierauf vier Stunden ruhig ſtehen, und alsdenn iſt die Küpe zum Färben geſchickt. Die Färberröthe wird deswegen zugeſetzet, weil man bemerket, daß ſie dem Blauen einen viel ſchönern Schimmer giebt, und weniger in die Farbe der blauen Schmalte fällt. Das Mehl der Kleye würde das Bad zu ſchleimicht machen, wenn es nicht zuvor abgewaſchen würde. Die Kleye aber dienet dazu, den Indig grüne zu machen, und in Arbeit zu bringen, und man will bemerket haben, daß eine größere Menge Kleye mehr nützlich, als ſchädlich ſey. Die Wäſcherinnen gebrauchen bey uns den Indig, ohne fernere Zubereitung, die Wäſche damit bläulicht zu färben.

Die Indigpflanze kann auch als eine Arzney nützlich ſeyn. Sie iſt bey den Indianern ein gutes Wundmittel; ſie ſtreuen das Pulver davon in die alten Schäden, und binden auch ſolche wider die Kopfſchmerzen auf die Stirne. Kühe, welche dieſe Pflanze freſſen, ſollen blaue Milch geben. Die abgekochte Wurzel ſoll in der Colik, ſo von dem Nierenſteine abſtammet, nützlich ſeyn, und einen Breyumſchlag aus den Blättern verfertiget, und auf den Unterleib geleget, den verhinderten Abgang des Urins wieder herſtellen.

Wer von dem Anbau der Indigpflanze, Verfertigung des Indigo, und deſſen Gebrauch zum Färben, mehrere Nachricht verlanget, verweiſen wir auf Schrebers Sammlungen, I. und VIII. Theil, des Hamburgiſchen Magazins I. Band, Ludovici Kaufmannslexicon, III. Band 615. S. Oecon. Phyſical. Abhandl. 9. Th.il 171. S.

Ob nicht aus inländiſchen Pflanzen, zumal dem Waid eine, dem Indigo nahe kommende Farbe, zu verfertigen ſeyn dürfte, hat man vielerley Verſuche angeſtellet; man kann davon Herr Kulenkamps Göttingiſche Preißſchrift und den Artikel Waid nachleſen. Die Preißſchrift ſteht in den Stuttgard. Phyſical. Oecon. Auszügen, 2. Band, 30. S. Die Indigopflanze nimmt bey dem Trocknen eine blaulichte Farbe an, da nun auch die Blumen des Loti corniculati und die Anthyllis vulneraria, dergleichen Farbe im trocknen Zuſtande annehmen, ſo äußert

äußert Herr v. Linné die Muthmaßung, ob nicht vielleicht auch aus dieſen eine dergleichen ſchöne blaue Farbe zu erlangen ſeyn dürfte. S. deſſen Streitſchrift von Farbepflanzen in Amoenit. Acad. V. Band, 332. S.

Inevuca.

Inevuca nennet Thevet die Rochen, des Fluſſes Janeiro und Mareveßcona, die viel größer, als unſere ſind. Sie haben zwey ziemlich lange Hörner auf dem Kopfe, und fünf bis ſechs Spalten unter dem Bauche, die man durch Kunſt gemachet zu ſeyn, glauben ſollte. Ihr Schwanz iſt nicht allein lang und zart, ſondern auch ſo giftig, daß von dem geringſten Stiche deſſelben, die verwundeten Theile mit einer Entzündung aufſchwellen. Das Fleiſch des Leibes, und ſogar des Eingeweides, iſt nichts deſto weniger gut. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 279.

Infuſionsthierchen.

Da dieſer Name in den neuern Zeiten mancherley kleinen, nur durch das Vergrößerungsglas wahrzunehmenden und in verſchiedenen Feuchtigkeiten ſich zeigenden Thierchen beygeleget worden, hat Herr Müller das letzte Thiergeſchlecht, welches Hr. von Linné Chaos genannt, darunter begriffen, jedoch auch eine Art beſonders mit dieſem Namen belegen wollen. Herr Juſtitzrath Müller behält auch den Geſchlechtsnamen Infuſionsthiere, oder beleget vielmehr eine beſondere Claſſe der Würmer mit dieſem Namen, und erinnert, wie die meiſten derſelben bloße Gegenſtände des Vergrößerungsglaſes wären, und daher auch von einigen mikroſkopiſche Weſen genannt werden. Doch ſoll man dieſe zween Namen nicht für gleichbedeutend, oder als Synonymien annehmen, indem es Infuſionsthierchen giebt, die man auch mit bloßen Augen ſehen kann, hingegen aber auch außer den Infuſionsthierchen andere, die man allein durch Hülfe des Vergrößerungsglaſes erblicken kann. Warum Herr von Linné dieſes Geſchlecht Chaos, und Herr Houttuin Thiere der Verwirrung genannt, ſcheint zweifelhaft zu ſeyn. Eine Verwirrung könnten dieſe Thierchen machen, da man noch nicht weis, für was man ſolche halten ſolle, oder ſie ſind Chaos, als ein Urſtoff, woraus fernere Bildungen entſtehen können. Alle hieher gehörigen Thierchen ſind freye, einförmige, auflebende, ungemein kleine Körperchen, an welchen ganz und gar keine Gliedmaßen wahrgenommen werden können; daher auch die Abtheilung derſelben in verſchiedene Arten, und die Merkmale, wodurch eine von der andern

dern unterſchieden ſey, ſchwerlich genau zu beſtimmen und anzugeben. Damit wir aber von allen dieſen Thierchen das merkwürdigſte anzuführen Gelegenheit haben möchten, wollen wir die vom Hrn. von Linné angenommenen fünf Arten kürzlich durchgehen.

Die erſte nennt derſelbe Chaos rediuiuum, und im deutſchen Kleiſteraal. Hierunter verſteht man alle diejenigen Geſchöpfe, welche im verdorbenen Eſſig, Buchbinderkleiſter, Stärke, Sauerteige und dergleichen, gleichſam durch eine lebendigmachende Kraft aus einem vieljährigen Tode, nach vorhergehender Einweichung, Erwärmung und Gährung, entſtehen. Wenn dieſe Thierchen aus der Näſſe ins Trockene verſetzet werden, ſterben ſie, und würden auch niemals wieder erwachen, wenn ſie nicht über kurz oder lang durch zugebrachte neue Feuchtigkeit und Gährung ein neues Leben erhielten, und dergleichen ſterben und leben kann in dem nämlichen Thierchen mehrmals abwechſeln, und nach Willkühr der Menſchen dergleichen Spiel mehrmals wiederholet werden. Wenn ſie todt ſind, kann man ſolche ganz und gar nicht wahrnehmen; wenn ſie aber leben, erſcheinen ſolche unter dem Vergrößerungsglaſe, als fadenförmige, an beyden Seiten zugeſpitzte Schlängelchen oder Aelchen, welche in einem Tropfen Waſſer hurtig herumſchwimmen, und ein wunderbares Schauſpiel vorſtellen, überdies Eyer und lebendige Junge von ſich geben, und ſich unter den Augen häufig vermehren. Wenn man dieſe Aelchen durchſchneidet, verſchütten ſie oft hundert Junge, davon jedes in einem Ey eingeſchloſſen iſt, aber alsbald herauskriechen, und gleich den Alten leben, herumſchwimmen und wachſen. Andere, vielleicht mehr zufällige als beſtimmte Umſtände haben die Beobachter dieſer Thierchen noch angemerket, als daß z. E. die Eſſigaale ſehr lang, und aus zwoen, parallelen, dunkeln Linien, mit dazwiſchen kommenden durchſichtigen Körpern, zu beſtehen ſcheinen, auch wie ſolche einen doppelten oder geſpaltenen Schwanz darſtellen, wie die Anzahl der enthaltenen Eyerchen oder Jungen zuweilen nur geringe, ein andermal ſehr groß ſey. Die Beſchaffenheit des Vergrößerungsglaſes und das mehr oder weniger gewohnte Auge müſſen bey allen dieſen Unterſuchungen in Erwägung gezogen, und daher nicht alles gleich geläugnet werden, was ein anderer nicht wahrgenommen. Man muß hierbey der Herren Backers, Needhams, Röſels, Ledermüllers, von Gleichen, Müllers und Paſtor Götzens und anderer neuere Beobachtungen nachleſen, aber auch wiſſen, daß man dergleichen Aelchen

nicht zu allen Zeiten, auch nicht in jeden Kleiſter, Sauerteig und Eſſig finden und wahrnehmen könne. Je älter und je ſäurer alles dieſes iſt, worinnen ſie ſich aufhalten, je gewiſſer wird man ſolche finden.

Die andere Art nennet Herr von Linne' Chaos proteus. Nach der Fabelgeſchichte war der Proteus ein Meergott und Sohn des Oceans, und zugleich ein Sinnbild der Unbeſtändigkeit. Weil nun dieſe Art ein gallertartiges Geſchöpfe iſt, welches vielerley verſchiedene Geſtalten in der größten Geſchwindigkeit annimmt, hat der Ritter dieſen Namen, und Herr Müller im Deutſchen Unbeſtand gewählet. Dieſes Geſchöpfe beſteht aus vielen großen und kleinen, hellen uud durchſichtigen Kügelchen, die alle mit einander wunderbar durch einander beweget werden, wodurch in dem Ganzen immerfort eine andere und unbeſtändige Geſtalt erſcheinet. Es gleichet ſolche in natürlicher Größe, bald einem Senfkorne, bald einem Kleeblatte, bald einem Hirſchgeweihe, bald einer andern Figur. Dieſes Geſchöpfe hat das Vermögen, ſich der Länge nach auszudehnen, ſich wieder einzuziehen, ſich in zween Theile zu theilen, und wieder in einer Kugel mit einem Halſe zu vereinigen, aus welcher endlich eine unſägliche Menge kleiner Kügelchen herausfahren. Wenn dieſes erfolget, und die kleinen Kügelchen ausgeſchüttet worden, verſchwindet das ganze Geſchöpfe. Ob dieſes wirklich zum Thierreiche gehöre, will Herr Houttuin zweifeln, und dieſe Kügelchen lieber aus dem Pflanzenreiche herleiten, und für ölichte Materie halten, welche durch die Fäulniß in Wärme, und durch die Wärme in eine Bewegung gerathen wäre.

Der Schwammſtaub, Chaos fungorum, machet die dritte Art aus. Dieſer Staub iſt der wahre Saame der Schwämme, welcher, wenn er in das Waſſer kömt, gleichſam ein Leben oder vielmehr nur eine Bewegung zeiget, ſich endlich irgendswo feſte anſetzet, und wieder in einen neuen Schwamm ſich verwandelt. Hr. von Münchhauſen hat zuerſt behaupten wollen, als ob die Schwämme mehr in dem Thier- als Pflanzenreiche ihren Platz einnehmen ſollten, wovon bey den Schwämmen ein mehreres.

Das Brandkorn, Chaos vſtilago iſt die vierte Art. Wir haben ſchon beym Brande angemerket, wie in den Gräſern, dem Bocksbarte und andern Pflanzen ſich zuweilen ein ſchwarzes Pulver zeige, und dieſes ſoll, nach Herrn von Münchhauſens mit dem Vergrößerungsglaſe angeſtellten Wahrnehmungen, und

wenn es etliche Zeit in warmes Waſſer eingeweichet worden, ſich in länglichte durchſichtige Thierchen verwandeln, welche ſich darinnen, wie Aelchen, bewegen. Nach Herr Backers Beobachtungen, giebt auch das innere weiße Weſen des Mutterkorns, wenn man ſolches einweichet, dergleichen länglichte, und ſich bewegende Aelchen. Es will derſelbe aber auch bemerket haben, daß die noch weichen Körner, wenn ſie nur mit Waſſer angefeuchtet würden, dergleichen Geſchöpfe lebendig darſtellen; weñ ſie aber einige Zeit gelegen, und dadurch hart geworden, müßten ſolche lange Zeit im Waſſer liegen, um ſie vollkommen aufzuweichen, in Bewegung zu bringen, und unter dem Vergrößerungsglaſe, als lebendige Thierchen, zu betrachten. Hieraus will Hr. Ledermüller, ſ. mikroſkopiſche Beluſtigung, S. 34. folgern, daß dieſe Geſchöpfe mit dem Getraide in das Mehl und mit dem Mehle in den Sauerteig, Kleiſter und Eſſig um ſo eher kommen könnten, je leichter ſie und ihre ungemein vielen Eyerlein, zwiſchen den Mühlſteinen, wegen ihrer ungemeinen Kleinigkeit unzerſtöhret, durchlaufen können. Und geſetzt, ſchreibt er ferner, es würde auch ein ſo kleiner Aal von dem Mühlſteine getroffen und zerſtücket, ſo geſchieht alsdenn eben das, was bey der Zerſchneidung vorgeht, nämlich eine Geburt vieler jungen lebendigen Aale und befruchteten Eyer, welche doch insgeſammt mit in das Mehl kommen; woraus wir denn natürlich folgern müßten, wie alles Mehl dergleichen Thierchen enthalte und gleichſam davon belebet ſey, und daher diejenigen Beyfall verdieneten, welche unſern Körper als ein Behältniß von unzählich vielen dergleichen Thierchen ausgeben wollen. Wir wollen indeſſen immer Mehl und daraus bereitete Speiſen genießen, und uns vor dergleichen Würmerheere nicht fürchten. Hr. Juſtitzrath Müllers Lehrgebäude von Erzeugung der Infuſionsthierchen ſcheint Ledermüllers angenommene Sache zu beſtätigen; und je ſinnreicher ſolches ausgedacht worden, jemehr verdienet ſolches von uns angeführet zu werden, und aller Betrachtung würdig zu ſeyn. Zuförderſt bemerket derſelbe, wie er ehedem geglaubet, daß die kleinen Thierchen in den Infuſionen, die anfangs wie Bläschen ausſehen, aus der Luft hineinkämen. Nachdem er aber gefunden, daß die Kryſtallkügelchen der Schwämme denen, unter der Blaſenhaut der Infuſion, ſie ſey animaliſch oder vegetabiliſch, ſich aufhaltenden Thierchen ſehr ähnlich ſind, und ſich oft in viele Fäden auszögen, habe er endlich durch viele mühſame Verſuche wahrgenommen, was er

nicht glauben wollen, und was Needham und Wrisberg ſchon vor ihm bemerket haben, nämlich wie die kleinen runden Bläschen der Infuſionshaut, die als die kleinſten Pünctchen erſcheinen, eines nach dem andern, auch wohl einige zuſammen von der Haut abgehen, zittern und beweglich werden, wie dieſe Bewegung im kurzen immer ſtärker werden, und bald nach verſchiedenen Richtungen geſchehe; woraus derſelbe ferner folgert, daß der Saame aller Thiere mit ſolchen Thierchen angefüllet ſey, und die animaliſchen und vegetabiliſchen Theile durch eine Decompoſition, wie ſich Hr. Müller ausdrücket, in blaſenartige Häutchen aufgelöſet werden, deren Bläschen oder Kügelchen ſowohl, als die Kryſtallkügelchen der Schwämme, von der allgemeinen Maſſe allmählig abgehen, und in gewiſſe Fadengewebe, wie die Spinnen machen, ausgezogen, lebendig werden, und die Infuſions- und Saamenthierchen vorſtellen. Dieſe aus rohen Klümpchen, die unſern Sinnen gar nicht organiſch vorkommen, entſtandene, ganz einfachſte und kleinſte Thierchen unter allen ſind von den übrigen mikroſkopiſchen Weſen ſowohl in der Subſtanz, als in der Organiſation verſchieden. Alle Flüßigkeiten leben und wimmeln von dieſen Thierchen. Es ſind gleichſam die, nach den vom Schöpfer vorher geſehenen Abſichten, präformirte foetus, welche durch die Menge ſolcher Thierchen ſollen entwickelt werden, und alſo fähig zu ſeyn ſcheinen, alle Geſtalten der Thiere und Gewächſe hervorzubringen. Es ſey alſo, ſchließt Herr Müller ferner, nicht ganz unwahrſcheinlich, daß aus dieſen Thierchen, wenn ſie mit mehr oder weniger erdhafter Materie vermiſchet würden, die feſten und flüßigen Theile der Körper entſtünden. Blieben ſie aber frey und ohne Vermiſchung, ſo macheten ſie den Nervenſaft und die animaliſchen Geiſter aus, vermehreten den Wachsthum, jemehr ihrer aufs neue zuſammenkämen, und unterhielten das Leben; ſtürbe aber dieſer oder jener Körper, ſo würden ſie gleichſam befreyet, fiengen aufs neue an vor ſich zu leben, fiengen auch wohl, nach veränderten Umſtänden, ihr voriges Geſchäffte wieder an, und auf ſolche Weiſe würde durch einen beſtändigen Zirkel aus roher Materie eine organiſche, und aus der organiſchen wieder eine rohe, u. ſ. f. In wiefern dieſe, ſinnreich ausgedachte, Lehre Beyfall verdienen möchte, müſſen wir geübtern Naturlehrern zu beſtimmen überlaſſen. Anfängern in der Naturlehre werden dieſe Sachen unbegreiflich vorkommen.

Die eigentlich ſo genannten Infuſionsthierchen, Chaos infuſorium,

fuſorium, machen die letzte Art aus. Hierunter verſteht man alle diejenigen Geſchöpfe, die unter dem Vergrößerungsglaſe entdecket werden, wenn man auf Pflanzen und deren Theile, als Getraideſaamen, Gras, Heu, Blätter, Blumen, Früchte etwas Waſſer gießt, und beydes mit einander einige Zeit an einem laulichten Orte ſtehen läßt, und dann einen Tropfen davon unter das Vergrößerungsglas bringt, da ſich denn ein ganzes Meer voller Wunder zeiget, nämlich Geſchöpfe, die oft millionenmal kleiner, als ein Sandkörnchen ſind, ſehr ſchnell durch einander fahren, wieder umkehren, ſich wälzen, an einander anhängen, wieder loßreißen und faſt nicht zu beſchreibende Bewegungen machen. Alle haben faſt immer einerley Geſtalt, doch haben die Beobachter auch zuweilen Verſchiedenheiten, als dratförmige, ringelartige, traubenförmig mit einander verbundene u. ſ. w. angemerket, welche aber vielleicht nicht ſowohl dieſen Geſchöpfen eigen ſind, als vielmehr von der verſchiedenen Vollkommenheit des Vergrößerungsglaſes und von der Geſchicklichkeit des Beobachters ſelber herzuleiten ſeyn dürften. Es liegt auch viel an dem rechten Grade der Fäulniß und Gährung, welche erfordert wird, dieſe Geſchöpfe aus ihrem trocknen Zuſtande zu entwickeln und zur Bewegung fähig zu machen. Infuſionen auf Theilen von Thieren bringen ähnliche Geſchöpfe hervor. Ob nun dieſe Geſchöpfe wirklich ein Leben beſitzen, und ſich aus eigener Kraft bewegen, oder ob hierbey eine andere Urſache ſtatt finden möchte, ſind die Naturforſcher nicht einerley Meynung. Man will die Bewegung der Luft, die Wärme des Zimmers, die Feuchtigkeiten in dem Auge des Zuſchauers, ein Stoßen am Tiſche, die Einbildung, und was dergleichen mehr iſt, als die Urſache der Bewegung dieſer Geſchöpfe annehmen. Die neueſten Beobachter aber haben alle dieſe Einwürfe gründlich widerleget, und Herr Juſtitzrath Müller führet triftige Gründe für das thieriſche Weſen dieſer mikroſkopiſchen Körperchen an, wenn er von ihrem Bemühen, ſich in den ſchon vertrocknenden Tropfen zu erhalten, von ihrer Aengſtlichkeit gegen ihren Untergang, von ihrem matt werden und wieder aufleben, von ihrer Vorſicht, Gefahren auszuweichen, und dergleichen redet. Indeſſen haben dieſe Gründe dennoch dem Erlangiſchen Herrn Prof. Müller nicht hinreichend geſchienen, dieſe Körperchen für lebendige Creaturen oder Thiere anzunehmen, wie aus den Zweifeln erhellet, welche derſelbe über den vermeintlichen thieriſchen Urſprung der ſo genannten Thierpflanzen erreget, und

von uns bey der allgemeinen Betrachtung der Thierpflanzen ſollen angeführet werden. Hr. Spallanzani, welcher wirklich über dieſe Geſchöpfe neue und wichtige Bemerkungen der Welt mitgetheilet, ſchreibt in der Vorrede zu dem Bonnet: Eine unrichtige Philoſophie hat uns bereden wollen, die Infuſionsthierchen wären gleichſam eine Art Baſtarte in der Natur, und würden nicht ſo, wie die andern, uns bekannten Thiere, erzeuget. Es wäre indeſſen gut, wenn andere hiervon noch ſo viel Beweiſe, als möglich, ſammleten. Die natürliche Theologie würde es ihnen nicht wenig Dank wiſſen, und das von einer geſunden Philoſophie ſo ſehr unterſtützte Syſtem der Entwickelung hätte viel Vortheil davon. Das gegenwärtige Problem aufzulöſen, wird indeſſen faſt mehr, als menſchliche Genauigkeit und Vorſichtigkeit erfordert. Ich weis, ſetzet er hinzu, keine Art von Unterſuchung, die von den Naturforſchern eine ſtrengere Logik heiſchete. Man muß unaufhörlich zweifeln, ob man recht ſieht und ſich nicht durch den Schein betrügen laſſe. Man muß, ſo zu ſagen, alles, was man von den großen Thieren weis, wieder vergeſſen.

Herr von Linné erinnert zuletzt, wie vielleicht noch verſchiedene belebte Theilchen in der Welt vorhanden, welche zu dieſem Geſchlecht gerechnet werden könnten; weil aber ſolche noch nicht gehörig unterſuchet worden, auch nicht füglich angegeben und beſtimmet werden möchten. Er nennt derſelben ſechſe, als

1) die Anſteckung derjenigen Krankheiten, welche mit einem Ausſchlage auf der Haut verbunden ſind.

2) Den Zunder der hitzigen Fieber.

3) Das Gift der Liebesſeuche.

4) Die vom Loewenhoek entdeckten Saamenthierchen.

5) Das Flockengewebe, welches im Frühlinge in der Luft hängt, wozu Hr. Müller noch die Kerbfäden rechnen wollte.

6) Alles dasjenige, was die Gährung und Fäulniß verurſache.

Hr. Juſtitzrath Müller machet in der Hiſtoria Vermium von den Infuſionsthierchen folgende Eintheilung.

I. Ohne äußerliche Werkzeuge oder Organen.

A) Häutichte oder membranöſe.

a) Das eyförmige.

b) Das länglichte.

c) Das winklichte.

d) Das gekrümmte.

e) Das hohle.

B) Etwas dickere.

a) Das punktförmige.

b) Das kugelförmige.

c) Das walzenförmige.

d) Das länglichte oder ausgedehnte.

II. Mit

II. Mit äuſſerlichen Werkzeugen.

A) Geſchwänzte.

a) Das bloße.

b) Das gehaarte.

c) Das gefranzte.

B) Gehaarte.

C) Gewimperte oder gefranzte.

a) Das bloße.

b) Das ſchalichte.

Die Beſtimmung und Beſchreibung dieſer einzelnen Geſchlechter übergehen wir. Wer von den Infuſionsthierchen mehreres zu wiſſen verlanget, verweiſen wir billig auf Herrn Müllers Hiſtoria Vermium.

Inga.

Unter dieſem Namen hat Plümier ein Pflanzengeſchlechte beſtimmet, welches Herr von Linné, Burmann und andere mit dem Sinnkraute vereiniget. Dyck in ſeiner Gartenkunſt führet auch unter dieſem Namen zwo Arten an, welche, ſo viel man errathen kan̄, ebenfalls zum Sinnkraute gehören, und daſelbſt vorkommen werden.

Ingber.

Ingwer, Imber, Zingiber, machet mit dem Cardamomen ein Geſchlecht aus, welches Hr. von Linné Amomum genannt, wächſt urſprünglich in Oſtindien zwiſchen den Wendezirkeln. Die Spanier ſollen ſelbiges nach St. Domingo gebracht, und ſich von da aus in ganz Amerika ausgebreitet haben. Die knollichte Wurzel verbreitet ſich ſeitwärts in der Erde, und treibt jährlich viele neue äſtichte Knollen, welche einige, nach ihrer Einbildung, Ingberklauen zu nennen pflegen. Sie treibt verſchiedene rohrartige, am unterſten Theile röthlichte, ſonſt aber grüne, zween bis drey Fuß hohe, einfache, mit Blättern beſetzte Stängel. Die Blätter ſtehen einander wechſelsweiſe gegen über, umfaſſen mit ihrem ſcheidenförmigen Anfange den Stängel, ſind mit dem übrigen Theile faſt wagerecht geſtellet, glatt, hellgrün, völlig ganz, einen halben, auch ganzen Fuß lang, einen bis zween Zoll breit und ſpitzig. Die Blätter mit dem Stängel verdorren und vergehen gegen den Herbſt. Außer dieſem Blätterſtängel entſpringen aus der Wurzel andere, welche, ſtatt der Blätter, nur mit grünen, und an der Spitze röthlichten Schuppen der Länge nach beſetzet ſind, und ſich mit einer ſchuppichten Blumenähre endigen. Dieſe Schuppen oder Deckblätter ſind gelblicht, oder grün und weiß, und die dazwiſchen ſtehenden Blumen, theils blaß, theils dunkelroth und gelb geflecket. Die Beſchaffenheit der Blume und Frucht kann man bey der Cardamome nachſehen. Herr Browne aber, welcher in Jamaika die Blü-

the des Ingbers oftmals unterſucht, eignet jeder Blume zwo Kelchſcheiden und zween Staubfäden zu, und beſchreibt die letzten alſo: zween Staubfäden ſitzen an der Röhre des Blumenblattes und ihre beyden Staubbeutel ſind mit dem Honigbehältniſſe verwachſen; überdieß ſollen auch noch zween andere Fäden ohne Staubbeutel unter dem größern Einſchnitte des Blumenblattes liegen. Die Frucht ſoll auch nur einfächericht ſeyn; daher hat Browne den Ingber von den Cardamomen abgeſondert. Die Blumen duften einen ſtarken Geruch von ſich, und verwelken faſt eben ſo geſchwinde, als ſie aufgeblühet ſind. Die Vermehrung kann in unſern Gärten allein durch die Wurzel geſchehen, da man im Herbſte die kleinen Nebenknollen abnimmt, und ſolche verpflanzet. Man nimmt hierzu Scherbel mit friſcher, fruchtbarer, aber mit Sand vermiſchter Erde angefüllet, ſtellet dieſe in das Treibhaus auf ein Lohbeet, und läßt ſolche das ganze Jahr über daſelbſt ſtehen, indem ſie viel Wärme erfordern, und auch den Sommer über die freye Luft nicht vertragen. Im Winter, da die Wurzel allein übrig iſt, faulet ſelbige leichtlich, verlanget kein, oder nur ſelten etwas Waſſer, immerfort aber viel Wärme. Wie die Wurzel, welche wir in der Küche und Apotheken gebrauchen, getrocknet oder zubereitet werde, ſind die Nachrichten verſchieden. Einige melden, wie die äußerliche Schale abgenommen und die Wurzel in Salzwaſſer geleget und nachher an der Luft getrocknet, andere, wie die ganze Wurzel im kochenden Waſſer abgebrühet, und nachher an der Sonne getrocknet; Pomet und andere ſchreiben, wie die Wurzel in den Oefen getrocknet werde; Labat aber verſichert, daß ſolches nicht geſchehe, und behauptet, daß der Ingber in dem Ofen ſich ganz und gar verzehren, und nichts als die Haut übrig bleiben würde. Wenn bey der Zubereitung oder vor dem Austrocknen die äußerliche Schale abgeſchabet wird, erhält man den weißen Ingber, welches aber zu viel Mühe erfordert, und womit der kleine Vortheil, der etwa dadurch bey dem Verkaufen zu erlangen, in keine Vergleichung zu ſetzen iſt. Ob der friſche oder getrocknete Ingber ſchärfer und hitziger ſey, ſcheint auch noch ungewiß; doch ſollen die Indianer die friſche Wurzel unter den Salat nehmen und mit Eſſig und Baumöl häufig eſſen. Der gute, getrocknete Ingber ſoll friſch, trocken, ſchwer zu zerbrechen, äußerlich von röthlicht grauer Farbe, ein wenig weiß oder blaßgelb, nicht ſtark zäſericht, aber ſtark riechend, harzicht und von einem hitzigen, ſcharfen Geſchmacke ſeyn. Der von den

Würmern durchfreſſen, voller Staub, auswendig mit Lehm oder Kreide beſchmieret, tauget nichts. Man unterſcheidet ſolchen nach den verſchiedenen Orten, wo er wächſt, als braſilianiſchen, zeylaniſchen, chineſiſchen, oder nach der Farbe, in ſchwarzen oder blauen, weißen und rothen, oder gerbelirten. Die letzte Benennung bezieht ſich auf den Gebrauch, da ſolcher, zu beſſerer Erhaltung, theils roth, theils weiß gefärbet wird. Man kann den Ingber unter die beſten Gewürze rechnen. Er ſtärket den Magen und befördert die Verdauung, vertreibt die Blähungen, erhitzet das Blut, und iſt den mit ſchleimichten und ſtockenden Säften begabten Perſonen auf mancherley Weiſe zuträglich; hingegen ſollen hagere, trockene, vollblütige und gallſüchtige Körper vorſichtig mit deſſen Gebrauch umgehen. Trocken Brod mit geſtoßenem Ingber beſtreuet, und früh nüchtern gegeſſen, oder Marſellen daraus gemachet, oder mit Mehl vermiſchet und davon den ſo genannten gebackenen Ingber gemachet, werden die angeführten Wirkungen am deutlichſten äußern. Wein oder Brandwein auf Ingber gegoſſen, erfordert ſchon mehr Behutſamkeit. Das Elixir vitrioli des Münſichts, Elixir vitae des Matthioli, das Puluis ſtomach. Birkmanni und andere dergleichen in den Apotheken aufbewahrete Mittel haben einen großen Theil ihres Anſehens dem Ingber zu verdanken. Sowohl in Oſt- als Weſtindien wird die friſche Wurzel mit Zucker, Honig oder Syrup eingemachet, womit ſonderlich die Chineſer gut umzugehen wiſſen. Zu Venedig wird auch der getrocknete Ingber, weñ er zuvor eingeweichet worden, gleichfalls mit Zucker eingemacht und verſendet. Dieſer aber iſt lange nicht ſo gut, als der friſch eingemachte. Bey dieſem iſt die ſcharfe und hitzige Eigenſchaft merklich gelindert, und daher auch faſt allen Körpern nützlich, und als eine wahre Magenſtärkung anzupreiſen. Man kann hierbey Herrn Brevets Abhandlung vom Ingber nachleſen, davon die Ueberſetzung in dem neuen Hamb. Magaz. 7. Band, 242. S. ſteht.

Ingber, deutſcher, S. Aron.

Ingber, gelber, S. Curcume.

Ingber, wilder, S. Zerumbet.

Ingbercorall.

S. Höckercoralle.

Ingberkraut.

S. Kreſſe.

Ingrün. S. Singrün.

Inguß.
S. Einguß.

Ingwer.
S. Ingber.

Inkhoorn-Viſch.

Inkhoorn-Viſch nennen die Holländer den, vom Catesby p. et tab. 6. beſchriebenen, und ſo ſchön ausgemalten, Seebarſch mit dem geſtreiften Kopfe, Perca marina, capite ſtriato, welchen von Linné Percam formoſam, gen. 168. ſp. 25. und Müller den Blaukopf ſeiner Bärſchinge, nennt. ſ. Parſch, Kaul-Parſch, Percis 8. des Kleins, und unſern Artikel, Blaukopf, Th. I. S. 827.

Inmiſch Baluk.

Inmiſch Baluk, nennen die Türken, ſo deutſch es auch klingt, den Kornähreniſch, Atherinam Hepſetum, Linn. gen. 183. ſp. 1. den Müller den Mittelländiſchen nennet. ſ. unſern Artikel, Heptapus, Th. III. S. 778.

Inniacha.

Müller merket an, daß man an dem gemeinen Lachſe, Salmo Salar, beſonders auch in dem Ruſſiſchen Reiche, allerhand Verſchiedenheiten wahrnehme, wenn man den Malma, den Sibiriſchen Taimen, den Kamtſchadaliſchen Tſchawytſcha, den Itälmänniſchen (Itälmeniſchen) Inniacha, und den Osmerus gegen einander vergleiche ꝛc. ſ. unſern Artikel, Forelle, Th. III. S. 171.

Inſect.

Unter dieſem allgemeinen Namen verſtehen die Naturforſcher diejenigen Thiere, welche Fühlhörner, ein Herz mit einer einzigen Kammer, ohne Herzohren, und kein eigentliches rothes Blut, ſondern ſtatt deſſelben einen weißlichen Saft haben. Die Benennung Inſect kömmt von dem lateiniſchen Worte inſecare, einſchneiden oder kerben her, und wird dieſen Thieren deswegen gegeben, weil ihr hinterer Körper gleichſam eingeſchnitten, oder gekerbet zu ſeyn ſcheint. Aeußerlich ſind die Inſecten nicht nur durch die Fühlhörner, ſondern auch durch die Luftlöcher, welche ſich an den Seiten befinden, und durch die größere Anzahl der Füße von andern Thieren unterſchieden. Denn ein Inſect hat wenigſtens ſechs Füße. Bey den ſogenannten vierfüßigen Inſecten, welche man gemeiniglich nur getrocknet erhält, iſt ein paar Füße durch einen Zufall verloren gegangen.

Bey dem Körper der Inſecten läßt ſich der Kopf, das Bruſtſtück und der Hinterleib unterſcheiden. Der Kopf iſt bey einigen Inſecten mit dem Bruſtſtücke völlig zuſammengewachſen, überhaupt

haupt aber ſehr verſchieden gebildet, bey vielen rund, platt oder breit, bey andern lang und ſpitzig, auch bey verſchiedenen Inſecten gehörnet. Aeußerliche Werkzeuge zum Geruch oder zum Gehör findet man nicht; doch kann man deswegen den Inſecten dieſe beyden Sinne nicht abſprechen, weil es verſchiedene Erfahrungen ſehr wahrſcheinlich machen, daß wenigſtens einige Inſecten riechen und hören müſſen.

Die meiſten Inſecten haben nur zwey, einige aber z E. die Spinnen mehrere, meiſtentheils unbewegliche Augen, ohne Augenlieder oder andere äußere Bedeckung; indem die Augen von der harten, durchſichtigen Hornhaut hinlänglich beſchützet werden. Wenn man dieſe Haut durch Vergrößerungsgläſer genau betrachtet, ſo erſcheint dieſelbe bey vielen Inſecten wie ein ſogenanntes Multiplicirglas oder Polyeder, das aus ſehr vielen Facetten beſteht. Einige Naturforſcher haben ſich die Mühe gegeben, die Anzahl dieſer Facetten bey verſchiedenen Inſecten zu zählen, und dieſelbe außerordentlich groß befunden. Der berühmte Leuwenhöck hat auf dem Auge eines Käfers 3181, auf dem Auge einer Fliege über 8000, und Herr Puget auf dem Auge eines Schmetterlings 17325 ſolcher Facetten bemerket. Alſo können dieſe Thierchen die Bilder der Dinge von allen Seiten ſehen, obgleich ihre Augen unbeweglich ſind. Bey vielen Inſecten findet man, außer den beyden facettirten Augen, noch einige kleinere, welche ganz glatt und ohne Facetten ſind, auch gemeiniglich zwiſchen den beyden größern Augen ſtehen. Einige Inſecten, z. E. die Spinnen haben keine Facetten an den Augen, daher ſie auch der Schöpfer mit ſechs, acht und mehr einfachen Augen verſehen hat.

Die Fühlhörner oder Antennen, wovon man wenigſtens ein Paar bey einem Inſecte findet, ſind länglichte, weiche Fortſätze am Vörderkopfe, die aus verſchiedenen Gelenken beſtehen, und ſowohl in Anſehung der Länge, als auch in Anſehung der Geſtalt gar ſehr von einander abweichen. Denn bey einigen Inſecten haben dieſe Werkzeuge, welche vornehmlich zum Gebrauch des Fühlens beſtimmet ſind, eine Aehnlichkeit mit den Hörnern, welches auch ihre Benennung veranlaſſet hat; bey andern ſind ſie fadenförmig, borſtenartig, keulenförmig, ſägeförmig, federig oder kammförmig, und bey vielen noch anders geſtaltet. Einige Naturforſcher halten die Fühlhörner für Werkzeuge verſchiedener Sinne; andere aber ſind der Meynung, daß der darinnen wohnende Sinn noch gar nicht bekannt

und den Inſecten allein eigen ſey.

Das Maul der Inſecten, welches nicht bey allen am Kopfe, ſondern bey einigen Arten an der Bruſt ſteht, hat ebenfalls einen ſehr verſchiedenen Bau. Denn bey einigen findet man ordentliche, harte Kiefern oder Kinnladen, die ſich aber ſeitwärts bewegen; andere ſind mit einer Schnauze oder mit einem Saugrüſſel verſehen, der bald ſtumpf, bald ſpitzig, und entweder gerade ausgeſtrecket, oder umgebogen, auch bey manchen ſpiralförmig aufgewunden iſt. Bey einigen Inſecten trifft man gar kein eigentliches Maul, ſondern nur ſtatt deſſelben eine enge Mundſpalte an.

Neben dem Maule ſtehen bey vielen Inſecten noch gewiſſe Nebenwerkzeuge von verſchiedener Anzahl und Geſtalt, welche man Freßſpitzen zu nennen pfleget. Die Inſecten bedienen ſich derſelben, um die Speiſen zu koſten, und ſie hernach an den Mund zu bringen. Vielleicht ſind ſie auch überdieſes die Werkzeuge eines beſondern Sinnes.

Das Bruſtſtück, welches bey einigen faſt ganz rund, bey andern eyförmig oder cylindriſch, auch bisweilen viereckicht oder noch anders geſtaltet, und oft mit dem übrigen Körper nur durch einen dünnen Stiel verbunden iſt, enthält die Flügel, die Füße, und den größten Theil der Luftlöcher. Nur wenige Arten ſind ungeflügelt. Die mehreſten Inſecten haben entweder zween oder vier Flügel, die bey einigen wie Glas durchſcheinend, bey andern gleichſam mit einem Mehle beſtreuet, d. i. mit überaus kleinen Federchen bedecket, bey verſchiedenen Arten aber geflecket, und mit ſtarken Adern durchwebet ſind. Bey einigen Inſecten ſind die Flügel nacket, bey andern mit harten, hornartigen Schalen, die man Flügeldecken oder Deckſchilde zu nennen pfleget, entweder ganz oder zum Theil bedecket. Bey denjenigen Inſecten, welche nur zween unbedeckte Flügel haben, findet man noch zu beyden Seiten der Bruſt, unter der Einlenkung der Flügel, ein ganz beſonderes Werkzeug, welches in einem kurzen, feinen Stiele beſteht, an deſſen Ende ein kleines Knöpfchen befeſtiget iſt. Dieſe Werkzeuge werden von den neuern Naturforſchern Unruhen, Flügelkölbchen oder Balancirſtangen genannt, weil man glaubet, daß ſie den Inſecten dazu dienen, um ſich dadurch im Gleichgewichte zu erhalten. Durch das beſtändige Anſchlagen dieſer Flügelkölbchen an die Flügel, ſoll das Geſumſe entſtehen, welches einige Fliegen im Fluge hören laſſen.

Die Füße, welche ſich in drey Theile, nämlich in das Dickbein

oder Schenkel, in das Schienbein, und in den eigentlichen Fuß abtheilen laſſen, ſind bey den ſechsfüßigen Inſecten gemeiniglich alle an der Bruſt, bey den übrigen aber, die mehr als ſechs Füße haben, zum Theil auch an dem Hinterleibe befeſtiget. In Anſehung der Anzahl der Füße findet man bey den Inſecten eine eben ſo große Verſchiedenheit, als in Anſehung ihrer Bildung. Es giebt außer den ſechsfüßigen und achtfüßigen, auch zehnfüßige, ſechzehnfüßige, und ſolche Inſecten, die über hundert Füße haben. Am merkwürdigſten iſt der unterſte Theil der Füße, weil derſelbe nicht nur aus verſchiedenen Gelenken beſteht, welche denſelben beweglich machen, ſondern auch theils mit Klauen und Hacken, theils mit Faſern, ſchwammichten Küſſen oder andern dergleichen Körperchen verſehen iſt, welche den Inſecten dazu dienen, daß ſie ſich nicht nur an allerhand, auch an die glatteſten Körper anhalten, ſondern auch ſonſt noch verſchiedene andere Abſichten damit erreichen können. Denn dieſe Thierchen gebrauchen ihre Füße nicht nur zum Gehen und Springen, ſondern auch zum Graben, zum Schwimmen und um ihren Körper einigermaßen im Fluge zu lenken.

Die Luftlöcher, welche ſich ebenfalls größtentheils an dem Bruſtſtücke, zum Theil aber auch an dem Hinterleibe befinden, ſind ſehr kleine, länglichtrunde, faſt den Knopflöchern ähnliche Oeffnungen der Luftröhren, welche ſich durch viele feine Kanäle in dem ganzen Körper der Inſecten ausbreiten, und auf dieſe Art die Luft zu allen innern Theilen bringen. Man hat durch Verſuche gefunden, daß wenn dieſe Luftlöcher, deren man gemeiniglich auf jeder Seite drey antrifft, mit Oel oder andern dergleichen fetten Materien verſtopfet werden, das Inſect ſterben muß.

Der Hinterleib, welcher bey einigen Inſecten mit dem Bruſtſtücke in eins fortläuft, bey andern aber nur durch einen ſchmalen, cylindriſchen Theil mit demſelben verbunden iſt, beſteht bey den meiſten aus verſchiedenen Ringen oder Einſchnitten, und hat bey vielen Arten eine eyförmige, bey andern eine cylindriſche, und bey einigen eine ſichelförmige oder noch andere Geſtalt. Bey verſchiedenen Inſecten endiget ſich der Hinterleib in einen Schwanz, der bald einfach, bald zuſammengeſetzet, auch bisweilen mit einem Stachel verſehen iſt, welcher den Inſecten theils zur Vertheidigung, theils aber dazu dienet, nm in die Bäume, Pflanzen, oder Häute der Thiere Löcher zu bohren, damit ſie ihre Eyer darein legen können.

Was die innern Theile der Inſecten betrifft, ſo wollen wir nur kürzlich folgendes bemerken. Anſtatt des Gehirns haben die meiſten Thierchen dieſer Claſſe einen knotichten Faden, der ſich eher mit dem Rückenmarke, als mit dem eigentlichen Gehirne anderer Thiere vergleichen läßt.

Das Herz beſteht bey den meiſten aus einer langen Röhre, die mit den übrigen Gefäßen des Körpers verbunden iſt, und durch eine wellenförmige Bewegung den weißlichen Saft, welcher die Stelle des Blutes vertritt, in alle Theile des Körpers treibt. Der Magen und die Gedärme ſind ebenfalls nur eine lange Röhre, welche hin und wieder eine verſchiedene Weite hat.

Es giebt nicht nur Inſecten männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſondern auch einige, die beyde Geſchlechter zugleich, und wieder ſolche, die gar kein Geſchlecht haben. Die äußern Merkmale, wodurch man die männlichen Inſecten von den weiblichen unterſcheiden kann, ſind außer den Zeugungsgliedern, die nicht allemal an dem Hinterleibe, ſondern auch bey manchen an der Bruſt oder am Kopfe ſitzen, und ſich bey vielen ſchwer erkennen laſſen, folgende. Die Weibchen ſind meiſtentheils größer als die Männchen, und haben auch, wegen der bey ſich führenden Eyer, einen dickern Hinterleib. Hingegen findet man bey den Männchen größere Fühlhörner, welche bey verſchiedenen Arten, z. E. bey vielen Schmetterlingen aus der Claſſe der Nachtvögel, mit einem ſtarken Barte, gleich einer Feder verſehen ſind.

Daß übrigens alle Inſecten durch die Zeugung von ihres gleichen, und niemals durch die Fäulniß entſtehen, wie man ſonſt von einigen Arten ſich einbildete, iſt nunmehr eine völlig ausgemachte Sache. Die Maden, welche man oft in dem Fleiſche, im Käſe und in andern Speiſen findet, ſind nicht aus dem Fleiſche und Käſe gewachſen, ſondern aus den Eyern hervorgekommen, welche vorher von gewiſſen Inſecten in dieſe Speiſen waren geleget worden. Denn wenn man ein Stückchen friſches Fleiſch oder einen friſchen Käſe, ehe er noch von einer Fliege oder von einem andern Inſecte berühret wird, in ein verſchloſſenes Gefäße legt, ſo wird das Fleiſch und der Käſe nach einiger Zeit zwar ſtinkend werden und verfaulen; man wird aber nicht den geringſten Wurm darinnen bemerken.

Die meiſten Inſecten legen Eyer, welche aber nicht von dieſen Thierchen ſelbſt, ſondern von der Wärme der Luft ausgebrütet werden. Das merkwürdigſte hierbey iſt dieſes, daß ſie ihre Eyer

nur an ſolche Oerter legen, wo die auskriechenden Jungen gleich eine ſchickliche Nahrung finden. Aus dieſer Urſache wird das Fleiſch, welches ſchon ein wenig zu faulen anfängt, ſo begierig von den Schmeißfliegen aufgeſuchet und mit ihren Eyern beleget, weil das faulende Fleiſch die ſchicklichſte Nahrung für ihre Jungen iſt. Es giebt aber auch Inſecten, welche lebendige Junge gebähren, ingleichen ſolche, die ihr Geſchlecht auf beyderley Art fortpflanzen.

Die meiſten Inſecten, vornehmlich die geflügelten, erſcheinen, wenn ſie aus den Eyern hervorkommen, nicht gleich in derjenigen Geſtalt, welche ſie nach einiger Zeit erhalten. So ſind z. E. alle Arten von Fliegen, Käfern und Schmetterlingen, anfangs ungeflügelte Würmer, die man bey einigen Arten Maden, bey andern aber Raupen, und ſonſt auch die Larven desjenigen Inſects, welches hernach aus ihnen entſteht, zu nennen pfleget. Wenn dergleichen Larven, welche in dieſem Zuſtande viel Nahrung zu ſich nehmen und ſtark wachſen, einigemal ihre Haut abgeleget haben, bekommen ſie einen geringelten, harten Ueberzug von verſchiedener Geſtalt und Farbe; in welchem Zuſtande ſie, wegen einiger Aehnlichkeit mit den gemeinen Puppen der Kinder, Puppen genannt werden. Einige regen ſich dieſe Zeit über faſt gar nicht, andere bewegen ſich beſtändig. Einige ſind nacket, andere ſpinnen ſich ein, oder verfertigen ſich vermittelſt einer klebrichten Materie, die in ihrem Körper abgeſondert wird, ſehr künſtliche Gehäuſe, worinnen ſie ſich, ohne einige Nahrung zu genießen, ſo lange aufhalten, bis ihr Körper die gehörige Vollkommenheit erreichet hat. Alsdenn zerbrechen ſie dieſes Gehäuſe oder ihre Verwandlungshülſe, und kommen als geflügelte Thiere zum Vorſchein. In dieſem vollkommnern Zuſtande, wo ſie erſt zur Fortpflanzung geſchickt ſind, dauert ihr Leben gemeiniglich nur kurze Zeit. Das ſogenannte Tagthierchen, welches auch unter dem Namen Haft und Uferaas bekannt iſt, lebet nur einige Stunden nach ſeiner völligen Verwandlung.

In Anſehung der Größe trifft man eine überaus große Verſchiedenheit unter dieſen Thierchen an. Es giebt Inſecten, die man kaum mit bloßen Augen bemerken kann; man findet aber auch ſolche, die etliche Pfund wiegen, wie die großen Seekrebſe, die man Hummer zu nennen pfleget.

Daß manche Arten von Inſecten, wenn ſie in allzugroßer Menge erſcheinen, ſehr vielen Schaden anrichten, iſt eine zu bekannte Sache, als daß man ſie läugnen könnte. Allein deſſen ungeachtet

tet verdienet dieſe anſehnliche Claſſe des Thierreiches, welche, nach der Berechnung der neuern Naturforſcher faſt funfzehntauſend und vielleicht noch mehr Arten enthält, diejenige Verachtung nicht, womit ſie der gemeine Mann meiſtentheils betrachtet, da dieſelben nicht nur einem aufmerkſamen Beobachter die herrlichſten Spuren von der Weisheit und Allmacht des Schöpfers darſtellet, ſondern auch dem menſchlichen Leben die wichtigſten Vortheile verſchaffet. Einige Inſecten z. E. die Krebſe, dienen den Menſchen zur Speiſe. Die meiſten kann man zwar nicht auf dieſe Art nützen; ſie werden uns aber doch dadurch nützlich, daß ſie ein gutes Futter für Vögel, Fiſche und andere dergleichen Thiere abgeben, die zu unſerm Unterhalte gebrauchet werden. Den Inſecten haben wir den Honig und das Wachs zu verdanken. Von Inſecten erhalten wir die Seide, das Gummilack, das ſchöne Scharlachroth, und ſehr vielerley Arzneymittel. Man muß ſich alſo billig verwundern, daß die ältern Naturforſcher die Unterſuchung dieſer merkwürdigen und weitläuftigen Claſſe des Thierreiches ſo ſehr vernachläßiget haben. Erſt ſeit dem vorigen Jahrhunderte hat man ſich mit Eifer bemühet, die Natur der Inſecten genauer kennen zu lernen, und dieſe zahlreichen Thiere unter gewiſſe Claſſen zu vertheilen. Doch waren freylich die erſten Eintheilungen, wie es ganz natürlich iſt, nicht die vollkommenſten; daher wir nur einige der merkwürdigſten hier anführen wollen.

Schwammerdam, deſſen unermüdeten Fleiße die Lehre von den Inſecten überaus viel zu verdanken hat, bringt die ganze Menge dieſer blutloſen Thierchen in ſeiner Bibel der Natur unter vier Claſſen. Zu der erſten Claſſe rechnet er diejenigen Inſecten, die mit allen ihren Gliedmaßen unmittelbar aus dem Eye kommen, und außer dem Wachsthume faſt keine merkliche Veränderung leiden. In der zwoten Claſſe ſtehen diejenigen, welche als ſechsfüßige Würmer aus dem Eye kriechen, und hernach erſt Flügel bekommen. Die dritte Claſſe enthält alle diejenigen Inſecten, welche anfangs als Würmer ohne Füße oder mit Füßen erſcheinen, ſich hernach in eine ordentliche Puppe verwandeln, und unter allen Inſecten die größte Veränderung leiden. Die vierte Claſſe begreift diejenigen unter ſich, welche ihre letzte Haut nicht ablegen, ſondern dieſelbe in eine Hülſe verändern, und darunter ihre Verwandlung leiden.

Herr Valisnieri in Padua, der ſich um die Naturgeſchichte dieſer Thierchen ebenfalls ſehr verdie-

verdienet gemachet hat, bringt zwar auch die ſämmtlichen Inſecten unter vier Claſſen, leget aber dabey ganz andere Merkmale zum Grunde, indem er bey ſeiner Eintheilung blos auf die Lebensart und den Aufenthalt dieſer Geſchöpfe ſieht. Zu der erſten Claſſe nämlich rechnet dieſer Naturforſcher diejenigen Inſecten, welche ſich auf Pflanzen aufhalten und davon ernähren. Seine zwote Claſſe enthält ſolche Inſecten, die im Waſſer leben, und darinnen ihre Nahrung ſuchen. Die dritte beſteht aus denen, welche im Sande unter der Erde, in Steinen oder in todten Körpern wohnen. Die vierte Claſſe machet endlich diejenigen aus, welche ihren Aufenthalt in oder auf den Körpern anderer lebendigen Thiere haben.

Weit genauer und richtiger aber iſt diejenige Eintheilung, welche von dem Ritter von Linné herrühret, und ſich auf die Beſchaffenheit der Flügel gründet. Denn weil die Inſecten entweder vier, oder zwey, oder gar keine Flügel haben, bey denjenigen aber, die mit vier Flügeln verſehen ſind, ein fünffacher ſehr kenntlicher Unterſchied bemerket wird, indem man bey einigen ganze harte Flügeldecken, bey einigen nur halbe Flügeldecken, bey andern beſtäubte Flügel, bey manchen netzförmige und bey vielen pergamentartige oder durchſichtige, häutige Flügel antrifft; ſo hat der ſchwediſche Naturforſcher, dem auch Herr Sulzer und die meiſten neuern ſyſtematiſchen Schriftſteller in dieſem Theile der Naturgeſchichte, obgleich bisweilen mit einiger Veränderung, gefolget ſind, dieſe Geſchöpfe unter ſieben Ordnungen gebracht.

Die erſte Ordnung, Coleoptera, enthält nämlich diejenigen Inſecten, welche nicht nur zween eigentliche Flügel, ſondern auch überdieſes zwo ganze, harte Flügeldecken haben, die ebenfalls wie Flügel gebrauchet werden. Hierunter werden nicht nur alle Arten von Käfern, ſondern auch die Johannisfliegen, die Erdflöhe und Ohrenwürmer gerechnet.

Die zwote Ordnung, Hemiptera, beſteht aus ſolchen Inſecten, die nur halbe Flügeldecken und einen unter die Bruſt gebogenen Saugrüſſel haben, wie z. E. die Kackerlacken, die Geſpenſtkäfer, die Gryllen, die Heuſchrecken, die Laternträger, die Cicaden, die Waſſerſcorpione, die Wanzen, die Blattläuſe, die Blattſauger, und die Schildläuſe.

Die dritte Ordnung, Lepidoptera, begreift diejenigen Inſecten unter ſich, bey denen man vier dünne, beſtäubte Flügel antrifft, deren Staub eigentlich in federartigen Schuppen beſteht, welche ſchichtweiſe übereinander

liegen. Hierunter gehören alle Arten von Schmetterlingen und Motten.

Die Inſecten der vierten Ordnung, Neuroptera, haben vier nackete, netzförmige Flügel, die mit dicken Adern durchwebet ſind, wie z. E. die ſogenannten Jungfern, die Tagthierchen, die Waſſereulchen, die Stinkfliegen und Scorpionfliegen.

Die fünfte Ordnung, Hymenoptera, unterſcheidet ſich von den übrigen durch vier pergamentartige, durchſichtige Flügel, und enthält das Gallinſect, die Raupentödter, die Bienen, Hummeln, Weſpen und Ameiſen.

Zu der ſechſten Ordnung werden diejenigen gerechnet, die nur zween unbedeckte Flügel, und hinter denſelben Flügelkölbchen haben, Diptera, wie z. E. alle Arten von Fliegen, Mücken und Bremſen.

Zu der ſiebenten und letzten Ordnung gehören alle ungeflügelte Inſecten, Aptera, von denen einige ſechs, einige acht bis vierzehn, und andere noch mehr Füße haben; daher der Ritter von Linné drey Abtheilungen aus dieſer Ordnung gemachet hat. Die erſte Abtheilung enthält die ſechsfüßigen, nämlich den Zuckerlecker, den Pflanzenfloh, die Todtenuhr, die Laus und den Floh. Die zwote Abtheilung beſteht aus denen, die mit acht bis vierzehn Füßen verſehen ſind, wie z. E. die Milben, die Spinnen, die Scorpione, die Krebſe, der Schildfloh und der Kellerwurm. Die dritte Abtheilung dieſer Ordnung begreift endlich diejenigen ungeflügelten Inſecten unter ſich, die mehr als vierzehn Füße haben, von denen aber nur zwey Geſchlechter bekannt ſind, nämlich die Aſſel und der Vielfuß.

Inſecten, verſteinerte, S. Entomoliten.

Inſtrumente.

Inſtrumente, chymiſche, Inſtrumenta chemica, Supellex chemica. Außer verſchiedenen Oefen und Gefäßen, deren man ſich in der Chymie bedienet, hat man auch verſchiedene andere Werkzeuge und Geräthſchaften nöthig, vermittelſt welcher die Arbeiten erleichtert, und die Veränderungen befördert, oder auch bisweilen erreget werden können. So hat man z. E. eiſerne und hölzerne Hämmer, eiſerne Feilen, Meſſer und Beile, ingleichen metallene Mörſel, und verſchiedene Reibeſchalen von Glas, Porzellain oder Stein nöthig, um die Materien kleiner zu machen, und ſie zu vermiſchen. Beym Abrauchen bedienet man ſich verſchiedener irdener Näpfe oder Schalen von Glas oder Porzellain, ſo wie man beym Calciniren ſich der Calcinirſcherben,

ſcherben, welche ohngefähr die Geſtalt eines flachen oder auch tiefen Tellers haben und von mancherley Größe ſind, bedienet. Beym Schmelzen gebrauchet man irdene Schmelztiegel, verſchiedene eiſerne Zangen, Hacken und Stäbe, ingleichen von Eiſen oder Meſſing bereitete Gießbuckel und Eingüſſe, in welche man das geſchmolzene Metall gießt. Beym Probieren und Abtreiben, welches in einem beſondern Ofen unter der Muffel geſchieht, hat man ein von Meſſing gegoſſenes Capellenfutter nöthig, in welchem die Capellen aus Aſche bereitet werden. Außerdem hat man auch eiſerne Ringe nöthig, um die Hälſe gläſerner Kolben und Retorten abzuſprengen; ferner Blaſebälge, verſchiedene Durchſeigemaſchinen, Trichter, Waagen und Gewichte, inſonderheit die ſo genannte Probierwaage, und andere Geräthſchaften mehr, die jeder Chymiſte, welcher Operationen anzuſtellen weis, nach ſeiner Bequemlichkeit verfertigen läßt, und zu mancherley nützlichen Abſichten gebrauchet.

Joch.

Die Holländer vergleichen dieſe Blaſenſchnecke mit einem Joche, und nennen ſolche Jokie, Hr. von Linne' aber mit der Getraideart, ſo man Spelte zu nennen pflegt, und iſt bey ſelbigem Bulla Spelta. Es wird dieſe Schnecke nicht über einen Zoll lang, und gleichet einem jungen und nicht recht ausgewachſenen ächten Weberſpuhl. Die Schaale iſt länglicht, an beyden Seiten gleich, ſtumpf, und mit einer gebogenen, aber inwendig verdeckten, Lippe verſehen. Oefters erſcheint an der Spitze noch ein Zähnchen. Der Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere.

Jochfiſch.

Jochfiſch, oder Wagfiſch, Zygaena, Libella; Squalus Zygaena, Linn. gen. 131. ſp. 5. ſ. unſere Artikel Hammerfiſch, beſonders Grobſchmidt, Ceſtracion 1. des Kleins, Th. III. S. 524.

Jöckel.

Jöckelguth, Vitriolszapfen, Vitriolum ſtalacticum. Mit dieſem Namen wird eine Art gediegener oder gewachſener Vitriol beleget, welcher vorzüglich häufig zu Goßlar im Rammelsberge wie Eiszapfen gefunden wird. Er hat eine grüne, weiße und blaue Farbe. Der grüne enthält faſt nichts von einem andern aufgelößten Metalle, als Eiſen; der weiße aber, außer dem Eiſen, auch Bley und der blaue Kupfer.

Joelle.

S. Noahsarche.

Johannisapfel.

S. Apfel.

Johannisbeerſtrauch.

Die meiſten Schriftſteller haben dieſen und den Stachelbeerſtrauch als zwey, von einander gänzlich unterſchiedene, Geſchlechter betrachtet, und es findet ſich auch einiger Unterſchied zwiſchen beyden, ſowohl in der Art zu blühen, als auch in dem Blumenkelche; wie denn allen bekannt, daß die Stachelbeeren einzeln, die Johannisbeeren aber träubleinweiſe bey einander ſtehen, und überdieß iſt bey jenen der Kelch mehr glockenförmig, bey dieſen aber mehr ausgebreitet. Jene ſind auch mit Stacheln beſetzet, dieſe aber zeigen dergleichen nirgends. Indeſſen kann man billig Herrn von Linné und vielen andern Neuern folgen, und beyde Geſchlechter, wie auch ſchon ehedem Caſp. Bauhin gethan, vereinigen; indem bey beyden der Kelch in fünf längliche, vertiefte, rückwärts geſchlagene, ſtehenbleibende und gefärbte Einſchnitte bis zur Hälfte getheilet iſt, und an dem Rande deſſelben ſowohl fünf kleine, ſtumpfe, aufgerichtete Blumenblätter, als fünf pfriemenartige, aufrechtſtehende Staubfäden ſitzen, und der, unter dem Kelche befindliche, Fruchtkeim zween Griffel trägt, und ſich in eine kugelförmige, mit dem verwelkten Kelche gekrönte, Beere verwandelt, welche einige rundliche Saamen enthält. Da wir hier, wie bey andern gemeinen und bekannten, dieſe beyden Geſchlechter beybehalten, mithin auch die Arten davon benennen, brauchen wir keinen Namen, welcher beyde unter ſich begreift, wir möchten dadurch nur unverſtändlich werden; erinnern aber doch, wie Herr Planer Kraußbeere, als den allgemeinen Geſchlechtsnamen, angenommen. Von den Arten, welche im genauen Verſtande hieher gehören, ſind drey bekannt, als:

1) Der Johannisbeerſtrauch mit unterwärts hangenden Träublein, der rothe Johannisbeerſtrauch, Johannisträublein, Riebeſelſtrauch, Rübitzelſtaude, Ribes rubrum Linn. wächſt in allen nordlichen Gegenden von Europa wild, und ſoll durch die kleinern Vögel aus dem Saamen fortgepflanzet werden. Die Rinde der Aeſte iſt braun und glatt, und das Holz weißgelblicht. Die Blumenknoſpen ſind merklich kleiner, als die Blätterknoſpen, und die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter mehrentheils in fünf oder auch drey Lappen zerſchnitten, und am Rande unordentlich ausgezacket. Die kleinen, grüngelblichten Blumen erſcheinen im April und May in unterwärts hängenden Träublein oder Aehren, und hinterlaſſen kleine, rothe, ſaftige

tige Beeren mit kleinen bräunlichten Saamen. Man findet hiervon zwo Spielarten, als eine mit weißen, und eine andere mit fleiſchfarbenen Beeren.

Die Vermehrung kann auch in den Gärten durch den Saamen geſchehen. Da aber ſolches langweilig iſt, erwählet man die bewurzelten Schößlinge, oder machet Ableger, welche man auch zu oculiren pfleget, um längere Träublein und größere Beeren zu erhalten. Man giebt dieſem Strauche auch verſchiedene Geſtalten. Einige ziehen ſolchen am Spaliere, andere als niedrige Hecken, andere buſchweiſe, oder in Kugeln. Die letztere Art erhält man, wenn bey dem pflanzen der jungen Reiſer die Augen mit einem Meſſer ausgelöſet und nicht abgebrochen werden; geſchieht das letzte, ſo treiben ſie von neuen aus. Die Hecken kann und muß man unter der Scheere halten. Ein beſchnittener Strauch aber liefert wenig Früchte. Dieſer Strauch nimmt mit jedem Erdreiche vorlieb, doch wird er beſſer im guten, als ſchlechten gedeihen.

Der Nutzen dieſer Beeren iſt bekannt; man ißt ſolche nicht allein, wie ander Obſt, ſonderlich die fleiſchfarbenen, welche weniger ſauer ſind, ſondern pfleget ſolche auch auf verſchiedene Art einzumachen, oder auch ein weinartiges Getränke daraus zu verfertigen. Wie die Beeren ganz einzumachen, oder aus dem ausgepreßten Safte eine Gallerte zu verfertigen, iſt theils bekannt, theils kann man ſolches von den Zuckerbäckern erlernen, oder in des Hausvaters drittem Theile, 429. S. nachleſen. Der Saft dieſer Beeren iſt, mit und ohne Zucker, eine angenehme Kühlung bey der Sommerhitze oder hitzigen Krankheiten, bey welchen ſolcher um deſto nützlicher, da er zugleich der Fäulniß widerſteht. Aus dieſen Beeren wird in England und Schonen, vielleicht auch an andern Oertern, ein Wein verfertiget, welcher angenehm ſchmecket, aber nicht lange ausdauert. Rothe Beeren geben einen rothen, weißlichte einen weißlichten Wein. In Schonen pfleget man damit alſo zu verfahren. Völlig reife, abgepflückte und gewaſchene Beeren werden in einem Faſſe mit einem Stempel von Birkenholze zerſtoßen; zu gleicher Zeit läßt man Brunn- oder Quellwaſſer in einem Keſſel, ohngefähr um ein drittel, einkochen, gießt dieſes laulicht auf die zerſtoßenen Beeren, bedecket alles wohl und läßt es vier und zwanzig Stunden ſtehen; ſodann ſeiget man den Saft durch ein Haarſieb, und bringt die Hülſen und Saamen unter die Preſſe, damit noch alles flüßige abgehe. Dieſes miſchet man zu dem erſten, wirft darein geſtoßenen Zucker,

und wenn dieſer völlig aufgelöſet iſt, füllet man den Saft auf Fäſſer, doch ſo, daß das Faß einer Hand breit leer bleibe, ſetzet ſolches in den Keller und verſpündet es wohl. Nach acht Tagen, wenn die Gährung mehrentheils vorbey iſt, werden die Gefäße vollgefüllet und verpicht. Nach acht Wochen füllet man ſolchen auf Flaſchen, wirft ein klein Stückchen feinen Zucker in jede Flaſche und verwahret dieſe mit Kork und Pech. Von den in den Gefäßen übrig gebliebenen Hefen kann man einen Brandwein abziehen, der mit dem beſten Franzbrandwein übereinkömmt. S. Herrn von Linné Reiſen nach Schonen, S. 313. Herr du Roi giebt faſt eine nämliche Anweiſung, wie aus dieſen Beeren eine Art Wein zu verfertigen, der im Geſchmacke angenehm, ſtark, und dem Champagnerweine ähnlich ſeyn ſoll.

2) Johannisbeerſtrauch mit aufgerichteten Träublein, wilde Johannisbeeren, Paſſelbeeren, Straußbeeren, Corinthenſtaude, wilde Corinthen, Rechbeerenſtaude, Rauchbeere, Ribes alpinum Linn. wächſt in Schweden, der Schweiz und England, auch im Hannöverſchen; erreichet im Schatten acht bis neun Fuß Höhe, bleibt aber im freyen Stande viel niedriger, kömmt an Farbe der Zweige und des Holzes mit der vorigen Art überein, trägt auch faſt ähnliche, aber kleinere, und auf der obern Fläche haarichte Blätter, auch kleinere Blumen, welche an ihren Traubenbüſcheln gerade in die Höhe ſtehen. Zwiſchen jeder Blume ſitzt ein ſpitziges, viel längeres Deckblatt. Die Kelcheinſchnitte ſind nicht rückwärts geſchlagen. Die kleinen, röthlichten Beeren ſchmecken ſchleimicht. Die Vermehrung geſchieht durch Schößlinge, Ableger und Zweige, und man gönnet dieſem Strauche auch in den Gärten einen Platz, weil ſelbiger auf trockenen und ſonſt unfruchtbaren Stellen gut fortkömmt.

3) Schwarzer, ſtinkender Johannisbeerſtrauch, Gichtbaum oder Gichtbeerenbuſch, Bocksbeerenbuſch, Ahlbeerenbuſch, Alandbeeren, Ahlbeſingen, Pfefferbeeren, Wendelbeerenbuſch, ſchwarze Zeitbeeren, Jungfraubaum, Stinkbaum, Ribes nigrum Linn. hat mit der zwoten Art gleiche Geburtsörter, und kömmt mit der erſten in Anſehung der Blätter und Blumen ziemlich überein. Die Blätter ſind etwas größer, fetter, und an den Stielen haarichter, auch die Deckblätter und die im May hervorbrechenden, unterwärts hängenden Träublein gleichfalls haaricht und die Blumen etwas länger, auch die Blumenblätter größer. Die Beeren werden im Julius reif; fünf, ſechs, ſelten mehrere

rere ſtehen bey einander, ſind gröſſer, als bey der gemeinen Art, von ſchwarzer, violetter Farbe, vom Geſchmacke widrig, und haben nebſt den Blättern einen unangenehmen, bocksartigen oder dem Katzenharne ähnlichen Geruch. Ob der penſylvaniſche Johannisbeerſtrauch, welchen Dillen im Elthamenſer Garten abgezeichnet, nur für eine Abänderung von dieſem, wie Herr von Linné vorgiebt, zu halten, können wir nicht beſtimmen. Nach Hrn. v. Münchhauſen unterſcheiden ſich ſelbige im Wachsthume merklich. Die Blumen ſind lang, glockenförmig, und die Beeren eyförmig, haben aber den nämlichen unangenehmen Geruch und Geſchmack. Die Vermehrung geſchieht, wie bey den andern Arten; er kömmt auch in jedem Erdreiche fort, und verlangt keine beſondere Wartung. Die Beeren beſitzen eine ſtarke, urintreibende Kraft; es ſollen auch ſelbige abgekochet, oder das daraus bereitete Muß bey Geſchwulſt und Entzündung des Halſes, und der Trank von den Blättern und jungen Zweigen bey der Gicht, bey hitzigen und mit Ausſchlägen vergeſellſchafteten Fiebern, und der Ruhr bey dem Rindviehe nützlich seyn. Herr von Linné führet dieſe Art in der Materia Med. an, und rechnet die Beeren zu den wirkſamſten Mitteln, welche auch bey der Waſſerſcheu ſich kräftig bezeugen könnten. Geoffroi eignet den Blättern faſt gleiche Wirkung bey, und meldet, wie in den franzöſiſchen Provinzen die friſchen und zerquetſchten Blätter in Wein eingeweichet, und dieſer von denjenigen getrunken würde, welche von Ottern und tollen Thieren gebiſſen worden; auch die innerliche Schale der Aeſte wird in Frankreich unter dem Namen Caſſis mit Waſſer abgekochet, und als ein urintreibendes Mittel gebrauchet. Mit den jungen Blättern kann man, wie ſchon Foreſt angemerket, dem gemeinen Brandweine die gelbe Farbe des Franzbrandweins geben. Die Engländer bedienen ſich der Knoſpen, ſo im Winter ſich anſetzen, nebſt andern Gewürzen, um dem Buttelbiere einen guten Geſchmack zu geben; auch ſollen dieſe Knoſpen von den Weinſchenken gebrauchet werden, um dem Weine einen Muſcatellergeſchmack zu geben, worinnen ſie dem Scharley und Holunder, ſo auch zu dieſem Gebrauche dienen, vorzuziehen ſind.

Johannisblume.

S. Fallkraut, Goldblume und Negerkraut.

Johannisblut.

S. Knawel.

Johannisbrod.

Johannisbrod wird auch Schotenbaum,

tenbaum, Bockhörnlein, Heuſchreckenbaum, Carobbaum, Candiol, Soodbrod, und von Herr Planern Soodſchote genannt, Siliqua dulcis, Ceratonia Linn. Dieſer Baum machet ein eigenes Geſchlecht aus. Er wächſt in allen Morgenländern, ſonderlich in Syrien, Egypten, auch in Italien und Spanien, zeiget einen unregelmäßigen Wachsthum, und iſt mit immergrünenden, gefiederten Blättern beſetzet. Dieſe beſtehen aus zwey bis vier Paar, feſten, ſtarken, dunkelgrünen, glänzenden, rundlichen und völlig ganzen Blättchen. An den Aeſten treiben aus dem Holze kurze Blumenähren. Die Blumen haben wir in hieſigen Gärten, ſo wie auch Hr. Bergrath Jacquin in Wien, jederzeit als Zwitter beobachtet, obgleich, nach des Herrn von Linne' Nachrichten ſelbige in ihrem Vaterlande getrennte Geſchlechter zeigen, und auf einem Baume männliche, auf dem andern weibliche erſcheinen ſollen. Zuweilen haben wir in den Zwitterblumen einen unvollkommenen, gleichſam abgeſtorbenen Stempel, gemeiniglich aber folgende Beſchaffenheit wahrgenommen. Der lange, unterwärts hängende Fruchtkeim trägt einen breiten, unmerklich getheilten Staubweg und ſitzt auf einem beſondern Blumenbette, ſo aus ſechs kleinen Warzen beſteht. Unter dieſem ſtehen ſechs Blättchen, welche man für den Kelch annimmt, und zwiſchen dieſem und dem Blumenbette ſitzen ſechs Staubfäden mit langen Staubbeuteln. Bey der oberſten Blume an der Aehre iſt gemeiniglich die Zahl aller Theile um eins vermindert; daher auch Herr von Linne' nur fünf Staubfäden und fünf Kelcheinſchnitte angegeben. Die dunkelbraune, lange, platte, dicke, gemeiniglich etwas gekrümte Schote iſt der Länge nach, jedoch queer durch, in viele Fächer abgetheilet, und enthält in jedem Fache einen ſchwärzlichten Saamen. Die Frucht ſcheint von außen ganz trocken zu ſeyn, enthält aber viel ſchleimichtes, ſüßes Mark, um weswillen auch ſelbige verſchiedentlich zu gebrauchen, und daher die wurmſtichichte und ſchimmlichte ganz unnütze iſt. Man kann aus ſelbiger, wenn die Saamen abgeſondert werden, einen honigſüßen Extract bereiten, und Herr Gleditſch hat aus einer Unze dergleichen fünf Quentchen erhalten, und die rückſtändige Schale von einem zuſammenziehenden Geſchmacke gefunden. Das ſüße Mark eröffnet den Leib, dämpfet die Säure, lindert die Schärfe, und wird bey Huſten, Brennen im Halſe und vorzüglich gegen das Soodbrennen empfohlen. Man pfleget die Frucht roh zu eſſen, oder auch mit Waſſer abzukochen. In Syrien wird

daraus eine Art Wein bereitet. In verſchiedenen morgenländiſchen Gegenden dienen ſolche dem armen Volke zur Speiſe, und wo ſolche im Ueberfluße zu haben iſt, auch wohl dem Viehe ſtatt andern Futters. Man hält dafür, daß der verlohrne Sohn, deſſen die heilige Schrift erwähnet, von dieſen Früchten gelebet. Dieſer, auch bey uns dauerhafte, Baum läßt ſich zwar leicht aus Saamen erziehen, zeiget aber einen langen Wachsthum, will öfters verſetzet und im Winter im Glashauſe verwahret und hinreichend mit Waſſer verſehen ſeyn. Er blühet jährlich; reife Früchte haben wir nicht davon erhalten.

Johannisfliege.

So nennt Herr Müller mit dem Herrn Houttuin dasjenige Käfergeſchlecht, welches in dem Linnäiſchen Syſtem Cantharis heißt, und ſich durch folgende Merkmale von andern Käfern unterſcheidet. Die Fühlhörner ſind bürſtenartig, das Bruſtſtück geſäumet und kürzer, als der Kopf, die Flügeldecken weich und biegſam, und die Seiten des hintern Körpers fadenförmig mit Warzen beſetzet. Weil das Bruſtſtück bey einigen Käfern dieſes Geſchlechts platt, bey andern aber rund iſt, ſo hat der Herr von Linné zwo Abtheilungen gemachet. Zu der erſten Abtheilung, welche aus zwanzig Arten beſteht, rechnet er die Johannisfliegen, welche ein plattes Bruſtſtück haben. Einige ſind roth, andere braun, ſchwarz, oder kupfergrün und gelblicht. In Anſehung der Größe kommen einige den Schmeißfliegen nahe, eine Art aber, welche man in Schweden findet, iſt nicht größer als eine Laus, daher ſie von dem Hrn. von Linné Cantharis pedicularia, und von Herr Müllern die Lauſefliege genannt wird.

Die zwote Abtheilung begreift die Johannisfliegen mit rundem Bruſtſtück unter ſich, wovon in dem Linnäiſchen Syſtem ſieben Arten angeführet werden, die violetfärbig oder bläulicht, oder grün, auch braun und gelblich zu ſeyn pflegen. Die gelblichte Art, welche einen ſchwarzen Rand und ſchwarze Spitzen an den Flügeldecken hat, wird vom Ritter von Linné Cantharis naualis, und von Herr Müllern der Matroſe genannt, weil der Wurm, aus welchem dieſer Käfer entſteht, häufig in den Schiffen, die aus Eichenholze gebauet ſind, angetroffen wird.

Johannisgürtel.

S. Beyfuß.

Johannisholz.

S. Apfel.

Johanniskraut.

Hypericum. Herr Planer hat dieſen

dieſen bekannten Namen mit Hartheu verwechſelt, womit die Schriftſteller nur eine, oder die andere Art beleget. Der Kelch iſt in fünf eyförmige, vertiefte Einſchnitte getheilet; die fünf länglichten, ſtumpfen, ausgebreiteten Blumenblätter ſind gegen den Lauf der Sonne gedrehet; die vielen zarten Staubfäden unterwärts in drey oder fünf Bündelchen unter einander verwachſen. Der rundliche Fruchtkeim trägt gemeiniglich drey, zuweilen mehrere, auch wenigere, von einander abſtehende Griffel mit einfachen Staubwegen. Das rundliche Saamenbehältniß iſt nach Anzahl der Griffel in Fächer abgetheilet, und enthält viele kleine, länglichte Saamen. Nicht allein das Hypericum, ſondern auch Aſcyrum und Androſaemum des Tourneforts hat Herr v. Linné, und mit ihm die meiſten neuern Schriftſteller in einem Geſchlechte vereiniget; obgleich das letzte eine weiche, beerenartige Frucht trägt und das Aſcyrum fünf Griffel zeiget. Bey allen Arten ſtehen die Blätter einander gegen über, ſitzen platt auf, und ſcheinen bey den meiſten, wenn man ſie gegen das Licht hält, mit vielen kleinen Löchern durchbohret, oder vielmehr durchſichtig zu ſeyn. Herr von Linné hat vier und dreyßig Arten angegeben, von welchen wir nur die merkwürdigſten anführen, ſelbige aber nach der Anzahl der Griffel abtheilen wollen.

Drey Griffel haben:

1) Das gemeine gefleckte Johanniskraut, Jageteufel, Teufelsflucht, Feldhopfen, Fuga daemonum, Hypericum offic. Hypericum perforatum Linn. wächſt häufig an den Waldrändern, Hecken, und andern ungebaueten Oertern, und blühet gegen den Johannistag. Es treibt aus der dauerhaften, faßrichten, gelblichten Wurzel zweyſchneidige, oder mehr rundliche und geflügelte, ohngefähr anderthalb Fuß hohe, und in kreuzweiſe geſtellte Zweige verbreitete Stängel. Die länglichten, ſtumpfen Blätter ſind an der ganzen Fläche mit unzählig vielen, kleinen, durchſichtigen Flecken oder Bläschen und am Rande mit ſchwarzen Puncten, mehr und deutlicher als bey andern Arten, bezeichnet. Die Blumen ſtehen an den Enden der Zweige doldenförmig bey einander. Der Kelch iſt nicht geflecket, die ſaffrangelben Blumenblätter an der Spitze und am Rande mit ſchwärzlich rothen Puncten dergeſtalt beſetzet, daß, wenn man ſie zerquetſchet, ein blutrother, harzichter Saft herausfließt. Herr Scopoli hat angemerket, wie die Blumenblätter am Rande auf der einen Seite abgeſtutzet, auf der andern aber eingekerbet wären. Die Staubbeutel ſind mit einem ſchwarzen

Flecke bezeichnet, und die Staubwege blutroth. In der Arzneykunſt gebrauchet man allein die Blüthe, und hält ſolche vorzüglich wegen ihrer balſamiſchen Kraft im hohen Werthe. Sie ſtreitet mit allen ſo genannten Wundkräutern um den Vorzug. Schon der rothe Saft, welchen man aus den zerquetſchten Blumen erhält, läßt dieſes muthmaßen, und der harzichte Weihrauchgeruch und bittere Geſchmack deſſelben beſtätiget ſolches; überdieß hat Geoffroi ein Oel daraus gezogen, welches dem Terpenthine faſt gänzlich ähnlich geweſen. Zu den Wunden bedienet man ſich gemeiniglich des abgekochten Oels. Man nimmt hierzu wohl aufgeblühete Blumen, gießt darüber friſches Baumöl und ein wenig Wein, läßt es alſo in einem Glaſe an der Sonne etliche Tage ſtehen, und preſſet nachher das Oel aus. Man kann auch zuvor dieſes Oel mit den Blumen bey gelindem Feuer kochen, und nachher auspreſſen. Einige Aerzte haben auch dieſes Oel zu wenigen Tropfen, bey langwierigen Huſten, innerlich zu gebrauchen, angerathen. In den Schriften der naturforſchenden Akademie lieſet man, wie mit dieſem Oele angefeuchtete, leinene Tüchlein zu Zunder verbrannt, und über den Wurm am Finger geleget, nützliche Wirkung geleiſtet. Außer dem Oele bedienet man ſich auch der Eſſenz, und dieſer ſowohl äußerlich als innerlich, ingleichen zum innerlichen Gebrauche eines Trankes mit Waſſer bereitet. Man lobet ſolches Mittel im Wechſelfieber, wider die Würmer, in Schwachheit der Nerven, und derſelben krämpfigen Bewegungen, wie auch in dem Wahnwitze und der Raſerey. Es ſoll der Trank das Blutſpeyen und Blutharnen ſtillen, den Urin und Grieß abführen, und bey allen innerlichen Geſchwüren nützlich ſeyn. Die Bauerweiber legen dieſes Kraut neben die Käſe, weil es ſolche vor den Maden bewahren ſoll. Die blühende Pflanze getrocknet, kann zum Lohgerben gebrauchet werden. Da die Blumen, wenn man ſolche zerquetſchet, einen ſchönen rothen Saft geben, hat man leicht vermuthen können, daß ſolche in der Färberey zu gebrauchen ſeyn möchten. Hr. P. Cotte hat damit Verſuche angeſtellet, friſche Blumen mit Waſſer abgekochet, und darein Seide, Wolle, Baumwolle und leinen Zeug getauchet; alles bekam davon eine dunkle Farbe. Als er aber nachher dieſe Zeuge mit Seifenwaſſer acht Minuten über kochen laſſen, bekam die Seide eine ſchöne citrongelbe Farbe; die Wolle wurde dunkler, die Baumwolle und das leinene aber verlor die Farbe gänzlich. Woraus denn zu folgern, daß die

Farbe aus dem Johanniskraute ſich nur für Körper ſchicke, die aus dem Thierreiche ihren Urſprung haben. S. Buchotz Briefe I. Th. 120. S. und Wittenberg. Wochenblatt I. Band 209. S. Die Blumen färben den Kornbrandewein purpurroth, andere Geiſter aber, und das Oel, carmeſinroth. Herr Gadd hat in den Abhandlungen der Schwediſchen Akademie, S. das Jahr 1762. verſchiedene Verſuche über die Beſchaffenheit und den Nutzen der rothen Farbe, aus dem Johanniskraute angeſtellet und gefunden, daß dieſe Farbenmaterie weder ein Gummi noch Harz ſey, in Abſicht aber auf die Wirkung ſaurer Salze, mit dem Gummilack übereinkomme, jedoch noch ſtärker als dieſes, wie auch das Drachenblut, färbe. Wie ſich dieſe Farbe mit verſchiedenen zugeſetzten Salzen verhalte, kann man daſelbſt weiter nachleſen. Die Zauberkünſte, ſo mit dieſem Kraute, welches am Johannistage geſammlet worden, ehedem unternommen wurden, erwähnen wir nicht, da in unſern Zeiten dergleichen Aberglaube faſt ganz vertilget. Die Blumen geben Stoff zu Wachs und Honig.

2) Das geſtreckte Johanniskraut, das kleine niedrige glatte Johanniskraut, Hypericum humifuſum L. wächſt in den Heiden, auf gebaueten, auch ungebaueten Feldern, und in dem elenden Sandboden; blühet im Juli und Auguſt; ſtrecket die ſchwachen, rundlichen Stängel auf der Erde hin; zeiget eyförmige, kaum merklich durchſichtige, am Rande aber ſchwarz gefleckte Blätter, und einzeln an dem Blätterwinkel geſtellte gelbe Blumen. Die Blumenblätter ſind an der Spitze, wie auch die Staubbeutel und Griffel, mit ſchwarzen Puncten bezeichnet, und die Kelcheinſchnitte eingekerbet, und gleichfalls hin und wieder ſchwarz geflecket. Es iſt dieſe Art auch bitter, etwas balſamiſch, zuſammenziehend, und kann ſtatt der vorigen gebrauchet werden. Die Schaafe lieben ſolche.

3) Das viereckichte Johanniskraut, Cunradskraut, wild Gartheil, Hypericum quadrangulum Linn. wächſt auf den Wieſen, in den Vorhölzern und Hecken, in einem etwas feuchten Boden; blühet im Auguſt, und hat mit der erſten Art viele Aehnlichkeit. Die Stängel und Aeſte ſind merklicher geflügelt, und daher viereckicht, die Blätter etwas größer, weniger durchſichtig, aber am Rande mit ſchwarzen Flecken, und der Länge nach mit neun Nerven bezeichnet. Die Blumen ſind kleiner, und die Blumenblätter ſelten, oder nur ganz ſparſam, und der Kelch niemals mit Puncten oder Drüſen beſetzet. Es

kann auch dieſes gleiche Kräfte mit der erſten Art beweiſen.

4) Das großblättrichte Johanniskraut, Hartau, Hartheu, Hypericum montanum Linn. wächſt in Hecken und Wäldern, an ſchattichten Orten, und auf buſchichten Hügeln. Der Stängel iſt ohngefähr einen Schuh hoch, rundlich, mit keinen oder wenigen Zweigen beſetzet, und oberwärts unter den Blumen einen ziemlichen Theil nackend. Die Blätter ſind nicht zahlreich, aber größer als bey den übrigen einheimiſchen Arten, eyförmig, nicht durchſichtig, an dem röthlichten Rande aber mit großen ſchwarzen Drüſen beſetzet. Die Blumen ſtellen gleichſam eine Aehre vor. Die lanzenförmigen Kelcheinſchnitte ſind ſägeartig eingekerbet, und auf jedem Zahne ſitzt eine Balſamdrüſe, wie auch unter jedem Staubbeutel ein ſchwarzes Kügelchen. An den Blumenblättern erſcheinen ſelten einige Puncte.

5) Das rauche Johanniskraut, Androſaemum, Hypericum hirſutum Linn. findet man auf Hügeln; hat einen rauchen rundlichen Stängel, viele Zweige, eyförmige, weiche, haarichte, durchſichtige, aber nicht gefleckte Blätter, viele bey einander ſtehende Blumen, lanzetförmige, eingezackte, und mit Drüſen beſetzte Kelcheinſchnitte, durchaus gelbe, und nur an der Spitze mit einem ſchwarzen Puncte bezeichnete Blumenblätter; die Staubbeutel zeigen keinen Fleck.

6) Das verwachſene Johanniskraut, Hypericum pulchrum L. findet man zuweilen in den Wäldern. Der aufgerichtete, rundliche Stängel verbreitet ſich oberwärts in einige Zweige; die Blätter ſind faſt dreyeckicht oder mehr herzförmig, umgeben mit dem breiten Anfange den Stängel, und da ſolche, wie bey den übrigen Arten, einander gegenüber ſtehen, ſcheinen ſolche mit einander verwachſen zu ſeyn; ſie ſind blaulicht angelaufen, durchſichtig, aber nicht geflecket; die Blumen machen einen lockern Strauß; die Kelcheinſchnitte ſind eyförmig, zart eingekerbet, und die Zähne derſelben mit ſchwarzen Drüſen beſetzet, die Blumenblätter faſt orangengelb, und an der Spitze geflecket.

Außer dieſen einheimiſchen, findet man auch in hieſigen Gärten einige fremde Arten, deren Blumen gleichfalls drey Griffel zeigen, als

7) Das große ſtinkende Johanniskraut, Hypericum canarienſe L. Dieſer immergrünende, auf den canariſchen Inſeln wachſende Strauch giebt einen ſtarken widrigen Geruch von ſich, trägt länglichte, platt anſitzende Blätter, und treibt aus den Spitzen der Aeſte viele gelbe Blumen, deren

ren Kelcheinſchnitte ſtumpf, und die Staubfäden kürzer, als die Blumenblätter ſind.

8) Das kleine ſtinkende Johanniskraut, Bockskraut, Hypericum foetidum, hircinum L. Dieſer Strauch wächſt in Portugall und Spanien, und hat mit der vorherſtehenden Art viele Aehnlichkeit; bleibt aber niedriger, und unterſcheidet ſich vornehmlich durch die langen Staubfäden, welche weit über die Blumenblätter herausſtehen.

9) Das Beeren tragende Johanniskraut, die breitblättrichte große Johanniskrautſtaude, Cunradskraut, Mannsbluth, St. Cecilianenkraut, Sicilianiſch Grundheil, Siciliana, Hypericum androſaemum Linn. wächſt in England und Italien an feuchten Ortern; iſt bey uns ein niedriger, äſtichter, immergrünender, übelriechender Strauch, mit herzförmigen, breiten, platt anſitzenden Blättern, und kleinen gelben Blumen, nach welchen ſchwarze ſaftige Früchte folgen. Die Blumenblätter ſind kaum größer als die Kelcheinſchnitte. Dü Hamel giebt nur zween Griffel an. Die Blätter werden gegen den Herbſt ſchön roth.

Fünf Griffel zeigen:

10) Das warzenblättrichte Johanniskraut, das kleine ſtaudichte, warzenblättrichte und großblümige Hartheu, baleariſches St. Peterskraut, Myrto-Ciſtus, Hypericum balearicum L. iſt ein kleines, niedriges, immergrünendes Sträuchlein, welches in Majorka wächſt, und ſeit langer Zeit unſere Gärten zieret. Die viereckichten Stängel und röthlichten Aeſte ſind gleichſam mit Narben, oder durchſichtigen Erhebungen beſetzet; die Blätter klein, harte, eyförmig, am Rande wellenförmig gekräuſelt, und mit kleinen Warzen gezieret; die großen, gelben, glänzenden Blumen ſtehen einzeln an den Spitzen der Zweige, dauern lange, und die darauf folgenden Saamenbehältniſſe haben einen ſtarken Terpentingeruch.

11) Großblümiges glattes Johanniskraut, das große morgenländiſche Hartheu, Peterswurzel, Aſcyrum magno flore, Hypericum aſcyrum Linn. wächſt in Sibirien und Canada; iſt dauerhaft, immergrünend, und niedrig, aber wegen der einzeln ſehr großen Blumen, zum Ausgange des Frühlings von einem recht guten Anſehn. Die Wurzel kriecht und wuchert ſtark; der Stängel iſt ſchwach und viereckicht; die Blätter ſind eyförmig, glatt, und ſitzen platt auf.

12) Schmalblättriges Nordamerikaniſches Johanniskraut, Hypericum Kalmianum Linn. wächſt in Virginien; iſt ſtrauchartig; behält in gelinden Wintern

tern ſeine Blätter; blühet ſpät, giebt daher keinen reifen Saamen. Die Stängel ſind beynahe viereckicht, doch hin und wieder rund; die ſchmalen, anderthalb Zoll langen Blätter ſtehen zwar einander gegenüber, doch ſtehen zwiſchen ſelbigen drey bis vier kleinere büſchelweiſe bey einander; ihr Rand iſt völlig ganz, doch nach unten umgebogen. Die gelben Staubfäden ſind ſo lang, als die gelben Blumenblätter. Herr v. Linné und Miller haben fünf, du Roi aber nur drey Griffel wahrgenommen. Man kann dieſe Art im freyen Lande unterhalten, und durch Theilung der Wurzel, oder Einſenkung der untern Zweige vermehren.

Die Arten mit einem und zween Griffel ſind zur Zeit bey uns nicht bekannt. Ob das Virginiſche Johanniskraut, Hypericum Virginicum Linn. nicht eben ſowohl, als das Hypericum Laſianthus Linn. ein eigenes Geſchlecht ausmache, und jenes mit Herr Colden Gardenia, ſo wie dieſes nach den neuern Schriften des Herrn von Linné Gordonia, zu nennen ſeyn dürfte, ſcheint nicht genug beſtimmet zu ſeyn; man müßte denn, um alle Verwirrung wegen des Namens Gardenia zu vermeiden, und weil ſchon ein anderes Geſchlecht dieſem Beförderer der Kräuterwiſſenſchaft zu Ehren beſtimmet worden, die Virginiſche Pflanze mit dem Johanniskraute vereiniget laſſen, obgleich die Blume nur neun, in drey Bündelchen vereinigte Staubfäden zeiget, auch noch zwiſchen dieſen drey beſondere Honigbehältniſſe führet, dergleichen in keiner andern Art des Johanniskrautes anzutreffen ſind. Die blaßröthlichen Blumenblätter machen ſolche auch leicht kenntlich.

Die ſiebente, achte, neunte, zehnte und eilfte Art ſind zwar alle ganz dauerhaft, müſſen aber doch im Scherbel unterhalten, und den Winter über ins Glashaus geſetzet werden. Sie verlangen auch eine lockere, ſandige, nicht fette Erde, öfteres Verſetzen, auch im Winter bey mäßiger Wärme zuweilen Luft, und vorſichtiges Begießen. Die eilfte Art kann man durch die Wurzel, die neunte durch den Saamen, welcher jährlich zur Reife gelanget, die drey übrigen aber, da wir ſelten reifen Saamen davon erziehen können, auch die ſiebente Art bey uns ſelten aus der Wurzel Schößlinge getrieben, durch Ableger oder Zweige vermehren. Die zehnte Art hat uns am weichlichſten geſchienen, und die Hoffnung, durch Ableger und Zweige neue Stöcke zu erhalten, gar öfters vereitelt.

Johan-

Johannisträublein.
S. Johannisbeerſtrauch.

Johanniswedel.
S. Geißbarth.

Johanniswurm.

Lampyris Noctiluca Linn. Dieſes bekannte Inſect aus dem Geſchlechte der leuchtenden Käfer hat ſeinen deutſchen Namen von der Jahreszeit bekommen, wo es ſich am häufigſten ſehen läßt. Das Weibchen iſt braun, ohngefähr einen viertheil oder einen halben Zoll lang und ungeflügelt. Der ſehr kleine, mit fadenförmigen Fühlhörnern beſetzte Kopf fällt nicht ſogleich in die Augen, weil er unter dem braunrothen Bruſtſchilde bedecket liegt. Der nackete Körper beſteht aus zehn Ringen, die oben gerade und glatt ſind, unten aber einen weichen hervorragenden Rand haben. Die drey hinterſten Ringe, welche von gelblichter Farbe, und an den Seiten mit kleinen Wärzchen beſetzet ſind, geben, ſo lange als das Inſect lebet, im Finſtern ein helles Licht von ſich, welches durch die ſchnelle Bewegung einer flüßigen, phosphoreſcirenden Materie zu entſtehen ſcheint. Das Männchen kömmt zwar mit dem Weibchen in Anſehung der Geſtalt gröſtentheils überein, iſt aber viel kleiner, faſt ganz ſchwarz, am Hinterleibe nicht ſo deutlich mit Wärzchen beſetzet, und hat überdieſes, wie die eigentlichen Käfer, nicht nur Flügel, ſondern auch Flügeldecken, welche braun, wie Chagrinleder punctiret, und mit zween erhabenen Strichen beſetzet ſind. Es giebt ein viel ſchwächer Licht von ſich, als das Weibchen, weil es nur an jedem der beyden hinterſten Ringe des Körpers, zween leuchtende Puncte hat.

Der Wurm, aus welchem dieſe leuchtenden Käferchen entſtehen, hat einen kleinen Kopf, ein zangenförmiges Gebiß, zwölf Ringe und ſechs Füße, die ſich an den erſten drey Ringen befinden. Der Rücken iſt braun und der Unterleib weiß geflecket. Die meiſten Ringe ſind an jeder Seite mit einem gelben Puncte gezieret; der neunte, zehnte und eilfte Ring iſt grün und weiß geflecket, und dieſe drey Ringe enthalten die leuchtende Materie, die auch ſchon bey dem Wurme wirkſam iſt, obgleich nicht in dem Grade, wie bey dem vollkommenen Inſecte.

Der Wurm verwechſelt ſeine Haut in einer krummen Lage, und verwandelt ſich alsdenn in eine Puppe, welche ebenfalls einiges Licht von ſich giebt, und an welcher die Wurmgeſtalt noch ziemlich ſichtbar iſt; nur der Kopf ſieht ganz anders aus; das zangenförmige Gebiß verändert ſich in

in zwo Faſern, und die Füße ſind nicht mehr zum Gehen geſchickt.

Außer dem itzt beſchriebenen gemeinen Johanniswürmchen, findet man noch mehr leuchtende Käferchen, die theils in Anſehung der Farbe, theils in Anſehung der Größe, von dieſer Art abweichen.

Unter den ausländiſchen giebt es einige, welche faſt die Größe eines Maykäfers erlangen, und von den gemeinen Leuten in Afrika und Amerika, wegen ihres hellen Glanzes, ſtatt eines Lichts gebrauchet werden.

Jonashaay.

Jonashaay, wird in Holland Squalus Carcharias, Linn. gen. 131. ſp. 12., der Mülleriſche Menſchenfreſſer ſeiner Haayfiſche, genennet. ſ. unſern Artikel, Hayen, Th. III. S. 708. und Hundskopf, Cynocephalus, 1. des Kleins, Th. IV. S. 161.

Jonquille.

S. Narciſſe.

Joppedoublet.

S. Doſen.

Joſephle.

S. Saturey.

Joſephsblume.

S. Bocksbart.

Jozo.

Jozo, wird in Rom Gobius Iozo, Linn. gen. 159. ſp. 5. der Mülleriſche Seeſtindt ſeiner Grundeln genennet. ſ. unſern Artikel Grundeln, Th. III. S. 535. und Rockfiſch, Gobio, 3. des Kleins.

Ipecacuanha.

Hypecacuanhe, Braſilianiſche Ruhrwurzel, Goldertzwurzel. Dieſe Wurzel iſt zwar ohngefähr in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in der neuen Welt entdecket, und von Wilhelm Piſo aus Braſilien gebracht, und zuerſt von ihm beſchrieben, jedoch erſt im Jahre 1672. durch einen franzöſiſchen Arzt Le Bras genañt, welcher ſolche aus Amerika nach Paris gebracht, unter die Arzneymittel aufgenommen worden. Da aber derſelben herrliche Tugenden noch nicht hinlänglich bekannt waren, gerieth ſolche wiederum bis zum Jahre 1684. in Vergeſſenheit. Von dieſem Jahre führet Herr Wedel in der Streitſchrift von dieſer Wurzel, einen damals ausgegebenen gedruckten Zeddel an, in welchem ein Marktſchreyer den Gebrauch derſelben angerühmet; auch brachte um dieſe Zeit, ohngefähr 1690. ein fremder Kaufmann, Namens Garnier oder Grenier, dieſe Wurzel wiederum nach Paris, und veranlaßte den berühmten Hadrian Helvetius, ſolcher, als eines geheimen Mittels ſich zu bedienen;

nen; es würde aber vielleicht niemals in einen allgemeinen Gebrauch gekommen ſeyn, wenn nicht Ludwig der XIV. ſolches für ſich und ſeine Unterthanen von dem Helvetius erkaufet, und damit ganz Europa beſchenket hätte. Zu der Zeit ſoll eine einzige Doſis dieſes Mittels, mit einem Louisdor ſeyn bezahlet worden. Es iſt dieſe Wurzel in Anſehung der Länder, woher man ſolche erhält, auch nach der äußerlichen Beſchaffenheit und Güte unterſchieden. Die eine nennt man die graue oder peruaniſche; dieſe iſt ziemlich lang, etwan einen kleinen Finger dicke, gleichſam aus Gliedern zuſammengeſetzet, daher äußerlich voller Runzeln, lichtbraun, oder aſchgrau, innerlich weiß, oder der Länge nach mit einem dünnen Faden, ſtatt des Markes verſehen, dicht, hart, jedoch leicht zerbrechlich, von einem ſcharfen, bittern Geſchmacke, und ſchwachen Geruch. Sie wächſt in Peru um die Goldgruben. Labat giebt vor, daß ſelbige auch in Martinique und Guadaloupe wachſe, welches aber andere in Zweifel ziehen. Die andere Art iſt die Braſiliſche, oder braune, auch ſchwarze genannt, welche ſich nur darinnen von der erſten Sorte unterſcheidet, daß ſie runzlichter und dünner, äußerlich dunkelbraun oder ſchwärzlich, und vom Geſchmacke bitterer iſt. Die dritte weiße oder gelblichte, iſt weiß oder gelblicht, dünne, holzicht, glatt, ohne Bitterkeit, oder von einem gelinden Geſchmacke. Die letztere findet man bey uns ſelten; ſie ſoll auch in Holland viel theuer, als die andern Sorten verkaufet werden. Douglas in den Philoſ. Tranſact. hat auch angemerket, wie ſtatt der weißen und braunen zuweilen zwo andere Wurzeln verkaufet würden, welche aber gänzlich von den wahren Arten unterſchieden, oder unächte wären. Die weiße ſoll nicht ſo knoticht und runzlicht, auch viel dicker als die ächte ſeyn; und die braune falſche iſt von dunkler, hin und wieder mit roth untermiſchter Farbe. Wir bedienen uns der Peruvianiſchen oder Braſilianiſchen; doch ſoll die erſte viel gelinder wirken, und daher der letzten vorgezogen werden. Der äußerliche Theil iſt kräftiger als der innerliche, und Tiſſot, Roſenſtein und andere neuere Aerzte halten den äußerlichen Theil allein für wirkſam. Nach der erſten Nachricht, die Piſo 1649. gegeben, iſt dieſe Wurzel das vortrefflichſte Mittel, nicht nur wider die rothe Ruhr, und andere Bauchflüſſe, ſondern auch wider verſchiedene Krankheiten, die von Verſtopfungen herrühren. Geoffroi meldet, wie dieſe Wurzel mit Waſſer abgekochet, vielen Schleim von ſich gebe, welcher

ſo zähe und klebricht ſey, daß man dieſen Trank nicht anders, als mit Gewalt durch ein Tuch ſeigen könne; hingegen wenn man ſelbige im Mörſel ſtößt, der davon auffliegende Staub ſo ſcharf und reizend ſey, daß davon beſchwerliches Athemholen, Blutauswurf, Naſenbluten und Entzündung der Augen erreget werde. Nach der chymiſchen Unterſuchung beſitzet die Ipecacuanhe Harz und Gummi. Die Peruvianiſche enthält dieſe Theile in größerer Menge. Der harzichte Theil erreget heftiges Erbrechen, der gummöſe viel ſchwächer. Beyde aber können bey der rothen Ruhr, als der gewöhnlichſten Krankheit, wobey dieſe Wurzel ſich beſonders kräftig erzeiget, eben ſo wenig helfen, als der erdhafte Theil, welcher, nach Abſonderung des Harzes und Gummi, übrig bleibt; daher muß man entweder die Wurzel ganz, und nur zu Pulver geſtoßen, oder ſolche mit Wein abgekochet, den Kranken geben, damit wenigſtens der harzichte Theil noch mit dem Gummi verbunden ſey. Beyde wirken zugleich, aber wahrſcheinlich auf verſchiedene Weiſe. Der ſchleimichte Theil überzieht vielleicht die innerliche Oberfläche der Gedärme, und erſetzet den natürlichen Schleim, deſſen die Gedärme bey der Ruhr beraubet werden, der harzichte aber erreget Erbrechen, und führet die kranke Materie aus. Iſt der holzichte Theil auch zugegen, ſo kann man davon noch eine ſtärkende Kraft erwarten. Wie viel von dieſer Wurzel auf einmal dem Kranken zu verordnen, iſt nicht füglich zu beſtimmen; indeſſen will man beobachtet haben, daß ſchon ſechs Gran ein gelindes Erbrechen erregen, und von zehn Gran keine ſtärkere Wirkung erfolge, als wenn ein oder auch zween Scrupel gegeben würden; daher viele Aerzte auch nur ſechs, höchſtens zehn Grane verordnen, als Geoffroi, Pye, Salzmann; auch Pringle behauptet, wie alle Brechmittel in kleiner Menge, aber zu wiederholtenmalen hinter einander gegeben, die beſte Wirkung leiſteten. Von der Ipecacuanhe hat Pringle alle Stunden fünf Gran nehmen laſſen, und gemeiniglich nach dem drittenmale das Erbrechen erhalten. Und dieſe kleine Menge iſt vorzüglich bey der rothen Ruhr gebräuchlich, welche zuweilen dadurch auf einmal geheilet wird. Da aber bey dieſer wichtigen Krankheit nur der gegenwärtige und vernünftige Arzt beſtimmen kann, wie viel und wie oft die Ipecacuanhe, und welche andere Mittel zugleich zu gebrauchen, wollen wir von dieſer Cur nichts weiter anführen, ſondern nur bemerken, wie dieſe Wurzel überhaupt ein ſicheres, ge-

lindes und wirkſames Brechmittel ſey, und in allen Fällen gebrauchet werden könne, wo dergleichen Ausführung nöthig iſt; doch ſoll man alsdenn einem erwachſenen Menſchen wenigſtens ein auch anderthalb Scrupel geben, indem, nach andern Erfahrungen, ſechs und acht Gran nicht hinlänglich Erbrechen erregen, ſondern nur den widernatürlichen Schleim auflöſen und zertheilen. Acht Gran Ipecacuanhe mit eben ſo viel Rhabarber verſetzet, iſt auch ein gutes Brechmittel, und ſoll ſo viel wirken, als wenn man dreyßig bis vierzig Grane von dem erſten Mittel allein gebrauchte. ſ. Prodr. Act. Hafnienſ. p. 149. Herr Dahlberg hat die, auch ſchon von andern Aerzten bemerkte, gute Wirkung dieſer Wurzel, wenn ſelbige nur zu einigen Granen gegeben wird, in Blutflüßen von neuen beſtätiget, aber nicht mehr als $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Gran Ipecacuanhe mit einem Scrupel Zucker verſetzet, auf einmal nehmen laſſen, und dadurch bey dem weiblichen Geſchlechte den allzuhäufigen Abgang des Blutes aus den Geburtsgliedern glücklich geſtillet. ſ. Schwed. Acad. Abhandl. vom J. 1770. oder 32. Band 313. S. Von den wiederholten und glücklich ausgefallenen Erfahrungen dieſer Curart hat Herr Dahlberg 1775. Hrn. Murray Nachricht gegeben. Wie aber in ſolchem Falle die Wirkung geſchehen dürfte, hat Herr Murray wohl am beſten angegeben, indem er davor hält, daß ſolches vorzüglich von der antiſpasmodiſchen Kraft der Wurzel, welche auch bey Mutterbeſchwerungen, Milzſucht, Verſtopfung der monathlichen Reinigung und andern Krankheiten von den Aerzten wahrgenommen worden, herzuleiten ſey, und dieſes um deſto gewiſſer, da öfters bey Blutflüßen, ſonderlich des weiblichen Geſchlechts Krämpfe, mit im Spiele ſind. ſ. Murray Apparatus Medicaminum Vol. I. p. 539. Die Pflanze, deren Wurzel man Ipecacuanhe nennt, iſt vielleicht noch nicht genau bekannt. Vielleicht kommen die verſchiedenen Sorten von verſchiedenen Pflanzen, und wir finden bey den Schriftſtellern auch verſchiedene angegeben, aber nicht gehörig beſchrieben. Sloane will entdeckt haben, daß die falſche braune Ipecacuanhe die Wurzel von einer giftigen Pflanze und einer Art Hundskohl ſey. Herr von Linné hat eine Art Euphorbien mit dem Beynamen Ipecacuanhe beleget, und Herr Vogel angenommen, wie unſere Wurzel davon abſtamme. Andere, wie Herr von Linné in der Mat. Med. und Herr Cranz rechnen die Ipecacuanhepflanze zu der Lonicera, und verſtehen darunter diejenige Art, welche in dem Cliffortiſchen Garten

unter dem beſondern Geſchlechtsnamen Ouragoga angeführet und beſchrieben worden. Die neueſten Schriftſteller aber halten ſolche für eine Art Veilchen, und dieſer Meynung iſt endlich auch Hr. von Linne' beygepflichtet, und ſolches in einer beſondern Streitſchrift zu erweiſen, bemühet geweſen. Es führet ſolche in der Murrayiſchen Ausgabe den Namen Viola Ipecacuanha, und wird durch die eyförmigen, am Rande und auf der untern Fläche mit Haaren beſetzten Blättern und aufrechtſtehenden Blumen, von den andern Veilchenarten unterſchieden. Herr Vandelli nennt die Pflanze, welche die Ipecacuanhe geben ſoll, Pompalia; ob dieſe von der angegebenen Veilchen verſchieden ſey, iſt nicht zu beſtimmen. Da man demnach hiervon noch keine völlige Gewißheit hat, wollen wir auch die angeführten Pflanzen nicht weiter beſchreiben.

Iperbaum.

S. Rüſtern.

Iperu.

Iperu, nach dem Marcgrav, S. 172. ein Fiſch in Braſilien, den die Portugieſen Tiberaon oder Tuberaon, die Holländer aber Heye, nennen. Er iſt der Canis Carcharias oder Lamia. Die ganze Länge ſeines Leibes bis an den Schwanz iſt zu ſechs Fuß. Die Länge des Schwanzes, (welcher eine breite, gabelmäßig getheilte Floße iſt, deren oberer Theil länger als der untere) iſt zu zween Fuß. Im Rachen hat er eine dreyfache Reihe großer dreyeckichter Zähne, wie die Zähne eines großen Wildes, und jeder Zahn iſt wiederum ſägeförmig gezähnelt, deren ich auf einhundert und zwey und zwanzig gezählet habe. Die Augen ſind erhaben; neben denſelben hat er auf jeder Seiten, ſtatt der Kiemenöffnungen drey, ſpannenlange Einſchnitte und Ritzen. Der ganze Leib wird mit einer rauh anzufühlenden Haut bedecket, die getrocknet zu Polirung und Glätte des Holzes und Schreinerarbeit tauget. Die Dicke ſeines Leibes iſt zu zween Fuß. Außer dem Schwanze hat er ſechs Floßen: die zwo größern, anderthalb Fuß langen und ſieben Zoll breiten, ſitzen auf jeder Seite, nahe an den Kiemenöffnungen; eine erhabene findet ſich mitten auf dem Rücken; zwo kleinere am unterſten Bauche, und die kleinſte nahe am Schwanze am untern Leibe. Er hat ein ſehr weißes, aber trockenes, Fleiſch, und wird von dem Schiffsvolke und Handarbeitern gegeſſen. Die Jungen ſchmecken ganz leidlich. Ich habe mehr als zwanzigmal einen großen Hund von einem ſolchen Tiburone in Bibiribi freſſen ſehen. Ich habe zum öftern geſehen, daß

einem Hunde die zwo Hinterkeulen auf einmal abgebiſſen worden. Den Menſchen iſt er ſehr aufſätzig und zerreißt leicht einen, der ſich unvorſichtig ins Waſſer begiebt. Nach der Anmerkung iſt zwar Aldrovand, de Cane Carcharia, nachzuſehen, aber zu bemerken, daß dieſer in ſeinen Zeichnungen auf jeder Seite fünf Einſchnitte angebe, da der Autor, Marcgrav, nur drey ihm zutheile. Ich beſitze aber auch das Gerippe von einem Rachen, da ſowohl im obern als untern Kiefer eine ſechsfache Reihe, auf den Seiten gezähnelter, Zähne befindlich, deren, außer den kleinern, über dreyhundert zu zählen, ſo daß dieſer Rachen ſchrecklich anzuſehen. Eine kleinere Art dieſes Tiburonis heißt bey den Holländern Cruysheye, weil er, in Anſehung ſeiner Geſtalt dem größern ähnlich, außer dem Kopfe der faſt dreyeckicht und wie ein Herz gebildet iſt. Die kleinen Augen ſitzen an den Seiten des Kopfes, der Rachen iſt klein, dreyeckicht, und ſitzt tief unten, mit einer dreyfachen Reihe kleiner Zähne, und da daſſelbe enge, kann er ſo ſehr nicht ſchaden. Sein Fleiſch iſt beſſer als des größern. Es findet ſich noch eine andere Art, die die Braſilianer Vrumaru, die Portugieſen Lixa, die Griechen Ρίνη, die Lateiner Squatina, und die Holländer een Schoerheye, nennen, ſ. unſere Artikel, Hayen, Th. III. S. 695. und Hundskopf, Th. IV. S. 161.

Iperuquiba.

Iperuquiba und Piraquiba iſt, nach dem Marcgrav, S. 180. ein Braſilianiſcher Fiſch, den die Portugieſen Piexe Pogador, und Piexe Piolho, die unſrigen, (nämlich die Holländer,) Suyger, nennen, weil er an dem Tiburoni, dem Seehunde, ſäugend anhängt. Er iſt auf achtzehn Zoll lang, faſt rundlich, vier Zoll dick, wo er am dickſten, und wird nach und nach dünner. Er hat faſt ein dreyeckichtes Maul, deſſen oberer Theil kürzer, als der untere, auch eine Zunge. Der Kopf iſt oberwärts nach dem Rücken zu, zween Zoll lang, faſt platt und ſo gerippt, daß er mit ſeinen Querſtrichen faſt den Gaumen eines Thieres vorſtellet. Mit dieſem gerunzelten Schilde hängt er ſich an den Bauch des Seehundes, (auch anderer Fiſche) an, und läßt ſich mit ihm fangen und herausziehen. Er hat kleine, gelbe Augen mit einem ſchwarzen Augapfel und halben gelben Ringe. Statt der Zähne finden ſich nur viele ganz kleine Erhabenheiten. Nach den Kiemen hat er auf beyden Seiten eine dreyeckichte, drittehalb Zoll lange, Floße, unten am Bauche zwo neben einander ſtehende, und von der Mitten des Leibes und Rückens

aber läuft eine ſchmale, ſich verjüngende, anderthalb Zoll lange, Floße nach dem Schwanze zu. Seine Haut iſt über und über aſchfarbig. In der Anmerkung wird hinzugeſetzet, daß Aldrovand dieſen Fiſch unter dem Namen Remora beſchreibe, und des Imperati, auch ſeine eigene, der Marcgraviſchen allerdings ähnliche, Zeichnung beyfüge. Er iſt Echeneis Neucrates, Linn. gen. 157. ſp. 2. Müllers Schiffhalter ſeiner Sauger, der ihn, Th. IV. Tab. IV. fig. 6. zeichnet. ſ. Stopfiſch, Echeneis 2. des Kleins, und unſern Artikel, Echeneis, Th. II. S. 470.

Ippo.

Unter dieſem Namen hat ein Ungenannter aus London die Beſchreibung eines neuen, wenigſtens bey uns ganz unbekannten, Giftes an die Verfaſſer des Journal Encycloped. überſandt, welche auch daſelbſt im 3 Th. 3 S. und daraus überſetzt in Vogels neuer mediciniſche Bibliothek 3. Band 273. S. eingerücket iſt. Ippo iſt der Name, den die Macaſſars, welche geſittete Mahomedaner ſind, dem Gummi eines gewiſſen Baumes beylegen. Dieſes glänzet, iſt zerbrechlich, ſchwarz und gleicht in allen Stücken dem gemeinen Peche. Der Baum, von dem es kömmt, wächſt auf der Inſel Celebes im ſüdlichen Meere, ganz vorne im Lande. Die Macaſſars bedienen ſich deſſen auf ihren Reiſen. Sie verſehen ſich nämlich mit einer Art eines Blaſerohrs von rothen und harten Holze, das dem Braſilienholze gleicht, und von ihnen Sampitan genannt wird. Die eine Spitze dieſes Rohres iſt mit einer breiten eiſernen Lanze beſetzet. Zugleich nehmen ſie einen kleinen Pfeil und das eine Ende deſſelben ſtecken ſie in ein rundes Stücke leicht und zartes Holz, das dem Korke ähnlich iſt. Dieſes Stücke Holz füllet die Röhre des Blaſerohrs ganz genau aus, ſo daß beym Hineinblaſen alle Luft wider das Holz dränget, und ſolchergeſtalt den Pfeil mit der größten Gewalt forttreibt. Am andern Ende des Pfeiles iſt ein kleiner Hacken oder hölzerne Lanze befeſtiget, welche mit dem Gifte zubereitet worden. Dieſe Zubereitung geſchieht alſo: Wenn die Wilden, ſo den Namen Terragias führen, das Gift ſam̃len, hüten ſie ſich ſorgfältig, daß ihnen nicht der Wind von dem Baume her entgegen komme, und wenn ſie es geſammlet, thun ſie es in hohle Röhren, und tragen es nach Macaſſar. Die Könige und Vornehmen ſuchen ſich das beſte aus. Sie laſſen es auflöſen und ſtreichen davon eines Zolls dicke an das Ende eines Stockes, welches ſie hernach mit Blättern von Wegebreit bedecken, und mit

Baſt zubinden, damit es die Luft nicht berühre, hierauf ſetzen ſie es an einen warmen und verſchloſſenen Ort, da es ſich zwey bis drey Jahre, ohne etwas von ſeiner Kraft zu verlieren, erhält. Auch ſoll dawider kein Gegengift bekannt ſeyn. Wenn man ſich deſſelben bedienen will, nimmt man eine glatte Muſchelſchale, und ein breites, am Ende glattes Stück Holz, wie auch ein wenig von der friſchen Galangawurzel, die man reiben, und mit ein wenig Waſſer vermiſchen, hernach aber den Saft auf einen porzellanen Teller auspreſſen muß. Hierauf kratzet man mit einem Meſſer ein wenig Gift auf die Muſchelſchale, ſtecket das Ende des Holzes in den gedachten Saft, und löſet ſolchergeſtalt das Gift ſo weit auf, daß es die Zähigkeit eines Syrups erhalte. Mit dieſem Holze beſtreicht man den Hacken oder die hölzerne Lanze am Ende des Pfeiles, und ſtecket die Pfeile in wohl verſchloſſene Blaſeröhre, da ſie denn ihre giftige Kraft einen Monath lang behalten, hernach aber verlieren. Dieſes iſt die Urſache, warum die nach England gebrachten vergifteten Pfeile keine Wirkung mehr gethan. Wir haben dieſes etwas umſtändlich angeführet, damit man erkenne, wie viel Kunſt und Mühe noch jetzo angewandt werde, um die Pfeile zu vergiften, und dadurch tödtliche Wunden zu verurſachen; wünſchen aber, daß dieſer Gift bey uns ferner unbekannt bleiben möge.

Ireſine.

Wir behalten lieber zur Zeit dieſen Namen, als daß wir dafür mit Herr Planern Straußfeder annehmen ſollten; obgleich die Blume glänzet, und die Pflanze ehedem zum Amaranth oder Hahnenkamme, welcher auch von einigen den Namen Straußfeder erhalten, gerechnet worden. Die Pflanze wächſt in Virginien und Jamaika, iſt aber in Deutſchland, vielleicht auch in Europa noch nicht erzogen worden. Männliche und weibliche Blumen finden ſich auf verſchiedenen Pflanzen. Beyde haben zwey kleine glänzende Kelch- und fünf aufgerichtete Blumenblätter. In den männlichen zählet man fünf Staubfäden, mit fünf dazwiſchen geſtellten, ſchuppichten Honigbehältniſſen, und bey den weiblichen ſtehen auf dem eyförmigen Fruchtkeime zwey rundliche Staubwege. Das Saamenbehältniß enthält einige, mit wollichten Weſen überzogene, Saamen.

Irisblume.

Unter dieſem Namen begreifen wir alle diejenigen Pflanzen, welche auch ſonſt Schwerdlilie, Schwerdtel, Himmelsſchwertel, genannt werden, und ſtatt des Kelches eine zweyklappige Scheide;

ſechs länglichte, und davon drey auswärts gebogene und drey aufgerichtete Blumenblätter, oder, indem dieſe mit dem untern ſchmalen Theile unter einander verwachſen ſind, nur ſechs Einſchnitte; drey, auf den auswärts gebogenen Einſchnitten aufliegende Staubfäden; einen kurzen Griffel, aber drey große, den Einſchnitten des Blumenblattes ähnliche, auswärts gebogene, und am Ende zweyſpaltige Staubwege, und eine länglichte, eckichte, dreyklappige, dreyfächerichte Frucht mit vielen großen Saamen zeigen. Tournefort hat aus den Pflanzen, welche dergleichen Blumen und Früchte tragen, vier Geſchlechter gemachet, und das Unterſcheidungszeichen von der Wurzel und den Blättern entlehnet. Die Iris hat eine knollichte, kriechende, oder ſeitwärts ausgebreitete Wurzel und ſchwerdförmige Blätter; der Hermodactylus eine knollichte Wurzel und viereckichte Blätter; beym Xiphio und Siſyrinchio iſt die Wurzel eine Zwiebel, bey dem erſten Geſchlechte eine einfache, bey dem andern eine doppelte, indem die eine auf der andern liegt. Da aber dieſer Unterſchied zu Beſtimmung der Geſchlechter nicht hinreichend iſt, haben die neuern Schriftſteller dieſe alle unter dem Namen Iris vereiniget. Es finden ſich zwar noch zwey andere Umſtände, wodurch die Arten ſich von einander unterſcheiden, indem bey einigen die Frucht drey- bey andern ſechseckicht iſt, und verſchiedene Arten auf den auswärts geſchlagenen Einſchnitten des Blumenblattes eine, der Länge hinlaufende haarichte Linie, als ein beſonderes Honigbehältniß, zeigen, andere aber äußerlich am Boden des Blumenblattes drey Honiggruben beſitzen. Da aber das ganze Anſehen der Blume bey allen einerley iſt, kann man dieſe, und andere in der Blume und Frucht vorkommende Unterſcheidungszeichen lieber zu Beſtimmung der Arten anwenden, als dieſes natürliche Geſchlecht in mehrere zu trennen, welches auch um deſto nöthiger ſeyn dürfte, da es ſonſt ſchwer halten möchte, die vielen Arten von einander abzuſondern. In der Murrayiſchen Ausgabe finden wir drey und zwanzig Arten, davon zwar nur eine oder zwo in Deutſchland wild wachſen, mehrere aber in den Gärten gebauet werden. Die bekannteſten ſind

a) von den Arten, welche bärtige, oder mit Haaren beſetzte Blumeneinſchnitte zeigen,

1) die gemeine blaue Irisblume, Beilwurzel, Iris germanica L. Die knollichte, in Gelenke abgetheilte, unterwärts mit Fäſerchen beſetzte Wurzel breitet ſich ſchräge unter, auch öfters über der Erde aus, und treibt ſchwerdförmige,

 am

am innern Rande der Länge nach aufgeſchlitzte, einander umfaſſende, etwa einen Zoll breite, ſpitzig zulaufende und einer Ellen lange Blätter; zwiſchen dieſen entſteht der höhere, gerade, runde, glatte, durch verſchiedene Knoten abgetheilte, und daſelbſt mit einzelnen Blättern umgebene und oberwärts in einige Zweige abgetheilte Stängel. Wo die Zweige abgehen, ſitzen einige, gemeiniglich fünf große vertrocknete Schuppen. Die untern Blumen ſind geſtielet, die obern ſitzen mehr platt auf. Sie erſcheinen im Junius. Die, anfangs der Blüthe grünen, auch am Rande blaulichten, länglichten Blumenſcheiden verwelken, wenn die Blume völlig aufgeblühet, und indem ſie ſich ausbreiten, werden ſie viel kürzer. Das Blumenblatt iſt äußerlich fahl oder aſchgrau, inwendig purpurfärbig oder violet; die Staubwege ſind von gleicher Farbe, am Ende geſpalten, und mit einem vorragenden Bogen beſetzet. Die Frucht iſt dreyeckicht. Man gebrauchet hiervon die Wurzel, welche im friſchen Zuſtande einen ſcharfen Geruch und Geſchmack hat, und zu den heftigen Purgiermitteln gezählet wird. Man gebrauchet ſolche auch daher nur in der Waſſerſucht, wo dergleichen ſtarke, die wäſſerichten Feuchtigkeiten durch den Stuhlgang abführende Mittel gemeiniglich erfordert werden. Und in dieſem Falle erwählet man den friſch ausgepreßten Saft, und giebt dieſen zu zwo und drey Unzen entweder allein, oder mit Wein vermiſchet. Wegen ihrer Schärfe, davon öfters in dem Halſe und Magen ein Brennen verurſachet wird, ſoll man behutſam damit verfahren. Der Saft mit Bohnenmehl vermiſchet, und auf die Haut geſtrichen, ſoll alle Flecke wegnehmen. Die getrocknete Wurzel beſitzt ſchwächere Kräfte, und wird den Urin treiben. Die eingeweichten, und ſchon halb verfaulten Blumen geben mit Kalk eine ſchöne grüne Farbe. Herr Montet in den Schriften der Pariſer Akademie vom Jahre 1772. ſchlägt dieſe Wurzel, ſtatt der Florentiniſchen, zum Mediciniſchen Gebrauche und zum Räuchern vor. Sie giebt einen Violengeruch von ſich, wenn ſie nur gehörig getrocknet wird. Und hierinnen ſuchet Herr Montet was beſonderes. Er giebt überhaupt den Rath, alle Gewächſe ſehr geſchwinde, und nicht, wie ſonſt gewöhnlich, im Schatten und langſam zu trocknen; man ſoll daher auch die Iriswurzel im Sommer ausgraben, weil ſie alsdenn weißer und riechbarer iſt, nicht abwaſchen, ſondern mit dem Meſſer die äußerliche Schale, und alles grüne und ſchwarze wegnehmen, damit nur das weiße übrig

bleibt, und dieſes in dünne Scheiben zerſchneiden, und bey der ſtärkſten Sonnenhitze, oder in einem Darrofen trocknen. Der Geruch ſoll deſto ſtärker ſeyn, wenn man ſie bey trockner Luft getrocknet, und durch das Liegen des Pulvers ſich noch verſtärken. Das riechbare ſoll nicht im Safte ſtecken, vielmehr das im Preßtuche zurückbleibende Mark einen Geruch von ſich geben, wenn es ſchnell getrocknet wird.

2) Florentiniſche Veilcheniris, Veilchenwurzel, Violwurzel, Iris florentina Linn. wächſt in den wärmern Gegenden von Europa, iſt dem Anſehn nach der vorigen völlig ähnlich, der Stängel höher als die Blätter, und gemeiniglich mit zwo platt aufſitzenden Blumen gezieret. Der merklichſte Unterſchied aber beſteht in der Farbe. Die Blätter ſind mehr meergrün, und die Blumen weiß. Dieſe haben einen ſchwachen, angenehmen, die dicke, feſte Wurzel aber einen ſtärkern, den Veilchen ähnlichen Geruch. Die drey blätterähnlichen Staubwege ſtehen mehr aufgerichtet, und ſind etwas weniges eingekerbet. Wenn die Wurzel von ihrer gelbröthlichten, gedüpfelten Schale geſäubert und getrocknet iſt, erſcheint ſie weißlicht, ſchmecket bitter und ſcharf, doch zugleich ſchleimicht und mehlicht, und hat noch einen ſtärkern Geruch, als im friſchen Zuſtande. Von dieſer getrockneten Wurzel verordnet man einen halben, auch ganzen Scrupel zum innerlichen Gebrauche bey verſchiedenen Krankheiten. Sie reitzet, zertheilet, reiniget und eröffnet, befördert den Urin, dämpfet die Säure in den erſten Wegen, lindert die Krämpfe, und wird vorzüglich die ſchleimichten, und in der Lunge ſtockenden Säfte auflöſen, den Auswurf befördern, und in der Engbrüſtigkeit, kurzen Athem und Huſten nützlich ſeyn. Man lobet ſolche auch wider das Bauchgrimmen der Kinder, vielleicht aus dem Grunde, weil C. Hoffmann vorgegeben, als ob ſelbige den Schlaf beförderе. Der Schnupftaback wird öfters damit angemachet, ſolche auch andern Räucherwerken beygemiſchet.

3) Die Chalcedoniſche ſchwarzgefleckte Iris, Suſianiſche Schwerdlilie, traurige Iris, Fledermaus, Iris Suſiana Linn. wächſt bey Conſtantinopel und in andern Gegenden des Morgenlandes. Die Wurzel, Blätter und das übrige Anſehn kömmt mit der erſten Art überein; der Stängel iſt gemeiniglich höher, als die Blätter, und ohne Zweige, mit einer einzigen Blume geendiget. Die Größe der Blume, welche ſich im May oder Junius darſtellet, übertrifft alle Irisarten. Die drey aufwärts gerich-

teten Einſchnitte ſind löffelförmig vertiefet, vier Zoll lang, und am mittelſten Theile viertehalb Zoll breit; die unterwärts gerichteten halten in der Länge und Breite viertehalb Zoll. Der Grund ihrer Farbe iſt weiß, aber mit vielen feinen, ſchwärzlichen Linien und Puncten dergeſtalt bezeichnet, daß dieſe mehr als das weiße in die Augen fallen. Wenn man das Blumenblatt gegen die Sonne, oder gegen das Licht anſieht, kann man leicht wahrnehmen, wie die Striche und Pünctchen nicht ſchwarz, ſondern dunkelroth ſind. Die Haare auf den unterwärts gerichteten Einſchnitten erſcheinen auch dunkelpurpurfärbig, ingleichen die Staubwege. Sie iſt in der Blüthe eine wahre Zierde in den Gärten.

4) Die nach Hollunder riechende Iris, Iris ſambucina L. wächſt in den wärmern Gegenden Europens, und iſt von der erſten Art nicht viel unterſchieden. Die drey unterwärts gerichteten Einſchnitte des Blumenblattes ſind dunkelviolet gefärbet, einigermaßen eingekerbet und platt, die aufgerichteten etwas bläßer und merklicher eingekerbet, auch die zugeſpitzten Staubwege eingezacket. Schon C. Bauhin giebt an, daß die Blüthe nach Hollunder rieche.

5) Die geſtreifte Irisblume, befleckte Schwerdlilie, Iris ſqualens Linn. wächſt auch in den mittägigen Gegenden Europens, und hat gleichfalls mit der gemeinen Art viele Aehnlichkeit. Die unterwärts gerichteten Einſchnitte des Blumenblattes ſind in der Mitte gefalten, dunkelviolet gefärbet, und mit blaßgelblichten, auch blaulichten Striefen durchzogen, die aufwärtsſtehenden aber, ingleichen auch die Staubwege ſchmutziggelb, und merklich eingekerbet.

6) Die gelbſcheckichte Irisblume, bunte Schwerdlilie, Iris variegata Linn. wächſt in Ungarn, iſt der erſten Art ebenfalls ähnlich. Blätter und Stängel ſollen einerley Länge haben. Die Blume iſt gelb und purpurroth geſtreifet.

7) Nackende Irisblume, Iris aphylla L. Ihr Vaterland iſt nicht bekannt. Der Stängel hat mit den Blättern gleiche Länge, iſt aber mit keinen Blättern, wie vorherſtehende, beſetzet, ſondern nackend. Die Blumenſcheiden ſind purpurfärbig; und die Blumen von gleicher Farbe, aber weiß geſtreifet.

8) Niedrige dreyblüthige Iris, die zweymal blühende Schwerdlile, Iris biflora Linn. wächſt in Portugall auf den Felſen. Der rundlichte Stängel iſt kürzer als die Blätter, und theilet ſich oberwärts gemeiniglich in drey, ſelten in zween Zweige,

mit gleicher Zahl von Blumen, welche ſich im May, auch im Herbſte zeigen. Die Blätter ſind nach außen etwas ſichelförmig, die Blumeneinſchnitte veilchenblau, und nicht eingekerbet, die drey aufgerichteten mit weißen, äſtigen Adern durchzogen, und mit weißen Haaren beſetzet.

9) Die niedrige einblüthige Iris, kleine Zwergſchwerdlilie, Chamaeiris, Iris pumila Linn. wächſt in Oeſterreich und Ungarn; die Blätter ſind gemeiniglich länger als der, mit einer Blume beſetzte, Stängel, jedoch kürzer und ſchmäler als bey den vorherſtehenden Arten. Die im May hervorbrechende Blume ſpielet; ſie iſt purpurroth, veilchenblau, gelblicht, weiß, auch mit verſchiedenen Farben gemiſchet.

b) Arten, deren Einſchnitte des Blumenblattes ohne Bart, oder ganz glatt ſind.

10) Die gelbe Sumpfirisblume, gelbe Waſſerlilie, gelbe Schwertel, Waſſerſchwertel, Ackerwurz, Waſſerilchen, gelbe Teichlilie, Gelbliſch, gelbe Drachenwurzel, Blutwurzel, Tropfwurzel, Acorus adulterinus C. Bauh. Iris Pſeudacorus Linn. wächſt häufig an den Ufern der langſamen Flüſſe und Sümpfe, öfters mit dem Kalmuß zugleich, mit welchem man ſelbige ja nicht verwechſeln, und um deſtomehr beyde von einander unterſcheiden ſoll, da die Blätter eine große Aehnlichkeit zeigen, die innere Beſchaffenheit aber ganz verſchieden iſt. Die dicke, fleiſchichte Wurzel breitet ſich weit aus. Die dunkelgrünen und ſchwerdförmigen Blätter ſind ſchmal und ſehr lang, die Stängel drey Fuß hoch, und hin und wieder gebogen. Im Junius und Julius zeigen ſich die ganz gelben Blumen, davon gemeiniglich zwoe mit einer dreyblättrichten Hülle umgeben ſind. Die drey aufgerichteten Einſchnitte des Blumenblattes ſind ganz klein, und noch kleiner als die Staubwege, die drey umgeſchlagenen zeigen zu beyden Seiten, neben dem Staubwege, einen zähnichten Fortſatz und die Staubwege am Ende drey Einſchnitte. Die Pflanze findet ſich auch häufig auf und um naſſe Wieſen, iſt aber daſelbſt verhaſſet, weil ſelbige außer den Ziegen, alle Thiere unberühret laſſen, daher man auch bey der Heuerndte die Blätter abzuſondern, und nur zur Streu zu gebrauchen pfleget. Die Ausrottung derſelben auf dergleichen Wieſen iſt nicht wohl möglich, und der Marqvis Croixmore hat alle Mittel vergebens angewandt. Er hat ſolche nur durch das Ausgraben vertilgen können. S. Neu Hamburg. Mag. 7. B. 368. S. Die Blume und Wurzel haben einen brennenden Geſchmack, auch zeiget die Wurzel

etwas

etwas zuſammenziehendes. Dieſe wird zuweilen in der Arzneykunſt gebrauchet. Der friſch ausgepreßte Saft zu zwo bis drey Unzen erreget, wie von der erſten Art, öftern Stuhlgang. Der ausgepreßte Saft zu achtzig Tropfen, mit dem Syrup vom Creutzbeerſtrauche vermiſchet, und alle zwo Stunden den Waſſerſüchtigen eingegeben, hat Ramſay in den Schriften der Edinburger Geſellſchaft gar ſehr angerühmet. Etliche Tropfen von dieſem Safte in den ſchmerzhaften Zahn geleget, ſoll die Schmerzen alsbald ſtillen. Man hat auch die Wurzel als ein anhaltendes Mittel in der rothen Ruhr und andern Bauchflüſſen angerathen, wobey aber leicht Schaden zu befürchten. Man kann, nach Hrn. Gleditſchens Erfahrungen, die Pflanze, ſonderlich die Wurzel, zum Lohgerben gebrauchen. Da auch die letztere einen farbigen Saft, faſt wie die rothen Rüben, giebt, könnte ſolche vielleicht bey beſondern Ledergaren gebrauchet werden. Hr. Denſo hat auch aus der Blume eine ſchöne gelbe Farbe erhalten. Der Eſſig, ſo auf friſche Blumen gegoſſen worden, hat in der Sonne ein ſchönes Gelb ausgezogen. Die Blüthe, wenn ſie der Verwelkung nahe iſt, hat derſelbe getrocknet, und dadurch eine mehrere und dauerhaftere Farbe erhalten. Es ſoll dieſe Farbe der Curcume vorzuziehen, dunkler, reicher, und gleichſam fetter ſeyn. S. deſſen Beyträge zur Naturkunde 5. Stück 364. S.

11) Die eckichte, ſtinkende Irisblume, ſtinkende Schwerdlilie, Wandläuskraut, Spatula foetida, Xyris, Iris foetidiſſima L. wächſt in England und Frankreich. Die dicke, fäſerichte Wurzel treibt viele, lange, ſchwerdförmige Blätter, welche, wenn man ſie zerreibt, einen ſtinkenden Geruch von ſich geben; der Stängel hat mit dieſen faſt einerley Höhe, iſt mit vielen Blättern beſetzet, und zwar rundlich, doch auf einer Seite eckicht, und gemeiniglich mit einer Blume geendiget. Dieſe hat eine beſondere, gleichſam verſchoſſene, blaulichte, traurige Farbe. Die drey aufgerichteten Einſchnitte ſind größer als die Staubwege, und ausgebreitet, die drey übrigen unterwärts mit Falten verſehen; die Saamen roth, von der Größe einer Erbſe, und von einem ſcharfen Geſchmacke. Man findet auch eine Spielart, mit weiß und grün geſtreiften Blättern. Man hat ehedem die Wurzel wider die Kröpfe, auch den davon bereiteten Trank wider die Verſtopfungen der Eingeweide und Waſſerſucht angerühmet. Jetzo iſt ſie ganz außer Gebrauch gekommen.

12) Die ſchmalblättrige, hochſtänglichte Iris mit dem dreyeckichten Fruchtkeime. Sibiriſche Schwerdlilie, ſchmalblättrichter Wieſenſchwertel, Iris pratenſis anguſtifolia. Iris Sibirica L. wächſt in Sibirien, Böhmen und in der Schweitz, auf den Wieſen. Die Wurzel iſt mehr fäſericht, als knollicht, und der rundliche Stängel höher, als die ſchmalen, dunkelgrünen Blätter. Die theils hell-, theils dunkelblauen Blumen erſcheinen im Heumonathe, und zeigen vertrocknete Blumenſcheiden. Die Farbe der Blumen iſt ſehr veränderlich, gemeiniglich durchaus bläulicht. Die Staubwege ſind zweyſpaltig, und unter dem Spalte mit einem vorragenden Triangel beſetzet.

13) Die ſchmalblättrichte, hochſtänglichte Iris mit dem ſechseckichten Fruchtkeime. Unächte Schwerdlilie, ſchmalblättrichte Wieſenſchwerdlilie mit ſtinkenden Blättern, Iris folio foetido C. B. Iris ſpuria Linn. wächſt auf den Wieſen in Deutſchland. Der rundliche Stängel iſt höher, als die ſchmalen, faſt gleichbreiten Blätter; dieſe geben, wenn man ſie zerreibt, einen unangenehmen Geruch von ſich. Die Blumen zeigen ſich im Julius. Die drey aufgerichteten Einſchnitte ſind hellblau, die drey andern purpurfärbig. Der Fruchtkeim iſt ſechseckicht.

14) Die grasblättrichte Irisblume mit zweyeckichten Stängel, und ſechseckichten Fruchtkeime, Iris prunum redolens. Iris graminea Linn. wächſt in Oeſterreich. Die kleinen Blumen ſollen wie Pflaumen riechen. Drey Einſchnitte ſind hellpurpurfärbig, mit blauen Striefen, und die drey andern röthlichpurpurfärbig, mit veilchenblauen Streifen.

15) Die frühzeitige, niedrige, ſchmalblättrichte Iris, Chamaeiris verna. Iris verna L. wächſt in Virginien. Die fäſerichte Wurzel treibt viele grasartige Blätter, und einen viel niedrigern Stängel, ſo nur eine Blume trägt. Dieſe erſcheint zeitig im May, riecht angenehm, und zeiget drey blaue, und drey purpurrothe Einſchnitte.

16) Die Hermodactyl-Iris mit viereckichten Blättern, Hermodactylus Tourn. Iris tuberoſa Linn. iſt in Arabien und dem Oriente zu Hauſe. Die knollichte Wurzel treibt einige ſchmale, lange, aber viereckichte Blätter, woran ſie ſich von allen Arten unterſcheidet. Die Blumen ſind dunkelroth, S. Hermodactyl.

17) Zwiebelartige, hochſtänglichte Irisblume. Breitblättrichte Schwerdlilie, Iris bulboſa anglica. Iris Xiphium

phium L. iſt aus Spanien in unſere Gärten gebracht worden. Die zwiebelartige, länglichte, kleine Wurzel treibt viele pfriemenartige, und der Länge nach geſpaltene, einander umfaſſende Blätter, welche gemeiniglich kürzer als der Stängel ſind. Zwiſchen dieſen treibt der Stängel in die Höhe, und trägt meiſtentheils zwo Blumen, welche in Anſehung der Farbe vielfach verſchieden ſind. Man ſieht himmel- und veilchenblaue, purpurfärbige, weiße, aſchgraue, gelbe, blaß- und dunkelrothe, einfarbige, ſcheckichte, geſtreifte. Daher von dieſer und der folgenden Art viele Spielarten von den Gärtnern angeführet werden, welche wir alle übergehen, da jährlich neue hervorkommen.

18) Zwiebelartige, niedrige Irisblume. Perſiſche Schwerdlilie, Iris perſica Linn. iſt mit der vorherſtehenden öfters verwechſelt worden; ſie blühet im Frühjahre am zeitigſten, übertrifft alle andere Arten an Schönheit der Blumen, und iſt aus Perſien in unſere Gärten gebracht worden. Die Zwiebel beſteht, nach des Hrn. v. Linné Berichte, aus zwey Paar Schuppen, zwiſchen welchen eine Blume mit einfacher Scheide, und pfriemenartig aufgeſchlitzten Blättern ſitzen. Die bunten Blumen zeigen ſich ſchon im Februar und März. Die drey aufrechtsſtehenden Einſchnitte des Blumenblattes ſind ganz kurz.

Alle dieſe Irisarten kann man füglich in Anſehung der Wartung und Vermehrung in zwo Claſſen eintheilen. Die erſtern ſechzehn haben entweder knollichte, oder fäſerichte, dauerhafte Wurzeln, welche ſich leichtlich theilen, und dadurch vermehren laſſen. Sie dauern auch alle im freyen Lande, und verlangen weder einen beſondern Stand, noch andere mühſame Wartung. Das öftere Verſetzen bekömmt ihnen wohl. Die Chalcedoniſche iſt zärtlich, und wird bey einem kalten Winter erfrieren, daher man ſelbige auch in Töpfen hält, und dieſe den Winter über in ein gemeines Glashaus ſetzet, und ſo lange die Blätter mangeln, oder die Wurzel gleichſam ſchläft, gar nicht begießen ſoll, indem ſolche leicht ſchimmelt und faulet. Die in Töpfen verwahrten Stöcke blühen ſeltener, als wenn ſolche im freyen Lande ſtehen. Die eckichte ſtinkende dauert niemals im Lande, doch ſind die Stöcke im Glashauſe leicht auszuwintern, und leiden von der Näſſe nicht leicht Schaden, da die Blätter immer zugegen ſind. Die beyden letzten Arten müſſen wie andere Zwiebelgewächſe behandelt, und um das

andere,

andere, wenigſtens das dritte Jahr, aus der Erde genommen, von der anhangenden Brut gereiniget, und wieder in neue Erde geleget werden. Lange Zeit ſoll man die Zwiebeln nicht außer der Erde liegen laſſen, vierzehn Tage iſt genug. Das Ausheben geſchieht gegen den Herbſt, wenn die Blätter verwelket. Da dieſe Arten vorzüglich ſchöne und verſchiedene Farben in den Blumen zeigen, und aus Saamen erzeugte Pflanzen noch mehr Spielarten liefern, kann man auch Saamen ſam̃eln, ſolchem im Frühjahre in Käſten, ſo mit guter, doch ſandiger Erde erfüllet ſind, ausſtreuen, einen halben Zoll bedecken, und dieſe Käſten der Sonne vorzüglich Vormittags ausſetzen, zur nöthigen Zeit begießen, fleißig ausjäten, auch zuweilen mit etwas neuer Erde beſtreuen. Wenn die neuen Zwiebeln ein oder zwey Jahre alt ſind, werden ſolche in das Land verpflanzet, und bey der Blüthe, welche gemeiniglich im vierten Jahre erfolget, die ſchönſten Sorten ausgeleſen. Beyde Arten leiden zuweilen im Winter Schaden, zumal wenn der Schnee mangelt, daher man aus Vorſicht die Beete mit Moos oder Streu zu bedecken pfleget.

Irrbeere.

S. Dollkirſche.

Irrgarten.

S. Gehirncorall.

Irrlicht.

S. Lufterſcheinung.

Irusmuſchel.

Unter den Dreyeckmuſcheln führet Herr von Linne eine mit Namen Donax Irus an; und weil Irus einen armen Bettler bedeutet, hat Herr Müller ſolche die Bettlermuſchel genannt. Die länglichtrunde, ganz weiße Schale iſt ohngefähr ſo groß wie eine welſche Bohne, vorne runzlicht und ſtumpf, am Schloſſe zu beyden Seiten mit einem Zähnchen verſehen, wovon das eine eine gedoppelte Spitze führet. Die Oberfläche iſt mit dünnen, erhabenen, geſtreiften, und ſenkrecht in die Höhe gerichteten Querrunzeln verſehen. Man erhält dergleichen aus dem mittelländiſchen Meere.

Iſabelle.

S. Porzellanſchnecke und Tulpentute.

Iſatis.

Unter dieſem Namen wird von Herr Gmelin in den Nou. Comment. Acad. Petrop. Tom. V. ein vierfüßiges Thier beſchrieben, welches man als eine Mittelgattung zwiſchen dem Hunde und Fuchſe anſehen kann; denn in der

der Bildung des Leibes und Schwanzes kömmt es mit dem Fuchſe, in der Geſtalt des Kopfes aber mehr mit dem Hunde überein. Von dem Ritter Linné wird es Canis lagopus, und von Herr Müllern im Deutſchen Haaſenfuß genannt, weil ſeine Füße, wie die Füße der Haaſen, dick mit Haaren beſetzet ſind. Briſſon und verſchiedene andere Schriftſteller nennen es den weißen Fuchs, weil ſein Balg gemeiniglich, vornehmlich im Winter, weiß, ſonſt auch bläulichaſchgrau iſt. Die bläulichen werden viel höher, als die weißen geachtet. Die Ohren ſind beynahe rund, die Naſenlöcher nebſt dem untern Kinnbacken ſchwarz und unbehaart. Die Haare, womit der Körper bedecket iſt, haben ohngefähr eine Länge von zween Zoll, und ſind ſo weich wie Wolle. An den Vorderfüßen befinden ſich fünf, an den Hinterfüßen aber nur vier Zehen. Man findet dieſe Thiere in Sibirien, Lappland, Norwegen, und in andern nördlichen Ländern, wo ſie ſich gemeiniglich in freyen Gegenden aufhalten, und Haaſen, Ratzen und Vögel zu ihrer Nahrung aufſuchen.

Iſenkraut.

S. Eiſenkraut.

Iſer.

Iſer, ſonſt auch Aſche, Aeſche, Aeſcher, nach dem deutſchen Gesner, S. 174. wird eine Art der Salme oder Forinen, Thymallus, Vmbra, genannt; Salmo Thymallus, Linn. gen. 178. ſp. 17. die vierte ungezähnelte Forelle, Trutta edentula, 4. des Kleins. ſ. unſern Artikel, Forelle, Th. III. S. 181. no. 15.

Isländiſches Doublet.

Aus Island erhält man eine gewiſſe herzförmige Venusmuſchel, welche die Größe eines Hünereyes zeiget, und in die Quere geſtreifet und rauh iſt. Die Lippen an dem Vorderzwickel klaffen, und der hintere Zwickel oder After mangelt. Herr von Linné nennet ſelbige auch Venus Iſlandica.

Islandsflechte oder Moos.

S. Flechte.

Iſnardie.

Herr Petit hat dieſes Geſchlecht Dantia genannt. Beyde Namen erinnern uns an Hrn. Anton Danti d' Iſnard, welcher in den Schriften der Pariſer Akademie, im Jahr 1716. und folgenden, einige ſeltene Pflanzen beſchrieben. Die demſelben zum Andenken gewidmete Pflanze wächſt in Frankreich, Rußland und Virginien in den Flüſſen. Die eyförmigen, geſtielten Blätter ſtehen an dem geſtreckten und ſchwim-

ſchwimmenden Stängel, einander gegenüber, und zeigen an ihren Winkeln einzelne, grasgrüne, platt aufſitzende Blumen. Dieſe haben kein Blumenblatt, ſondern nur einen glockenförmigen vierſpaltigen Kelch, vier Staubfäden und einen längern Griffel mit dicken Staubwege. Der Kelch umgiebt das vierfächerichte Saamenbehältniß. Die Pflanze wird außer ihrem Geburtsorte nicht vorkommen.

Iſop oder Yſop.

Hyſſopus, gehöret zu den lippenförmigen Blumen mit vier Staubfäden und vier nackenden Saamen. Der Kelch iſt geſtreifet und mit fünf ſpitzigen Zähnen geendiget; die Röhre des Blumenblattes dünne, und ſo lang als der Kelch; die obere Lippe kurz, platt, rundlich, eingekerbet, die untere in drey Lappen getheilet, von welchen die beyden ſeitwärts geſtellten kurz und ſtumpf, der mittelſte aber breit, eingekerbet und faſt herzförmig, und in zween, weit von einander abſtehende, Einſchnitte getheilet, erſcheinen. Die beyden obern Staubfäden ſind kürzer, als die beyden untern, und dieſe mehr gegen die untere Lippe gerichtet. Der Staubweg iſt doppelt. Herr von Linné beſtimmet drey Arten.

1) Der gemeine Apotheker-iſop, auch Iſpen, Eiſewig, Eiſopen, Joſeple genannt, Hyſſopus officinalis et Linn. ſoll in Oeſterreich wild wachſen. Ob ſolcher auch in dem Morgenlande anzutreffen, und ob der Iſop, deſſen in der heiligen Schrift an verſchiedenen Stellen Meldung geſchieht, unſere Pflanze ſey, kommen die Schriftſteller nicht mit einander überein. Wir übergehen dieſen Streit gänzlich, da vielleicht niemals hierinnen etwas mit Gewißheit zu entſcheiden ſeyn dürfte. Die fäſerichte, dauerhafte Wurzel treibt holzichte, viereckichte, in Zweige abgetheilte, einen Schuh hohe, und mit ſchlanken, lanzetförmigen, völlig ganzen, glatten, einander gegen über geſtellten Blättern beſetzte, Stängel. Zwiſchen den Blättern ſtehen die Blumen wirtelförmig und bey dieſen einige ſchmale, gerade Deckblätter. Die untern Wirtel ſind von einander entfernet, die obern aber näher und dichter bey einander faſt ährenweiſe geſtellet; und da die Blumen alle ſich auf eine Seite wenden, ſtellen ſelbige eine einſeitige Aehre vor. Die Blumen erſcheinen im Junius und Julius und ſind gemeiniglich blau gefärbet, doch findet man auch Stöcke mit röthlichten oder weißen Blumen, auch andere mit ſcheckichten Blättern. In der Arzneykunſt gebrauchet man die Blätter und Blumen. Beyde haben einen ſtarken balſamiſchen Geruch, und ſcharfen

ſen, bittern, gewürzhaften Geſchmack, und werden daher mit andern einheimiſchen Gewürzen, auch in Anſehung der Kräfte, übereinkommen; mithin die feſten Theile ſtärken, die flüßigen zertheilen und die Bewegung der letztern befördern. Sie ſtärken das Haupt und die Nerven, befördern die Verdauung, treiben die Blähungen; vorzüglich rühmet man ſelbige in den Zufällen der Lunge, welche von einem zähen, ſchleimichten Weſen entſtehen, deſſen Auflöſung und Auswurf dadurch befördert werden kann. Man verordnet den mit Waſſer, Wein oder Bier bereiteten Trank, auch das abgezogene Waſſer, ſo in den Apotheken aufbehalten wird. Man bedienet ſich auch des Iſops öfters äußerlich. Ettmüller rühmet die friſchen oder getrockneten Blüthähren, wenn ſie in ein Säckchen gethan, und dieſes in kochendes Waſſer oder warmen Wein geweichet, und als eine feuchte Bähung auf die Augen geleget wird, das ausgetretene Geblüte in den Augen aufzulöſen und zu zertheilen. Es kann auch dergleichen Säckchen, oder das zerſchnittene und mit ungeſalzener Butter vermiſchte Kraut, als ein Umſchlag aufgeleget, bey allen äußerlichen Stockungen und Austretungen des Geblüts nützlich gebrauchet werden. Auch das abgezogene Waſſer iſt gut bey entzündeten Augen. Man kann auch den Iſop zu Bädern und Clyſtiren gebrauchen. In den Gärten bedienet man ſich des Iſops zu Einfaſſungen der Gartenbeete; es gedeihet ſolcher in einem leichten, magern und trocknen Boden beſſer, als in einem fetten und naſſen Erdreiche. Man kann das Kraut jährlich zweymal ſchneiden, und durch Saamen oder Theilung der Wurzel leicht neue Stöcke erhalten.

2) Der herzblätterichte Iſop, chineſiſcher Iſop mit unterwärts gedrehten Blumenkronen, Cataria floribus inuerſis Hall. Hyſſopus Lophanthus Linn. Dieſe, in den botaniſchen Gärten nicht mehr ſeltene, Pflanze wächſt in den mitternächtlichen Gegenden von China. Die fäſerichte Wurzel dauert viele Jahre, und treibt ein auch zween Fuß hohe, äſtige, haarichte, eckichte Stängel, an welchen einander gegen über geſtellte, herzförmige, ſtumpfe, eingekerbte Blätter, und an dem obern Theile Blumenwirtel ſtehen. Das blaulichte Blumenblatt iſt zuweilen umgekehret, und die untere Lippe oben geſtellet, oder auch zuweilen mehr ſeitwärts gerichtet. Die obere, hier aber gleichſam untere, Lippe iſt in zween eyförmige Einſchnitte getheilet, und die untere, hier aber mehr nach oben zu gerichtete, iſt breit und vielfach eingekerbet, und der Kelch

ſchief eingeſchnitten. Die Kelcheinſchnitte ſind von verſchiedener Länge, die untern Staubfäden kürzer als das Blumenblatt und die weißen Saamen mit einem herzförmigen Flecke bezeichnet. Der Geruch der Pflanze gleicht der Katzenmünze, mit welcher auch Herr von Haller ſelbige vereiniget hat. Es iſt auch wirklich zweifelhaft, ob man dieſe Art mit dem Iſop oder der Katzenmünze vereinigen ſolle. Die Staubfäden ſtehen von einander ab, wie bey dem Iſop, der mittlere Einſchnitt der untern Lippe des Blumenblattes aber iſt anders beſchaffen, nämlich vertiefet und am Raude eingekerbet, wie bey der Katzenmünze; mithin kömmt ſelbige mit keinem von dieſen beyden Geſchlechtern völlig überein. Es gedeihen die Stöcke in einer guten lockern Gartenerde recht wohl, halten den Winter über daſelbſt aus und blühen im Sommer häufig. Man wird auch reifen Saamen erhalten, und dadurch, wie aus Zertheilung der zu ſtark gewordenen Wurzelſtöcke, die Vermehrung leicht bewerkſtelligen.

3) Der viereckichte Iſop, amerikaniſcher Iſop, Hyſſopus nepetoides Linn. wächſt in Virginien und Canada, hat eine faſerichte und wenigſtens zween Sommer über dauernde Wurzel, einen geraden, drey bis vier Fuß hohen, mit vier ſcharfen, vorragenden Ecken beſetzten Stängel, herzförmig zugeſpitzte, eingekerbte, geſtielte und einander gegen über geſtellte Blätter, und dichte, ährenweiſe geſtellte Blumenwirtel. Das kleine Blumenblatt iſt gelb oder fleiſchfarbig. Es iſt dieſe Pflanze zu verſchiedenen Geſchlechtern gerechnet worden. Die ältern Schriftſteller hielten ſolche für eine Art der Betonie, und Hr. von Linné rechnete ſelbige einmal zur Braunelle, nachher zur Katzenmünze und endlich zum Iſop. Sie unterſcheidet ſich von der Braunelle durch den Kelch, von der Katzenmünze durch die Lage der Staubfäden, und von dem Iſop durch den mittlern Einſchnitt der untern Lippe des Blumenblattes. Uns dünket, daß dieſe und die vorherſtehende Pflanze füglicher mit der Katzenmünze, als dem Iſop zu vereinigen ſeyn dürfte. Sie dauert füglich im freyen Lande und vermehret ſich durch den ausfallenden Saamen. Die Zertheilung der Wurzel will nicht füglich ſtatt haben.

Iſop, Winter, S. Saturey.

Iſpen. S. Iſop.

Itacca.

Itacca iſt die dritte Art der Amayaen oder Seefroſche, wie ſolche die Braſilianer nennen, von

dreyeckichter Geſtalt, mit anſcheinlichen blauen Augen. Sie hat nicht nur in der Haut, ſondern auch in der Leber und den Gedärmen, Gift; welches ſie, oder ihr Fleiſch, doch nicht gefährlich machet, wenn man nur alle dieſe Theile davon nimmt. ſ. A. Reiſen, B. XVI. S. 280. Chomel nennt ihn Itacoa.

Iva.

Iva iſt ein neues, vom Herrn Linnäus beſtimmtes Pflanzengeſchlechte, welches den Tarchonanthus des Vaillant, und noch eine Art begreift, ſo ehedem zu der Meydblume gerechnet worden. Vielleicht kann man beyde Arten, und mithin das ganze Geſchlecht Iva mit der Meydblume vereinigen, wie Herr Ludwig gethan. Man muß dieſe Iva nicht mit der Pflanze verwechſeln, welche Rivin unter dieſem Namen angeführet, und eine Art des Bathengels iſt. Die Blume iſt aus der Geſellſchaft der zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche, rundliche Kelch umgiebt viele Blümchen. Die äußerlichen beſtehen nur aus dem Fruchtkeime und zween langen Griffeln ohne Blumenblatt. Die in der Mitte geſtellten ſind viel häufiger, haben ein trichterförmiges, fünffach eingekerbtes Blumenblatt und fünf Staubfäden, deren Staubbeutel dicht bey einander liegen. Dieſes ſind demnach männliche, und vergehen ohne Saamen; bey den erſtern, den weiblichen, aber verwandelt ſich der Fruchtkeim in einen nackenden, oberwärts dickern Saamen. Auf dem Blumenbette ſieht man zarte Spelzen.

1) Die krautartige Iva, Iua annua Linn. wächſt in dem mittägigen Amerika, iſt ein Sommergewächſe, zeiget einen ſaftigen, weichen und in viele Zweige verbreiteten Stängel, ey- oder herzförmige, eingekerbte und mit drey Adern durchzogene Blätter, und an den Enden der Zweige kleine blaßblaue Blumenträublein. Man erzieht ſolche jährlich aus dem Saamen auf dem Miſtbeete.

2) Die ſtrauchartige Iva. Unächter Fieberrindenſtrauch. Unächter peruvianiſcher Leberbalſamſtrauch, Elichryſo affinis peruuiana, Iua fruteſcens Linn. wächſt in Virginien und Peru, iſt ein immergrünender, hoher und ſchwacher Strauch. Die lanzetförmigen Blätter ſind ſägeartig ausgezacket und mit drey Adern durchzogen. Die blaßpurpurfärbigen, wenig anſehnlichen Blumen ſitzen an den Enden der Aeſte und erſcheinen zu Ende des Sommers. Man glaubte ehedem, daß die Chinarinde von dieſem Strauche genommen würde. Er iſt dauerhaft, kann durch Zweige und Ableger leicht vermehret, und im Winter über in einem gemeinen

meinen Glashauſe unterhalten werden; er liebet öfteres Verpflanzen und im Sommer viel Waſſer.

Jucca. S. Yucca.

Judasbaum.

Ob es gleich nicht erwieſen iſt, daß ſich Judas eben an dieſen Baume erhänket, behalten wir doch dieſen längſt eingeführten Namen. Herr Planer nennt ſolchen Griffelbaum, andere auch Salatbaum, und die Caſtilianer in ihrer Sprache Liebesbaum, Arbor Iudae, Siliquaſtrum Tourn. Cercis Linn. Die Blume gleicht den ſchmetterlingsförmigen. Der kurze, glockenförmige Kelch iſt mit fünf ſtumpfen Spitzen geendiget, unterwärts höckericht, ausgehöhlet, und mit einem Honigſafte erfüllet. An dem Kelche ſitzen fünf, gleichſam geſtielte, Blumenblätter von ungleicher Größe. Die beyden obern, welche die Flügel vorſtellen, ſind aufwärts gerichtet und bedecken das kleine rundliche Fähnchen. Die beyden untern ſind an den obern befeſtiget, legen ſich an einander, ſtellen mit einander eine herzförmige Geſtalt vor, und umſchließen die, unterwärts gebogenen, mit einander nicht verwachſenen Staubfäden und den Griffel. Von zehn Staubfäden ſind viere länger als die übrigen. Der Griffel hat einen ſtumpfen Staubweg, und der Fruchtkeim ruhet auf einem beſondern Säulchen, welches Herr von Linne' als ein Honigbehältniß betrachtet. Die länglichte Hülſe iſt einfächericht und enthält rundliche Saamen. Man kennet davon zwo Arten.

1) Stumpfblätterichter Judasbaum, Cercis ſiliquaſtrum Linn. Bäume, die man in hieſigen Gärten unterhält, ſind nicht gar hoch, ſperricht und krumm gewachſen, mit einer ſchwärzlichen ungleichen Rinde überzogen, und den Winter über nackend. Zu Ende des May und Anfange des Junius treiben geſtielte, wechſelsweiſe geſtellte, glatte, rundliche, mehr nieren- als herzförmige, völlig ganze, gleichſam blaulicht angelaufene Blätter, und mit dieſen zugleich die Blumenbüſchel hervor. Wo der Stiel an das Blatt ſich anſetzet, iſt ſolcher etwas dicker und vereiniget ſich mit dem Blatte gleichſam durch ein beſonderes Gelenke. Die jungen Aeſtchen, Blatt- und Blumenſtiele ſind röthlicht. Unter den Blättern bricht der gemeinſchaftliche und in Zweige getheilte Blumenſtiel hervor, und der Kelch iſt mit dem Stielchen, wie das Blatt, durch ein Gelenke vereiniget. Der Kelch und die Blumenblätter ſind roſenfärbig. In der Vertiefung des Kelches haben wir niemals einen Saft, vielmehr dieſen Ort immer

 trocken

trocken gefunden, auch nicht wahrgenomen, daß allemal vier Staubfäden länger als die übrigen gewesen, ſie ſind faſt alle der Länge nach verſchieden, und alle unterwärts mit Haaren beſetzet. Die Türken ſollen dieſen Baum ſeiner Blüthe wegen hochſchätzen, und alle Kirchhöfe in Conſtantinopel damit beſetzet ſeyn. In der Arzneykunſt wird ſelbiger nicht geachtet, in Languedoc aber und andern Provinzen, wo er wild wächſt, pfleget man die Blumen, ehe ſich ſolche öffnen, wie die Capern, mit Eſſig einzulegen und zu eſſen.

2) Spitzigblätterichter Canadiſcher Judasbaum, Rothbaum, Rothknopf, Cercis Canadenſis Linn. iſt im Wachsthume und übrigen Anſehen der erſten Art ganz ähnlich, die Rinde aber mehr aſchgrau, und die Blätter ſind herzförmig zugeſpitzet, hellgrün und glänzend. Herr von Linné und Müller beſchreiben ſelbige als rauch, welches die Herren von Münchhauſen und du Roi nicht wahrgenommen. Die röthlichten Blumen ſind kleiner und erſcheinen vor dem Ausbruche der Blätter. Der Kelch iſt grün. Das Holz hat ſchöne ſchwarze und grüne Adern, nimmt eine gute Politur an, und könnte zu ausgelegter Tiſcherarbeit gebraucht werden, wenn ſolches in gehöriger Stärke und Menge zu haben.

Obgleich dieſe Art in Canada und Virginien, die erſte aber in Italien, Spanien und dem Morgenlande wächſt, können doch beyde auf einerley Art gewartet werden. Man erzieht ſelbige aus Saamen. Von der zwoten Art erhält man dergleichen in den nordamerikaniſchen Küſten in Menge. Es liegt ſolcher öfters ein Jahr in der Erde, ehe er aufgeht. Man kann auch die Vermehrung durch Ableger bewerkſtelligen, doch geht es damit ſchon langſamer her. In einer lockern, guten, friſchen Erde, und an einem Orte, wo er einigen Schutz hat, dauern beyde Arten im freyen Lande, doch erfordern die jungen Bäumchen im Winter einige Bedeckung. Oefters ſind ſolche bey uns bis auf die Wurzel abgeſtorben, daher man aus Vorſicht einige in Töpfen unterhalten, und den Winter über in einem Glashauſe oder trockenen Keller verwahren ſoll. Bey dem Verpflanzen muß man die feinen Wurzeln vor dem Austrocknen in freyer Luft wohl in Acht nehmen. Du Hamel hat angemerket, wie die Blätter bey der erſten Art niemals von Raupen und andern Inſecten beſchädiget würden. Hr. du Roi muthmaßet auch ſolches von der canadiſchen. Wir haben oft geſehen, daß die Blätter davon am Rande recht künſtlich und halbmondförmig ausgefreſſen worden.

Judasöhrlein.

S. Becherſchwamm und Gallert.

Judasohr.

S. Käferſchnecke.

Judenapfel.

S. Citronbaum.

Judencitronat.

S. Citronbaum.

Judendöhlein.

S. Judenkirſchſtaude.

Judendorn.

S. Buchsdorn und Chriſtdorn.

Judenfiſch.

Judenfiſch am Capo Verd und Inſel Mayo, ſonſt auch Hammerfiſch. Richter. Dampier gedenket dieſes Fiſches in ſeiner Reiſe um die Welt, vom Jahre 1685. und zwar vom Hafen Acapulto nach dem Hafen zu Chequeton, daß ſie daſelbſt zwar mancherley Fiſche gefangen, darunter aber doch der Judenfiſch vorzüglich zu rühmen ſey. Er komme dem Stockfiſche ſehr ähnlich, nur daß er viel größer ſey. Er wiege drey, vier, bis auf fünf hundert Pfund. Sein Fleiſch ſey ordentlich ſehr fett, aber vom vortrefflichen Geſchmacke. Er habe einen breiten Kopf, ſehr große Schuppen, und halte ſich gemeiniglich zwiſchen den Felſen auf. Er glaubt, man habe ihn deswegen ſo genannt, weil er Schuppen und Floßfedern hat, und folglich nach dem moſaiſchen Geſetze rein iſt; daher die Juden ihn auch ohne Bedenken eſſen. ſ. S. A. Reiſen, B. XII. S. 391. Chomel hat ſeine Beſchreibung größtentheils hierausgenommen, und ſetzet hinzu, daß er beſonders in der Gegend um Jamaika und an der Küſte Caracos, in Amerika häufig gefunden würde, und ſeine Schuppen und Floßfedern, nach der Größe ſeines Leibes eingerichtet, und eines halben Reichsthalers dicke wären. Er gehöret wohl zu dem Kleiniſchen Geſchlechte der Grobſchmiede oder Hammerfiſche, Ceſtracion, und zwar zur zwoten Gattung, ſ. unſere Artikel, Grobſchmidt, Th. III. S. 523. und 525. und Hammerfiſch, unter den Hayfiſchen, Th. III. S. 706. der beym Linné die fünfte Gattung des 131ſten Geſchlechts, Squalus Zygaena, iſt.

Judenkirſchſtaude.

Statt dieſes bekannten Namens hat Herr Planer das Geſchlecht Schlutten genannt, Alkekengi Tourn. Phyſalis Linn. Der kleine, fünfeckichte, glockenförmige Kelch zeiget fünf ſpitzige Einſchnitte, und das radförmige Blumenblatt eine ganz kurze Röhre, aber einen breiten, gefalteten und in

in fünf Spitzen ausgehenden Rand. Die fünf kurzen Staubfäden ſind mit den Staubbeuteln gegen einander gerichtet, und der Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Die kugelförmige Beere liegt in dem viel vergrößerten, aufgeblaſenen, fünfeckichten, verſchloſſenen und gefärbten Kelche, iſt in zwey Fächer abgetheilet und enthält viele nierenförmige Saamen. Herr von Linné hat zwölf Arten beſtimmet. Die bekannteſten ſind:

1) die gemeine rothe Judenkirſchſtaude, Judendöhlein, Borellen, Schlutten, rother Nachtſchatten, rother Steinbrech, Teufelskirſche, Solanum veſicarium, Halicacabus, Alkekengi offic. Phyſalis Alkekengi Linn. wächſt in Italien, auch in Deutſchland wild. Die lange, kriechende, fäſerichte Wurzel breitet ſich weit aus, und treibt jährlich ohngefähr zween Fuß hohe, in wenig Zweige abgetheilte, etwas rauche und röthlichte Stängel, an welchen die langgeſtielten Blätter auf eine beſondere, jedoch vielen, zu der Familie des Nachtſchatten gehörigen, Pflanzen eigene Art ſitzen. Nämlich es entſpringen allemal zween Stiele aus einem gemeinſchaftlichen Orte, mithin ſtehen zwey Blätter auf einer Seite; dieſe ſind ganz weich und haaricht anzufühlen, eyförmig zugeſpitzet, und nicht ausgezacket. Die herzförmige Geſtalt, welche einige Schriftſteller den Blättern zugeeignet, haben wir nicht bemerken können; ſelbige fangen ſchon am Stiele ſchmal an, werden nachher viel breiter, und laufen in eine Spitze aus; ſie ſind auch am Rande ſelten eingekerbt, gemeiniglich aber etwas ausgeſchweifet. Aus dem Winkel der beyden Blätter treiben einzelne, geſtielte, weißlichte Blumen. Der Kelch und die Beere ſind bey der völligen Reife blutroth. Die Beere allein iſt in der Arzneykunſt berühmt. Sie hat einen ſäuerlichen Geſchmack, ſoll den Urin treiben, deſſen Schärfe mindern und den Grieß abführen. Man lobet ſolche auch wider die Gichtſchmerzen und Gelbſucht. Die neuern Erfahrungen aber haben dieſe Wirkungen nicht genugſam beſtätiget. Von den trockenen Beeren kann man gar nichts hoffen, und die friſchen, ſaftigen, halten ſich nicht lange. Buchwald hat den Wein, worinne dieſe Beeren geweichet worden, wider das Blutſpeyen, und Wedel im Blutharnen angerühmet, welches aber wohl öfters fehlſchlagen möchte, ob man gleich dieſe Wirkungen einer beruhigenden, oder gar einſchläfernden Eigenſchaft, ſo die Pflanze beſitzen ſoll, zuſchreiben will. Sie iſt zwar in der natürlichen Ordnung der Pflanzen der Nachbar vom Nachtſchatten und Tollkraut, aber

aber in Anſehung der innern Beſtandtheile gar merklich von dieſen unterſchieden. Den veränderlichen Geſchmack dieſer Beere, wie nämlich ſolche, wenn ſie unberühret gekoſtet wird, nicht bitterlich, ſondern ſäuerlich, hingegen gallenbitter ſchmecke, ſobald man ſie mit dem Fingern drücket, haben wir auch nicht bemerken können, obgleich ſolches viele Schriftſteller behauptet. Nach Herrn von Hallers Bemerkung wird die Beere alsdenn bitterlich ſchmecken, wenn man zuvor den bittern Kelch angegriffen, und nachher die Beere berühret. Die Leichtgläubigen haben ſich auch überredet, als ob aus den ſchmerzhaften und hohlen Zähnen Würmer abgiengen, wenn man ſich mit dieſen Beeren räucherte. Man hat aber einen Theil des Saamens, nämlich den künftigen Keim, welcher mit einer Federkraft aus den Saamen hervorbricht, für Würmer angeſehen. Man kann die Pflanze ohne Mühe in den Gärten unterhalten, und wird an einem ſchattichten feuchten Orte ſich ungemein ſtark von ſelbſt durch die kriechende Wurzel vermehren.

2) Wirtelförmige Judenkirſchſtaude mit aufrechtſtehenden Zweigen, Solanum ſomniferum, Phyſalis ſomnifera L. Dieſe immergrünende, niedrige Staude wächſt in Mexico und Spanien. Die aufrechtſtehenden Aeſte ſind mit einem weißen wollichten Weſen bedecket; die einander gegenüber, zuweilen auch wie bey der erſten Art, in gepaarter Zahl bey einander geſtellten Blätter eyförmig, völlig ganz, weich und haaricht anzufühlen, und drey, vier auch mehrere kleine Blumen am Blätterwinkel befeſtiget. Das Blumenblatt iſt grünlicht oder blaßgelb, mehr glockenförmig, und nicht viel größer, als der Kelch, dieſer aber, wenn die Beere reif wird, mehr gelblicht als roth. Die aus Saamen auf dem Miſtbeete erzeugten Stöcke blühen öfters ſchon im erſten Jahre, ſind aber auch gemeiniglich im zweyten, vielleicht wegen ſchlechter Wartung, eingegangen. Sie wollen im Winter zugleich mäßige Wärme und auch freye Luft genießen, und mit dem Begießen ſorgfältig abgewartet werden. Der Saame erlanget ſelten bey uns ſeine völlige Reife, und die Vermehrung aus Zweigen ſchlägt ſelten nach Wunſch an.

3) Die klebrichte, kriechende Judenkirſchſtaude, kleine Amerikaniſche Judenkirſche, Alkekengi bonarienſe, Phyſalis viſcoſa L. iſt ein niedriges, dauerndes Gewächſe, mit einer kriechenden Wurzel. An dem krautartigen, oberwärts in Zweige ausgebreiteten Stängel ſitzen

allemal zwey Blätter bey einander, welche faſt herzförmig, am Rande ausgeſchweifet, ſtumpf und etwas haaricht ſind. Die gelblichten Blumen zeigen ſich im Sommer einige Monathe über, und ſind in der Mitte mit ſchmutziggelben Flecken bezeichnet. Die Frucht iſt klebricht. Sie wächſt in Virginien und Bonarien, wird aus den Saamen auf dem Miſtbeete erzogen, und den Winter über im Glashauſe unterhalten.

Die vier folgenden Arten, welche Sommergewächſe ſind, werden auch in hieſigen Gärten auf dem Miſtbeete jährlich aus den Saamen erzogen, vermehren ſich auch zuweilen von ſelbſt durch die abgefallenen Beeren. Dieſe ſind

4) Die eckichte Jüdenkirſchſtaude, Alkekengi Chenopodii oder Capſici folio. Phyſalis angulata Linn. Dieſe wächſt in beyden Indien, verbreitet ſich in ſehr viele, mit vorragenden Ecken beſetzte, oder viereckichte, glatte Zweige, mit eyförmigen, mehr oder weniger eingezackten Blättern. Die Einſchnitte des gelblichten Blumenblattes ſind mit einem dunkelgelben Flecke bezeichnet, und die Staubbeutel blau. Der Kelch, wenn ſelbiger die Frucht umgiebt, iſt weniger als bey andern Arten eckicht, grünlichtgelb, und mit purpurfärbigen Linien durchzogen.

5) Die rauchklebrichte Jüdenkirſchſtaude, Phyſalis pubeſcens Linn. wächſt in Virginien, treibt viele ausgebreitete, haarichte, und mit knotichten Gelenken verſehene Zweige, haarichte, klebrichte Blätter, und unterwärts hangende Blumen, deren Blumenblatt bey den Einſchnitten mit dunkelblauen Flecken bezeichnet iſt. Die Frucht iſt auch klebricht und rauch, und die Beere erfüllet den Kelch faſt gänzlich.

6) Die kleine mit langen Fruchtſtielen verſehene Jüdenkirſchſtaude, Phyſalis minima L. wächſt in Indien, und unterſcheidet ſich von den übrigen Arten vorzüglich durch die Fruchtſtiele, welche länger als die haarichten Blätter ſind.

7) Die bereifte Jüdenkirſchſtaude, Phyſalis pruinoſa Linn. hat mit den drey vorſtehenden viel ähnliches; die Zweige ſind rundlich, oberwärts platt oder eckicht und wollicht; die Blätter rauch und klebricht; die Winkel der Aeſte gleichſam mit einem grünen Reiſe beleget; die Blumenſtiele ſteif und aufgerichtet; die kleinen Blumen unterwärts gerichtet; das gelblichte Blumenblatt mit dunkelpurpurfärbigen Flecken bezeichnet; die Staubbeutel blau, und die Fruchtkelche groß, fünfeckicht, am Boden platt. Die Blätter und Zweige, wenn man ſolche zerreibt, geben einen

einen ſtinkenden Geruch von ſich. Ihr Vaterland iſt Amerika.

Judennadeln.
S. Echiniten.

Judenpappel.
S. Nußkraut.

Judenpech.
S. Bergpech.

Judenſteine.
S. Echiniten.

Ivenblatt.
S. Epheu und Meliſſe.

Jüngling.
S. Athanaſie.

Júſter.
S. unſern Artikel, Güſtern, Th. III. S. 565.

Jugelbeere.
S. Heidelbeere.

Jujaba.
Unter dieſem Namen erwähnet Seba einer Rinde, welche aus Amerika gebracht, und als eine kräftige Herzſtärkung angerühmet worden. Wegen des ganz ungemein lieblichen und balſamiſchen Geſchmackes ſoll ſolche zur Chocolade gebrauchet, und der Vaniglie vorgezogen werden. Nach andern Nachrichten hat dieſe Rinde einen angenehm bitterlichen Geſchmack, oder kommt darinnen mit den Mandeln überein. Der Baum, wovon dieſe Rinde genommen wird, iſt noch zur Zeit unbekannt, auch die Rinde ſelbſt bey unſern Materialiſten nicht anzutreffen.

Jujuben.
S. Bruſtbeere, rothe.

Jujubenkräuſel.
S. Kräuſel.

Julis.
Jule, Dovella zu Marſilien, Donzella zu Venedig, ꝛc. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. S. 360. und Parſchbaſtart, Maenas, 4. des Kleins. Nach dem Chomel iſt er ein kleiner Seefiſch, eines Fingers lang, dünne, und mit zarten, bunten, viol- und andern blauen, grünen, weißen, rothen oder braunen Schuppen bedecket, welche alle durch einander einen Regenbogen vorſtellen. Sein Maul iſt ſpitzig, die Zähne krumm und zurückgebogen, und der Schwanz rund. Er nähret ſich mit kleinen Fiſchen, oder dem Seegraſe Alga genannt, iſt ſehr gefräßig, und ſchwimmt insgemein bey Haufen mit andern Fiſchen ſeiner Art. Er iſt gut zu eſſen; ſein Kopf aber wird für giftig gehalten, und deswegen weggeworfen. Für Patienten wird er geſotten, für Geſunde fricaßiret. Er iſt Labrus Iulis Linn.

Linn. gen. 166. ſp. 15. der Mülleriſche Meerjunker.

Jumart.

Dieſer franzöſiſche Name, den einige Schriftſteller durch Ochſeneſel oder Ochſenpferd überſetzen, zeiget eine Art von Maulthier an, welches aus der Begattung eines Stiers mit einer Eſelin oder mit einer Stute entſtehen ſoll. Nach der Beſchreibung verſchiedener Schriftſteller, gleichen dieſe Thiere, die vorzüglich in Savoyen und Piemont gefunden, und für ſtärker als die gemeinen Maulthiere gehalten werden, in Anſehung des Kopfes und Schwanzes den Kühen, in Anſehung des Körpers und der Füße aber, den Pferden oder Eſeln. Sie ſollen auch kurze Erhöhnngen auf dem Kopfe wie Hörner haben. Der Graf von Büffon hat einen ſolchen Jumart aus dem Delphinat, und einen andern aus den Pyrenäiſchen Gebirgen kommen laſſen, um die Wahrheit dieſer Nachrichten zu prüfen. Allein ſowohl die Beſichtigung der äußern, als auch der innern Theile, widerſprach der gemeinen Beſchreibung, und zeigete nichts weiter, als daß dieſe Thiere von Pferden und Eſeln abſtammen müßten. Es ſcheint alſo die Meynung derer, welche behaupten, daß Ochſen mit Eſeln oder Pferden, eine Mittelgattung zeugen könnten, noch vielen Einwendungen unterworfen zu ſeyn.

Junckerblume, blaue.

S. Enzian.

Jungermannie.

Dieſes Pflanzengeſchlecht, aus der Familie der Aftermooße erinnert uns an die Verdienſte des Ludwig Jungermanns, welcher zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts vielleicht der größte Kräuterkenner in Deutſchland, und zu Altdorf öffentlicher Lehrer der Kräuterkunde war. Er hat von den um Altdorf und Gießen wildwachſenden Pflanzen Verzeichniſſe gegeben. Die zu dieſem Geſchlechte gehörigen Pflanzen pflegen in ſchattichten und feuchten Gegenden zu wachſen; haben fäſerichte, ſchwarze, haarichte Wurzeln, welche in die Erde, Steine und andere Pflanzen feſt eindringen, und oberwärts entweder aus dem blättrichten Weſen, oder den Stängeln ihren Urſprung nehmen. Die Pflänzchen ſelbſt, welche wie die Mooße im Waſſer wieder aufleben, zeigen entweder nur Blätter, oder ſaftige und nackende, oder trockene und mit beſondern Blättchen beſetzte Stängel, und tragen ein rundes geſtieltes Köpfchen, welches mit einer Blüthe viel eher und beſſer, als bey den andern nahverwandten verglichen werden kann.

kann. Dieſes Kügelchen öffnet ſich mit vier haarichten Klappen, und enthält vieles ſtaubichtes Mehl. Herr von Linné nennet ſolches einen Staubbeutel, oder hält ſelbiges für die männliche Blume, welche aus einer röhrenförmigen, unterwärts an dem Stiele befindlichen Hülle, in die Höhe ſteigt. Es nimmt derſelbe auch platt aufſitzende, und mit vielen Saamen begabte weibliche Blumen an. Dieſe weiblichen Blumen verwirſt Herr von Necker gänzlich, und hält ſelbige nur für Knoſpen, woraus die Vermehrung dieſer Pflanzen erfolget. Hr Schmiedel, in der gelehrten Streitſchrift von der Jungermannie, hat noch mehrere Aehnlichkeit dieſer Blüthe mit andern, von vollkommenen Pflanzen, wahrgenommen, und behauptet, daß ſich wirklich etwas zeige, welches man für den Kelch annehmen könne, aber bey den Arten faſt durchgehends ein verſchiedenes Anſehn habe. Bisweilen vertritt das oberſte Blättchen, welches der Geſtalt nach von den übrigen verſchieden iſt, die Stelle des Kelches; bey andern machet die Haut des Blattes eine Falte, und der Rand davon erhebt ſich mit ein, oder mehrern Einſchnitten; bey andern zeiget ſich etwas anders. Bey allen bleibt dieſer, dem Kelch ähnliche Theil beſtändig gegenwärtig, und iſt auch in den abgeſtorbenen Pflänzchen noch zuweilen wahrzunehmen. Alle Arten ſollen auch ein Blumenblatt haben, deſſen Geſtalt nach Beſchaffenheit des davon verſchloſſenen Kügelchens verſchieden iſt. So lange das Blumenblatt das Kügelchen einſchließt, zeiget ſich auf deſſen Spitze ein kürzerer oder längerer Griffel, welcher auch, nachdem das Blumenblatt ſich geöffnet, an dem einen Einſchnitte ſitzen bleibt, und darauf wahrzunehmen iſt. Das Blumenblatt bleibt bey vielen Arten mit dem Kelche vereiniget, bey andern entfernet ſich ſolches mehr davon. Wenn das Knöpfchen anfängt ſich in die Höhe zu heben, öffnet ſich das Blumenblatt, bey verſchiedenen Arten, auf verſchiedene Weiſe, gemeiniglich aber theilet ſich ſelbiges in zween Einſchnitte oder Lippen; ſo lange das Kügelchen in dem Blumenblatte liegt, ruhet es auf einem ganz kurzen Stielchen, welches ſich zuweilen ſehr hurtig, zuweilen langſam verlängert, und mit dem Köpfchen durch das Blumenblatt in die Höhe ſteigt. Das Köpfchen iſt alsdenn gleichſam mit einem zarten Netze überzogen, und wenn es zur Reife gelanget, ſchwarz; alsdenn öffnet ſich ſelbiges in vier Lappen, ſehr ſelten in mehrere, oder wenigere. Die Oeffnung geſchieht zuerſt an der Spitze, mit welcher vielleicht der, auf dem

dem Blumenblatte ſitzende Griffel zuvor eine Verbindung gehabt hat. Die Härchen, welche an den vier Läppchen ſitzen, haben bey den Arten nicht einerley Lage und Geſtalt, ſcheinen aber alle aus einem bläſichten Gewebe zu beſtehen, und als Staubfäden ein Staubpulver zu tragen, welches gleich bey der Oeffnung ſich davon abſondert. Die Staubfäden ſelbſt ſondern ſich zuweilen von den Lappen ab, und ziehen ſich zuſammen. Dieſes alles, was Herr Schmidel genau beſchrieben, deutlich zu beobachten, erfordert viel Fleiß und Aufmerkſamkeit. Noch müſſen wir anmerken, daß dieſe Blüthe Herr Schmidel für eine weibliche hält, und das Kügelchen für das Saamenbehältniß, den Staub aber für die Saamen ausgiebt; hingegen noch andere Bläschen oder Staubtheilchen beſchreibt, welche an andern und verſchiedenen Oertern dieſer Pflanzen ſich befinden, und ſelbige für die männliche Blüthe annimmt. Herr von Linné hat neun und zwanzig Arten angeführet. Alle haben keinen, oder ganz ſchwachen Geruch, und ſchleimichten, oder auch etwas bitterlichen und zuſammenziehenden Geſchmack; es iſt auch keine weder in der Arzneykunſt noch Haushaltung im Gebrauche; daher wir ſelbige auch nicht beſonders anführen wollen. Einige Schriftſteller rechnen dieſes Geſchlecht zu den wahren Mooßen.

Jungfer.

Dieſen Namen haben drey verſchiedene Conchylien erhalten. Die eine iſt aus dem Geſchlechte der Porzellanwalzen, und bereits unter Gurkenwalze angeführet worden. Die zwote gehöret zu den Tellmuſcheln, und die dritte zu den Venusmuſcheln. Es ſcheint, als ob Herr von Linné alle Venusmuſcheln für Huren ausgegeben, indem er nur die eine Venus virginea genannt, welche auch in Holland Maagdelyke Kousdoublet heißt. Dieſer giebt Herr Müller den Namen Jungfer, und beſchreibt die Schale faſt eyförmig, vorne etwas eckicht, ungleich in die Quere geſtreifet, blaßröthlicht, und kaum ſtrahlicht, am Vorderzwickel etwas aufgetrieben und ſchief geſtreifet. Ihr Aufenthalt iſt in Indien.

Die Tellmuſcheljungfer heißt auf holländiſch Rood Iuffertje, und beym Herrn von Linné Tellina incarnata, wegen der ſchönen Fleiſchfarbe, daher ſie auch für eine Art der Roſendoublette gehalten wird. Die Schale iſt ſo groß als das vordere Glied des Daumens, vorne etwas lang, am Schloſſe etwas ſpitzig, und übrigens zuſammengedrücket. Man erhält

erhält dergleichen aus dem mittelländiſchen Meere.

Jungfer heißt ſonſt auch die Schmerl, Cobitis omnium nobiliſſima, in deren Kopfe, nach einiger Einbildung, die beyden runden Bläslein am Genicke, eine gebrüſtete ſchöne Jungfrau vorſtellen ſollen. Richter, S. 157. ſ. unſern Artikel, Aalbaſtart, Enchelyopus, Kl. Th. I. S. 41.

Jungfer, S. auch Gurkenwalze.

Von den Inſecten, welche man Jungfern zu nennen pfleget, ſoll unter dem Artikel Waſſernymphe gehandelt werden.

Jungfernbrüſte.

S. Nachtſchatten.

Jungfernhaar.

S. Haarmooß.

Jungfernhäutchen.

S. Zeugungsglieder.

Jungfernherz.

S. Herzmuſchel.

Jungfern in Grünen.

S. Schwarzkümmel.

Jungfernkraut.

S. Sinnkraut.

Jungfernpflaume.

S. Comocladie.

Jungfernwein.

S. Epheu.

Jungfrau.

Virgo. Dieſen Namen geben die Aſtronomen einem ſchönen Sternbilde im Thierkreiſe, zwiſchen dem Löwen und der Waage, welches wie ein Frauenzimmer mit Flügeln, und mit einigen Kornähren in der Hand abgebildet wird. Es enthält, nach Doppelmayern, funfzig Sterne, nämlich einen von der erſten, ſechs von der dritten, ſechs von der vierten, zwanzig von der fünften und ſiebenzehn Sterne von der ſechſten Größe. Der Stern erſter Größe wird die Kornähre der Jungfrau, Spica virginis, genannt.

Ueber den Urſprung der Benennung dieſes Sternbildes ſind die Schriftſteller nicht einig. Vermuthlich ſoll die Ceres, die Göttin des Getraides und der Erndte, dadurch vorgeſtellet werden; weil die Sonne dieſes himmliſche Zeichen zur Zeit der Erndte durchläuft. Doch wollen wir uns mit denjenigen in keinen Streit einlaſſen, welche behaupten, daß die Erigone oder ein anderes Frauenzimmer aus den älteſten Zeiten dadurch verewiget worden ſey.

Jungfraubaum.

S. Johannisbeerſtrauch.

Jungfraugras.

S. Meirich.

Jung-

Jungfraukraut.
S. Schaafgarbe.

Jungfrau, verfluchte.
S. Cichorie.

Junggeſellenknopf.
S. Lychnis.

Junghecker.

Junghecker nennt Herr Müller Neritam pulligeram Linn. Dieſe gezähnelte Schwimmſchnecke hält ſich in den ſüßen Flüſſen Oſtindiens auf, wo ſie ihren Ausfluß in das Meer haben, oder es werden auch dergleichen an ſolchen klippichten Stranden gefunden, wo aus dem Grunde ſüße Quellen hervorkommen. Sie hat die ganz beſondere Eigenſchaft, daß ſie ihre Jungen auf dem Rücken ausheckt. Es iſt nämlich der Rücken der Schale mit ſchmutzig weißen Warzen, als Körnern beſetzet, daß man kaum davor die Oberfläche der Schale ſehen kann. Dieſe Warzen ſind ihre Jungen, und wenn man dergleichen zerdrücket, kömmt eine Feuchtigkeit heraus, in welcher man ſchon die jungen Schnecken ſieht. Wenn die Jungen etwas größer geworden, verlaſſen ſie die Schale der Mutter, und kriechen an den Klippen. Man findet auch Schalen, wovon die Warzen abgerieben ſind, an deren Stelle ſich alsdenn viele gelbe Ringel zeigen, wodurch die Schale rauch erſcheint. Die Schale iſt dünne und ſchwarz, die Mündung groß, an der innern Lippe etwas gekerbet, und am innern Umfange röthlich, daher ſie auch von einigen Rothauge genannt wird. Der Deckel iſt halbmondförmig, glatt und glänzend, oben mit einer hervortretenden Ecke, gleich einem Zahne, verſehen, und mit ſchwarzen, rothen, und ſchmutziggelben Adern gezieret. Die Schnecke hat einen ſüßen Geſchmack, und wird von den Indianern häufig geſpeiſet. Herr Rumph meldet, wie die rechten Rothmünder nur an harten und rothen Klippen zu finden, diejenigen aber, welche ſich in ſchlammichten Flüſſen aufhielten, wenn ſie gleich an den Steinen hangen, an der Mündung nichts rothes zeigten.

Jungie.

Dieſen Namen ſollte man billig in dem Pflanzenreiche nicht vermiſſen; und doch wird man ſelbigen bey dem Herrn von Linné vergebens ſuchen, welches gewiß zu verwundern, da derſelbe ſo vielen, öfters um die Kräuterwiſſenſchaft wenig verdienten Männern und ihren Namen Pflanzen gewidmet, und Joachim Jung von dieſer Ehre ausgeſchloſſen, da doch derſelbe des Herrn Ritters Vorgänger in der Lehre von dem verſchiedenen Geſchlechte der

Blume geweſen, und überhaupt zu deſſelben Pflanzenordnung den erſten Grund geleget hat. Wir könnten dieſes, und überhaupt die Verdienſte dieſes großen Naturlehrers, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebet, und in Hamburg als Rector des daſigen Gymnaſii verſtorben, leicht weitläuftig anführen, wenn ſolche nicht von andern, und beſonders Herr Heiſtern, umſtändlich und der Wahrheit gemäß, bekannt gemachet worden, und allen, welche deſſen gründliche Schriften leſen, leicht von ſelbſt bemerken könnten. Daher wollten wir auch gerne in Benennung des Pflanzengeſchlechts Herr Heiſtern folgen, und die von ihm genannte Jungie beybehalten, wofern ſelbige nicht mit der Salbey müßte vereiniget werden. Hingegen können wir dasjenige, ſo Herr Böhmer mit dieſem Namen beleget, füglich annehmen, indem der andere, ſo Herr v. Linné ausgedacht, nicht recht ſchicklich zu ſeyn ſcheint. Es iſt dieſes die Dianthera, und man kann unter dieſem Namen alle Pflanzen verſtehen, welche zween Staubbeutel tragen. Doch muß man errathen, daß dieſe Blume zween Staubfäden zeiget, deren jeder zween Staubbeutel trägt. Wegen dieſes Umſtandes hat Herr Planer im Nomenclator das Geſchlecht Zweybeutel genannt, nachher aber in der Ueberſetzung der Linnäiſchen Geſchlechter den Namen Jungie angenommen. Herr von Jacquin vereiniget dieſes Geſchlecht mit der Iuſticia. Es iſt bey der Iungia oder Dianthera Linn. der röhrenförmige Kelch in fünf ähnliche Einſchnitte vertheilet, und des Blumenblattes kurze Röhre verbreitet ſich in zwo Lippen, davon die obere zurückgeſchlagen, ſtumpf und zweyſpaltig, die untere aber in drey länglichte, ſtumpfe Lappen zerſchnitten, und der mittelſte Lappen etwas breiter iſt. An dem Blumenblatte ſitzen zween Staubfäden, und jeder trägt zween Staubbeutel, davon der eine etwas höher als der andere ſteht. Wenn aber wirklich vier Staubbeutel zugegen, warum bringt Hr. von Linné dieſes Geſchlecht zu den zwey- und nicht vielmehr zu den viermännigen, da derſelbe nicht die Staubfäden, ſondern die Staubbeutel, zählet? Der Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Das Saamenbehältniß öffnet ſich mit zwo ſchifförmigen Klappen, zeiget zwey Fächer und in jedem einen linſenförmigen Saamen. Herr von Linné führet zwo Arten an, welche zur Zeit in hieſigen Gärten unbekannt ſind.

Jungwerfer.

Mit dieſem ſchicklichen Namen beleget Herr Müller diejenige un-

genabelte Schnirkelſchnecke, welche Herr von Linné Helix viuipara, andere die Deckelſchnecke, die wunderbare, oder die lebendig gebährende Waſſerſchnecke genannt. Man findet dergleichen in ſtehenden, ſumpfichten Waſſern, gemeiniglich in der Tiefe und auf dem Grunde. Die Größe des Gehäuſes kömmt einer Erdgartenſchnecke noch nicht völlig bey; es iſt ſolches dünne, doch feſte, ziemlich rund, olivenfärbig, und mit dunkelrothen Striefen umzogen; zuweilen iſt es mehr braun und mit drey dunklern Banden gezieret, die mit einander gleich und nach der Richtung der Gewinde laufen. Die Gewinde, deren man viere, auch fünfe, zählet, ſind ſehr erhaben, und drehen ſich zur rechten Seite gar weit hinaus. Die Mündung iſt faſt rund, ohne Lefzen und Säume, und geht unten rechter Hand in einen ſtumpfen Winkel aus. So lange das Thier lebet, iſt die Schale bräuner, und die Banden ſind nicht ſo hervorſcheinend, als wenn die Schale leer iſt. Der Einwohner hat die beſondere Eigenſchaft, daß er lebendige Junge wirft. Es hängt die Mutter außerhalb dem Körper, und enthält die lebendigen Jungen, deren ohngefähr dreyßig bey einander ſtecken, und welche man nach und nach hervorkommen ſieht, wenn man die Schnecke in einem Glaſe mit reinem Waſſer aufbehält. Das Männchen iſt kleiner, und bey dieſem ſoll das Zeugungsglied, wie Liſter beſchreibt, an dem rechten Horne am Kopfe befindlich ſeyn und aus ſelbigem eine ſafrangelbe Feuchtigkeit herausgehen, da hingegen das weibliche Glied bey der weiblichen Schnecke ſich am linken Horne befindet. Die Hörner haben oben keine Knöpfchen, wie bey den Gartenſchnecken, ſondern ſind ſpitzig, nach Art der Seeſchnecken, und die Augen ſtehen unter ſelbigen. Sie ziehen auch dieſe Fühlhörner nicht ein, können aber ſolche auf alle Seiten bewegen; insgemein tragen ſie ſelbige vor ſich hin, oder etwas unter ſich. Uebrigens iſt das Thier gelblicht und braun geflecket, aber der Leib iſt dunkelgrau, mit hellen gelben Tüpfelchen beſetzet; und ſolchergeſtalt erſcheint die Farbe im dunklen, in der Sonne aber erſcheint die Farbe hochgelb, doch ſo, daß man die melirten dunklen Pünctchen genau dabey bemerken kann. Der Fuß iſt platt und breit, und mit Hülfe deſſelben ſchwimmt das Thier öfters auf dem Waſſer. Das Maul kann ſich in eine Schnauze ausdehnen, und an ſelbigem befinden ſich weißlichte Kiemen, um dadurch nach Art der Fiſche das Waſſer auszuſpritzen. An dem Körper dieſer Thiere befindet ſich eine blaulichte Feuchtigkeit, die auf dem

dem Feuer wie Eyweiß gerinnt, und blau bleibt.

Wenn das Thier kriecht, welches meiſtens in einer krummen Linie geſchieht, trägt es das Gehäuſe gerade über ſich, und raget nur etwas weniges darunter hervor. Man ſieht auch einen beſondern Deckel, welcher dergeſtalt abgemeſſen ſcheint, daß er auf das allergenaueſte in die Mündung des Gehäuſes einpaſſet. Es iſt ſelbiger auf dem Hintertheile des Leibes der Schnecke feſt angewachſen, und wenn das Thier kriecht, kömmt das Haus darauf zu liegen, und drehet ſich, bey den verſchiedenen Wendungen, als auf einem Teller, darauf herum.

Junktur.

S. Gelenke.

Jupiter.

Dieſen Namen geben die Aſtronomen demjenigen Planeten, deſſen Bahn ſich zwiſchen der Bahn des Mars und des Saturns befindet. Er hat, wenn man die Venus und den Mercurius ausnimmt, unter allen Planeten und Fixſternen, die er auch an ſcheinbarer Größe übertrifft, das lebhafteſte Licht. Wenn man ihn durch gute Fernröhre betrachtet, ſo bemerket man bisweilen auf ſeiner Oberfläche einen Flecken, welcher vom Morgen gegen Abend fortrücket, und nach neun Stunden 56 Minuten wieder an den vorigen Ort kömmt. Außer dieſem Flecken erblicket man auch drey, und manchmal fünf Streifen, welche eine ſehr veränderliche Geſtalt und Lage haben. Er durchläuft ſeine Bahn um die Sonne, welche mit der Ecliptik einen Winkel von 1 Gr. 20 Minuten machet, in 11 Jahren, 314 Tagen und 12 Stunden; zu der Bewegung um ſeine Axe aber brauchet er nur 9 Stunden 56 Minuten, wie man aus der Bewegung des vorhin angeführten Fleckens erſehen kann. Wenn es alſo, wie es überaus wahrſcheinlich iſt, Einwohner im Jupiter giebt, ſo haben dieſelben faſt dreymal kürzere Tage und beynahe zwölfmal längere Jahre, als wir.

Der geringſte Abſtand des Jupiters von der Sonne beträgt ohngefähr 108900 und ſein größter Abſtand 119900 halbe Erddiameter, von denen einer 860 geographiſche Meilen ausmachet. Er iſt, nach den Rechnungen der neuern Aſtronomen, der größte unter allen Planeten, und über tauſendmal größer, als unſere Erde und hat vier Monden um ſich, welche alle unſern Mond an Größe übertreffen, und gemeiniglich ſeine Trabanten, Satellites Iouis, genannt werden. Dieſe Trabanten, welche man zwar nicht mit bloßen Augen, aber doch ſchon durch mittelmäßige Fernröhre ſehen

hen kann, ſind erſt in den Jahren 1609 und 1610 vom Simon Marius und dem berühmten Galilei entdecket worden. Der erſte von dieſen Monden, welcher dem Jupiter am nächſten ſteht, brauchet zur Vollendung ſeiner Bahn um den Jupiter 1 Tag, 18 Stunden, 27 Minuten, 34 Secunden; der andere 3 Tage, 13 Stunden, 13 Minuten, 43 Secunden; der dritte 7 Tage, 3 Stunden, 42 Minuten, 36 Secunden, und der vierte 16 Tage, 16 Stunden, 32 Minuten und 9 Secunden.

Wenn ſie gerade zwiſchen dem Jupiter und der Sonne ſtehen, ſo werfen ſie einen Schatten auf den Jupiter; wenn ſich aber der Jupiter zwiſchen einem Trabanten und der Sonne befindet, ſo wird der Trabant auf eben die Art, wie unſer Mond von dem Erdſchatten verfinſtert. Dieſes iſt der Grund, warum man ſowohl den Jupiter, als auch ſeine Trabanten, unter die dunkeln Weltkörper rechnet, d. i. unter diejenigen, welche kein eigenes Licht haben, ſondern bloß von der Sonne erleuchtet werden.

Jupiter, auch Jubart, Gibbart, Jupiterfiſch. Eine Art Wall- oder Finnfiſche. Richter. Er iſt Balaena Phyſalus, Linn. gen. 38. ſp. 2. der Mülleriſche Finnfiſch unter den Wallfiſchen, desgleichen des Anderſons Finnfiſch, S. 196. ſ. Wallfiſch des Kleins, Balaena edentula in dorſo pinnato, ore balaenae vulgaris, Miſſ. II. p. 13.

Jupitersbart.

S. Wollblume.

Juripeba.

Unter dieſem Namen führen einige Schriftſteller einen ſtachlichten, in den ſandigen Orten von Amerika wachſenden, Baum an, deſſen Wurzel vor ſich, oder abgekochet, den Leib eröffnen, und der Saft von den Blättern die Wunden reinigen und heilen ſoll. Es iſt ſolcher vermuthlich derjenige, welchen Piſo, mit andern Braſilianiſchen, unter dem Namen Iurepeba beſchrieben, und vom Hrn. von Linne' als eine Art Nachtſchatten angeführet, und Solanum paniculatum genannt worden.

Jurelen.

Jurelen werden unter die vornehmſten Gattungen der Fiſche, die an den Küſten der Inſeln Ivan Fernandes gefunden werden, als unter die Bacallaos, Berrucaten, Schollen gerechnet, ſie aber ſelbſt ganz nicht beſchrieben. ſ. A. Reiſen, B. IX. S. 518.

Juruucapeba.

Juruucapeba oder auch Itatara, ein braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, S. 146. ein, ſieben bis acht

acht Zoll langer, und zween bis drey Zoll breiter, wo er am breiteſten, Fiſch, mit einem dreyeckicht rundlichen, ziemlich klaffendem, Maule, einer ſchmalen, kurzen Zunge, ſehr kleinen Zähnchen, runden Augen, cryſtalliniſchem Augapfel und rothem Augenringe. Nach jedem Kiemen hat er eine anderthalb Zoll lange, faſt viereckichte, am Rande rundliche, Floße; unter dieſen zwo, nahe an einander ſtehende, am Unterbauche; bald hinter dem Hinterhaupte fängt eine Floße über den ganzen Rücken, bis nahe an den Schwanz, zu laufen an, deren vorderſte Hälfte niedriger und mit Stacheln unterſtützet, die hintere Hälfte aber weich, und nach dem Schwanze zu bis zu einem Zoll breit wird. Am Hinterleibe, nahe am Schwanze, hat er eine mehr ſchmale Floße, und der Schwanz beſteht aus einer, anderthalb Zoll langen, mehr als einen Zoll breiten, und viereckichten, Floße. Er iſt zwar geſchuppet, aber die Schuppen ſind ſo fein und genau mit einander vereiniget, daß er platt zu ſeyn ſcheint. Die Farbe des ganzen Fiſches iſt ſchön roth, am Bauche aber roth und weiß geflecket, und in den Seiten hat er beſtändige, hellrothe, ſchwarze, größere und kleinere Flecke von verſchiedener Figur. Alle Floßen ſind roth und ſchwarz geflecket. Er iſt ein fetter Fiſch und von gutem Geſchmacke, gebraten aber ſchmecket er am beſten. Er wird im Meere zwiſchen Klippen gefangen, und wenn er friſch an die Wand aufgehänget wird, ſo leuchtet er in der Nacht am ganzen Leibe, ganz helle. Er iſt alſo ein gewaffneter Braſilianer und gehöret zu den Kleiniſchen Kaulpärſchen, Percis, ſp. 3.

Juſſiäa.

Anton und Bernhard von Juſſieu, zween Brüder, haben ſowohl des Herrn Tourneforts Werke, mit Zuſätzen vermehret, herausgegeben, als auch durch verſchiedene Schriften um die Kräuterwiſſenſchaft ſich verdienet gemachet. Das von ihnen genannte Pflanzengeſchlecht zeiget vier oder fünf kleine, ſpitzige Kelch- und eben ſo viel rundliche Blumenblätter, acht oder zehn ganz kurze Staubfäden, und einen Griffel mit einem breiten, knöpfichten, und fünf Striefen bezeichneten, Staubwege. Das länglichte Saamenbehältniß iſt mit dem Kelche gekrönet, ſpringt der Länge nach auf, und enthält viele Saamen. Die Arten ſind noch nicht genau beſtimmet. In der Murrayiſchen Ausgabe von des Herrn von Linné Pflanzenreiche findet man fünf Arten, von welchen wir nur diejenigen zwo anführen wollen, welche vier Blumenblätter und acht Staubfäden zeigen, und zuvor zu dem

Geſchlechte der Ludwigie gerechnet worden.

1) Die haarichte, vierblätterichte Juſſiäa, ſuffruticoſa L. Die fäſerichte Wurzel treibt einen holzichten, drey Fuß hohen und äſtichten Stängel. Die jungen Triebe ſind viereckicht, am Stängel ſelbſt aber ſieht man nur vier Furchen. Die geſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind länglicht zugeſpitzet, am Rande völlig ganz, oberwärts hochgrün, unterwärts weißlicht grün, etwas haaricht und weich anzufühlen. Im Blätterwinkel ſitzen kleine gelbe Blumen. Wächſt in Indien.

2) Die glatte vierblätterichte Juſſiäa, erecta Linn. iſt in Jamaika zu Hauſe, zeiget einen glatten, drey Fuß hohen Stängel, lange, ſchmale, lanzenförmige, glatte Blätter, und große, gelbe, plattanſitzende Blumen. Man erzieht dieſe, wie auch die übrigen Arten, aus dem Saamen, und wenn man ſolchen zeitig auf das Miſtbeet, und die jungen Pflanzen in ein Treibhaus bringt, werden die Stöcke im erſten Jahre vielleicht Saamen bringen, länger als ein Jahr wird man aber ſelbige nicht leicht erhalten können.

Iwaſikura.

Iwaſiknra, der Sardellenfreſſer, gleicht den in Japon gewöhnlichen Wallfiſchen, am Schwanze und an den Floßen. Kämpfer berichtet, er habe auf ſeiner Reiſe an dem Hofe zu Jedo, zwiſchen Caminoſeki und Simonoſeki, einen Wallfiſch von dieſer Art geſehen, und für den Fiſch gehalten, welchem die Holländer den Namen Nordcaper beylegen. S. A. Reiſen, B. XI. S. 695. Und in einem ſolchen, um Hitland geſtrandeten oder gefangenen Nordcaper, und in deſſelben Magen, hat Friedr. Martenß, wie er in ſeinen Grönländ. Journal des Jahres 1671. verzeichnet, mehr als eine ganze Tonne Heeringe angetroffen; indem ſich dieſe Art der Wallfiſche am allerliebſten an ſolchen Orten aufzuhalten pfleget, wo ſich Heeringe, Sprotten, Wytinge, Scheelfiſche und Kabbeljaue, in Menge aufzuhalten pflegen. ſ. Zorgdrager, S. 112. Dieſer Fiſchjäger wird daher auch in Norwegen, Sildeqoal, d. i. Heringsſchwal, genannt, und gehöret, außer den kleinen Springwallfiſchen, auch der große, Balaena vulgaris, dazu. ſ. Pontoppidan Norweg. Naturhiſt. II. 226.

Ixora.

Ein Pflanzengeſchlecht, davon zwo Arten in Oſtindien wachſen, und diejenige, welche ſcharlachrothe Blumen trägt, von den Wilden bey ihren Opfern, welche ſie

dem Götzen, Namens Ixora zu bringen pflegen, gebrauchet werden ſoll. Der kleine, vierfach eingekerbte Kelch umgiebt ein trichterförmiges Blumenblatt, deſſen ſehr lange, dünne Röhre ſich in vier eyförmige Einſchnitte verbreitet; zwiſchen dieſen ſitzen vier kurze, krumme Staubfäden, und der lange Griffel zeiget einen doppelten Staubweg. Die rundliche Beere enthält in zwey Fächern zween eckichte Saamen. Außer den indianiſchen, roth- und weißblühenden, giebt es auch eine amerikaniſche Art, welche ſich durch drey, wirtelförmig bey einander geſtellten Blätter unterſcheidet. Alle aber gehören zu den ſeltenſten Sträuchern, welche in hieſigen Gärten nicht leicht vorkommen werden. Die Beſchreibung der ſcharlachrothen Ixora, und wie ſelbige zu warten, kann man in Dycks Gartenkunſt nachleſen.

K.

Kaadſi.

S. Maulbeerbaum.

Kabaſſu.

Ein amerikaniſches, vierfüßiges Thier von der Gattung der Armadille oder Panzerthiere, nämlich der Tatu mit zwölf Gürteln, wovon wir ſchon im erſten Bande unter dem Artikel Armadill, S. 385. gehandelt haben.

Kabbeljau.

Dieſe Art von Stockfiſchen wird, nach der deutſchen und isländiſchen Mundart, auch Kabelau, und nach dem deutſchen Gesner, S. 13. Kabbelouw, Anthiae Secunda Species, ein Bolk, d. i. ein ſehr weißer, glatter Fiſch ohne Schuppen genennet. Holländiſch heißt er Cabliau. Mit Beziehung auf unſere Artikel, Cabbeliau, Th. II. S. 3. und Hängfiſch, Th. III. S. 617. merken wir hier nochmals an, daß das Geſchlecht dieſer Stockfiſche, vom Klein, Pamuchel, Callarias, Miſſ. V. p. 4. ſq. ausführlich, mit Anführung der Synonymen, behandelt werde; bis dahin wir eine zuſammenhängende Geſchichte dieſes Fiſches, und eigentliche Beſchreibung der von ihm aufgeführten vierzehn Gattungen, billig verſchieben. Die deutſche Benennung, Kabeljau, kömmt wahrſcheinlichſt vom Kabel, einem langen, dicken, Schiffſeile, Funis nauticus, her; davon auch Müller Erwähnung thut, wenn er

 anführet,

anführet, daß man, nebſt den Netzen, auch Kabel, oder Stricke mit Hacken gebrauche, und damit in einer Tiefe von hundert Klaftern ſo viel Fiſche fange, daß man in einem Morgen das Boot wohl dreymal ausleeren müſſe, wovon denn der Name, Cabeljau, Kabeljau, vielleicht herkomme. Dieſes beſtätiget zureichend der däniſche Name Kablag, welcher unter dem gemeinen Geſchlechtsnamen Torsk, mit durchgeht. Die Isländer fangen nämlich dieſen Fiſch mit Angeln, woran ſie ein Stück einer ausgebrochenen Muſchel, oder die friſch ausgeriſſenen rothen Kiefer, Kiemen, der vorhergefangenen Kabbeljauen ſtecken. Noch beſſer aber beiße er auf ein Stück warmes rohes Fleiſches, oder auch auf das Herz eines friſch geſchoſſenen Vogels, als einer Meve, u. d. gl. an, womit einer eher zwanzig Fiſche, als ein anderer neben ihm mit dem gewöhnlichen Aaſe einen einzigen derſelben fange; weshalben auch dergleichen Kunſtgriff, des großen Vorſprungs wegen, zu der rechten Fiſchzeit, durch eine Königl. Verordnung verbothen ſey. Anderſon, Nachrichten von Island, S. 80. Zur Erläuterung fügen wir aus Pontoppidans Norwegiſchen Naturhiſtorie, Th. II. S. 294. folgendes bey: alle dieſe Arten Torske, oder Dorſche, werden theils mit Schnüren, theils mit Linien, gefangen. Dieſe Worte will ich bey dieſer Gelegenheit denen zu Gefallen erläutern, die den Unterſchied derſelben nicht wiſſen können. Eine Fiſcherlinie, oder, wie ſie auch genannt wird, ein Linie-Va, iſt ein Seil, das ſieben- bis achthundert Klaftern lang iſt; daran werden ohngefähr ein paar hundert Angeln gehängt, alſo daß an jeder dritten Klafter ohngefähr eine Angel ſitzt, woran der Köder ein Stückchen Heering iſt. Dieſes lange Seil wird in einer Tiefe von hundert, ja auch oft von zwey bis dreyhundert Klaftern niedergelaſſen, und es erſtrecket ſich längſt auf dem Grunde fort. Daran iſt oben ein ander Seil, welches bis auf die Oberfläche des Waſſers reichet, und deſſen ſchwimmendes Holz, oder daran befindliche Tonne, die man Boye nennet, den Ort anzeiget, wo das Seil ausgeſtellet iſt. Wenn nun dieſes Seil, oder Linie-Va, aufgezogen wird, ſo kann zuweilen jeder Angelhacken ſeinen Fiſch haben, es mag nun Dorſch, Länge, Hillbut, Brosmer, und dergleichen ſeyn. Durch dieſes Mittel wird oft ein Boot in einem Morgen, zwey- bis dreymal angefüllet.

Was man in Holland Cabeljau nennet, iſt zwar, nach dem Denis, nur eine Sorte vom ziemlich gemeinen Stockfiſche in dem

Canal la Manche, welcher von dem amerikaniſchen nicht, als durch ſeine mindere Größe, unterſchieden iſt; doch hat es Müller für ſchicklich erachtet, das 154ſte Thiergeſchlecht des Linné, oder das vierte Geſchlecht der Halsfloßer, Piſcium iugularium, aus der zwoten Ordnung der vierten Claſſe, ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 71. Gadus, deren Bruſtfloßen lang und ſpitzig auslaufen, nach Vorgange der Holländer, Cabeljaue, zu nennen und zu ſchreiben. Die Lateiner nennten den Gadus, Aſellus; und, weil der Cabeljau die vornehmſte Art der Stockfiſche ſey, wolle er das ganze Geſchlecht darnach nennen. Linné führet ſiebenzehn Gattungen davon auf, und nimmt zum Kennzeichen derſelben an, daß der Kopf glatt ſey; die Kiemenhaut ſieben runde Strahlen habe; der Körper länglicht, und mit kleinen Schuppen, die leicht herunterfallen, beſetzet; und alle Floßen mit einer gemeinen Haut bekleidet; der Rücken und After mit verſchiedenen, ſtumpf geſinnten, Floßen verſehen ſeyn, und die Bruſtfloßen ſpitzig auslaufen. Unter den angeführten vier Untergeſchlechtern hat das ſub A. ſechs Arten, mit drey Rückenfloßen und einem Barte; das ſub B. vier Arten mit drey Rückenfloßen und keinem Barte; das ſub C. ſechs Arten mit zwo Rückenfloßen; und das ſub D. eine Art mit einer einzigen Rückenfloße:

A. 1. Gattung: der Schelfiſch, Gadus Aeglefinus, auch Aegrefinus; mit zwo Unterarten; ſ. Pamuchel, Callarias, 2. des Kleins, und unſern Artikel, Th. I. S. 164. wo ſtatt Aigleſtin, und ferner Aiglefin, ꝛc. zu leſen.

2. Gattung: der Döſch, Dorſch, Gadus Callarias, mit fünf Unterarten; ſ. Pamuchel, Callarias barbatus, 5. des Kleins.

3. Gattung: der gemeine Cabeljau, Gadus Morhua; mit drey Unterarten; ſ. Pamuchel, Callarias barbatus, 1. des Kleins.

4. Gattung: das Blödauge, Gadus Luſcus, mit einer Art, ſ. Pamuchel, Callarias barbatus, 3. des Kleins.

5. Gattung: der Steinbolk, Gadus Barbatus, mit fünf Unterarten; ſ. Pamuchel, Callaridas barbatus, 3. des Kleins, dem er wenigſtens ſehr nahe zugehöret. Der Ritter unterſcheidet ihn ſonſt durch ſieben Puncte, die am untern Kiefer befindlich ſind; und da er den längſten Bart unter allen hat, ſo nennet er ihn deswegen vorzüglich Barbatus, den Bärtigen. Bey dem Artedi iſt er, ſyn. p. 37. ſpec. 12. ebenfalls ein dreyfloßichter und bärtichter Gadus, dreymal

ſo lang als breit, und mit dreyßig Finnen in der erſten Afterfloße; der auch p. 111. im Anhange die Phycis der Alten, den die Römer heut zu Tage, Ficus oder Fico nennen, mit Beyfall des Ritters, dieſer Art beygeſellet; wie denn Linné gleichfalls drey Unterarten derſelben beyfüget. Nach Müllern, nennen die Holländiſchen Fiſcher denſelben Steenbolk, und die Engländer Whitingpowt, auch wohl Gullack, welcher der Frießländer Gülling ſeyn ſoll. Nach dieſen fünf Spielarten, iſt auch die Anzahl der Finnen verſchieden. So zählen die Schriftſteller, nach dem Linné, in der erſten Rückenfloße zwölf bis dreyzehn; in der zwoten ſiebenzehn bis zwanzig; in der dritten vierzehn bis neunzehn; in der Bauchfloße fünf bis ſechs; in der erſten Afterfloße achtzehn bis dreyßig; in der zwoten funfzehn bis ein und zwanzig; und in der Schwanzfloße dreyßig bis vierzig Finnen. Nach Müllern iſt er auch breiter, als die Cabeljaue und Schelfiſche, würde aber dem no. 8. folgenden Wittling, wegen ſeiner kleinen Schuppen, und dem Silberglanze ſehr ähnlich ſehen, wenn er keinen Bart hätte. Man könne ihn aber auch an den braungefleckten Bruſtfloßen, und an dem ſchwärzlichen Schwanze, kennen, nicht zu geſchweigen, daß ſeine Mundſpalte kleiner, und die vorderſte Rückenfloße dreyeckicht ſey, indem ſie in ein langes Horn auslaufe, da ſich denn zwiſchen dem Kopfe und dieſer Floße noch ein länglichtes Grübchen zeige. Er würde höchſtens anderthalb Schuh lang, und des Sommers an den Engliſchen und Holländiſchen Küſten, gefangen; halte ſich aber doch in dem ganzen Europäiſchen Ocean auf.. Müller füget auch noch, Th. IV. die Zeichnung deſſelben, Tab. III. fig. 1. bey. ſ. auch Parſchbaſtart, Maenas, 6. des Kleins, dahin er die Phycis Artedi bringt.

6. Gattung: der Zwergcabeljau, Gadus Minutus; mit einer Art; ſ. Pamuchel, Callarias, 10. des Kleins.

B. 7. Gattung: der grüne Schelfiſch, Gadus Virens, mit zwo Spielarten. Er iſt die erſte Art der dreyfloßichten Cabeljaue ohne Bart, und hat einen gabelförmigen Schwanz und grünfarbigen Rücken. Er ſoll dem Gadus Pollachius, dem Pollac, no. 10. bis auf die gleichlangen Kiefern, faſt geraden Seitenlinie, und dem getheilten Schwanze, ähnlich ſeyn; daher auch Kleins Pamuchel, Callarias imberbis 1. nachzuſehen. Müller zeichnet ihn, Th. IV. Tab. III. fig. 2.

8. Gattung: der Wittling, Gadus Merlangus; mit vier Spielarten; nach dem Gronov

bey

bey den Holländern Molenaar, ſonſt auch Gadus Huitling, genannt. ſ. Pamuchel, Callarias imberbis 3. des Kleins.

9. Gattung: der Kohlmund, Gadus Carbonarius, mit einer Art, den Müller Th. IV. Tab. III. fig. 3. zeichnet. ſ. Pamuchel, Callarias imberbis 2. des Kleins.

10. Gattung: der Pollac, Gadus Pollachius, mit drey Spielarten, deren eine Gadus Lyrblek, genannt werde. ſ. nach no. 7. Pamuchel, Callarias imberbis 1. des Kleins.

C. 11. Gattung: der Stockfiſch, Gadus Merlucius; Artedi, Gadus dorſo dipterygio, maxilla inferiore longiore, ſyn. p. 36. ſp. 10. engl. the Hake, franz. Merlus, ital. Merluzo, nach dem Strom, fondm. 295. Lyſing, und nach dem Gronov iſt er ohne Bart, und dem Pallachius ähnlich. Er machet in dieſer dritten Abtheilung, worinen nur allein die Cabeljaue mit zwo Rückenfloßen vorkommen, als ein Stockfiſch, nach dem Linne' und Müller, den Anfang. Er ſoll der Alten Onos, oder Eſel, vielleicht wegen der grauen Farbe, und des Rondelets Aſellus primus, ſeyn, wegen ſeiner ſchlanken Länge aber Merlucius, d. i. Maris Lucius, Seehecht, heißen. An dieſem Fiſche iſt der untere Kiefer gleichfalls länger als der obere; er hat aber keinen Bart, und diejenigen, die von den Schriftſtellern hieher gerechnet werden, (wie denn Linne' ſelbſt drey Unterarten beybringt,) haben in der erſten Rückenfloße neun bis zehen, in der zwoten neun und dreyßig bis vierzig, in der Bruſtfloße zwölf bis dreyzehn, in der Bauchfloße ſieben, in der Afterfloße acht bis neun und dreyßig, und in der Schwanzfloße vier und zwanzig, Finnen. Sie halten ſich allenthalben im Ocean in großer Menge auf, und werden zu anderthalb Ellen lang, doch werden auch andere Fiſche zu Stockfiſchen gemachet; denn, nach der Anmerkung no. 3. bey dem gemeinen Cabeljau, kommen in dem ſo genannten Cabeljau- oder Backeljaufange, große Döſche, Gülling, Leng, Stockfiſche, Laberdan, Klipfiſche, Steinbolke, ächte Cabeljaue, und alles unter einander vor; und wir ſelbſt geſtehen, daß wir ſehr zweifeln, ob alle die genannten Fiſche eben ſo ſehr von einander verſchieden ſind, daß ſie beſondere Arten ausmachen können, und ob nicht vielmehr ein und andere darunter nur für Spielarten zu halten ſind, wozu theils das Alter der Fiſche, theils aber die Meergegend etwas beytragen kann, wiewohl ſie alle faſt einerley Lebensart haben, und ſchaarenweiſe herumziehen, am meiſten aber hinter die Heringe ſich ſetzen, und auf ſelbige, oder auch auf ihren Rogen,

gen, aaſen; daher auch, wenn der Heringsfang vorbey iſt, der Cabeljaufang den Anfang zu nehmen pflege. Von dieſer Auflage und Verwirrung iſt wenigſtens unſer Klein frey. Er erkennt keinen Fiſch für einen Cabeljau oder Stockfiſch, Aſellus, und, nach ſeiner Methode, für einen Pamuchel, Callarias, der nicht drey abgetheilte Rückenfloßen hat; namentlich verneinet er, daß dieſer Merlus, Aſellus primus Rondeletii, und Gadus Artedi, wie auch der Engländer und des Willughbey Ling, den Stockfiſchen beyzugeſellen, davon er in einer ausführlichen Anmerkung bey ſeinem vierten Aalbaſtart, Enchelyopus 4. Miſſ. IV. p. 53. und bey dem Geſchlechte der Pamuchel, Callarias, Miſſ. V. p. 4. ſq. gelehrt und gründlich handelt. Er rechnet ſie dieſerwegen, und weil ſie einem Aale, Congro, ſo ähnlich, als ein Ey dem andern, ſehen ſollen, zu ſeinen Aalbaſtarten, Enchelyopus, 4. 13. 14. 16. ſ. unſere Artikel, Aalbaſtarte, Th. I. S. 34. und Aalmutter, Meeraalquappe, Aalraupe, S. 24. 28.

12. Gattung. Der Leng, Gadus Molua; mit zwo Arten; wird von den Engländern Ling, von den Holländern Leng, von den Schweden Langa, genannt, und von dem Artedi, ſyn. p. 36. ſp. 9. wie der Merluc, für eine Art der Stockfiſche, Gadus, angenommen, wie er denn auch dem vorherbeſchriebenen ſehr ähnlich iſt. Müller zeichnet ihn Th. IV. Tab. III. fig. 4. Bey dem Klein iſt er ebenfalls, wie der Merluc, kein Aſellus, ſondern ein Aalbaſtart, Enchelyopus, 16. ſ. unſern Artikel, Th. I. S. 38. wo ſich die Linnäiſche Beſchreibung dieſes Fiſches mit findet. Zur Geſchichte deſſelben ſetzen wir aus dem Pontoppidan, Norweg. Naturhiſt. Th. II. S. 247. folgendes bey: Lange, Länge, ein Seefiſch, der den Namen wegen ſeiner Länge führet, die wohl reichlich eine Klafter beträgt; und er würde alſo einem Aale ähnlich ſeyn, wenn er nicht gegen den Kopf zu dicker wäre, und daher gleicht er, dem Anſehen nach, mehr einem langen und ſchmalen Dorſche, Aſellus longus. Sein Rücken iſt längs hinunter mit Floßfedern verſehen, das Fell iſt glatt, hell und weiß, das Fleiſch angenehm, und unter allen Fiſchen dieſer Art, dem Geſchmacke nach, eins der beſten, daher es auch, ſowohl eingeſalzen, als gedörret, nach Bergen gebracht, und von fremden Kaufleuten geſuchet wird. Inſonderheit gebrauchen die Holländer getrocknete Längen zu ihrem Schiffsproviant, wenn ſie eine weite Reiſe thun wollen, weil dieſe Fiſche in den warmen Ländern ſich am längſten halten, wenn ſie wohl getrocknet ſind, und alsdenn ſchmecken

ſie auch beſſer, als wenn ſie friſch ſind. Von dieſer einzigen Art von Fiſchen, deren Menge ſonſt gegen andere Fiſcharten nicht eben von Bedeutung iſt, ſind allein im Jahre 1752. 45,000 Lispfund, oder 675000 Pfund aus Bergen weggefahren worden.

13. Gattung: der Krötenfiſch, Gadus Tau, mit einer Art. Er wird in Carolina Toadfiſk genannt, daher, nach dem Müller, die Linnäiſche Benennung, Tau, gemachet worden. Faſt ſcheint es aber, daß dieſelbe von dem griechiſchen T. ſo auf ſeinem Wirbel gezeichnet iſt, hergenommen ſey. Weil er einen großen und ungleichen Kopf hat, nennt ihn Müller Krötenfiſch. Sein Augenring iſt goldgelb; der untere Kiemendeckel geht in drey Zacken aus; im Maule ſtehen viele große Zähne; der untere Kiefer iſt länger als der obere, und hat einige bartartige Angehänge; der Körper iſt ſchleimicht, aus dem braunen gelb, und mit ſchwarzen Flecken und Striemen bezeichnet; die Bauchfloßen ſitzen dicht unter der Kehle, und ihr vörderſter Strahl iſt der längſte, indem an ſelbiger eine runzlichte Haut hinanſteigt; der Schwanz iſt abgerundet; die Kiemenhaut iſt ſechsſtrahlicht; die erſte Rückenfloße hat drey, die andere ſechs und zwanzig, die Bruſtfloße zwanzig, die Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, die Afterfloße zwey und zwanzig, und die Schwanzfloße ſechzehn Finnen.

14. Gattung: die Truſche, Gadus Lota, mit zwo Unterarten, iſt ebenfalls, nach dem Artedi, ſyn. p. 38. ſp. 13. ein Gadus; aber auch im Append. Specc. p. 107. ein Silurus, mit einem Bartfaden am Kinne. Er iſt bey dem Klein ein Aalbaſtart, Enchelyopus, 14. ſ. unſern Artikel, Aalraupe, Th. I. S. 27. wobey anzumerken, daß in der Schwanzfloße, ſtatt achtzig nur dreyßig Finchen zu zählen, und daß ihn Müller, Th. IV. Tab. III. fig. 5. von der untern Seite geöffnet, abbilde.

15. Gattung: die Meerqvappe, Gadus Muſtela; mit drey Spielarten. Er iſt ebenfalls, nach dem Artedi und Gronov ein Gadus; aber auch nach dem Klein ein Aalbaſtart, Enchelyopus, 13. der ihn, Miſſ. IV. Tab. XV. fig. 2. ſchön und nach dem Leben gezeichnet. ſ. unſern Artikel, Meeraalqvappe, Th. I. S. 26.

16. Gattung: der Schnurbart, Gadus Cimbricus; mit einer Art. Noch eine ähnliche Art, nach Müllern, zeiget ſich in der Nordſee, abſonderlich zwiſchen Schweden und Dännemark, welche vier Bärte hat, als einen am Kinne, einen an der Oberlefze, und zween an der Naſe; daher er ihn Schnurbart genennet.

Nach

Nach dem Linné iſt die erſte Rückenfloße gleichſam verloſchen, obſoleta, oder veraltet, und die erſte Finne ſieht wie ein T aus, wodurch er ſich von der vorigen Meerqvappe am deutlichſten unterſcheidet. Die zwote Rückenfloße hat acht und vierzig Finnen, die Bruſtfloße ſechzehn, die Bauchfloße ſieben, die Afterfloße zwey und vierzig, und die Schwanzfloße fünf und zwanzig; die Kiemenfloße aber iſt ſiebenſtrahlicht.

D. 17. Gattung: die Seetruſche, Gadus Mediterraneus, mit einer Art. Er beſchließt die letzte Abtheilung der Stockfiſche oder Kabeljaue, die nur eine Rückenfloße haben; und hat am obern Kiefer zween, am untern Kiefer nur einen Bart. Die Rückenfloße hat vier und funfzig, die Bruſtfloße funfzehn, die Bauchfloße zwo, und die Afterfloße vier und vierzig Finnen. Die Schwanzfloße iſt noch nicht beobachtet worden. Sein Aufenthalt iſt im Europäiſchen Ocean, und nach der Benennung vorzüglich im Mittelländiſchen Meere.

Kabeljauwurm.

S. Riemenwurm.

Kackerlack.

Dieſen von den Indianern erborgten Namen giebt Herr Müller und andere Naturforſcher demjenigen Inſectengeſchlechte mit halben Flügeldecken, welches im Linnäiſchen Syſtem Blatta heißt. Die Kennzeichen der Kackerlacken, die von einigen auch Schaben oder Schwaben genannt werden, ſind nach dem Ritter von Linné und Herr Müllern folgende. Der Kopf iſt niedergebogen; die Fühlhörner ſind bürſtenartig; die Flügeldecken, ingleichen die Flügel flach und einigermaßen lederartig; das kreisförmige Bruſtſtück iſt mit einem Rande verſehen, und oben am Schwanze ſitzen zwey Hörnchen.

Die Inſecten dieſes Geſchlechts fliehen das Licht, und halten ſich am liebſten in dunkeln Speiſeſchränken, Kellern, Backſtuben, und andern warmen Oertern auf. Sie laufen überaus ſchnell, und nagen gern an allerhand Speiſen, Leder und faulenden Sachen, welches auch ſchon ihre Larven zu thun pflegen. Der Ritter von Linné führet zehn Arten von Kackerlacken an, die theils in der Größe, theils in der Farbe von einander unterſchieden ſind.

Die erſte Art, welche man in Amerika und Aſien antrifft, wird von ihm wegen ihrer Größe, Blatta gigantea, von Herr Müllern aber, und auch ſonſt gemeiniglich Buſchkackerlack genannt, weil ſie ſich in den Büſchen und Wäldern aufhält. Die Länge beträgt ohngefähr drey Zoll; die Farbe des Körpers iſt glänzend dun-

dunkelbraun, und der Flügeldecken rothgelblicht. Die fadenförmigen Fühlhörner ſind viel länger, als der ganze Körper.

Eine andere amerikaniſche Art, Blatta americana Linn. welche ſehr gemein iſt, und an Größe der vorigen nahe kömmt, iſt roſtfärbigbraun, und hat ebenfalls überaus lange, fadenförmige Fühlhörner. Dieſe Kackerlacken thun den Feldfrüchten, Küchenſpeiſen, Kleidern, und Hausgeräthe viel Schaden.

Eine kleinere, ebenfalls amerikaniſche Art, ohngefähr von der Größe einer Viehbreme, iſt ſchneeweiß und hat gelbe Fühlhörner; daher ſie von dem Ritter Linné Blatta niuea und von Herr Müllern Weißling genannt wird. In Surinam findet man blaßbraune Kackerlacken, die einen weißen Rand am vördern Theile des Bruſtſtückes haben, ſo wie die Egyptiſchen, die aber von Farbe ſchwarz ſind. Eine ähnliche Art, die man häufig auf Senegal, und in verſchiedenen andern Gegenden von Afrika findet, daher ſie beym Herrn von Linné Blatta africana heißt, iſt aſchgrau, am Bruſtſchilde rauchhaarig, und noch nicht ſo groß, als eine Schmeißfliege. Dieſe Inſecten, welche erſt des Nachts zum Vorſchein kommen, ſtinken ſehr ſtark, und gereichen den Leuten zur größten Plage. Sie zerfreſſen nicht nur Tuch, Leinwand und alle Arten von Gemüſen und Kräutern, ſondern auch Holz und andere harte Körper. Doch wird ihre große Anzahl durch gewiſſe Spinnen, Bohrweſpen und Eidechſen ſehr vermindert.

Die Oſtindianiſchen Kackerlacken, welche aber durch die Handlung und Schiffart, auch in verſchiedene europäiſche Gegenden, vorzüglich nach Rußland und Schweden gekommen ſind, haben einen roſtfärbig braunen Körper, und abgekürzte Deckſchilde, mit einer der Länge nach eingedrückten Furche. Sie halten ſich ſowohl in den Wäldern, als auch in den Häuſern auf, wo ſie nicht nur in den Speiſeſchränken und Mehlkäſten, ſondern auch unter den Kleidern und Schuhen, große Verwüſtungen anrichten. In Frankreich, Italien, und in einigen Gegenden von Deutſchland, trifft man eine Verſchiedenheit dieſer Art an, welche vorzüglich darinnen beſteht, daß die Flügeldecken noch kürzer ſind, und das ganze Inſect etwas kleiner iſt.

Die Lappländer werden von einer Art Kackerlacken geplaget, die nicht größer, als die großen Fliegen ſind, einen gelblichen Körper und ſchwarz gefleckte, lange Flügeldecken haben. Eine ähnliche gelbe Art wird auch in Frankreich

reich, vornehmlich bey den Backöfen gefunden.

Die däniſche Art, welche aber von dem Herrn von Linne' Blatta germanica genannt wird, weil man ſie in der That auch in Deutſchland antrifft, iſt etwas größer und mehr bräunlicht, als gelb. Das Bruſtſtück hat der Länge nach zween breite, gleichweit von einander abſtehende Streifen.

Von dieſen Inſecten hat auch eine geſäumte Porzellanſchnecke, Cypraea heluola Linn. den Namen Kackerlack erhalten; die Länge und Höhe der Schale iſt wie ein Glied eines Fingers, dreyeckicht, höckericht, hinten abgenaget, oben mit weißen, gelben und ſchwarzen Puncten, unten aber ungefleckt und gelb.

Käfer.

Dieſer Name wird von den Naturforſchern bald in einer weitern, bald in einer engern Bedeutung genommen. In der weitern Bedeutung nennt man, mit dem Hrn. Friſch und andern Schriftſtellern, alle diejenigen Inſecten Käfer, welche ihre Flügel unter zwey harten Deckſchilden verbergen können. Herr Röſel beſtimmet dieſen Begriff etwas genauer, und verſteht durch Käfer diejenigen Inſecten, welche harte Flügeldecken und ſechs Füße haben, und aus einem ſechsfüßigen Wurm entſtehen, welcher ſich in eine Puppe verwandelt. Er bringt das ganze Käfergeſchlecht unter zwo Abtheilungen, wovon die eine die Erdkäfer, und die andere die Waſſerkäfer enthält. Die Erdkäfer, werden von ihm wegen ihrer Menge und Verſchiedenheit, in ſieben Claſſen abgetheilet, nämlich in eigentlich ſogenannte Erdkäfer, unter welchen er diejenigen verſteht, welche nicht nur als Würmer, ſondern auch als Käfer den größten Theil ihres Lebens in der Erde zubringen, in Holzböcke oder Holzkäfer, Blattkäfer, Rüſſelkäfer, Springkäfer, Aaskäfer und Raubkäfer, von welchen allen in beſondern Artikeln von uns gehandelt wird.

In der engern Bedeutung, nach welcher ſich der Ritter von Linne', Herr Müller und verſchiedene andere Schriftſteller richten, zeiget der Name Käfer, Scarabaeus, nur diejenigen Inſecten, mit ganzen harten Deckſchilden an, welche keulförmige, am Ende eingeſpaltene Fühlhörner und die Schenkel vorneher meiſtentheils mit Zähnchen beſetzet haben. Weil aber auch bey dieſer Claſſe von Inſecten, noch eine große Verſchiedenheit in Anſehung des Kopfes und des Bruſtſtückes bemerket wird, indem einige ein gehörntes Bruſtſtück, verſchiedene aber Hörner auf dem Kopfe, und

andere

andere gar keine Hörner haben; ſo hat der Herr von Linne' aus dieſem Geſchlechte drey Abtheilungen gemachet.

Die erſte Abtheilung enthält die Käfer mit gehörntem Bruſtſtück, wovon in dem Linnäiſchen Syſtem eilf Arten angeführet werden. Die merkwürdigſten derſelben werden von uns unter den Artikeln Einhornkäfer, Actäon, Simſon, Atlas und Aloeus beſchrieben.

Unter die zwote Abtheilung rechnet der Ritter von Linne' alle Käfer, welche Hörner am Kopfe, und ein glattes oder unbewaffnetes Bruſtſtück haben. Er führet davon vier und zwanzig Arten an, wovon die merkwürdigſten unter dem Artikel Nashornkäfer vorkommen werden.

Die dritte Abtheilung, welche zwey und funfzig Arten enthält, beſteht aus denjenigen Käfern, welche weder auf dem Kopfe, noch auf dem Bruſtſtücke mit einem Horne verſehen ſind, wie z. E. der bekannte Maykäfer, von welchem ebenfalls in einem beſondern Artikel gehandelt wird.

Käfermuſchel.

Mit dieſem Namen beleget Herr Müller dasjenige Geſchlecht der vielſchaligen Conchylien, ſo Herr von Linne' Chiton genannt. Chiton bedeutete bey den Griechen eine Art Motten, welche auf dem Rücken eingekerbet und durch Ringe abgetheilet ſind. Und dieſes findet auch bey dieſen ſchneckenartigen Thieren ſtatt, indem ihr Rücken durch verſchiedene neben einander liegende Blätter oder Schalen bedecket wird. Die Holländer finden darinnen eine Aehnlichkeit mit dem Seeaſſel oder Seekellerwurm, und nennen ſolche deswegen Zeebiſſebedden. Einige vergleichen ſie mit dem Rücken einer Grylle, und nennen ſie daher Gryllenmuſcheln. Man könnte ſie nach der Griechiſchen Linnäiſchen Benennung Mottenmuſcheln heißen. Wegen ihrer Größe und Stärke hat Herr Müller ihnen obigen Namen beygeleget. Es wundert ſich aber derſelbe, warum Herr von Linne' ſolche mit den Conchylien, und nicht vielmehr mit den Inſecten vereiniget, zumal ihre Schalen nicht das eigentliche kalchſteinartige Beſtandweſen zeigen, welches man bey den übrigen Conchylien findet. Das Thier iſt von der Art der Seeſchnecken ohne Haus, Donax, deſſen Rücken aber die Länge herunter mit vielen Schalen bedecket, die in die Quere ſtehen; unten aber zeiget ſich die Schnecke bloß, hat daſelbſt keine Schale, und ſchleicht auf den Klippen herum. Herr von Linne' hat neun Arten angemerket, welche wir nach Herr Müllern kurz beſchreiben wollen.

1) Der Stachelſeekäfer, Chiton hiſpidus. Die Schale beſteht aus ſechs Stücken und iſt geſtreifet.

2) Der Knotenrücken, tuberculatus. Die Schale beſteht aus ſieben Gelenken, und der eyförmige Körper iſt obenher mit wulſtartigen Knötchen wechſelsweiſe beſetzt. Die ſieben Gelenke gehen kielförmig in die Höhe, ſind bogenförmig geſtreifet, und in den Seiten mit einem Winkel gebogen. Einige Schriftſteller halten ſolche für eine Patelle, andere für eine Seewanze. Sie wird auch die Seeaſſel, das Schiffchen oder Seeboot genannt, indem die umgewandte Schale, wenn das Thier herausgenom̃en iſt, einem Schiffsboote ähnlich ſieht. Dergleichen werden in den aſiatiſchen und amerikaniſchen Meeren gefunden.

3) Der Dornführer, aculeatus, hängt an den Klippen des aſiatiſchen Meeres. Die Schale hat acht Gelenke; dieſe ſind in die Quere geſtreifet, haben aber keinen kielförmigen Rücken; die äußerſten und mit ſcharfen, rothen Dornen bogenweiſe beſetzte Gelenke ſind die kleinſten, und alle zuſammengenommen gleichen ſie einem umgekehrten Schiffboote. Das Fleiſch des Thieres iſt zähe und gelb, wird aber doch von den Indianern gegeſſen.

4) Der Büſchelträger, faſcicularis. Die Schale hat acht Gelenke, und iſt etwas weniges kielförmig erhöhet. Das aſchgraue und glatte Thier zeiget an dem Körper, neben den Seiten der Gelenke, acht weiße, haarichte Büſchel. Dergleichen werden in der Meerküſte von Algier und der ganzen Barbarey gefunden.

5) Die Schuppenmuſchel, ſquamoſus. Die Schale beſteht aus acht Gelenken und iſt halb geſtreifet, der Körper aber gleichſam mit Schuppen beſetzet. Indien iſt das Vaterland.

6) Das Punctirſchild, punctatus. Die Schale hat acht Gelenke, und iſt, ſtatt der Striefen, mit ausgehöhlten Puncten, zugleich aber auch der Quere nach mit etlichen Furchen bezeichnet. Der Rand davon iſt weich, das übrige aber hart. Wenn das Thier angerühret wird, zieht es ſich ſo zuſammen, daß ein Ende das andere berühret. Wenn daſſelbe an den Klippen herumſchleicht, kann man einen halbmondförmigen Kopf, aber keine Augen, Fühlhörner, oder ſonſt etwas erkennen, nur am Kopfe zeiget ſich eine durchbohrte Oeffnung, aus welcher ein Köcher hervorkömmt, der an einem Ende mit zwey Halbkügelchen gedecket iſt. Die europäiſchen, aſiatiſchen und amerikaniſchen Meere liefern dergleichen. Man will auch vorgeben, daß dieſe Schnecken auf den Körper der Wallfiſche ſich anſetzten, und

werden daher auch Wallfiſchläuſe genannt.

7) Der Rothzügel, Chiton ruber Linn. Die Schale iſt nicht größer, als eine Linſe, roth gefärbet, eyförmig, bogicht, etwas ſchief geſtreifet und beſteht aus acht Gelenken. Das norwegiſche Meer iſt der Aufenthalt.

8) Das Weißdach, albus. Die eyförmige, glatte, auf dem Rücken nicht merklich erhabene, und wenig kielförmige Schale, beſteht auch aus acht Gelenken, davon das erſte hintenher gerändert iſt. Die Nordſee in der Gegend Islands liefert dergleichen.

9) Die Grauklappe, cinereus. Die Schale hat die Größe einer Wanze, iſt hinten etwas breiter, als vornen, aſchgrau, platt oder etwas weniges keilförmig, und aus acht Gelenken zuſammengeſetzet.

Käferſchnecke.

Hr. Müller verſteht dadurch Helix ſcabaraeus Linn. Es hat dieſe zweyſchneidige Schnirkelſchnecke viele andere Namen erhalten. Vom Herrn Rumph wird ſolche Cochlea imbrium, oder die Platzregenſchnecke, von den Holländern Tovenaar oder die Zauberſchnecke, ſonſt auch die Sturmſchnecke, die Bohne, das Judasohr, und das alte Weib mit Zähnen genannt. Die Schale iſt inwendig weiß, äußerlich gelblicht oder dunkelbraun, eyrund, einigermaßen zweyſchneidig, weil ſie etwas zuſammengedrücket, mit zweyſchneidigen Kanten verſehen; die Mündung ſchmal, gezähnelt und zweyſchneidig ſcharf. Man findet dergleichen in der Oſtſee auf den Bergen; deswegen einige geglaubet, wie ſelbige durch den Wind bey ſtarken Platzregen aus dem Waſſer dahin geſchmiſſen würden. Rumph bemerket noch, wie man auf der dunkelbraunen Zeichnung ſeitwärts ſchwarze Striche bemerken könne, welche das Anſehen kleiner Fäschen hätten, und deswegen dieſe Schnecke einige Achtung verdiene.

Kälberkern.

S. Kerbel und Schierling.

Kälberkropf.

S. Kerbel.

Kälberſchiß.

S. Enzian.

Kämpfhahn.

S. Fechter.

Käpgen.

S. Corcopſisſtaude.

Käſebaum.

S. Baumwollenſtaude.

Käſeblümlein.

S. Gänſeſtöckchen.

Käſekraut.

S. Saturey.

Käſemaisgen.

Name der kleinen Blaumaiſe, die ſchon oben beſchrieben iſt, parus coeruleus, ſonſt auch Pimpelmaisgen genannt. Sie iſt die kleinſte unter den einheimiſchen Maiſen.

Käſepappeln.

S. Malve.

Käſetute.

S. Tute.

Käsmilbe.

S. Milbe.

Käſtenbaum.

S. Caſtanienbaum.

Käuzlein.

Käutzlein iſt die kleine Waldeule, die Hauseule, noctua parua aucuparia, deren ſchon mit einer kurzen Beſchreibung unter den Eulen gedacht iſt.

Kätzchen.

Unter den Conchylien, welche man Tuten nennt, kommen drey Arten vor, ſo obigen Namen führen, als

1) das cypriſche Kätzchen, Conus glaucus Linn. Weil man diejenigen Katzen, welche bleyfarbig aſchgrau geflecket, oder auch nur grau gefärbet ſind, Cyperkätzchen zu nennen pfleget, und die Oberfläche dieſer Birntute durch punctirte Striche gleichfalls blaulicht aſchgrau gezeichnet iſt, hat Herr Müller dieſe Benennung ganz ſchicklich angebracht; doch iſt die Zeichnung ſehr verſchieden, und daher ungewiß, ob die Butterwecke von Buro, welche Rumph beſonders angeführet, und nicht größer als ein Glied des Daumens, und auf dem aſchgrauen Rücken der Quere nach mit vielen Banden bezeichnet iſt, mit unſerm Kätzchen vereiniget werden könne, wie einige vorgegeben. Die Schale iſt ausgerundet und geſtreifet; die Gewinde liegen am Boden an der ſtumpfen Spitze gegen einander über, und die Geſtalt iſt eyförmig, nicht viel länger, als dicke, und etwa ſo groß, wie eine Pflaume.

2) Das granulirte Kätzchen nennen die Holländer diejenige Rollentute, welche beym Herrn von Linné Conus granulatus heißt. Die ziemlich breite, aber nicht lange Schale iſt durch erhabene Körner rauh, mit glatten gefurchten Strichen umzogen, durchgängig gelb, oder auch roth mit weißen Flecken, zuweilen auch mit einem weißen Bande umgeben. Wenn ſich ſolche auf die letzte Art zeiget, wird dieſe Schnecke auch die gekrönte Landchartentute, oder, wegen der Bänder, Admiral, auch Baſtart Cedo nulli genannt. Man erhält dergleichen aus Afrika.

3) Das gefleckte Kätzchen iſt auch eine Rollentute, und Conus magnus Linn. Einige nennen

solche

ſolche die Achattute. Die Schale iſt länglicht, rollrund, und hat eine ſcharfe Spitze, die aus der Mitte des Wirbels hervortritt. Die Länge herab gehen ſchwarze oder bleyfarbige Bänder, und zwiſchen ſelbigen erſcheinen öfters zerſtreuete Puncte. Das Vaterland iſt Oſtindien.

Rumph bemerket mancherley Abänderungen. Zuweilen iſt die Schale mit breiten und hochgelben, wie auch ſchwarzen und bleyfarbigen Flecken beſetzet, und mit feinen Puncten reihenweiſe beſtreuet; andere haben, ſtatt der Flecke, an der obern Seite der Gewinde ſchwarze Striche, und nur der Wirbel iſt mit Pünctchen beſetzet. Bey einigen ſind die Flecke kaum merklich, und die Schale ſieht mehrentheils weiß oder blaßgelb aus. Alle kommen darinnen überein, daß der Wirbel oben mit ſchwarzen Pünctchen bezeichnet iſt.

Kätzlein.

S. Blume und Kelch.

Kaſſer.

S. Campherbaum.

Kahlaſter.

Kahlaſter nennt Müller die ſechſte Gattung ſeiner Stachelbärſche, Gaſteroſteus Canadus, Linn. gen. 169. einen Fiſch aus Canada, der keine Stacheln am After hat. ſ. Stachelbärſche.

Kahlbäuche.

Kahlbäuche nennt Müller die erſte Ordnung der erſten Claſſe des Linne', Apodes, weil ſie gar keine Bauchfloßen haben. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 71.

Kahlbart.

Kahlbart nennt Müller die dritte Gattung ſeiner Meerbarben, Mullus Imberbis, Linn. gen. 171. ſ. Meerbarben und Mulle, Mullus, 4. imberbis des Kleins.

Kahlbart nennt Müller gleichfalls die zwote Gattung ſeiner Schlangenfiſche, Ophidium imberbe, Linn. gen. 148. und zeichnet ihn, Th. IV. Tab. IV. fig. 4. ſ. Schlangenfiſche und den unbärtigen Aalbaſtart, Enchelyopus 5. des Kleins, auch unſern Artikel, Th. I. S. 35. desgleichen den achtzehenten Aalbaſtart, S. 39. Da er bey den Dänen Nügnogen, auch ſonſt Fünfaug genannt worden, ſo hätte man ihm wohl, zu Vermeidung aller Verwirrung, dieſe alten Namen laſſen können.

Kahlhaut.

Kahlhaut nennt Müller die zwote Gattung ſeiner Klippfiſche, Chaetodon Alepidotus, Linn. gen.

gen. 164. weil die Haut glatt und kahl ſey, und gar keine Schuppen habe. ſ. Klippfiſche.

Kahlkopf.

So nennt Herr Klein den braſilianiſchen Geyer, vultur braſilienſis, der bey den Holländern unterm Namen Menſchenfreſſer bekannt iſt. Am Kopfe und Halſe iſt er roth und ohne Federn, nur mit kurzen ſchwarzen, einzelnen Haaren beſetzet; die Füße kurz und fleiſchfarben; Zehen wie gewöhnlich lang und am Ende gekrümmet; Leib dunkelfarbig mit grün gemiſchet. Er unterſcheidet ſich auch durch die ſehr weiten und fern von den Augen abſtehenden Naſenlöcher.

Kahlkopf nennt auch Müller die neunte Gattung ſeiner Hechte, Eſox Gymnocephalus, Linn. gen. 180. weil der Kopf kahl und unbedecket iſt. ſ. unſern Artikel, Hecht, Th. III. S. 730.

Kahlrücken.

Kahlrücken nennt Müller das 144ſte Thiergeſchlecht des Linne', Gymnotus, der erſten Ordnung vierter Claſſe, Apodes, der Kahlbäuche. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 71.

Kahlſchwänze.

Unter den Stachelſchnecken finden ſich einige, welche einigermaßen dornicht ſind, aber keinen Schwanz haben. Es machen dieſe die vierte Abtheilung beym Hrn. von Linne' aus, und werden von ſelbigem ungeſchwänzte, von Hr. Müllern aber Kahlſchwänze genannt. Es gehören hieher acht Arten; als: 1) die Maulbeere, 2) die Himbeere, 3) die weiße Maulbeere, 4) die gezackte Maulbeere, 5) die gelbe Maulbeere, 6) das kleine Pimpelchen, 7) die Diſtelſchnecke, und 8) das Bettzeug.

Kahlſchwanz.

Kahlſchwanz nennt Müller die ſechſte Gattung ſeiner Nadelfiſche, Syngnathus Barbarus, Linn. gen. 141. der ſchwimmenden Amphibien; weil der ſpitzige Schwanz, wie der Bauch und After, ohne Floßen ſey, wenigſtens dieſelben nicht beobachtet und angezeiget worden. Der Ritter bemerket nur, daß der Schwanz und After keine Floßen habe. ſ. Nadelfiſche.

Kahlſpütze.

S. Sprützwurm.

Kahm, Kahn, Kahnicht.

S. Schimmel.

Kahn.

S. Nautilus, Papier.

Kahnſchnecke.

S. Perlenblaſe und Warzenſchnecke.

Kakatoeha.

Kakatoeha ſcheint der indiſche Name von einer Art weißer Papagoyen zu ſeyn, deren Seba und einige ältere gedenken. Man hat davon dreyerley Abänderungen: weißer Kakatoeha mit ponzofarbenem Buſche; weißer mit gelbem Buſche; ganz weißer Kakatoeha. Den letztern hat Herr Klein auch in Danzig gehabt, den Aldrovand T. I. p. 667-68. beſchreibt.

Kakongo.

Königsfiſch in Kongo in Afrika; Richter. Iſt ein Fiſch der Zaire, eines Fluſſes in dem Königreiche Kongo, wie ein Salme geſtaltet. Er iſt nicht roth, aber ſo fett, daß er das Feuer auslöſchet, weil man ihn bratet oder kochet. Man muß ihn auch, nebſt einigen andern, bey Lebensſtrafe, dem Könige bringen. ſ. S. A. Reiſen, B. IV. S. 693. B. V. S. 95.

Kalabaſſenbaum.

S. Affenbrod.

Kalbsauge.

S. Goldblume und Ochſenauge.

Kalbsnaſe.

S. Löwenmaul.

Kalch.

Calx. Im gemeinen Leben wird unter dieſem Namen diejenige weiße, oder graulichtweiße erdichte Subſtanz verſtanden, welche vermittelſt des Feuers durch die Kalchſteine erhalten wird. Wenn die Kalchſteine in den Kalchbergen losgebrochen ſind, ſo wird der Kalchofen mit ſelbigen alſo angefüllet, daß die Flamme von dem zu unterſt ſich befindlichen Holze durchſtreichen und die Steine gehörig durchglühen kann. Die genug gebrannten und gehörig glühenden Steine läßt man vier Tage und Nächte zum Erkalten ſtehen; alsdenn werden ſie herausgenommen, an einem trockenen Orte verwahret oder verfahren. Ein gehörig gebrannter Kalchſtein muß von lockerer Conſiſtenz und mürbe ſeyn, an der Luft in ein zartes Pulver zerfallen, oder mit Waſſer vermiſchet ſich ſehr erhitzen. Die mürbe gebrannten Kalchſteine nennt man Kalch. Ein guter Kalch wird erhalten, wenn gute reine Kalchſteine gehörig gebrannt, mit wenigem Waſſer aber bald hernach, als die gebrannten Steine aus dem Ofen genommen worden, gelöſchet werden, und der gelöſchte Kalch nachher eine Zeitlang, ehe er gebrauchet wird, liegen bleibt. So wie der gebrannte Kalchſtein aus dem Ofen kömmt, heißt er ungelöſchter Kalch, Calx viua; wird er mit Waſſer übergoſſen und gelöſchet, ſo heißt er gelöſchter Kalch, Calx aqua extincta; wenn er aber an der Luft zerfällt, heißt er an

an der Luft zerfallener Kalch, Calx aere extincta.

Der weſentliche Theil des Kalchs beſteht in einer Erde, welche ſich in den ſauern Feuchtigkeiten aufloͤſen laͤßt. Außer dieſer Erde findet man auch in dem Kalche etwas Sand und Thon, und bisweilen etwas von einer Gyps- und Eiſenerde. Je weniger nun ein Kalchſtein von Sand, Thon, Gyps und Eiſenerde enthaͤlt, deſto reiner iſt der Kalch. Ganz rein aber findet man den Kalchſtein nicht, ſondern es hat einer mehr, einer weniger von den fremden Subſtanzen bey ſich, welche auch durch das gemeine Calciniren oder Brennen nicht von ſelbigem geſchieden werden, und alſo auch in dem Kalche zu finden ſind.

Durch das Brennen verliert der Kalchſtein die bey ſich habende Feuchtigkeit und wird muͤrbe, ſo, daß er nun auf eine leichte Weiſe in die zarteſten Theilchen gebracht werden kann. Außerdem leget ſich im Feuer an die Kalcherde eine beizende Subſtanz, welche von Meyern, einem ehemaligen geſchickten Chymiſten zu Osnabruͤck, das fette Saure, oder Acidum pingue, oder Cauſticum genannt, und in ſeinen chymiſchen Verſuchen zur naͤhern Erkaͤnntniß des ungeloͤſchten Kalchs u. ſ. f. Hanover und Leipzig, 1764. 8. deutlich bewieſen wird. Dieſe beizende Subſtanz, oder das fette Saure verlaͤßt die Kalcherde groͤßtentheils oder faſt ganz, wenn ein gebrannter Kalchſtein an der Luft liegt oder mit Waſſer uͤbergoſſen und geloͤſchet wird. Uebergießt man ungeloͤſchten Kalch mit wenig Waſſer, ſo entſteht in demſelben eine ſtarke Hitze, und es geht ein ſtarker dicker Dampf in die Luft, welcher aus dem ausduͤnſtenden erhitzten Waſſer und der beizenden Subſtanz oder dem fetten Sauren beſteht. Uebergießt man hingegen ein wenig Kalch mit vielem Waſſer, ſo entſteht nur eine ſehr maͤßige Hitze, und von dem fetten Sauren geht ſehr wenig in die Luft, welches hingegen ſich in das Waſſer begiebt, aus welchem es aber, wenn das Waſſer nicht verſchloſſen iſt, auch nach und nach in die Luft geht. Wer alſo das beizende Weſen des Kalches noͤthig hat, muß bey dem Gebrauche deſſelben darauf bedacht ſeyn, daß es nicht durch den Zutritt der freyen Luft, oder beym Loͤſchen durch den Gebrauch allzuwenigen Waſſers verlohren gehe.

Der Kalch hat einen ſehr großen Nutzen in der Baukunſt, Oeconomie, Chymie und Heilkunſt, ingleichen bey verſchiedenen Kuͤnſten, Handwerkern und Manufacturen. In der Baukunſt iſt derſelbe das Mittel, wodurch die Steine mit einander verbunden, und die Mauern damit beworfen, uͤber-

übertünchet und geweißet werden. Zum Mauern wird der gelöſchte Kalch mit Sand vermiſchet, welche Vermiſchung gemeiniglich **Mörtel, Mauerkalch**, oder **Mauerſpeiſe** genannt wird. Es iſt ſchon oft die Frage aufgeworfen worden, ob der Mörtel oder Mauerkalch der Alten, beſſer als zu unſern Zeiten bereitet worden, und man glaubet Grund zu haben, die Frage mit Ja zu beantworten, weil man Mauern von drey, vier und mehr Jahrhunderten findet, welche eine erſtaunliche Feſtigkeit haben, dergeſtalt, daß oft die darinnen befindlichen Mauerſteine eher, als der dazwiſchen befindliche Kalch, zerſchlagen werden können. Wir halten aber dafür, daß die Anmerkung, welche Wallerius Mineral. S. 531. u. f. machet, ſehr gegründet ſey; er ſaget: „man habe Urſache zu glauben, die Gewohnheit, „zu mauern in unſern itzigen Zeiten, ſey eben ſo gut und ſtark, „wo nicht beſſer, als der Alten „ihre geweſen iſt, und es beſtehe „der Unterſchied blos darinnen, „daß das Alte völlig ausgetrocknet, und folglich feſt und hart, „das unſere aber noch nicht iſt: „denn nach aller Wahrſcheinlichkeit, ſcheint eine Mauerart oder „ein Gemäuer ganze Jahrhunderte zu erfordern, ehe es gänzlich „ausgetrocknet, hart und feſt „wird.“ Doch müſſen wir hierbey noch erinnern, daß allerdings die rechte Bereitung eines guten Mörtels auch vieles zur Feſtigkeit beytrage, und viel darauf ankomme, daß der Kalch eine gute Beſchaffenheit habe, und die rechte Proportion in Vermiſchung des Kalchs mit Sand getroffen werde. Wenn der Kalch, der aus guten Kalchſteinen gut gebrannt worden, gehörig gelöſchet wird, und nach dem Löſchen in einer Kalchgrube einige Jahre liegen bleibt, ſo erlanget derſelbe die Feinheit nebſt der bindenden Kraft, wodurch derſelbe geſchickt wird, den Sand mit den Steinen aufs genaueſte zu verbinden. Will man denſelben alsdenn zum Bau gebrauchen, ſo nimmt man einen Theil von ſelbigem aus der Kalchgrube, durchkrückt denſelben auf der Kalchbank, vermiſchet ihn mit zween oder drittehalb Theilen, roth und weißen Grubenſand, welcher für beſſer, als der weiße und graue gehalten wird, und ſchlägt ihn ſo lange, bis er mit dem Sande dünne genug geworden iſt. Der holländiſche Kütt oder Cement, welcher vorzüglich im Waſſer und Wetter dienlich erachtet wird, wird ſtatt des Sandes von zerſtoßenen Ziegelſteinen mit Kalch vermenget bereitet.

In der Oeconomie wird der Kalch zur Verbeſſerung der ſogenannten kalten, thonichten und lehmichten Felder gebrauchet.

Man vermiſchet denſelben mit Ackererde, und läßt dieſe Vermiſchung eine Zeitlang in Haufen vertheilet, auf dem Felde liegen, und verbreitet alsdenn die Haufen auf dem ganzen Felde, welches man verbeſſern will. Ein ſolches verbeſſertes Feld verlanget aber auch die Düngung von Kuh und andern Miſte, wenn es ſeine gehörige Fruchtbarkeit zeigen ſoll.

In der Chymie wird der gelöſchte und ungelöſchte Kalch, ſowohl ſeiner abſorbirenden Erde, als auch der an dem ungelöſchten Kalch befindlichen beizenden Subſtanz wegen, bey vielen Operationen, zur Bereitung verſchiedener Producte angewendet, welche hernach zum Theil in der Heilkunſt, und vielen andern Künſten und Handwerkern mit mannichfaltigen Nutzen gebrauchet werden. So wird z. E. vermittelſt des ungelöſchten Kalchs und des Salmiacs, der ſehr flüchtige und beizende Salmiacſpiritus, und vermittelſt einer alkaliſchen Lauge, und des ungelöſchten Kalchs, eine ſehr brennende und beizende Lauge bereitet, welche vorzüglich die fetten und öhlichten, und noch viele andere ſchleimichte und öhlicht ſchleimichte Subſtanzen auflöſet, und da ſie vorzüglich die Seifenſieder zur Bereitung der Seife gebrauchen, die ſcharfe Seifenſiederlauge genannt wird. Es wird aber dieſelbe noch bey vielen andern Gelegenheiten gebrauchet, als z. E. man kann, wenn dieſelbe bis zur Trockne eingeſotten wird, ein ſehr ſcharfes beizendes Salz erhalten, aus welchem vor dieſem vermittelſt des Schmelzens im Feuer, der ſogenannte Aezſtein der Wundärzte bereitet wurde, ſtatt deſſen aber jetzo mit beſſerm Erfolg der ätzende Silberſtein, Lapis infernalis, gebrauchet, und das aus Kalch und Alkali erhaltene ſehr feurige beizende Salz, zu andern Chymiſchen Verſuchen gebrauchet wird.

Außerdem wird der Kalch auf verſchiedene Weiſe, von Färbern, Lohgerbern, Weißgerbern, Pergamentmachern, und andern Künſtlern gebrauchet, dergeſtalt, daß einige ſich des an der Luft zerfallenen Kalches, andere des ungelöſchten Kalches, noch andere des bloßen Kalchwaſſers bedienen.

Was das Kalchwaſſer betrifft, ſo wird daſſelbe folgendermaaßen am beſten bereitet: man nimmt friſchen ungelöſchten Kalch, der nicht lange aus dem Ofen gekommen, und zwar ein Pfund, übergießt denſelben mit zwanzig Pfund reinen Waſſer, und rühret die Vermiſchung ſo oft um, bis aller Kalch zergangen iſt. Man ſeiget alsdenn das Waſſer durch, füllet mit dem klaren durchgelaufenen Waſſer gläſerne oder irdene

ne Flaſchen ganz voll an, vermachet ſelbige ſehr wohl, und hebt ſie zum Gebrauch auf. Ein auf dieſe Weiſe gehörig bereitetes, und wohl verwahrtes Kalchwaſſer, beſteht aus der beizenden Subſtanz des Kalchs, und aus etwas Kalcherde, welche vermittelſt dieſer Subſtanz des Kalchs, im Waſſer auflößlich geworden, und ſo lange in dem Waſſer aufgelößet bleibt, als die beizende Subſtanz vereiniget iſt, ſich aber je mehr und mehr unter der Geſtalt erſt eines dünnen, denn aber immer mehr verdickten und undurchſichtigen weißen Häutchens ſcheidet, je mehr die flüchtige beizende Subſtanz aus dem Kalchwaſſer davongeht. Geht dieſe Subſtanz ganz und gar davon, ſo ſcheidet ſich auch die aufgelößte Erde, welche ſich theils auf der Oberfläche des Kalchwaſſers, theils auf dem Boden des Gefäßes, unter der Geſtalt dünner unſchmackhafter Blättchen ſammelt, und Kalchram genannt wird; das Kalchwaſſer aber bleibt unſchmackhaft, und von aller beizenden Subſtanz und Kalcherde befreyet, zurück. Wenn aber ja noch etwas bey dem Kalchwaſſer befindlich iſt, ſo iſt ſolches etwas weniges von einem mineraliſch alkaliſchen Salze, welches aus dem bisweilen im rohen Kalchſtein befindlichen Kochſalz entſtanden. Wer demnach ein kräftiges Kalchwaſſer mit der gehörigen Kraft aufbehalten will, muß mit ſelbigem gleich nach der Bereitung etliche Flaſchen ganz voll füllen, und wohl verwahren, und alsdenn entweder eine Flaſche auf einmal ganz verbrauchen, oder wie Meyer gar wohl erinnert, in diejenigen Gefäße, woraus man das Kalchwaſſer nicht auf einmal brauchen, ſondern nur dann und wann etwas davon nehmen will, nicht filtrirtes Kalchwaſſer ſchütten, und lieber etwas von dem dicken, unaufgelößten Kalch mit hineinwerfen, damit, wenn ja etwas von dem flüchtigen Weſen verdunſtet, ſolches aus dem auf dem Boden liegenden Kalch, wieder könne erſetzet werden. Man kann demnach aus dieſen Bemerkungen abnehmen, wieviel auf die Kräfte des Kalchwaſſers zu rechnen, welches zu Jahren in den Apotheken ohne dieſe Vorſichtigkeit aufbehalten, und dergeſtalt verbrauchet wird, daß die Gefäße, je öfter ſie geöffnet werden und leeren Raum erhalten, endlich nichts mehr, als ein unſchmackhaftes und unkräftiges Waſſer enthalten.

Das Kalchwaſſer wird in der Heilkunſt, und vorzüglich in der Wundarzneykunſt, als ein austrocknendes Mittel gebrauchet, welches, vorzüglich wenn es friſch iſt, zugleich eine gelinde ätzende Kraft hat. Außerdem aber kann

es in der Chymie, zur Auflöſung verſchiedener ſchleimichter, ölicht-ſchleimichter, ſchleimichterdichter, gummichter und einiger harzichter Körper gebrauchet werden.

Kalchcoralle.

Unter den Punctcorallen findet man auch ein corallenartiges, ſehr dichtes Weſen, welches als eine Rinde, Ueberzug und in verſchiedener anderer Geſtalt, auch als äſtige Maſſen erſcheint, und daher Millepora polymorpha von Herr v. Linné genannt worden. Ob dergleichen, an den Meerküſten befindliche, und durch die See angeſpülete Körper, zu dieſem Geſchlechte gehören, ſcheint zweifelhaft zu ſeyn, indem man daran keine Poros oder Löcherchen wahrnehmen kann. Denn obgleich Herr Ellis dergleichen geſehen haben will, ſo geſtehen doch andere Beobachter das Gegentheil. Herr Pallas gehöret zu den letztern; doch ſcheint demſelben wahrſcheinlich, daß bey der erſten Entſtehung dieſer Stücke, ein thieriſcher Bau zum Grunde liegen möchte, welcher Meynung aber Herr Müller widerſpricht, und bey dieſer, wie bey andern Corallen, nichts thieriſches zugeben, vielmehr ſolche für einen Auswurf des Meeres halten will. In den Amerikaniſchen Gewäſſern finden ſich dergleichen Maſſen häufig, und ſtellen daſelbſt warzenartige, auch äſtichte, und gleichſam baumartige Gewächſe vor. In Norwegen wird daraus Kalch gebrannt.

Herr Pallas rechnet hierher auch eine topfartige, aus kalchichten Theilen beſtehende, aber wie eine Thonart ausſehende, grünlichtgraue Incruſtation oder Rinde, welche von der See bey dem Dorfe Rakanie ausgeworfen wird, und worüber in Holland vieler Streit erreget worden; indem einige ſolchen einen thieriſchen Urſprung zueignen, andere aber für eine thonartige Incruſtation, des in ſelbiger See befindlichen Schilfes ausgeben wollen. Herr Pallas hält ſelbige für eine kalchartige Materie.

Kalchram. S. Kalch.

Kalchſalz.

Mauerſalz, Aphronitrum, Nitrum calcareum, Nitrum murarium, iſt ein Salz, das in ungewiſſer Figur, bisweilen wie eine Wolle, bisweilen aber rhomboidaliſch und priſmatiſch an alten Mauern und Gewölbern, wie auch in Kalchſteinbrüchen und Berggruben wächſt. Der Geſchmack iſt mehr und weniger ſcharf, bisweilen aber ziemlich ſtumpf. Einiges iſt alkaliſch, und brauſet mit dem Sauren, ein anderes aber thut ſolches nicht, und iſt mehr ſelenitiſch. Alles

Kalchſalz hat eine Kalcherde zum Grunde, mit welcher ſich ein Saures, das aber nicht in jeder Art von einerley Beſchaffenheit zu ſeyn ſcheint, verbunden hat.

Kalchſteine.

Lapides calcarei, ſind diejenigen Steine, welche mit den Säuren aufbrauſen, und ſich darinnen auflößen, und im Feuer mürbe brennen laſſen, alsdenn an der Luft zerfallen, oder mit Waſſer ſich erhitzen und gleichfalls in eine zarte Subſtanz zerfallen, welche mit Sand vermiſchet erhärtet. Es gehören zu ſelbigen vorzüglich: 1) der gemeine Kalchſtein; 2) der Marmor; 3) der Kalchſpat; 4) der Sau- oder Stinkſtein; 5) der Kalchſinter oder kalchartige Tropfſtein.

1) Der gemeine Kalchſtein, Lapis calcareus vulgaris, iſt derjenige, woraus gemeiniglich Kalch gebrannt wird. Es iſt derſelbe der Geſtalt, der Farbe und der Reinigkeit nach, ſehr verſchieden, indem man dichten, körnichten, ſchimmernden oder ſtreifichten, der Farbe nach weißen, grauen, braunen, röthlichten, grünlichten, ſchwärzlichten und bunten, und bisweilen mit fremden Theilen, z. E. Muſcheln, Schnecken, Knochen, auch nicht ſelten mit Metallenerzen, Kieſen u. d. vermenget findet.

2) Der Marmor, Marmor, iſt ein dichter und feſter Kalchſtein, welcher eine Politur annimmt. Es giebt einfärbichten, geſprenkelten oder bunten, und figurirten Marmor. Der einfärbichte iſt weiß, ſchwarz, gelb, roth, dunkelbraun, grau und grün. Unter dem bunten hat man weißen mit grauen oder andern Flecken und Adern; ſchwarzen mit weißen, gelben, rothen und andern Flecken und Adern; gelben mit rothen oder weißen Flecken und Adern; rothen mit weißen, gelben, ſchwarzen und andern Flecken und Adern; braunen mit rothen, grauen, ſchwarzen und andern Flecken und Adern; grauen mit weißen, gelben, rothen, abwechſelnden, auch anders gefärbten Flecken und Adern; grünen mit verſchiedenen Flecken und Adern; ſtreifichten, welcher eine Lage über der andern, von verſchiedener Farbe hat. Der figurirte Marmor zeiget allerley Figuren und Bilder, welche die Einbildung zu zerſtörten Städten, Schlöſſern, Thürmen, Gebirgen, Bäumen, Büſchen u. ſ. f. machen kann. S. Wallerius Mineral. S. 61. u. f.

3) Der Kalchſpath, Spatum calcareum, iſt ein blättrichter Stein, der eine beſtimmte z. E. rhomboidaliſche, oder auch unbeſtim̃te Figur hat, und weiß oder gefärbet iſt. Er brauſet ebenfalls

wie

wie alle andere Kalchſteine, mit den Sauren, und läßt ſich auch zu Kalch brennen. Der gemeine Kalchſpath, Spatum alcalinum vulgare, iſt undurchſichtig, und ſeine Theilchen liegen ſo unordentlich vermenget untereinander, daß man ihre Würfel nicht unterſcheiden kann. Wallerius Mineral. S. 79. nennt dieſe Art körnichten Spath. Eine andere Art iſt der Würfelſpath, Spatum teſſulare, welcher feſt, ſchwer, undurchſichtig, und ſpitzwürflicht, faſt rhomboidaliſch iſt. Noch eine andere Art iſt dünnſchiefricht, weiß und undurchſichtig, bricht in dünne Blätter, und heißt Schieferſpath, Schuppenſpath, oder Schieferdruſe, Spatum lamelloſum. Wiederum eine andere Art iſt durchſichtig und rhomboidaliſch. Es giebt von ſelbiger eine doppelte Gattung; die eine verdoppelt die Gegenſtände, die man durch ſelbige ſieht, und wird Dopppelſtein oder Isländiſcher Cryſtall, Cryſtallus Iſlandica genannt; die andere aber, ſo nicht verdoppelt, heißt durchſichtiger Spath, Spatum pellucidum. Noch eine andere durchſichtige Art, welche, wenn ſie zerſchlagen wird, in ihren Theilen eine Spathfigur zeiget, ſind die Kalchſpathdruſen oder Spathdruſen, Spathcryſtalle, Spatum druſicum, Spatum cryſtallinum, Cryſtallus alcalina. Es ſind dieſelben in mancherley Figuren angeſchoſſene Spathe, welche bisweilen vier, fünf, ſechs und mehrere Seiten haben, oder auch pyramidaliſch ſind.

4) Der Sau- oder Stinkſtein, Lapis ſuillus, iſt ein dichter oder auch lockerer, körnichter oder ſchuppenartiger und ſpathichter Kalchſtein, welcher eine dunkelbraune, graue oder ſchwärzlichte Farbe hat, und gerieben wie Katzenurin ſtinkt. Cronſtedt Mineral. S. 29. glaubet, daß dieſer Stein aus einer mit brennbaren Weſen vermiſchten Kalcherde beſtehe, und es iſt ganz wahrſcheinlich, daß dieſer Geruch von einem bituminöſen Weſen herrühret. Wallerius Mineral. S. 84. zählet denſelben unter die Spatharten. Man findet dieſen Stein an verſchiedenen Orten in Deutſchland, gemeiniglich nicht tief unter der Dammerde, und oft in der Nähe von Alaunwerkern.

5) Der Kalchſinter oder kalchartige Tropfſtein, Stalactites calcareus, iſt eine kalchartige Steinverhärtung, welche in der Erde vom herabtrüpfelnden Waſſer, welches im Fließen die Kalcherde mitgenommen, entſteht. Die Figur deſſelben iſt verſchieden, indem ſich dieſelbe nach dem Orte richtet, wo das Herabtröpfeln des Waſſers geſchieht. Cronſtedt Mineral. S. 21. rechnet mit allem Rechte hierher, den Carls-

bader Sprudelſtein, Tophus calcareus thermarum Carolinarum, ferner den Roggenſtein, Piſolithus Oolithus, und andere Arten Sinter, ſo von keiner beſtimmten Figur ſind. Der meiſte gleichet den Eiszapfen, welche durch ihre Anhäufung und Zuſammenfügung allerhand Geſtalten hervorbringen, wovon die ganz beſondern in der bekannten Baumannshöhle zu finden ſind.

Außer dieſen Kalchſteinarten rechnet Pott Fortſ. zur Lithogeogn. S. 64. auch darzu 1) den ſchwediſchen Flieſen- oder Schneideſtein, Cos caedua, welchen Wallerius Mineral. S. 102. unter die Sandſteinarten zählet, und vom Cronſtedt Mineral. S. 239. als ein aus Speckſtein und Glimmer zuſammengeſetzter Felsſtein betrachtet wird; 2) den Tufſtein, Tophus, welchen er als eine im Waſſer eingerührte, fortgeſchlemmte und abgeſetzte, kalchichte Erde betrachtet, und von dem Tropfſtein, welcher ebenfalls aus einer fortgeſchwemmten Kalcherde entſtanden, wohl unterſcheidet; 3) Oſteocolla, welche aber, ob ſie gleich kalchichte Theile enthält, doch mit mehrern Recht unter die ſandichten Mergelarten zu gehören ſcheint; 4) den Armeniſchen Stein, Lapis Armenius, welchen er in Betrachtung ſeiner Grunderden, nicht als eine Art des Laſurſteines, ſondern als eine Kalchart betrachtet.

Endlich iſt noch etwas von dem St. Stephansſtein, Lapis St. Stephani zu erwähnen, deſſen Cartheuſer Oryctograph. S. 60. und Vogel Mineralſyſt. S. 108. als eines Kalchſteins gedenken. Es ſoll derſelbe ein gemeiner, loſer und lockerer Kalchſtein ſeyn, welcher hin und wieder auf ſeiner Fläche rothe Flecken wie Blut zeiget. Er ſoll um Frankfurt an der Oder zu finden, auch bey Maſſel in Schleſien gefunden worden ſeyn.

Kalchwaſſer.

S. Kalch.

Kalekutiſches Huhn.

Kalekuter, oder Kalekutiſches Huhn, Truthahn, Puter, gallus indicus, iſt das zweyte Geſchlecht der zahmen Hühner, deren allgemeine Charaktere ſchon oben beym Hahne ſind angegeben worden. Man nennt dieſe Art Hühner auch öfters indianiſche, bisweilen auch wälſche Hühner, und von ihrer Stimme, Kurren. Das Thier iſt, wegen ſeiner großen Häufigkeit, in unſern Wirthſchaften bekannt genug, und wir haben allhier nur nöthig, das merkwürdige von ihm anzuzeigen. Anfänglich unterſcheidet der Puter ſich durch ſeine Größe und durch einige Gewohnheiten von den übrigen Hühnern.

Betrachtet man ſeinen Kopf, ſo iſt derſelbe, in Beziehung auf den Körper, in der That klein, und dabey ohne Kamm und ohne Federn. Dagegen bedecket denſelben, bis zum Halſe hinunter, eine fleiſchichte, blaulichte Haut, die am Nacken und unten am Halſe mit allerley Carunkeln, und einigen einzelnen dazwiſchen ſtehenden Haaren, beſetzet iſt. Oben auf dem Schnabel hat der Vogel eine andere fleiſchichte Karunkel, die natürlicherweiſe zuſammengefaltet iſt, aber bey Erregung der Leidenſchaften von ihm, nebſt der übrigen Haut des Kopfes und Halſes, aufgeblähet wird, ſich ausbreitet und auf zween bis drey Zolle, mit einer lebhaften Röthe, verlängert. Die Federn des Halſes und des Rückens ſträuben ſich in dieſem Zuſtande etwas, am meiſten aber breitet ſich der Schwanz in Form eines großen Fächers aus, und das Thier läßt ein dumpfes Kullern hören, welches die in ſeiner Bruſt angehäufete Luft verurſachet. Dieſes Aufblähen und dumpfes Getöſe in der Bruſt wiederholet der Puterhahn etlichemal mit einem auf etliche Schritte vorwärts beſchleunigten Gange, und ſtößt dabey unterweilen ein viel lauteres Gekuller aus, welches bekannt genug. Dies letzte wiederholet er, ſo oft ihm helle und reizbare Töne ins Ohr fallen, die man durch Pfeifen oder auf andere Art erreget. Er kann dieſes Gekullere mittelſt ſeiner wunderbar gewundenen Luftröhre hervorbringen. Am heftigſten wird das Aufblähen, bis zum Zorne, von ihm betrieben, wenn er rothe Gegenſtände erblicket, die in ſeinen Augen unſtreitig eben die empfindliche Wirkung machen müſſen, als das Pfeifen im Ohre. Er fällt alsdenn die rothen Körper an, und giebt ſeinen Unwillen durch Beißen und Kratzen zu erkennen. Die Puterhähne bekommen auch im zweyten, bisweilen ſchon im erſten Jahre, an der Bruſt zwiſchen den Federn, einen bis ſechs Zoll langen, Büſchel ſchwarzer, harter Haare, der ſich aus einer Fleiſchwarze erhebt, die an dieſer Stelle ſchon lange zuvor ſich zeiget. Der Schwanz des Truthahns iſt eigentlich zwiefach, ein oberer und ein unterer. Den erſtern, welcher aus lauter großen langen Federn beſteht, hebt das Thier im Zuſtande der erregten Leidenſchaft auf und ſchlägt damit ein Rad. Der andere, nämlich der untere, hat nur kleine kurze Federn, und bleibt beym Aufheben des obern, ſtäts in einer wagerechten Stellung. Noch hat der Hahn an jedem Fuße einen proportionirlich kürzern und weichern Sporn, als der gemeine Haushahn. Solchen Sporn hat die Truthenne nicht, auch nicht den Haarbüſchel an der Bruſt,

auch nicht einen ſo langen und aufgebläheten Karunkel am obern Schnabel. Dabey iſt die Heñe merklich kleiner, ſanftmüthiger, ſchwächer und von weit weniger bedeutender Geſichtsbildung. Sie kollert nicht wie der Hahn, außer in wenigen Fällen, da ſie ihn unnatürlicher Weiſe nachahmen will; auch ſchlägt ſie kein ſolches Rad mit dem Schwanze, oder blähet ſich auf, wie der Hahn. Es giebt der Truthühner ſowohl weißliche als ſchwarze, ſcheckichte, gelbrothe und graue. Die ſchwarzen und rothgelben ſind die gewöhnlichſten. Die Farben ihrer Federn, zumal der ſchwarzen, haben einen glänzenden Widerſchein, und dieſer vermehret ſich mit dem Alter. Der Hahn iſt ein ſtarker, lebhafter Vogel, der in ſeinem Betragen ungemein viel Anſtand beweiſet. Die Hennen fangen gemeiniglich im März an zu legen, funfzehn bis ſechzehn röthlich gefleckte Eyer, brüten ſie nach der Legezeit in vier Wochen aus, und ſitzen mit unglaublichem Eifer über den Eyern. Bisweilen brütet eine Henne des Jahrs zweymal. Die Jungen ſind ein ſehr zartes, weichliches Vieh; man muß ſie ſorgfältig vor Kälte und andern äußerlichen Anfällen in acht nehmen. Am beſten aber ziehen ſie ſich auf, wenn ſie nach den erſten acht oder vierzehn Tagen im Grünen herumlaufen, und ſich ſowohl junge Gräſer, als allerley kleines Gewürme ſuchen können. Die Augen der Truthühner ſind ſo geſtaltet, daß ſie damit unglaublich ſcharf ſehen können; worinn ſie gar viele andere Vögel übertreffen. Man ſchreibt dies hauptſächlich dem Unterſchiede in ihrem Baue der Augen, und einer beſondern Bildung derſelben zu. Alle Nachrichten und Unterſuchungen geben es ganz deutlich, daß die Puterhühner urſprünglich aus Amerika und den weſtindiſchen Inſeln herſtammen, und von hier nach Europa gebracht ſind. Denn alle die, welche man in Aſien, auch an den afrikaniſchen Küſten antrifft, ſind von andern, zumal den weſtindiſchen Orten, dahin gebracht worden. Im innern Aſien finden ſich nicht einmal welche. Und die, welche man in Oſtindien antrifft, ſind ebenfalls dahin verſetzet worden; ob es gleich ſeyn kann, daß man nachher ihrer etliche von den oſtindiſchen Küſten nach Europa gebracht hat. Faſt zu Ende des ſechzehenten Jahrhunderts hat man ſie in Europa gekannt, und dieſe ſind aus Neuſpanien gekommen. Büffon beweiſet gar deutlich, daß unterm Namen meleagris der Alten nicht das Puterhuhn, ſondern das Perlhuhn zu verſtehen ſey, als welche ſonſt auch afrikaniſche oder numidiſche Hühner genannt werden. Und da dies alle Wahrſcheinlichkeit hat, ſo

ſo erhellet ferner, daß die Alten unſere Truthühner eigentlich gar nicht gekannt haben. Einige Schriftſteller glauben, daß der Puter aus der Vermiſchung einer Pfauhenne mit einem gemeinen Hahne entſtanden ſ y; andere, daß es Baſtarte aus Vermiſchung der Puter mit den Faſanen gebe. Man läßt aber dieſe Vorgeben an ihrem Orte geſtellet ſeyn. Es giebt übrigens wilde Puter, die ſich von den zahmen durch eine anſehnliche Größe und durch die Schwärze unterſcheiden. Es ſollen ihrer beſonders in Mexiko eine große Anzahl geben, die ſich daſelbſt in Wäldern aufhalten, und mit den zahmen faſt einerley Eigenſchaften haben. Eine beſondere Art dieſer Vögel iſt der gehäubte Puter, eine bloße Abänderung der gemeinen. Ihr Federbuſch auf dem Kopfe iſt bald ſchwarz, bald weiß, Körper und übrigen Theile ſonſt wie bey den gewöhnlichen geſtaltet. Es giebt davon noch eine Varietät unterm Namen des braſilianiſchen gehaubten Puters. Auch iſt Hrn. Linnäus bengaliſcher Truthahn nicht ganz hieher zu ziehen.

Kalfonig. S. Fichte.

Kallior.

Kallior und Kollia, nennen die Schweden, und Koll die Dänen, nach dem Artedi, den Gadus Aeglefinus, Linn. gen. 154. ſp. 1. den Mülleriſchen Schelfiſch ſeiner Cabeljaue. ſ. unſern Artikel, Kabbeljau, Th. IV. S. 327.

Kalmuß. S. Calmuß.

Kalunkerbeerſtrauch. S. Schwelgenbaum.

Kalwanſer. S. Bohne.

Kameel.

Camelus. Dieſes bekannte vierfüßige Thier, welches man am häufigſten in Arabien, ſonſt aber auch in Perſien, in Egypten, in der Türkey, in der Barbarey und in vielen andern Gegenden von Afrika und Aſien, als ein Hausthier antrifft, gehöret unter die zwozehigen Thiere; daher es Herr Klein in die erſte Familie ſeiner zwoten Ordnung geſetzet hat. In dem Linnäiſchen Syſtem ſteht es unter den Thieren der fünften Ordnung, weil es, wie alle wiederkäuende Thiere, aus denen dieſe Ordnung beſteht, oben gar keine Schneidezähne hat. Der untere Kinnbacken enthält ſechs ſtachelförmige Schneidezähne. Die abgeſonderten Hundszähne ſind faſt wie bey dem Hirſche beſchaffen, doch in weit größerer Anzahl, indem ſich an jeder Seite des Kinnbackens oben drey, unten aber zween befinden. Die Anzahl der Backenzähne beläuft ſich in dem Obernkinnbacken auf zehen und

in dem Unterkinnbacken auf achte. Die äußerlichen Merkmale, wodurch ſich die Kameele von andern Thieren unterſcheiden, ſind folgende. Der Kopf iſt klein, der Hals aber, welchen dieſe Thiere ſenkrecht, wie der Schwan, zu tragen pflegen, lang und dünne. Die Schnauze iſt ſehr länglicht, die Oberlippe geſpalten, die Ohren kurz, der Rücken höckericht und der Schwanz ſo ziemlich einem Eselsſchwanze gleich. Die Füße haben, ſo wie die Bruſt, Schwielen und ſind unten, wo ſie die Erde berühren, fleiſchicht, wie bey den Bären.

Man unterſcheidet gemeiniglich zwo Hauptgattungen von dieſen Thieren, von denen einige zween Höcker auf dem Rücken, andere aber nur einen haben. Diejenigen, bey denen man zween Höcker antrifft, werden vom Ariſtoteles und Plinius bactrianiſche, die einhöckerichten aber arabiſche Kameele genannt. Die letztere Art heißt auch gemeiniglich, wegen ihrer Geſchwindigkeit im Laufen, Dromedar, weil die urſprünglich griechiſche Benennung, Camelus dromas, ſo viel als Laufkameel bedeutet. Doch hat Hr. Müller das Kameel mit zween Höckern Dromedar genannt; wie denn auch bey den ältern Schriftſtellern dieſer Name bisweilen den Kameelen überhaupt gegeben wird.

Das bactrianiſche oder türkiſche Kameel, welches größer iſt, als das arabiſche oder einhöckerichte, hat außer den beyden Höckern auf dem Rücken, auch ein paar kleinere Höcker auf der Bruſt. Dieſe Höcker werden eigentlich nicht durch die Krümmung des Rückgrades hervorgebracht, ſondern ſind bloß Auswüchſe einer drüſichten und fleiſchichten Subſtanz, die faſt mit den Kuheutern von einerley Beſchaffenheit iſt. Nach dem Urtheile des Grafen von Büffon ſcheinen dieſelben bloß von dem Ueberfluſſe der Nahrung herzurühren, weil ſie auf großen Reiſen, wo man dieſen Thieren oft nur wenig Futter giebt, nach und nach faſt unmerklich werden. Doch verſichert Herr Prof. Müller in dem vollſtändigen Naturſyſtem des Herrn von Linné, er habe ein Kameel geſehen, deſſen Rücken ſo gewölbet geweſen, daß der Höcker aus einer wirklichen Erhöhung des Rückgrads zu beſtehen geſchienen habe. Die Höhe dieſes Thieres beträgt etwas mehr als die Höhe eines Pferdes, und die Länge vom Kopfe bis zum Schwanze ohngefähr acht Schuh, auch bisweilen etwas drüber. Die Haare an dem Kopfe, Halſe und Höcker ſind ziemlich lang, die übrigen aber ſehr kurz und wollicht, von Farbe gemeiniglich aſchgrau, doch bisweilen auch bräunlicht.

Der Dromedar oder das arabiſche Kameel, welches viel häufiger, als das bactrianiſche gefunden wird, kömmt mit demſelben in den meiſten Stücken überein, ausgenommen, daß es etwas kleiner iſt und nur einen Höcker hat. Seine Länge beträgt ohngefähr ſechs bis ſieben Schuh.

Herr Klein führet über dieſes noch eine Mittelgattung aus Arabien unter dem Namen Imel an, welche die höchſte ſeyn und einen Höcker oben und unten haben ſoll. Herr Müller erwähnet in ſeinem Commentare über das Linnäiſche Naturſyſtem, eines von ihm ſelbſt in Augenſchein genommenen, hellbraunen Kameels ohne Höcker, welches bloß einen gewölbten Rücken hatte und für den kleinen perſianiſchen Dromedar, unter dem Namen Trampelthier ausgegeben wurde. Hieraus ſchließt er, daß es verſchiedene, noch nicht hinlänglich bekannte Arten von Kameelen geben müſſe; und dieſe Muthmaßung wird auch durch die Nachrichten verſchiedener Reiſenden völlig beſtätiget. Die Perſer allein, wie Olearius in ſeiner perſianiſchen Reiſe berichtet, haben verſchiedene Arten von Kameelen, welche aus der Vermiſchung der beyden Hauptgattungen entſtehen. Sie nennen diejenigen, welche zween Höcker haben, Bughur, und die mit einem Höcker Schuttur. Von dieſem letztern giebt es wieder vier Sorten, nämlich erſtlich ſolche, die ſie vorzugsweiſe Ner, d. i. männliche nennen, die von einem Kameele mit zween Buckeln und von einem Weibchen mit einem Buckel gezeuget werden. Man hält ſie für die beſten von allen Kameelen, und bezahlet zuweilen das Stück mit hundert Thalern. Sie tragen gegen neun bis zehen Centner an Ladung und ſind nicht leicht zu ermüden. Wenn ſie in der Brunſt ſind, ſo freſſen ſie wenig, ſchäumen mit dem Munde und beißen um ſich, ſo daß man genöthiget iſt, ihnen Maulkörbe anzulegen. Die Kameele, die von dieſen gezeuget werden, ſchlagen ſehr aus der Art, und ſind feige und träge; daher ſie die Türken Jurda Kaidem nennen, welcher Name, wie Olearius bemerket, ſolche Thiere anzeiget, die immer an ihre Ställe zurück denken. Ihr Preis iſt nicht höher, als dreyßig oder vierzig Thaler.

Die dritte Art iſt diejenige, die von ihnen Lohk genannt wird. Dieſe Kameele ſind nicht ſo gut, als die Bughurs; ſie ſchäumen auch nicht, wie die Ners, wenn ſich hitzig ſind. Dagegen bläſt ſie zur Zeit der Brunſt unter ihrem Halſe eine rothe Blaſe auf, die ſie mit dem Athem wieder an ſich ziehen; ſie halten zugleich den Kopf in die Höhe und ſchnauben einmal über das andere. Sie ſind bey weitem nicht ſo ſtark, als die andern

dern und werden zu ſechzig Thalern verkaufet. Daher ſagen die Perſer, wenn ſie einen tapfern Mann beſchreiben wollen, daß er ein Ner ſey und brauchen den Namen Lohk, um einen Zaghaften und Feigen anzudeuten.

Die vierte Art nennen die Perſer Schutturi Baad und die Türken Jeldoveſi, welches ſo viel heißt, als Windkameele. Dieſe ſind kleiner, aber munterer, als die andern; denn anſtatt daß die Kameele nur einen Schritt gehen, ſo traben dieſe und galopiren eben ſo gut, als die Pferde.

Der vom Herrn Klein angeführte Verfaſſer der in engliſcher Sprache herausgekommenen Naturgeſchichte von Aleppo ſtellet ebenfalls vier Arten von Kameelen vor, die er folgendergeſtalt von einander unterſcheidet.

1) Das türkiſche Kameel iſt das größeſte, breiteſte, und hat vor den andern die meiſten Haare, von dunkler Farbe. Es kann zum wenigſten achthundert Pfund tragen, iſt aber in den Sommermonathen nicht zu gebrauchen, weil es die Hitze unter der Laſt nicht vertragen kann.

2) Das arabiſche trägt ſelten über fünfhundert Pfund, kehret ſich aber nicht an die Hitze und nähret ſich unterwegens von Diſteln und andern Gewächſen, kann auch wohl funfzehn Tage ſich ohne Waſſer behelfen.

3) Der Dromedar iſt lichter an Farbe und geſchickter am Leibe als das arabiſche und reiſet in einem Tage weiter, als die andern in drey Tagen.

4) Das perſianiſche Kameel hat zween Höcker auf dem Rücken, wodurch es ſich von den andern unterſcheidet.

Die Araber betrachten die Kameele, welche oft den ganzen Reichthum ihrer Beſitzer ausmachen, als heilige Thiere; und in der That iſt der Nutzen, den ſie ihnen verſchaffen, überaus beträchtlich, indem ſie weit mehr, als andere Thiere von dieſer Größe, tragen können und doch weit weniger zu unterhalten koſten. In den meiſten Gegenden des Orients werden faſt alle Kaufmannsgüter durch Kameele fortgebracht, deren man ſich auch zum Reiten zu bedienen pfleget. Sie laufen funfzehn bis zwanzig deutſche Meilen in einem Tage und können viele Tage hinter einander ohne Getränke und ohne viele Speiſe, die auch ohnedies nur meiſtentheils in Diſteln, Neſſeln und ſchlechtem Graſe, oder in einer kleinen Portion Bohnen und Gerſte beſteht, in ihrem Laufe anhalten; daher ſie den Arabern auf ihren Reiſen durch große dürre Wüſten unentbehrliche Thiere ſind. Wenn ſie aber einige Tage ohne Getränke zugebracht haben und ſich nunmehr einem Fluſſe oder einer Quelle

 nähern,

nähern, die ſie über eine halbe Meile wittern ſollen, ſo verdoppeln ſie, ihrer Müdigkeit ungeachtet, die Schritte und trinken alsdenn auf einmal weit mehr Waſſer, als andere Thiere von eben derſelben Größe. Die Urſache, warum ſie ſo viel trinken, und auch wieder ſo lange durſten können, iſt in der beſondern Beſchaffenheit ihrer Eingeweide zu ſuchen, indem ſie außer dem vierfachen Magen, den man bey den wiederkäuenden Thieren antrifft, noch einen fünften Beutel von ſo anſehnlicher Größe haben, daß ſie darinnen eine ziemliche Menge Waſſer viele Tage hindurch aufbewahren können. Die Araber pflegen daher, wenn ſie auf ihren Reiſen durch dürre, wüſte Gegenden Mangel an Waſſer leiden, und kein Mittel mehr übrig haben, ihren Durſt zu löſchen, einige Kameele zu ſchlachten, um das in ihrem Magen befindliche Waſſer heraus zu ſchöpfen.

Dieſe Thiere ſind überaus leicht abzurichten und zu regieren. Sie biegen, ſobald ihnen ein Zeichen gegeben wird, ihre Knie bis zur Erde, und bleiben in dieſer Stellung ſo lange, bis ſie genug beladen ſind, welches ſie gemeiniglich durch Schnarchen oder Kopfſchütteln zu erkennen geben. Daher kömmt es, daß ſie an der Bruſt und an den Knien ſo große Schwielen oder Knollen haben. Man hat keine Peitſche nöthig, um ſie anzutreiben. Der bloße Zuruf ihrer Führer und noch mehr das Singen und der Klang eines Inſtruments, oder der angehängten Schellen, iſt ſchon im Stande, ſie zur Fortſetzung einer beſchwerlichen Arbeit zu bewegen. Um ſie zu lenken wird ein Ring in die Haut der Naſe geſtecket und durch denſelben der Zügel gezogen. Weil ſie zur Brunſtzeit, welche vierzig Tage dauert, ziemlich unbändig ſind, ſo pfleget man ſich gemeiniglich der verſchnittenen Kameele zu den Reiſen zu bedienen. Das Weibchen trägt ohngefähr ein Jahr, und wartet hernach wenigſtens ein Jahr, ehe ſichs wieder decken läßt. Die Begattung geſchieht nicht, wie bey andern vierfüßigen Thieren, im Stehen, ſondern das Weibchen pfleget niederzuknieen, und bey der Begattung eben die Stellung anzunehmen, die es beym Aufladen hat.

Die Milch dieſer Thiere ſoll überaus geſund und ſchmackhaft ſeyn. Das Fleiſch der jungen Kameele wird dem Kalbfleiſche gleich geſchätzet. Aus den Haaren, welche die Kameele alle Jahre verlieren, werden ſehr gute Zeuge und Strümpfe gemachet. Die Hutmacher in Europa pflegen ſie auch unter die Biberhaare zu miſchen und Hüte daraus zu verfertigen. Selbſt der Urin und

die

die Excremente dieſer Thiere können genutzet werden. Denn aus dem Urin machet man einen Salmiak; welches Salz aber auch aus der Erde gegraben wird. Den getrockneten Miſt brauchet man ſtatt des Holzes, indem er faſt eben ſo leicht, wie Zunder Feuer fängt, wenn er nur ein Paar Tage an der Sonne gelegen hat.

Kameel, gelbes Kameel, Camelus flauus, iſt, nach dem Bomare ein oſtindianiſcher Fiſch, welchen man in der Gegend von Seram, (Detroit de Seram) fange. Von Farbe iſt er gelb, und ſein Körper iſt über und über mit kleinen Bückelchen beſetzet; ſein Fleiſch iſt ſehr fett und geflecket. Die Einwohner machen die Spitzen ihrer Pfeile von den ſehr harten Stacheln dieſes Fiſches, und bedienen ſich derſelben in ihren Kriegen.

Kameelhals.

Dieſen Namen giebt, nach dem Beyſpiele anderer Schriftſteller, Herr Müller, wegen des ſehr langen Halſes, demjenigen Geſchlechte aus der Claſſe der Inſecten mit vieraderichten Flügeln, welches im Linnäiſchen Syſtem Raphidia heißt. Der Kopf dieſer langhälſigen Thierchen iſt hornartig und niedergedrücket, das Maul mit zween Zähnen und vier Fühlerchen, die Stirn aber mit drey Augenflecken beſetzet. Die Fühlhörner ſind ſo lang, als das Bruſtſtück, welches eine walzenförmige Geſtalt hat, und vorn verlängert iſt. Die Flügel hängen niederwärts und das Weibchen hat am Schwanze eine weiche zurückgebogene Bürſte. Der Ritter von Linné führet drey Arten von dieſem Geſchlechte an, von denen man zwo in Europa, und die eine, nämlich die dritte, in Amerika antrifft.

Die erſte Art wird von dieſem Naturforſcher Raphidia ophiopſis, und von Herr Müllern das Otternköpfchen genannt, weil die Geſtalt des Halſes und Kopfes etwas ſchlangenartiges hat. Der Kopf iſt nämlich einigermaßen herzförmig, hornartig, oben platt, und von Farbe, ſo wie das walzenförmige Bruſtſtück, ſchwarz. Die Fühlhörner, welche aus unzähligen Ringen beſtehen, ſind bürſtenartig und weißlicht. Der Hinterkörper, welcher ebenfalls eine länglichte Geſtalt hat, iſt braun und mit weißen Querſtrichen bezeichnet. Die Flügel ſind durchſcheinend, mit vielen Adern durchwebet, und am äußern Rande bisweilen mit einem länglichten braunen Puncte gezieret. Der After endiget ſich in eine weiche, bürſtenartige Spitze, die dem hintern Körper an Länge gleicht, etwas gebogen und unbewaffnet iſt. Dieſes Inſect iſt ohngefähr ſo lang,

aber nicht ſo dicke, als eine Stubenfliege. Die Puppe läuft eben ſo gut, als das vollkommene Inſect, und zeiget ſchon Flügelſtümpfchen, deren Länge faſt den dritten Theil von der Länge des Körpers beträgt.

Die zwote Art, Raphidia mantiſpa Linn. von Herr Müllern der Rutſcher genannt, hat dieſes beſondere an ſich, daß die Vörderfüße an dem Vordertheile des Bruſtſtückes dergeſtalt befeſtiget ſind, daß dieſes Inſect nur auf den Knieen fortrutſchen kann; welcher Umſtand auch die Mülleriſche Benennung veranlaſſet hat. Der Linnäiſche Name hat ſeinen Grund in der Aehnlichkeit dieſes Thierchens mit den Geſpenſtkäfern oder wandelnden Blättern, die im Linnäiſchen Syſtem unter dem Namen Mantis vorkommen.

Die dritte Art von dieſen Kameelhälſen, welche man in Carolina und Canada antrifft, hat lange hervorragende Kiefer, die dem Kopfe das Anſehn geben, als wenn er gehörnt wäre; daher ſie von dem Ritter von Linne' Raphidia cornuta, und von dem deutſchen Herausgeber ſeines Naturſyſtems der Hornkopf genannt wird. Der Kopf iſt etwas rund und roſtfärbig, ſo wie das Bruſtſtück, welches dem Kopfe an Länge gleichkömmt. Die zwey Fühlerchen haben gedoppelte Spitzen. Die Füße ſind blau, der Hinterleib nackend und ohne Schwanz. An Größe übertrifft dieſe Art die beyden vorhergehenden, indem ſie ſo groß wie eine Waſſernympfe, oder ſogenannte Jungfer iſt.

Kameelheu oder Stroh.

S. Bartgras.

Kameelparder.

Camelopardalis, ein vierfüßiges, zweyhufiges Thier, welches von dem Ritter von Linne' unter das Geſchlecht der Hirſche, vom Herrn Klein aber unter die Böcke geſetzet worden iſt. Der deutſche und lateiniſche Name iſt daher entſtanden, weil es einen langen Hals, wie das Kameel, und eine getiegerte Haut, wie der Parder oder das Panterthier hat. In ſeinem Vaterlande, nämlich in Afrika, wird es Nabis, Surnapa, Siraphah und Girnaffa genannt, woraus die Italiener Giraffa, und die Franzoſen Giraffe gemachet haben. Es gehöret unter die größten Thiere; denn die Länge vom Kopfe bis zum Schwanze, beträgt achtzehn bis zwey und zwanzig Schuh, und ſeine Höhe über ſechzehn Schuh, wovon der Hals allein ſieben Schuh ausmachet. Der Kopf gleichet einigermaaßen einem Hirſchkopfe, wenn man die kleinen, einfachen, ſtumpfen Hörner ausnimmt, die nicht viel über einen halben Schuh lang ſind.

Mitten auf der Stirne befindet ſich noch ein Buckel, welcher zween bis drey Zoll hervorraget, und wie ein drittes Horn ausſieht. Die Ohren ſind ſo groß, wie bey einer Kuh, und von dem Halſe hängt, wie bey den Pferden, eine Mähne herab; doch ſoll es auch Kameelparder ohne Mähne geben. Die Vörderfüße ſind faſt noch einmal ſo hoch, als die Hinterfüße; daher der Rücken dieſes Thieres, wie ein Dach geſenket zu ſeyn ſcheint. Der Körper hat gemeiniglich eine weißlichte Grundfarbe, und braune Flecken. Der Schwanz iſt kurz, dünne, und an der Spitze haaricht.

Die Nahrung dieſes Thieres, welches man vorzüglich in Aethiopien antrifft, beſteht in Gras, Heu und Baumblättern. Es iſt überaus zahm und ſanftmüthig, ſo daß es ſich auch von einem Knaben mit einer Schnur um den Kopf, allenthalben hinführen läßt. Wegen der großen Ungleichheit ſeiner Füße, aber hat es einen ſehr ſchwankenden und langſamen Gang; daher es ſehr wenig nutzbar iſt. Wenn es ſaufen oder an der Erde graſen will, ſo muß es entweder niederknieen, oder ſeine Beine ſehr weit aus einander ſetzen.

Kameelraupe.

Dieſen Namen giebt Herr Friſch und Herr Röſel, wegen des ſchlanken, gekrümmten Halſes, und zween auf dem Rücken befindlichen Höcker, einer Gattung von Raupen, die man auf den Weiden antrifft. Sie tragen ihren Kopf gerade empor, und ſind theils roſenfarbig, theils bläulicht und braun. Der hintere Theil des Körpers hat eine ſehr ſchöne, gelbrothe Farbe, und iſt mit einigen pomeranzengelben Flecken gezieret. Der Schmetterling, welcher aus dieſer Raupe entſteht, gehöret unter die Nachtvögel, und hat einen braunen Körper, und lichte braune Flügel, die mit dunkelbraunen Strichen bezeichnet ſind.

Kameelſchnecke.

Dieſes ſcheint der ſchicklichſte Name zu ſeyn, womit die breitgeflügelte Flügelſchnecke, ſo Hr. von Linné Strombus Lucifer genannt, beleget wird; indem die höckerichten Gewinde gleichſam Kameelpuckel vorſtellen. Weil dergleichen die Franzoſen zuerſt aus dem franzöſiſchen Weſtindien gebracht, wurde ſie auch die franzöſiſche Schnecke genannt. Lucifer nennt ſolche vielleicht Herr von Linné, weil die Schale einen kielförmigen, und mit Buckeln beſetzten Rand der Gewinde hat, und wovon die oberſten die kleinſten ſind, woraus man eine Vergleichung auf eine ſternförmige

förmige Geſtalt gemachet, und Lucifer bedeutet den Morgenſtern. Dieſe, wie faſt alle andere Flügelſchnecken, hat in der Jugend gar nichts flügelartiges. Wenn ſie aber ausgewachſen, erſcheint ſolcher ziemlich breit und weitſchweifig. Die Farbe iſt ſehr veränderlich; ſchön braun, röthlicht, bläulicht, gelb, oder auch mit verſchiedenen Farben geflecket und marmoriret. Nach des Hrn. von Linne' Beſchreibung hat die Schale vorne eine runde, nicht eingeſchnittene Lippe, iſt am Körper doppelt geſtreifet; die Gewinde laufen kielförmig herum, und ſind oben mit kleinen Puckeln beſetzet. Man erhält dergleichen aus den ſüdlichen Gegenden von Amerika, und wenn ſie zween bis drey Zoll lang, werden ſelbige vorzüglich geachtet.

Kameelziege.

So nennet man insgemein die angoriſchen Ziegen, die wegen ihres ſchönen, weißen und ſeidenartigen Haares, welchem man den Namen Kameelhaar gegeben hat, bekannt ſind. Sie heißen im arabiſchen eigentlich Kämel. Hieraus hat man Kameel gemachet, und das Kämelhaar mit dem Kameelhaare, welches doch von jenem ſehr unterſchieden iſt, verwechſelt. Eine Beſchreibung dieſer Ziegenart findet man unter dem Artikel Ziege.

Kamelotchen.

Das gerippte Kamelotchen iſt die gezähnelte Schwimmſchnecke, welche Herr von Linne' deswegen Nerita Chamaeleon genannt, weil die Ribben, deren man zwanzig zählet, in die Quere mit ſchwarzen, oder auch gelben Wellen beſetzet ſind. Der Grund der Schale iſt weiß oder roſenfärbig. Die Lippen ſind gezähnelt, und die innere iſt runzlicht und knoticht. Aſien und Amerika liefert dergleichen.

Kamha.

S. Cypergras.

Kamillen.

S. Chamillen.

Kamm.

Der Kamm gehöret zu den Baſtartmuſcheln, welche man nur verſteinert findet, das Original aber zur Zeit unbekannt iſt. Hr. von Linne' nennet ſolche Anomia pectinata. Die länglichte Schale hat äſtichte Gruben, und die bäuchichte Seite derſelben iſt hinten mit zwey Löchern durchbohret.

Kammblatt.

S. Hahnenkamm.

Kammdoublet.

Kammdoublet iſt eine Herzmuſchel, und zwar Cardium edule Linn.

Linn. Die Holländer nennen ſolche Kokhaan. Sie hat ſechs und zwanzig Ribben, und in die Quere viele angeſetzte Ringe; die Farbe iſt weiß oder auch röthlich. Der Inwohner ſchmecket wie die Auſtern, und wird auch gegeſſen. Rumph bemerket, wie die Schale gemeiniglich citrongelb gefärbet, und auf den Ribben oder Falten ziemlich körnicht ſey, wie auch, daß es ſchmutzigweiße, mit ſchwarzen Puncten beſetzte gäbe. Sie werden bis drey Querfinger groß; welche aber nicht größer, als zween Querfinger ſind, werden vorzüglich zur Speiſe gewählt. Iſt häufig an den europäiſchen und indianiſchen Stranden zu finden, und liegt nicht tief im Sande.

Kammeidechſe.

Dieſes iſt eine allgemeine Benennung aller derjenigen Eidechſen, welche einen zackichten oder kammförmigen Rücken haben, und ſonſt auch gemeiniglich Iguanen, Liguanen oder Leguanen genannt werden; doch wird der letztere Name, der von den Indianern entlehnet iſt, in dem Linneiſchen Syſtem, blos einer einzigen Art gegeben, die Herr Müller im deutſchen Kammleguan nennet. Dieſe Eidechſe, Lacerta Iguana Linn. welche Herr Klein unter den Namen Tamacolin und Senembi anführet, hat einen kleinen, mit perlenartigen Schuppen beſetzten Kopf, große feurige, mit einem rothen Ringe eingefaßte Augen, und einen langen, mit vielen größern und kleinern Perlen beſetzten Hals, unter welchem ein großer breiter Lappen oder Kropf herabhängt, den dieſes Thier mit Inſecten, worinnen ſeine vornehmſte Nahrung beſteht, anzufüllen pfleget. Der Körper iſt dick, faſt nur halb ſo lang als der Schwanz, und mit einer feinſchuppichten Haut überzogen, welche vom Nacken bis zur Hälfte des Schwanzes, auf der Rückennath mit einer Menge langer, hinterwärts gebogener, pergamentartiger Zacken beſetzet iſt. Die Füße, welche mit größern Schuppen bedecket ſind, haben fünf, mit ſcharfen krummen Nägeln bewaffnete Zehen, welche an den Hinterfüßen außerordentlich lang ſind. Die Farbe des Körpers iſt bläulicht ſilberfarben, bisweilen auch bräunlicht. Die Größe dieſer Eidechſen, welche man in beyden Indien findet, beträgt drey bis ſechs Schuh. Die weſtindiſchen ſollen gemeiniglich größer ſeyn, als die oſtindiſchen. Sie halten ſich die meiſte Zeit auf dem Lande, und zwar auf den Bäumen auf. Wenn ſie aber verfolget werden, ſo ſuchen ſie auch ihre Zuflucht im Waſſer, worinnen ſie lange aushalten können. Sie laufen ungemein

geſchwind,

geſchwind, und machen daher den Jägern viel zu ſchaffen, gegen die ſie ſich auch durch beißen, durch ſchlagen mit dem Schwanze, und kratzen mit den Nägeln zu wehren ſuchen. Ihr Fleiſch wird für ein überaus ſchmackhaftes Eſſen gehalten, und dem Hühnerfleiſche noch vorgezogen. Ein mittelmäßiger Leguan gilt daher, wie Herr Müller bemerket, wenigſtens ſechs Gulden. Am meiſten ſchätzet man das Fleiſch der Weibchen, weil es fetter, weicher und noch ſchmackhafter, als das Fleiſch der männlichen Leguane ſeyn ſoll. Sie legen auf einmal ein paar Dutzend Eyer, und zwar, wie die Krokodile und Schildkröten, in den Sand, wo ſie von der Sonne ausgebrütet werden. Dieſe Eyer, welche an Größe den Taubeneyern gleichen, haben keinen gelben Dotter, und eine ſehr weiche Schale. Sie ſollen ebenfalls vortrefflich ſchmecken, und zu Brühen gut zu gebrauchen ſeyn.

Die ſchön getiegerte Eidechſe aus Ceylon, welche bey dem Klein Aſcalabos, beym Linnäus Lacerta Colotes, und in dem Mülleriſchen Commentar der Fechter heißt, gehöret ebenfalls wegen des kammartig ausgezackten Rückens, unter dieſe Claſſe, wie aus der Beſchreibung erhellet, die wir von dieſem Thiere, in dem erſten Bande dieſes Werkes S. 412. unter dem Artikel Aſcalabotes gegeben haben.

Außer dieſen itzt angeführten Eidechſen aber giebt es noch viele andere Arten, deren Rücken eine kammförmige Geſtalt hat, wie man aus den Werken des Seba und Jonſton erſehen kann. Wir wollen nur noch einige der merkwürdigſten anführen, weil man von den meiſten übrigen Gattungen dieſer Claſſe, ohnedieß nur ſehr unvollkommene Nachrichten in den Reiſebeſchreibungen und den Schriften der Naturforſcher antrifft. Eine der ſeltenſten und ſchönſten hieher gehörigen Arten iſt der ſogenannte Baſilisk, Lacerta Baſiliſcus L. welcher vom Herrn Klein unter dem Namen des Maskieten Chamäleons und fliegenden Baumdrachens aus Amerika angeführet wird. Dieſe Eidechſe, welche ebenfalls wie die vorhergehenden Arten, in dem Linnäiſchen Syſtem in der vierten Abtheilung dieſes Geſchlechts, nämlich unter den Langſchwänzen ſteht, weil der Schwanz faſt noch einmal ſo lang iſt, als der Körper, hat eine bläulicht aſchgraue Farbe, und weiße Flecken. Der Hinterkopf iſt mit einem hohlen, wie eine Mönchskappe geſtallten, Kamme gezieret, welchen dieſes Thier nach Belieben aufblähen kann. An der Kehle befinden ſich ebenfalls kammartige Lappen.

Der Kamm auf dem Rücken hat eine ganz andere Geſtalt, als bey vorhin angeführten Kammeidechſen, indem derſelbe durch verſchiedene, herausſtehende Finnen gebildet wird, die den Rückenfloßen des Verſchingfiſches gleichen. Die Füße ſind fünfzehig, und mit ſcharfen krummen Nägeln beſetzet. Dieſe Thiere, welche man in dem ſüdlichen Amerika, ingleichen in Egypten, und den angränzenden Ländern findet, halten ſich nicht nur auf den Bäumen, ſondern auch im Waſſer auf, und können ſich des Kammes auf dem Kopfe und auf dem Rücken, ſowohl zum Fliegen, als auch zum Schwimmen bedienen.

Die ältern Schriftſteller beſchreiben die Baſilisken als fliegende Schlangen, und erzählen von ihnen, daß ſie aus Hahneneyern ausgebrütet würden, und ſo giftig wären, daß ſie durch den bloßen Anblick oder Hauch, nicht nur die Kräuter und Gewächſe verderben, ſondern auch die lebendigen Geſchöpfe tödten, und ſogar die Steine zum zerberſten bringen könnten. Daß aber alle dieſe Erzählungen unter die Mährchen gehören, brauchen wir wohl nicht einmal erſt zu erinnern.

Der von Herr Müllern ſogenannte Kammrücken, Lacerta ſuperciliosa Linn. gehöret unter die krokodilartigen Eidechſen, deren Schwanz zur Seiten platt gedrücket iſt. Dieſe Art, welche man beſonders in Amboina findet, unterſcheidet ſich von den übrigen vorzüglich durch die erhabenen Augenlieder, welche mit ſtumpfen, in die Höhe ſtehenden und über den Kopf hervorragenden Schuppen beſetzet ſind; daher die Linneiſche Benennung entſtanden iſt. Der Kopf, den dieſes Thier zurückgebogen trägt, hat geradeſtehende Schuppen, und der Rücken iſt von dem Nacken an bis zur Schwanzſpitze, mit einem gezackten Kamme beſetzet. Die Farbe iſt fuchsroth, oder roſtfärbig.

Der Perlenträger, um uns der Mülleriſchen Benennung zu bedienen, Lacerta ſcutata Linn. hat auf dem Kopfe ein Schild, welches man aber auch bey der vorhergehenden Art antrifft. Dieſes Schild, wodurch der Linneiſche Name veranlaſſet worden iſt, endiget ſich am Hinterkofe in zwo Spitzen. Die Rückennath iſt gezähnelt, und der ganze Körper, welcher eine blaue Farbe hat, ſowohl oben, als auch an den Seiten, mit vielen großen, hellen Flecken, die wie Perlen ausſehen, beſetzet; daher die Mülleriſche Benennung nicht unſchicklich iſt, ob ſie gleich freylich auch noch auf andere Eidechſen paſſet.

Kammerblume.

S. Chamille.

Kammgras.

Cynoſurus Linn. Die kleinen, vielblümichten Aehrchen haben eine beſondere, ſeitwärts geſtellte, große Hülle, welche gemeiniglich aus drey, federartig zerſchnittenen Blättchen beſteht; die zwey Kelchbälglein ſind ganz ſchmal, ſpitzig, und einander ähnlich; von den beyden Spelzen aber iſt die äußerliche ausgehöhlet und länger, als die innere platte; gemeiniglich ſieht man an beyden keine Granne; drey Staubfäden und zween haarichte gekrümmte Griffel hat dieſes Geſchlecht mit vielen andern Gräſern gemein. Der Saame iſt in die Spelzen feſt eingeſchloſſen, länglicht, und an beyden Enden ſpitzig. Herr von Linné hat zehn Arten angemerket, die bekannteſten ſind:

1) Das ſteife, federartige Kammgras, Cynoſurus criſtatus Linn. wächſt bey uns überall, ſcheint aber vorzüglich einen niedrigen, etwas feuchten Boden zu lieben; und verſchmähet auch den Sand nicht, wiewohl es darinnen viel niedriger bleibt. Man kann es vor andern Gräſern ſehr leicht an den engen kammförmigen Hüllen, oder beſonders geſtalteten Blättchen erkennen, die ſich an der hintern Seite der Aehre, reihenweiſe zeigen, und ſolang als die Aehrchen, rundlich, und in fünf bis neun überaus ſchmale Einſchnitte abgetheilet ſind; dieſe ſtellen weißlichte, mit einer grünen Mittelribbe durchzogene, ſcharf zugeſpitzte Häutchen vor, und fallen beſonders vor dem Auf- und nach dem Verblühen in die Augen. Die Wurzel dauert viele Jahre. Der Halm iſt ein bis zween Fuß hoch; die Aehre zween Zoll und länger, auf eine Seite gerichtet, und der Hauptſtiel ſchlangenweiſe von einer Seite zur andern gewunden. Die äußere Spelze iſt auf dem Rücken mit Haaren beſetzet, und die Spitze endiget ſich mit einer kurzen Granne. Es machet dieſes Gras ſchwache Stöcke, und wenig Blätter. Der Geſchmack iſt nicht unangenehm, und obgleich die Halme etwas ſchmielig ſind, giebt es doch kein ſchlechtes Heu. Herr Stillingfleet hat angemerket, wie ſolches vorzüglich zur Mäſtung für die Hammel ſich ſchicke, und dem Fleiſche einen ſehr angenehmen Geſchmack gebe. Man könnte daher ſolche Grasplätze, worauf viel dergleichen Kammgras wächſt, zur Weide für die Schlachtſchaafe machen. Vor ſich allein anzubauen, würde es nicht die Mühe belohnen.

2) Stachlichtes Kammgras mit der federartigen grannichten Hülle, Gramen alopecuroides ſpica aſpera C. B. Cynoſurus echinatus Linn. wächſt in dem mittägigen Europa, unter dem

dem Getraide. Der Halm wird drey Fuß, auch höher; die Riſpe iſt dichte, ährenförmig, und meiſtentheils auf eine Seite gekehret; die Hüllblättchen ſtehen nur auswärts an den Blüthen; es iſt ſolches wechſelsweiſe in ſechs bis ſieben Paar kleinere, oder Lappen zerſchnitten, und am Ende ſteht ein einzelner. Alle ſind weißlicht, lanzetförmig, und endigen ſich mit einer zarten, ſchwachen, grannenartigen Spitze. Die Kelchbälglein ſind einander nicht ganz gleich, weiß, lanzetförmig, und laufen in eine grannenförmige Spitze aus. Die eine Spelze iſt groß, ausgehöhlet, dreyſpaltig, und mit einer langen Granne geendiget, die andere kleiner und nur ſpitzig. Wir führen dieſes Gras beſonders deswegen an; weil man neuerlich im Mayländiſchen, die Vermiſchung und Genuß dieſer Körner mit dem Roggen, für die Urſache einer daſelbſt herrſchenden Krankheit ausgeben wollen. Und nachdem dieſe Sache auf der Kayſerin Befehl genau unterſuchet worden, hat unter andern Joh. Ambroſ. Sangiorgio auch behauptet, wie in den Spelzen, und der äußerlichen Schale des Saamens, eine ſchädliche Kraft verborgen, vielleicht auch ſelbſt der mehlichte Theil von allem Verdachte nicht gänzlich befreyet, wenigſtens ſehr zähe und unverdaulich ſey. Wir entlehnen dieſe Nachricht aus Hrn. Jaskiewicz zu Wien 1775. gehaltenen Streitſchrift: Pharmaca regni vegetabilis.

3) **Blaues Kammgras**, **Elfdanſer**, Cynoſurus coeruleus Linn. Seſleria Arduin. Poa aquatica Iacqu. wächſt auf naſſen Wieſen, auch in thonichten Boden, und iſt an der ſchönen hochblauen Farbe der Aehre leicht kenntlich. Die Hüllblättchen ſind völlig ganz. Es machet auf den Wieſen Hügel von großen Umfange, wodurch die Wieſen uneben werden. Trocknet man die Wieſen aus, geht es von ſelbſt ein; die Wurzel tödtet die nahe ſtehenden Sträucher, auf eben die Art, wie der Wieſenhaber. Es iſt auch von dieſem Graſe etwas fabelhaftes zu merken. Die Stöcke breiten ſich ringförmig über der Erde aus, und ſtellen bläulichte Ringe vor. Dieſe Ringe hat der Aberglaube von dem Tanzen der Waſſernixe hergeleitet. Die Naturforſcher haben andere Urſachen davon aufgeſuchet, und theils den darunter befindlichen Boden, die Ausdünſtung, auch den Harn der Pferde, für die wirkende Urſache angegeben. Herr von Linné aber, S. die Delänðiſche Reiſe S. 76. hat beobachtet, wie die Stöcke, welche ſich vom Mittelpuncte nach allen Seiten ausbreiteten, mit der Zeit in der

Mitte vergiengen, hingegen die ſeitwärts ausgebreiteten Zweige übrigblieben, und dergleichen Ring abbildeten.

4) Goldfarbiges Kammgras, Gramen baranonenſe, Cynoſurus aureus Linn. iſt auf verſchiedene Weiſe von den übrigen Arten dieſes Geſchlechts unterſchieden, und Herr von Haller hat ganz richtig angemerket, daß ſolches wohl ein eigenes Geſchlecht ausmachen könne, wie auch Herr Böhmer gethan, und ſolches Achyrodes genannt. Die Blüthen, welche den obern Theil der Aehre ausmachen, ſind völlig unfruchtbar, und ſcheinen gänzlich überflüßig; ſie enthalten weder Staubbeutel noch einen Stempel, und beſtehen nur aus drey Blüthen, davon die beyden äußerlichen für die Kelchbälglein, und das dritte, von dieſen bedeckte und ſtumpfe, für die Spelze angeſehen werden könnte. Unter dieſen ſitzen die wahren Blüthen. Jedes kleine Aehrchen enthält zwo oder drey dergleichen, das eine ſitzet platt an, das andere iſt geſtielet, und das dritte zuweilen viel kleiner und unvollkommen. Die beyden Kelchbälglein ſind ſchmal, und mit Grannen geendiget, und von den beyden Spelzen iſt die eine eyförmig und ſtumpf, unterwärts aber mit einer langen Granne beſetzet, die andere aber treibt aus der Spitze eine lange Granne. Es wächſt dieſes Gras im Morgenlande, iſt nur jährig, und wird bey uns auf dem Miſtbeete erzogen.

5) Vielährichtes Kammgras, Noel und Sabil, nach dem Vesling, ſonſt auch Naatſioni und gramen crucis genañt. Cynoſurus coracanus L. Der aufgerichtete, plattgedrückte Halm wird gegen vier Fuß hoch; die zuſammengedrückten Blätterſcheiden ſtehen einander faſt gegen über; die Blätter ſind am Rande und der obern Fläche mit Haaren beſetzet; die Blumenähren ſtehen zu vieren bis ſechſen creuzweiſe, und wenn dieſe zur Reife gelanget, werden ſie breiter und biegen ſich unterwärts. Vier Blümchen ſtehen allemal bey einander, und die kugelrunden, großen Saamen in vier Reihen. Dieſe jährige Pflanze wächſt in Oſtindien, und wird von den Egyptiern in verſchiedenen Krankheiten gebrauchet. Unſere Gurken werden gewiß die nämlichen Dienſte leiſten.

Kammkiefer.

Kammkiefer nennt Müller die ſechſte Gattung ſeiner Grundeln, Gobius Pectinirostris Linn. gen. 159. ſ. unſern Artikel, Grundeln, Th. III. S. 535.

Kammlerche.

Kammlerche nennet Müller die zwote Gattung ſeiner Rotzfiſche, Blen-

Blennius criſtatus, Linn. gen. 155. ſ. Rotzfiſche, auch Punaru des Marcgravs, und Schwänzel, Hippurus, 3. des Kleins.

Kammmaiſe.

Dieſes iſt die rothbrüſtige Kobelmaiſe des Catesby, deren Schnabel ſchwarz, an der Wurzel mit Haaren beſetzet, der Oberleib aſchgrau, der Unterleib weiß und röthlicht, ausfällt. Die Flügel ſind unten röthlich, Füße bleyfarbig. Wegen des Schopfes, den der Vogel aufrichten kann, hat er den obgedachten Namen.

Kammmuſchel.

Kammmuſchel iſt ein zweyſchaliges Conchyliengeſchlecht, in welchem die bekannten Auſtern vorkommen; daher auch Herr von Linne Oſtrea zum Geſchlechtsnamen gewählet. Da aber die eigentlichen Auſtern nur einen kleinen Theil dieſes zahlreichen Geſchlechts ausmachen, und die mehreſten Arten von den Schriftſtellern Pectines genannt werden, haben Herr Müller und andere Kammmuſchel, als den allgemeinen Geſchlechtsnamen angenommen. Der Inwohner aller Kammmuſcheln iſt eine Auſter oder Seehaſe, deſſen Umfang ein braunes häutichtes Weſen darſtellet, aus welchem im Seewaſſer viele haarichte Faſern bis über den Rand der Spalte hinaustreten, welche zwiſchen ſich viele ſchwarze glänzende Puncte haben. Dieſes häutichte Weſen enthält viele dünne Bläschen in ſich, welche in die Quere fein geſtreifet ſind. Oberhalb dieſer Bläschen iſt der fleiſchichte Theil des Thieres befindlich. Die Schalen ſitzen, vermittelſt ein paar ſtarker Sehnen, an dem Thiere feſte, und wenn dieſe angezogen werden, ſchließen ſich die Schalen. Beſonders haben viele Kammmuſcheln eine Geſchicklichkeit, dieſes mit einer beſondern Geſchwindigkeit zu thun, wodurch die Schale in eine elaſtiſche Bewegung geſetzet wird, ſo, daß ſie über dem Waſſer Sprünge machen, oder auch vom trockenen Strande ins Waſſer ſpringen können. Dieſes aber findet bey den eigentlichen Auſtermuſcheln nicht ſtatt, da ſie mehrentheils an Felſen, auch unter einander angewachſen ſind. Das Gehäuſe einer Kammmuſchel iſt zweyſchalig, ungleich, und einigermaßen mit Ohren verſehen, welches die austretenden Flügel am Schloſſe ſind. Das Schloß hat keinen Zahn, ſondern ein hohles Grübchen und ſeitwärts viele Querſtriche, die gerade auf die Querſtriche der andern Schale ſtoßen, wodurch ſich dieſes Geſchlecht von den Archen unterſcheidet, bey welchen ſie eins ums andere ſtehen, und als Zähnchen in einander paſſen; ferner haben dieſe Schalen keinen Zwickel

und Aſter. Sonſt zeigen ſich bey den verſchiedenen Arten einige beſondere Umſtände, und nach dieſen hat Herr von Linne´ vier Unterabtheilungen dieſes Geſchlechts gemachet, welche Herr Müller mit eigenen Namen beleget, als

1) diejenigen, welche gleichſeitige Ohren haben, werden Doſen genannt; worunter acht Arten vorkommen, und von welchen die St. Jacobsmuſcheln die bekannteſten ſind.

2) Welche ungleiche Ohren haben, heißen Mäntel, dergleichen giebt es eilf Arten.

3) Die mit ſchiefen Ohren erhalten den Namen Taſchen, davon nur drey Arten angeführet werden.

4) Diejenigen, welche rauhe Schalen haben, ſind die eigentlichen Auſtern der Alten, und begreifen neun Arten unter ſich.

Noch iſt zu bemerken, wie einige gleichbäuchichte Schalen haben; bey andern aber iſt die obere Schale nur wie ein platter Deckel. Die erſtern werden auch Mäntel, die andern Neptunsdoſen genañt. Bey einigen kann man am Schloſſe gar keine Ohren oder Kragen bemerken. Von den vier zuvor bemerkten, und durch eigene Namen unterſchiedene Abtheilungen, wie auch von den darunter begriffenen Arten ſoll beſonders gehandelt werden; doch ſollten wir hier zwo Arten anführen, als die eigentlich ſo genannte Kammauſtern und den Bettlersmantel, weil unter dieſem Namen hieher verwieſen worden. Da aber die letztere zu den Mänteln gehöret, und dieſe beſonders angeführet werden ſollen, Herr Liſters Bettlersmantel aber eine wirkliche Lazarusklappe iſt, übergehen wir dieſe, und beſchreiben nur

die Kammauſter, welche vom Herrn von Linne´ Oſtrea diluuiana genannt wird, weil man ſelbige, in der Größe der gemeinen Auſtern, in den Schwediſchen Kalchgebirgen nur verſteinert findet. Die Schalen ſind ungleich, äußerlich gefalten, und am Rande mit Zähnen beſetzet, welche ſcharfe Ecken haben und gerade ſtehen.

Kammſcheide.

Herr von Linne´ nennt dieſe Scheidemuſchel Solen bullatus. Die Schalen ſind länglicht, rund aufgetrieben, dünne, auswendig röthlicht oder gelblicht, einigermaßen geſtreifet, oder mit feinen, kammartigen Ribben beſetzet, und inwendig hellroth; vorneher klaffen ſelbige mit Zähnchen, welche aber nicht recht in einander ſchließen. Am Schloſſe ſitzt nur ein Zahn, die andern befinden ſich weit davon am Rande. Das oſt- und weſtindianiſche Meer liefert dergleichen.

Kammſchwanz.

S. Seeſtern.

Kampfer.

S. Campher.

Kampferkraut.

S. Stabwurzel.

Kampfhähnlein.

Glareola pugnax. Eine Unterart der Strand- und Wieſenläufer, iſt oben bereits unter Brausbahn beſchrieben.

Kanarienſchnecke.

Dieſer Name ſoll von einer oſtindiſchen Frucht, mit einer harten Schale und von der Größe einer Wallnuß, ſo daſelbſt Kanary genannt wird, entlehnet worden ſeyn, indem dieſe Gehäuſe mit ſolcher abgeſchälten Frucht eine Aehnlichkeit zeigen. Es ſind aus dem Geſchlechte der Flügelſchnecken verſchiedene, welche dieſen Namen führen, als

1) die Kanarienſchnecke, Strombus gibberoſus Linn. Dieſe iſt ohngefähr einen halben Finger lang, unten platt, am bauchichten Theile aufgetrieben und mit einer lappichten Mündung verſehen. Die Gewinde ragen mit einem bäuchichten Umfange hervor. Bey vielen iſt der Rücken glatt und der Grund weiß mit einer gelblicht geblümten Zeichnung. Man findet auch bläulichte mit gelben oder pomeranzenfarbigen Munde, auch weißen und kohlſchwarzen Munde, und dieſe werden Schwarzmünde genannt. Der Einwohner iſt ein Fechter, und eine gewiſſe Art Krebſe ſtellen ſelbigem ſehr nach, um ſich in die Schale einzuniſteln.

2) Breite Kanarienſchnecke, Strombus ſuccinctus Linn. Dieſe kömmt aus Indien, iſt nur einen Zoll lang, glatt, röthlich, mit vier blaſſen punctirten Gürteln umgeben; ſowohl die ſtumpfe Lippe zeiget äußerlich, als auch die Spitze der Spindel etliche Grübchen oder Furchen. Die Gewinde ſind mit einem gekerbten Rändchen geſtreifet und der Flügel iſt breiter, als an der andern Kanarienſchnecke.

3) Dornkanari, Strombus ſpinoſus L. Verſteinert kömmt dieſe Flügelſchnecke öfters, ſelten aber im natürlichen Zuſtande vor. Der Geſtalt nach gleicht ſelbige den Fledermausſchnecken, und zeiget auch im verſteinerten Zuſtande viele, gleich weit von einander abſtehende, violetfarbige Striche auf einem weißen Grunde. Die Lippe iſt ungetheilet, aber einigermaßen gefalten, und die Gewinde ragen gleichſam mit einer dornichten Krone am Rande hervor.

4) Höckerkanari, Strombus vrceus Linn. Sie hat mit der erſten Art viele Aehnlichkeit, führet aber auf dem Rücken und am

 Wirbel

Wirbel verſchiedene Höcker. Die dünne, kurze, ſtumpfe, geſtreifte Lippe zeiget auf beyden Seiten keine Zähnchen.

5) Zahnkanari, Strombus dentatus Linn. iſt von der vorherſtehenden durch zwey Merkmale unterſchieden, nämlich wegen der gezähnelten Lippen, und daß ſtatt der Höcker nur Falten zugegen ſind. Dieſe letzte Art wird auch wegen der Falten Samarea genannt. Samar bedeutet bey den Indianern einen Frauenſchlafrock mit Falten.

Uebrigens leiden die Kanarienſchnecken mancherley Abänderungen; es läßt ſich aber nicht füglich beſtimmen, welche beſtändig oder unbeſtändig ſind, und daher kann man auch nicht angeben, welche von denen, ſo Leſſer angeführet, als wirkliche Arten anzunehmen ſeyn dürften.

Kanaſter.

S. Taback.

Kandaluppe.

S. Melone.

Kandelblüh.

S. Jaſmin, Baſtard, und Lilac.

Kandelkraut.

S. Kannenkraut.

Kandelwinde.

S. Kirſchbaum, und zwar Traubenkirſche, auch Schlingbaum.

Kaninichen.

Cuniculus. Dieſes Thier ſteht ſowohl beym Klein, als auch beym Linnäus und bey den meiſten übrigen Schriftſtellern, unter den Haſen, weil es mit denſelben ſowohl in Anſehung der äußerlichen, als auch der iñerlichen Geſtalt größtentheils übereinkomt. Das Kaninichen hat, wie der Haſe, eine bis an die Naſenlöcher geſpaltene Oberlippe, lange Ohren, längere Hinterfüße, als Vorderfüße und einen kurzen Schwanz. Ueberhaupt laſſen ſich nicht viele Merkmale angeben, wodurch man die Kaninichen von den Haſen unterſcheiden könnte. In den ältern Ausgaben ſeines Naturſyſtems führete der Ritter von Linné die Augen als ein Unterſcheidungszeichen an, weil er glaubte, daß alle Kaninichen rothe Augen hätten und alſo dadurch von den Haſen, bey denen man ſchwarze Augen antrifft, hinlänglich unterſchieden wären. Allein da der Graf von Büffon und Hr. Daubenton zeigeten, daß nur die weißen Kaninichen rothe Sterne in den Augen, die übrigen aber meiſtentheils ſchwarze, wie die Haſen, hätten, ſo gab hernach der Ritter von Linné in den neuern Auflagen ſeines Werks zum Unterſcheidungszeichen der Kaninichen bloß die kahlen Ohren an.

In Anſehung der Lebensart weicht das Kaninichen einigermaßen von den Haſen ab. Der Haſe machet ſich bloß auf der Oberfläche der Erde ſein Lager, ohngeachtet er ſich auf dieſe Art tauſenderley Gefahren ausſetzet. Das Kaninichen hingegen, welches ihn an Schlauigkeit übertrifft, gräbt ſich zu ſeiner Wohnung krumme, unterirdiſche Gänge, wohin der Fuchs und andere Thiere, die ihm nachſtellen, nicht ſo leicht kommen können. Es iſt auch merkwürdig, daß die Haſen und Kaninichen, ohngeachtet ihrer großen Gleichheit, ſich nicht leicht mit einander vermiſchen, und keine Mittelgattung zeugen, wie man aus den Verſuchen ſehen kann, welche der Graf von Büffon mit dieſen Thieren angeſtellet hat. Er ließ junge männliche Haſen mit weiblichen Kaninichen und männliche Kaninichen mit weiblichen Haſen auferziehen. Sobald ſie aber ein wenig herangewachſen waren, wurden ſie ſolche Feinde, daß ſie einander ſogar umbrachten. Dieſes iſt um deſto mehr zu verwundern, da die Kaninichen überaus geile Thiere ſind, und bisweilen zur Befriedigung ihrer Begierden zu ganz ungleichen Thieren ihre Zuflucht nehmen. Der Verfaſſer des vom Grafen von Büffon angeführten Buches: l'art d'élever des poulets, erzählt ein merkwürdiges Beyſpiel eines ſolchen verliebten Kaninichens, welches ſich einer Henne zur Stillung ſeiner Geilheit zu bedienen pflegete.

Die Fruchtbarkeit der Kaninichen, welche ſchon in einem Alter von fünf bis ſechs Monathen zur Zeugung geſchickt ſind, iſt noch größer, als die Fruchtbarkeit der Haſen. Sie hecken in warmen Ländern faſt alle Monathe und bringen gemeiniglich vier bis acht Junge, die ſie dreyßig bis ein und dreyßig Tage tragen, auf einmal zur Welt. Man will ſogar bemerket haben, daß von einem einzigen Paare, welches auf eine Inſel geſetzet war, nach Verlauf eines Jahres ſechs tauſend Kaninichen entſtanden ſind; welche Zahl aber vielleicht das Schickſal vieler andern Zahlen gehabt hat, und etwas vergrößert worden iſt.

Man findet zwar die Kaninichen heut zu Tage faſt überall in Europa, auch in vielen Gegenden von Aſien, Afrika und Amerika, wohin ſie aus Europa gebracht worden ſind; ſie ſtammen aber eigentlich aus warmen Ländern her, und wurden ehemals in Europa nirgends als in Griechenland und Spanien gefunden. Weil ſie die Kälte nicht vertragen, ſo kann man ſie in den nördlichen Ländern, wo ſie ſich auch weit ſparſamer fortpflanzen, nur in den Häuſern auferziehen. In den ſüdlichen Ländern hingegen trifft

man ſie in großer Menge wild an. Die Hauskaninichen ſind gemeiniglich viel größer, als die wilden und auch einer vielfachen Veränderung der Farbe ihrer Haare unterworfen. Die wilden Kaninichen ſind meiſtentheils grau. Unter den zahmen aber giebt es nicht nur graue, ſondern auch weiße, ſchwarze, bräunlichte und gefleckte. Die ganz ſchwarzen ſind die ſeltenſten und werden wegen ihres Felles am meiſten geſchätzet. Die Nahrung dieſer Thiere, deren Alter ſich ohngefähr auf acht bis neun Jahre erſtreckt, beſteht in Gras, Heu und allerhand Kräutern und Wurzeln; daher ſie den Feldern und Gärten ſehr gefährlich ſind, indem ſie die Erde unterminiren und die Wurzeln der Bäume, Stauden und anderer Gewächſe zerſtöhren. Die jungen Kaninichen geben gute Braten und das Fell ein wohlfeiles Pelzwerk ab. Die Haare werden von den Hutmachern verarbeitet.

Von dem kleinen Kaninichen mit einem ſehr langen Schwanze, das in der Tartarey, ingleichen in Sibirien gefunden, und von dem Herrn Gmelin in den Nou. Comment. Acad. Petr. Tom. V. beſchrieben wird, iſt ſchon in dem erſten Bande unter dem Artikel Alagtaga gehandelt worden, und von den ungeſchwänzten Kaninichen, welche Herr Klein unter die Afterkaninichen oder Afterhaſen rechnet, kann man die Artikel Aperea und Tapeti nachſehen.

Kaninichenmaus.

S. Paca.

Kaninichenwieſel.

S. Wieſel.

Kannenkraut.

Unter dieſem, bey uns gewöhnlichen, Namen begreifen wir Equiſetum. Herr Planer hat dieſes Geſchlecht Pferdeſchwanz genant. Herr von Linne rechnet ſolches zu der Familie der Farnkräuter, von welchen es jedoch, dem ganzen Anſehen nach, merklich unterſchieden iſt. Adanſon ſetzet ſolches neben die Fichte, mit welcher es gar keine Aehnlichkeit hat. Die Blüthe ſtellet eine lange Aehre oder kegelförmigen Körper vor, auf deſſen Oberfläche verſchiedene Ringe oder Wirtel, mehr oder weniger von einander entfernet, ſtehen, welche einer Rinde ähnlich ſind, mit dem Vergrößerungsglaſe aber betrachtet, beſondere Körperchen vorſtellen, ſo aus einem Stiele und einem unordentlich geſtalteten Teller beſtehen, um deſſen Rand fünf oder ſechs löffelförmige Schilderchen ſtehen, deren jedes ein Kügelchen bedecket, welches ſich mit einer Federkraft öffnet und ein ſtaubichtes Pulver ausſchmeißt. Dieſes, wenn es auf Papier geleget wird, äußert von ſelbſt einige Bewegung,

wegung, und tanzet gleichſam auf ſelbigem herum. Unter dem Vergrößerungsglaſe ſcheint dieſer Staub lauter mit Creuzchen, oder vier Fäden beſetzte Kügelchen zu ſeyn; ob aber ſolche für den Blumenſtaub oder Saamen zu halten, iſt noch unbeſtimmet. Herr von Linné hat ſieben Arten bemerket, deren Wurzel kriecht und ausläuft, und deren Blätter faſt walzenförmig und wie Tuten in einander geſtecket ſind.

1) Das mit äſtichten Blättern beſetzte Kañenkraut, Waldkannenkraut, Equiſetum ſylvaticum Linn. wächſt auf den Waldwieſen. Der dünne, gefurchte Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch, und iſt mit großen gelblichten und dreyzackichten Zähnen beſetzten Scheiden locker umgeben. Die zarten, faſt viereckichten Blätter ſind in großer Anzahl, zwölf und mehrere wirtelförmig bey einander geſtellet, und jedes Blatt trägt wieder acht bis zehen Wirtel, deren jeder ohngefähr aus fünf Blättern beſteht. Die lange ſcheckichte Blüthähre ſitzt am Ende des Stängels.

2) Das zugleich mit nackenden und blätterichten weichen Stängeln erwachſende Kannenkraut, gemeiniglich Flußkannenkraut, auch Kandelkraut, Zinnkraut, Roßſchwanz, Pferdeſchwanz, Schaftenheu, Schachtelhalm, Katzenzagel, Katzenwedel, Katzenſtert, Reibiſch, Preibuſch, Gänſekraut, Waſſerſchlutten genannt, Hippuris. Equiſetum fluuiatile L. wächſt an den Ufern der Flüſſe, übertrifft an Größe die übrigen Arten alle, indem der Stängel zuweilen bis zwo Ellen Höhe erreichet, dicke und ſtark, und mit wirtelförmig geſtellten Blättern häufig beſetzet iſt. Dreyßig bis vierzig tief gefurchte und viereckichte Blätter machen einen Wirtel aus, und dieſe ſtehen in merklichen Abſätzen von einander entfernet. Die Scheiden, welche den Stängel umgeben, zeigen am Rande ſo viel ſpitzige Zäckchen, als man Blätter zählet. Der Stängel iſt nicht gefurchet, weich, anfangs blaßgrün, endlich ſchwarz, und vergeht ohne Blüthe. Es treiben aber zu gleicher Zeit im Frühjahre andere, einen auch zween Fuß hohe, dicke Stängel, an welchen man keine Blätter, wohl aber eine blaßröthlichte Blüthenähre wahrnimmt.

3) Das zugleich mit nackenden und blätterichten rauhen Stängeln erwachſende Kannenkraut, Ackerkannenkraut, wie denn auch die andern, bey der zwoten Art angeführten Namen dieſer beygeleget, und beyde Arten öfters verwechſelt werden. Es iſt das Equiſetum arvenſe Linn. wächſt auch im Frühjahre an den Gräben und feuchten Oertern, und kömmt in Anſehung der zweyerley

Stängel mit der vorigen Art völlig überein; der blätterichte Stängel iſt etwa einen Fuß hoch, ganz rauh und ſcharf, wie eine Feile anzufühlen, und deſſen Wirtel beſtehen aus viel wenigern, gemeiniglich nur zwölf Blättern, welche ſich auch zuweilen in Aeſte verbreiten. Die Scheiden ſtehen locker, ſind groß, und in viele ſchwärzliche zarte Spitzen abgetheilet. Der nackende Blüthſtängel iſt ganz niedrig. Die Federkraft des Blüthſtaubes iſt bey dieſer Art vorzüglich zu bemerken, und der Tanz deſſelben leichtlich zu bewerkſtelligen.

4) Das mit eckichten Stängeln erwachſende Kannenkraut, Sumpfkannenkraut, Equiſetum paluſtre Linn. wächſt auf feuchten Wieſen. Die Stängel ſind einen Fuß hoch, mit vier oder fünf tiefen Furchen durchzogen, und mit ſo viel Ecken erhaben, die Scheiden ſchwarz, mit einem weißlichten, und gleichſam mit Grañen beſetzten Rande verſehen; die Wirtel beſtehen aus acht oder neun gefurchten Blättern. Der Stängel treibt viele Aeſte, deren jeder eine Blüthähre trägt.

5) Das glatte, faſt nackende Kannenkraut, leimiges Kannenkraut, Equiſetum limoſum L. Herr von Haller vereiniget dieſes, als eine Spielart, mit der vierten Art, und hält davor, daß nur die jüngern blühenden Stängel nackend, nachher aber mit Blättern beſetzet wären. Die Stängel ſind höher, breiter und mit mehrern Furchen durchzogen, zumal wenn es in wäßrichten Oertern wächſt.

6) Das ſcharfe, faſt nackende Kannenkraut, Winterkannenkraut, Schachtelhalm, Equiſetum hyemale Linn. wächſt auf den Wieſen, Dämmen und grünen Ufern unter den Weiden. Der Stängel iſt mit ſtumpfen Furchen durchzogen, aber demohngeachtet ganz rauh, und ſchärfer, als bey den übrigen Arten anzufühlen. Die Scheiden am Stängel ſind kurz, und am Rande mit drey ſchwarzen Puncten bezeichnet, ſonſt aber ganz und nicht ausgezacket; da hingegen an den Zweigen, welche unterwärts entſpringen, die Scheiden am Rande mit Franzen eingefaſſet ſind.

Alle Arten Kannenkraut können zum Scheuern und Poliren des Zinnes und anderer Metalle gebrauchet werden; die ſechſte aber iſt wegen der ſcharfen Stängel dazu am geſchickteſten, und wird daher von Goldſchmieden, auch andern Künſtlern, ja ſelbſt den Tiſchlern, vorzüglich geachtet. Deswegen aber werden ſowohl dieſe, als auch die dritte, ingleichen die übrigen Arten in der Landwirthſchaft faſt gänzlich verachtet, und in Anſehung des Viehes für ſchädlich gehalten. Das Vieh frißt zwar alle Arten, und am liebſten die-

diejenigen, welche einen weichern und glättern Stängel haben, leiden aber, zumal wenn es grün gefreſſen wird, davon öfters Schaden. Es purgiret ſtark darnach, das trächtige verwirft davon, und dem melkenden entgeht die Milch. Die Zähne bey dem Rindviehe leiden davon Schaden, und werden wackelnd. Bidlo in der Vorrede zu Commelini Flora Holland. meldet, wie zwar die Kühe, ſo aus Frießland nach Holland kommen, und das daſelbſt häufig wachſende Kannenkraut fräßen, die Darrſucht bekommen, hingegen diejenigen, ſo daſelbſt erzogen und von Jugend auf daran gewöhnet worden, keinen Schaden erlitten, welches wir aber wohl keinesweges für allein wahr annehmen können, da dergleichen Futter auch bey uns den einheimiſchen Thieren mehr ſchädlich als zuträglich befunden worden. Unter andern hat die vierte Art einen widrigen Geruch, und wird grün und getrocknet von Pferden und Rindviehe verſchmähet, auch das Gras und Heu, welches damit vermenget iſt, größtentheils verachtet. Herr von Haller meldet auch, wie eine Kuh, welche gekalbet, und mit der dritten Art gefüttert worden, davon einen tödtlichen Durchfall erhalten. Es ſoll auch durch häufigen Genuß des Kannenkrautes Blutharnen erfolget ſeyn. Pferde und Schaafe ſollen davon keinen Schaden leiden. In Anſehung der Schaafe aber hat man in England das Gegentheil wahrgenommen. Die Schweine ſollen das Kannenkraut gerne und ohne Schaden freſſen; in der Schweiz aber hat man das Gegentheil beobachtet. Muß man zu dergleichen Futter ſeine Zuflucht nehmen, ſo muß es wohl getrocknet ſeyn, und kann alsdenn mit Heu und Stroh vermiſchet, Ochſen, Kühen und Schaafen, auch wohl Pferden vorgeleget werden. Daher hat man verſchiedene Mittel angewandt, das Kannenkraut, ſonderlich auf den Wieſen, auszurotten und zu vertilgen. Einige rathen die Wurzeln einzeln auszuhacken; gewiß eine höchſt mühſame und faſt unmögliche Arbeit. Andere wollen die Wieſen mit dem Pfluge umackern; eine ganz vergebliche Arbeit, indem die Wurzeln, auch die zerſtoßenen Stückchen derſelben, leicht wieder ausſchlagen, und ſich dadurch noch weit mehr vermehren; denn die Wurzel geht viele Ellen tief in die Erde, beſteht aus vielen Abſätzen, und treibt bey jedem Knoten Nebenranken. Andere geſtehen frey, daß alle Mittel vergebens geweſen. Wie das Kannenkraut aus Flüſſen und Seen zur Winterszeit heraus zu ziehen, und alsdenn bey der Schweinefütterung zu verbrauchen, lehret Wallner in der Schwed. Acad. Abh. 4 B. 145 S.

Es kann das Kannenkraut, ſonderlich die zwote und dritte Art, zum Gerben gebrauchet werden. Ob davon in der Arzneykunſt Nutzen zu erlangen, iſt wohl, bey dem Ueberfluſſe mehr bewährter Mittel, kaum einer Unterſuchung nöthig. Bier, worinñen Katzenzagel abgekochet, iſt bey uns ein gewöhnlich Gurgelwaſſer, und in dem Falle, wo die Theile ſchlapp und ausgedehnet ſind, nicht ohne Nutzen zu gebrauchen. Viele von den ältern Aerzten loben ſolches wider den Durchfall, das Blutſpeyen und andere Blutflüße, ingleichen bey dem eingewurzelten Saamenfluſſe und bey der Lungenſucht. Die letztern Tugenden hat auch Herr von Linné bemerket. Das gemeine Volk bey den Römern hat ehedem die jungen Stängel zur Speiſe gebrauchet, und Herr von Haller hält dafür, wie ſolche von der zwoten Art genommen worden. Unſere Hopfenkeimchen und Spargel ſchmecken gewiß beſſer, und da man zu Florenz mit der ſechſten Art, um ſolche theils als ein Nahrungsmittel, theils als ein Arzneymittel zu gebrauchen, verſchiedene Verſuche angeſtellet, und dabey ſchlimme Folgen, wahrgenommen, iſt es am beſten, ſich damit gar nicht einzulaſſen.

Armleuchter und Schafthalm ſind zwey, mit dem Kannenkraute verwandte Geſchlechter. Kannenkraut, S. auch Deſtillirkraut.

Kannenplumpen.

S. Seeblume.

Kapaunenſtein.

S. Hahnenſtein.

Kapelle.

Ican Kapelle. Dieſer von Ruyſchen in ſeiner neuen Sammlung amboiniſcher Fiſche, Tom. I. Theatr. Animal. p. 16. und Tab. IX. fig. 7. beſchriebene und gezeichnete Fiſch iſt zwar, nach dieſem Schriftſteller, von vielen andern, unter verſchiedenen Namen, beſchrieben zu finden; wie ihn denn Jonſton Tab. 37. und p. 141. in der, ſeinem Theatro einverleibten, Edition, ſonſt aber p. 202. gezeichnet, und unter dem Namen Abacatuaia beſchrieben; welche aber mit gegenwärtigen Fiſche nicht übereintreffe; und Raius in Synopſ. p. 99. verneinet es, daß dieſer alſo benannte Fiſch ſtachlichte Floßen oder Finnen habe. Aber der gegenwärtige habe doch, wie zu ſehen, einige lange Stacheln und Floßen, deren, nach dem Jonſton, (vielmehr nach dem Marcgrav), fünfe ſeyn ſollen. Er hat keine Schuppen, ſondern eine glatte, ſilberglänzende Haut. Der Schwanz iſt, nach der Größe ſeines Leibes, ziemlich lang und gabelförmig, denn der

ganze Fiſch iſt nicht über vier oder fünf Zoll lang. Dieſer Fiſch iſt Zeus Gallus, Linn. gen. 162. ſp. 2. der Mülleriſche Meerhahn aus dem Spiegelfiſchgeſchlechte, und Kleins Flünderaff, Tetragonoptrus, 9. von welchem unſer Artikel, Th. III. S. 154. nachzuſehen.

Kapern.

S. Caperſtaude.

Kappe.

Die Kappe gehöret zu den Baſtartconchylien, welche zur Zeit nur verſteinert gefunden werden, Anomia patelliformis Linn. Die Schale iſt von der Größe eines Fingergliedes, eyförmig, erhaben rund, geſtreifet, faſt durchſichtig, und hat den Wirbel oder Angel hinterwärts umgekrümmet. Sie iſt ſehr zerbrechlich und wenn ſie nicht mit einem dünnen Deckel verſehen wäre, würde man ſie für einen Klippkleber halten. Man findet dergleichen in Norwegen.

Kappe, S. auch Kelch.

Kappengras.

Mit dieſem ſchicklichen Namen beleget Herr Planer das Geſchlecht Zizania Linn. welches andere Seehafer nennen. Die Riſpe enthält männliche und weibliche Blumen; dieſe nehmen gemeiniglich den obern, jene den untern Platz ein, und beyden fehlet der eigentliche Kelch oder die Bälglein. Der männliche beſteht aus zween länglichten, ſtumpfen, einander ähnlichen, und einander umfaſſenden Spelzen, und ſechs Staubfäden. Bey den weiblichen findet man nur eine kappenförmige und mit einer Granne beſetzte Spelze, und zween Griffel mit wollichten Staubwegen. Die gefaltete Spelze umgiebt einen länglichten Saamen. Herr von Linné erwähnet drey Arten, unter welchen

das Waſſerkappengras, Zizania aquatica, die bekannteſte iſt, welches in Nordamerika, wie der Reiß, im Waſſer und an den Ufern der Seeen wächſt, einen hohen dünnen Halm, blaulicht angelaufene Blätter, und eine flatterichte Blüthriſpe treibt, und der Saame von den Wilden ſorgfältig geſammelt, und auf verſchiedene Weiſe zur Speiſe zubereitet wird. Der daraus verfertigte Grütze ſoll mit dem Reiße einen gleich angenehmen Geſchmack haben, wie denn auch ſelbiger an Größe den Reiß noch übertrifft. Herr von Linné empfiehlt den Anbau an ſolchen Oertern, wo Schilf wächſt, und hoffet, daß davon viel Nutzen zu erlangen ſeyn dürfte, ſ. Amoenit. V. 7. p. 418.

Kappenpfeffer.

S. Pfeffer, Taſchen.

Kap-

Kappiskraut. S. Kohl.

Kappucinerle.

S. Kreſſe, indianiſche.

Karaſſelwurz.

S. Benedictkraut.

Karat.

Ceratium, iſt bey den Goldprobierern ein gebräuchliches und idealiſches oder eingebildetes Gewichte. Man theilet nämlich die kölniſche Mark, ſo ſechzehn Loth enthält, in Gedanken in vier und zwanzig Theile, die man Karate nennt. Jeder Karat beſteht wieder aus zwölf Grän, und folglich die Mark aus 288 Grän. Das Karatgewichte iſt nur bey dem Golde, ſo wie das Markgewichte bey dem Silber gebräuchlich iſt. Man ſaget nämlich drey und zwanzigkaratichtes Gold, welches eine Goldvermiſchung iſt, ſo aus drey und zwanzig Theilen oder Karaten Gold und einem Theile oder Karate Silber oder Kupfer beſteht. S. Gold.

Karatirung.

Karatirung, weiße, rothe, vermiſchte, Caratura, alba, rubra, mixta. So nennt man die Vermiſchung des Goldes mit Silber oder Kupfer, und zwar heißt ſie die weiße Karatirung, wenn Gold mit Silber verſetzet iſt, ſo wie die Vermiſchung des Goldes mit Kupfer die rothe, und die Vermiſchung des Goldes mit Silber und Kupfer zugleich die gemiſchte Karatirung genannt wird.

Karauß.

Karatſche, Karutze, Karayſche, Cyprinus latus, imberbis; Caraſſius latiſſimus, gehöret zwar, auch nach Richtern, zum Karpfengeſchlechte; doch, weil derſelbe im gemeinen Leben von dem Karpfen unterſchieden wird, auch von beſonders angenehmen Geſchmacke iſt, und deswegen ſelbſt bey Feſt- und Ehrentagen aufgeſetzet zu werden pfleget, ſo wollen wir ihn allhier unter ſeinem gewöhnlichen Namen beſchreiben; zumal er überdieß unter unſere delicaten Elbfiſche mit gehöret. Belobter Richter ſoll uns vorzüglich den Stoff dazu geben. Zuvörderſt merken wir an, daß ihn der deutſche Gesner S. 166. b. Charax; Karaß, Kariß, nenne, mit den Braßmen, ſo auch unter das Geſchlecht der Karpfen gezählet werde, wegen ſeiner großen Aehnlichkeit, vergleiche, und in der Elbe dreyerley Geſchlechte derſelben finde: das erſte nenne man klein Karaß, oder, von der Farbe, Gilblichen; das zweyte Halb-Karaß, Karp-Karaß, als ob ſie von beyden Geſchlechtern, Karpf und Karaß, gemiſchet wären, welche beyde Geſchlechte aus den Weihern, Seen, und dergleichen Fiſchgruben, in die Elbe kämen; das

dritte

dritte wäre dem erſten Geſchlechte ganz gleich, nur daß die Fiſche dieſes Geſchlechts, größer, ſchön weiß, und ſilberfärbig wären. Und ſolche wüchſen und entſprängen in der Elbe, und hätten ein gutes, löbliches, dem Fleiſche des Brachßmens oder Karpfens nicht unähnliches Fleiſch. Sie wird ſelten über zwey bis drey Pfund ſchwer; findet ſich meiſtens in Seen und Teichen, wo ſie, gleich den Karpfen, geſpeiſet und gepfleget werden; in drey Jahren ſind ſie ſchon zu nutzen; ſie vermehren ſich ſo häufig, wie die Karpfen, dauern auch in ſumpfichten Waſſern, nur daß ſie davon einen widrigen, ſumpfichten Geſchmack annehmen. Ihr Kopf iſt kurz und breit; der Leib wächſt in die Breite und Dicke; die Farbe iſt goldgelb; ſie hat auf ſechzehn hundert Schuppen, deren jede, den Spinnewebengewölbe gleich, in zwölf gleiche Theile getheilet ſind, davon kaum der neunte Theil vergoldet heraus ſteht, und der Luft ausgeſetzet iſt, in einer ſtumpfrunden Forme; jede Schuppe ſtecket in ihrem Futterale, die Haut ſelbſt aber iſt leingrün. Die Seitenlinie iſt ungemein kenntbar und dunkel; (faſt in der Mitten und gerade). Sie hat nur eine Rückenfloßfeder, mit achtzehn weichen Federn und zwey Stützen; das Ohrgefieder jedes mit zwölf Federn und einer Stütze, und das Bauchgefieder jedes an acht Federn und eine Stütze, die Schweiffloße mit acht Federn und zwey Stützen; und der Schwanz hat an zwanzig Federn mit zwo Stützen, dem Karpfen gleich. Die Augen ſind dunkelblau mit einem goldenen Zirkel; die Kiefern gleich dem Karpfen; die Deckel mit drey Blechen; das Fleiſch iſt ſüß und zart; ihre Laichzeit iſt zu Anfange des Junius; ſie ſtehen in keinem kalten Waſſer, und wo ſie ja bleiben und wachſen, ſo bleiben ſie mager und bekommen keine Goldfarbe. Im Verkaufe haben ſie den halben Preiß der Karpfen, und laſſen ſich weit in Fäſſern verführen; ſie nützen den Landwirthen ungemein, beſonders im Herbſte, wenn der Schnitt fett wird. Man ſpeiſet ſie mit Lette, Erbſen, Malz, Waizen, Treber; ſie kommen auch gewöhnet nach Brod und Pfefferkuchen; nichts weniger, in Ermangelung obigen Futters, auf Kohlrüben und ſchlechtes Futter, wobey ſie denn mit Luſt ſchmatzen, beſonders wenn ſie in Ciſternen zahm gemachet und geſpeiſet werden. Hierinne gleichen ſie alſo auch den Karpfen, wie denn beſonders ihr innerlicher Bau den Karpfen durchaus ähnlich iſt. Doch ſtehen dieſe Verwandten nicht gar zu wohl bey einander, und ſcheinen die größern, die Karpfen, den kleinern, den Karauſchen,

weichen zu müſſen. Obangeführter Gesner hat ſchon bemerket, daß der Karaß in den Fiſcheten, (Fiſchweihern) ganz ſchädlich ſey; denn auch ein kleiner Karaß vertreibt und verjaget den allergrößten Karpfen, daher, die ſolches wiſſen, großen Fleiß anwenden, daß nicht einer derſelben mit den Karpfen in einen Weiher geworfen werde. Aldrovand beſtätigt dieſe Erfahrung, und Chomel ſetzet hinzu, daß man ſie dagegen gern in Teiche ſetze, da Forellen und Hechte hinkommen ſollen, weil ſie ihnen ziemlich wohl zur Nahrung dienen, und ſich doch, wegen der oft wiederholten Laiche, nicht bald ausöden, auch wegen ihrer Geſchwindigkeit ſich nicht ſo leicht fangen laſſen; doch müßten die Karauſchen ein Jahr vorher allein in dem Teiche ſtehen, ehe obige Raubfiſche zu ihnen eingeſetzet würden; hingegen wären ſie in den Karpfenteichen wenig oder nichts nütze, ſowohl weil ſie gar zu ſehr überhand nähmen, als auch mit ihrer Geſchwindigkeit den Karpfen die Weide entzögen. Doch wären ſie in ihrem Wachsthume nicht ſo ſtark als die Karpfen, und würden über anderthalb bis zwey Pfund nicht ſchwer; fiengen aber auch ſchon an zu ſtreichen, wenn ſie nur zwey Jahre alt wären, daher ſie ſich ſo ſtark vermehreten. Würde die Karauſche ſo groß als ein Karpfen, ſo würde ſie dieſen, ſowohl wegen ihrer Güte, als auch wegen ihres geſunden Fleiſches, wo nicht übertreffen, doch gewiß gleich kommen. Elsholz ſaget es gerade heraus, daß die Karauze ein wohlgeſchmackter, zarter Fiſch, und geſünder, als der Karpfen, ſey.

So führet auch letztbelobter Schriftſteller drey Unterarten derſelben folgendermaßen auf:

1) Charax communis, die ordinaire Karautze, gleicht mit der Größe und Geſtalt den Setzlingen, oder jungen Karpfen, jedoch ſind die Karautzen etwas breiter, und von Farbe weißlicher, haben auch den Rücken mit ſtärkern Stacheln beſetzet, und ſteht Schwenkfeld in den Gedanken, weil Charax unter andern auch einen Stachel oder eine Paliſade bedeute, daß die Karautze davon ihren Namen bekommen. Sie halten ſich in Ströhmen, Landſeen und Teichen, und die meiſten, ſo zu uns, (nach Berlin) gebracht werden, fängt man in der Oder. Zur Winterszeit können ſie, nach dem Chomel, in den Teichen mehr ausſtehen, als die Karpfen, wenn ſie nur rein Waſſer haben; aber außer ihrem einmal gewohnten Waſſer dauern ſie, wie die meiſten Fiſche, nicht lange. Wenn ihnen das Waſſer entgeht, ſo ſtehen ſie bald ab; wo ſie aber dünnen Schlamm haben, dauern ſie noch eine Weile.

2) Charax maior, die Karauz-Karpe, iſt viel länger und dicker, als die ordinaire, deswegen ſie auch Caraſus dimidius, Halb-Karauze, oder vielmehr Halb-Karpe in Schleſien, da ſie gemeiner als bey uns, genannt wird, weil ſie gleichſam aus beyderley zuſammengeſetzet iſt, jedoch einem Karpfen etwas näher kömt. Man fange ſie oft mit unter den Karpfen, und deswegen hielten einige dafür, daß ſie aus Vermiſchung mit denſelben gezeuget würden. Sie ſind, nach dem Chomel, leicht von den andern zu unterſcheiden, indem ſie mehr gelblicht ſind, als die wirklichen Karauſchen, und auf beyden Seiten des Leibes vom Kopfe bis an den Schwanz, einen geraden, durch und über die Schuppen weggehenden, Strich haben.

3) Charax, oder Caraſus minor, die Giebeln, oder wie es andere, Giblichen, von ihrer gelben Farbe, ausſprechen, ſind eine kleine Sorte Karauſchen, da ſie ſelten über ſechs Zoll lang wachſen. Sie ſind etwas fleiſchichter auf dem Rücken, auch viel gelber, als die Karautzen; ſie wollen einen mooſichten und ſchlammichten Grund haben; darum findet man ſie nicht ſo in Ströhmen, als in kleinen Teichen und Pfühlen, in welchen ſie ſich ſehr mehren. Jedoch muß der Grund auch nicht faul ſeyn, ſonſt nehmen ſie einen übeln Nachgeſchmack an. Außerdem ſind ſie an Gütigkeit und lieblichem Geſchmack den Karautzen gleich. Ja ſie werden denſelben vorgezogen. Nach dem Pontoppidan ſollen, unter den däniſchen Karußen, die gelblichten die beſten ſeyn; und merket er mit an, daß ſie einen ſtrengen Winter vertragen könnten. Nach dieſes Schriftſtellers Norwegiſcher Naturhiſtorie, II. 236. findet man daſelbſt, wie anderwärts, in Seen und Teichen, ſowohl die großen gelben, als die kleinern dunkelgrauen, wobey folgendes ſehr merkwürdiges angeführet wird: Auf einem Berge, drey Meilen über dem Prieſterhofe, Loms, in Guldbrandsdalem findet man in einem Teiche Karuſchen, von einer ſolchen übermäßigen Größe, daß Se. Hochwürden, der Herr Biſchoff Hersleb, mich verſichert haben, daß die Karuſchengräten, die ſie auf der Viſitationsreiſe aufgehoben und mit nach Chriſtiania genommen, von Unwiſſenden, die davon urtheilen wollen, für Gräten von Dorrchen gehalten worden. In Store-Mioes ſind ſie auch ſo groß, wie die größten Teller. Noch merkwürdiger aber iſt wohl, was Birkholz in der Beſchreibung der Churmärkiſchen Fiſche von der Giebel anführet. Sie ſey ein nicht großer Fiſch, eines ſehr ſchönen Geſchmacks, gleiche den Karrauſchen ſtark, nur daß

ſie etwas länglichter ſey, ſtreiche meiſt mit der Güſter zugleich, und ſey zu bewundern, daß ſich dieſes Fiſchlein ſo erſtaunend vermehre. Sie hielten ſich in Feldpfühlen auf, ſtürben auch ſehr ſelten bey Winterszeit aus; noch mehr aber ſey zu bewundern, da öfters die Pfühle ganz austrocknen, und dieſelben herausgefangen werden, ſo bald, wie Waſſer wieder hineinkömmt, ſie ſich wieder darein finden. Noch iſt zu merken, wo dieſes Fiſchlein mit in Karpfenteich geräth, demſelben ſtark die Nahrung benähme, auch der Saame ſich miſche, und Mißgeburten davon erzeuget würden, welches mit den Karauſchen eben auch geſchähe.

Unſer Richter beſtätiget das, von der Giebel, Gobelinus, Saperda, Cyprinus breuis, hier angeführte größtentheils, ſie heiße Giebelchen, d. i. gelblichen, weil ſie niemals ſo goldgelb ſey; ordentlich ſey ſie wachsgelb, daher die Benennung Goldkarauß; in einigen Seen wären ſie auch ganz weiß, und den Karpfen ohne Bart ſehr ähnlich, beſonders auch am breiten fleiſchichten Rücken; ſie ſteckte auch im heißeſten Sommer, wenn am wenigſten Waſſer, in Pfühlen, Sümpfen, moraſtigen Seen, ohne abzuſtehen; ſie lebte noch lange, wenn ſie ſchon geriſſen; ſie habe einen kurzen, etwas breiten Kopf, ein dunkelſchwarzes Auge mit gelblichten Zirkel, ſtarke Naſenlöcher und einige Züge über dieſelben gegen die Stirne, dicke Backen, Kiefern, wie Karpfen, und trockene Oberdeckel; alle Floßfedern, beſonders auf dem Rücken, mit rothen Puncten gezeichnet, als ob ſie mit Blut beſpritzet, jedoch nicht alle Giebel in allen Wäſſern, und Fett ſetze ſie ſelten an, ſo wohlgeſchmackt ſie auch ſey, wofern ſie nicht, wie Karpfen und Karauſchen, gefüttert werde, dabey ſie ebenfalls mit Vergnügen ſchmatze, u. ſ. f. ſ. unſern Artikel, Giebel, Th. III. S. 404. und von den Karauſchen überhaupt, Cyprinus Caraſſius, Linn. gen. 189. ſp. 5. die Mülleriſche Karauſche, unter den Karpfen mit ungetheiltem Schwanze, und Kleins Karpfengeſchlecht, Cyprinus 3. und 4. welche letzte Kleiniſche Karauſche, Leske, p. 79. Ichthyol. Lipſ. Steinkarauſche nennt.

Karauſchenwurm.

S. Kiemenwurm.

Karbe.

S. Kümmel.

Karden.

S. Weberkarthe.

Karechel.

Rooke, Cornix nigra, frugilega. Eine Art ganz ſchwarzer Krähen, deren etwas langer Schnabel

bel an der Wurzel etwas weiß, hornicht und ſcharf oder ſchäbicht iſt, von welchem ſchäbichten Schnabel ſie auch den Namen Rook oder Rouch führen. Ihre Eyer ſind wie der gemeinen Krähen ihre, nur etwas kleiner.

Karfunkel.

Carfunkel, Carbunculus, wird diejenige blutrothe Art des orientaliſchen Rubins genannt, wenn derſelbe zwanzig Karat im Gewichte übertrifft. Waller. Mineral. S. 153.

Karibu.

Eine Art von Rennthieren, welche man in Canada antrifft und wovon noch eine genaue Beſchreibung mangelt. Nach dem Urtheile des Grafen von Büffon ſollen dieſe Thiere von den Grönländiſchen Rennthieren nicht unterſchieden ſeyn; doch hat dieſer Schriftſteller keine Gründe zur Beſtätigung ſeines Urtheils angeführet.

Karkalſchnecke.

Unter den Schnirkelſchnecken, welche ſich auf dem Lande aufhalten, findet ſich eine mit einer trompetenförmigen Mündung, welche die Holländer Karkal zu nennen pflegen. Die Mündung iſt oben ſehr weit mit einem Rande verſehen und inwendig blaß oder purpurroth. Uebrigens iſt die Schale kielförmig, erhaben rund und nicht durchbohret. Hr. von Linne' nennt ſolche Helix cornu militare.

Karpe.

Karpfe, Cyprinus. Das Karpfengeſchlecht iſt bey dem Klein, desgleichen bey dem Artedi und Linne', ein eigenes Fiſchgeſchlecht. Er iſt einer der edelſten, vorzüglichſten, und gleichſam eigenen, Fiſche in Sachſen, der Mark Brandenburg, Schleſien, Böhmen, der Pfalz, den an der Donau liegenden Ländern, auch nunmehr faſt in der ganzen Welt, in Ungarn, Perſien, China ꝛc. bekannt. Wie Klein anführet, rühmet ſich Leonhard Maſcal in ſeinem Buche, de Piſcatura, daß er, um das Jahr 1600. den erſten Karpfen nach England gebracht, wo ſie nunmehr ſehr häufig zu finden; und faſt zu gleicher Zeit ſollen auch die erſten Karpfen aus Schleſien in den adelichen Sitz, Arensberg, den von Götzen gehörig, und drey Meilen von Königsberg gelegen, nach Oſt-Preußen, vielleicht aber nach Dänemark und Schweden, wo ſie eben den Namen behalten, noch ſpäter, gekommen ſeyn. Wenigſtens ſoll ſie, nach dem Pontoppidan, Dän. Naturhiſtorie, S. 190. Peter Oxe, der groß. Oekonom, zu Friedrich des II. Zeiten, (ums Jahr 1560.) aus Frankreich dahin gebracht haben; und wären dieſelben, nämlich der gemeine Karpe,

Carpio, und der Barſch daſelbſt, nach Molesworths Geſchmack, Account of Danm. p. 65. weit beſſer, als anderwärts. Desgleichen ſolle eine andere Art Karpfen, die aber nicht ſo gut, in Lumfiorden, wo Brakwaſſer, ſeyn. Belobter Schriftſteller beſtätiget dieſes zum Theil in ſeiner Norwegiſchen Naturhiſtorie, II. 236. daß der Karpfen Norwegen eigentlich nicht zugehöre; daher er auch daſelbſt ſehr rar ſey: deñ, weñ er auch ins Land gebracht, und in hieſiges Waſſer geſetzet, werde, werde doch ſeine Art immer kleiner und kleiner, wie ihm ein guter Freund aus eigener Erfahrung verſichert habe. In Frankreich ſind die Karpfen gleichfalls wohl bekannt, und ſehr groß, ſchöne weiß, beſonders in den Canälen von Fontainebleau und Chantilly, wo ſie ſich ſehr ſtark vermehren, und zu einem hohen Alter gedeihen. Bomare merket mit an, daß, ſo gut ſie auch, beſonders die Salmkarpfen, in Frankreich wären, ſie dennoch bey weitem nicht an die Güte und Delicateſſe derjenigen reichten, die in dem chineſiſchen Fluſſe, Whang-ho gefangen würden, und ſelbſt nach Peking an den Kaiſer und die Großen ſeines Reichs im Winter geſendet werden müſſen; welches aber wohl zu bewundern, da dieſer, ſo genannte gelbe, Fluß ſehr ſchlam̃icht iſt, im Gegentheil die Saone, Seine, Loire, meiſtens ſehr reines Waſſer haben und ſchnell fließen, auch deswegen ſehr ſchöne Fiſche und Karpfen führen; wie ſolches unſere vortreffliche weit und breit berühmte Elbkarpfen gleichfalls beſtätigen. Der Karpfen iſt nämlich ein Fiſch, der ſich am liebſten in ſüßen Waſſern und Flüſſen, doch auch in Seen, Teichen, nur nicht im Meere, nach dem Plinius, aufhält. Sie gedeihen daſelbſt ſehr wohl, vermehren ſich gewaltig und leben auch ſehr lange. Gesner will in den Gräben einer Veſtung in der Pfalz einen Karpfen von hundert Jahren geſehen haben. Ledel erzählet ſogar in den Miſcell. Nat. Curioſor. daß es in der Lauſitz Teiche gäbe, wo Karpfen von zwey bis dreyhundert Jahren gefüttert und genähret würden, die zwo Ellen lang und eine halbe Elle breit wären. Wie alt müſſen nun nicht die Karpfen bey dem Rondelet und Willughbey geweſen ſeyn, die eine Länge von drey Ellen gehabt? Es iſt doch Schade, daß Ledel die ſo alten und großen Lauſitzerkarpfen nicht wiegen laſſen. Dieſe müſſen wohl einen ganzen Mooswald auf dem Kopfe gehabt haben. Iſt des Jovius Vorgeben nicht eben ſo gar wahrſcheinlich, daß in dem, vom Virgil wegen ſeiner Fruchtbarkeit beſungenen Loriſchen See, Karpfen zu zweyhundert römiſchen Pfunden gefunden worden; ſo iſt doch dieſes

der Wahrheit gemäß, daß ſie zu einer Schwere von dreyßig, vierzig und mehr Pfunden erwachſen. Nach dem XV. Verſuche der Breslauiſchen Sammlungen, werden zu Zabinen, bey Angerburg, Karpfen zu ſechs und dreyßig bis vierzig Pfund gefangen, welches Hellwing, ein curiöſer Theologus in Angerburg, als ein Augenzeuge beſtätiget. Dieſem füget Richter, S. 802. bey, daß zu Derz, in der Neumark an den Pommeriſchen Gränzen, ein Karpfe von acht und dreyßig Pfund gefangen, und noch lebendig an den König von Preußen, ſo damals in Stettin geweſen, durch den von Burgsdorf geſendet worden; deſſen Zeichnung, wegen der Seltenheit, bey dieſer Familie noch aufbehalten wird. In unſerm Torgauiſchen Teiche werden ebenfalls Karpfen zu dreyßig Pfund gefangen, und wir haben ſelbſt dergleichen zu vier und zwanzig und zu dreyßig Pfunden geſehen und gegeſſen, und ſie ſo ſchön, fett, und lieblichen Geſchmacks, gefunden, daß ſie grün und mariniret den Lachſen wenigſtens gleich zu ſchätzen geweſen. Nach des Rzaczynski polniſcher Naturhiſtorie, S. 142. 163. werden in dem Dnieſter, Tyras, Karpfen zu drittehalb Ellen lang, und in Siradien von einer Mannslänge gefangen, aus deren Gräten zu Petrikau Meſſerhefte gemachet werden. Daher iſt es wohl zu glauben, daß im Jahre 1752. in einer der Lagowiſchen Seen ein Ungeheuer von einem Karpfen, deſſen Leib ſo dick als eines Knabens, nach dem Richter, S. 803. gefangen worden, und daß alſo Büffon in ſeiner Naturhiſtorie, I. 266. Karpfen, zu hundert und funfzig Jahr alt, geſehen haben kann.

So vermehret ſich auch der Karpfen faſt auf eine unglaubliche und erſtaunliche Art, und ihre Zeugung geſchieht folgendermaßen: Milchner und Roggner, d. i. Männchen und Weibchen, ſchlängeln und ſpielen mit den Köpfen zuſammen, oder in Vergleichung zu ſprechen, ſie herzen und küſſen ſich. Insgemein ſind ein Roggner und drey Milchner beyſammen. Der Roggner läßt den Saamen als einen Stritzel von ſich gehen, die Milchner zu gleicher Zeit ihre Milch, der Saame von beyden miſchet ſich, klebt zuſammen und bleibt an einem Halme oder Blättchen, oder kleinem Geſtrippe, hängen. In drey Tagen werden die Augen lebendig und die Laiche geht aus. Ein Karpfe ſetzet im dritten Jahre ſchon Saamen, und im ſiebenten Jahre iſt er hieſiger Orten vollwachſen. Man hat aus Erfahrung, daß von neun Karpfen, nämlich von ſechs Milchnern und drey Roggnern, welche von ohngefähr in eine Leimgrube geworfen worden, in einer Laiche hun-

dert und zwanzig Schock Saamen gekommen, ohne was Raubfiſche, Entvögel ꝛc. davon verzehrt. Im Jahre 1700. waren die Karpfen in der ſonſt überhaupt ſo fiſchreichen Teiße in Ungarn ſo zahlreich, daß man tauſend Karpfen um einen Gülden verkaufete. In Böhmen und in der Oberlauſitz ſoll es daher nicht eben viel ſagen, wenn ein Landſaß ſechzig beſpannte und mit Karpfen beſetzte Teiche hat; daraus denn großer Reichthum gezogen wird, weil die Fiſche ſich ſelbſt erziehen, und die Unkoſten gegen den Profit nicht zu rechnen ſind. Man hat daſelbſt Saamenteiche, Streckteiche, Setzteiche, davon der von Steinbock und der von Dubrow handelt. Hechte ſind ſehr gern bey den Karpfen, weil ſie ihren Saamen ſo gerne freſſen, aber darum ſind ſie auch ihre fürchterlichſten Feinde, und von den Karpfenteichen mit möglichſtem Fleiße abzuhalten.

Die Karpfen werden, ſowohl nach dem Orte ihres Aufenthalts, in Fluß⸗ oder Strohmkarpfen, Cyprinos fluuiatiles, in Seekarpfen, Cyprinos lacuſtres, beſonders aber auch nach dem Alter und der Größe, unterſchieden: als da ſind Saamkarpfen, Cyprini admiſſarii, welche noch in ihrem Wachsthume begriffen ſind, und zwar die einjährigen nennt man jährigen Strich oder Setzlinge; hernach kömmt der zwey⸗ und dreyjährige Strich; im vierten Jahre werden ſie erſt Karpfen, und endlich, nach einigen, Haupt⸗ oder Spiegelkarpfen, Cyprini maximi, franz. Carpes dorées. Von dieſen allen ſind die Fluß⸗ oder Strohmkarpfen die geſundeſten und ſchmackhafteſten; nächſt dieſen folgen die Teichkarpfen, wenn ſie nämlich in ſolchen Teichen ſtehen, die von klaren friſchen Bächlein, oder von den Armen ausfließenden Waſſern, ihren Zugang haben. Die Karpfen in ſtehenden Seen aber ſind meiſtentheils eines faulen und moderichten Geſchmacks, und daher von den guten auszuſchließen, woferne die Seen nicht geſalzen ſind. Dieſes beweiſen die ſehr fetten und wohlſchmeckenden Karpfen, die wenigſtens ehemals in der Mannsfeldiſchen ſogenannten Salzſee, geſunden worden; denn, nach der Naturgeſchichte von Oberſachſen, B. I. S. 193. hat Gottfried Bareus angemerket, daß wohl ſo leicht kein Waſſer zu finden, welches ſo ſchöne, fette und wohlſchmeckende Fiſche gegeben, als benannter Salzſee, vornehmlich an ſchönen Karpfen, Barſchen und Aalen, und daß, wer vormals hier im Lande einen delicaten Fiſch eſſen wollen, nach dieſen Seefiſchen getrachtet habe. Und hierauf gründet auch nur benannter Schriftſteller ſeinen patriotiſchen Vorſchlag, dieſen See mit Lachſen

zu

zu beſetzen, und Auſterbänke darinnen anzulegen, welches wohl in anderweitige Erwägung gezogen zu werden verdienete.

Sonſt hält man überhaupt die mittelmäßigen Karpfen von zwey, drey, vier Pfunden für die beſten und niedlichſten. Da ſie aber vom Monath May bis zum Auguſt laichen und daher mager werden, ſo taugen ſie zum eſſen nicht und ſind ganz unſchmackhaft, deſto beſſer aber vom October, gegen die Faſtenzeit und den Monath April. Er wird auch für den vornehmſten Teichfiſch gehalten, der ſich am meiſten vermehret, und zu einer beträchtlichen Größe gelanget, wenn er häufige Nahrung hat; ſo wohl auch, wie er am Alter zunimmt, immer feſter am Fleiſche und beſſer am Geſchmacke wird. In drey Jahren ſoll er, zwiſchen dem Kopfe und Schwanze, einen Fuß lang werden. Geoffroi füget dieſem in ſeiner Mat. Med. T. VI. p. 804. in der Ueberſetzung, bey, daß der Pers viel Aehnlichkeit mit dem Karpfen habe; man müſſe ſie aber deshalben nicht mit einander verwirren, wie einige thäten. Was zu dieſem Irrthume Anlaß gegeben, ſey dieſes, daß man gewiſſe unfruchtbare Karpfen, die weder Eyer noch Milch hätten, doch aber ſehr fett und von einem guten Geſchmacke wären, aus verdorbenem Sprachgebrauche, Perſe, Bremmes, genannt; und dieſe unfruchtbaren Karpfen wären gemeiner, als die Zwitterkarpfen; es wiſſe es aber nicht jedermann, daß es Zwitterkarpfen gäbe. Doch, auch die erfahrenſten Schriftſteller wiſſen nichts davon. Was etwa in den Breslauiſchen Sammlungen angegeben werden wollen, haben wir bereits unter unſerm Artikel Fiſch, Th. III. S. 80. angeführet; dem wir beyfügen, daß Caſp. Bauhin, de Hermaphrodit. natura, lib. II. von einigen andern hermaphroditiſchen Fiſchen Erwähnung gethan. Von Karpfen ohne Galle führen zwar die nur benannten Breßl. Samml. Verſ. XXIV. S. 458. eine von Jauer, den 20ſten April 1723. eingegangene phyſikaliſche Curioſität an, daß man ſchon dreymal hinter einander in dreyen Karpfen keine Bilem Veſicularem, alles Suchens ohngeachtet, finden können; da aber dieſer Correſpondent nicht einmal ſeinen Namen dieſer Relation unterzeichnet, ſo müſſen wir wohl dieſe, ſonſt gar merkwürdige, Beobachtung an ſeinen Ort geſtellet ſeyn laſſen. Richter gedenket zwar auch einiger ſeltenen und monſtröſen Karpfen, die ſich aber nicht ſowohl vom Jonſton und Aldrovand, ſondern vielmehr vom Rondelet und Gesner, herſchreiben. So beſchreibt und zeichnet Rondelet, P. II. p. 154. Cyprini

ni miram ſpeciem, der einen, dem Delphin ähnlichen, Kopf gehabt habe, und deſſen der deutſche Gesner S. 165. etwas umſtändlicher gedenket: Es ſolle nämlich an einem andern Orte, im Rozerothaner See, des 54. (1554.) Jahres einer gefangen worden ſeyn mit einem Kopfe, gleich dem Delphin, mit zween Züttelen, wie ein Barbet. Eben daſelbſt aber beſchreibt und zeichnet er ſelbſt zuerſt den wunderſcheußlichen Wunderkarpfen, mit dem menſchenähnlichen Geſichte, mit dem Zuſatze, daß er im Jahre 1554. im Bodenſee, und in Beyſeyn Wolffs von Schaumburg, ſolle gefangen worden ſeyn, von dem er alſo die Beſchreibung und Zeichnung erhalten haben mag. So gedenket Gesner auch ſogleich darauf des Karpfens mit rothen, (goldgeränderten) Schuppen, ſo in den Landen des Marggrafs von Brandenburg, (Joachim, zu Omburg) gefangen, und dem Kaiſer Carolo V. auf den Reichstag gen Augſpurg, (anno 1546.) zugeſchicket worden, der ihn ſeiner Schweſter, Marien, geſchenket habe. Endlich ſetzet er noch hinzu: Bey uns ſind zu Zeiten Karpfen gefangen, in welchen weder Milch noch Roggen gefunden worden; ſolcher iſt ohne Zweifel der, ſo von ihm ſelber ſeinen Urſprung hat, ohne Miſchung beyderley Geſchlechts, ein Zwitdorn.

So wunderbar dergleichen Dinge vorkommen, ſetzet Richter, S. 794. zu dieſen Erzählungen, ſo habe ich doch das Vergnügen gehabt, die Wahrheit von monſtröſen Karpfen aus eigener Erfahrung zu beſtätigen, da in unſern Gränzen, 1751. ein Mopskarpfe gefangen worden. Die Beſchreibung lautet hiervon im IV. Buche, im IV. Capitel, S. 550. alſo: Den 13. December, 1751. wurde allhier bey Rampitz im Neyßkerſee, welcher dem Stifte Neuzell gehöret, eine Mopskarpfe gefangen, drey Rheiniſche Fuß und acht Zoll lang, im Netze mit andern Fiſchen, die man abgebildet in des Herrn Prälaten von Neuzell Vorberg, Sieh dich für, noch ſehen kann. Im J. 1737. fieng ein hieſiger Einwohner eine Karpfe mit der Angel in eben derſelben Gegend, deren Oberlefze durch einen Angelhacken war abgeriſſen, und welche ganz kauſch wieder zugeheilet worden; da denn die Unterlefze weit hervor ſtund, und in dieſem Stücke hatte ſie, wegen gedachten Zufalls, ein mopshaftes Anſehen; allein die im See mit dem Netze gefangene Mopskarpfe hatte einen faſt ganz runden Kopf, eine Abzeichnung der Ohren, große Augen, kenntbare Naſenlöcher, aufgeworfene Lefzen, lange Bärtel, lauter Puckel auf dem Rückgrade, wo die Floßfeder fehlete, ſonſt aber war ſie einem

einem Karpfen gleich. Giebts dergleichen Arten und Geſchlechter von Karpfen, warum werden dergleichen nicht öfter gefangen? iſt es aber ein Irrthum der Natur, wie geht es zu?

Das Schmatzen bey dem Fraße iſt an dem Karpfen, (doch auch bey den Karauſchen) etwas beſonderes; man nimmt es, in großer, auch kleinerer, Herren Teichen beym Füttern mit Vergnügen wahr. So vergnügten ſich ſchon die Römer und unſere deutſche Kaiſer und Fürſten damit, wenn die Karpfen, auf Pfeifen und Schellen mit einem Glöcklein, ſich locken ließen, ihr Futter ihnen gleichſam aus der Hand zu nehmen. Brauchet man wohl weiter Zeugniß, daß die Fiſche nicht taub ſind? Schon Plinius hat daraus mit Recht geſchloſſen: Piſces audire palam eſt. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 75. Sonſt aber, zum Nutzen, um fettere Fiſche zu bekommen, iſt es wohl unnöthig, auch zu koſtbar, dieſelben zu füttern. Sie laſſen ſich leicht durch Brod und andere Schleckereyen verwöhnen, nehmen hernach ihre ordentliche Weide nicht mehr an, und kommen alsdenn mehr ab als zu. Gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Verſchneiden, Caſtriren, der Fiſche, und beſonders der Karpfen, nach eines Engländers, Sam. Tulls, Methode; davon nur angezogener Artikel, S. 80. nachzuſehen. Unſere Karpfen wenigſtens gedeihen zu einer genugſamen angenehmen Fettigkeit, und die allzufetten Fiſche ſind gemeiniglich zu eckelhaft und auch nicht geſund. Der Karpfe iſt ſchon an ſich ein edler Fiſch, der ſich bey Ehrentagen wohl ſehen laſſen darf. Aus der Zunge, oder vielmehr aus ſeinem fleiſchichten Gaumen, wird ein beſonderes Leckerbißlein gemachet, und der, aus dieſem reinen Fiſche zubereitete, rothe Roggen und Caviar, iſt vorzüglich den Juden angenehm und zum Eſſen erlaubet, da ſie den Stör- und andere, aus ungeſchuppten Fiſchen zubereitete, Caviare nicht eſſen dürfen. In Liſt und Klugheit ſoll der Karpfe tauſend andere Fiſche übertreffen. Er beiße an, oder ſtecke den Kopf in Moraſt und Schlamm, daß das Netz über ihn weggehe, wenn man ihn fangen will. Er höret ſehr leiſe, und iſt wenigſtens ſehr empfindſam, bey dem mindeſten Geräuſche und zieht ſich in ſeine Schlupflöcher zurück. Man nennt dieſes, in der Kunſtſprache, wittern. Dies haben jene, in der Fiſcherkunſt wohl erfahrne, Ruſſen vortrefflich verſtanden, die, nach den Breslauiſchen Sammlungen, Verſuch XXXI. S. 177. in einer Frauenburgiſch-preußiſchen See, in welcher ſonſt niemals Karpfen geweſen, im Jahre 1717. im Winter, eine wun-

 derbare

derbare Menge von ungemein groſ- ßen, fetten und ſchmackhaften, Karpfen zu dreyßig Pfund, nebſt andern ſchönen Fiſchen, gefangen, und die unter dem Eiſe verborgenſten Fiſche hervorgelanget: ſie hätten nämlich in einer gewiſſen großen Staunung, für ein ſchweres Geld drey Züge accordiret, in dem erſten Zuge aber ſo wenig Glück gehabt, daß dem Beſitzer dieſer Staunung ihrer mittleidigſt gejammert, deshalben auch ſchon, das accordirte Geld zu mindern, in der Stille bey ſich bedacht; doch es hätten die Ruſſen nur darzu gelacht, in die aufgehauenen Wuhnen glüende Steine geworfen, dadurch denn die beyden übrigen Züge ſo fiſchreich erhoben, daß der Grundherr, darüber beſtürzt, davon gegangen. Eine faſt ähnliche Geſchichte kann man in eben dieſen Sammlungen, Verſuch XV. S. 181. nachleſen. Es iſt doch eine ſonderbare Beobachtung, daß ſich bey dem Karpfen, wenn er zum Zorne gereizet werde, die Galle übergieße, ſo daß das ganze Bündel oder Gekröſe nicht genoſſen werden könne. Er wird ja wohl bey dem Reißen auch zum Zorne gereizet, und verſchüttet doch die Galle nicht. Könnte dieſe vorgebliche Ausſchüttung der Galle nicht zur Entſchuldigung gemißbrauchet werden, wenn Uebereilung oder Nachläßigkeit dergleichen veranlaßet? der Karpfen iſt ſonſt ein gar verträglicher Fiſch, und wird ſogar zu einem verliebten Fiſche gemachet, weil er niemals ganz auslaichet, zumal wenn ihm das Waſſer und Lager nicht recht anſtändig, und daher ſeine Gattinn immerfort mit Eifer verfolget. Wenn auch in dieſem Fiſche einmal Leber und Eingeweide verdorben oder verfaulet angetroffen würde, iſt ihm doch nicht gleich eine Art von einer häßlichen Krankheit zuzuſchreiben, da ſeine kalte und feuchte Natur, auch dergleichen Fraß und Aufenthalt, dergleichen Verdacht wohl nicht auf ihn kommen laſſen. Es iſt ihm aber nichts ſchädlicher, als allzuſtarker Froſt, da ſie unterm Eiſe erſticken; wie denn Richter bemerket, daß im Jahre 1728. in einem Diſtricte Schleſiens, wo er ſich damals aufgehalten, in einer Nacht die allergrößten Saamen- und Spiegelkarpfen erſticket, weil das Eis nicht war geöffnet worden. Wir haben dieſes im Jahre 1740. in dem großen Winter ſelbſt erfahren, da, bey gleicher Nachläßigkeit, in einem wohlbeſetzten Stadtgraben, nach dem Aufthauen eine ſolche Menge erſtickter und angefaulter Karpfen gefunden und ausgeworfen worden, daß man ſehr eilen müſſen, dieſelben, wegen des eckelhaften Spectakels, und peſtilenzialiſchen Geſtanks, fortzuſchaffen und zu vergraben. Schütten Stroh in aufgehauene

Wuhnen geſtecket, können ein ſolches Unglück leicht abwenden. So ſind ihnen auch ſtinkender Nebel, Hanfſpreu, unreines und Stollenwaſſer, das Flachsröſten ꝛc. ſehr nachtheilig, da ſich Würmer an die Kiemen, auch inwendig an die Leber und Därmer ſetzen, folglich ihren Tod befördern. Auch auf die jungen, im Waſſer ſich ſehr lebhaft bewegenden und herumſpringenden, Kärpchen, Karäuſchchen und Schleyhen, ſcheint der Magnet eine Wirkung zu thun, und ſie auf einige Zeit, doch ohne Nachtheil, zu betäuben, ſo daß ſie faſt ohne Bewegung ſtille liegen, und beſonders die Rückenfloße ganz zuſammen fallen laſſen. Wir werden dieſe Verſuche bey mehrern Gattungen von Fiſchen mit aller Aufmerkſamkeit wiederholen, um vielleicht der zu erklärenden Heilkraft der Magneten etwas näher zu kommen. Von der Wirkung deſſelben in dem Aale haben wir in den Zuſätzen zu dem erſten Theile unſers Schauplatzes bereits etwas angeführet.

Der Karpfe iſt allerdings einer der edelſten und nützlichſten Fiſche. Er iſt von überaus angenehmen Geſchmacke, wenn er wohl genähret, fett, vom October bis April genoſſen, und beſonders aus Flüſſen, auch aus reinen Teichen, iſt. Aus ſchlammichten Pfühlen und Stadtgräben muß er vorher einige Zeit in reines Waſſer geſetzet und aufbehalten werden, dadurch ſein Geſchmack allerdings verbeſſert wird. Er iſt leicht zu verdauen, nähret mäßig, und giebt auch eine gute geſunde Nahrung, welches der Appetit nach demſelben, und die ganz unglaublich große Conſumtion, beſtätiget. Er müßte übermäßig genoſſen werden, wenn er podagriſchen ſchädlich ſeyn und Fieberanfälle erregen ſollte. An der Milch dieſes Fiſches findet man beſonders ein vortreffliches Eſſen, welches auch die Stelle des Fleiſches bey vielen ſchwächlichen Perſonen vertritt, und Schwindſüchtige durch den Gebrauch derſelben geheilet worden. Der Roggen kömmt der Milch nicht bey; daher auch die Milchner zum Theil einen großen Vorzug vor den Roggnern haben. Der Kopf und der Gaumen, den man die Zunge nennt, werden für die beſten Theile deſſelben gehalten. Gemeiniglich zieht man die Karpfen von mittlerer Größe und Alter den ſchwerern und ältern vor. Die Güte eines fetten Fiſches wird daran erkannt, wenn er fein hart und gelb am Bauche iſt, einen kleinen, kurzen, keulichten Kopf hat, und fein ſchwarz über dem Leibe iſt; doch ſind große und ſchwere Teichkarpfen nicht allemal harte, zähe wie Leder, und ungeſund. Die Karpfenſteine und Galle ſind auch, wegen ihrer Heilkräfte, nicht unbekannt.

Den Beſchluß dieſer Geſchichte machen wir aus den S. A. Reiſen, B. XI. S. 35. mit der kurzen Erzählung, wie ſich der große Mogul zu einem Feldzuge oder ſonſt etwas wichtigen anſchicke, welche Ceremonie Rhoe mit angeſehen. Als der Kaiſer die Treppe des Thurms herabgieng, entſtund ein Zurufen und Freudengeſchrey, dafür man den Donner ſelbſt nicht hätte hören können. Hier hielt ihn einer von den Hofleuten einen ungeheuern großen Karpfen in einem Becken vor, und ein anderer eine Schüſſel voll von einer gewiſſen, dem Stärkenmehle an Weiße gleichenden, Materie. Der Monarch tauchete den Finger hinein, berührete den Karpfen und berieb ſich die Stirne damit. Dieſe Ceremonie wird in Indoſtan als eine glückliche Vorbedeutung angeſehen.

Sehr eigene und genaue Beſchreibungen des Karpfengeſchlechts, vornehmlich für gelehrte Naturforſcher, befinden ſich wohl bey dem Artedi, Gouan, Leske; wir wollen uns aber anjetzo mit der Richteriſchen, gar deutlichen, und aus eigener Beobachtung beſtätigten, begnügen laſſen, und ſie, wo nöthig, vollſtändiger machen. Der Karpfen iſt ein Fiſch mit kurzem Kopfe, breitem Rücken, ſtarken Schuppen, gewölbtem Leibe, mit ſechs weichen, häutichten Floßen, einer einzigen Floßfeder auf dem Rücken, zwoen an der Bruſt, zwoen am Bauche, einer am Unterleibe oder After und einer breiten eingeſchleiften am Schwanze; deſſen Breite dreymal genommen die Länge machet. Sein Anſehen iſt alſo ganz vortrefflich. Der Kopf iſt breit und dicke, nackend, glatt, kegelförmig und ſtumpflicht, nach Proportion des Leibes kurz. Die Stirne iſt breitlich, abſchüßig. Der Leib iſt wohl gewölbet, platt, von Farbe weiß goldgelb, nach Verſchiedenheit ſeines Standes, auch weiß, faſt bräunlich; der erhabene, ſpitzige, gewölbte Rücken dunkel, braunſchwärzlich; Bruſt und Unterleib gemeiniglich weiß; die Seiten etwas erhaben, nebſt dem Bauche kielförmig zuſam̃engedrücket; der Schwanz rundlich breit; der After gleich über der Afterfloße, klein, zur Laichzeit aufgeſchwollen; der Fiſch über und über bis an den Kopf geſchuppet; jede Schuppe ſtellet gleichſam einen, ihn deckenden, ſtumpfrunden Schild vor; in der Länge des Leibes werden vierzig, in der Breite ſchräge herauf, zehn bis funfzehn, und in allen vierzehn hundert, ſeyn, und machen ſie, auf eine angenehme Art, einen Würfel oder geſchobenes Viereck. Durchs Glas betrachtet erſcheint jede Schuppe faſt in vier Felder, und das obere Feld wieder in vier und zwanzig Linien getheilet; die

Seitenfächer ſind glatt; das untere gleich dem obern, nur mit zärtern Linien. Die Schuppe glänzet, wie aſchenfarbiger Seidenzeug, außer dem auswärts ſtehendem Theile; die Farbe iſt, nach Verſchiedenheit des Alters und Standes, verſchieden, und zum öftern aus ſilberfarb, goldgelb, grün und ſchwarz vermiſcht, und mit ſchwärzlichen Rändern eingefaſſet; ſie ſind ziemlich groß, nicht ganz regelmäßig, und liegen faſt wie Hohlziegel über einander. Die Seitenlinie iſt mehr und weniger kenntlich, ziemlich gerade, nach den Deckeln der Fiſchohren zu ein wenig gebogen, dem Rücken etwas näher als dem Bauche, gedippelt oder geſtrichelt. Der Augapfel iſt rund und dunkelblau mit einem goldenen Ringe; der Regenbogen zugleich mit ſilberfarbig, zu äußerſt ein gelber Rand, mit einer kleinen Nickhaut. Das etwa eines Daumens breit, in der Quere geſpaltene Maul ſteht am Ende der Schnauze, iſt gleichſam doppelt, zieht ſich aus und ein, in eine ziemliche Rundung zu zween bis drey Zoll in Karpfen mittlerer Größe, alſo geſchickt zum Saugen und Schmatzen. Die Lippen ſind einfach, von Farbe gelblicht, der Rand knorplicht, fleiſchicht und fett; die untere, bey geſchloſſenem Maule, etwas eingezogen und kürzer. Manche Gattungen haben ein Bärtchen: der obere zu beyden Seiten iſt kurz, von Farbe ſchwärzlichtblau; der untere noch auf der Oberlippe, aber nahe an der Mundſpalte, einen halben bis ganzen Daumen oder Zoll lang, von Farbe gelblicht. Die Kinnbacken ſind ungezähnelt; der inwendige Mund glatt; die vier langen, oberwärts ſtumpfen Zähnchen, ſitzen hinter den Kiemen am Schlunde, auf einem gekrümmten Knochen. Die fleiſchichte, glatte, ungezähnelte Zunge iſt am Schlunde feſt verwachſen, mit ihrer Spitze wenig oder gar nicht beweglich; nach einiger Meynung ſoll der dicke, fleiſchichte Gaumen die Stelle der Zunge vertreten; er iſt warzicht und hat bey dem Anfange des Schlundes ein erhöhetes, mit gezähnelten Knöchelchen rauch und ſcharfes Hügelchen, das auf die Zähnchen in den beinichten Bogen paſſet; desgleichen der dreyeckichte, kalchartige Stein, der der Zunge und den Zähnen zu Hülfe kömmt, und von der Stillung des wallenden Blutes in Fieberpatienten ſo berühmt iſt. Die zwey Naſenlöcher ſind ſtark, mit zween kleinen Deckeln, welche als Oehrchen aufſchwellen, und das eingeſogene Waſſer wieder ausſpritzen; ſie ſind eyförmig rund, die hintern größer, durch ein Häutchen oder Ventil getheilet; ſie ſtehen ziemlich in der Mitten, näher über der Schnauze, die Augen aber etwas entfernter, und ſeitwärts in

in einer ziemlichen Höhle; die Kiemendeckel ſind bloß knochicht, beweglich, zweyblätterícht, das obere Blatt groß, eckicht, gerippt und goldfarbig; die Kiemenhaut dreyſtrahlicht; die Kiemenöffnung ſeitwärts nnd an der Kehle, oberwärts klaffend, und die vier Kiemen kammförmig. Die einzige, in einem Mittelfiſche zweyzollichte, Rückenfloße fängt faſt in der Mitten an, und läuft in gleicher, mit dem Rücken paralleler, Höhe, bis auf zween Zoll vom Schwanze, faſt ſieben Zoll lang, von Farbe blauſchwärzlicht, mit zwanzig bis vier und zwanzig Finnen ausgeſpannet, davon die erſten ſehr klein, die dritte, über die Floße vorragende, gedoppelte, knochicht, hinterwärts gebogen und gezähnelt, und die übrigen Finnen äſtig ſind; dann und wann ſind zwey bis drey Finnen nach der gezähnelten Gräte erhabener. Die Kiemen- oder Bruſtfloßen ſind von Farbe gelblicht, gegen den Rand blaßröthlicht, beſtehen aus ſechzehn Federn oder Finnen, ſind auf drey Zoll lang und gehen in einen ausgebreiteten rundlichen Rand aus. Die Bauchfloße beſteht aus neun Finnen, iſt auch zween und einen halben Zoll lang, an Farbe und ausgebreitetem rundlichem Rande der vorigen ähnlich. Die zween Zoll lange, am Unterbauche nach dem After befindliche, und der ausgehenden Rückenfloße faſt gegen über ſtehende Floße iſt derſelben auch ſonſt ähnlich, und hat am Anfange zwey kleine einfache Finnchen; die dritte iſt der gedoppelten, gezähnelten Rückenfloßenſtachel gleich, und die übrigen ſieben Finnen ſind ebenfalls äſicht und gabelförmig. Die Schwanzfloße iſt einfach, gabelförmig getheilet, mit neunzehn bis ein und zwanzig einfachen, äſtichten, gabelförmigen Finnen oder Stützfedern unterſtützet, und die Floße ſelbſt zu vier Zoll lang, und ſieben Zoll breit, ebenfalls häuticht und von Farbe blaulichſchwarz. Der After ſteht vom Anfange der Schwanzfloße auf fünftehalb Zoll ab. Die Luftblaſe iſt in der Mitten zuſammengezogen. So verwundernswürdig auch der innere Bau dieſes Fiſches iſt, ſo müſſen wir doch nur auf einen Artedi, Richter rc. verweiſen, da wir hieraus äußerliche Unterſcheidungszeichen nicht abnehmen können. Wir merken nur noch an, daß die von Richtern beſchriebene Gattung über zehn Pfund ſchwer, und aus einer wilden See in Zibingen, der unſrige aber mit dem Schwanze faſt einer Ellen lang, auf ſieben Zoll breit, drey Kramerpfunde ſchwer, und ſeines Alters wenigſtens vierjährig geweſen.

Nach unſerm Artikel, Fiſch, Th. III. S. 67. führet unſer Klein das Karpfengeſchlecht, Miſſ. V. Faſc. XI. §. XXXIV. auf, und giebt

giebt ihm zum Unterſcheidungszeichen eine lange, ungetheilte, Rückenfloße faſt gleicher Höhe und Breite, mit ungezähneltem Munde und fleiſchichten Lippen; Monopterus, pinna dorſi longa, coaequata, edentulus, labris carnoſis. Dies iſt alſo der Kleiniſche Cyprinus. Er beſchreibt ſelbigen folgendermaßen kurz und gut: Er hat, gleich vom Kopfe an, einen erhöhet gewölbten, am Ende meſſerförmigen, Rücken, mit kielförmig zuſammengedrückten Seiten und bogichtem Bauche. So läuft die Geſtalt ſeines Leibes in der Länge fort und iſt er mehr oder weniger breit. Die einzige Rückenfloße läuft bald kürzer, bald länger, nach dem Schwanze zu in faſt paralleler Höhe der Gräten auf dem bogichten Rücken herunter; die Afterfloße aber iſt kürzer und mehr zuſammengezogen, auch mit einem, auf dem Rücken gezähnelten, mehr oder weniger ſtarken und beinichten, Stachel unterſtützet. Er hat fleiſchichte Lippen, ein ungezähneltes Maul, im Schlunde, ſtatt der Zähne, Knöchelchen; (vielleicht nebſt den Zähnchen) einen kurzen Kopf in Vergleich ſeines geſtreckten Leibes. Man ſpricht ihm eine Zunge ab; an deren Statt der fleiſchichte, (der drüßige) Gaumen ſeyn ſoll, wie bey andern Fiſchen, welcher herausgenommen auch die Form einer Zunge vorſtelle. Rondelet will dieſes, in ſeiner Hiſt. Piſc. Part. II. p. 151. für ein Unterſcheidungszeichen nicht angenommen haben, weil bey den Schleyhen, Bradem oder Braßem, und vielen andern Fiſchen, ebenfalls ein fleiſchichter Gaumen anzutreffen, den aber doch der Karpfen dickerer und fleiſchigerer Gaumen bey weitem übertreffe. Er hält daher auch dieſen ſeinen Cyprinus für den wahren Cyprinus der Alten, wie denn ſchon Ariſtoteles, Hiſt. Anim. IV. 8. und de Part. Anim. II. 17. bezeuget, daß einigen Fiſchen ein fleiſchichter Gaumen ſtatt der Zunge ſey, wie dem Karpfen, Cyprinus, unter den Flußfiſchen, den man gar leicht für eine Zunge halten könnte, weñ man nicht ganz genau zuſähe. Blaſius, (du Verney, Petit, Gouan, und andere fleißige Zergliederer des Karpfens) ſind hierbey nachzuſehen. Gemeiniglich werden die Karpfen, in gemeine Karpfen, und in breite Karpfen, eingetheilet, aber nicht recht ſchicklich. Artedi habe daher dies Geſchlecht ſehr vermehret, und drey und dreyßig Arten dazu gebracht. Klein hingegen hat nur acht Gattungen davon beybehalten, nämlich

1ſte Gattung: Cyprinus cirroſus, ein bärtichter Karpfen mit zween Knebelbärtchen, neben jedem Winkel der Mundſpalte an den Oberlippen, über welchen (mehr in der Mitten) zwey ſehr kleine

kleine, kaum ſichtbare; mit breiten Schuppen, und braunem oder dunkelfarbigem Rücken. Sonſt fällt ſeine Farbe, nach Verſchiedenheit des Alters, mehr ins citrongelbe; die Rückenfloße iſt bräunlich, die Bauch- und Afterfloßen gelblich. Er iſt der edle Karpfen, Cyprinus nobilis omnium Auctorum. Κυπρῖνος, Κυπρισκὸς, Ariſtot. Karpf, Karpe, der Deutſchen, Carpe, der Franzoſen, Raina, zu Venedig, Burbarus et Carpanus, zu Rom, Carpa bey einigen, Carp der Engländer, Karpe der Holländer, Willughb. p. 245. Tab. Q. 1. fig. 2. deſſen Zeichnung aber nicht viel tauge. Cyprinus 1. des Marſilli, p. 57. Tab. 19. Artedi, Cyprinus, cirris quatuor, oſſiculo tertio pinnarum dorſi ac ani, vnciculis armato. Cyprinus Carpio, Linn. gen. 189. ſp. 2. Müllers gemeiner Karpfe, Cyprinus, 2. Carpio, des Leske. Nach wiederholter Beobachtung ſind die beinichten, gezähnelten Gräten doppelt, und gleichſam mit einander artikuliret; daher nicht unwahrſcheinlich, daß der Karpfen ſelbige, wie der Krebs ſeine Scheeren, aufthun, ſeine Feinde kneipen und zerſchneiden, könne; nicht allemal von zwey kleinen Finnchen vorwärts begleitet; auch wohl zwey bis drey der folgenden Finnen länger, als die beinichte ſelbſt, die zu zween Zoll hoch iſt. Die Zahl der Finnen ſelbſt iſt auch verſchieden: in der Rückenfloße ein und zwanzig, ohne die gezähnelten Stacheln; in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße neun, in der Afterfloße ſechs und ſieben, ohne den gezähnelten Gräten; in der Schwanzfloße zwanzig. Ueber der Oberlippe findet ſich ein perlfarbener Fleck im blauen Grunde; desgleichen ein weißer über dem Kopfe am Rücken.

2te Gattung: Cyprinus cirroſus, ein bärtichter Karpfen, wenigſtens mit viermal größern Schuppen, als der erſte; hier und da iſt er davon entblößet, und die Haut dazwiſchen harte. Wo die Floßen aufſitzen, ſind ſie durchſichtig, und folgen in ordentlichen Reihen nicht oder ſelten auf einander. Um die Gegend des Rückens iſt die Haut ſchwarz; um die Seiten und den After goldgelb. Er iſt Cyprinus II. Marſillii, Tab. 20. ein Spiegelkarpe, ein Karpfenkönig. Artedi führet dieſe Gattung nicht, auch kein anderer Schriftſteller, außer dem Marſigli. Zu Dresden kömt er oft zum Kaufe; daher ich auch ein aufgetrocknetes Exemplar erhalten. Aber, nach Kleins Zeiten, haben verſchiedene Autores des Spiegelkarpfens Erwähnung gethan. Richter bemerket, daß ſie ohrmuſchelförmige, ganz ſparſam vertheilte, Schuppen hätten; S. 113. So finde man auch

an einigen Fiſchen Spiegel, wie an beſondern Arten der Karpfen, welche man auch zum Unterſchiede Spiegelkarpfen nennt; ſie ſind bläulich ſchwarz, und tragen dieſen Spiegel in ihrer Stirne, S. 123. Die Spiegelkarpfe heißt auf eine ausnehmende Art die Fürſtinn oder Königinn der Karpfen, und es wird kaum alle ſechs Jahre in der Oder eine dergleichen gefangen; S. 293. und S. 793. rechnet er die Spiegelkarpfe oder Karpfenkönig unter die fünf, an der Oder bekannten, Arten. Elßholz ſaget von den gemeinen Karpfen, daß ſie im vierten Jahre erſt Karpen, und folgends Cyprini maximi, Carpes dorées, Haupt- oder Spiegelkarpfen, genannt würden. Aber Chomel behauptet das Gegentheil: die Spiegelkarpfen, ſaget er, ſind eine beſondere Art von Karpfen, obſchon verſchiedene behaupten wollen, daß die gemeinen Karpfen, wenn ſie über vier oder fünf Jahr alt wären, zu Spiegelkarpfen würden. Denn, zu geſchweigen, daß auch Saamen und Setzlinge von den Spiegelkarpfen gefunden werden, welche den alten vollkommen gleich ſind, und Böhmen inſonderheit, wegen glücklicher Zeugung der Spiegelkarpfen, ſehr berühmt iſt, ſo zeiget auch der Augenſchein, daß die Schuppen an denſelben nicht allein weit größer und goldfarbiger ſind, ſondern auch, daß von dem Kopfe bis zum Schwanze beyderſeits nur zwo Reihen ſolcher Schuppen gehen, der übrige Leib aber über und über ganz glatt iſt. Und, auch dieſe wenige Schuppen verlieren ſich mit der Zeit, alſo, daß man alte Spiegelkarpfen findet, die keine einzige Schuppe mehr haben, und ſo nackend, als eine Schleye ſind. Sie haben ein fetteres und delicateres Fleiſch, ſollen aber, wegen ihrer Zärtlichkeit, in Ermangelung desjenigen ſchuppichten Panzers, womit die gemeinen Karpfen bekleidet ſind, zu keinem ſolchen hohen Alter gelangen, wie dieſe, von denen man beglaubte Nachrichten hat, daß ſie funfzig, ſechzig, ja hundert Jahre erreicht haben. Und dieſem letztern tritt Birkholz aus Erfahrung bey: die ſo genannten Spiegelkarpfen werden auf eben die Art, als die Teichkarpfen erzogen; nur daß ſie ſehr wenige, aber deſto größere, Schuppen haben, und weit ſchöner als die andern Karpfen ausſehen. So hat auch ehedem Linnäus ſelbſt eine beſondere Gattung daraus gemachet, und ſelbige mit dem Gronov, Rex Cyprinorum, genannt. Kramer aber und neuerlichſt Leske, wollen die Spiegelkarpfen lieber zu Spielarten oder Varietäten der gemeinen Karpfen machen.

3te Gattung: Cyprinus imberbis, ein ungebärteter Karpfe,

mit erhabenem Vordertheile des Rückens und Bauches, mit ſehr abſchüßigem Kopfe, verlängerter Schnauze, und zuſammengezogenem Hintertheile des Leibes; mit rothem Regenbogen der Augen; von Farbe braungelblich, und am Unterbauche lichtgelblich oder fahl; nach der Beſchreibung des in dem dresdniſchen Naturalienkabinete befindlichen, aufgetrockneten Exemplars. Kriegskarpfe, Karſchkarpe, Karutzckenkarpe, Karpkaraß, Halbkaraß, Sittigkarpf, Charax craſſior, longior, Caraſus dimidius, Halbkariß, Karpkariß, Karrutz, Schwenkfeld, Schoneveld, Caraſſii genus II. des Gesners, Caraſſus adulteratus; Cyprinus nothus, ex fabula, a Cyprino nobili et Caraſſio procreatus; Cyprinus III. Marſillii, Tab. 21. deſſen Zeichnung mit gegenwärtig beſchriebenem Exemplare nicht übereinſtimmt, da es den Fiſch länger zeichnet, als er iſt. Der größte wiegt nicht über drey Pfund. Dem Artedi iſt er unbekannt geblieben. ſ. unſern Artikel, Karauſche, Th. IV. S. 380.

4te Gattung: Cyprinus breuis, kleiner Karpe, mit erhabenem Rücken, von goldgelber Farbe, bräunlichen Rücken und Floßen. Giblichen bey den Meißnern; Goldkaraus bey den Danzigern; Caraſſus Vernaculus, gemeiner Karas, Klein-Karas, Schwenkfeld; Cyprinus breuis, Caraſus, Charax, Karauſche, Karutze, Schoneu. Cyprinus dorſi oſſiculorum viginti, linea laterali recta, des Artedi, Cyprinus, pinna ani oſſiculorum viginti, linea laterali recta, Linn. Faun. Suec. Dieſe zeichnet Klein, Tab. XI. fig. 1. aber nicht mit genugſamer Zufriedenheit des Leske, der, S. 78. die Seitenlinie, und die hinterwärts gezähnelten Gräten vermiſſet. In der zwoten Figur bey dieſer Tafel zeichnet Klein eine andere Art der Karauſche, nämlich, die einen dickern und länger geſtreckten, aber nicht ſo breiten und platten Leib hat, und über einen güldenen Grund dunkelſchattiret iſt; und dieſe Zeichnung hat mehr Beyfall gefunden. Cyprinus Caraſſius, Linn. gen. 189. ſp. 5. Cyprinus 17. Caraſſius, α et β. Leske. ſ. unſere Artikel, Giebel, Th. III. S. 404. Th. IV. S. 383.

5te Gattung: Cyprinus breuis, ein kurzer, über und über brauner, niedlicher Karpfe, mit verdünnetem Schwanze, deſſen Floße durch einen tiefen Einſchnitt getheilet, mit einem abſchüßigen Kopfe, eyförmigen Leibe und kielförmig gepreßten Seiten: nach der dritten Figur der XI. Tafel.

6te Gattung: Cyprinus breuis, ein kurzer, weißköpfichter Karpe, mit weißlichen, abſchüßigen, ſehr kurzen Kopfe und Bruſt, und

und goldenem Regenbogen, mit ſehr feinen, kaum merklichen, Härchen auf dem Kopfe, ſo aus den Schüppchen und Finnchen der Floßen um ihn herum flattern; nach der vierten Figur der XIten Tafel.

7te Gattung: Cyprinus, breui congener, der dem kürzern nahe verwandte, ähnliche Karpfe, mit winkelartigem Hintertheile des Leibes, etwas länglichtem Kopfe, ſehr langen Floße des verjüngten Schwanzes, bleyfarbigem Bauche, mit fünf bräunlichen, über fleiſchfarbigem Grunde bis an den Bauch gezogenen, Querbändern; ein gar kleines Fiſchlein, nach der fünften Figur der XI. Tafel.

8te Gattung: Cyprinus, pinna ani duplici, cauda trifurca, der Karpfe mit gedoppelter Afterfloße und dreygabelichten Schwanze; Act. Stockholm. 1740. p. 403. Sinenſis, Linn. in Dania educatus; vid. Faunam Suec. num. 331.

Bey dem Ritter von Linne machet das Karpfengeſchlecht das 189. Thiergeſchlecht der vierten Claſſe und vierten Ordnung, der Bauchfloßer, Abdominalium, nämlich, deren Kiemenhaut dreyſtrahlicht ſeyn ſoll. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 42. Er giebt ihm den Namen Cyprinus, obwohl allerhand Fiſche, als Karpfen, Gründlinge, Brachſeme, Blicke, Karauſchen, Flußbrachſeme, Chineſiſche Goldfiſchlein, und dergleichen, die ſonſt niemand Karpfen genannt, dazu kommen; nach dem Vorgange eines Artedi, der in ſeinen Synonymien, 33. Arten aufführet, deren der Ritter doch noch 31. beybehalten. Der Name Cyprinus wird von der Inſel Κύπρις, oder von der daſelbſt beſonders verehrten Göttin, Venus, hergeleitet, weil dieſer Fiſch, von ſehr verliebter Complexion, ſich ſehr ſtark und vom May bis in den Auguſt zu begatten und zu laichen pflege. Die Kennzeichen des Geſchlechts ſetzet Linne darinne, daß es ein Maul ohne Zähne, ein Naſenbein mit zwo Grübchen, eine Kiemenhaut mit drey Strahlen, einen glatten und weißlichten Körper, und (öfters) neunfinnichte Bauchfloßen habe.

Wegen der ſo vielen Arten machet er vier Hauptabtheilungen derſelben. A. Karpfen, die am Maule einen Bart haben, Barbati, mit vier Arten. B. Karpfen, mit ungetheiltem Schwanze, Pinna Caudae indiuiſa, mit zwo Arten. C. Karpfen, deren Schwanz dreyzackicht iſt, Pinna Caudae trifida, mit einer Art; und D. Karpfen, deren Schwanz gabelförmig iſt, Pinna Caudae bifida, mit vier und zwanzig Arten, die wir, nach ſeiner Ordnung, nunmehr anführen.

A. 1ſte Gattung: Cyprinus Barbus, Flußbarbe, nach dem Müller.

Müller. Bey dem Artedi, Synon. p. 8. ſp. 14. Kramer, Cyprinus 2. Leske, Cyprinus 1. Bey dem Klein Miſſ. V. p. 63. iſt er ein Wanzenfiſch, Myſtus 1. die gemeine Flußbarbe; ſ. unſern Artikel, Barbe, Barbus, Th. I. S. 535. Er hat an jeder Seite des Maules zwo Bartfaſern; die zwote Finne der Rückenfloße iſt an beyden Seiten gezähnelt oder ſägeförmig; nach drey angeführten Unterarten befinden ſich in der Rückenfloße zehn bis eilf, in der Bruſtfloße ſechzehn bis ſiebenzehn, in der Bauchfloße neun, in der Afterfloße ſieben bis acht, in der gabelförmigen Schwanzfloße ſechzehn bis ſiebenzehn Finnen. Der obere Kiefer iſt etwas länger, als der untere; der Rücken einigermaßen krumm, oder meſſerförmig; die Schuppen von mäßiger Größe, olivenfärbig, mit ſchwärzlichen Puncten geſprenkelt, der Bauch ſilberfarbig. Die Größten wiegen zu ſieben bis acht Pfund. Sie haben die Gewohnheit, wenn es kalt wird, ſich in den Uferlöchern und zwiſchen Steinen zu verkriechen, daß man ſie daſelbſt in großer Menge verſteckt antrifft. Wenn man ſie mit Netzen umſtecket, kriechen ſie in ihre Löcher zurück, und verſtehen auch die Kunſt, im Nothfalle über das Netz ins Waſſer zu ſpringen. Sie halten ſich in den europäiſchen Flüßen ſüdlicher Gegenden auf. Ihr Fleiſch iſt weich, und erſt von den Alten gut zu eſſen; der Roggen hingegen verurſache die Gallſucht. Müller. Nach dem Kramer ſoll ſich die Barbe vorzüglich in der Donau, Fiſcha und Leuta finden, und zu dreyzehn Pfund und drüber anwachſen, und im April oder May laichen.

A. 2te Gattung: Cyprinus Carpio, der gemeine Karpfe; bey dem Artedi, ſyn. p. 3. ſp. 1. Kramer, Cyprinus, 1. α. Carpio, Leske, Cyprinus, 2. Carpio. Klein, Cyprinus, 1. Karpe. ſ. unſern Artikel. Er hat, nach drey Unterarten, in der Rückenfloße drey- bis vier und zwanzig Finnen, davon die zwote, (gedoppelte) an der hinterwärts gebogenen Seite gezähnelt oder ſägeförmig iſt; in der Bruſtfloße ſechzehn bis ſiebenzehn; in der Bauchfloße acht bis neun; in der Afterfloße eben ſo viel, nnd in der Schwanzfloße neunzehn Finnen. Am Maule befinden ſich vier Bartfäden. Müller behauptet gerade zu, daß es auch Zwitter unter ihnen, die Milchner und Roggner zugleich wären, gäbe. In einem, anderthalb Schuh langen, Fiſche ſollen ſich drey- bis viermal hundert tauſend Eyerchen finden. Kramer nimmt, neben dieſem, noch zwo Unterarten an; β) den Spiegelkarpfen, Rex Cyprinorum Gron. welchen Linné in der ſechſten Schwediſchen Ausgabe ſeines

Syſtems, ſp. 20. angeführet; γ) Seepinkl in Oeſterreich; Cyprinus, oſſiculo, ſecundo ſubinde, pinnarum dorſi anique, vncinato ſ. ſerrato. Der Spiegelkarpfen ſoll ſich in der Donau und andern Flüſſen etwas ſelten finden, und über drey bis vier Pfund nicht ſchwer werden; gegen die Leibesproportion einen überaus kleinen Kopf, und alle Varietäten gleich lange Kiefern haben.

A. 3te Gattung: Cyprinus Gobio, der Gründling; bey dem Artedi, ſyn. p. 11. ſp. 20. Leske, Cyprinus, 3. Gobio, pag. 26. Klein, die fünfte Gattung der Aalbaſtarte mit der kurzen Rückenfloße, Enchelyopus 5. ſ. unſern Artikel, Aalbaſtart, Th. I. S. 42. und Gob, Th. III. S. 458. Müller zeichnet ihn, Th. II. Tab. XI. fig. 1. und merket an, daß er ein kleiner Fiſch ſey, den man unter den Karpfen gar nicht ſuchen würde; er ſey länglicht, etwa eines Fingers lang; habe an jeder Seite des Maules nur eine einzige Bartfaſer; kleine Schuppen; etliche ſchwarze Flecken am Rücken; einen gabelförmigen Schwanz und ſilberfarbigen Bauch.

A. 4te Gattung: Cyprinus Tinca, die Schleyhe; bey dem Artedi, ſyn. p. 5. ſp. 7. Kramer, Cyprinus, 6. Leske, Cyprinus, 4. Tinca. Bey dem Klein aber iſt er ein Bradem, Brama 6. ſ. unſern Artikel, Bradem, Th. I. S. 935. Müller zählet mit dem Ritter, in zwo Unterarten, und zwar in der Rückenfloße zehn bis zwölf, in der Bruſtfloße ſechzehn bis ſiebenzehn, in den Bauchfloßen neun bis eilf, in der Afterfloße eilf bis fünf und zwanzig, (in unſerer gegenwärtigen Schleyhe nur neun, ſonſt nur eilf) und in der Schwanzfloße neunzehn bis vier und zwanzig Finnen. Er hat einen eyförmig langgeſtreckten Körper, iſt dunkelfärbig (vielmehr gelblich grün und ſehr lieblich) gleichſam mit Schleim überzogen, ſo kleine nnd feſte Schüppchen, daß man ſie nicht wohl aufheben kann; ſein Fleiſch iſt wäſſericht, der Geſchmack eben nicht erhaben, (aber doch Liebhabern ſehr beſonders und angenehm) hält ſich meiſtens in ſtehenden Waſſern auf, hat ein ſehr zähes Leben, (wie die Karauſchen) wird faſt überall gefunden, und erreichet ſehr oft, (aber nicht in unſern Gegenden) ein Gewicht von ſieben bis acht Pfund. Auf dem Landgute, Tienkamp bey Leuwarden, hat Müller ſelbſt einen gefangen, der anderthalb Spannen hoch, und dreyviertel Ellen lang, geweſen. Nach dem Ritter ſoll er die Karauſchen vom Kieferwurme befreyen, und die Gelbſucht, wie ein Magnet, an ſich ziehen; vermuthlich weil er ſelbſt ſo ſchön gelbgrünlich ausſieht.

Nach dem Kramer wird er Schlein, und der Einwohner der Moräſte, Goldſchlein, in Oeſterreich genañt, und wird ſelten über drey bis vier Pfund ſchwer; und laichet im April und May. Leske hat ihn vorzüglich ſchön beſchrieben, erinnert aber, daß er erſt um Johannis Eyer lege.

B. 5te Gattung: Cyprinus Caraſſius, die Karauſche; bey dem Artedi, ſyn. p. 5. ſp. 5. Kramer, Cyprinus, 7. Oeſterr. Zahlpleinzl, Braxen; Leske, Cyprinus, 17. Caraſſius, und bey dem Klein ein Karpfe, Cyprinus 4. ſ. unſern Artikel. Nach dem Ritter wird die eine Unterart Hamburgerkarpfe, genannt; und in vier Unterarten werden, in den Rückenfloßen zwanzig, nebſt der zwoten, hinterwärts gedoppelt gezähnelten Gräte, in den Bruſtfloßen eilf bis funfzehn; in den Bauchfloßen acht bis neun, in der Afterfloße neun bis zehen, (nicht zwanzig) und in der Schwanzfloße ein- bis drey und zwanzig, Finnen, gezählet. Die zwote Gräte der Afterfloße iſt gleichfalls gedoppelt gezähnelt. Müller zeichnet ſie Th. IV. Tab. XI. fig. 2. ſo, daß man eine faſt zu gerade Mittellinie, doch nicht die gezähnelten Gräten der Rückenfloßen und Afterfloßen, unterſcheiden kann. In denen, die wir vor uns haben, laufen überdieß durch die Länge des Fiſches, über und unter der Mittellinie, drey, vier bis fünf etwas dunkle Streifen, beſonders, wenn man ſie im Waſſer ſchwimmend betrachtet. Das mehrere ſ. in unſerm Artikel, Karauſche, Th. IV. S. 380. u. f.

B. 6te Gattung: Cyprinus Cephalus, der Dickkopf; beym Artedi, ſyn. p. 7. ſp. 10. nach welchem er bey den Alten, Capito, Cephalus, Squalus, Spagio bey den Römern, Chub oder Chevin in Engl. Meunier oder Vilain in Frankreich; bey dem Gesner, S. 169. a. den Deutſchen und Meißnern, Dickkopf, Alat, Elte, Alte, Diebel geheißen. Er gehöret auch mit zu Leske Cyprinus, 5. Dobula, welcher hierbey nachzuſehen. Er iſt nicht ſo breit, und mehr rund, als der Karpfen, und hat einen dicken, ſchwarzen Kopf. Der Rücken iſt dunkelgrün, der Bauch und die Seiten ſind ſilber- und goldfarbig mit ſchwarzen Sprenkeln; die Schuppen groß, wie an den Karpfen; die Augenringe gold- und ſilberfarbig. Nach drey angeführten Unterarten ſind in der Rückenfloße eilf, in der Bruſt- ſechzehn, in der Bauchfloße neun, in der Afterfloße eilf, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn, Finnen zu zählen. Er hält ſich in der Donau, Rheine und Weyhern auf, und wächſt zu einer Ellen lang.

C. 7te Gattung: Cyprinus Auratus, der Chineſiſche Goldfiſch.

fiſch. Der Ritter machet hier eine neue Abtheilung: Pinna caudae trifida, und beſchreibt dieſen Fiſch, daß er ſey Cyprinus, pinna ani gemina, caudae tranſuerſa bifurca; und Gronov nimmt nur pinnam ani ſimplicem, doch caudam trifurcam, an. Allein, merket Müller an, wenn dieſes ſo viel bedeuten ſoll, daß die Schwanzfloßen willkührlich einen dritten Lappen bekommen, der in der Quere ſtreiche, und an der Wurzel zurück gebogen werde, ſo habe er dergleichen Exemplar noch nicht geſehen, und er finde es auch in der Houttuiniſchen Abbildung, Tab. XI. fig. 3. nicht. Ueberhaupt erſcheine dieſe Art in einer ſehr abweichenden Geſtalt; und gäbe es daher ſehr verſchiedene Beſchreibungen deſſelben. Es wird hier der chineſiſche Goldfiſch verſtanden, von dem unſer Artikel, Goldfiſch, Th. III. S. 873. und auch Kleins Karpfe, Cyprinus 8. nachzuſehen. Der Geſtalt nach hat er viel ähnliches mit einem Karpfen; doch ſind die Floßen in der Zahl und Stellung verſchieden, und der hier abgebildete hat, ſtatt der Rückenfloße, gleichſam ein krummes Horn, und hinter ſelbigem eine Erhöhung, ſtatt einer zwoten Floße. Sonſt zählet man in der Rückenfloße achtzehn, in der Bruſtfloße eilf bis ſechzehn, in der Bauchfloße ſieben bis neun, in der Afterfloße, wenn dergleichen zwo vorhanden, in jeder acht, in der Schwanzfloße zwanzig, ſieben und dreyßig bis vier und vierzig, Finnen; die Afterfloße hat die zwote Finne hinterwärts gezähnelt.

D. 8te Gattung; Cyprinus Niloticus, der Nilkarpfe, iſt der erſte unter den Gabelſchwänzen; er iſt röthlich, am Rücken ſchwärzlich, an den Kiemen und Bauche ſilberfärbig, auch nicht ſehr groß; denn Haſelquiſts Exemplar nur drey Zoll lang geweſen; er habe auch aus den Augen alle Lichtſtrahlen mit Regenbogenfarben geſpielet, und außerdem ſo geglänzet, daß man ihn wohl unter die chineſiſchen Goldfiſche hätte rechnen können. In der Rückenfloße ſind achtzehn, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße neun, in der Afterfloße ſieben, und in der Schwanzfloße neunzehn bis vier und zwanzig, Finnen zu zählen. Sein Aufenthalt iſt im Nilſtrohme.

D. 9te Gattung: Cyprinus Gonorynchus, der Capſchekarpfe, den Gronov von ſeinem gleichſam eckichten Maule alſo benannt. Sein Körper iſt nicht ſo breit, als des Karpfens, ſondern mehr cylindriſch und länglich. Man zählet in der Rückenfloße zwölf, in der Bruſtfloße zehn, in der Bauchfloße neun, in der Afterfloße acht, und in der Schwanzfloße achtzehn, Finnen. Da der Ritter, bey den

Arten dieſes Geſchlechts, die Anzahl der Finnen in der Afterfloße zum Merkmale der Arten machet, ſo iſt die gegenwärtige achtfinnicht, und hat einen getheilten Schwanz.

D. 10te Gattung: Cyprinus Phoxinus, die Elritze; bey dem Artedi, ſyn. p. 12. ſp. 22. 23. Leske, Cyprinus, 9. Morella; und bey dem Klein ein Schwaal, Leuciſcus, 14. ſ. unſern Artikel, Bach-Bambele, Phoxinus, Th. I. S. 469. Sonſt wird er auch Reißlaube, Weidenblatt, Bitterling, genannt.

D. 11te Gattung: Cyprinus Aphya, der Spirling, ſonſt auch Moderließken, Stint, Schneiderkarpfen, in Oeſterr. Greßling. Bey dem Artedi, ſyn. p. 13. ſp. 29. Kramer, Cyprinus, 15. Leske, Cyprinus, 10. Aphya. Nach drey Unterarten zählet der Ritter in der Rückenfloße zehn bis eilf, in der Bruſtfloße acht bis zwölf, in der Bauchfloße ſieben bis acht, in der Afterfloße neun, und in der Schwanzfloße neunzehn, Finnen. Bey dem Klein iſt er ein Rockfiſch, Gobio, 4. ſ. unſern Artikel, Grau, Th. III. S. 509. und Hunderttauſendfiſche, Th. IV. S. 152.

D. 12te Gattung: Cyprinus Leuciſcus, der Weißfiſch; bey dem Artedi, ſyn. p. 9. ſp. 16. bey dem Gesner, S. 162. Leuciſci ſecunda ſpecies, ein Laugeln, und bey dem Klein, ein Hering, Harengus, 5. ferner bey den Engl. the Dace Dare, or Dart, bey den Franz. Vandoiſe, und beym Bomare Dard, bey den Holl. nach Müllern, Witterrje. Der Ritter zählet in einer Gattung neun Finnen in der Rückenzehn in der After- und neunzehn Finnen in der Schwanzfloße. ſ. unſere Artikel, Digünen und Drittfiſch, Th. II. S. 328. u. 405.

D. 13te Gattung: Cyprinus Dobula, der Häſeling; bey dem Artedi, ſyn. p. 10. ſp. 17. Leske, Cyprinus, 6. Ieſes, und bey dem Klein ein Schwaal, Leuciſcus, 5. Müller führet mit an, daß man ihn in der Elbe, wo er Dobeler und Mauſebeißer heiße; im Holſteiniſchen, wo man ihn Dover nenne, und in der Schweiz unter dem Namen Häſeling, finde; er ſey weiß, dick, länglicht, und werde einen Schuh lang; in der Rückenfloße zähle man zehn, in der Bruſtfloße funfzehn, in der Bauchfloße neun, in der Afterfloße zehn, und in der Schwanzfloße neunzehn, Finnen. ſ. unſern Artikel, Haſele, Th. III. S. 670.

D. 14te Gattung: Cyprinus Grislagine, der Weißfloßer; bey dem Artedi, gen. p. 5. ſp. 13. ſyn. p. 5. ſp. 4. Kramer, Cyprinus, 10. in Oeſterr. Hasl; Dän. Strömſkallet, Pontoppid. Bey dem Klein heißt er Giſlagine, ein Schwaal, Leuciſcus, 15.

Nach dem Artedi hat er ſeine Benennung von der Deutſchen Graßling, beſonders zu Augſpurg, erhalten, als eine Art Gobii fluuiatilis. Er hat ſilberfarbige Augenringe, weißlichte Floßen, iſt länglicht, wächſt gemeiniglich zu ſieben bis acht Zoll, ſoll nach dem Kramer auch wohl ein halbes Pfund ſchwer werden. In zwo Unterarten hat der Ritter zehn bis eilf Finnen in der Rückenfloße, eilf bis ſechzehn in der Bruſtfloße, neun in der Bauchfloße, eilf bis zwölf in der Afterfloße, und neunzehn Finnen in der Schwanzfloße gezählet.

D. 15te Gattung: Cyprinus Idbarus, der Blutfloßer, Leske, Cyprinus, 11. Rubellio, Billing, wiewohl er ſolches annoch bezweifelt; bey dem Klein ein Schwaal, Leuciſcus, 10. zu Danzig Mohrenkopf, Geſenitz. Man findet ihn, nach dem Ritter, in den ſchwediſchen Seen oder Weihern; er hat in der Rückenfloße zehn, in der Afterfloße zwölf, und in der Schwanzfloße neunzehn Finnen; ſeine Floßen ſind blutroth. Leske erinnert, daß er von dem Cyprino Rapace, Rutilo et Erythrophthalmo, ſich beſonders durch ſeinen ſpitzigern Kopf, geſchlankern Leib, und die Anzahl der Finnen in den Floßen, unterſcheide. Die Farbe des aufgetrockneten Fiſches ſey aſchfarbig, oder graublaulich, die Stirne olivenfarbig und der Augenring weißgrünlicht. Er wohne in Flüſſen, ſey aber ſo ſelten anzutreffen, daß er ihn nur einmal geſehen. Pontoppidan, Dän. Naturhiſtorie, S. 190. nennt ihn Emd, zeichnet ihn Tab. XV. und hält es vermuthlich, daß dieſer Fiſch nur eine verſchiedene Art von dem bald folgenden Idus ſey, und der Unterſchied vielleicht nur darinnen beſtehe, daß er einen Strahl mehr in der Schwanzfinnen habe; das wäre auch wohl die Urſache, daß ihn Herr Linnäus zwar in ſeinem Syſt. Nat. als einen ſchwediſchen Fiſch angeführet, ihn aber hernach in der neueſten Ausgabe ſeiner Fauna Suec. weggelaſſen habe. Aber, beyde Fiſche haben in der Schwanzfloße neunzehn Finnen, in der Afterfloße hingegen hat der Idbarus zwölf, der Idus aber dreyzehn, Finnen.

D. 19te Gattung: Cyprinus Rutilus, der Rothfloßer, Rothaugkönig; bey dem Artedi, ſyn. p. 10. ſp. 18. Rutilus ſ. Rubellus, ein Rottelen, Roddou, des Gesners, S. 167. Kramer, Cyprinus 13. Altl. in Oeſterr. ſoll zu fünf Pfund ſchwer werden; Leske, Cyprinus 13. Erythrophthalmus, Rothbebe, Noſtrat. vielleicht Kleins Schwaal, Leuciſcus, 9. Müller bemerket, daß der Name Rutilus lediglich der Floßen halber gegeben worden; denn der ganze Fiſch ſey weiß, die

Floßen aber allein ſchön zinnoberroth. Er ſey gewöhnlich nur halb ſo groß als ein Karpfe, und halte ſich faſt allenthalben in Europa und inländiſchen Gewäſſern auf; die Augen ſtünden in einem rothen Ringe; der Körper ſey länglich und die Schuppen ſilberfarben; es gäbe aber auch noch einige Verſchiedenheiten dieſer Art, unter welche der ſo genannte Rothaugkönig, Rex van Ruy, Act. Upſ. 1741. no. 52. gehöre. Der Ritter zählet in vier angeführten Unterarten zehn bis dreyzehn Finnen in der Rückenfloße; eilf bis funfzehn in der After; und ſiebenzehn bis drey und zwanzig Finnen in der Schwanzfloße. Aus der von Müllern, Tab. XI. fig. 4. beygefügten Zeichnung leget ſich die weißliche, bogicht herunterſteigende, Mittellinie, deutlicher, als in der Kleiniſchen Zeichnung, Miſſ. V. Tab. XVIII. fig. 1. zu Tage; in Anſehung der Schuppen iſt wohl kein Unterſchied, und die Bauchfloßen erſcheinen auch nicht eben abgerundet. Dieſer Fiſch wird, nach dem Artedi, Schwed. Mört, Dän. Rudſ-hallig, oder, nach dem Pontoppidan, Rudſkalle, Engl. a Roche, nach Müllern, Holl. Voorn, Franz. Roſſe, Ital. Piota, genannt. Eine ſehr genaue Beſchreibung deſſelben giebt uns Leske, die mit des Artedi und Gronovs ziemlich eintreffe; bey der Erinnerung gegen den Klein aber kann doch unſer Artikel, Bradem, Brama 5. Th. I. S. 975. nachgeſehen werden, wo es heißen muß, daß das Fleiſch der Plötzen nicht ſo gräticht ſey.

D. 17te Gattung: Cyprinus Idus, der Spitzfloßer; bey dem Artedi, ſyn. p. 14. ſp. 30. auf Schwed. Id, der ſich daſelbſt ſehr häufig finde, und ein lobenswürdigſter Fiſch ſey. Kramers Cyprinus, 11. nach welchem er ſich in der Donau, Fiſcha, Leytha, zu vier bis fünf Pfunden finde, und in Oeſterr. Nerfling, Erfling, Bradfiſch, genannt werde. Er iſt bey dem Klein ein Bradem, Breßem, Brama 5. ſ. den vorſtehenden Artikel. Müller nennt ihn Spitzfloßer, weil die Afterfloße ſpitzig ausläuft, welches aber aus der Kleiniſchen Zeichnung nicht zu erſehen. Bauch- und Afterfloßen wären roth, und die Augenringe gelblich; ſeine Geſtalt etwas eyförmig, die Kiefer gleich lang; die Rückenfloße ſtehe mehr etwas hinten zu, als die Bauchfloße, und man zähle, nach drey Unterarten, mit dem Linne', in der Rückenfloße zehn bis eilf, in der Bruſtfloße achtzehn bis zwanzig, in der Bauchfloße neun bis zehen, in der Afterfloße dreyzehn, und in der Schwanzfloße neunzehn bis vier und zwanzig, Finnen. Sein Aufenthalt wäre auch in den ſüßen Waſſern von

Europa, und ſchätze man ihn, weil er ſehr ſchmackhaft, ungemein hoch.

D. 18te Gattung: Cyprinus Orfus, der Urf oder Orfe; bey dem Artedi, ſyn. p. 6. ſp. 8. bey dem Gesner S. 166. b. 167. Orfus, Erffle, Nörffling, Würffling, Elfft, der mit deſſelben Rutilus, ſ. Rubellus, folglich mit der 16ten Gattung ſehr nahe verwandt, auch wohl nur eine Spielart ſeyn dürfte; daher er beym Willughbey und Raius, Rutilus latior, Rubellio fluuiatilis, genañt wird. Engl. a Rudd, oder an einigen Orten Finſcale, ſ. Kleins Schwaal, Leuciſcus, 4. Er ſoll der Alten Rutilus latior, und Rutilus fluuiatilis, breiter Röthling, nach Müllern, ſeyn. Er iſt braungelb, hat an den Kiemendeckeln einen blutrothen Flecken, rothe Bauch- und Afterfloßen, und einen etwas röthlichen Schwanz. Der Ritter zählet in der Rückenfloße zehn, in der Bruſtfloße neunzehn, in der Bauchfloße neun, und in der Afterfloße dreyzehn, Finnen; die Schwanzfloßenfinnen ſind noch nicht angegeben worden. Er hält ſich im Rheinfluſſe, auch in Flüßen und Weihern in England auf; in Deutſchland iſt er ebenfalls eine Zierde der Weihern.

D. 19te Gattung: Cyprinus Erythrophthalmus, das Rothauge; bey dem Artedi, ſyn. p. 4. ſp. 3. Cyprinus, iride, pinnis omnibus, caudaque rubris; Suec. *Sarv.* Kramer, Cyprinus, 9. in Oeſterr. Rothauge; Leske, Cyprinus, 14. Rutilus, Rothfeder; bey dem Klein ein Bradem, Brama 5. ſ. unſern nur angeführten Artikel, Bradem, Th. I. S. 835. Müller meynet, er werde wohl Rothkarauſche oder Rothurff, genannt, führe auch bey den Holländern den Namen Ruiſch oder Rietvooren; habe rothe Augenringe und alle Floßen roth; wie der Ritter zählet, in der Rückenfloße eilf, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße zehn, in der Afterfloße vierzehn, und in der Schwanzfloße neunzehn, Finnen. Der Geſtalt nach halte er das Mittel zwiſchen Karpfen und Brachſemen, (Artedi, Bramis affinis,) und wird im nördlichen Europa gefunden. Er zeichnet ihn Tab. XI. fig. 5. der ſchönen Kleiniſchen Abbildung ziemlich ähnlich.

D. 20ſte Gattung: Cyprinus Ieſes, der Bratfiſch; bey dem Artedi, ſyn. p. 7. ſp. 11. Capito fluuiatilis coeruleus, ein Jentling, Gesner S. 169. b. Der Zuſatz klingt ſehr artig: die Saxer-Kärle nennend jn Jeſen; (wohl zu verſtehen, nach der erſten Bedeutung, da Kerl auch wohl einen Fürſten, braven, tapfern Mann bedeutete.) Leske, Cyprinus, 5. Dobula, mit dem Beden-

 ken,

ken, ob auch Cyprinus Dobula, Linn. ſp. 13. hieher zu rechnen; bey dem Klein ein Schwaal, Leuciſcus 8. Der in Sachſen und Pommern gebräuchliche Name Jeſes klingt fremd, (nach dem Gesner aber längſt bekannt, und in der Churfürſtlichen Fiſchordnung befindlich) in Oeſterr. heißt er Jentling, in Brandenburg Jeſitz, an einigen Orten auch Schäd, ingleichen Goeſe, Gieſe ꝛc. ſ. unſern Artikel, Göſe, Th. III. S. 460. Er wird faſt einer Elle lang, und nur vier Zoll breit, hat einen dicken, kielförmigen Rücken, iſt im Winter gelb, im Frühjahre röthlich, und hat einen großen Kopf. Nach dem Willughbey iſt der Rücken dunkelblau, die Seiten ſilberfärbig und der Bauch gelb. In der Rückenfloße ſind eilf, in den Bruſtfloßen achtzehn, in der Bauchfloße neun, und in der Afterfloße vierzehn, Finnen. Sein Aufenthalt iſt mitten in Europa. ſ. unſern Artikel, Göſe, Th. III. S. 460.

D. 21ſte Gattung: Cyprinus Naſus, der Naſenfiſch; Artedi, ſyn. p. 6. ſp. 9. Naſus, ein Naſen, Gesner S. 170. b. ein Schwaal, Leuciſcus 6. des Kleins. Da das ſtumpfe Maul mit der Oberlippe über den Unterkiefer hinſchlägt, ſo hat dieſes das Anſehen, als ob der Fiſch eine Naſe hätte; und das iſt, nach Müllern, die Urſache von obiger Benennung. Doch heißt er auch Plotze, Schreiber, Aſche, Mackrill und Schneiderfiſch; Ital. Savetta, Fr. Vilain. Linné zählet in ſelbigen eilf Finnen in der Rückenfloße, ſieben in der Bruſtfloße, neun in der Bauchfloße, zwölf in der Afterfloße, und fünf und zwanzig Finnen in der Schwanzfloße. Er hält ſich im Rheinſtrohme und in der Donau auf, iſt ſonſt voller Gräten, und hat ein weiches Fleiſch. Die Augen ſind am Männchen mit einem gelben, und am Weibchen mit einem Silberringe umgeben; auch ſind beyde in der Farbe der Floßen unterſchieden, und haben einen kleinen Kopf.

D. 22ſte Gattung: Cyprinus Aſpius, der Krummkiefer; Artedi, ſyn. p. 14. ſp. 31. Suec. *Aſp.* wird bey Upſal gefunden, unter ſeinem Geſchlechte einer der vornehmſten Fiſche. Kramer, Cyprinus, 4. in Oeſterr. Schied, wird in der Donau und Leytha, öfters zu ſieben bis neun Pfunden gefunden. Artedi hat dieſen Fiſch, ſpec. p. 14. no. 6. ſehr eigentlich beſchrieben. ſ. unſern Artikel, Aſpe, Th. I. S. 416.

D. 23ſte Gattung: Cyprinus Americanus, die Krummlinie. Dieſer in Carolina anzutreffende Fiſch unterſcheidet ſich, nach dem Linné und Müller, von den übrigen, durch eine ſehr krumme, nach dem Bauche zu herabhängende,

Seiten-

Seitenlinie. Die Geſtalt iſt dem Rothfloßer, no. 16. ziemlich ähnlich; er iſt ſilberfarbig mit einem blauen Glanze, hat eine dreyſtrahlichte Kiemenhaut, und in der Rückenfloße neun, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße neun, in der Afterfloße achtzehn, und in der Schwanzfloße ſieben und zwanzig, Finnen, wie D. Garden angemerket.

D. 24ſte Gattung: Cyprinus Alburnus, der Neſteling; Artedi, ſyn. p. 10. ſp. 19. Kramer, Cyprinus, 14. in Oeſterr. Spitzlauben, Schneiderfiſchl. Leske, Cyprinus, 7. Alburnus, in unſern Gegenden Blüthe, Ochelbeze; an andern Orten Uckeley, Blicke, Weidenblatt; meiſtens nach dem Gesner, S. 159. a. Schwed. Loja und Benloja; Dän. Luyer; Schleßw. Witink, Witeke; Engl. a Bleak; Franz. Ablette. Klein führet ihn unter ſeinen Schwaalen, Leuciſcus, 16. und zeichnet ihn Miſſ. V. Tab. XVIII. fig. 3. ganz wohl. Müller ſetzet hinzu, daß er in einigen Provinzen Zumbelfiſchlein, wegen ſeines beſondern weißen Fleiſches aber, Alburnus, Albele, genannt werde. Die Länge trägt etwa fünf Zoll; Kopf, Rücken und Floßen ſind bräunlich; die Seiten und der Bauch nur allein weiß; Linné zählet in drey Unterarten, acht bis zehn Finnen in der Rückenfloße, vierzehn in der Bruſtfloße, acht bis neun in der Bauchfloße, achtzehn bis zwey und zwanzig in der Afterfloße, und zwanzig Fiñen in der Schwanzfloße in einer Art. Müller bildet ihn, Tab. XI. fig. 6. ab, und gedenket noch, daß ihn die Holländer Alphenaar nennen, weil er bey Alphen, ohnweit Leiden, häufig gefangen werde, und daß auch der Holl. Koning van Aſterling hieher gehöre. So gehöret auch Kramers Oeſterreichiſche Reißlaube, als eine Spielart oder Varietät ſeines vierzehnten Karpfens hieher, die kaum eines Fingers lang ſey, und eine blaue Seitenlinie habe.

D. 25ſte Gattung: Cyprinus Vimba, der Wimba; auch Wimba, Schwed. Artedi, ſyn. p. 14. ſp. 32. Vielleicht Kramers, Cyprinus, 12. in Oeſterr. Näßling, Weißfiſch, ob er wohl innerlich einen ſchwarzen Bauch habe. Leske, Cyprinus, 8. Zerta, Zerte, Blicke, Naſen, vielleicht Kleins Schwaal, Leuciſcus, 3. der ihn mit des Artedi Capito Anadromus, ſyn. p. 8. ſp. 13. für einen Fiſch erkläret. Dieſer Fiſch hat, nach dem Ritter, eine naſenförmige Schnauze, einen ſpitzigen Rücken, und inwendig einen ſchwarzen Bauch; er wird einen Schuh lang, zu zwey Pfund ſchwer, und führet in der Rückenfloße eilf, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße zehn, in der Afterfloße

vier

vier und zwanzig, und in der Schwanzfloße neunzehn, Finnen.

D. 26ſte Gattung: Cyprinus Dentex, das Zahnmaul. Er hat, nach des Ritters Definition, in der Afterfloße ſechs und zwanzig Finnen, und ein Maul voller Backenzähne; wegen der Zähne iſt er ein beſonderer eigener Fiſch, der den Sparis, Meerbrachſemen, zwar ähnlich ſehe, der Geſtalt aber und der dreyſtrahlichten Kiemenhaut wegen, dem Karpfen näher komme; noch weniger aber mit dem Haſſelquiſt für einen Salmo, Salme, oder Forelle zu halten, da er keine zwoten Rücken- oder Fettfloße habe. Müller erläutert und ſetzet folgendes hinzu: Nach den Kennzeichen des Geſchlechts ſollen die Karpfen keine Zähne im Munde führen, aber der gegenwärtige machet eine Ausnahme, hat das Maul voller Backenzähne, und heißt auch davon Dentex. Von dieſen Zähnen ſtehen acht im Unterkiefer in einer Reihe, und zween andere hinten im Gaume. Die Kiefer ſind gleich groß, doch berühren ſich die Lippen nicht, und das Maul klaffet. Er wird im Nilſtrohme gefunden, bekömmt die Länge von einem Schuh, iſt aber bläulichſeegrün, am Bauche oben verſilbert. Der Ritter zählet in zwo Unterarten zehn Finnen in der Rückenfloße, vierzehn bis funfzehn in der Bruſtfloße, neun bis zehn in der Bauchfloße, vier- bis ſechs und zwanzig in der Afterfloße, und neunzehn bis fünf und zwanzig in der Schwanzfloße.

D. 27ſte Gattung: Cyprinus Brama, der Flußbrachſem; Artedi, ſyn. p. 4. ſp. 2. Suec. Brax; Angl. a Bream, Geßner, S. 165. b. Cyprinus latus, ſiue Brama, ein breiter Karpfen, ein Brachßmen; Kramer, Cyprinus, 3. im Oeſterr. Gareißl, wächſt zu anderthalb Pfund. Leske, Cyprinus, 16. Brama, Bleye, Bräßle; Kleins Brадem, Brama, 1. ſ. unſern Artikel, Bradem, Th. I. S. 932. u. f. Dieſer gemeine Brachſem wird alſo, nach dem Mülleriſchen Beynamen, Flußbrachſem, von dem Meerbrachſemen, gnugſam unterſchieden. Er iſt breit, ſehr platt, hat einen kleinen Kopf, breite Schuppen, und eine ſchmutzige Goldfarbe; die Floßen ſind alle braun; und Linné zählet in der Rückenfloße eilf bis zwölf, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Bauchfloße neun bis zehen, in der Afterfloße ſieben und zwanzig, und in der Schwanzfloße neunzehn, Finnen.

D. 28ſte Gattung: Cyprinus Cultratus, der Dünnbauch; hat ſeinen Namen von dem, in der Mitten ſehr ſcharfen, und wie eine krumme Meſſerſchneide hervortretenden, Bauche; die Seitenlinie ſenkt ſich, wie der Bauch, herunter; mit der Geſtalt kömmt er den Brachſemen am nächſten, und

die Rückenfloße hat acht, die Bruſtfloße ſechzehn, die Bauchfloße acht, die Afterfloße dreyßig, und die Schwanzfloße neunzehn, Finnen. Sein Aufenthalt iſt vorzüglich in der Oſtſee.

D. 29ſte Gattung: Cyprinus Bioerkna, die Bioerkna; Artedi, ſyn. p. 13. ſp. 27. Suec. Biorka, Biorkna, Biorkfiſk, wird im Melerſee und Upland gefunden, iſt aber, nach gen. p. 3. ſp. 3. zur Zeit nicht beſchrieben geweſen, daher er ihn, ſpec. p. 20. no. 9. folgendergeſtalt beſchreibt: Cyprinus quincuncialis, pinna ani oſſiculorum viginti quinque. Er hat einen kurzen, breiten, kaum ſpannenlangen Leib, der Kopf iſt nach dem Perpendikel zuſammengedrücket, die Hirnſchale einigermaßen durchſichtig und dunkelgrünlicht; die Mundſpalte ziemlich klein; die Kiefer einer Länge, wenigſtens der obere bey geſchloſſenem Maule kaum merklich etwas länger, der Augenring ſilberfarbig, oberwärts mit einigen dunkel- oder dunkelgrünen Dippelchen geſprenkelt; er hat Naſenlöcher, Zähnchen im Rachen; die Kiemenhaut iſt dreyſtrahlicht; die Seitenlinie iſt krumm und läuft dem Bauche parallel; die Schuppen im Vergleich mit dem kleinen Körper ziemlich groß, ſilberfärbig. Alle Floßen grau oder dunkelgraulich, dann und wann die Bauchfloßen etwas röthlich, und in den Bruſtfloßen ſind funfzehn kleine Finnchen, in den Bauchfloßen neun, in der einzigen Rückenfloße eilf, in der breiten Afterfloße fünf und zwanzig, (fünf und dreyßig nach dem Ritter) und in dem gabelförmigen Schwanze neunzehn lange Finnen, ohne den äußerſten ſehr kurzen, die alle den Floßfinnen gleichen Geſchlechts ähnlich.

D. 30ſte Gattung: Cyprinus Farenus, der Faren; Artedi, ſyn. p. 13. ſp. 28. Suec. Faren; Cyprinus, iride flaua, pinna ani oſſiculorum triginta ſeptem (non viginti ſeptem). Er beſchreibt ihn, Specier. p. 23. no. 12. folgendermaßen: er hat einen ziemlich breiten, zuſammengepreßten Leib, desgleichen einen perpendiculär gedrückten Kopf; der Rücken iſt vom Kopfe bis an die Rückenfloße ein wenig ſpitzig erhöhet, von da an bis zum Schwanze gewölbet; der Bauch von den Kiemen bis zu den Bauchfloßen ein wenig platt, von da an bis zum After in einen ſpitzigen Kiel zuſammengezogen; der übrige Theil bis zum Schwanze ſehr dünn oder ſchmal, die Kiefern einer Länge; bey feſtgeſchloſſener Schnauze aber der obere Kiefer (roſtrum) etwas länger; die Mundſpalte iſt ſo groß, daß man einem erwachſenen Fiſche die Spitze des Daumens ganz leicht in den Mund einbringen kann. Der

Kopf iſt oberwärts ungleich; die Augen ziemlich groß; der Augenring aus Silber- und Goldfarbe gemiſchet; die Naſenlöcher den Augen ganz nahe; fünf Zähne auf jeder Seite des Rachens; die Kiemendeckel und die krumme bis zum Bauche abwärts gebogene, Seitenlinie, wie bey andern Arten, die Schuppen eckicht rundlich, liegen wie Hohlziegel auf einander, ſind über und über von Farbe dunkelſilberhaftig, auf dem Rücken grauſchwärzlich; alle Floßen desgleichen, nur die Bruſtfloßen etwas weißlicher; in der einzigen grauſchwärzlichen Rückenfloße ſind eilf Finnen; in den weißgraulichen Bruſtfloßen achtzehn Finnen, deren die erſte auch die größeſte und ſtärkſte iſt; in den, an der Wurzel weißlichen, ſonſt ſchwärzlichen, Bauchfloßen zehen; in der grauſchwärzlichen, längſten Afterfloße ſieben und dreyßig, und in den gleichfärbigen und gabelförmigen Schwanze neunzehn lange Finnen, ohne einige kleinere zu zählen. Sein Aufenthalt iſt in dem Melerſee, in Upland, bey Oreſunds-bro, und beſonders bey dem Landguthe Bielkeſtad, und iſt er ſonſt im Melerſee einer der ſeltenſten Fiſche. Müller ſetzet hinzu, daß er vorzüglich bey dem Landguthe Farin in Upland gefangen werde, und von ſelbigem dem Namen Faren erhalten; er ſey etwa einen Schuh lang, acht bis neun Zoll breit, und drey Zoll dicke; der Rücken ſchwärzlich, das übrige ſilberfarbig und die Floßen braun. Wulff in Ichthyol. Bor. no. 68. meldet, daß er in Preußen Zopen, und in Litthauen Spore, heiße, und zur Frühlingszeit aus dem Curiſchen Haff in die Flüſſe ſteige.

D. 31ſte Gattung: Cyprinus Ballerus, die Blicke oder Bleye, Artedi, ſyn. p. 12. ſp. 24. ein ziemlich breiter und dünner Fiſch, mit vierzig Finnen in der Afterfloße, Schwed. Blicca, Braxenpanka, Braxnaſlicka; beym Gesner, S. 167. b. Blicca, Ballerus, Pleſtya, ein Blick, Blickling, Breittele, Plecke, Meckel; beym Schonev. deutſch ein Honerke; franz. Bordeliere; beym Kramer Cyprinus, 8. in Oeſterr. Scheib-Pleinzen, wächſt in der Donau und Leytha, zu drey bis ſieben Pfunden. Beym Leske, Cyprinus, 15. Pleſtya, Plötze, iſt dieſer Fiſch nicht ſelbſt der Cyprinus Ballerus Linn. ſondern ihm nur ſehr gleich, und bey dem Klein iſt er ein Bradem, Brama 4. ſ. unſere Artikel, Bradem, no. 4. Th. I. S. 934. und Güſtern, Th. III. S. 565. Nach dem Müller heißt er Blick auch Bleye.

Es iſt bekannt, daß das Caſpiſche Meer lauter ſüßes Waſſer hat, und daher eine große Menge Fiſche nähret. Es merket aber

Gueldenſtädt in den Nou. Commentarr. Petropolitt. Tom. XVI. p. 531. an, daß es zwar eine große Menge Fiſche eines Geſchlechts, nicht aber über vierzig Geſchlechter, führe, deren die meiſten in den europäiſchen ſüßen Waſſern gefunden worden. Sehr merkwürdig iſt es doch, daß ſich aus dem einzigen Karpfengeſchlechte auf neunzehn Gattungen oder Species daſelbſt finden ſollen. Er nennt aus demſelben folgende: Barbus, Carpio, Gobio, Tinca, Caraſſius, Rutilus, Idus, Orfus, Erythrophthalmus, Ieſes, Naſus, Aſpius, Alburnus, Vimba, Brama, Cultratus Bioerkna, Farenus, Ballerus, nach der Reihe und Ordnung des Linné, und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Karpfenarten auf dieſe Art nirgend alſo beyſammen gefunden werden dürften. Von dieſen caſpiſchen oder ruſſiſchen Karpfengattungen wollen wir allhier nur einige anführen, die übrigen aber etwa einmal in einem Supplemente, nachholen.

Cyprinus, pinna caudae horizontali, ſubtrifida; dorſuali faſtigata, paruula, wird vom Koelreuter, Tom. IX. p. 420. und Tab. IX. fig. 1. und 2. ausführlich beſchrieben, nach allen ſeinen äußerlichen Theilen ausgemeſſen und gezeichnet. Man ſieht daraus, daß er mit dem Cyprino Aurato, Linn. gen. 189. ſp. 7. dem chineſiſchen Goldfiſche ſehr nahe verwandt, doch aber auch in einigen Stücken, beſonders durch die horizontaliſche Stellung der ungleichen dreygabelichten Schwanzfloße, unterſchieden ſey, wobey mit erwähnet wird, daß die Schwanzfloße des wahren chineſiſchen Goldkarpfens, etwas von der Linnäiſchen Beſchreibung verſchieden vorgefunden worden. Die Zeichnungen gehen auch von der Mülleriſchen, beſonders in Anſehung des größern Kopfes gegen den ſchmälern Leib und der dreygabelichten Schwanzfloße, ab.

Cyprinus, corpore oliuaceo, maculis fuſcis diſtincto, ima corporis parte Cinnabarina, pinna ani radiis ſeptem. Lepechin mißt ihn nach ſeinen äußerlichen Theilen und beſchreibt ihn ſehr genau, Tom. XV. p. 491. nach einigen Beſchreibungen von Vögeln, zeichnet ihn auch Tab. XXVI. fig. 2. und 3. Die ganze Länge des Fiſchchens beträgt drey Zoll; in der Rückenfloße ſind acht, in der Bruſt- vierzehn, in der Bauch- acht, in der After- ſieben, und in der Schwanzfloße neunzehn Finnen, zu zählen. Der kurze Kopf iſt faſt kegelförmig, der Wirbel ſchwärzlich, die Augen ſeitwärts mit einem ſilbernen Ringe und ſchwarzen Augapfel. Von dem Winkel der Mundſpalte unter dem Auge, bis zu der Gegend des Ohres zieht ſich ein

weißer,

weißer, ziemlich breiter, und faſt mondförmiger, Flecken. Das letzte Beinchen des Kiemendeckels glänzet mit einer Silberfarbe, daher auch in dem Deckel ſelbſt ein ungleich viereckichter ſilberner Flecken, die übrigen Theile des Kopfes aber ſchwarz. Die Mundſpalte iſt enge, der untere Kiefer etwas kürzer, als der obere; äußerlich blutrother Farbe, die auch an den Rand des obern Kiefers, von dem Winkel der Mundſpalte bis in deſſen Mitten, reichet; die Kiefern ſind mit vier borſtenartigen, in einer Reihe ſtehenden, Zähnchen bewaffnet. Der Rücken iſt an ſeinem Anfange über den platten Kopf erhaben, gegen den Schwanz zu iſt er abſchüßig, mit einer braunen Linie bezeichnet; die Seiten des Fiſches ſind olivenfärbig, bey den Kiemenöffnungen etwas dunkler, überall aber mit rundlichen braunen Fleckchen geſprenkelt. Die gekrümmte Seitenlinie ſenkt ſich, wie bey den übrigen gleichen Geſchlechts, näher dem Bauche herunter. Der Bauch, und der ganze untere Theil des Leibes iſt von ſehr ſchöner Zinnoberfarbe. Die ſehr kleinen rundlichen Schuppchen ſitzen feſt auf. Alle Floßenfinnen ſind in der Spitze geſpalten. Der untere Theil derſelben iſt zinnoberroth, der obere Theil iſt braun, und die Mitten weißlich; aber der gabelförmige Schwanz und die viereckichte Rückenfloße ſind davon ausgenommen. Denn in denſelben iſt der untere Theil oder Fuß ſchwarz, der übrige Theil aber weißlich mit ſchwarzen Dipelchen beſprengt. Dieſe ſchöne Karpfenart hält ſich in den klippichten Bächen um Catharinenſtadt auf. Ruſſiſch wird ſie Galian genannt, auch Miles, der Soldat, wegen der rothen Farbe. Getrocknet giebt ſie, wie der Cyprinus Gobio, Karpfengrundel, und Cobitis Barbatula, die Schmerl, ein angenehmes Eſſen. Der Autor erinnert zum Beſchluſſe, daß er, bey Unterſuchung verſchiedener Karpfenarten, kein beſtändigeres Kennzeichen zu deren Unterſcheidung gefunden, als die Ordnung, Zahl und Figur der Zähne, welche am Schlunde derſelben gefunden werden, und ſollte wohl dadurch, wenn die Zähne bey Unterſuchung auswärtiger Arten zum Hauptkennzeichen angenommen würden, die bisherige Verwirrung bey dieſem Geſchlechte wohl zu vermeiden ſeyn.

Cyprinus Rutilus, ruſſiſch Halawel, von Koelreutern hiſtoriſch-anatomiſch beſchrieben und ausgemeſſen, Tom. XV. p. 494. Bey dem Linne' iſt er Syſt. Nat. ed. 12. gen. 189. ſpec. 16. Cyprinus Rutilus, pinna ani radiis 12. rubicunda, (Müllers Rothfloßer) Cyprinus, iride, pinnis ventris ac ani, plerumque

que rubentibus; Artedi, gen. 3. ſyn. 10. ſpec. 10. Gronou. Muſ. 1. n. 8. Act. Vpſal. 1741. p. 74. n. 51. et 52. Brama, Klein. piſc. no. 5. Tab. XIII. fig. 2. (ſ. unſere Artikel, Bradem, no. 5. Th. I. S. 935. und die Linnäiſchen Karpfengattungen. Nach einer ſehr eigentlichen Beſchreibung und genauen Ausmeſſung der äußerlichen Theile, giebt der Autor die ganze Länge des Fiſches, von ſeiner Schnauzenſpitze bis an die äußerſte Spitze der längſten Schwanzfloßenfinnen auf einen Fuß, zween Zoll und drey Linien; zählet in der Rückenfloße eilf, in der Bruſtfloße achtzehn, in der Bauchfloße zehn, in der Afterfloße dreyzehn, und in der Schwanzfloße ungefähr dreyßig Finnen, mit dem Zuſatze, daß der Anfang der Rückenfloße etwas hinter dem Anfange der Bauchfloßen, das Ende der erſtern aber dem After gerade gegen über ſtelle, und endlich merket er mit an, daß er zum öftern auf den Bauchfloßen dieſer Gattung die Lerneam albidam viuentem, (den Kieferwurm) angetroffen, welchen er als eine, ihm bisher unbekannt geweſene Art, auf der Tab. XXVI. fig. 4. in natürlicher Größe abbilden laſſen.

Cyprinus Chalcoides, Tom. XVI. p. 531. und 540. vom Gueldenſtädt ausführlich beſchrieben und ausgemeſſen. Er wird von den Perſern und Tatarn Schamahi, oder auch Schumai, d. i. gleichſam ein Fürſt der Fiſche, wegen ſeines über alle wohlſchmeckenden Fleiſches, genannt; die Deutſchen in Rußland aber nennen ihn von ſeinem Geburtsorte, und wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem Heringe, Kuzlariſchen Hering; daher wir ihn auch mit dem griechiſchen Namen des Herings, Chalcois, beleget. Dem Cyprinus Aſpius kömmt er zwar am nächſten, doch unterſcheidet er ſich auch in vielen, beſonders in Anſehung der Größe, von ihm. Er iſt alſo ein Cyprinus pedalis, radiis pinnae ani nouemdecim, maxilla inferiore longiore, incurua; und daher mit dem Specialnamen, Chalcoides, am beſten zu belegen. Synonymien finden ſich für ihn nicht. Mit dem Cyprino Americano, Linn. ſpec. 23. hat er zwar manches gemein, aber man kann ihn doch nicht dahin bringen, weil deſſelben Beſchreibung zu enge gefaſſet; auch iſt ſein Leib nicht ſo breit, daß er mit dem Rutilo Linn. ſp. 16. zu vergleichen, und mit ihm für eine Gattung zu halten. Er iſt, nach der ſchönen Zeichnung, Tab. XVI. der abgebildeten natürlichen Größe und Geſtalt nach, der Clupea Harengius ſehr ähnlich. Sein Leib iſt gepreßt, länglich, ſchuppicht und weichfloßig; der Kopf zuſammengedrücket, zugeſpitzet,

geſpitzet, der obere Kiefer gerade-lienicht, etwas ausgeſchweifet, der untere Kiefer über dem obern hervorragend, beyde ungezähnelt; der Rochen an der Schnauzenſpitze rundlich, kaum die Spitze eines Fingers faſſend; die längliche, knorpliche, weiße, glatte Zunge angewachſen; die Naſenlöcher oben zwiſchen der Mitte der Schnauze und Augen; dieſe ſeitwärts näher an der Mundſpalte, als Kiemenöffnung, mit einem ſilberfarbenen Ringe; Stirne und Wirbel blaulichgrün; die Kiemendeckel platt, glatt, ſchön ſilberglänzend; die Kiemenhaut dreyſtrahlicht, weiß; auf jeder Seite fünf Kiemen; der Rücken aufſteigend gewölbet, bis in die Mitten; der Bauch unterwärts bogicht; von den Bauchfloßen bis an den After kielförmig, und weiter nach dem Schwanze zu rundlich; die Seiten etwas erhaben platt; die Seitenlinie nach dem Bauche zu gebogen und demſelben parallel; die den ganzen Leib bedeckenden Schuppen abgerundet, geſtreifet, wie Hohlziegel ſich deckend, auf dem Rücken aus graugrünlichem Grunde ſilbern, mit bräunlichen Dippelchen beſprengt; an den Seiten ſchön ſilberglänzend, auf dem Bauche milchweiß; der After näher am Schwanze als am Kopfe, gleich vor der Afterfloße mit gedoppelter Oeffnung; die Rückenfloße mitten auf dem Rücken, faſt viereckicht, bräunlich, mit zwölf Finnen; die Bruſtfloßen länglicht zugeſpitzet, weiß, mit ſechzehn Finnen, deren die erſte ziemlich ſtark und einfach; die Bauchfloßen nach den Bruſtfloßen kurz vor der Rückenfloße, rundlich, weiß, mit neun Finnen; die Afterfloße zwiſchen dem After und Schwanze, ſich verjüngend zu ſiebenzehn bis zwanzig Finnen; der Schwanz perpendiculär, gabelförmig, brauner Farbe, mit neunzehn Finnen.

Cyprinus Capoeta, Gueldenſtaedt, Nouu. Commentarr. Petropolitt. Tom. XVII. p. 507. Dieſer und der folgende, Murſa, gehören, als ein par nobile fratrum, zu der zahlreichen Familie der Chalcoidum, die an den Ufern Cyri Teflisii, (am Fluſſe Kur bey Tefflis, der Hauptſtadt der Landſchaft Carduell in Georgien) bekannt worden. Sie führen dieſen Namen bey den Georgianern, Perſern und Türken, und es iſt ihnen dieſer Trivialnamen deswegen beybehalten worden, weil man keinen ſchicklichern ſynonymiſchen vorgefunden. Nach dem Artedi und Linnäus gehören ſie wohl zum Karpfengeſchlechte. Die Zeichnung des Cyprinus Capoeta in ſeiner natürlichen Größe befindet ſich auf der VIII. Kupfertafel, fig. 1. die ins Kurze zuſammengezogene Beſchreibung aber iſt folgende: der äußerlichen Geſtalt

nach kömmt er dem Cyprinus Orfus, Linn. gen. 189. ſpec. 18. ziemlich nahe; in der Größe von zwölf bis vierzehn Zoll; hat einen gepreßten, länglichen Leib, deſſen Breite fünfmal und deſſen Dicke ſiebenmal, in der Länge enthalten; der Kopf kurz, ſehr breit, glatt, mit gewölbter, brauner Scheitel. Die Schnauze kegelförmig abgeſtutzet, über dem Oberkiefer hervortretend; dieſer ſelbſt gleichſam mit einer Furche getheilte, halbmondenförmig; der untere erhaben bogicht; die Lippen ſtraff, knorplicht, beſonders die untere mit einem ſcharfen Rande; das Maul dem Maule des Cyprini Naſi, Linn. ſp. 21. ſehr gleich, doch viel breiter; auf jeder Seite der Mundſpalte eine kleine Bartfaſer; die Naſenlöcher gedoppelt zwiſchen der Schnauze und Augen; dieſe ziemlich groß, ſeitwärts, mit einem ſilbernen, oberwärts braungoldenen, Augenringe und runden Apfel; die Kiemendeckel glatt, braun, gedippelt, auf jeder Seite die Kiemenöffnung bedeckend; die Kiemenhaut jeder Seite weiß und dreyſtrahlicht. Der Rücken vor der ſcharflichen Floße wenig erhaben, nach der rundlichen horizontal; die Seiten etwas aufgetreten; die Seitenlinie, vom Anfange, zwiſchen den Bruſt- und Bauchfloßen etwas niederwärts gekrümmet, dem Bauche näher, als dem Rücken; der Bauch breit und durchaus platt. Die den ganzen Leib, wie Hohlziegel, bedeckende Schuppen abgerundet, mittlerer Größe, glatt, geſtreifet, ſilberfarbig; auf dem Rücken und in den Seiten aus braun ſchattiret, und am Rande mit braunen Puncten beſprengt, am Bauche kleiner und weiß. Die einzige, auf der Mitten des Rückens ſitzende, viereckicht geſchobene, Floße mit zwölf bis dreyzehn Finnen, deren die dritte die höheſte, hinterwärts von unten auf bis über die Hälfte gezähnelte; die Bruſtfloße länglicht zugeſpitzet, mit ſiebenzehn bis neunzehn, ſich verjüngenden, Finnen; die Bauchfloßen, der Rückenfloße ziemlich gegen über, mitten am Bauche in einen ſtumpfen geſchobenen Viereck, mit neun bis zehn ſich verjüngenden Finnen; die Afterfloßen im Mittel der Bauchfloßen und des Schwanzes, gleich nach dem After, der Geſtalt nach den Bauchfloßen ähnlich, nur länger, mit neun, ſich verjüngenden, Finnen; der Schwanz vertical, gabelförmig, gleich getheilet, mit neunzehn Finnen; alle Floßen von Farbe braun, mit dunklern Dippelchen beſprengt, oberwärts auf den Bauchfloßen weiß. Auf den Jüngern, Finger- und Spannenlangen iſt die Farbe heller, die Bauch- und Afterfloßen röthlich weiß und nicht geflecket; welche die Georgianer durch einen

beſondern Namen, Pitſchkul, von den Erwachſenen unterſcheiden. Sein Fleiſch iſt weiß und ſchmackhaft und mit vielen gezackten Gräter durchwebet.

Cyprinus Murſa, Gueldenſtaedt, ibid. p. 512. Die Zeichnung dieſes Fiſches ebenfalls in natürlicher Größe befindet ſich auf der IX. Kupfertafel, fig. 3. Seiner Geſtalt nach iſt er dem Eſoci Lucio, Linn. gen. 180. ſp. 5. dem gemeinen Hechte ſehr ähnlich, von der Länge eines Fußes bis zu ſechzehn engliſchen Zollen die längſten; von vier gleichſeitiger, länglichter Statur, ſiebenmal länger als breit, und neunmal länger als dick; mit einem verlängerten, kegelförmigen, etwas niedergedrückten, glatten Kopfe, und ſchmalen, etwas aufſteigenden, braunen Scheitel; mit einer rundlichen, aufgelaufenen, über den Oberkiefer vortretenden Schnauze, tief gefurchtem, paraboliſchem Oberkiefer; kürzern, einen halben Zirkel beſchreibenden, Unterkiefer, ſchlaffen, aufgetretenen Lippen; geſchloſſenem, der Kopfbreite gleichem, offenem aber röhrförmigen Quermaule; mit vier Bartfäden, zween an den Seiten der Schnauze, zween an den Mundſpalten, der Länge nach einander gleich, etwa dem Diameter des Maules nach. Die Naſenlöcher den Augen näher als der Schnauze; die Augen ſeitwärts am Kopfe, von mittlerer Größe, erhaben, mit einem gelblichten, oberwärts braun gefleckten, Augenringe und zirkelförmigen Augapfel. Die Kiemendeckel glatt, braun, die Kiemenöffnungen auf beyden Seiten bedeckend, und die Kiemenhaut weiß und dreyſtrahlicht. Der gerade, breite und platte Rücken erhebt ſich kaum ein wenig vom Wirbel an bis an den Schwanz; die Seiten ſind ein wenig aufgetreten; die Seitenlinie läuft gerade durch die Mitten des Leibes; der Bauch ſelbſt iſt breit und platt. Die Schuppen bedecken in dichten Reihen, wie Hohlziegel, den ganzen Körper, ſind viereckichtrundlich, klein, mit einem Schleime überzogen, goldfarbig, oberwärts braun ſchattiret, unterwärts weißlich; die einzige Rückenfloße ſitzt auf der Mitten deſſelben, gleichſeitig viereckicht, mit eilf bis zwölf Finnen, davon die dritte am längſten und dickſten, rückwärts von unten bis in die Mitten mit ſich neigenden Zähnchen ſägeförmig bewaffnet; die länglichtrundlichen Bruſtfloßen mit ſechzehn bis ſiebenzehn ſich verjüngenden Finnen unterſtützet. Die, der Rückenfloße gegen über in der Mitten des Bauches ſitzenden, Floßen, ſind ſtumpfviereckicht, mit acht ſich verjüngenden Finnen; die, in der Mitten zwiſchen den Bauchfloßen und Schwanze nahe am After befindliche Afterfloße

floße ſieht den Bauchfloßen ziemlich gleich, kaum etwas länger, beſtändig mit ſieben Finnen, deren die erſte auch die längſte, die übrigen aber ſich verjüngen. Die Schwanzfloße iſt vertical, gabelförmig, in gleiche Theile oder Hörner getheilet, mit neunzehn größern Finnen, ohne einige kleinere. Die Farbe der Rücken- Bruſt- und Schwanzfloße iſt braun, der Bauchfloßen weiß, oberwärts braun geflecket, und die ganze Afterfloße weiß. Sein Fleiſch iſt weiß und ſchmackhaft. Dieſer beyden Fiſche Köpfe ſind, mit der untern Seite auf den angeführten Kupfertafeln verzeichnet, um daraus den Bau der Schnauze und des Maules, desgleichen die drey Strahlen der Kiemenhaut zu erſehen können.

Karpfenbaſtart.

Forſter hat in die Philoſoph. Transact. Vol. LXI. p. 310. einen Artikel von der Karpfenzucht, und daſelbſt einige Nachricht von dem Karpfen, oder Spiegelkarpfengeſchlecht, eingerücket. Die Baſtarte von Karpfen und Schleyhen nehmen die Natur beyder Fiſche an ſich, und gelangen zu einer ziemlichen Größe. Ein Theil ihres Leibes iſt mit kleinen ſchleimichten Schuppen der Schleyhen, und ein anderer mit großen Karpfenſchuppen, bedecket. Ihr Fleiſch nähert ſich mehr dem Fleiſche der Schleyhen; ſie ſind auch von einer viel zärtern Natur, als die gemeinen Karpfen. Dieſe letztere Art von Baſtarten wird in Deutſchland Spiegelkarpfe, und in England Mirror-Carp, genannt, da die Flecken auf den großen Schuppen unter einigen ſchmalen Schuppen wie Spiegel ſcheinen. Wenn nämlich Rotheln und Karpfen, oder Schleyhe und Karpfen in einen Teich zuſammen, aber nicht im rechten Verhältniß der Männchen und Weibchen, geſetzet ſind, ſo vermiſchen dieſe verſchiedene Arten ihre Roggen und Milch, und bringen alſo Baſtarte hervor. Die Baſtarten aus Karpfen und Röthel, Cruſians, erlangen ſelten und langſam die Karpfengröße; ſind dicker, kürzer, und von härterer Natur. Dieſer nur benannte Fiſch iſt der nämliche mit dem Röthel oder Finſcal, (Cyprinus Orfus, Linn. gen. 189. ſp. 18.) Er iſt nicht ſehr gemein in England, und wird, in Anſehung des Geſchmacks, von allen ſchlechter, als der Karpfen, gehalten; von welchem Forſter glaubet, daß es daher komme, weil er in ein fremd Waſſer oder Teich geſetzet, oder auch zur Unzeit aufgeſetzet und gegeſſen worden. Von der Karauſche erzählet Henſhaw, daß ſelbige in Dänemark wenigſtens zweymal ſo fett, als in England, und vom vortrefflichen Geſchmacke,

cke wären. Nur die ſchönſten Teiche nähreten dieſen Fiſch, der beynahe ſo fett, als der größte Karpfen, und beſſer zu eſſen ſey.

Karpfenmurmel.

Mormyrus Cyprinoides, Linn. gen. 187. ſp. 1. ſ. Murmelfiſche.

Karpfenſalm.

Salmo Cyprinoides, Linn. gen. 178. ſp. 25. ſ. Salme.

Karrahkulak.

S. Caracal.

Karſebeere.

S. Kirſchbaum.

Karthendiſtel.

S. Weberkarth.

Kartoffeln.

S. Erdäpfel.

Karvekraut.

S. Schaafgarbe.

Kaſatka.

Kaſatka, der Schwerdfiſch, Orca, auf ruſſiſch Koſatky, nach dem Steller, Beſchreibung von Kamtſchatka, S. 104. wird in einer neuern Beſchreibung dieſes Landes, ſ. A. Reiſen, B. XX. S. 278. folgendermaßen hiſtoriſch beſchrieben: Dem Wallfiſche ſetzen wir ſeinen Feind, den Schwerdfiſch, an die Seite; er wird aber in der Geſchichte von Kamtſchatka nicht ſo, wie anderwärts, beſchrieben. Herr Steller ſaget, der größte von ihnen ſey etwa vier Saſchen (Faden, etwa fünf und zwanzig Fuß) lang. Ihr Rachen iſt mit großen ſpitzigen Zähnen beſetzet. Mit dieſen Zähnen greift der Schwerdfiſch den Wallfiſch an, und nicht mit einer Art von Schwerde, das er auf dem Rücken hat. Es iſt falſch, was viele Leute vorgeben, daß dieſer Fiſch unter den Wallfiſch gehen, und ihm den Bauch mit einer ſpitzigen Floßfeder aufritzen ſollte; denn ob er gleich eine ſehr ſcharfe Floßfeder hat, die ohngefähr zwo Arſchinen, (Ellen) lang iſt, und welche, wenn er im Waſſer iſt, von Horn oder Knochen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie doch weich und wirklich nichts als Fett, worinnen man nicht einen einzigen Knochen findet. Die Ichthyologiſten mögen zuſehen, ob dieſer Fiſch, den Herr Steller beſchreibt, mit dem Schwerdfiſche einerley ſey? ob man dieſen auch hinreichend kenne, wenn ihm einige ein Schwerd, einen Kamm oder eine Säge, zu Waffen geben? ob dieſe Waffen Knochen, Horn, Nerven, oder wohl gar ein biegſamer Knorpel ſeyn können, der ſich verhärtet und ſo ſcharf wird, daß er auch ſchneiden oder ſtechen kann, wenn die Wuth ihm die augenblickliche und gewaltſame Ausdehnung giebt, die ſonſt bey allen Thieren die Liebe

gewiſſen

gewiſſen weichen Theilen mittheilet. — Es mag aber mit der Geſtalt dieſes Schwerdfiſches, den die Kamtſchadalen Kaſatka nennen, ſeyn, wie ihm wolle, ſo hat er einen natürlichen Widerwillen gegen den Wallfiſch, welchen er überall verfolget. Der Wallfiſch fürchtet ſich auch, und flieht vor ihm, ungeachtet ſeiner Stärke und ſeines ungeheuern Körpers, welche ihm die Herrſchaft über alle Einwohner des Meeres zu ertheilen ſcheinen. Sein Feind treibt ihn an die Küſte, oder jaget ihn ins hohe Meer, ſo lange, bis er von einem ganzen Haufen von Schwerdfiſchen eingeſchloſſen wird. Dieſe fallen denn alle über das Ungeheuer her, welches ein Gebrülle erhebt, das viele Meilen weit gehöret wird, und tödten es, ohne aufzufreſſen oder nur anzubeißen. Die Kamtſchadalen haben guten Nutzen von dieſer Jagd, und erzeigen derohalben dem Schwerdfiſche eine Art göttlicher Ehre. Allein dieſe Verehrung hat ihnen mehr die Furcht als die Erkenntlichkeit eingegeben. Wenn ſie eines von dieſen Thieren ſehen, ſo beſchwören ſie es, durch eine Art von Opfer, ihnen nichts übels zu thun; denn er kann ein Canot ſehr leicht umwerfen. Es kann auch Anderſon mit nachgeleſen werden, S. 228. der ihn Balaenam minorem, vtraque maxilla dentatam, pinnam, gladio curuo ſimilem, in dorſo habentem nennt. Steller erläutert und beſtätiget dieſe Nachrichten: Im November 1742. wurden acht Stück zugleich todt ans Land geworfen, mit einem entſetzlichen und ſehr lange anhaltenden Sturme, und war es, ſowohl meiner Entfernung, als der Witterung und des Orts, wegen, unmöglich, ſelbige in Augenſchein nehmen zu können. Die größten darunter waren vier Faden lang, haben kleine Augen, einen ſehr großen weiten Rachen, mit ſehr großen und ſpitzigen Zähnen angefüllet, damit er den Wallfiſch zu verwunden pfleget. — Es hat dieſes Seethier faſt gar kein Fleiſch, ſondern lauter Fett, welches viel flüßiger, als der Wallfiſchthran iſt. Außer der Rückenfloßfeder hat ſolches noch zwo Seitenfloßfedern, wie der Wallfiſch, und die Schwanzfloßfeder.

Kaßigiack.

Eine Art Seehunde in Grönland. Man begreift ſie unter dem allgemeinen Namen der Seehunde, grönl. Pua, franz. Loup marin, latein. Phoca. Die Grönländer kennen fünf bis ſechs Arten deſſelben, die an der Größe, am Kopfe und an Haaren, verſchieden ſind. Die erſte findet ſich das ganze Jahr in Balsrevier. Aus den Fellen der Jungen machet man die beſten Kleider; und, wenn ſie

 auf

auf dem Rücken ſchwarz, und am Bauche ganz weiß ſind, ſo ſtehen ſie ſo prächtig, wie Sammet. Die Felle der Alten ſind, wie Tiegerfelle gefleckt, und werden zu Pferdedecken gebrauchet. Man nennt dieſe Art Kaßigiak, und ſie iſt, nach ihrem völligen Wuchſe, etwa drey Ellen lang.

Katerwels.

Silurus Catus, Linn. gen. 175. ſp. 12. Wels, Silurus, 3. des Kleins, Holl. Katviſch. ſ. unſern Artikel, Bagre II. Th. I. S. 499.

Katjang.

S. Bohne.

Katrickbaum.

S. Wachholder.

Katſch. S. Bärenklau.

Katze.

Felis Catus Linn. Da ſowohl die Geſtalt, als auch die Lebensart dieſer Thiere, welche im Linnäiſchen Syſtem unter den Raubthieren ſtehen, hinlänglich bekannt iſt, ſo würde eine weitläuftige Beſchreibung derſelben etwas überflüßiges ſeyn. Wir wollen daher nur kürzlich einige Umſtände bemerken, auf die nicht ein jeder allemal genau Achtung zu geben pfleget. Die Katze hat ſechs ganz kurze Schneidezähne und zween ſpitzige, etwas gekrümte Hundszähne an jedem Kinnbacken. In dem obern Kinnbacken befinden ſich auf jeder Seite vier, und in dem untern drey Backzähne. Der untere Kinnbacken iſt vorn ſchmal und unter den obern zurückgezogen. Wegen der Kürze und Stellung der Zähne können dieſe Thiere nur langſam und nicht ohne Beſchwerlichkeit kauen; daher ſie auch die Gewohnheit haben, ſich das zarteſte Fleiſch und die weichſten Speiſen auszuſuchen. Die Zunge hat eine ſtachlichte Oberfläche, deren Spitzen nach dem Schlunde gerichtet ſind. Die Augen glänzen im Finſtern und die Pupille hat die Eigenſchaft, daß ſie ſich bey ſehr hellem Lichte ſehr ſtark zuſammenziehen und bey geringem Lichte ſehr ſtark ausdehnen kann; daher die Katzen auch bey der Nacht ſo gut die Mäuſe bemerken können. Das Maul iſt mit einem langen Knebelbarte beſetzet, deſſen Haare faſt den Schweinsborſten gleichen. Das Fell iſt allezeit trocken und geputzet, weil dieſe Thiere die Reinlichkeit lieben. Aus dieſer Urſache werden auch ihre Haare leicht elektriſch; denn man darf ſie nur im Finſtern nach der entgegengeſetzten Richtung ſtreicheln, ſo fahren ſchon Funken heraus. Die Vörderfüße haben fünf, die Hinterfüße aber nur vier Zehen. Die Zehen ſind mit gekrümmten Nägeln beſetzet, die gleichſam aus gewiſſen

wiſſen Scheiden hervorragen, in welche ſie von den Katzen wieder eingezogen werden können.

In funfzehn oder achtzehn Monathen haben dieſe Thiere ihr Wachsthum erreichet, und noch vor dem Ende des erſten Lebensjahres ſind ſie zur Zeugung tüchtig, welches ſie auch gemeiniglich bis an ihr Ende bleiben. Sie gehen etwas über ſieben Wochen trächtig, und bringen oft ſechs und mehr Jungen auf einmal zur Welt, welche das Weibchen vor dem Kater zu verſtecken pfleget, weil ſie derſelbe gar oft ohne Umſtände auffrißt. Sie leben neun bis zehen Jahre, und wenn ſie verſchnitten werden, noch länger. Sie haben die Gewohnheit, welche man ſonſt bey keinem bekannten Thiere bemerket, daß ſie ihren Koth einſcharren.

Die Verſchiedenheiten, welche man bey dieſem Geſchlechte antrifft, ſind nicht zahlreich und betreffen meiſtentheils nur die Farbe, Länge und Beſchaffenheit der Haare, weil die Katzen nicht ſehr ausarten, wenn ſie auch unter einen andern Himmelsſtrich gebracht werden. Die wilden Katzen, welche in den Wäldern leben, kommen, in Anſehung der äußerlichen Geſtalt, mit den Hauskatzen, mit denen ſie ſich auch vermiſchen, größtentheils überein. Die wilden Katzen ſind nur etwas größer und ſtärker; ſie haben über dieſes allezeit ſchwarze Lippen, die man aber auch bey einigen Arten von Hauskatzen antrifft, ſteifere Ohren, einen dickern Schwanz und eine beſtändigere Farbe, als die zahmen Katzen, deren Gedärme hingegen weit länger ſind, als bey den wilden Katzen. Nach dem Herrn Daubenton beträgt die Länge der Gedärme bey den zahmen Katzen über ein Drittel mehr, als bey den wilden. Die Farbe der wilden Katzen iſt gemeiniglich grau oder graubraun. Unter den zahmen Katzen, deren Farbe, wie bekannt, ſehr verſchieden iſt, verdienen hier vorzüglich die ſpaniſchen, angoriſchen und Cartheuſerkatzen bemerket zu werden.

Die ſpaniſchen Katzen ſind roth, ſchwarz und weiß und haben ein ſehr gelindes und glattes Haar, welches eine Wirkung von dem ſpaniſchen Klima zu ſeyn ſcheint.

Die angoriſchen Katzen, welche meiſtentheils weiß, oder falb und braun geſtreifet ſind, unterſcheiden ſich von den übrigen Katzen durch die längern Haare, welche am Halſe und unten am Bauche über vier Zoll lang ſind, wodurch ſie das Anſehen bekommen, als wenn ſie ſelbſt die wilden Katzen an Größe überträfen.

Die Cartheuſerkatze hat ſehr buſchichte, über einander liegende Haare, welche auf dem größten Theile ihrer Länge aſchgrau, übri-

gens aber ſchwärzlichbraun ſind. Die Lippen und Fußſohlen ſind ſchwärzlich. Bey einigen Katzen dieſer Art geht auch ein ſchwärzlicher Streifen über den Rücken, und ſchwärzliche Ringe um die Füße.

Die ſogenannte conſtantinopolitaniſche Katze oder Geniſtkatze gehöret nicht unter die Katzen, indem ſie mit dieſen Thieren außer dem geringelten Schwanze und der Gewohnheit, die Mäuſe zu fangen, nichts weiter gemein hat, wie bereits unter dem Artikel Genette erinnert worden iſt.

Die fliegende Katze iſt ebenfalls ein Thier eines andern Geſchlechts, ob ſie gleich, wegen einiger Aehnlichkeit mit den Katzen, vom Herrn Klein unter dieſes Geſchlecht geſetzet worden iſt. Der Herr von Linne′ rechnet ſie unter die Geſpenſtthiere und giebt ihr den Namen Lemur volans. Vom Herrn Hallen wird ſie als eine Gattung von Fledermäuſen betrachtet und von einigen Schriftſtellern auch der fliegende Maki genannt. Nach der Beſchreibung, welche Herr Turpin in ſeiner Hiſtoire civ. et naturelle du Royaume de Siam von dieſen Thieren giebt, kommen ſie, ſowohl in der Größe, als auch in der Geſtalt des Kopfes und der Barthaare unſern gewöhnlichen Katzen ziemlich gleich; doch unterſcheiden ſie ſich von ihnen nicht nur durch die ausgeſpannte Haut, welche ihnen zum Fliegen dienet, und wie bey den Fledermäuſen oder den fliegenden Eichhörnchen, an allen vier Füßen befeſtiget iſt, ſondern auch durch ihre Lebensart, indem ſie ſich von Baumfrüchten und andern Gewächſen ernähren. Man findet ſie häufig in den Wäldern von Siam und in andern Gegenden von Oſtindien.

Katzenauge.

Oculus Cati, Pſeudopalus, iſt eine Art des Opals, ſo graugelb oder grünlicht iſt und gegen das Licht einen weißen, ins gelbe fallenden Strahl von ſich wirft. S. Opal.

Katzenauge, S. auch Bonduc.

Katzenfiſch.

Er wird, zu Sierra Leona, von vier dünnen Fäſerchen, die ihm aus dem Unterkinnbacken, gleichwie ein Katzenbart, hervorſproſſen, alſo genannt. ſ. S. A. Reiſen B. III. S. 72.

Katzenfuß.

Katzenfuß iſt eine Kammuſchel und gehört zu den Mänteln, Oſtrea pes felis Linn. Die kleinen Schalen ſind ungleich, mit einem ſehr kleinen Ohre verſehen, und mit neun wellenförmigen, rauhgeſtreiften Strahlen bezeichnet. Das

afrikaniſche Meer liefert dergleichen.

Katzengeſicht.
S. Neſſel, todte.

Katzengold.
S. Glimmer.

Katzenkieſel.
S. Quarz.

Katzenklee.
S. Klee.

Katzenkörbel.
S. Erdrauch.

Katzenkorn.
S. Gerſte.

Katzenkraut.
S. Baldrian, Katzenmünze und Marumkraut.

Katzenleiterlein.
S. Bärlap.

Katzenmünze.

Katzenmünze iſt der gewöhliche Name, womit das Geſchlecht Cataria oder Nepeta beleget wird. Herr Planer hat den letzten lateiniſchen behalten, und ſolches Nepeten genannt. Der röhrenförmige Kelch zeiget fünf ſpitzige Einſchnitte, davon die drey obern länger als die übrigen ſind. Das Blumenblatt verbreitet ſich aus der walzenförmigen, krummen Röhre in zwo Lippen, davon die obere aufgerichtet, rundlich und geſpalten, die untere aber viel größer, ausgehöhlet, rundlich und vielfach eingekerbet iſt. Hinter dieſer, an dem vordern Theile der Röhre, ſtehen ſeitwärts zween kurze, ſtumpfe, rückwärts gebogene Lappen, welche man aber füglich zu der untern Lippe rechnen, und bey dieſer drey Einſchnitte annehmen könnte. Die vier Staubfäden ſtehen dicht bey einander und halten nebſt dem Griffel die Richtung der Oberlippe; von jenen ſind zween kürzer und zween länger, und dieſer endiget ſich mit einen doppelten ſpitzigen Staubwege. Vier eyförmige Saamen liegen in dem Kelche. Herr von Linné hat funfzehn Arten angeführet, davon die mehreſten ſelten bey uns vorkommen.

1) Gemeine Katzenmünze, Katzenkraut, Nept, Marienneſtel. Cataria offic. Nepeta cataria Linn. wächſt hin und wieder auf wüſten unbebaueten Stellen um die Dörfer, blühet im zweyten Jahre, im Julius und Auguſt, und ſtirbt nachher ab. Die fäſerichte Wurzel treibt einen viereckichten, rauchen, weißlichten, mit vielen Zweigen beſetzten, drey bis vier Fuß hohen Stängel. Die geſtielten Blätter ſtehen einander gegen über, ſind herzförmig, zugeſpitzet, ausgezacket, wollicht und weiß. Die Blumen ruhen auf kurzen Stielen, und ſind zwar wirtelförmig geſtellet, da aber die Wirtel dichte bey einan-

der ſtehen, ſtellen ſolche gleichſam eine Aehre vor. Das Blumenblatt iſt blaßpurpurfärbig oder weißlicht, der mittelſte Einſchnitt der untern Lippe aber punctiret. Die Pflanze hat einen gewürzhaften, bitterlichen Geſchmack, und beſondern ſtarken Geruch. Durch den Geruch werden die Katzen gelocket, und indem ſie entweder aus Haß oder Liebe ſich darauf wälzen, verhindern ſie gemeiniglich der Pflanze Wachsthum. Dieſen Umſtand bemerken alle Schriftſteller, und deswegen haben ſie der Pflanze dieſen Namen gegeben. Es geſchieht aber dieſes nicht immer und an allen Orten. Im hieſigen akademiſchen Garten findet man jährlich Stöcke mit und ohne Blüthe, welche vom ausgefallenen Saamen häufig erwachſen, und obgleich die Katzen das Marumkraut und den Baldrian zerſtöhren und deren Wachsthum verhindern, laſſen ſie doch die Katzenmünze unberühret ſtehen, und wir können uns nicht erinnern, jemals einen zerriſſenen oder ſonſt beſchädigten Stock geſehen zu haben. Dieſer Geruch kann uns leicht von der wirkſamen Beſchaffenheit dieſer Pflanze überführen, nnd doch wird ſelbige von den Aerzten ſelten gebrauchet. Man kann ſelbige zu den eröffnenden und krampfſtillenden Mitteln zählen, und mit Wein oder Waſſer abgekochet bey Mutterbeſchwerungen, und zu Beförderung der monathlichen Reinigung nützlich gebrauchen. Daß der daraus bereitete Trank die Krätze vertreibe, wenn man die Hände damit wäſcht, wie C. Hoffmann berichtet, ſcheint eben ſo zweifelhaft zu ſeyn, als wenn Tabernämontan ſelbige wider die Gelbſucht und heftigen Huſten empfohlen. Gewiſſer kann man mit Hr. Cartheuſern eine blähungstreibende Kraft annehmen.

2) Kleine Alpenkatzenmünze, Italieniſche Katzenmünze, Unächte neue Bienenmeliſſe, Nepeta italica Linn. wächſt in Italien. Die Wurzel iſt fortdauernd und der Stängel einen Fuß hoch. Die Blätter ſind geſtielet, herzförmig, ſtumpf, eingekerbet. Die Blumenwirtel ſtellen eine Aehre vor, doch ſtehen ſelbige von einander entfernet, und ſind mit lanzenförmigen, grünlichten, am Rande aber weißlichen Blattdecken umgeben. Das Blumenblatt iſt weiß und die Kelcheinſchnitte ſind einander ähnlich. Die Pflanze hält bey uns im freyen Lande aus, verlanget jedoch eine warme Lage und einen leichten trockenen Boden. Sie ſoll, nach Herr Gleditſchens Berichte, an Geruch und Kräften der Meliſſe gleich kommen, und deren Stelle als ein Bienen- und Arzneykraut vertreten. Die ſtarken Wurzelſtöcke laſſen ſich im Frühlinge

linge zertheilen, ſonſt erzieht man ſelbige aus dem Saamen, der ſich auch im Herbſte ſelbſt ausſäet.

Katzenparder.

Dieſen Namen hat man demjenigen Panterthiere beygeleget, welches in dem Linnäiſchen Syſtem Felis Onca heißt, weil ſich die Alten einbildeten, daß es von einem Parder und einer Katze gezeuget würde. Es iſt ohngefähr ſo groß, wie ein mittelmäßiger Hund und hat eine gelbe, mit ſchwarzen, runden Flecken, die in der Mitten wieder etwas gelbes haben, beſetzte Haut. In Siam, wo es häufig gefunden wird, ſoll es Biba heißen, wie Herr Turpin in ſeiner Hiſtoire civ. et natur. du Royaume de Siam anmerkt. Es fällt ſelten Menſchen oder größere Thiere an, ſondern befriediget ſeine Raubbegierde mehrentheils mit Rehen, kleinen Schweinen und Federviehe.

Katzenpfötchen.

S. Pfaffenhütchen und Rheinblume.

Katzenſchwanzgras.

S. Glanzgras.

Katzenſilber.

S. Glimmer.

Katzenſperr.

S. Hauhechel.

Katzenſtert.

S. Kannenkraut.

Katzentraubel.

S. Hauswurz.

Katzenwedel.

Katzenwedel kann man füglich das Geſchlecht Caturus Linn. nennen. Männliche und weibliche Blumen ſitzen auf beſondern Pflanzen, und, nach des Herrn v. Linne′ Beſchreibung, haben die männlichen keinen Kelch, ſondern beſtehen aus dem dreytheilichten Blumenblatte und drey Staubfäden; bey den weiblichen hingegen fehlet das Blumenblatt, und ein dreyſpaltiger Kelch umgiebt drey Griffel. Die Frucht enthält drey Saamen. Dieſe Geſchlechtskennzeichen ſind von der einen Art, nämlich dem mit hangenden Aehren blühenden Katzenwedel, ſpiciflorus, hergenommen, indem die andere, deren Blumen auf den Aeſten platt aufſitzen, ramiflorus, ſonderlich wegen des Griffels verſchieden iſt. Ob dieſe mit jener zu vereinigen, wird Herr Jacquin am beſten beurtheilen können, welcher ſolche an ihrem Geburtsorte unterſucht und unter dem Namen Boehmeria beſchrieben hat. S. dieſen Artikel.

Katzenwels.

Silurus Felis, Linn. gen. 175. ſp. 10. ſ. Wels.

Katzen-

Katzenwurzel.

S. Balorian.

Katzenzagel.

S. Kannenkraut.

Katzenzunge.

Die Holländer geben dieſen Namen dem an ſeinem Orte beſchriebenem Eisdoublet, Herr Müller aber, nach Anleitung des Herrn von Linné, verſteht darunter eine Tellmuſchel, deren eyförmige Schalen durch halbmondförmige, ins gevierte geſetzte, Schüppchen rauh, nach Art der Katzenzunge, ſind. Es iſt ſolche Tellina lingua felis Linn. Andere nennen ſolche Robbenzunge. Die Holländer finden wegen dieſer Schüppchen einige Aehnlichkeit mit rauhen Corduan oder Chagrin, und nennen ſie daher Sagryn- oder Chagrindoublet. Die Schalen ſind anderthalbmal ſo breit, als lang, weiß, an der einen Seite recht rund, und an der andern mit einer vorragenden Ecke verſehen. Einige haben roſenrothe Strahlen. Sie kommen aus Oſtindien.

Die Robbenzunge, Tellina ſcobinata Linn. zeiget auch auf den linſenförmigen Schalen halbmondförmige, gleichſam ins gevierte geſetzte Schüppchen, wie die Katzenzunge, unterſcheidet ſich aber von dieſer durch die runde Geſtalt der Schalen.

Katzenzunge, S. auch Eisdoublet.

Kauki.

Kauki iſt der indiſche, ſonderlich in Batavien gewöhnliche, Name eines Baumes, welcher mit noch einem andern das Geſchlechte Mimuſops Linn. ausmachet. Herr Dietrich nennt ſolches Affengeſicht, und Herr Planer Spitzenblume. Der letzte Name möchte eher, als der erſte, anzunehmen ſeyn; auch hat Hr. Rumph, wegen der ſchmalen, ſpitzigen Blumenblätter, den einen Baum, Flos cuſpidum, genannt. Herr von Linné beſchreibt folgende Geſchlechtskennzeichen: einen achtblätterichten, lederartigen Kelch, deſſen eyförmige, zugeſpitzte Blättchen in einer doppelten Reihe ſtehen; acht ausgebreitete, lanzetförmige, der Länge nach den Kelchblättern ähnliche Blumenblätter; acht kurze, haarichte Staubfäden, und einen Griffel mit einfachem Staubwege. In der Murrayiſchen Ausgabe zählet Herr von Linné nur vier Kelch- und vier Blumenblättchen, ſetzt aber ein ſechzehnblätterichtes Honigbehältniß dazu. Die eyförmig zugeſpitzte Steinfrucht enthält einen oder zween Saamen.

1) Der lockerbelaubte Kaukibaum, Mimuſops Elengi Linn. Nach Rumphs Beſchreibung hat dieſer Baum ein ſchönes Anſehen,

wird

wird daher zur Zierde gepflanzet, und von den Malayenſern vorzüglich hochgeſchätzet. Er wächſt nicht hoch und wird auch nicht ſehr dicke, ob er gleich ein hohes Alter erreichet. Die alten Stämme ſind ſelten rundlich, gemeiniglich eckicht und höckericht, als wenn einige unter einander verwachſen wären. Aus der geritzten Rinde tröpfelt ein zäher, milchichter Saft. Die geſtielten Blätter ſtehen einander gegen über und ſind länglicht, völlig ganz, glänzend. Aus deren Winkel treiben zwey, auch drey ſaffranfärbige Blüthen. Herr Rumph beſchreibt vier Reihen Blumenblätter; die erſte ſoll aus drey bis fünf, die andere aus zehn bis zwölf weißlich- und mehr zugeſpitzten, die dritte aus vielen, auswärtsgebogenen, und die vierte aus andern einwärts gebogenen Blättchen beſtehen. Wie dieſe nach der Linnäiſchen Beſchreibung einzutheilen, oder ob bey dieſer Art die Blume anders, als bey der zweyten beſchaffen, müſſen wir denjenigen überlaſſen, welche das Glücke haben, dieſe Bäume blühend zu betrachten. Herr Rumph meldet noch, wie in der zweyten Reihe von den Blättchen allemal zwey mit einander vereiniget, und in der vierten Reihe alle unter einander verwachſen wären und zugleich abfielen. Die aufgeblühete Blume iſt mehr gelblicht, als weiß, und wenn ſie vertrocknet, dunkelgelb. Der Geruch derſelben iſt höchſt angenehm und dauert auch in der getrockneten Blume. Die Blumen öffnen ſich gegen Abend und fallen gegen Morgen ab. Die Frucht hat eine Orangenfarbe. Wir übergehen den verſchiedenen Nutzen, welchen die Indianer von dieſem Baume ziehen, und das trockene Fleiſch der Frucht hat einen ſüßlichen, etwas herben Geſchmack und wird geſpeiſet.

2) Der dichtbelaubte Kaukibaum, Mimuſops Kauki Linn. wächſt eigentlich in Macaſſara, wird aber in andere Provinzen verpflanzet und hat mit der vorigen Art viel Aehnlichkeit. Die Blumen ſind größer und ihr Geruch mehr unangenehm als lieblich; die Frucht iſt ſaftiger und kömmt, dem Geſchmacke nach, mit den Datteln überein.

Kaulbaars.

Stuerbaars, Perca minor, Cernua fluuiatilis, in der Donau, Schrätzel, Schranz, Schrollen, zu Marſeille Pfaffenlaus. Richter. Perca Cernua, Linn. gen. 168. ſp. 30. ſ. Parſch, Perca, Percis 1. des Kleins.

Kaulbeer.

S. Kirſchbaum, und zwar Traubenkirſche, auch Schlingbaum.

Kaulkopf.

Kaulkopf der Müllerischen Knorrhähne, ſonſt auch Kaulhäuptlein, Cottus Gobio, Linn. gen. 160. ſp. 6. ſ. Knorrhähne, auch Parſch, Percis 17. des Kleins.

Kayman.

Unſern Artikeln Alligator, Th. I. S. 186. und Cayman, Th. II. S. 81. ſetzen wir billig aus den Samml. A. Reiſen, folgende Beobachtnngen bey: Nach dem XVI. B. S. 127. ſind die Kaymanen, beſonders in Paraguay, von einer ungeheuern Dicke und haben eine Eigenſchaft, die man an denen in Guayaquill nicht bemerket: Sie haben nämlich unter den Vörderpfoten Beutel, die mit einer Subſtanz angefüllet ſind, deren Geruch ſo ſtark iſt, daß er in den Kopf ſteigt. Wenn ſie an der Sonne getrocknet iſt, ſo hat ſie alle Süßigkeit des Muſcus. Und im XVIIIten B. S. 91. wird erzählet: Von einer der Moluckiſchen Inſeln hat man einen kurzen Weg gemachet, welcher in einer Zeit von einer Stunde an die andere Seite der Inſel führet; dieſer Weg wird durch einen kleinen Fluß zerſchnitten, worinnen viele Kaymane ſind. Der König von Touhaha erzählete dem Verfaſſer das Unglück, welches einige Jahre vorher ſeiner Tochter begegnet war, die von einem dieſer Thiere gefreſſen worden, da ſie über die Bucht gehen wollen.

Kaynvitz.

S. Meyerkraut.

Kayſercrone.

Kayſercrone, auch von einigen Königslilie genannt, kömmt in Anſehung der Blume und der Frucht mit der Fritillarie überein, und daher haben viele von den neuern Schriftſtellern beyde Geſchlechter vereiniget, wie bey der Fritillarie angemerket worden. Es findet ſich jedoch ein zweyfacher Unterſchied. Bey der Kayſercrone iſt das Honigbehältniß, ſo inwendig und unterwärts an jedem Blumenblatte ſich zeiget, ein runder, gleichſam knorplichter, weißer Körper, bey der Fritillarie aber nur eine länglichte Vertiefung, und bey dieſer hat die Frucht nur ſtumpfe kurze Ecken, bey der Kayſercrone aber ſechs vorragende Flügel; daher wir es immer noch mit den alten halten und zwey Geſchlechter annehmen. Man findet zwar in den Gärten viele und auf mancherley Weiſe verſchiedene Sorten von der Kayſercrone; die meiſten aber ſind nur Abänderungen, und man kann nur zwo wahre Arten annehmen, als

1) Die ganzblätterichte Kayſercrone, Corona imperialis, Fritillaria imperialis Linn.

Ihr Vaterland iſt ungewiß, man vermuthet, daß ſelbige zuerſt aus Perſien nach Conſtantinopel, und von daher um das Jahr 1570. nach Europa gebracht worden. Die Wurzel iſt zwar eine weiße oder gelbliche Zwiebel, aber von der gewöhnlichen Art unterſchieden; ſie beſteht aus dicken, über einander liegenden Schalen, welche oberwärts einander nicht völlig bedecken, und gleichſam abgeſchnitten und niedergedrückt ſcheinen; auch zeiget ſich ſeitwärts ein Loch, als das Merkmal, wo der Stängel hervorgetrieben. Die Größe iſt verſchieden; die ſtärkern gleichen gemeiniglich einer geballten Fauſt und wiegen zween, auch mehr Pfund. Ihr Geruch iſt ſehr ſtark, widerwärtig und ſtinkend. Der ſtarke, grünlichte Stängel erreichet die Höhe von anderthalb bis zwo Ellen, iſt am untern Theile geſtreifet, und mit vielen, plattaufſitzenden, glänzenden, lanzenförmigen, völlig ganzen Blättern beſetzet. Der mittlere, oder vielmehr obere Theil des Stängels iſt nackend, die Spitze aber wieder mit vielen kürzern und ſchmälern Blättern, und mit dazwiſchen geſtellten Blumen gezieret. Jede Blume ſteht auf einem beſondern, unterwärts gebogenen Stiele, und die Blumen hängen, unter dem aufwärtsgerichteten Blätterſtrauße, rings um den Stängel herum. Die Blühzeit dauert vom April bis zur Mitte des Maymonaths. Wenn die Blüthe vergangen, erhebt ſich der Stiel nach und nach, und die Frucht ſteht gerade in die Höhe. Man findet in den Gärten viele Spielarten, welche ſich, theils an den Blättern, theils der Blume von einander unterſcheiden. Die Blätter ſpielen der Breite und Länge nach; ſonderlich bemerket man diejenigen, welche vergoldete oder verſilberte Blätter tragen. Dieſe geben den Pflanzen ein ſchönes Anſehen, obgleich ſolche gemeiniglich wenige, oder gar keine Blumen tragen. Die Blumenblätter ſind im natürlichen Zuſtande röthlich, und verändern ſich ins gelbe; beyde Farben leiden auch noch andere Veränderungen und fallen aus dem hellen ins dunkle; zuweilen ſind ſie auch vermiſchet und die Blumenblätter geſtreift. Es giebt auch gefüllte Blumen. Es iſt faſt kein Gewächſe, welches ſo öfters breite oder bandförmige Stängel zeiget, als dieſes. Dergleichen Stängel tragen viele Blumen, zuweilen dreyßig und mehrere, da denn ſolche auch gemeiniglich zween oder drey Reihen ausmachen. Zuweilen ſtehen auch dieſe Reihen weit über einander, und der Stängel verlängert ſich aus dem obern Blätterſtrauße und trägt die zwote auch wohl die dritte Crone. Dieſe und andere in den Verzeichniſſen der Blumiſten angemerkte

merkte Sorten halten ſich lange Zeit und faſt beſtändig, wenn man die Wurzeln nur alle zwey oder drey Jahre ausnimmt und in neues Erdreich wieder einſetzet. Und auf ſolche Art wird auch ihre Vermehrung am beſten geſchehen können, indem die alte Wurzel viele Bruth anſetzet, welche leicht davon abgeſondert, und alsbald, oder nach einigen Wochen wieder an beſondere Oerter gepflanzet werden können. Man ſoll die Wurzeln lieber tief als ſeichte in die Erde bringen, weit von einander ſetzen, und nicht nahe an Bäume oder andere Pflanzen bringen. Sie verlanget ſonſt keinen beſondern Stand, auch keine künſtlich zubereitete Erde. Die gemeine Art gedeihet allenthalben wohl. Für die raren Sorten kann man einen lockern, nicht feuchten, noch zu feſten Boden wählen. Die Vermehrung aus den Saamen iſt ſehr langweilig und die daraus erzeugte Wurzel brauchet wohl acht Jahre, ehe ſie Blüthen treibt. Es ſcheint nicht, daß man von der Kayſercrone einigen Nutzen erwarten könnte, und ihre Gegenwart in den Gärten iſt vielleicht, in Anſehung der Bienen, mehr ſchädlich als nützlich. Es wird daraus von den Bienen zwar Honig eingetragen, es ſoll aber ſolcher eine ſchädliche Eigenſchaft haben. Den Saft, welcher in den Honiggruben befindlich iſt, ſollen die Türken ſammeln, und daraus ein Brechmittel zubereiten. Wepfer und Camerarius haben die Pflanze für giftig ausgegeben. Herr Gleditſch meldet, wie man durch das Auspreſſen, ein wiederholtes Aufgießen und Ausſpielen mit kalten Waſſer aus der Wurzel ein gutes, feines, weißes Mehl erhalten könne.

2) Die Kayſercrone *mit eingekerbten Blättern*, Fritillaria regia Linn. Dieſe ſeltene Art wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die bollige Wurzel treibt im Herbſte einige lilienartige, eingekerbte Blätter, und im Frühjahre einen niedrigen Stängel, welcher, in Anſehung des Blätter- und Blumenſtandes, mit der vorigen Art übereinkömt. Die im April hervortreibenden Blumen ſind grünlicht.

Kayſercrone, S. auch Tute.

Kayſerſalat.

S. Dragun.

Kayſerſchwamm.

S. Blätterſchwamm.

Kayſerwurz.

S. Meiſterwurzel.

Kechern.

S. Lathyrus.

Kegelmuſchel.

Kegelmuſchel iſt eine beſondere

Gien-

Gienmuſchel aus dem mittelländiſchen Meere, deren kegelförmige Schalen ſchiefe hohle Fortſätze zeigen, die länger als die Schale ſind, daher die Muſchel das Anſehen hat, als ob ſie zwey Hörner führete, und deswegen auch vom Herrn von Linné Chama bicornis genannt worden.

Kegelſchnäbler.

Coniroſter, heißen beym Klein die Vögel des zweyten Geſchlechts, in der fünften Familie. Die Schnäbel dieſer Vögel ſind wie ein Kegel geſtaltet, der entweder ſchärfer oder ſtumpfer, und am Ende eine leichte Krümmung hat. Das Geſchlecht hat drey Zünfte, die Meven, die Säger und die Halbenten, von deren jeglicher wir an ſeinem Orte, unter den gehörigen Artikeln, reden.

Kegelſchnecke.

Dieſen könnte man zwar als den Geſchlechtsnamen der zuſammengerollten und geſpitzten einſchaligen Conchylien annehmen, zumal Herr von Linné ſelbige auch Conos genannt; da man aber bey den Conchylien meiſtentheils den Holländern zu folgen pfleget, und dieſe zwiſchen dergleichen Schneckenſchalen und der Geſtalt der Papiertuten, deren ſich die Gewürzkrämer bedienen, eine Aehnlichkeit gefunden, und Tute zum Geſchlechtsnamen angenommen haben, wollen auch wir unter dieſem Worte davon handeln, zumal auch bey einigen, als Bandtute, Bauernmuſik, auf Tute verwieſen worden. Die Amadistute wird auch an dieſem Orte vorkommen, obgleich unſer ehemaliger, aber leider frühzeitig verſtorbener, Mitarbeiter auf Kegelſchnecke verwieſen.

Kehldeckel.

Epiglottis. Es iſt dieſes ein beweglicher, dünner und faſt platter Knorpel, der nach unten zu etwas ſchmal und dicker, oberwärts aber ganz dünne und ein wenig rund ausfällt, übrigens vorne eine etwas convexe oder bogenförmige, und hinten, in Vergleichung mit der vorderſten Seite, eine mehr hohle oder concave Geſtalt hat. Es liegt derſelbe gleich unter dem Zäpfchen, nämlich hinter der Zungenwurzel, und zwar ſo, daß er die Spalte, welche ſich an dem hintern Theile des Luftröhrenkopfes befindet, zudecken und verſchließen kann. Doch geſchieht dieſes nicht immer, ſondern nur vornehmlich alsdenn, wenn Speiſe oder Trank ſollen hinuntergeſchlucket werden. Eben darum hat auch der Kehldeckel eine ſchräge Richtung und ſteht etwas in die Höhe, damit nämlich alles, was hinuntergeſchluckt werden ſoll, über denſelben, gleichſam als über eine Brücke, leicht und

bequem hinweggehen könne, damit auch nicht von ohngefähr, wie man ſich im gemeinen Leben auszudrücken pfleget, etwas in die falſche Kehle, oder in die Luftröhre ſelbſt komme. Es hängt derſelbe durch verſchiedene Bänder, ſowohl mit der Zungenwurzel als dem Zungenbeine ſelbſt, und mit den eigentlichen Knorpeln des Luftröhrenkopfes genau zuſammen. An ſeiner Oberfläche bemerket man hin und wieder verſchiedene kleine Löcher und Oeffnungen, auch hier und da allerhand kleine unordentliche Furchen und vertiefte Linien, worinnen kleine Drüſen liegen, welche beſonders an der hintern Fläche mit ihren Mündungen und Ausführungsgängen zum Vorſchein kommen, und welche mit der allgemeinen Haut, die dieſen Knorpel überzieht, bedecket ſind.

Kehle.

Schlund, Fauces, Gula. Unter dieſem Ausdrucke verſteht man den hinterſten Theil des inwendigen Mundes, oder diejenige große Höhle, welche den Raum zwiſchen dem hinterſten Theile des Gaumens, nämlich hinter dem Gaumenflohre und den Wirbelbeinen des Halſes ausmachet. Es wird derſelbe überall von der gemeinſchaftlichen Haut des inwendigen Mundes umgeben, und bemerket man in ihr, außer der Zungenwurzel und dem Zäpfchen, die beyden hinterſten Oeffnungen der Naſenhöhle, eine Oeffnung oder Ritze, welche in die Luftröhrenhöhle führet, und die mit dem Kehldeckel bedecket iſt, ferner den oberſten Theil des Luftröhrenkopfes, den Magenſchlundkopf nebſt ſeiner Oeffnung und den Mandeldrüſen, und endlich nebſt dieſen allen auf beyden Seiten die weiten häutichten Oeffnungen der Euſtachiſchen Trompeten, die ſich von der Trommelhöhle der Ohren heraus bis dahin erſtrecken. Es ſcheint auch die Kehle mit den Zeugungsgliedern in einer überaus merkwürdigen und übereinſtimmenden Verbindung zu ſtehen, welches nicht nur die ſtets helle und klare Stimme der Verſchnittenen, ſondern auch die Zufälle der Luſtſeuche, welche ſich von dieſen Theilen öfters ſehr geſchwind der Kehle mittheilen, ingleichen die Veränderung des Tons in der Stimme, die ſich mit den Jahren der Mannbarkeit ereignet, wo die Zeugungstheile gleichſam erſt zu ihrer Reife gelangen, ſehr wahrſcheinlich anzeiget.

Kehlholz.

S. Rheinweide.

Kehlknopf.

S. Hydrangea.

Kehrwiſch.

S. Sarothra.

Keil.

Unter dieſem Namen führet Herr Müller eine verſteinerte Muſchel, nämlich die Anomia angulata Linn. an. Es iſt ſolche in den Seiten dünne zuſammengedrücket und erhält dadurch eine keilförmige Geſtalt. In der Mitte iſt ſie dreyzahnig, vorne aber gefalten, und zwar zeiget die obere Schale zwo, die untere drey Falten. Der Angel an der einen Schale ſteht etwas vorwärts. Das Original iſt zur Zeit unbekannt.

Keil, S. auch Stümpfchen.

Keilſchwanz.

Clupea Tropica, Linn. gen. 188. ſp. 10. ſ. unſern Artikel, Hering, Th. III. S. 804. no. 10.

Keim. S. Knoſpe.

Kelch.

Blumenkelch, Calyx. Bey Betrachtung der Blume und des Blumenblattes iſt zwar bereits des Kelches erwähnet worden; wir müſſen aber hier davon umſtändlicher handeln. Dieſer Theil läßt ſich um deſto ſchwerer beſtimmen, da ſolcher und das Blumenblatt zuweilen verwechſelt, und der nämliche Theil von einigen Schriftſtellern für den Kelch, von andern für das Blumenblatt angenommen, auch bisweilen von der Blume ſelbſt etwas entfernte Theile mit dieſem Namen beleget worden. Herr von Linné hält den Kelch für die äußerliche Schale der Pflanzen, welche ſich bis in die Blüthe ſelbſt verlängert. Hr. Ludwig beſtimmet ſolche durch die äußerliche Bedeckung der Blume. Beydes gilt von den meiſten, aber nicht von allen Blumen. Wo nur eine Bedeckung zugegen, läßt uns das letzte Kennzeichen zweifelhaft, ob wir es für den Kelch oder das Blumenblatt halten ſollen, und wo der Kelch wirklich mangelt, kann man auch die Blumenblätter als die Fortſetzung der Schale annehmen. Da auch öfters der Kelch bey Blumen, welche zugleich Blumenblätter haben, nicht bis zur Reife der Frucht ſtehen bleibt, ſondern, wie bey dem Mohne, zeitig und geſchwind abfällt, könnte es überhaupt noch zweifelhaft ſcheinen, ob man den Kelch für die Fortſetzung der Rinde annehmen könne. Auch einige Arten des Kelches, welche wir hernach anführen werden, als bey den Dolden und Lilien, kommen mit der Linnäiſchen Beſtimmung nicht überein. Bey den meiſten, als den Lippen und zuſammengeſetzten Blumen hingegen iſt ſolches ganz deutlich wahr, und für gewiß anzunehmen. Derjenige Theil, es ſey einer oder mehrere, womit die Befruchtungswerkzeuge der Blume bedecket, und davon entweder ganz nahe oder mehr entfernt umge-

umgeben werden, iſt entweder der Kelch, oder das Blumenblatt, oder beydes zugleich. Iſt dieſe Bedeckung doppelt, ſo nennt man die äußerliche den Kelch, die innerliche das Blumenblatt; iſt aber die Bedeckung nur einfach, ſo ſoll man theils auf die Farbe, theils auf die Dauer acht geben. Die einfache Bedeckung, wenn ſelbige entweder eine beſondere und von der grünen unterſchiedene Farbe zeiget, oder kurze Zeit ausdauert und vor der Reifung der Frucht abfällt, wie bey der Tulpe, hält man für die Blumenblätter; wenn aber ſelbige entweder grün gefärbet iſt, oder bis zur Reife der Frucht ſtehen bleibt, nennt man ſolche den Kelch, und dergleichen Blumen flores apetalos. Doch iſt zu merken, daß beyde Kennzeichen betrügen, ſonderlich was die Farbe betrifft, indem es auch roth oder anders gefärbte Kelche giebt, wobey man ſonderlich auf die Dauer Achtung geben muß, wie bey dem Flöhkraute. Man ſoll auch nicht alles, was nahe an der Blume ſteht, und nicht einmal alles, was auf einige Zeit die Blume genau bedecket, für den Kelch annehmen. Die Blüthblätter, folia floralia, bedecken anfangs die Blüthe, entfernen ſich aber nachher davon und machen keinen wahren Kelch aus, wie bey der Küchenſchelle; doch bleiben ſelbige auch zuweilen nahe bey der Blüthe ſtehen, wie bey dem Schwarzkümmel, und die Deckblätter, ob ſelbige gleich, wenn ſie zugegen, zu jeder Zeit nahe bey der Blüthe ſtehen bleiben, gehören auch nicht hieher; doch werden bey den Dolden faſt ähnliche Blätichen als eine Art des Kelches angenommen, auch deswegen zu den Geſchlechtskennzeichen gerechnet. Der beſte Lehrmeiſter iſt hierbey die öftere Betrachtung und Vergleichung der Blüthen mit den Beſchreibungen, ſo die Schriftſteller davon gegeben, wodurch man endlich in Beſtimmung des Kelches zu mehrerer Gewißheit gelangen wird. Der Kelch iſt bey verſchiedenen Hauptgeſchlechten oder Familien von ganz beſonderer Art, und deswegen hat man verſchiedene andere Namen erfunden, um dieſen Unterſchied auszudrücken; beſonders hat Herr von Linne' die Arten des Kelchs vervielfältiget, und jede mit einem beſondern Namen beleget, das Wort Kelch, Calyx, aber als das allgemeine Wort angenommen. Dieſe Namen, und die ihnen beygelegten Bedeutungen ſind folgende.

1) Perianthium. Einige überſetzen dieſes Blumendecke. Iſt ein jeder Kelch, welcher, nach der Bedeutung, ſo dieſes griechiſche Wort hat, die Blüthe genau umſchließt, oder einen Theil derſelben ausmachet; dergleichen haben die mehre-

mehreſten Blumen. Uns ſcheint dieſer Name überflüßig, und man kann dafür füglich das Wort Kelch, Calyx, gebrauchen; wie denn auch die Eintheilung deſſelben a) in die Blumendecke oder den Blumenkelch, wenn ſolcher die Staubfäden allein umgiebt; b) in den Fruchtkelch oder die Fruchtdecke, wenn ſolcher den Stempel allein bedecket, und c) in den Befruchtungskelch oder die Befruchtungsdecke, wenn ſelbige beyde Theile zugleich, wie bey den Zwitterblumen einſchließt, unnöthig ſcheint, indem der Unterſchied der männlichen, weiblichen und Zwitterblumen allein aus den Befruchtungswerkzeugen herzuleiten, und der Kelch immer den nämlichen Theil vorſtellet. Merkwürdiger iſt der Unterſchied des Kelches, ob ſelbiger über dem Fruchtkeime ſtehe, ſuperus, oder unter demſelben ſitze, und dieſen einſchlieſse, inferus, wie auch die Eintheilung des eignen oder beſondern, und des gemeinſchaftlichen Kelches, Calyx proprius und communis. Der erſte bedecket nur eine, der andere aber mehrere Blumen. In beyden Arten läßt ſich die verſchiedene Beſchaffenheit leicht durch ſchickliche Beynamen ausdrücken. Es beſteht ſolcher aus einem oder mehrern Blättchen, Calyx monophyllus, polyphyllus. Der einblätterichte iſt ungetheilet, integer, oder in zween auch mehr Theile oder Einſchnitte mehr oder weniger geſpalten. Er iſt wie eine Blaſe aufgeblaſen, inflatus, oder ſonſt von dem Blumenblatte etwas entfernet, patens; er ſteht aufwärts oder iſt rückwärts gebogen, erectus und reflexus, und was dergleichen Verſchiedenheiten mehr ſind, welche man auch bey dem Blumenblatte bemerket, und bereits daſelbſt angeführet worden. Zuweilen iſt wirklich ein gedoppelter und von einander unterſchiedener Kelch zugegen, wie bey den mehreſten Pappelgeſchlechtern. Dieſer doppelte Kelch aber iſt von ſolchem Kelche verſchieden, wo nur an dem untern Theile des Kelches einige beſondere und andere Blättchen angebracht ſind, wie bey den Nelken und vielen zuſammengeſetzten Blumen. Einen dergleichen mit einem Zuſatze vermehrten Kelch, nennt Herr von Linné calicem calyculatum. Wie denn auch, vorzüglich bey den zuſammengeſetzten Blumen, der gemeinſchaftliche Kelch öfters aus Schuppen beſteht, welche wie Dachziegel über einander liegen, calix imbricatus; wenn ſelbige von einander abſtehen, wird ſolcher ſquarroſus, und wenn die Schuppen am Rande vertrocknet und dürre ſcheinen, ſcarioſus, genannt. Wollte man das hier angeführte Wort perianthium beybehalten, ſo könnte man mit

Herr Oedern dadurch jede einfache Blumendecke verſtehen, und dadurch allen Zweifel heben, ob man ſolche für den Kelch oder das Blumenblatt annehmen ſollte; ſo hätte z. E. die Tulpe, eben ſo wohl als die Grindwurzel ein perianthium.

2) Die andere Art des Kelches iſt die Hülle, Umſchlag, Einwickelung, inuolucrum; welches Wort allein bey den Doldengewächſen gebrauchet wird. Die einzelnen Blümchen haben ihren eigenen, obgleich kaum merklichen, Kelch; bey den Abtheilungen der Dolde ſelbſt aber finden ſich zuweilen eins und mehrere, verſchiedentlich geſtaltete Blättchen, und dieſe machen die Hülle aus. Da nun die wahren Dolden zweymal ſternförmig ſich verbreiten, und bey jeder Abtheilung zuweilen dergleichen Blättchen gefunden werden, machen dieſe bey der Hauptabtheilung die allgemeine Hülle, inuolucrum vniuerſale, bey der zweyten Abtheilung aber die beſondere, partiale, aus.

3) Das Bälglein, oder Helm, oder Hülſe, gluma, iſt von Gräſern allein angenommen worden, und bedeutet den wahren Kelch der Grasblüthe, deſſen Blättchen nur, wie auch die Blumenblätter oder Spelzen, eine härtere und ſteifere Beſchaffenheit haben, und deswegen mit einem andern Namen beleget werden. Von den Grannen, womit die Bälglein öfters beſetzet ſind, iſt unter dieſem Worte gehandelt worden.

4) Die Scheide oder Blumenſcheide, ſpatha, iſt ein Kelch, welcher eine, auch mehrere Blumen umgiebt, und anfangs ganz bedecket, nachher aber der Länge nach ſich öffnet, und die Blumen frey und bloß ſtehen läßt. Gemeiniglich bleibt ſolcher ſtehen, entfernet ſich nicht weit von der Blume und vertritt auch öfters bey der Frucht die Stelle des Kelchs. Die Palmen und Narciſſen geben davon ein Beyſpiel.

5) Das Kätzchen, amentum, rechnet Herr von Linné auch zu den Arten des Kelches. Wir betrachten ſolches lieber als eine beſondere Art zu blühen. Ein gemeinſchaftlicher, gemeiniglich walzenförmiger Körper beſteht aus vielen neben einander liegenden kleinen Blättchen oder Schuppen, welche den Kelch ausmachen und die Befruchtungswerkzeuge bedecken.

6) Die Haube, Kappe, calyptra, will man bey den Mooſen für den Kelch ausgeben. Dieſer aber ſteht nicht um und unter der Büchſe, welche man für die Blüthe hält, ſondern auf der Büchſe und deren Deckel, und bedecket bey vielen Mooſen ſelbige wie ein Hut oder Haube.

7) Die Wulſt, Kragen, volua, wird nur bey den Schwämmen ange-

angenommen, und iſt auch nicht im eigentlichen Verſtande eine Art des Kelchs, ſondern ein häutichter Ring, welcher an dem obern Theile des Stiels unter dem Hute vieler Schwämme angebracht iſt, und bey einigen nahe an dem Hute, bey andern aber weit davon entfernet erſcheint.

Der Kelch mit ſeinen verſchiedenen Arten verdienet eine zweyfache Betrachtung. Man unterſuchet entweder, was derſelbe für einen Nutzen bey den Gewächſen, und vorzüglich bey der Blume hat, oder man betrachtet ſelbigen, üm daraus den Unterſchied der Pflanzen abzunehmen, und dadurch die Geſchlechter zu beſtimmen. Der Kelch iſt kein weſentlicher und unentbehrlicher Theil der Blume. Die meiſten Blumen haben zwar eine doppelte Decke, als den Kelch und das Blumenblatt; ſo wie aber bey einigen dieſes mangelt, eben ſo fehlet auch bey andern der Kelch, als z. E. bey der Tulpe, der Lilie, Kayſercrone; daher man wohl füglich beyden Theilen einerley Nutzen zueignen, und vornehmlich von dem Kelche annehmen kann, wie dadurch die innerlichen Befruchtungswerkzeuge, auch die gemeiniglich zärtern Blumenblätter vor dem Aufblühen, nicht weniger bey vielen Pflanzen, auch die Frucht und Saamen beſchützet, und vor allen äußerlichen Verletzungen verwahret werden. Doch ſcheint dieſes nicht der Hauptnutzen zu ſeyn. Der Kelch hat in Anſehung des Urſprungs und übrigen Eigenſchaften viel ähnliches mit den Blättern, und wahrſcheinlich auch gleiche Verrichtungen. In den Gefäßen und Zellengewebe werden die Säfte beweget, gereiniget, verbeſſert; das unnütze dünſtet aus, und der Abgang wird durch neue aus der Luft eingeſaugete Feuchtigkeiten erſetzet, und der auf ſolche Weiſe verbeſſerte Saft an die, mit dem Kelche zuweilen vereinigte, andere Blumentheile, vorzüglich aber zu dem Fruchtkeime geführet, und zur Nahrung und Wachsthume derſelben angewendet. Dieſes gilt zwar vornehmlich von den ſtehenbleibenden Kelchen, welche auch alsdenn, wenn die Blumenblätter und Staubfäden bereits abgefallen, gegenwärtig verbleiben und den Fruchtkeim umſchließen; aber auch die Kelche, welche auf dem Fruchtkeime ſitzen, und bey deſſen Vergrößerung gleichſam einſchrumpfeln, wie bey den Birnen und Aepfeln, haben ſie ſowohl anfangs, als auch bey dem zunehmenden Wachsthume einigen Einfluß auf die Frucht; ja diejenigen Kelche, welche zeitig oder ſpät, wie bey dem Mohne oder Schellkraute abfallen, können außer der Einwickelung und Beſchützung der zarten Blumentheile, doch auch für

dieſe Theile einigen Saft bereitet und dahin geſchicket haben. Daß der Kelch mit den Blättern einerley Beſchaffenheit habe, und beyde zu einerley Endzwecke dienen, beweiſen z. E. die Kelche des Birnen- und Miſpelbaumes, welche öfters in vollkommene Blätter ſich verwandeln. Wenn die Roſe gut wächſt und ſproſſende Blumen treibt, werden die Kelchblätter an Größe und Geſtalt den Stängelblättern ähnlich. Der Kelch wird auch zuweilen gedoppelt und gefüllet, und erhält alsdenn ein größeres Anſehen. Bey den Ficoiden findet man viele Arten, bey welchen die Kelchblättchen mit den übrigen Blättern der Pflanze eine gleiche Geſtalt und Beſchaffenheit haben, und bey den Judenkirſchen kann man mit leichter Mühe die netzförmige Ausbreitung der Gefäße eben ſo deutlich vor Augen legen, als von den Blättern. Die Menge und Güte des Saftes in dem Kelche kann man auch bey einigen Pflanzen ganz deutlich abnehmen, als bey den Artiſchocken, und bey der Maulbeermelde verwandelt ſich gleichſam der Kelch in eine Beere, oder wird vielmehr viel größer und viel ſaftiger, und enthält einen angenehmen Geſchmack.

Zur Erkenntniß und Beſtimmung der Pflanzen iſt der Kelch eben ſo wichtig, als die übrigen Theile der Blume. Herr Magnol hat eine ganz neue Pflanzenordnung nach Verſchiedenheit des Kelches erfunden und ausgeführet. Da aber ſelbige, ſonderlich für Anfänger in der Kräuterkunde, ſchwer zu begreifen iſt, hat niemand weiter daran gedacht, und ſelbige beybehalten. Hr. v. Linné hat zwar nach dieſe Blumentheile eine andere Ordnung angegeben, es aber auch bey dieſer Probe bewenden laſſen, und nicht weiter ausgeführet. Am füglichſten kann man den Kelch bey nah verwandten Geſchlechtern in Betrachtung ziehen und dieſelben daraus beſtimmen. Bey den zuſammengeſetzten Blumen giebt ſelbiger ein deutliches und ſicheres Kennzeichen ab. Die Malvengeſchlechter kann man ohne den Kelch nicht beſtimmen. Bey den Doldengewächſen haben Artedi und Linnäus die vorzüglichſten Unterſcheidungszeichen aus der verſchiedenen Hülle hergenommen. Und obgleich der Kelch, ſonderlich die Hülle bey den Dolden, zuweilen ſpielt, und von der gewöhnlichen Beſchaffenheit abweicht, ſoll man doch bey Beſchreibung der Blumen dieſen Theil niemals außer Acht laſſen, vielmehr die eigentliche Beſchaffenheit des Kelches allemal genau angeben, und mit ſchicklichen Wörtern beſchreiben.

Kelchblume.

Unter dieſem ſchicklichen Namen ver-

verſtehen wir das Geſchlecht Calycanthus Linn. oder vielmehr die eine Art deſſelben, welche vielleicht auch allein das Geſchlechte ausmachet, indem es noch ungewiß iſt, ob die zweyte Art, welche Kämpfer unter dem Namen Aboi oder Robai beſchrieben, zu ſelbigem gehöret. Wir verſtehen demnach unter der Kelchblume allein Calycanthum floridum Linn. einen Strauch aus Candien, welcher faſt zu gleicher Zeit von verſchiedenen Schriftſtellern zum erſtenmale bemerket, und daher mit verſchiedenen Namen beleget worden. Ehret nannte ſolche Beureriam, du Hamel Büttneriam, und Miller Baſteriam. Alle drey Namen zeigen uns Männer, welche ſich um die Kräuterkunde verdient gemacht haben. Herrn Büttners Andenken iſt ein ander Geſchlecht gewidmet. Joh. Ambroſius Beurer, ein gelehrter Apotheker zu Nürenberg, hat ſich mehr durch ſeinen gefälligen Briefwechſel als Schriften einige Achtung erworben. Warum aber hat man Baſters Namen und Andenken vertilget? Selbiger hat durch ſeine gelehrte Schriften und vornehmlich durch Betrachtung der Seeinwohner ſich mehr als viele andere um das Thier- und Pflanzenreich verdient gemachet; und da die Pflanze keinen eigenen Namen hatte, und Herr Miller ſolche demſelben gewidmet, hätte man ſich wohl gefallen laſſen können, ſolchen beyzubehalten. Wir würden auch dieſe Pflanze mit Herr Planern unter dem Namen Baſterie angeführet haben, wofern ſolche nicht von andern im deutſchen Kelchblume genannt worden. Dieſer Strauch wird ſelten über vier Schuh hoch, und theilet ſich von unten aus in viele ſchwache Aeſtchen, an welchen kurzgeſtielte, völlig ganze, rundlich eyförmige Blätter einander gegen über ſtehen. Die langgeſtielten, dunkelpurpurfärbigen und angenehm riechenden Blumen treiben im May und Junius aus dem Blätterwinkel hervor. Selbige beſtehen aus vielen lanzenförmigen Blättern, welche über einander liegen, und nach innen zu an Größe zunehmen, jedoch alle unter einander verwachſen ſcheinen. Man hält ſelbige für den Kelch, und nimmt keine beſondern Blumenblätter an; da aber dieſe gefärbet ſind, zeigen ſie einige Aehnlichkeit mit den Blumenblättern, und darauf zielet der Geſchlechtsname. An den verwachſenen Kelchblättern ſitzen viele Staubfäden und in der Mitte viele Fruchtkeimchen, deren jedes ſeinen Griffel und einen drüſenartigen Staubweg trägt. Die geſchwänzten Saamen liegen in dem Kelche, welcher zu dieſer Zeit ſaftiger, und einer Beere ähnlich geworden. In Frankreich dauert dieſer Strauch im freyen Lande

aus; bey uns muß man ſolchen den Winter über ins Glashaus ſetzen. Die Vermehrung kann durch Ableger geſchehen. Die braune Rinde hat einen ſtarken gewürzhaften Geruch, daher auch dieſer Strauch im Hausvater V. Theil Gewürzſtrauch oder auch Specereypfeffer genannt wird.

Kelken.

S. Schaafgarbe und Zweyzahn.

Kellerassel.

S. Kellerwurm.

Kellerhals.

S. Kellerſalzſtaude und Mäuſeholz.

Kellerkröte.

So heißen, wie man ſchon aus der Benennung erſehen kann, diejenigen Kröten, die ſich in den Kellern aufhalten und von der Feuchtigkeit der Mauern leben. Denn daß dieſe Feuchtigkeiten zu ihrem Unterhalte hinlänglich ſind, beweiſet der, vom Herrn Profeſſor Müller angeſtellte und im dritten Theile ſeines vollſtändigen Linnäiſchen Naturſyſtems S. 52. angeführte Verſuch. Er hatte eine ſolche Kröte in ein leeres Gefäß gethan und in einen Keller geſetzet, wo dieſes Thier zwey Jahre lang, ohne etwas anders, als die Feuchtigkeiten des Kellers zu genießen, gelebet hat. Dieſe Kröten ſind meiſtentheils leberfarbig und ſchwarzbraun, und haben ſchlanke Füße. Herr Klein hat bisweilen dergleichen Kröten ins Feuer geworfen und dabey bemerket, daß ſie, wie das faule Holz, aus den Schweißlöchern und aus dem Maule, Luft und Feuchtigkeiten rings herum von ſich geblaſen und ſich über eine Minute wider die Gewalt des Feuers erhalten haben; welches man ſonſt nur vom Salamander zu behaupten pfleget.

Kellerſalzſtaude.

Unter dieſem Namen verſtehen wir das Pflanzengeſchlecht Thymelaea Tourn. oder Daphne L. Herr Dietrich hat den letzten Namen auch im deutſchen beybehalten, und Herr Planer das Geſchlecht Zeiland genannt. Die Blume hat keinen Kelch. Das Blumenblatt zeiget eine lange Röhre und einen kleinen, in vier eyförmige, ſpitzige, gleichförmige Einſchnitte getheilten Rand. An der Röhre ſitzen acht kurze Staubfäden, welche wechſelsweiſe höher und niedriger geſtellet ſind. Der ganz kurze Griffel trägt einen knöpfichten Staubweg. Die rundliche Beere enthält einen einzigen Saamen. Herr von Linne' hat dreyzehn Arten angegeben, von welchen wir die bekannteſten erwähnen.

1) Nackendblühende Kellerſalzſtaude, Thymelaea lauri folio deciduo Tourn. Daphne mezereum Linn. Man findet bey den Schriftſtellern verſchiedene andere Namen, wodurch aber ſowohl dieſe Art, als eine andere, die Daphne laureola, verſtanden, und beyde mit einander verwechſelt werden. Dieſe ſind, Kellerhals, Kellerſchall, Scheißlorbeere, Wolfsbaſt, Seidelbaſt, Sindelbaſt, Süßbaſt, Zeiland, Zieglig, Läuſekraut, Rechbeer, Brennwurzel, Lorbeerkraut, falſche Pfefferſtaude. Bergpfeffer, Damar. Dieſer niedrige, ſelten über drey Fuß hohe, Strauch wächſt faſt allenthalben in Deutſchland in weitläuftigen, etwas feuchten Wäldern und blühet ſehr zeitig im März, ehe noch die Blätter zum Vorſcheine kommen. Dieſe nehmen den obern Theil der Aeſte ein, und die Blüthen und nachher folgenden Beeren ſitzen darunter an dem nackenden Theile der Aeſte. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind ungeſtielt, länglicht, zugeſpitzet, völlig ganz, dunkelgrün. Sie fallen gegen den Herbſt, öfters auch viel zeitiger ab. Jede Blüthknoſpe ſtellet gemeiniglich drey hochrothe, angenehm riechende Blumen dar, und da viele neben und unter einander ſtehen, ſind die Zweige öfters ganz damit bedecket. Von den vier Einſchnitten des Blumenblattes ſind zween, einander gegen über geſtellte, größer als die zween andern. Die Beere erhält im Junius und Julius ihre Reife und rothe Farbe. Die Rinde der Aeſte iſt grau, glänzend, und ſo zähe, daß man ſolche ſtatt des Baſtes gebrauchen könne. Sträucher mit weißen Blumen kommen ſelten vor. Obgleich der Strauch wild wächſt, verdienet er doch aus mancherley Urſachen, ſonderlich weil die ſchöngefärbten und wohlriechenden Blumen zeitig, und wenn wenig andere zugegen, ſich darſtellen, einen Platz in den Gärten. Am beſten verſetzet man die Stöcke im Herbſte; wobey einige Vorſicht nöthig, indem die größern, wegen der wenigen Nebenwurzeln nicht leicht wieder anwachſen; deswegen dahin zu ſehen, daß viel Erde an den Wurzeln bleiben möge. Gewiſſer iſt die Verſetzung kleiner, junger Stämmchen, dergleichen auch in den Gärten von den ausfallenden Saamen häufig aufwachſen. Die Saamen liegen öfters länger, als ein Jahr in der Erde, ehe ſie keimen. Die Stöcke lieben auch in den Gärten einen guten feuchten Boden und ſchatticht abgelegenen Ort. Das letzte iſt auch deswegen nöthig, weil faſt alle Theile dieſes Strauches eine beißende, ſcharfe und leicht ſchädliche Beſchaffenheit haben. Die Blume iſt am unſchuldigſten.

Nimmt man einen blühenden Zweig, wie bey andern Blüthen öfters geſchieht, in den Mund, ſo wird man ein heftiges Brennen und gewaltigen Durſt empfinden; dergleichen Zufälle aber ſind viel ſtärker, und werden auch andere nach ſich ziehen, wenn man die Rinde und Beeren kauen und hinterſchlucken wollte. Es ſollen zwar die Beeren dem Federwildprete zur Nahrung dienen; bey den vierfüßigen Thieren aber und den Menſchen wirken ſie wie ein Gift. Herr von Linné führet in der Flora Suec. an, wie durch ſechs Beeren ein Wolf getödtet worden, und wie zwölf Gran davon, als ein Purgiermittel eingenommen, bey einer erwachſenen Frauensperſon Blutſpeyen und den Tod gewirket. Wenn auch dieſe tödtliche Wirkung nicht allemal erfolget, wird doch der Genuß derſelben heftiges Purgieren und Erbrechen erwecken. Man will beobachtet haben, daß die gewinnſüchtigen Gewürzkrämer die Beeren unter den Pfeffer gemiſchet; daher auch dieſer Strauch den Namen Bergpfeffer erhalten. Alexand. Rüſſel hat ohngefehr vor zehn Jahren die Wurzel dieſes Strauchs, welche aus Deutſchland nach England gebracht worden, als ein Arzneymittel geprüfet, und bey einer hartnäckigen Krankheit, nämlich den veneriſchen Knoten, gar bewährt gefunden. Er erinnert, wie die Wurzel aus der Rinde und dem holzichten Theile beſtehe, der holzichte Theil wenig Geſchmack habe, die Rinde aber, wenn man ſie kauet, zwar anfangs auch nicht ſcharf ſchmecke, hernach aber ein Brennen in dem Munde errege, welches viel Stunden dauert. Man hat die Rinde zu jeder Jahreszeit geſammelt; Herr Rüſſel aber glaubet, daß diejenige, welche ſpät im Winter geſammelt werde, geringere Kräfte beſitze. Er hat auch erfahren, wie die Rinde dieſes Strauches, wenn ſelbiger in einem leichten Boden wachſe, die beſte, hingegen in einem ſteinichten Boden die dünnſte ſey. Nach verſchiedenen Verſuchen hat er befunden, wie man am beſten von der friſchen Wurzelrinde zwey Loth mit zwölf Pfund Waſſer ab- und bis zu acht Pfund einkochen, und zuletzt etwas Süßholz zuſetzen, und von dieſem Tranke ein halb Pfund täglich drey- und viermal den Kranken trinken laſſen könne. Selten iſt bey dem Gebrauche dieſes Trankes Laxiren erfolget. Andere Zufälle hat man auch nicht bemerket. Es hat auch dieſer Trank keinen eckelhaften Geſchmack. Zuweilen hat Hr. Rüſſel die Auflöſung des Mercurialſublimats mit dieſem Tranke verbunden, und will auch zugeben, daß dieſe in der Vertreibung der Knoten mitgewirket habe. Auch

Herr Fothergill hat dieſe Wirkung der Rinde durch eigene Erfahrung beſtätiget. Man leſe die mediciniſchen Bemerkungen der Geſellſchaft von Aerztten in London 3. Band 161. S. Die Blätter beſitzen eine gleiche Schärfe, und Hr. Vogel berichtet, wie ein halb Quentchen im kalten Waſſer eingeweichet, dieſem eine purgirende Kraft mittheile. Mit Wein abgekochet ſollen ſie nicht purgieren, ſondern die monathliche Reinigung treiben, wie Welſot angemerket. In Rußland pflegen die Weibsperſonen mit den Beeren ſich die Backen zu reiben, um ſolche zugleich roth zu färben und dicker zu machen. S. Gmelin Flor. Sibirica. Wegen des äußerlichen Gebrauchs könnte die Rinde und Beere gleichfalls nützlich ſeyn. Die Schweden pflegen die friſch abgeſchabte Rinde auf die Wunden zu legen, welche von dem Biſſe der Schlangen verurſachet worden; ſie verfertigen auch aus der Rinde und den Beeren eine Salbe, und gebrauchen ſolche bey alten unreinen Schäden. Herr Buchotz und le Roi melden, daß die Weiber in der Landſchaft Aunis, entweder von dieſer oder der fünften Art, die Rinde ſtatt der gewöhnlichen blaſenziehenden Mittel zu gebrauchen pflegten. Sie nehmen ein Stück von der äußerlichen Rinde, einen Zoll lang und ſechs bis acht Linien breit, weichen es in Weineſſig, und legen es auf den Oberarm oder Wade, bedecken es mit einem Eppichblatte und einer Binde, da es denn die Stelle roth machet, und verurſachet, daß wenn von Zeit zu Zeit friſche Rinde aufgeleget wird, vieles Waſſer ausſchwitzet. Es ſoll alle die Wirkung leiſten, die man von andern dergleichen Sachen hoffet; und da es nicht auf die Urinwege wirket, wie die Spaniſchen Fliegen, iſt der Gebrauch deſto ſicherer. Die Blumen enthalten zwar Stoff zu Honig, welcher aber für die Bienen ſchädlich ſeyn dürfte; doch hält die Witterung in dieſer Jahreszeit die Bienen von dieſen und andern ſchädlichen Gewächſen ab.

2) Immergrünende fünfblüthichte Kellerſalzſtaude, Laureola mas. Daphne laureola Linn. Dieſer, nicht über drey Fuß hohe, Strauch wächſt in Oeſterreich, Frankreich und der Schweiz. Die Rinde iſt eben ſo zähe, wie bey der erſten Art. Die Blätter fallen nicht ab, ſtehen rund um die Zweige, ſind ungeſtielt, dicke, feſte, länglicht, völlig ganz, oberwärts glänzend und dunkelgrün, unterwärts mattgrün. Aus dem Blätterwinkel treiben ſeitwärts kurze, unterwärts hängende Sträußchen mit einigen ausgehöhlten Deckblättern beſetzet, und gemeiniglich mit fünf Blumen geendiget. Dieſe erſcheinen

zeitig im Frühjahre, öfters ſchon im Februar; ſie haben eine gelbgrüne, doch in den Einſchnitten eine mehr hellgrüne Farbe. Die kleine, länglicht runde Beere wird bey völliger Reife ſchwarz und fällt im Julius ab. Dieſe Art beſitzt in ihren Theilen eben die Schärfe, wie die erſte. Die Vermehrung geſchieht durch die Saamen, welche auch lange in der Erde liegen; ſie ſollen eher aufkeimen, wenn man ſie gleich nach ihrer Reife ausſäet. Die Ableger wollen ſelten gerathen. Bey uns hat dieſer Strauch im freyen Lande nicht ausgehalten. Er verlangt im Winter Schutz, ſonſt aber keine mühſame Wartung.

3) Aſtloſe Kellerſalzſtaude, Spaniſche Daphne, Daphne Thymelaea Linn. Sie wächſt in Spanien und um Montpellier. Der einfache, nicht in Aeſte abgetheilte Stamm wird gegen vier Schuh hoch. Die Blätter ſind glatt und lanzenförmig; die Blumen ſitzen an dem Blattwinkel platt auf, ſind grüngelblicht, und, wie Herr Sauvages angemerket, nur mit vier Staubfäden beſetzet; die kleine Beere iſt gelblicht. Auch dieſe will bey uns im freyen Lande nicht ausdauern, und muß, wie die zwote Art, gewartet und behandelt werden.

4) Haarichtglänzende Kellerſalzſtaude, Daphne Tartonraira Linn. wächſt in der Provence. Die ſchwachen, zähen, ſtrauchartigen Stängel ſind ohngefähr einen Fuß hoch und unordentlich in Aeſte ausgebreitet. Die eyförmigen Blätter ſitzen platt auf, und ſind auf beyden Flächen mit glänzenden Haaren, und unterwärts mit Nerven beſetzet. Die weißlichen Blumen treiben im Brachmonathe aus dem Blätterwinkel hervor. Man kann ſie wie die zwote Art behandeln.

5) Die leinblätterichte Kellerſalzſtaude, Thymelaea folio lini. Daphne Gnidium Linn. Dieſe Art hält man für den wahren Seidelbaſt. Sie wächſt bey Montpellier und im Elſaß. Die Einwohner in der Landſchaft Aunis nennen dieſen Strauch das Geſundheitsholz, Lignum ſanum, und die Rinde dieſes Strauches ſoll eigentlich ſtatt der gewöhnlichen blaſenziehenden Mittel gebrauchet werden, und le Roi handelt in den Verſuchen über die Wirkung der Ecorce du Garou, eigentlich von dieſer. Es wächſt ſelbige in Italien, Languedoc und Spanien. Der kleine Strauch wird anderthalb bis zween Fuß hoch, treibt viele Aeſte und iſt mit immergrünenden Blättern beſetzet. Dieſe behalten faſt gleiche Breite, nur gegen das Ende ſind ſie mehr ſpitzig und etwas ſchleimicht anzufühlen. An den Enden der Aeſte zeigen ſich die Blumenſträußer; die Blumen ſind

klein und weiß und die Beeren ſchön roth. Die kleinen Vögel ſollen dieſe Beeren lieben, und die Bauern in Spanien derſelben ſich bedienen, jene damit zu fangen. Die ältern Aerzte gebrauchten die Blätter und ſonderlich die Beeren, die wäſſerichten Feuchtigkeiten durch den Stuhlgang abzuführen. Da wir jetzo ſichrere Mittel hierzu haben, iſt dieſes billig abgeſchaffet worden. Man hält dafür, daß die Beeren von dieſem Strauche von den ältern Schriftſtellern unter dem Namen Cyranum oder Coccum gnidium angeführet worden. Es iſt aber ungewiß, ob man ſolche von dieſer oder einer andern Art Kellerſalz genommen habe.

Kellerwurm.

Oniſcus aſellus Linn. Dieſes unſchädliche Inſect, welches unter die Claſſe der ungeflügelten Inſecten gehöret, heißt auch Mauereſel und Kellereſel, woraus man Kellerаſſel gemachet hat, weil es ſich am häufigſten zwiſchen den Ritzen alter Mauern auch in den Kellern aufhält, und den Eſeln, in Anſehung des Rückens und der grauen Farbe gleicht. Es hat einen eyförmigen, geringelten Körper, bürſtenartige Fühlhörner, einen ſtumpfen Schwanz und vierzehn weißliche Füße; daher die Benennung der Apotheker, bey denen dieſe Inſecten Millepedes heißen, ſehr unſchicklich iſt. Der Körper iſt mit einer ſchuppichten Haut überzogen und beſteht aus neun ungleichen Gelenken, welche der Kellerwurm ſo zuſammenziehen und falten kann, daß er die Geſtalt eines kleinen Kügelchens bekömmt. Die Nahrung dieſer Thierchen beſteht vornehmlich in den Salpeterfeuchtigkeiten der alten Mauern, ingleichen in Obſt und andern Gewächſen. Sie bringen lebendige Jungen zur Welt, welche keine andere Verwandlung leiden, als daß ſie ſich einigemal häuten.

Man ſchreibt ihnen, wegen des feinen Salzes, das ſie in ſich enthalten, eine beſondere auflöſende Kraft des zähen Schleims zu, und hält ſie für ein vortreffliches Mittel wider die Verſtopfung der Nieren und andere ähnliche Krankheiten. Sie wirken ſehr ſtark auf den Harn, daher die Holländer dieſen Thierchen den Namen Piſſebed, den unſere Leſer wohl auch ohne Ueberſetzung verſtehen werden, gegeben haben.

Herr Müller gebrauchet den Namen Kellerwurm in einer weitläuftigern Bedeutung und verſteht darunter das ganze Geſchlecht, welches der Ritter von Linné Oniſcus heißt und wovon er funfzehn Arten anführet, welche mit den eigentlichen Kellerwürmern die bürſtenartigen Fühlhörner, vierzehn Füße und einen ey-

förmigen Körper gemein haben. Von den merkwürdigſten dieſer Arten, die ſich in der See oder in andern Gewäſſern aufhalten, ſoll unter dem Artikel Waſſeraſſel gehandelt werden.

Kenſter. S. Miſtel.

Kerbel.

Kerbel oder Körbel, oder Körfel, ſind zwar gleichbedeutende Namen, doch hat man damit mehr als eine Art beleget, welche von den Schriftſtellern unter verſchiedenen Geſchlechtern angeführet werden. Man findet beym Tournefort und andern drey nahe verwandte Geſchlechter, nämlich Chaerophyllum, Scandix und Myrrhis, und weil die neuern Kräuterlehrer in Beybehaltung und Beſtimmung derſelben nicht mit einander übereinkommen, wollen wir von dieſen allen hier zugleich kürzlich handeln. Bey allen dreyen hat die allgemeine Dolde keine Hülle und die beſondere beſteht aus vielen Blättchen; auch die Blumenblätter ſind bey allen ſich ſelbſt nicht ähnlich, ſondern von verſchiedener Größe, auch gemeiniglich findet man in der Mitte der Dolde einige männliche Blumen. Der Hauptunterſchied, nach Hr. Tournefort, Ludwigen und andern, welche dieſen folgen, beſteht in dem Saamen. Es iſt ſolcher zwar auch bey allen dreyen lang und dünne, bey dem Scandix aber iſt ſolcher geſtreifet und mit einem beſondern Fortſatze verlängert, daher, im Ganzen betrachtet, viel länger, als bey der Myrrhis und Chaerophyllo; bey dieſen iſt dieſer Fortſatz zwar auch zugegen, aber viel kürzer, überdieß ſind die Myrrhisſaamen der Länge nach ausgefurchet, bey dem Chaerophyllo aber glatt. Scopoli hat dieſe drey Geſchlechter des Tourneforts auch beybehalten, und ſelbige gleichfalls nach den Saamen unterſchieden. Myrrhis hat lange, mit fünf ſcharfen rauhen Ecken beſetzte Saamen; bey dem Scandix ſind ſolche lang, oberwärts dünne, und mit dem geraden Griffel geendiget; bey dem Chaerophyllum aber glatt, lang, glänzend und mit dem rückwärts gebogenen Griffel beſetzet. Herr von Linné hat das Myrrhisgeſchlecht ganz ausgerottet, die Arten unter die beyden andern vertheilet, und diejenigen Doldengewächſe, welche eine umgebogene vertiefte Hülle, herzförmige, einwärts gebogene Blumenblätter und länglichte, glatte Saamen beſitzen, Chaerophyllum, diejenigen hingegen, welche eine geſtrahlte Krone, oder an den äußerlichen Blümchen größere und geſpaltene Blumenblätter, in der Mitte gemeiniglich nur männliche Blumen und pfriemenförmige Saamen zeigen, Scandix genannt. Dieſe

Un-

Unterſcheidungszeichen aber haben Herrn von Haller nicht deutlich geſchienen; daher derſelbe vielmehr auf die Saamen allein geſehen, und in der neuern Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzengeſchichte zwar auch nur zwey Geſchlechter beybehalten, und dem einen, welches den Namen Cerefolium führet, ſchnabelförmige, oder mit einem Fortſatze verlängerte, nicht ausgefurchte, glatte, dem andern aber, welches er Myrrhis genannt, ausgefurchte Saamen zugeeignet, und nach dieſem Merkmale die Arten ganz anders, als Herr von Linné, geordnet. Indeſſen geſteht doch Hr. v. Haller, daß es am beſten ſeyn würde, wenn man dieſe Geſchlechter und die Arten derſelben alle mit einander vereinigte, indem doch bey einer und der andern Art, ſonderlich dem Chaerophyllo aureo, zweifelhaft iſt, ob ſolche unter Scandix oder Chaerophyllum zu rechnen ſeyn dürfte. Daher auch Herr Cranz alle dieſe Unterſcheidungszeichen gänzlich verworfen, und dieſe drey Geſchlechter unter dem Namen Chaerophyllum mit einander vereiniget, und den ſchnabelförmigen, ſpitzig zulaufenden und mit dem ſtehenbleibenden Griffel beſetzten Saamen zum allgemeinen Kennzeichen angenommen. Ob wir nun gleich dieſer Vereinigung am liebſten beypflichten möchten, wollen wir doch auch hier Herrn von Linné folgen, die Arten nach den zwey Geſchlechtern anführen, die Myrrhisarten, oder ſo genannten Myrrhenkörbel oder Möhrenkümmel darunter vertheilen, und deſſen Chaerophyllum Körbel, Scandix aber Nadelkörbel nennen. Hr. Dietrich heißt Chaerophyllum, Kälberkropf, und Scandix, Körbel, und Planer das erſtere Kälberkern. Zum Körbel rechnet Herr von Linné acht Arten, von welchen wir bemerken:

1) Den knotichten, geſtreiften Körbel, in einigen Oertern auch Scheere genannt, Cicutaria vulgaris Dod. Chaerophyllum ſylueſtre L. Auf den Wieſen und in den Baumgärten zeiget ſich dieſe dauernde Pflanze häufig im Frühjahre. Der dicke, röhrichte Stängel iſt mit abgeſetzten, knotichten oder aufgeblaſenen Gelenken abgetheilet, geſtreifet und etwas rauh anzufühlen. Die Blätter ſind groß, die unterſten zuweilen eine halbe Elle lang, in vielfache Aeſte getheilet, gleichſam dreyfach gefiedert, und die kleinen Blättchen vier- oder fünffach ſcharf eingekerbet, glatt, die dickere Ribbe aber iſt mit Haaren beſetzet; zuweilen ſind auch die ganzen Blätter haaricht. Die Hauptdolde hat entweder keine Einwickelung, oder es ſteht an ſelbiger nur ein einziges Blättchen; die kleinern aber ſind mit fünf bis ſieben eyförmig

zugeſpitzten, rauchlichten Blättchen umgeben, welche ſich mit der Zeit rückwärts biegen, und davon das äußerliche größer als die übrigen iſt. Die fünf weißen Blumenblätter ſind ganz oder nur eingekerbet und an den Randblümchen von verſchiedener Größe. Die glatten, langen Saamen zeigen eine kleine, kaum merkliche, Rinne. Die Pflanze hat einen widrigen, faſt ſtinkenden Geruch, und man will angemerket haben, wie derſelben Genuß Verwirrung der Sinne und andere kranke Zufälle verurſachet, doch niemals tödtlich geweſen ſey. In Kamtſchatka ſoll die Pflanze den Einwohnern zur Speiſe dienen; doch iſt noch ungewiß, ob Hr. Gmelin, der dieſes berichtet, unſern Kerbel verſtanden. Herr Ehrhard meldet, wie die Pflanze ohne Schaden von den Kühen verzehret würde. In Holland machet man daraus einen Breyumſchlag, und gebrauchet ſolchen wider den kalten Brand. Mit den halbgeöffneten Blumen wird in Schweden gelb gefärbet, und dieſe Farbe ſoll beſſer ſeyn, als von dem Schartenkraute. Die Blätter geben eine ſchöne grüne Farbe.

2) Der knotichte, glatte Kerbel, Napenkerbel, Rübenkerbel, Erdkaſtanie, Peperle, Myrrhis foetens Riu. Chaerophyllum bulboſum Linn. wächſt in den Hecken und ſchattichten, lockern, guten Wieſengrunde. Die knollichte Wurzel iſt im Frühjahre fleiſchicht, und kann alsdenn geſpeiſet werden; nachher wird ſie länger, holzichter, und ſtirbt ab. Der Stängel iſt mit bräunlichen Flecken bezeichnet, an den zwey untern Knoten mit ſteifen Haaren beſetzet, übrigens aber glatt und unter den Aeſten und Blättern aufgeſchwollen. Die rauchlichten Blätter ſind dreyfach gefiedert, und die Blättchen gemeiniglich in drey lanzenförmige Lappen abgetheilet. Unter der Hauptdolde ſteht ein Blättchen, bey den Nebenabtheilungen aber zählet man gemeiniglich drey, auch fünf rückwärts geſchlagene Blättchen. Die weißen Blumenblätter ſind einander nicht völlig ähnlich, und die langen Saamen merklich mit ſchwarzen Furchen durchzogen; daher hat auch Herr von Haller dieſe Art zu dem Myrrhenkörbel gerechnet. Die Blätter ſtinken. Die Saamen verurſachen Schwindel und Kopfſchmerzen. Man muß dieſe Pflanze nicht mit den Erdnüſſen, Bunium bulbocaſtanum, verwechſeln, wovon die Wurzeln gleichfalls als ein Nahrungsmittel im Gebrauche ſind. Von unſerer Pflanze iſt die Wurzel äußerlich ſchwärzlich, innerlich weiß und im Frühjahre von einem ſüßen, lieblichen Geſchmacke. Man pfleget ſolche zu brühen, die Haut abzuziehen, und mit Salz, Pfeffer,

Eſſig und Oel wie einen Salat zuzurichten. Wenn der Stängel getrieben, taugt die Wurzel nicht mehr zum eſſen. Daß der Genuß dieſer Wurzel ſchädlich ſey, und Kopfſchmerzen verurſache, wie Herr Dietrich anführet, iſt ungegründet. Dieſe Art Kerbel iſt, ehe ſie Saamen trägt, dem rechten Schierlinge ganz ähnlich und kann leicht dafür angeſehen werden. Herr Cranz erinnert auch, wie man in Wien aus dieſem Kerbel öfters das Schierlingsextract verfertiget und damit ſich ſelbſt und andere betrogen habe.

3) Der knotichte, rauhe Kerbel, Myrrhis Riu. und Hall. Chaerophyllum temulum L. Der Stängel iſt gefleckt, mit ſteifen Haaren beſetzet, und bey den Gelenken aufgeblaſen: die Blätter ſind rauch, doppelt gefiedert, und die letzten Lappen ſtumpf. Die Dolden hängen gemeiniglich, ehe die Blumen aufblühen, unterwärts. Die Hauptdolde iſt kahl, auch zuweilen mit einigen ganz kleinen Blättchen umgeben; bey den Nebenabtheilungen ſteht ein Blatt, welches in ſechs bis acht lanzetförmige Einſchnitte getheilet iſt. An den Randblümchen ſind die Blumenblätter von ungleicher Größe und herzförmig. In der Mitte zeigen ſich männliche Blumen. Die Saamen ſind merklich geſtreifet, und deswegen rechnet Herr von Haller auch dieſe Art zu dem Myrrhenkörbel. Die Wurzel iſt zweyjährig, und man findet dieſe Art bey uns an den Aeckern und Gehägen.

4) Der rauche, grannichte Saamen tragende Kerbel, rauher Bergkörbel, Myrrhis paluſtris Riu. Chaerophyllum hirſutum Linn. wächſt vorzüglich auf den Schweizeriſchen Alpen, kann aber auch bey uns leicht aus Saamen erzogen, in einem guten naſſen Boden erhalten, und durch Theilung der Wurzel vermehret werden. Die Wurzel iſt lang, und nach Herr Hallers Beſchreibung wohl etliche Fuß lang. Der hohle Stängel erreichet die Höhe von drey Fuß, iſt in Aeſte getheilet, rauch anzufühlen, und bey den Knoten nicht aufgeblaſen. Die äſtigen, oder dreyfach gefiederten Blätter beſtehen aus eingeſchnittenen und ſpitzigen Blättchen, über den Einſchnitten ſieht man weiße Düpfelchen. Bey der Hauptdolde ſteht nur ein, bey den Nebenabtheilungen gemeiniglich fünf auch acht rückwärts geſchlagene Blättchen. Die Blumen ſind weiß, auch röthlich, die Blumenblätter herzförmig und von verſchiedener Größe, und die walzenförmige, geſtreifte Frucht endiget ſich mit zwo geraden, ſtumpfen Grannen oder Griffeln. Bey dem Herrn von Haller iſt dieſe Pflanze eine Art Myrrhenkerbel.

5) Girſchblätterichter Kerbel, rauher Mattenkerbel, Angelica Podagrariae fol. Riu. Chaerophyllum aromaticum Linn. wächſt bey uns um Meißen. Die Wurzel iſt dauerhaft und der Stängel nicht aufgeblaſen; dieſer und die Blattſtiele ſind mit Haaren beſetzet. Die Blätter gleichen dem Girſche, ſie ſind gefiedert, und die rauchen Blättchen ganz und nur ſägeförmig ausgezacket; wenige Blumen ſind Zwitter, die meiſten hingegen männlichen Geſchlechts. Die Frucht iſt wie bey der vorherſtehenden Art, mit den beyden langen Griffeln beſetzet. Die Pflanze trägt wenig Saamen, und hat zuweilen einen angenehmen gewürzhaften Fenchelgeſchmack. Bey der Stallfütterung empfiehlt Hr. Gleditſch dieſe, wie auch die vorherſtehende Pflanze.

6) Goldfärbiger Kerbel, Chaerophyllum aureum Linn. welcher in der Schweiz, auch an einigen Orten Deutſchlands gefunden wird. Die holzichte Wurzel iſt ausdauernd. Der Stängel erreichet ohngefähr drey Fuß Höhe, iſt geſtreifet, eckicht, unterwärts rauch, am übrigen Theile mit röthlichen Flecken bezeichnet und in viele Zweige abgetheilet. Die Blätter ſind blaßgrün, rauch, doppelt gefiedert, und die Blättchen gemeiniglich in zween Lappen zerſchnitten. Die ganze Dolde iſt nicht groß; die allgemeine Hülle fehlet ganz, oder beſteht nur aus einem Blättchen, die beſondere aber aus fünf und mehrern, welche am Rande weißlicht ſind, und ſich mit der Zeit zurückſchlagen. Die weißröthlichten Blumenblätter ſind am Rande ungleich und herzförmig, bey den innern einander ähnlich. Männliche Blüthen miſchen ſich unter die Zwitter. Die Saamen ſind gelb, eigentlich nicht gefurchet, jedoch mit drey erhabenen Linien durchzogen. Die Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch. Obgleich

7) der gemeine Gartenkerbel, Chaerophyllum ſatiuum C. B. vom Herrn von Linné zum Nadelkerbel gerechnet, und Scandix Cerefolium genannt wird, wollen wir ſolchen doch hier anführen, zumal da auch Herr von Haller dieſen als eine Art des Cerefolii beybehalten hat. Die jährige, kegelförmige, kleine, weiße, fäſerichte Wurzel treibt zeitig im Frühjahre zarte, hellgrüne, tief eingeſchnittene Blätter, und nachher den geſtreiften, blaßröthlichen Stängel, welcher ein bis zwo Ellen Höhe erreichet, in viele Zweige verbreitet, und mit vielen Blättern beſetzet iſt. Die ganze Pflanze iſt glatt und ohne Haare. Gemeiniglich treiben aus dem nämlichen Orte zween Zweige und nur ein Blatt. Die Stängelblätter

ſind dreyfach gefiedert, die Blättchen tief eingeſchnitten, und die Lappen lanzenförmig. Die Dolden ſtehen mehr ſeitwärts an den Zweigen als auf den Enden derſelben. Die Hauptdolde hat keine Hülle, bey den Nebenabtheilungen ſtehen ein, oder zwey röthlichte Blättchen. Die Blumen ſind weiß, und bey den äußerlichen die Blumenblätter von ungleicher Größe und eingeſchnitten. Neben den Zwitterblumen ſieht man auch männliche. Die langen, ſchnabelförmigen, ſchwarzen Saamen ſind glatt, oder nicht geſtreifet. Die Pflanze erwächſt leichtlich aus dem Saamen, welchen man im Frühjahre, oder lieber im Herbſte, auf ein wohl gedüngtes, etwas feuchtes Erdreich ſäet. Nach Herrn Millers Rathe ſoll man lieber den Saamen ausfallen, und ſich beſäen laſſen. Weil man aber gerne zu jeder Zeit junge Kerbelblätter vorräthig wünſchet, ſoll man alle Monathe, den Frühling und Sommer über, die Ausſaat veranſtalten. Es iſt eine nützliche Pflanze. Wenn man das getrocknete Kraut auf glühende Kohlen wirft, erreget es, wie der Salpeter, einiges Blitzen, daher zu ſchließen, daß es ein weſentliches, ſalpeterartiges Salz beſitze. Sie hat einen ſcharfen Geruch und Geſchmack, und beſitzt ölichte Theile, welche jedoch beſſer mit dem Waſſer, als Weingeiſte aufgelöſet werden können. Das abgezogene Waſſer iſt kräftig, nützlicher aber der ausgepreßte Saft. Man pfleget auch die jungen Blätter mit Butterbrod zu ſpeiſen, oder ſelbige unter den Salat zu miſchen, auch mit Fleiſch zu kochen, und wohlſchmeckende geſunde Kräuterſuppen zuzurichten. Da jedoch durch das Kochen viel von den kräftigen Beſtandtheilen verlohren geht, ſoll man lieber den ausgepreßten Saft gebrauchen, oder die klein zerhackten Blätter friſch und ohne ſelbige zu kochen mit den Suppen vermiſchen. Das getrocknete Kraut iſt ohne Nutzen, wie auch der Saame. Der Nutzen des friſchen Krautes iſt vielfach. Vorzüglich gehöret es zu denjenigen Mitteln, wodurch im Frühjahre die langwierigen Krankheiten verbeſſert werden können. Es eröffnet die verſtopften Gefäße, zertheilet die ſtockenden Säfte, und treibt vorzüglich den Urin. Es iſt daher in mancherley Krankheiten nützlich. Vornehmlich können ſich deſſen diejenigen bedienen, welche durch vieles Sitzen und aus Mangel der Bewegung zu Verſtopfungen der Eingeweide Gelegenheit gegeben, als den Milzſüchtigen, Schwindſüchtigen und denjenigen, welche von der goldenen Ader Beſchwerlichkeit empfinden. Den Saft mit Krebsſuppe vermiſchet empfiehlt Herr

von Haller bey Verſtopfung der Eingeweide. Bey der Waſſerſucht ſcheint der Kerbel zu ſchwach zu ſeyn, und bey der wirklichen Schwindſucht iſt derſelbe, wie alle andere Mittel, unkräftig, ja wohl ſchädlich, indem Geoffroi bemerket, wie der lang anhaltende Gebrauch Durſt erwecke, und zum Blutſpeyen Gelegenheit gebe. Man lobet es auch zu Zertheilung des geronnenen Geblüthes, welches von einem Falle oder Schlage verurſachet worden. Einige pflegen auch die Blätter in Butter zu braten, und als einen Umſchlag zu Linderung der Colikſchmerzen und Spannungen des Unterleibes den Kindern auf den Bauch zu legen. Dergleichen Umſchlag auf die Schaam geleget, ſoll den verhinderten Abgang des Urins verbeſſern. Die Verhärtung der Brüſte hat Herr Plenk mit den Blättern geheilet, und Hr. Murray die ſtockende Milch mit Kerbel und friſchen Erlenblättern aufgelöſet und zurück getrieben. Es beſitzt der Kerbel vielleicht mehr Kräfte, als bisher wahrgenommen worden, und Hr. Cranz vermuthet, daß ſelbiger bey Krebsſchäden nützlich ſeyn dürfte, daher er denſelben zu weiterer Unterſuchung empfohlen.

Kerbenmaul.

S. Seehaſe.

Kerbenmuſchel.

S. Mießmuſchel.

Kermes.

Kermes, mineraliſcher, Chermes minerale,] iſt ein chymiſches Product, welches aus Spießglas bereitet wird. Man nimmt klar geriebenes Spießglas, z. E. ein Pfund, vermiſchet ſelbiges mit einem viertel oder halben Pfund alkaliſirten Salpeter, und eben ſo viel Waſſer, oder mit einem Pfunde an der Luft gefloſſenen alkaliſirten Salpeter, ſetzet die Vermiſchung eine Nacht in Digeſtion, und gießt alsdenn, wenn man gefloſſenen alkaliſirten Salpeter genommen hat, noch ein Pfund Waſſer zu. Hierauf kochet man alles unter beſtändigem Umrühren eine Stunde lang, und ſeigt alsdenn die heiße Auflöſung durch. So wie die klare, durchgeſeigte Feuchtigkeit kalt wird, ſchlägt ſich von ſelbſt ein röthlichtes Pulver nieder, welches, wenn man es vermittelſt des Durchſeigens oder behutſamen Abgießen von der Feuchtigkeit geſchieden hat, mit Waſſer ausgeſüßt, getrocknet, und zum Gebrauch aufgehoben wird. Es beſteht dieſes Präcipitat aus aufgelößten, ſchweflichten, ingleichen wirkſam gewordenen metalliſchen Theilen des Spießglaſes, ohngefähr auf die Art, wie die Spießglasleber zu ſeyn pfleget, nur mit dem Unterſchiede, daß in

dem mineraliſchen Kermes weit wenigere und nicht ſo wirkſame metalliſche Theile, wie in der Spießglasleber ſind. Unterdeſſen iſt es doch als ein ſehr wirkſames auflöſendes, und bisweilen brechmachendes Mittel in der Heilkunſt zu gebrauchen. Es wird auch daſſelbe von einigen Cartheuſerpulver, Puluis Carthuſianorum, genannt, weil es durch einen Cartheuſerbruder, Namens Simon, der es aber nicht erfunden, ſondern durch einen, Namens Liger erhalten, zuerſt öffentlich bekannt geworden. Man glaubet, daß die Erfindung eigentlich dem berühmten Glauber oder einem Schüler deſſelben zuzuſchreiben ſey.

Kermes, S. auch Schildlaus.

Kermesbeere.
S. Phytolacca.

Kermeskörnerbaum.
S. Eiche.

Kern.
S. Dinkel.

Kernbeißer.

Kernbeißer iſt eine bekannte Art der Dickſchnabel, coccothrauſtes, führet auch ſonſt den Namen Steinbeißer, Kirſchfink; hat einen großen und harten Schnabel, an der Wurzel breit, in eine ſchwarze Spitze auslaufend, wie ein Kegel oder Trichter geſtaltet.

Kerner von Avignon.
S. Creutzbeerſtrauch.

Kernkraut.
S. Behenwurzel.

Kernobſt.
S. Obſt.

Kerzenbeerenbuſch.
S. Wachsbaum.

Kerzenkraut.
S. Königskerze.

Kerzgen.
S. Tute.

Keſcherfiſch.

Keſcherfiſch, in Egypten, auch Lates, Latos, genannt; die Araber nennen ihn Keſchr, und iſt er einer der beſten Fiſche des Nilſtrohms. Seine zwo Unterarten heißen Charms und Luth. Bey dem Herrn von Linne wird er daher Perca Nilobica, gen. 168. ſp. 7. und von Müllern der Nilbarſch genannt. ſ. Parſch, Percis, des Kleins.

Kesken.
S. Holunder.

Keſmeſen.

Mit dieſem Namen belegen die Türken zu Conſtantinopel ein daſelbſt

ſelbſt gemeines Augenwaſſer, welches, nach einiger Schriftſteller Vermuthung, von der, im Waſſer eingemachten, Frucht, Acaculis genannt, bereitet wird. Von dieſer Frucht und der Pflanze, worauf ſelbige wächſt, haben wir keine hinlängliche Kenntniß. Joh. Bauhin meldet nur, daß ſolche ein Egyptiſcher Strauch ſey.

Keſſelſtein.

Waſſerſtein, Lapis aqueus, Tofus lebetum, iſt diejenige graue, ſteinartige Subſtanz, welche ſich inwendig an den Seiten der Gefäße, welche zum Waſſerſieden gebrauchet werden, anſetzt. Dieſe Subſtanz erzeugt ſich aus der im Waſſer befindlichen Erde, die gemeiniglich kalchartig auch thon- und bisweilen gypsartig zu ſeyn pfleget. Im gemeinen Leben wird dieſe Subſtanz oft Salpeter genannt.

Keſten.

S. Caſtanienbaum.

Keſtenbrachſem.

Chromis, Sparus Chromis, Linn. gen. 165. ſp. 14. die Mülleriſche Borſtenfloße ſeiner Meerbrachſeme, ſ. Meerbrachſeme.

Keta.

Ein Kamtſchatkiſcher Fiſch, ſ. unſern Artikel, Caibo, Th. II. S. 10. welcher, nach dem Steller, S. 157. dergeſtalt zu ergänzen: Zu Anfange des Monaths Julius ſteigt die dritte große Lachart auf, ſo Keta, auf Itälmeniſch Kaiko genannt wird. Dieſer iſt an Größe dem vorigen gleich, hat ein ſehr weißes und härtliches Fleiſch, ſo am Geſchmacke zwar einigermaßen dem Lachſe ähnlich, doch aber ſowohl am Geſchmacke als Geruche dem Cabliau mit nahe kömt. Es iſt dieſes der gemeinſte Fiſch, ſo allenthalben in beyden Meeren in der größten Menge anzutreffen, und wird vom tſchuktſchiſchen Vorgebirge ab bis Lapatka und von dar an der ganzen perſchiniſchen See in allen großen und kleinen Flüſſen bis Ochozk, und von dar bis an den Areurſtrohm häufig gefangen. In Irkuzk habe einen Keta, vier Schuhe lang, aus dem Amur, durch die Beyhülfe des damaligen Hrn. Vicegouverneurs, Bibikow, erhalten. Es wird dieſer Fiſch auf ganz Kamtſchatka unter allen am häufigſten und längſten gefangen, nämlich vom Anfange des Juli bis zu Ende des Octobers. Weil nun zu der Zeit die beſte Witterung auf Kamtſchatka iſt, ſo kömmt er allen ſehr erwünſcht, Jukola daraus zu machen, oder das eigentliche Kamtſchatkiſche Brod und hauptſächlich Proviant. Er bekömmt vor andern in dem Aufſteigen ſehr große und hervorragende Zähne, die faſt wie das Gebiß eines Hundes ausſehen.

ſehen. Aus der Haut dieſes Fiſches machet man Schuhe, ſo im Sommer auf dem Torflande vom Frauenzimmer bey Auffammlung der Beeren und Mäuſegräberey und im Winter, wenn großer Froſt, von allen auf der Reiſe getragen werden. Im Herbſte iſt dieſer Fiſch ſehr trocken und mager, ganz roth auf den Seiten, und ſchneeweiß auf dem Bauche.

Ketmie.

Ketmie iſt auch bey den Deutſchen ein gebräuchlicher Name, deswegen wir ſolchen lieber beybehalten, als mit Ibiſch oder Eibiſch, wie Herr Dietrich und Planer gethan, verwechſeln wollen, zumal unter dieſem Namen gemeiniglich die Althaea verſtanden wird. Daher uns auch der Name Altheenſtaude, welchen einige angenommen, nicht ſchicklich ſcheint. Das Ketmiengeſchlechte, welches Herr von Linne' Hibiſcus genannt, gehöret zu der Familie der Malven. Die Blume zeiget einen doppelten Kelch; der äußerliche beſteht aus fünf auch mehrern ſchmalen Blättchen, der innerliche aber nur aus einem, jedoch in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilten Blatte. Die fünf herzförmigen Blumenblätter ſind unterwärts unter einander verwachſen, wie denn auch die Staubfäden unterwärts eine Röhre abbilden, welche ſich oben wieder in viele einzelne Fäden theilet; auf jedem Faden ſitzt ein nierenförmiger Staubbeutel. Der Griffel iſt in fünf Aeſtchen geſpalten, und jedes mit einem köpfichten Staubwege geendiget. Das trockene Saamenbehältniß öffnet ſich mit fünf Klappen, zeiget fünf Fächer, und enthält viele nierenförmige Saamen. Herr von Linne' hat ſechs und zwanzig Arten beſtimmet, und darunter auch den Malvaviſcum angeführet. Dieſen werden wir unter dieſem Namen beſonders beſchreiben. Die meiſten Arten tragen anſehnliche und ſchön gefärbte Blumen. Die bekannteſten und merkwürdigſten ſind:

1) die ſyriſche Ketmie, Ketmia oder Hibiſcus ſyriacus L. wächſt in Syrien, hat die Geſtalt eines Baumes, und erreichet bey uns ſechs bis acht Fuß Höhe, blühet aber auch in einem niedrigen Zuſtande. Die Blätter fallen gegen den Winter ab, ſind ohngefähr drey Zoll lang und zween Zoll breit, in drey ſpitzige Lappen abgetheilet, und am Rande, ſonderlich vorwärts tief eingekerbet. Am Blattſtiele ſitzen zween Blattanſätze, welche aber zeitig abfallen. Zwiſchen den Blättern treiben im Auguſt, auch September, die Blumen; ſie ſtehen einzeln, auch in gezweyter Zahl bey einander, und ſind entweder purpurfärbig oder rothbläulicht, oder auch weiß,

weiß; daher man zwo Spielarten angemerket, welche auch an dem nämlichen Baume unverändert bleiben, und in den Ablegern fortdauern. Der gedoppelte Kelch bleibt ſtehen; der äußerliche iſt aus ſieben auch mehrern Blättchen zuſammengeſetzet. Die Blumenblätter, ſie mögen purpurfärbig oder weiß ſeyn, zeigen am untern Theile einen blutrothen Flecken, welcher ſich nach oben zu in verſchiedene Streifen ausbreitet. Dieſes ſchöne Anſehen der Blüthe beſtimmet den Werth dieſes Baumes. Der Saame wird bey uns ſelten reif; daher man die Vermehrung durch Einleger, auch abgeſchnittene Zweige veranſtaltet. Beyde ſchlagen leicht Wurzeln. Dieſer Baum, er ſey jung oder alt, iſt für unſere Winter zu zart; und obgleich Herr du Roi verſichert, daß zween ſtarke Stämme an einem etwas bedeckten Orte viele Jahre, und nach Herr Gleditſchens Zeugniſſe in dem berliniſchen Garten zwanzig Jahre über im freyen Lande ausgehalten, ſo iſt doch darauf nicht zu bauen. Man kann ſolche deſto eher in Töpfen und Kübeln erhalten, weil ſie leichtlich im Keller überwintern, und keiner beſondern Wartung nöthig haben. Im Winter brauchet man kaum darnach zu ſehen; man darf auch die Bäumchen nicht begießen, deſto öfterer aber muß dieſes im Sommer geſchehen. Herr Gleditſch empfiehlt dieſen Baum wegen der Bienenzucht, indem man unter den Bäumen und Sträuchern keine einheimiſche hat, welche ſpät und bis in den Herbſt blühen, und zu dieſer Zeit den Bienen Nahrung geben. An deren Stelle könnte dieſe Ketmie treten, und dadurch den Bienen noch einiger Unterhalt verſchaffet werden.

2) Die Ketmie mit blühenden Blattſtielen, Bieſamibiſch, Roſa moſcheutos Plin. Hibiſcus moſcheutos Linn. wächſt in Virginien und Canada. Die Wurzel dauert, der Stängel aber vergeht gegen den Winter. Dieſer iſt einfach und treibt keine Aeſte. Die eyförmigen, zugeſpitzten, eingekerbten Blätter ruhen auf Stielen, aus welchen, nicht aber aus dem Stängel, der Blumenſtiel entſpringt. Die Blume iſt groß, ſchön und purpurroth. Die Wurzel dauert im freyen Lande. Dieſe Stöcke aber blühen niemals, daher man ſie im Scherbel unterhalten, und gegen den Winter ins Glashaus bringen ſoll.

3) Die Sumpfketmie, Hibiſcus paluſtris Linn. wächſt auch in Virginien und Canada, und iſt dem Wachsthume nach der zwoten Art ziemlich ähnlich. Der jährige, zween oder drey Füß hohe Stängel bleibt einfach. Die eyförmigen Blätter ſind in drey

lappen getheilet, mit drey Nerven beſetzet, am Rande ſtumpf eingekerbet, und auf der untern Fläche wollicht. Aus dem Winkel der obern Blätter treibt im Heumonathe ein langer, gleichſam in Gelenke abgetheilter Stiel, welcher eine ſehr große, glänzend purpurfärbige Blume trägt. Heiſter hat dieſe Art von den andern getrennet und Münchhuſia genannt. Die Wurzel liebet feuchten Boden, dauert auch im freyen Lande, gelanget aber daſelbſt niemals zur Blüthe. Um dieſe zu erhalten, hält man die Stöcke im Scherbel, und ſetzet dieſe im Frühlinge auf ein Miſtbeet oder in ein Treibehaus, begießt ſolche fleißig, und wenn die Blüthe ſich zeiget, vergönnet man der friſchen Luft einigen Zugang.

4) Die Eſpenblätterichte Ketmie, Hibiſcus populneus L. wächſt in Indien, iſt baumartig, trägt herzförmige, völlig ganze Blätter und weißgelblichte Blumen. Der äußerliche Kelch beſteht aus einem Blatte und iſt nicht eingeſchnitten. Obgleich dieſe Art nicht leicht in Deutſchlands Gränzen vorkommen dürfte, haben wir ſolche doch anführen wollen, weil die Indianer davon nützlichen Gebrauch machen. Das braune, noch geſunde Mark, ſonderlich von der Wurzel, pflegen ſie im Waſſer zu zerreiben und als ein Purgiermittel, beſonders zu Abführung der Galle, zu gebrauchen, auch wider das Seitenſtechen und bey hitzigen Fiebern als ein ſtärkendes und kühlendes Mittel zu verordnen. Ein mehreres kann man bey dem Rumph nachleſen.

5) Die Lindenblätterichte Ketmie, Hibiſcus tiliaceus L. wächſt in Indien. Der Stamm iſt baumartig, jedoch voller Mark. Die Blätter ſind herzförmig, ungetheilt, ſpitzig, eingekerbet, oberwärts hellgrün, unterwärts beſtäubt. An dem Blattſtiele ſtehen zween eyförmige Blattanſätze. Die weißgelblichten, unterwärts roth gefleckten Blumen kommen ährenweiſe an den Spitzen der Aeſte hervor. Der äußerliche Kelch iſt zehnfach ausgezacket. Aus der Rinde machen die Indianer Fäden und Seile. Von dem verſchiedenen andern nützlichen Gebrauche kann man den Rumph nachleſen.

6) Die Sineſiſche Ketmie, Sineſiſche Roſe, Feſtblume, Schuhblume, Hibiſcus Roſa Sinenſis Linn. Hibiſcus iauanica Mill. wächſt in Indien, iſt baumartig, trägt eyförmig zugeſpitzte, eingekerbte, oberwärts glänzende, unterwärts blaßgrüne Blätter, und treibt aus dem Winkel lange Blumenſtiele. Die Blumen ſind roth, bisweilen weiß, öfters auch gefüllet, und gleichen alsdenn einer Roſe. Dieſe ſind

eine

eine wahre Zierde in den Gärten, nur Schade, daß ſelbige bey uns ſelten zum Vorſchein kommen. Man muß ſie das ganze Jahr über im Glashauſe unterhalten, und kann ſie leichtlich aus den Zweigen vermehren. Die Indianer gebrauchen die Blumen bey allen Feyerlichkeiten zur Zierde, und das Frauenzimmer pfleget ſich damit die Haare und Augenbraunen ſchwarz zu färben; die Engländer aber ſchwärzen damit die Schuhe.

7) Die veränderliche Sineſiſche Ketmie, heißt auch die Sineſiſche Roſe, Hibiſcus mutabilis Linn. Hibiſcus Sinenſis Mill. wächſt gleichfalls in Indien, iſt baumartig, treibt haarichte Aeſte, trägt herzförmige, in fünf ſpitzige Lappen getheilte und unmerklich eingekerbte Blätter. Die Blumen ſind einfach, zuweilen gefüllt, anfangs weiß, hernach roſenroth, und wenn ſie zu verwelken anfangen, purpurroth, und dieſe Veränderung geſchieht gemeiniglich in einem Tage. Die Blumen ſind nicht ſo ſchön wie bey der ſechſten Art. Die Stöcke blühen bey uns ſelten und verlangen viel Nahrung und Wärme.

8) Die baumwollenblätterichte Ketmie, Hibiſcus ſabdariffa Linn. Dieſe jährige Art wächſt in Indien. Der Stängel geht gerade in die Höhe, iſt nicht mit Stacheln, aber an dem herunterlaufenden Blattſtiele auf beyden Seiten mit einer Linie bezeichnet. Die Blattſtiele ſind unterwärts ſtachlicht, die untern Blätter ganz und eyförmig, die mittlern aber in drey und die obern in ſieben Lappen getheilet. Die Blumen ſitzen platt auf, ſind von mittlerer Größe, ſchwefelgelb, mit einem ſchwarzen Flecke. Man muß die Pflanze nicht allein auf dem Miſtbeete aus dem Saamen erziehen, ſondern auch im Treibhauſe unterhalten, ſonſt erhält man keine Blumen. Aus der Rinde machen die Malabarer Seile, und die Blätter eſſen ſie als Zugemüſe, verfertigen auch daraus ein berauſchendes Getränke. Der Indianer Bangue ſoll, nach Herrmanns Zeugniſſe, aus den Blättern dieſer Pflanze verfertiget werden. Herr Jacquin berichtet, wie der doppelte Kelch an den Stöcken, welche die Caribäer in den Gärten unterhalten, ſowohl blutroth als auch grünweißlicht gefärbet und zu der Zeit, wenn die Frucht zur Reife gelanget, fleiſchicht ſey, einen angenehmen, ſcharfen Geſchmack habe, mit Waſſer abgekochet und von den Einwohnern geſpeiſet werde. Es ſoll alsdenn wie unſere Johannisbeeren ſchmecken. Die eingekochte Brühe oder Gallerte davon läßt ſich nach Europa verführen, ohne zu verderben; hingegen der davon bereitete Wein hält ſich kaum einen

nen Monath. Der Kelch enthält einen ſäuerlichen Saft, welcher ſtatt des Weines gebraucht wird; auch die Frucht ſchmecket wie Saueramp.

9) Die ſtachlichte hanfblätterichte Ketmie, Hibiſcus cannabinus Linn. hat mit der vorigen viele Aehnlichkeit. Sie wächſt in Indien, iſt jährig, der Stängel ohngefähr fünf Fuß hoch, und mit aufgerichteten Stacheln beſetzet; auch die Blumenſtiele zeigen unterwärts dergleichen Stacheln. Die unterſten Blätter ſind ganz und eyförmig, die mittlern in drey, die oberſten in fünf Lappen abgetheilet, und am mittelſten Nerven mit einer Drüſe bezeichnet. Der äußerliche Kelch iſt ſtachlicht, der innerliche rauch anzufühlen, und jeder Einſchnitt mit einer Drüſe beſetzet; die Blumen ſitzen platt auf, ſind groß, ſchwefelgelb und am Boden ſchwarzröthlich geflecket. Der Kelch bedecket die haarichte Frucht. Die Wartung kömmt mit der achten Art überein.

10) Die unbewehrte Ketmie mit ſiebenlappichten Blättern, Hibiſcus Manihot. Linn. wächſt in Indien. Die Pflanze dauert einige Jahre, und iſt immergrünend. Der weiche, unbewehrte Stängel wird zween bis vier Fuß hoch. Die langen, gleichfalls unbewehrten Stiele tragen handförmige Blätter, welche gemeiniglich in ſieben lange, ſpitzige, ſägartig eingekerbte Lappen abgetheilet ſind. Aus dem Winkel der obern Blätter treiben einzelne, kurze Stiele mit ſehr großen, ſchwefelgelben, und am Boden mit dunkel purpurrothen Flecken bezeichnete Blumen. Man erzieht dieſe Art aus dem Saamen in dem Miſtbeete. Die Stöcke ſind dauerhaft und die Scherbel werden den Sommer über in freyer Luft, im Winter aber in einem gemäßigten Glashauſe unterhalten.

11) Die rauche Bieſamketmie, Bieſamkörner, Bieſampappel, Abelmoſche, Ketmia Abelmoſchus Linn. Dieſe vorzüglich ſchöne Art wächſt auch in Indien, ſonderlich in Egypten. Die zäſerichte Wurzel treibt einen, ſechs bis ſieben Schuh hohen, und rauchen Stängel, an welchem gleichfalls rauche, herzförmige, ſiebeneckichte und eingekerbte Blätter ſitzen. Das große Blumenblatt iſt goldgelb, am Boden mit purpurrothen Flecken gezieret. Die Saamen ſind rauch, braun, von Geſchmack bitter, an Geruch dem Bieſam ähnlich. Der Geruch iſt in warmen Ländern ſtärker, und man will diejenigen Saamen, ſo aus Martinique kommen, für die beſten halten. In hieſigen Gärten kommen die Saamen ſelten zur Reife, haben auch einen viel ſchwächern Geruch.

Man erzieht die Pflanze aus dem Saamen auf dem Miſtbeete; die Stöcke ſind zärtlicher, als vieler andern Arten, und müſſen daher nicht allein den Winter über im warmen Glashauſe unterhalten, ſondern auch im Sommer vor der kühlen Luft bewahret werden. Die Saamen werden in Italien zum parfumiren gebrauchet, auch Roſenkränze daraus verfertiget; dieſe aber behalten den Geruch kurze Zeit. Die Egypter gebrauchen ſolche zur Stärkung des Magens und Hauptes; die Türken und Araber ſollen ſelbige zerſtoßen unter den Coffee und Sorbet miſchen. In unſern Apotheken wird ſelten darnach gefraget.

12) Die fünflappichte, eßbare Ketmie, Hibiſcus eſculentus Linn. Herr Kalm führet dieſe Art unter dem Namen Okra an. Sie wächſt in Indien. Der Stängel iſt rauch, erreichet drey bis vier Schuh Höhe, und verbreitet ſich in viele Aeſte. Die Blätter ſind in fünf Lappen getheilet. Die Blumen ſtehen in dem Winkel der Blätter, ſind blaß ſchwefelgelb, und am Boden dunkelpurpurroth geflecket. Der äußerliche, in zwölf Einſchnitte getheilte Kelch fällt ab und nur der untere Theil davon bleibt ſtehen; der innere iſt fünffach eingekerbet und theilet ſich der Länge nach, wenn die Blume ſich öffnet. Das Saamenbehältniß iſt gemeiniglich länger, als dicker, und ſchotenartig, haaricht und mit zehn Furchen durchzogen. Man behandelt dieſe wie die achte Art. In den amerikaniſchen Inſeln wird die Frucht, wenn ſie noch grün iſt, zerſchnitten, und in Suppen gekochet, und dieſes Gerichte wird von einigen für etwas leckeres gehalten, vornehmlich lieben es die Schwarzen ungemein, obgleich der Geſchmack höchſt ſchleimicht iſt. Die ſchwangern Sclavenweiber ſollen damit die Schaam beſchmieren, um die Geburth zu befördern.

13) Die blaſenförmige Ketmie, Stundenblume, Morgenſtern, Wetterröslein, Kermia veſicaria, wächſt in Italien und Afrika. Die jährige, fäſerichte Wurzel treibt verſchiedene, etwa zween Fuß hohe und in Aeſte getheilte Stängel. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind in drey, auch fünf ſtumpfe, eingeſchnittene und eingekerbte Lappen getheilet, aus deren Winkel einzelne, mit Gelenken verſehene Blumenſtiele treiben. Stängel, Aeſte, Blatt- und Blumenſtiele, auch unterwärts die Blattnerven, ſind mit kleinen, haarichten Borſten beſetzet. Die Blumen erſcheinen vom Julius bis in den September. Sie ſind ſchwefelgelb mit einem dunkelrothen Boden, zuweilen auch blaßpurpurfärbig, und dauern nur wenige Stun-

Stunden. Der äußerliche Kelch beſteht aus neun bis zwölf ſchmalen, haarichten Blättchen, der innerliche fünfſpaltige iſt aufgeblaſen, zieht ſich mit den Spitzen, wenn die Frucht reifet, zuſammen und umgiebt dieſe, wie eine Blaſe; die fünf, mehr vereinigten Kelchſpitzen ſtellen gleichſam fünf Flügel vor, und auswärts iſt derſelbe mit vielen borſtigen Haaren beſetzet. Wegen der beſondern Geſtalt des innerlichen Kelches hat Rivinus dieſe Pflanze von den Ketmien abgeſondert, und als ein beſonderes Geſchlecht unter dem Namen Bammia angenommen, welchem auch Herr von Linne' ehedem gefolget, dem Geſchlechte aber einen andern Namen, nämlich Trionum, gegeben. Doch hat dieſer ſich nachher geändert, dieſes Geſchlecht für überflüßig angeſehen, und ſolches abermals mit der Ketmie vereiniget. Man zieht ſolche jährlich aus dem Saamen; wo ſie einmal geſtanden und Saamen getragen, pfleget ſie ſich öfters von ſelbſt auszuſäen. Das Verſetzen vertragen die Stöcke nicht gern, ſonſt brauchen ſie keine Wartung.

Kettencoralle.

S. Röhrencorall.

Keule.

Dieſe Flügelſchnecke, welche eigentlich zu den gethürmten oder Flügelnadeln gehöret, hat Herr von Linne' im Anhange unter dem Namen Strombus clauus angeführet. Die gethürmte Schale iſt glatt, nicht gar einen Finger lang und hat dreyzehn Gänge, davon die zween untern glatt, die übrigen aber der Länge nach geſtreifet ſind, der ganz untere hingegen iſt in die Quere geſtreifet. Der Schwanz läuft ſpitzig aus, iſt gerade, glatt, und ein drittel ſo lang als die ganze Schale. Die Mundöffnung iſt oval und glatt.

Keulſchwamm.

Keulſchwamm oder Keilſchwamm. Statt dieſes Namens haben Herr Oeder und Planer Hönerſchwamm erwählet. Das Geſchlecht heißt Clauaria, und begreift, nach Herrn von Linne', diejenigen Schwämme, welche eine längliche Geſtalt und glatte Oberfläche haben, oder deren ganze Oberfläche mit einem ſtaubichten Pulver bedecket iſt. Das Ende dieſes Schwammes kann ſtumpf, auch ſpitzig, auch in Aeſte getheilet ſeyn, welchen Unterſchied Herr von Linne' nur zu Abtheilung der Arten anwendet; Herr von Haller aber rechnete ehedem nur diejenigen Arten zu dieſem Geſchlechte, welche aus einem dünnen Stiele nach und nach in eine dickere Keule ſich verlängern, und brachte die andern unter das Geſchlecht Coralloides. In der neuen

neuen Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzenhiſtorie hat er beyde Geſchlechter gleichfalls vereiniget. Herr von Linné führet acht Arten an. Herr Gleditſch hat nur dreye angenommen, hingegen viele Abänderungen angeführet. Da nur eine wegen ihres Gebrauchs merkwürdig iſt, wollen wir auch ſolche allein anführen, und

den vieläſtichten Keulſchwam̄ nennen. Es iſt dieſes Clauaria coralloides Linn. und führet im deutſchen die Namen Corallenſchwamm, Händling, Bocksbart, Geißbart, Ziegenbärtchen, Rheling. Er beſteht aus einem vielfach getheilten Körper, welcher ſich in viele ungleiche ſpitzige Aeſte verbreitet. Im Sommer und Herbſte findet man ſelbige in den Wäldern und auf Heideplätzen; er iſt gemeiniglich gelb, auch zuweilen weiß, hat manchmal purpurfarbene Spitzen, iſt auch ganz purpurfarbig, es giebt auch braune mit weißlichen Spitzen. Herr Gleditſch führet eilf Abänderungen an, welche theils der Farbe, theils der Geſtalt nach, verſchieden ſind. Es giebt einige mit eingeſchnittenen Spitzen, auch einen kammförmig gefalteten. Die gelben und röthlichen pfleget man zu eſſen. Viele ziehen ſelbige den Morcheln vor. Verſchiedene von den Abänderungen ſollen giftig ſeyn, und heftiges Erbrechen mit andern Zufällen verurſachen.

Keurboom.

S. Amaquasbaum.

Keuſchbaum.

Dieſer Name iſt gewöhnlicher als Müllen, welchen Planer angenommen. Keuſchlamm iſt noch unſchicklicher, unter welchem Worte dieſes Geſchlecht vom Hrn. Dietrich und in Dycks Gartenkunſt angeführet wird. Agnus caſtus, Vitex Tourn. und Linn. Der einblätterichte, walzenförmige, kurze Kelch iſt fünffach ausgezacket; des Blumenblattes dünne Röhre verbreitet ſich in ſechs ungleiche Einſchnitte, welche man füglich in zwo Lippen eintheilen kann; zu jeder gehören drey Einſchnitte, und in beyden iſt der mittelſte Einſchnitt der größte; die vier Staubfäden ſind etwas länger als die Blumenröhre, doch zween davon kürzer, als die andern; der Griffel endiget ſich mit zween pfriemenartigen Staubwegen. Die kugelförmige Beere iſt in vier Fächer abgetheilet und in jedem liegt ein eyförmiger Saame. Herr von Linné hat vier Arten beſtimmet.

1) Keuſchbaum mit gefingerten, eingekerbten Blättern, ſonſt auch Mönchpfeffer, Schafsmummel, Schafmüllen, Abrahamsbaum, Borſtſaame genañt. Agnus caſtus offic. Vitex agnus caſtus Linn. iſt ein niedriges

Bäumchen mit vielen zähen Aeſten. Die geſtielten Blätter ſtehen einander gegen über, und beſtehen aus fünf, auch ſieben länglichten, an beyden Enden zugeſpitzten, eingekerbten, oberwärts ſchwarzgrünen, unterwärts weißlichtgrauen Blättchen. Die Blumen treiben zu Ende des Sommers aus den Enden der Aeſte hervor, und ſind zwar wirtelförmig geſtellet. Da jedoch, ſonderlich die obern Wirtel, dicht bey einander ſtehen, ſcheinen ſolche eine Aehre abzubilden. Sie haben einigen Geruch. Das Blumenblatt iſt entweder ganz purpurfärbig, oder mit weiß vermiſchet. Das Bäumchen wächſt an Bächen und ſumpfichten Oertern in Italien, Sicilien und andern mittägigen Ländern. Man erzieht ſolches aus Saamen, kann es auch zuweilen durch Zweige vermehren. Man hält es in Töpfen, doch iſt es nicht zärtlich und nimmt den Winter über in einem gemeinen Glashauſe oder Keller vorlieb. Im Frühjahre treiben die Blätter ſpät aus, welche im Herbſte wieder abfallen.

Die Aerzte gebrauchten ehedem die Blätter, Blumen und Beeren; die letztern ſind etwas kleiner, als der Pfeffer, vom Geſchmacke ſcharf und zuſammenziehend. Der vorgeſetzte Name ſollte die vorzügliche Tugend dieſes Baumes angeben; die ältern Aerzte aber kommen deswegen nicht überein. Einige behaupten, daß derſelbe zu Dämpfung der Liebesbegierden und zur Bewahrung der Keuſchheit dienlich ſey, andere aber behaupteten das Gegentheil. Vielleicht könnte beydes geſchehen, wenn es wahr wäre, daß derſelbe zu Linderung der Mutterbeſchwerung und bey den krämpfigen Zufällen der Milzſüchtigen, wie vorgegeben wird, nützlich ſey. Man will den Saamen, wie den Blättern, eine betäubende und ſchlafmachende Kraft zueignen. Dieſe aber und andere Tugenden ſind ſehr ungewiß und bey den neuern Aerzten iſt der Gebrauch dieſes Baumes ganz abgeſchaffet worden. Ob Cordus recht berichtet, wie die Blätter von gewiſſen alten Völkern ſtatt des Hopfens beym Brauen des Bieres gebrauchet worden, dürfte ſchwer zu unterſuchen ſeyn.

2) Der drey- und fünfblätterichte wollichte Keuſchbaum, Vitex trifolia Linn. Dieſer Strauch wächſt in Indien. Die Aeſte ſind biegſam, zähe, und liegen öfters auf der Erde auf. Jeder Blattſtiel trägt drey Blättchen, davon das mittelſte viel größer, als die beyden Seitenblättchen iſt. Dieſe ſind länglicht zugeſpitzet, oberwärts grün, unterwärts grau, wollicht anzufühlen, und am Rande etwas ausgeſchweifet, aber nicht einge-

kerbet. Nach Herrn von Linné Beſchreibung ſitzen zuweilen auch fünf Blättchen auf einem Stiele, welches aber Rumph nicht bemerket, hingegen aber meldet, wie zuweilen die Blätter nur einfach ſind, und die beyden Seitenblättchen mangeln, und alsdenn auch des einzelnen Blattes Rand eingekerbet erſcheine. Am Ende der Aeſte erſcheinen die Blumen, welche zweytheilige Büſchel vorſtellen und blau mit purpurfärbig vermiſchet ſind. Der Strauch und alle Theile, ſonderlich die Blätter und Blumen, haben einen ſtarken, gewürzhaften Geruch, und einen ſcharfen Geſchmack, welcher in den kleinen, ſchwarzen Beeren vorzüglich beißend iſt. Rumph meldet, wie öfters des Morgens auf den Blättern ein weißer Schaum gefunden werde, welcher des Nachts über ausgeſchwitzet, ingleichen wie die Wurzel viele Schößlinge austreibe, und dadurch dieſer Strauch einen weiten Umfang einnehme. Mithin wird auch ſelbiger dadurch am leichteſten fortzupflanzen ſeyn. Viele Schriftſteller, auch Chomel, führen den Strauch unter dem Namen Negundo an, und unterſcheiden fälſchlich Männlein und Weiblein. Den verſchiedenen Nutzen dieſes Strauches kann man im Rumph nachleſen. Bontius verſichert, wie er den Trank von den Blättern bey Lähmung der Glieder in ſeinem eigenen Körper nützlich befunden.

3) Der fünfblätterichte glatte Keuſchbaum, Vitex Negundo Linn. wächſt auch in Indien, iſt dem vorigen faſt ähnlich; gemeiniglich aber ſtehen fünf Blättchen auf einem Stiele, doch fallen die beyden hinterſten Seitenblättchen öfters allein ab, die drey übrigen aber bleiben ſtehen, und daher zählet Herr von Linné drey und fünf Blätter. Dieſe ſind eyförmig zugeſpitzet, am Rande ausgeſchweifet und eingekerbet, unterwärts mit Adern, aber nicht mit Haaren beſetzet. Die Blumen erſcheinen in traubenförmigen Büſcheln. Rumph erwähnet verſchiedene Tugenden, welche wir nicht berühren, da dieſer Strauch ſelten bey uns vorkommen wird.

4) Der gefiederte Keuſchbaum, Vitex pinnata Linn. iſt in hieſigen Gärten gänzlich unbekannt.

Keuſchkraut.

S. Sinnkraut.

Keuſchlamm.

S. Keuſchbaum.

Kevel.

Ein vierfüßiges Thier aus dem Geſchlechte der Gazellen, welches man am Senegal antrifft. Es iſt ein wenig kleiner, als die

gemeine

gemeine Gazelle, mit welcher es ſonſt in den meiſten Stücken übereinkömmt, und beynahe mit unſern kleinen Rehen von einerley Größe. Es hat, wie die gemeine Gazelle, ein kurzes falbes Haar, einen weißen Bauch und Hintern, einen ſchwarzen Schwanz, ſchwarze Hörner mit Ringen und länglichten Hohlſtreifen. Nur darinnen weicht es von der gemeinen Gazelle ab, daß es größere Augen und mehr Ringe an den Hörnern hat, welche auch überdieſes an den Seiten platt ſind.

Kichern.

Kichererbſen, Zieſererbſe, Cicer ſatiuum, oder arietinum L. Dieſe Pflanze macht allein ein Geſchlecht aus, und obgleich ehedem Hr. v. Linne die Linſen damit vereiniget, hat derſelbe doch dieſe nachher davon getrennet, und zu den Ervon gerechnet. Die fäſerichte Wurzel treibt aufrechtſtehende, äſtichte und rauche, ohngefähr zween Fuß hohe Stängel. Die Blätter ſind gefiedert, und die paarweiſe geſtellten Blättchen rundlich, eingekerbet und haaricht; am Ende ſteht ein einzelnes. Aus dem Blätterwinkel treiben die Blumen. Sie ſind ſchmetterlingsförmig, weiß, oder fallen ins röthliche; der fünffach getheilte Kelch iſt faſt ſo lang, als die Blumenblätter, vier Einſchnitte deſſelben liegen auf dem Helmblättchen, und der fünfte unter dem Schiffchen; das rundliche größere Helmblättchen iſt am Rande rückwärts geſchlagen; die beyden ſtumpfen Flügel ſind nur halb ſo groß, als dieſes, und das Schiffchen iſt noch kleiner, aber ſpitzig. Nach Art dieſer Blumen ſind neun Staubfäden in eine Scheide verwachſen, und der zehnte ſteht davon abgeſondert. Der aufwärts ſteigende Griffel zeiget einen ſtumpfen Staubweg. Die kurze Fruchthülſe iſt blaſenartig ausgedehnet, und enthält zween rundliche, eckichte, an der Spitze umgebogene Saamen. Die Farbe iſt verſchieden. Man findet weiße, auch röthliche Saamen, und die Schriftſteller führen ſolche Abänderungen als beſondere Arten an. Es werden, wie von andern dergleichen Hülſenfrüchten, die Saamen geſpeiſet. Sie ſind aber, wie viele andere von der Art, ſchwer zu verdauen, und machen leicht Blähungen. Man hat ſelbige aber auch als ein Arzneymittel angerühmet, und vorzüglich loben ſolche die ältern Aerzte als eiu urintreibendes und ſteinzermalmendes Mittel. Sie ſollen auch die Würmer tödten, die monathliche Reinigung befördern, den Säugenden die Milch vermehren, und den Ausbruch der Blattern befördern. Dieſes alles iſt ſehr ungewiß, wo nicht ganz falſch. Gewiſſer iſt es, daß das Mehl von

dieſen Saamen äußerlich aufgeleget eine zertheilende Kraft beſitze, und bey Verhärtung der Brüſte und der Hoden nützlich ſey. Ob dieſe ſtatt der Coffeebohnen gebrauchet, und den Erbſen vorgezogen werden können, zweifeln wir; beyde geben einen ſchlechten Trank, und die Cichorienwurzel iſt dieſen allen vorzuziehen. Einige pflegen die Kichern Coffeeerbſen zu nennen.

Die Pflanze wächſt in Italien und Spanien unter dem Getraide, blühet im Brachmonathe und wird jährlich aus dem Saamen erzogen. Bey uns wird ſelbige ſelten auf dem Felde gebauet, ſondern nur in den botaniſchen Gärten erzogen. Sie verlanget einen mittelmäßig gedüngten Boden; die Ausſaat geſchieht im April, und die ganze Beſtellung und Wartung kömmt mit den Erbſen überein.

Kichern, S. auch Lathyrus.

Kickvorſch.

S. Sommerſproſſe.

Kiebitzey.

S. Ey, Fritillarie und Staatenfahne.

Kiebitzporzellane.

S. Porzellanſchnecke.

Kiefer. S. Fichte.

Kiefern.

S. Kinnbacken.

Kieferwurm.

Petromyzon Branchialis, Linn. gen. 129. ſp. 3. der Mülleriſchen Pricken. Neunauge des Kleins, Petromyzon, 3. ſ. unſern Artikel, Aal, aalförmiger Fiſche, Th. I. S. 31.

Kiel.

S. Blumenblatt und Wurzel.

Kielflügel.

Kielflügel iſt eine Flügelſchnecke, welche in Oſtindien, ſowohl im natürlichen, als verſteinerten Zuſtande vorkömmt, und Strombus fiſſerula Linn. Hr. Müller giebt davon folgende Beſchreibung: Sie iſt ganz weiß; die Lippe läuft der Länge nach in einen geſpaltenen Kiel aus, und iſt an der einen Seite breitflüglicht, an der andern liegt eine Lippe gegen der Spindel an, und zwiſchen ſelbigen zeiget ſich die Oeffnung, welche einem geſpaltenen Kiele gleich ſteht und ſich über den Wirbel umkrümmet; der Schwanz hingegen iſt kurz und gerade und von der Mündung faſt nicht zu unterſcheiden.

Kielrücken.

Silurus Carinatus, Linn. gen. 175. ſp. 14. der Mülleriſchen Welſe. ſ. Wels.

Kiemendeckel.

Coryphaena Branchioſtega, Linn. gen. 158. ſp. 11. der Müllerischen Stutzköpfe, ſ. Stutzköpfe.

Kiemenfleck.

Labrus Opercularis, Linn. gen. 166. ſp. 7. der Müllerischen Lippfiſche, ſ. Lippfiſche.

Kiemenwurm.

Mit dieſem Namen belegen die Holländer gewiſſe Fiſchwürmer, welchen Herr v. Linné den Geſchlechtsnamen Lernaea gegeben. Es führet derſelbe vier Arten an, welche durch folgende Kennzeichen unter ſich eine Aehnlichkeit haben. Der Körper iſt länglicht rollrund, und pfleget ſich vermittelſt einiger Fühlerchen an andere Körper, ſonderlich Fiſche, anzuhängen. Die Fühlerchen haben die Geſtalt der Arme, und man zählet derſelben zween auch drey. Am Körper ſitzen zween Eyerſtöcke, welche denſelben gleichſam als doppelt geſchwänzet vorſtellen.

1) Der Kabeljauwurm, Lernaea branchialis L. Der Wurm iſt ohngefähr einen Finger lang, und einen dünnen Federkiel dicke, rothgefärbet, ſpindelrund, und unter der Spitze mit einer Mündung verſehen, um welche ſich drey ſteife, dreyzackichte Fühlerchen befinden; der hintere Theil iſt mehr bäuchicht, gekrümmet, und mit einigen ſchwarzen Strichen gezieret. Der Schwanz läuft ſtumpf aus, und die zween Eyerſtöcke beſtehen aus einem Gewebe dünner Fäden. Der Aufenthalt iſt in den Kiemen der Kabeljaue, in welchen ſich dieſer Wurm feſtſauget.

2) Karauſchenwurm, Lernaea cyprinacea L. Dieſer ſauget ſich oben an den Körper der Karpfen und Karauſchen an, und erreget dadurch rothe Flecke. Die Länge des Wurmes beträgt ohngefähr einen Finger breit; der Körper iſt keulförmig; Fühlerchen zählet man viere, und die Spitzen derſelben ſind mondförmig gebogen.

3) Lachswurm, Salmonea Linn. Dieſer ſitzet öfters an dem innern Winkel der Kiemen bey dem Lachſe an, und iſt nicht viel größer als eine Menſchenlaus. Der Körper iſt eyrund; das herzförmige Bruſtſtück endiget ſich in eine Mündung, die zwo Lippen hat, davon die obere ausgerändelt, die untere aber geſpalten iſt. Es ſind nur zwey fadenförmige Fühlerchen zugegen. Die Fiſcher pflegen dieſe Würmer Salmläuſe zu nennen, und für eine gute Vorbedeutung eines reichen Lachsfanges zu halten, wenn die meiſten Lachſe dergleichen Würmer an ſich haben.

4) Döſchwurm, aſellina L. Vorzüglich an dem Döſch der Oſtſee, auch an den Scheifiſchen des Norderoceans zeigen ſich dergleichen angeſaugte Würmer, welche von den übrigen merklich unterſchieden ſind. Die Geſtalt iſt halbmondförmig, das Bruſtſtück herzförmig, und der Schwanz gedoppelt ſpindelförmig.

Kien.

Herr Guill, welcher ſich viele Jahre in China aufgehalten, hat von einem gelehrten Chineſer ein beſonderes Salz, oder natürliches mineraliſches Alkali erhalten, welches ſich im Königreich Hami in der Erde findet, der Chineſiſchen Seife gleichet, und daher auch den Namen Kien erhalten hat, womit ſonſt dieſe Seife beleget wird. Der Hr. v. Engeſtröm hat damit häufige Verſuche angeſtellet, und daraus erkannt, wie es ein mineraliſches Alkali ſey, mit welchem aber einige fremde Materien, obzwar in geringer Menge, vermiſchet ſind; ſonderlich hat derſelbe etwas Salzſäure, verbrennliches Eiſen, Kalk und Thon beygemiſchet gefunden. Man kann hierüber der Schwediſchen Akad. Abhandl. 34 Band. S. 165. und 167. nachleſen.

Kienbaum. S. Fichte.

Kienfohre.

S. Fichte.

Kienpoſt.

S. Kühnpoſt.

Kienruß. S. Fichte.

Kies.

Schwefelkies, Eiſenkies, Pyrites ſulphureus. Mit dieſem Namen iſt eigentlich diejenige Erzart zu belegen, welche aus Schwefel und Eiſen oder Eiſenerde und bisweilen auch aus etwas Arſenik beſteht. Der eigentliche Kies iſt die Mutter des Schwefels und Vitriols, wie er denn auch auf dieſe beyden vorzüglich genutzet wird. Er hat eine bleichgelbe glänzende Farbe, und iſt dichte, oder derb, oder körnicht oder ſtrahlicht, und von mancherley Geſtalt, als kugelrund, eyrund, plattrund, blättricht, traubenförmig und cryſtalliſiret, welche letztere Art man Markaſit oder Kiescryſtallen nennet, ſo aber nicht von einerley Figur, ſondern bisweilen würflicht, bisweilen ſechs- acht- zehn- und mehr ſeitig, bisweilen ungleichſeitig ſind. Es durchdringt auch der Kies und überzieht andere Körper, wie z. E. Muſcheln, Schnecken, Holz u. d. und nimmt alsdenn verſchiedene Geſtalten an, wie denn der röhrichte Kies eine ſolche Art zu ſeyn pfleget, da derſelbe ſich um etwas geleget hat, ſo aber mit der Zeit von ſelbigen geſchieden worden, und die röhrichte Geſtalt zurückgelaſſen.

gelaſſen. Was die äußerliche Geſtalt betrifft, ſo theilet Henckel in ſeiner Kieshiſtorie S. 155. ſelbige in vier Arten ein; als 1) in runden; 2) eckichten; 3) tafelartigen oder täflichten; 4) pfeifenartigen. Zu den runden gehören 1) die Kiesbälle oder Bergeyer, Globuli pyritacei ſphaerici; welche ganz rund ſind; 2) die halbrunden Kiesbälle, Globuli pyritacei hemiſphaerici, welche inwendig blättricht oder ſtrahlicht ſind; 3) die Kiesnieren, Globuli pyritacei oblongi, ſo länglichtrund, beynahe oval, und gleichſam aus lauter kleinen Küchelchen zuſammengeſetzet ſind; 4) die Kiestrauben, Globuli pyritacei botryтes, welche wie Trauben büſchelweiſe wachſen.

Zu den eckichten rechnet man vorzüglich die Kiescryſtallen, oder ſogenannten Marcaſite, Marchaſita, Cryſtalli pyritacei, Druſa pyritacea; man findet denſelben mit mancherley Ecken, mit vier, ſechs, acht, zehn und mehrern Ecken, wovon die Seiten bald würflicht, bald geſchoben, bald priſmatiſch ſind. Die Marcaſite ſchlagen mit Stahl Feuer, halten Eiſen und Schwefel und bisweilen auch Kupfer. Auch gedenkt Henkel eines zellenförmigen Kieſes oder Marcaſits, den er zugleich auf der zwoten Tabelle abgezeichnet, und wie ein zellenförmiges Wachsgebäude, worein die Bienen den Honig tragen, ausſieht, nur mit dem Unterſchied, daß die Zellen in dieſem Marcaſit viereckicht ſind.

Der tafelartige Kies beſteht aus lauter Blättern und kleinen Scheiben, und der pfeifenartige Kies kömmt in dicken und dünnen, runden, langen Stücken vor, welche äußerlich ſelten glatt, ſondern rauch und uneben, und oft mit kleinen Cryſtallen oder Marcaſiten bewachſen ſind. Ueberhaupt aber iſt von den Kiesgeſtalten, welche bisweilen ſo umſtändlich beſchrieben worden, dieſes zu merken, daß es, wie Henkel gar wohl erinnert, bey allen auf die runde und eckichte Geſtalt hinausläuft, und alſo, was die Figur betrifft, die Haupteintheilung in runde und eckichte wohl das natürlichſte iſt, und daß ganz reine Eiſenkieſe wohl rund, aber niemals eckicht, am allerwenigſten vieleckicht ſind, und die vieleckichten nicht allein eiſen- ſondern auch zugleich kupferhaltig zu ſeyn pflegen. Da in den mineralogiſchen Schriften von den Kieſen oft auf gar verſchiedene Weiſe geredet wird, ſo, daß bisweilen bey denen, die der Sache nicht genug kundig ſind, einige Irrungen und Unordnungen entſtehen können, ſo wollen wir noch von einigen in den mineralogiſchen Büchern vorkommenden Namen der Benennungen, als von Eiſen-

Eiſenkies, Schwefelkies, Vitriolkies, Kupferkies, Giftkies, Waſſerkies und Goldkies einige Erläuterungen beyfügen.

1) Eiſenkies wird eigentlich derjenige Kies genannt, der eine gelblichte Farbe hat und in Betrachtung des Metallgehaltes größtentheils aus Eiſen oder Eiſenerde beſteht, zugleich Schwefel und nur zufälliger Weiſe Kupfer enthält, und auf Schwefel und Vitriol genutzet, und dieſer Nutzung wegen auch Schwefel- und Vitriolkies genannt wird; doch iſt der Name Vitriolkies weniger gebräuchlich als Schwefelkies, welcher letztere oft gebrauchet, und hiermit eben derjenige mineraliſche Körper bezeichnet wird, den man Eiſenkies nennt.

2) Kupferkies, Chalcopyrites, iſt ein gelbes, bisweilen bleichgelbes Erz, welches nicht wie der Schwefel- und Eiſenkies am Stahl Feuer ſchlägt und aus Schwefel, Arſenik, Kupfer und Eiſen beſteht. Der Kupfergehalt beträgt bisweilen in einigen zwölf bis funfzehn Pfund. Es iſt alſo in ſelbigen mehr Schwefel und Arſenik als in den Kupfererzen. Sie werden auf Kupfer oder wenigſtens auf Rohſtein genutzet; man kann ſie auch, wenn ſie vorher geröſtet werden, zu blauen Vitriol anwenden; doch iſt es vortheilhafter, wenn man ſie auf Kupfer nutzet, und den blauen Vitriol durch die Kunſt, vermittelſt der Cämentation aus Kupfer und Schwefel machet. Das Wort Kupferkies wird nicht allenthalben gebrauchet; indem dergleichen kupferhaltiges Erz von einigen Kupfererz oder gelbes und bleichgelbes Kupfererz genannt wird.

3) Giftkies, Mißpickel, weißer Kies, Waſſerkies, arſenikaliſcher Kies, Pyrites albus, ſind Namen, welche einerley mineraliſchen Körper bedeuten. Es ſieht derſelbe weiß und glänzend aus, iſt dicht und ſchwer und hat meiſtentheils eine würflichte Figur; er beſteht aus Eiſen und Schwefel und auch einer unmetalliſchen Erde.

4) Goldkies. Mit dieſem Namen wird ein ungariſches Golderz beleget, welches aus Schwefel, Eiſen und Gold beſteht, und nach den neueſten Unterſuchungen ein wirklich vererztes Gold iſt.

Der eigentliche Kies, oder wie er gemeiniglich genannt wird, der Eiſen- oder Schwefelkies wird eigentlich auf Schwefel und Vitriol genutzet, da man nämlich erſt den Schwefel aus dem Kieſe in Röhren oder Retorten treibt, alsdenn den ausgebrannten Kies auf Haufen ſtürzet, etliche Wochen an der Luft liegen läßt, und endlich Vitriol daraus ſiedet.

Der Arſenikkies wird auf Arſenik, und Kupferkies auf Kupfer

genutzet

genutzet oder zum Einſchmelzen gebrauchet.

Kiesbälle und Kieß-cryſtall.

S. Kies.

Kieſeckenbaum.

S. Holunder.

Kieſel.

Silex. Wenn man unter dem Namen Kieſel ſolche Steine verſteht, welche ſehr hart ſind, gegen den Stahl Feuer ſchlagen, für ſich allein im ſtärkſten Feuer nicht ſchmelzen, ſondern nur mürber werden, mit keinem Sauren brauſen, und mit einem feuerbeſtändigen alkaliſchen Salze in Fluß kommen, ſo iſt kein Zweifel, daß eine beträchtliche Anzahl von Steinen zu dieſer Claſſe gerechnet werden kann. In dieſem Falle nun wird es nicht undienlich ſeyn, wenn man, um etwas allgemeines anzuzeigen, dieſe ganze Claſſe mit der Benennung Kieſelarten beleget, zum Unterſchied der Gattung, welche im gemeinen Leben ſowohl, als von Mineralogen Kieſel oder Kieſelſteine, Silices, im eigentlichen Verſtande genannt werden. Man findet dieſelben loſe auf den Feldern, in Hügeln, rund, oder von unbeſtimmter Figur und Größe, von Farbe weiß oder bunt, undurchſichtig oder faſt durchſichtig, auf der Oberfläche glatt, und beym Zerſchlagen auf dem Bruche uneben; außerdem ſchlagen ſie mit dem Stahle Feuer, kommen im ſtärkſten Feuer für ſich nicht in Fluß, ſondern werden mürber, und geben mit feuerbeſtändigen alkaliſchen Salze ein gutes durchſichtiges Glas. Von einigen Mineralogen werden zu dieſer Gattung diejenigen Steine gerechnet, welche man im gemeinen Leben Feuerſteine, und der mineralogiſchen Benennung nach Hornſteine nennt. Da ſich aber dieſelben etwas anders verhalten, ſo können wir ſie nicht zu den reinen Kieſelſteinen zählen, ob wir gleich hiermit nicht läugnen, daß in der Miſchung derſelben eine Kieſelerde befindlich, ſolche aber von einer ſolchen Beſchaffenheit ſey, daß ſie mit einer andern verbunden eine andere Miſchung als bey den eigentlichen Kieſeln mache. S. Hornſtein oder Feuerſtein.

Was die Kieſelarten betrifft, ſo werden nach den verſchiedenen Begriffen der Mineralogen mehr und weniger Gattungen angezeiget. Cronſtedt Minergl. S. 45. u. f. rechnet zu ſelbigen; 1) den Diamant nebſt dem Rubin und ſeinen Arten; 2) den Sapphyr; 3) den Topas nebſt Chryſolit, Chryſopras, Beryll und Aquamarin; 4) den Schmaragd; 5) den Quarz nebſt dem Bergcryſtall und Böhmiſchen Stein; 6) den Kieſel

ſel- oder Flintenſtein nebſt Opal- oder Elementſtein und ſeine Arten, ingleichen den Onyx, Chalcedon, Carneol, Sardonyx und Agath; den gemeinen Kieſel- oder Feuerſtein, den Bergkieſel, den Jaſpis und den Feldſpat.

Wallerius Mineral. S. 105. betrachtet die Kieſelſteine oder Agathe als die dritte Geſchlechtsart der Glasarten, welche bey ihm die zwote Claſſe oder Ordnung der Steine machen. Von den Kieſelſteinen machet er wieder zwo Hauptarten, als erſtlich dunkle und grobe Kieſelſteine und alsdenn hochfärbige, halbdurchſcheinende Kieſel. Bey der erſtern Art nennt er 1) grobe Kieſel; 2) halbdurchſcheinende Kieſel; 3) Feuerſteine: zu der andern Art rechnet er 4) den Cachelong; 5) den Carneol; 6) den Chalcedon; 7) den Onyx nebſt Memphit oder Camehuja und den Sardonyx; 8) den Opal; 9) das Weltauge; 10) den Agath; 11) die mineraliſchen Schwalbenſteine.

Lehmann Mineral. S. 84. welcher die Haupteintheilung oder Ordnung des Wallerius behält, betrachtet die Kieſelſteine, als die zwote Geſchlechtsart der glasächtigen Steine, und rechnet zu ſelbigen, 1) den Kieſel; 2) alle ſechseckicht wachſende Quarzkryſtallen nebſt dem Bergkryſtall und bunten Flüſſen; 3) den gemeinen Flinten- oder Feuerſtein; 4) den Chalcedon; 5) den Carneol; 6) den Onyx und deſſen Arten, nebſt dem Camehuja und Sardonyx; 7) den Opal; 8) alle Sorten von Agathen; 9) den ſo genannten Corallenſtein; 10) diejenigen Kieſelſteine, welche mit verſchiedenen blauen, violetnen und onyxfarbenen Sternen durchfloſſen und durchſichtig und ſonſt unter dem Namen Aſteria vera Plinii bekannt ſind.

Juſti Mineral. S. 226. machet von den Kieſelſteinen keine Geſchlechtart, ſondern betrachtet ſie als eine Gattung von glasachtigen oder ſchmelzbaren Steinen, welche nach ſeiner Eintheilung die fünfte und letzte Claſſe der Steine machen.

Aus dieſen angeführten Eintheilungen verſchiedener Mineralogen wird man leicht einſehen, daß unter denſelben im Setzen und Ordnen der Claſſen, Geſchlechter und Gattungen der Steine noch viele Uneinigkeit, und, welches daher nicht fehlen kann, auch gewiß noch viele Unrichtigkeit und Undeutlichkeit herrſchet. Es iſt aber auch nicht zu verwundern, indem uns von der eigentlichen Natur und Beſchaffenheit der Steine noch gar vieles Licht fehlet, welches uns in dieſer Dunkelheit den Weg zeigen könnte, die ungezweifelte Eintheilung der Steine feſtzuſetzen. Uns ſcheint Cronſtedts Eintheilung der

der Kieſelarten der Natur der Sache nach am nächſten zu kommen, wiewohl wir nicht läugnen können, daß manche Gattung mit mehrern Recht zu einer andern Geſchlechtsart zu gehören ſcheint. S. Steine.

Kieſelfeuchtigkeit.

Liquor ſilicum, iſt eine vermittelſt des Feuers mit einem feuerbeſtändigen alkaliſchen Salz genau vereinigte, und im Waſſer auflößlich gewordene Kieſelerde, deren Bereitung folgendermaaßen angeſtellet wird. Man vermiſchet einen Theil ſehr fein geriebenen Quarz, oder eine andere ſehr reine Kieſelart, mit vier oder ſechs Theilen Pottaſche, oder einem andern reinen feuerbeſtändigen alkaliſchen Salze, thut dieſe Vermiſchung in einen geraumigen Schmelztiegel, doch alſo, daß man denſelben nicht über die Hälfte anfüllet, weil die Materie, wenn ſie zu fließen anfängt, ſehr ſchäumet und in die Höhe ſteigt. Man bringt ſie alsdenn durch ſtarkes Feuer in Fluß, und erhält ſie eine Viertelſtunde lang und drüber im Fließen, gießt hierauf die gefloſſene Maſſe in einen erwärmten und mit etwas Unſchlitt ausgeſtrichenen Mörſel, ſtößt dieſelbe, ſobald ſie hart worden, klein, und trägt ſie in warmes Waſſer. Es wird ſich dieſelbe größtentheils auflößen, und nur etwas weniges unaufgelößet zurücklaſſen. Oder man ſetzet die klein geſtoßene Maſſe in einem weiten gläſernen oder porcellainen Gefäß der freyen Luft aus, da denn dieſelbe die Feuchtigkeit an ſich zieht, und zum Theil zerfließt. Die gefloſſene Feuchtigkeit wird die Kieſelfeuchtigkeit genannt. Es beſteht dieſelbe aus alkaliſchem Salze und aufgelößter Kieſelerde, welche letztere ſich ſogleich ſcheidet, ſobald man ein Saures bis zur Sättigung hineingegoſſen. Die auf dieſe Weiſe aufgelößte und in der Kieſelfeuchtigkeit befindliche Kieſelerde iſt geſchickt, mit dem Vitriolſauren eine Vereinigung einzugehen, und einen wirklichen Alaun zu geben, und dienet zum Beweis, daß die Alaunerde nichts anders als eine wirkliche Kieſelerde ſey. S. Alaun.

Kieſelſteinholz.

Der Baum, welchen man auf den franzöſiſchen Eylanden mit dieſem Namen Tendre à caillou beleget, wächſt daſelbſt an trocknen und ſteinichten Orten. Das Holz, oder vielmehr der Kern iſt ungemein feſt, hart, und ſowohl im Waſſer, als der Erde faſt unverweßlich. Er iſt roth, wenn man den Baum fället, verliert aber dieſe Farbe in der Luft, und wird graulicht. Die Blätter dieſes Baumes ſind eyförmig, eingezacket, trocken, und gleichſam

von der Sonne verbrandt, und der Baum ſelbſt ſcheint in einiger Entfernung röthlich, und wie verſenget zu ſeyn. Eine vollſtändige Nachricht haben wir hiervon nicht finden können. S. Forſtmagazin XI. Band 283 S.

Kieuyeu.

Mit dieſem Namen wird in der Chineſiſchen Landſchaft Xanſi eine Art Talgbaum beleget. Er ſoll in Anſehung der Blätter, Blüthen und Früchte viel ähnliches mit unſerm Birnbaume haben, die Schale der Frucht aber ſchwarz, und das Fleiſch weiß ſeyn. Wenn die Frucht gekochet wird, giebt ſie vieles Fett von ſich, welches in der Kälte wie Unſchlitt gerinnet, und zu Verfertigung ſchneeweißer Lichter gebrauchet wird. Dieſe Lichter ſollen wie Wachs anzufühlen ſeyn, auch wenn ſie ausgelöſchet werden, keinen Geſtank hinterlaſſen. Aus den Saamen kann ein Oel gepreſſet werden, ſo in den Lampen zu gebrauchen. Die Blätter des Baumes geben ein gutes Futter für das Rind- und Schaafvieh. Ob dieſes vielleicht der mehr bekannte Wachs- oder Talgbaum ſey, können wir in Ermangelung genauer Nachrichten, nicht beſtimmen. S. Forſtmagazin VI. Band, 153 S.

Kiggelarie.

Franc. Kiggelar, welchem dieſes Geſchlecht gewidmet, iſt ſonderlich wegen der, bey Commelins Amſterdamer Garten angebrachten, Erklärungen bekannt. Man kennet nur eine Art, welche in Aethiopien wächſt, und einen immergrünenden Baum vorſtellet. Die Aeſte ſind mit vielen langen, ſchmalen, lanzenförmigen, eingekerbten, und hellgrünen Blättern beſetzet; die kleinen grünlichten Blumen machen unter ſich hangende Trauben. Männliche und weibliche Blumen ſtehen auf verſchiedenen Bäumen. In beyden iſt der einblättrige, vertiefte Kelch in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet; und die fünf längern, grünlichtweißen Blumenblätter ſind lanzenförmig, und ausgehöhlet. Bey der männlichen ſitzet an jedem Blumenblatte eine dreylappichte Drüſe, oder Honigbehältniß, und enthält zehn kurze Staubfäden, deren Staubbeutel oberwärts durchlöchert ſind. Bey den weiblichen ruhen auf dem kugelförmigen Fruchtkeime fünf Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Die dreylappichten Drüſen hat Fabricius auch bey den weiblichen angemerket. Die kugelförmige, rauhe, lederartige Frucht öffnet ſich mit fünf Klappen, und enthält viele rundliche, mit einer beſondern Haut eingewickelte Saamen. In hieſigen Gärten wird dieſer Baum ohngefähr zehn Schuh hoch, blühet jährlich, trägt aber niemals Frucht.

Frucht. Er läßt ſich ſchwer vermehren, Zweige und Ableger ſchlagen ſelten Wurzel, und die letztern erfordern wenigſtens zwey Jahre Zeit. Man hält das Bäumchen im Scherbel, und dieſen den Sommer über in freyer Luft, im Winter aber ſetzet man ſelbigen in das Orangenhaus. Herr Gleditſch meldet, wie man Saamen aus Holland erhalten, auch den Wurzelſtock ſpalten könne, indem der Hieb allmählig wieder überwallet.

Kigutilik.

Kigutilik, der Steinbeißer, ein ungewöhnlicher Fiſch, faſt eine Elle lang, wird von den Grönländern, Kigutilik, der Gezahnete genennet, weil er nicht nur in den Kiefern, ſondern in dem ganzen Rachen, oben und unten viele lange ſcharfe Zähne hat, die mehr den Hundeszähnen, als Fiſchzähnen, gleichen, und womit er alles zerquetſchet, was er anpacket. Horrebow nennet ihn Lupus marinus, andere Seeſchlange. Er hat einen runden häßlichen Kopf, läuft hinten, wie der Aal, ſpitzig zu, iſt eben ſo grau und ſchlüpfrich, und hat oben und unten, faſt den ganzen Leib lang, nur eine Reihe Floßfedern. Er lebet von Muſcheln, Seeigeln und Krebſen. Sein Fleiſch iſt wie Speck, und man ißt es.

Kikekunemalo.

Hr. Vogel und andere neuere Schriftſteller führen unter dieſem Namen eine Art Harz an, welches dem Copal gleichet, aber an Feinheit und Durchſichtigkeit ſolches noch übertrifft. Es ſoll ſich auch leichter auflößen laſſen, und man behauptet, daß daraus der allerſchönſte und weißeſte Firnis gemachet werden könnte. Es wird auch als ein Räucherwerk bey der Roſe und reiſſenden Gicht empfohlen. Man erhält ſelbiges aus Amerika. Der Baum welcher ſolches liefert, iſt zur Zeit unbekannt.

Killars.

Der Wallfiſch, ſo ungeheuer und groß er auch nur immer iſt, hat doch auch ſeine Feinde, den Schwerdfiſch und beſonders auf den Küſten, von Neuengland den Killars, welcher daher der Wallfiſchtödter genennet wird. Richter. Bey Müllern heißt er, Killer, der Mörder, (vom Engl. Killer, tödten) und gehöret zu ſeinem Butkopf, Delphinus Orca, Linn. gen. 40. ſp. 3. Er ſoll den Wallfiſch, wie der Hund den Stier, anfallen, und zwanzig bis dreyßig Schuh lang ſeyn. *Kleinii* Orca, Delphacum maximus. cet. nach den, Miſſ. II. p. 23. angeführten Phil. Transact. no. 38. ſoll er Billers, (vielleicht Killers) heißen.

Kinakina.
S. Chinarinde.

Kindbetterinn.
S. Lippdoublet.

Kingerten.
S. Rheinweide.

Kinkhörner.

Die Holländer bedienen ſich gemeiniglich des Wortes Horn, wenn wir Deutſchen Schnecke gebrauchen; und Kinkhorn dürfte vielleicht, wie Herr Müller beym Gitterhorn angemerket, ſo viel als Klinghorn bedeuten ſollen, indem dieſe Schneckengehäuſe einen gewiſſen Klang oder Sauſen von ſich geben; daher werden auch viele dergleichen von den Indianern im Kriege ſtatt der Trompeten gebrauchet, um ein Feldgeſchrey damit zu machen. Doch gilt dieſes nicht von allen; vielmehr ſind die meiſten Conchylien, welche jetzo die Holländer Kinkhörner nennen, und Herr v. Linné in dem Geſchlechte Buccinum vorgetragen, von dieſen Trompetenſchnecken unterſchieden, und ehedem zu den Schellenſchnecken, Sturmhauben, Harfen u. ſ. f. gerechnet, da hingegen die Buccina der ältern Schriftſteller unter andere Geſchlechter vertheilet worden. Aus der Bemerkung der allgemeinen Geſchlechtskennzeichen wird man leicht abnehmen, welche Conchylien Herr von Linné zu den Buccinis gerechnet, und demnach Kinkhörner zu nennen ſind. Das Thier iſt der gemeinen Schnecke ohne Haus ähnlich. Es paaren ſich ſelbige und legen Eyer. Die einfache, gewundene Schale iſt an dem erſten Gewinde ungemein bäuchicht, die Mündung eyförmig und läuft in eine kleine, kurze, rinnenartige Spalte an der rechten Seite aus; dieſe rinnenartige Spitze iſt ſtumpf oder abgeſtutzet, und die Spindel zeiget keine Falten. Hr. v. Linné führet ein und funfzig Arten an; ſelbige aber um deſto leichter von einander zu unterſcheiden, machet derſelbe acht Abtheilungen. Die

1) begreift diejenigen, welche flaſchenartig aufgeblaſen ſind, und eine runde, dünne, halbdurchſichtige, zerbrechliche Schale haben. Dieſe werden gemeiniglich Schellenſchnecken genannt.

Die 2) enthält die ſo genannten Sturmhauben, und bey dieſen iſt die Mündung gezähnelt und endiget ſich mit einem kurzen umgebogenen Schwanze.

3) Diejenigen, ſo in der dritten Ordnung ſtehen, nennt Herr Müller Bezoarſchnecken. Dieſe zeigen zwar auch einen kurzen, umgebogenen Schwanz, die Lippe aber iſt inwendig ungezähnelt, hingegen hinterwärts ſtachlicht.

4) Diejenigen, ſo an der Spindel eine dicke, ſchwielenartige,

tige, umgeſchlagene Lippe haben, enthält die vierte Abtheilung. Hr. Müller nennt ſolche Schwielenſpindeln.

In der fünften ſtehen meiſtentheils Harfen. Bey dieſen iſt die Spindel platt und gleichſam abgeſchabet.

Die ſechſte enthält glatte,

die ſiebente eckichte Kinkhörner, und in der

achten ſtehen diejenigen, deren Schale pyramidenförmig, glatt und ſpitzig iſt. Dieſe heißen Nadeln.

Die meiſten von dieſen Arten werden theils unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Abtheilungen, theils unter ihren beſondern Namen vorkommen; hier aber beſchreiben wir nur einige von den glatten und eckichten Kinkhörnern, und andere, weil ſolche nur dem Namen nach angegeben, dabey aber auf Kinkhorn verwieſen worden, wie ſonderlich bey den Bezoarſchnecken geſchehen. Von den Bezoarſchnecken ſind fünf Arten bekannt, als

1) der graue Bezoar. Weil die glatte, runde, ohngefähr fünf Zoll lange Schale grau gefärbet iſt, hat man ſolche mit den Bezoarkugeln verglichen, wozu noch kömmt, daß der Inwohner ſtark nach Schnittlauch riecht, und bey denjenigen, welche dieſe Schnecken eſſen, ein ähnlich ſtark riechender Schweiß erreget wird. Dieſe iſt Buccinum glaucum Linn. und wird auch das gemeine Bezoarhorn, oder die graue Sturmhaube genannt. Der Umfang der Schale iſt auf dem Rande der Gewinde mit Warzen, und die Lippe hinten mit Dornen, mehr oder weniger, beſetzet, und die Mündung inwendig pomeranzenfärbig. Um dieſe von den Sturmhauben zu unterſcheiden, iſt noch anzumerken, wie ſie an dem Umlaufe der Gewinde drey Säumchen, als Ueberbleibſel der alten Mündung, haben, bey der Bezoarſchnecke aber nur ein einziges Säumchen oben, und ſelten eines auf dem Rücken zu bemerken ſey. Die Eyer, welche dieſe Schnecken ohngefähr zwo Klaftern tief auf einen Stein legen, ſind kurz und zackicht.

2) Der glatte Bezoar. Es finden ſich bey dieſer Art zwar einige Verſchiedenheiten, und zuweilen iſt die Schale auf dem aſchgrauen Grunde mit braunen Striemen bezeichnet, daher auch Herr von Linne´ dieſe Art Buccinum Vibex genannt. Dieſe ſtriemichte Sorte heißt auch das doppelte glatte Säumchen; alle aber ſind glänzend glatt, als ob ſie poliret wären, ohne Falten, Runzeln und Knoten, mehrentheils lang und ſchmal. Einige ſehen dem grauen Bezoar ähnlich, ſind aber allemal kleiner.

3) Das knötichte Säumchen, Buccinum erinaceum L. Säumchen

chen nennt man ſelbige, weil gemeiniglich zur Seiten des Rückens noch der Saum von der alten Mündung geſehen wird, knoticht aber, weil die Schale am obern Gewinde etwas gefalten iſt und an deſſen Rande einige Erhöhungen zeiget. Die Lippe iſt bey einigen hinten mit Dornen beſetzet, daher ſie auch von den Holländern gedorntes Säumchen genannt wird. Einige ſind der Länge nach auf einem ſchmutzig weißen Grunde ſchön gelblicht geſtreifet; bey einigen mangeln die Dornen. Oſt- und Weſtindien liefern dergleichen.

4) Das Reißbreykinkhorn, die kleine körnichte Trompete, Buccinum papilloſum Linn. Dieſe Art kömmt mehr mit den eigentlichen Kinkhörnern, als den Bezoarſchnecken überein; da jedoch die meiſten hinten an der Lippe einige Zähnchen oder Dornen zeigen, hat ſolche Herr von Linné zu dieſer Ordnung gerechnet. Es iſt die Schale anderthalb Zoll lang, dreyviertel Zoll breit, gelblichtweiß und an der Spitze etwas roſenfärbig, über und über mit erhabenen Warzen, gleichſam wie mit Reiß, beſtreuet. Es kömmt aus Oſtindien.

5) Das lineirte Kinkhorn, lineirte Trompete, Buccinum glans Linn. Die Schale iſt glatt, dünne, etwas größer als die vorige, und hat das Anſehen, als ob ſie auf einem weißlichen Grunde mit einem feinen rothen Zwirnsfaden umwunden wäre. Die Holländer nennen ſie, weil große feuerfarbige Flecken darauf vorkommen, das Muttermahl, oder Moedervlackje. Weil hinten an der Lippe zween Zähnchen vorragen, hat Herr von Linné ſolche unter den Bezoarſchnecken angeführet. Das Thier hat, wie bey den Pabſtcronen, einen giftigen Angel, womit es verletzen und Entzündungen verurſachen kann. Oſtindien iſt das Vaterland.

Außer dieſen Bezoarſchnecken bemerken wir hier ferner

6) das Pomeranzenkinkhorn, Buccinum glabratum L. Wenn die Schale gut behalten iſt, hat ſolche eine glatte, glänzende Pomeranzenfarbe; doch findet man auch ſchneeweiße. Die Holländer nennen ſolche gladde Kuipersboor. Sie haben vollkommen die Geſtalt eines ordentlichen Kinkhornes, ſind oft über zween Zoll lang und einen Zoll breit; die Spindel iſt abgebrochen und eingebohret. Die Antilliſchen Inſeln liefern dergleichen.

7) Die ſchwarze Bohne, Buccinum praeroſum Linn. Die Schale iſt ſo groß, wie eine Bohne, eyrund und ſchwarz, an der Spitze abgenaget, an der Spindel aber ganz glatt. In den Waſſerleitungen Seviliens hat man dergleichen gefunden.

Dieſe

Dieſe beyde Arten gehören zu den glatten Kinkhörnern; die dritte Art kömmt unter dem Namen Treppe vor.

Von den eckichten Kinkhörnern bemerken wir hier

8) den Bauerjungen, Buccinum vndoſum Linn. Verſchiedene kurze, dicke, gedrungene, kleine Kinkhörner nennen die Holländer Boerejongen. Bey unſerer Art iſt die Schale eyrund, zugeſpitzet, mit glatten erhabenen Strichen umgeben, durch weiße Falten ſtumpf fünfeckicht, und inwendig an der Lippe geſtreifet. Man findet dick- und dünnſchälige. Die letztern ſind ſehr ſelten. Es giebt braune, blaßfärbige, auch ſind ſie zuweilen mit einem wollichten Weſen überzogen. Alle kommen aus Oſtindien.

9) Das ſpitzbergiſche Kinkhorn, Buccinum glaciale Linn. Die glatte Schale iſt nur einigermaßen geſtreifet, länglicht eyrund, und an dem unterſten Gewinde einigermaßen kielförmig erhöhet, dicke, etwa ſo groß als das äußerſte Glied eines Fingers, blaßfärbig, kegelförmig zugeſpitzet, untenher bäuchicht, ausgerundet, und mit einer ovalen Mündung, dicken Lippe und weitklaffenden Strichen verſehen. Dergleichen Schnecken halten ſich im Eismeere auf.

10) Niederländiſches Kinkhorn. Weil dieſe Schneckenart von der Nordſee an den Strand geworfen wird, heißt ſolche die niederländiſche. Die Holländer nennen ſolche Wulk, und weil ſie oft wellenförmig, der Länge nach gerunzelt und einigermaßen eckicht ſind, hat ſolche Herr von Linné Buccinum vndatum genannt. Die Schale iſt verſchieden, drey bis fünf Zoll lang, weiß, gelb, aſchgrau und blau; einige ſind glatt; die mehreſten haben über den Runzeln noch Querſtriche. Die Eyerneſter ſind blaſenartige Traubenbüſchel von gelber Farbe, welche öfters aus viertauſend Bläschen oder Eyern beſtehen, jedes von der Größe einer Erbſe.

11) Gitterhorn, Buccinum reticulatum Linn. iſt der vorigen Art faſt ähnlich, an der Mündung aber gezähnelt, und der Länge und Quere nach mit erhabenen Ribben verſehen, welche einander durchſchneiden, und dadurch ein Gitterwerk vorſtellen. Die Farbe iſt aſchgrau oder blaßpurpurfärbig, und die Länge beträgt ein paar Zoll. Afrika iſt das Vaterland.

12) Glanzhorn, Buccinum nitidulum Linn. Die Schale iſt bäuchicht, pyramidaliſch, glänzend braun, die Länge herab mit rauhen Strichen beſetzet und an der Mündung einigermaßen gezähnelt. Die Farbe ſowohl, als die Bänder, womit ſie umgeben iſt, zeigen einige Verſchiedenheiten.

Man erhält dergleichen aus dem mittelländiſchen Meere.

13) Glatthorn, Buccinum laeuigatum Linn. Das Mittelländiſche Meer liefert auch dieſe länglichteyrunde, glänzende, braungeſtreifte, glatte, mit einer Lippe verſehene, aber ungezähnelte Schnecke. Sie iſt der vorherſtehenden ziemlich ähnlich, aber bläſſer, und an den Gewinden nicht gefalten.

14) Die Muſcatennuß, welche noch zu den eckichten Kinkhörnern gehöret, wird unter dieſem Namen vorkommen.

Herr von Linne' hat im Anhange zu dem Naturſyſteme noch einige Arten angeführet. Zu den Schellenſchnecken gehöret:

15) Gürtelkinkhorn, Buccinum angulatum. Dieſe Schale kömmt mit einer Stachelſchnecke, die Stiege genannt, gar viel überein, und iſt ſo groß, wie eine Pflaume, oval und aſchgrau. Um das erſte Gewinde laufen drey erhabene, glatte, und an den Seiten gleichſam ausgehohlte Gürtel herum. Die Mündung iſt oval, die Spindel platt, und die Lippe unter den Gürteln gefalten. Der Aufenthalt iſt im Isländiſchen Meere.

16) Runzelkinkhorn, Buccinum rugoſum L. Die weiße Schale iſt ſo groß, wie ein Ey, und der Quere nach mit ſehr vielen, dicht an einander geſtellten, erhabenen Strichen bezeichnet, davon der ſechſte dicker und zugleich knoticht iſt, mithin einen beſondern Gürtel ausmachet. Die Gewinde laufen in eine Spitze aus und der Schwanz ſticht etwas in die Höhe gebogen hervor. Die Lippe iſt gerändelt und inwendig mit gleichen Höckerchen beſetzet, untenher aber weit gedehnet und inwendig ungleich. Zwiſchen der Schale und der Lippe geht eine ſtarke Vertiefung hinein.

Zu den Nadeln gehöret

17) die Knotenkette, Buccinum monile. Die Schale iſt gethürmt und hat um die Gewinde zween Gänge; der untere iſt breit und ſchwach ausgekehlt, der obere aber ſchmal und beſteht aus einer Kette von Knoten. Sie iſt weißlicht oder gelblicht.

18) Das zweyfädige Kinkhorn, Buccinum gemicum. Die Schale iſt gethürmet und hat zween Gänge, wovon der untere breit und ſchwach in die Quere geſtreifet, der obere aber dicker, mehr erhöhet und gleichſam zweyfädig, oder aus zween Faden zuſammengeſchlungen iſt.

19) Das einfädige Kinkhorn, Buccinum proximatum. Die Bauart iſt der vorigen Art gleich. Das untere Band iſt breit und ſchwach in die Quere geſtreifet, das obere aber fadenförmig und mehr erhöhet. Beyde beſtehen aus zween Fäden, die aber

ſo an einander liegen, daß man ſie nur für einen Faden anſehen ſollte.

Kinkhorn, S. auch Bretſpiel.

Kinkhorn, aruaniſches, S. Seige.

Kinkhorn, das dreyeckichte, S. Fußhorn.

Kinkina.
S. Chinarinde.

Kinn.

Mentum. Wenn man bloß den unterſten Kinnbacken betrachtet, ſo verſteht man hierunter den mittlern und vördern Theil deſſelben, welcher nach außen zu bogenförmig oder convex, gegen innen aber hohl ausgeſchweifet iſt, und ohngefähr den dritten Theil des Knochens ausmachet. Im üblichſten und gemeinen Verſtande begreift das Kinn denjenigen äußerlichen, unterſten, und mehr oder weniger hervorragenden Theil des Geſichts in ſich, welcher unter der untern Lippe befindlich, und außer den allgemeinen Decken, ingleichen dem dreyeckichten Muskel und dem untern kleinen Schneidemäuslein, vornehmlich mit dem viereckichten oder eigentlichen Kinnmuskel bedecket und überzogen iſt. Dieſes iſt auch der Ort, an welchem, vorzüglich bey männlichen Perſonen, ingleichen auch bey andern Thieren, der Bart, die Barthaare oder Bartfäden ihren eigentlichen Sitz haben. Von den Vögeln, Würmern und Inſecten will es ſich nicht füglich behaupten laſſen, daß ſie ein Kinn haben.

Kinnbacken.

Kiefern, Maxillae, Oſſa malae. Zu dieſer allgemeinen Benennung gehören eigentlich, der in der Zergliederungskunſt angenommenen Haupteintheilung zufolge, alle diejenigen Knochen des Kopfes, welche den ganzen vordern Theil deſſelben, oder das Geſicht ausmachen, daher ſie auch bisweilen die Geſichtsknochen genannt werden, und welche überhaupt gleichſam den ganzen übrigen Reſt der Kopfknochen in ſich faſſen, in ſofern man nämlich, da dieſe zum Baue der Hirnſchalenhöhle nichts beytragen, die eigentlichen acht Hirnſcheidelknochen abrechnet. Sie machen zuſammengenommen zween Kinnbacken aus, nämlich den obern und untern, wovon der erſtere aus ſechs Paaren und einem einfachen Knochen, und alſo überhaupt aus dreyzehn Knochen beſteht, der andere hingegen einen einfachen Knochen darſtellet, und zu denen auch noch die ſämmtlichen Zähne mit gehören. Dieſe dreyzehn obern Kieferknochen nun verbinden ſich unter ein-

 ander

ander durch ihre mehr oder weniger flachen oder ungleichen Ränder, und machen daher ein unvollkommenes Gelenke aus, und ſind folgende: zween obere Kiefern, duae maxillae ſuperiores, zween Jochknochen oder Backenknochen, duo oſſa iugalia ſ. zygomatica, ſ. oſſa malae, zween Naſenknochen, duo oſſa naſi, zween Thränenknochen, duo oſſa vnguis ſ. lacrymalia, zween Gaumenknochen, duo oſſa palati, zween untere ſchwammichte Knochen, duo oſſa ſpongioſa inferiora, ſ. turbinata, und der Pflugſchaarknochen, Vomer, ſ. Os vomeris. Im engern Verſtande genommen begreift man unter den Kinnbacken nur drey Knochen, nämlich die beyden eigentlichen obern Kinnbackenknochen oder Kiefern, duae maxillae ſuperiores, und den untern Kinnbacken oder die unterſte Kiefer, maxilla inferior. Die obern Kinnbackenknochen, oſſa maxillae ſuperioris, ſind unter allen übrigen erſtern die größten, und machen zween ganz ungleich gebildete Knochen aus, wovon oben am vordern und mittlern Theile des Geſichts auf jeglicher Seite einer befindlich, und ſo geſtellet iſt, daß ſie ſich beyde in der Mitte zuſammen vereinigen. Die äußere Fläche dieſer Knochen machet den größten Theil des Geſichts aus, und trägt ferner zur Bildung des Gaumens und beyder Augenhöhlen, und die inwendige beynahe zum größten Theile der großen Naſenhöhle das ihrige bey. Außerdem gränzen ſie auch noch durch ihre Fortſätze an verſchiedene andere nahe gelegene, theils Hirnſcheidelknochen, theils Geſichtsknochen. In der Mitten derſelben entdecket man eine der anſehnlichſten Schleimhöhlen, deren Oeffnung von ihrem Erfinder beſonders die große Highmoriſche Höhle, antrum Highmori, genannt wird, welche Höhle, wenn der Schleim in ihr ſtockend und ſcharf wird, oftmals der Sitz einer hartnäckigen und gefährlichen Krankheit iſt, wobey die Knochen ſelbſt angefreſſen werden und verlohren gehen köñen, weñ man nicht durch eine Oeffnung und Schnitt von außen bey Zeiten zu Hülfe kömmt. Endlich ſind auch noch am untern Rande, welchen man gemeiniglich die Kinnlade heißt, die ſo genannten Kinnladenlöcher, alueoli, worinnen die ganze obere Reihe der Zähne ſteht, und überdieſes hin und wieder allerhand Vertiefungen, Furchen und Löcher von denſelben befindlich. Es dienen alſo dieſe Knochen ſowohl zur Bildung des Geſichts, als zum Kauen und Hinunterſchlucken, der Sprache und zur Abſonderung des Schleims.

Die Joch- oder Backenknochen, oſſa zygomatica, ſ. oſſa

malae, welche von einer, einem Joche ähnlichen, Hervorragung ihre Benennung erhalten haben, ſind unter allen übrigen Geſichtsknochen ziemlich die härteſten, übrigens von mittelmäßiger Größe, von ungleicher viereckichter Geſtalt, ſitzen auf beyden Seiten nahe an der Augenhöhle, welche ſie auch mit ausfüllen helfen, gränzen durch ihre Fortſätze an vier andere benachbarte Knochen, und ſcheinen ſonderlich die zur ſchönen und regelmäßigen Geſichtsbildung nöthige Erhabenheit der Wangen zu bewerkſtelligen.

Die beyden Naſenknochen, oſſa naſalia, ſind zween kleine, länglicht viereckichte, und ziemlich feſte Knochen, welche unter der Stirne in der Mitte des Geſichts beyde neben und an einander, unterwärts auf dem ſcharfen Rande der obern Kinnbackenknochen oben aufliegen, und außer dieſen und der Stirne noch den Siebknochen berühren. Sie machen die äußere knöcherne Naſe aus, und bewaffnen dadurch die inwendigen zärtern Theile der Naſe und das ganze Geruchswerkzeug vor allerhand äußerlichen Verletzungen, wie ſie denn auch nicht weniger die ſchöne Geſtalt des Geſichts zugleich befördern.

Die Thränenknochen, oſſa lacrymalia ſ. vnguis, ſind die kleinſten und dünnſten, und faſt, wie die Nägel, durchſichtig, liegen jeder auf beyden Seiten an dem untern Theile des inwendigen Augenwinkels, machen einen geringen Theil der Augenhöhle aus, und gehen in die Naſenhöhle, worinnen durch die in dem Knochen befindliche Furche, oder dem Thränengange, ductus lacrymalis, die Thränen aus deu Augen abfließen.

Die Gaumknochen, beſtehen aus ſehr zarten, dünnen und durchſichtigen Blättchen, ſind ſehr ungleich geſtaltet, liegen beyde neben und an einander, machen auf ſolche Art den hintern und obern Theil des Gaumens aus, ſteigen von da ſeitwärts in die Naſenhöhle herauf, und endigen ſich zuletzt hinten in der Augenhöhle, deswegen ſie denn in ihrer Verbindung an verſchiedene Knochen gelangen.

Die untern ſchwammichten Knochen, oſſa ſpongioſa inferiora, beſtehen aus ſehr dünnen, einfachen, leicht zerbrechlichen und in eine gewiſſe Art von Muſcheln zuſam̃engewundenen Knochenblättchen, und befinden ſich in den untern und Seitentheilen der großen Naſenhöhle, bedecken vorzüglich die Oeffnung der Highmoriſchen Schleimhöhle, und erweitern durch ihre Wendungen den Umfang des Geruchswerkzeuges.

Der Pflugſchaarknochen, os vomeris, welcher ſeine Beneñung der ähnlichen Geſtalt eines Pflugſchaares zu verdanken hat, liegt

ſenkrecht inwendig mitten in der Naſenhöhle, die er darum in zwo gleiche Höhlen oder Kammern eintheilet, gränzet oberwärts vermittelſt einer kleinen Furche an eine hervorragende Spitze des Keilknochens, und unterwärts mit dem einen Rande an eine mitten durch laufende ſcharfe Linie des obern Kinnbacken und Gaumenknochens.

Der untere Kinnbacken, maxilla inferior, welcher bey Kindern zwar zween beſondere, und in der Mitte durch einen Knorpel verwachſene Knochen, in einem erwachſenen Körper aber nur einen einfachen darſtellet, machet den ganzen untern und zweyten Theil des Geſichts und deſſen letztern Knochen aus. Er iſt der größte aller übrigen Geſichtsknochen, und ſtellet, ſeiner äußerlichen Figur nach, einen auf der ſcharfen Ecke hinliegenden Bogen vor, deſſen beyde Enden oder Schenkel in die Höhe gerichtet ſind. Derjenige Ort, wo mit den Jahren die beyden einzelnen Stücke dieſes Knochens, nämlich der rechte und linke Theil, in eines zuſammenwachſen, iſt innerlich mit einer rauhen höckerichten Erhabenheit bezeichnet, an welcher allerhand Muskeln ihre Befeſtigung erhalten, und die auswendige Fläche dieſer Gegend ſtellet die Grundlage des Kinns vor, woſelbſt auch noch auf beyden Seiten die ſo genannten Kinnlöcher anzutreffen ſind. Der ganze obere Rand iſt ebenfalls, wie in dem obern Kinnbacken, mit ſechzehn kleinen tiefen und beynahe kegelförmigen Grüften verſehen, welche ſich bis in das lockere und ſchwammichte Weſen des Knochens erſtrecken, und die eigentlichen Kinnladenlöcher für die unterſte Zahnreihe ausmachen. Endlich bemerket man auch noch an beyden äußerſten Enden oder Schenkeln des Knochens zween anſehnliche Fortſätze, wovon der vordere unten etwas breit, nach oben ziemlich ſpitz zugeht, und darum, weil er von den ſehnichten und fleiſchichten Fibern des Schlafmuskels wie eine Crone umzingelt wird, auch unter dem Cronenfortſatze oder der Crone processus coronoideus, bekannt iſt. Der hintere Fortſatz oder ſo genannte Knopf, condylus, der ebenfalls auf beyden Seiten befindlich iſt, und deſſen kolbichte Geſtalt ſehr genau in die in den Schlafbeinen unterwärts ſehr künſtlich ausgearbeitete Vertiefung paſſet, machet vermittelſt eines im natürlichen Zuſtande beſonders darnach eingerichteten und dazwiſchen liegenden kleinen Knorpels, der beynahe frey liegt, und ſich vorwärts und hinterwärts ſchieben läßt, das ſehr merkwürdige, vollkommene Gelenke dieſes Knochens aus, welcher daher auch vor jenem äußerſt beweglich iſt, da hingegen der obere

Kinnbacken in allen Thieren einen unbeweglichen und ungelenkbaren Knochen vorſtellet. Und eben dieſer untere Kinnbacken äußert ſeinen Nutzen vorzüglich im Kauen der Speiſen, indem er ſich durch Hülfe ſeiner beſondern Muskeln ſowohl auf- und abwärts, als auch vor- und hinterwärts, ingleichen ſeitwärts hin und her bewegen läßt, und daher auch zur Rede und Ausſprache vieles mit beyträgt.

Dieſe ſämmtlichen Kinnbackenknochen überhaupt zuſammengenommen ſind im Verhältniſſe gegen den übrigen Körper bey den Menſchen nicht ſo groß, viel artiger und regelmäßiger geſtaltet, als bey den meiſten andern Thieren, welches vermuthlich der ſchönern und einnehmendern Geſichtsbildung wegen von der Natur ſo weißlich eingerichtet und veranſtaltet worden. Da ſich bey den Vögeln die Kinnbacken in den Schnabel verlängern, ſo erhalten dieſelben dadurch eine ſehr verſchiedene Geſtalt, je nachdem nämlich der Schnabel mehr oder weniger gekrümmet, lang oder kurz, ſtumpf oder ſpitz, oder ſonſt geſtaltet iſt. Unter den Fiſchen haben nicht alle zween Kiefern, ſondern es giebt einige, wo der einfache Hirnſcheidelknochen die Stelle der obern zugleich vertritt. Bey denen aber, welche mit beyden verſehen ſind, liegt die obere ganz frey, indem ſie ſich nämlich mit einem am hintern und mittlern Theile befindlichen dreyeckichten Fortſatze, zwiſchen der Gaumenhaut und den Hirnſcheidelknochen einſchiebt, daher es denn auch kömmt, daß dergleichen Fiſche dieſe obere Kiefer nach Gefallen vorſtrecken und zurückziehen können. Uebrigens iſt die obere Kiefer mehr oder weniger gebogen, die untere hingegen dreyeckicht, und faſt wie ein lateiniſches V geſtaltet, und hängt hinterwärts mit jener in einem flachen, beweglichen Gelenke zuſammen, daß alſo außer der nur erwähnten ſonderbaren Bewegung der obern, auch die gewöhnliche Entfernung beyder Kiefern von einander in ſolchen Fiſchen Statt findet.

Kinnlade. S. Kinnbacken.

Kinſter. S. Miſtel.

Kinſu.

Unter dieſem Namen findet man eine Pflanze angeführet, welche in China wächſt, und woraus eine Art Flachs, und aus dieſem ein ſehr feines Garn verfertiget wird. Die daraus gemachte Leinwand wird wegen ihrer beſondern Eigenſchaften hochgehalten, indem ſie nicht allein den Körper kühle erhält, wenn man ſich ihrer zu Sommerhemden bedienet, ſondern auch, wie vorgegeben wird, die Kraft habe, alle Krankheiten der

Haut, ſonderlich die Krätze zu heilen. Die Pflanze ſoll nur bey der Stadt Kingyang wachſen, und daher dieſe Leinwand außerordentlich rar ſeyn. Nähere Nachrichten haben wir nicht auffinden können.

Kiritſchelbeere.

S. Kirſchbaum und zwar Traubenkirſche.

Kirrhahn.

Trigla Gurnardus, Linn. gen. 172. ſp. 3. der Mülleriſchen Seehähne. ſ. Seehähne.

Kirſchbaum.

Ceraſus. Bey den Apricoſen iſt angemerket worden, wie verſchiedene, im gemeinen Leben unterſchiedene Bäume, ſonderlich Apricoſen, Kirſchen und Pflaumen, dergeſtalt in Anſehung der Blüthe und Frucht einander ähnlich ſind, daß man ſelbige ſchwerlich, oder gar nicht von einander unterſcheiden könne, und daher billig von den neuern Kräuterlehrern unter ein Geſchlecht gebracht, und mit Ausſchließung der andern, der Name Pflaume allein beybehalten worden. Da man aber im gemeinen Leben eben ſo wenig die Kirſchen und Apricoſen, Pflaumen, als die Aepfel und Quitten, Birnen nennen möchte; ſo müſſen wir auch von jenen, mit dem Pflaumengeſchlechte vereinigten Arten, ſonderlich Kirſchen und Apricoſen, wie auch den Kirſchlorbeerbaum und Traubenkirſchen, wie bey Aepfeln, Birnen und Quitten geſchehen, beſonders handeln, welches um deſtoeher zu entſchuldigen iſt, da Kirſchen, Apricoſen und Pflaumen als wirklich verſchiedene Arten, oder vielmehr Untergeſchlechter können angeſehen, und durch merkliche Kennzeichen, wie bey den Apricoſen bereits bemerket worden, unterſchieden werden.

Der Kirſchbaum hat mit den vereinigten Geſchlechten folgende Kennzeichen gemein: der einblättrichte, glockenförmige, in fünf ſtumpfe, vertiefte Einſchnitte abgetheilte und abfallende Kelch trägt fünf rundlichte, vertiefte, ausgebreitete, einander ähnliche Blumenblätter, und zwanzig bis dreyßig Staubfäden, und umgiebt den rundlichen Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit einem tellerförmigen Staubwege endiget. Die rundliche Steinfrucht oder Beere enthält eine gleichförmige Nuß. Die vereinigten Untergeſchlechter, ſonderlich Kirſchen, Pflaumen und Apricoſen, laſſen ſich durch eigene Kennzeichen ſchwer von einander unterſcheiden. Hr. v. Linné hat dieſe von den Blättern, ehe ſie noch hervorbrechen, oder von deren Lage in den Knoſpen hergenommen, und dieſe bey den Kirſchen an der Mit-

te zuſammengebogen, conduplicata, bey den Pflaumen aber aufgerollet, conuoluta, und mehr länglicht, bey den Apricoſen hingegen als herzförmige beſchrieben. Hr. v. Münchhauſen aber, S. Hausvater 3 Theil, 339 S. nimmt das Unterſcheidungszeichen von dem Blüthſtiele, und der äußerlichen Beſchaffenheit der Frucht. Kirſchen, Pflaumen und Apricoſen kommen zwar darinne mit einander überein, daß die Blumen und Früchte an einzelnen Stielen ſitzen. Die Kirſchen aber haben einen langen Stiel, und obgleich bey einigen Sorten ſelbiger kurz iſt, bleibt ſolcher doch länger als die Frucht. Die Pflaumen haben durchgehends einen kurzen Stiel, und die Apricoſen gar keinen. Die Frucht bey den Kirſchen iſt äußerlich glatt und glänzend ohne Staub, bey den Pflaumen mit einem feinen Staube bedecket, und gleichſam gepudert, bey den Apricoſen mit einem wollichten Weſen überzogen.

Man findet von Kirſchen, in Anſehung der Frucht, vielerley Sorten, und es iſt nicht leicht zu beſtimmen, welche davon als wirkliche und beſtändige Arten, oder als Abänderungen und Spielarten anzunehmen ſeyn möchten; Hr. v. Linne' hat verſchiedene wahre Arten beſtimmet, alle aber, bey uns in den Gärten vorkommende, dem Geſchmacke, Farbe, Geſtalt und Größe nach unterſchiedene Sorten mit einander vereiniget, und die Stammmutter derſelben Prunus Ceraſus genannt. Wir wollen die wirklich verſchiedenen und genugſam beſtimmten Arten zuerſt anführen, und nachher von den veränderlichen Gartenkirſchen handeln.

1) Die herzblättrichte Mahalebkirſche, Mayalep, Dintenbeere, Steinweichſel, Ceraſus Mahaleb Mill. Prunus Mahaleb Linn. Der Baum wächſt in Frankreich und der Schweiz. Hr. Cranz hat ſolchen auch im Oeſterreichiſchen in der Gegend von Baden, und Hr. v. Veltheim an der Lahn, am Rhein und an der Moſel wild wachſend gefunden. In der Schweiz wird der Stamm, wie Herr v. Haller angiebt, nur ſechs Fuß hoch, und treibt die Aeſte buſchicht in die Höhe; Herr dû Roi aber meldet, wie er ein Strauch von mittler Größe werde, und höher zu wachſen ſcheine. Die Rinde der Aeſte iſt braun und glatt. Die Blätter ſind ey- oder mehr herzförmig, vorne zugeſpitzet, hinterwärts breit, dicke, ſtark, am Rande fein ausgezacket, auf beyden Flächen dunkelgrün und glänzend; ſie ſitzen auf dünnen, grünen, mehrentheils mit zwo Drüſen beſetzten Stielen, und ſtehen theils einzeln wechſelsweiſe, theils zu mehrern büſchelweiſe

weiſe an den Aeſten. An den Spitzen der Aeſte treiben im May und Juni die Blumen nicht, wie du Hamels Abbildung zeiget, paarweiſe, ſondern traubenförmig hervor, und unterſcheidet ſich dadurch von den gemeinen Arten der Kirſchen. Die Kelcheinſchnitte ſind zurückgebogen, und die weißen Blumenblätter haben einen angenehmen Geruch. Die Beeren ſind ſchwarz, glatt, eyförmig, von der Größe einer Erbſe; ſie ſtehen gerade an dem Hauptſtiele in die Höhe, und werden zu Ende des Juli reif. Sie haben wenig und faſt unſchmackhaftes Fleiſch, daher der Stein faſt ſo groß als die Frucht ſelbſt iſt.

Die Blätter haben im Geſchmacke etwas ähnliches mit den bittern Mandeln; die Beeren ſind vom Geſchmacke bitter und unangenehm, doch werden ſolche von den Vögeln begierig gefreſſen, und dadurch in den Gehegen angelocket. Der wenige Saft der Beere iſt purpurfärbicht. Das Holz wird unter dem Namen St. Lucienholz verkaufet, welchen es daher erhalten, weil der Baum im Herzogthum Baar, bey der Stadt Michel in der Gegend eines Kloſters, das den Namen St. Lucie führet, häufig wächſt. Es ſieht bräunlicht und röthlicht aus, iſt hart, ohne Splint, jedoch leicht, vom guten Geruche, welcher auch noch immerfort zunehmen, und das ältere Holz deſto ſtärker riechen ſoll, und deswegen wird es häufig zur ausgelegten Arbeit verbrauchet. Hr. v. Haller äußert die Muthmaßung, wie dieſes Holz mit dem Gregoriusholze der Spanier, welche dieſes wider die Wuth hochzuſchätzen pflegen, einerley ſey. Am Rheine werden aus dem Holze Weinpfähle gemachet, weil ſolches länger als ander Holz in der Erde dauern ſoll. Die Kerne dieſer Frucht, welche unter dem Namen Magalep oder Morgalepſaamen in der Handlung geführet werden, ſind etwas bitter vom Geſchmack, aber vom Geruche angenehm; es wird von ſelbigen, wenn ſie zerſtoßen, mit gemeinen oder Roſenwaſſer, ein Waſſer abgezogen, und dieſes vornehmlich zu Verfertigung der wohlriechenden Seife gebrauchet, auch die geſtoßenen Saamen ſelbſt mit der Seife vermiſchet. Der Baum hält bey uns im freyen Lande aus, wächſt in jeden, auch ſchlechten ſteinichten Boden, und kann durch eingelegte Zweige, auch ohne Mühe durch die Beeren vermehret werden.

2) Niedriger Canadiſcher Kirſchbaum, Prunus pumila L. Es wächſt dieſer niedrige Strauch in Canada. Miller giebt deſſen Höhe nur vier Fuß an, du Roi aber hat dergleichen von acht Fuß gezogen. Die Zweige ſind röthlicht,

licht, dünne, und biegſam; die Blätter lanzenförmig, am Rande hin und wieder fein eingezacket, zuweilen völlig ganz, auf beyden Flächen glatt und glänzend, auf der untern aber mehr bläulicht, und auf kurzen Stielen befeſtiget. Die Blumen erſcheinen im May, und derſelben ſtehen mehrentheils drey neben einander. Die Blumenblätter ſind klein und weiß. Die Früchte ſollen dem wilden Kirſchbaum ähnlich, vom Geſchmacke herbe, und im Juli reif ſeyn. Außer dem Anſehen, hat man keinen ſonderlichen Nutzen von dieſem Strauche zu erwarten, weil bey uns die Blumen abfallen, und keine Früchte nach ſich laſſen. In ihrem Vaterlande wird der ausgepreßte Saft hochgeſchätzet, und daraus ein gewürzhafter Eſſig zubereitet. Weil die Vögel die Früchte aufſuchen ſollen, pflanzet man ihn in Frankreich in kleine Luſtwälder, und wegen der vielen niedrigen Zweige könnten daraus Hecken gezogen werden. Da die untern Zweige nicht weit von der Erde entfernet ſind, kann die Vermehrung leichtlich durch Ableger geſchehen. Miller hat ſolchen aus Kernen erzogen, die ihm Hr. Juſſieu aus Paris zugeſchicket.

Andere ausländiſche Bäume, welche man auch gemeiniglich Kirſchen zu nennen pfleget, werden unter den Traubenkirſchen vorkommen. Wir bemerken jetzo die innländiſche gemeinſte Art, nämlich

3) Wilder Kirſchbaum, Vogelkirſche, der Twieſelbeerenbaum, Zwieſelbeerenbaum, Karſebeerenbaum, Wißbeere, Wiſpelbeere, Koſtebeere, Koferkirſche, Kasbeere, Ceraſus nigra Miller. Prunus auium L. wächſt in dem nördlichen Europa, und bey uns in den Holzungen, ſowohl auf Ebenen, als auf Bergen; der Stamm treibt hurtig in die Höhe, und iſt bey geſunden Bäumchen gerade. Die Rinde iſt glatt, aſchfarbig, ſtark und zähe. Man kann daran dreyerley Knoſpen unterſcheiden, als Holz- Blätter- und Blumenknoſpen. Die erſtern ſind nicht dünner als die übrigen, und ſitzen gemeiniglich an den äußerſten Enden der Aeſte; man findet dieſe häufiger an jungen als alten Bäumen, indem dadurch nur die Aeſte vervielfältiget werden. Die Blätterknoſpen ſind ein wenig größer und ſtumpfer als jene, und ſtehen der Länge nach an den Aeſten. Die Blumen- oder Fruchtknoſpen ſind die größten, und noch ſtumpfer. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, ohngefähr vier Zoll lang und zween Zoll breit, am Rande mit gedoppelten Zähnen beſetzet; auf der obern Fläche glänzendgrün, auf der untern aber, wegen der daſelbſt befindlichen

findlichen feinen Wolle, weißlicht. An den Blattſtielen ſitzen zwo Drüſen. Die weißen Blumen erſcheinen im May und hangen doldenweiſe herab. Die Kelcheinſchnitte ſind rückwärts gebogen, die Früchte im Juli reif, klein, mehr ey- als herzförmig, und bald roth, bald ſchwarz. Man findet auch in Gärten weiße. Das Fleiſch iſt nicht dicke, etwas trocken, vom Geſchmacke wäßricht, ſüße, der Stein mit dem Fleiſche verwachſen, und im Verhältniſſe deſſelben groß. Die jungen Stämme ſind vorzüglich gut, andere Arten darauf zu pfropfen und zu oculiren, indem ſie geſchwinde wachſen und länger dauern. Doch iſt es beſſer die Kerne davon in den Baumſchulen auszuſäen, als hierzu die Stämme aus den Holzungen zu nehmen. Das Holz iſt gelbröthlicht, fein in den Adern, von mittelmäßiger Schwere und Härte, und wird von den Tiſchlern und Drechslern gerne verarbeitet. Von jungen Bäumen machet man in Frankreich gute Faßreifen. Zum Brenn- und Kohlholze ſoll es nicht viel taugen. Die Früchte locken die Vögel häufig herbey, und man kann daraus durch die Gährung einen angenehmen und ſtarken Wein verfertigen.

4) Gartenkirſchbaum, Ceraſus vulgaris Mil. Prunus Ceraſus L. Das eigentliche Vaterland iſt nicht füglich zu beſtimmen. Tournefort hat ſolchen um das ſchwarze Meer in den Wäldern gefunden. Die Römer haben ſolchen zuerſt nach Italien gebracht, und zwar ſoll dieſes, wie man vorgiebt, von Lucullo, im 680ſten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, oder im 74ſten Jahre vor Chriſti Geburt geſchehen ſeyn; und von daher ſind dergleichen Bäume weiter verbreitet worden. Der Baum wächſt nicht allzuhoch, und der Wuchs der Aeſte bleibt ſperrhaft; die Rinde des Stammes und der Aeſte iſt glänzend und braun; die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, auf beyden Seiten glatt, hellgrün, und am Rande ausgezacket. Der Blattſtiel iſt mit zwo Drüſen beſetzet. Die Blumen haben kurze Stiele. Die Früchte werden kugelrund und roth; die äußere Haut iſt dicke, das Fleiſch mit einem ſauern Safte erfüllet; der Kern etwas platt gedrücket. Man hat von der Mitte des Juni bis zu Ende des Juli reife Früchte. Ob nun dieſe die Stammmutter aller übrigen, in den Gärten vorkommenden Sorten von Kirſchen ſey, oder ob dieſe ſelbſt aus der dritten Art erzeuget, und nachher auf andere und mancherley Weiſe verändert werden, oder ob vielmehr zwo urſprünglich verſchiedene Arten anzunehmen, und beyde durch die

Kunſt in verſchiedene Sorten ausgeartet worden, läßt ſich wohl nicht füglich beſtimmen. Hr. v. Linne' nimmt das letzte an, welchem auch Hr. v. Münchhauſen beypflichtet, jedoch dieſe zwo Stammarten noch mit zwo andern vermehret, und die Glaskirſche und weiße ſüße Kirſche nicht für Spiel- ſondern Stammarten ausgiebt, wenigſtens für ſolche, welche nicht unter einander ausarten, und z. E. aus Kernen von ſchwarzen Kirſchen niemals Bäume erzeuget werden, welche weiße Kirſchen tragen. Zwiſchen den ſauern und ſüßen Kirſchen muß auch um deswillen ein wahrer Unterſchied ſtatt finden, indem man nicht füglich ein Auge von der einen, auf einen Stamm von der andern oculiren kann. Man muß vielmehr ſaure auf ſaure, und ſüße auf ſüße Kirſchſtämme oculiren, wenn die Bäume ein gutes Anſehen und Wachsthum haben ſollen. Doch ſollen, nach Hr. Paſtor Hennes Erfahrung, ſüße Kirſchen auf ſauren Stämmen recht gut fortkommen, obgleich das Gegentheil nicht ſtatt findet. Die ſüßen Kirſchen werden im Holze allezeit dicker, und der darauf gepfropfte Zweig von einer ſauren Kirſche, wird gegen den übrigen Theil des Stammes kein Verhältniß haben, und eben ſo wird auf ſauern Kirſchen ein Zweig der ſüßen Art, dicker und unförmlicher als der Stamm ausfallen. Es iſt auch merkwürdig, daß es keine weiße ſaure Kirſchen giebt, da man doch ſowohl ſchwarze, oder rothe, oder braune von beyderley Geſchmack hat. Wir wollen die vier Hauptſorten, welche Hr. v. Münchhauſen, als ſo viele wirkliche Arten annimmt, nach deſſen Anleitung anführen, und derſelben weitere Abweichungen angeben.

A) Schwarze ſüße Kirſchen, davon es zweyerley Sorten giebt, als

a) weiche, ſaftige, runde, mit einem runden Stein, dieſe nennet man ſchlechthin ſchwarze Kirſchen, oder Weichſeln, oder Twieſelbeeren, und ſcheinen von der dritten Art abzuſtammen, oder

b) lange, herzförmige, am Fleiſch härtere, mit einem länglichten Stein, welche man ſchwarze Herzkirſchen, Knorpelkirſchen, nennet.

B) Weiße Kirſchen, welche gleichfalls dieſen doppelten Unterſchied zeigen, als runde und lange herzförmige; die erſten heißen ſchlechtweg weiße Kirſchen, die andern weiße Herzkirſchen.

C) Saure Kirſchen. Der Baum bleibt niedriger, und treibt ſchwanke, hangende Aeſte; das Laub iſt mehr rund und dunkler; die Borke ſchwärzlich, und nicht glatt, die Frucht kugelrund und

faſt

faſt ſchwarz, mit einem dunkelrothen ſauern Safte erfüllet, dicker Schale, runden, etwas plattgedrückten Kerne, und kurzen Stiele. Nach dem Geſchmacke unterſcheidet man zwo Sorten, als recht ſaure, von einigen Emmerling oder Bloderkirſche genannt. Wenn ſolche groß, ſchwarz und ſaftig ſind, nennet man ſie Morellen oder Amarellen, und zweytens ſäuerlich ſüße, welche dem Geſchmacke nach zu den angenehmſten gehören, und gleichſam das Mittel zwiſchen den ſauern Amarellen und der vierten Sorte ausmachen. Dieſe ſind

D) Die Glaskirſchen, welche keine Abänderung leiden. Die Frucht iſt halbklar und faſt durchſichtig, rund, etwas plattgedrücket, mit einer rothen Schale, und weißen ſüßlichten Safte. Der Stiel iſt kurz.

Die Franzoſen beſtimmen in ihrer Sprache fünf Hauptſorten. Les Meriſiers nennen ſie die wilden Vogelkirſchen, les Bigarreautiers die Knorpel- oder Herzkirſchen, les Guigniers, Herzkirſchen, welche ein weicheres Fleiſch und mehrern Saft haben, les Ceriſiers alle runde Kirſchen, les Griottiers unter den runden diejenigen, welche ſehr große Früchte tragen. Doch kann man ſich nach dieſen Namen gar nicht richten, indem Quintinye bemerket, wie man in Poitou Guignes nenne, was in Paris Ceriſes, Ceriſe, was Meriſe, und Guindoux was Griottes heiße. Griottes heißen gemeiniglich ſäuerlichſüße Kirſchen, Guindoliers Glaskirſchen.

Außer dieſen bemerkten Sorten, giebt es auch noch einige, von welchen man gewiß behaupten kann, daß ſolches wirkliche Spielarten ſind, als

a) ſtets blühender Kirſchbaum, Ceraſus continuo florens. Die Fruchtknoſpen treiben im Frühjahre zuerſt kleine Aeſte, unter deren erſtern Blättern ſich die kleinen Blumenknoſpen befinden. Dieſe kleinen Aeſte verlängern ſich aber nachher beſtändig von Zeit zu Zeit, und liefern in der Folge Blumen und Früchte, ſo daß man die letztern noch im September bemerken kann. Die Kelcheinſchnitte ſind lang, fein gezahnet, und erhalten, wenn die Blumenblätter abgefallen, eine lebhafte rothe Farbe. Die Blumenblätter ſind weniger, als bey andern Arten ausgebreitet. Die Blüthe erſcheint zuerſt im Juni, und die Blumenſtiele ſind öfters drey Zoll lang. Die Früchte ſind rund, nicht groß, der Länge nach mit einer merklichen Nath bezeichnet; die Haut iſt dicke, hellroth, das Fleiſch weiß, wo es aber mit dem Stein verwachſen, röthlicht und der Saft ſauer. Diejenigen Aeſte,

welche Früchte getragen haben, werden zu Ende des Jahres trocken, und fallen im Winter ab. Der Baum trägt häufig, die Frucht aber iſt nicht von großen Werth; daher man dergleichen nur zur Seltenheit unterhält, und durch Pfropfen oder Oculiren vermehret.

b) Gefüllter Kirſchbaum, oder Kirſchbaum mit halbgefüllter Blume, Ceraſus duplici flore, wird wegen der ſchönen großen und gefüllten Blumen in Gärten unterhalten, und durch das Pfropfen und Oculiren fortgepflanzet. Jede Blume beſteht aus funfzehn bis zwanzig Blumenblättern, in deren Mitte ſich jedoch noch viele Staubfäden mit ihren Beuteln, anſtatt des Stempels aber gemeiniglich kleine grüne Blättchen zeigen. Dieſe ſind gänzlich unfruchtbar; doch findet man auch einige mit vollkommenen Stempel, und nach dieſem folgen mittelmäßig große, hellrothe, wenig fleiſchichte, und ſauere Früchte. Man unterſcheidet hiervon auch die Bouquetkirſche, welche in jeder Blume zween Stempel zeiget, und woraus auch zuweilen zwo Kirſchen entſtehen.

c) Die Zwergkirſche, Erdweichſel, Ceraſus pumila Rupp. iſt eine wilde Spielart, und vom Herrn Rupp bey Freyburg an der Unſtruth, von Herr Leyſern um Halle, und Hr. Gleditſchen an vielen Orten in Thüringen angetroffen worden. Der Stamm erhält nicht über drey Fuß Höhe; die Aeſte ſind ganz dünne, biegſam, und biegen ſich nach der Erde; die Rinde am Stamme fällt aus dem grauen ins bräunlichte, und iſt weiß gedüppelt, an den Zweigen aber grauſchwärzlich. Die Blätter ſind klein, länglicht eyförmig, am Rande fein gezähnelt, glänzend, hellgrün, doch auf der untern Seite ein wenig bläſſer. Die Blumen treiben zu Anfange des Maymonaths hervor; ſie ſind zwar häufig, aber nur halb ſo groß, als bey andern Kirſchbäumen. Die kleinen rothen, runden, ſäuerlichen Früchte werden erſt im Auguſt reif. Sollte man dieſes Bäumchen nicht lieber mit Herrn von Münchhauſen, S. Hausvater 5 Th. S. 239. und Hr. Gleditſch Forſtwiſſenſchaft II. Th. 815. S. für eine wahre Art halten? zumal ſich ſolches in den aus Saamen erzogenen Stämmen immerfort auf einerley Weiſe zeiget und unveränderlich erhält. In Gärten erhält derſelbe ſechs bis acht Fuß Höhe. Zum Pfropfen und Einlegen ſcheinen die Zweige zu dünne zu ſeyn; und wollte man auf einen andern und ſtärker treibenden Stamm pfropfen, würde das Reiß höher wachſen, und von dem natürlichen Wuchſe abweichen, wie C. Bauhin und Rupp bereits angemerket haben. Herr dü Roi empfiehlt

empfiehlt die Anpflanzung in den Gärten, und behauptet, daß dieſes niedrige Bäumchen auf Rabatten und andern Stellen, wo man zwar Bäume, aber keine hochſtämmige haben will, ſeinen Platz beſſer, als Stachel- oder Johannisbeerſträucher ausfüllen werde.

d) Es ſoll auch Kirſchen ohne Steine geben, dergleichen Spielart führet Tournefort an; auch einige neuere Schriftſteller wollen dergleichen wahrgenommen haben. Verſchiedene Anweiſungen, wie man dergleichen Kirſchbäume durch die Kunſt erziehen könne, lieſet man in den phyſikaliſchen Beluſtigungen 26 Stück, 1218. S. und im neuen Hamb. Magaz. 6 Band 168 S. Die Sache möchte wohl ſelten glücken.

Außer dieſen findet man noch eine große Anzahl Abänderungen von Kirſchen, ſonderlich in Anſehung der Größe, Geſtalt und Farbe. Alle ſtellen zwar glatte und runde Kugeln vor; doch iſt ſelbige bey der Glaskirſche etwas platt gedrückt, und bey den Herzkirſchen geht ſelbige ſpitzig zu. An der ſo genannten Brüſſelſchen Bruyne zeiget die Frucht eine merkliche Nath und iſt daran vorzüglich kenntlich. Die größte Kirſche iſt die holländiſche Groote Princes, welche aber doch im Durchſchnitte noch keinen Zoll hat. Die gemeinen wilden haben ohngefähr vier bis fünf Linien im Durchſchnitte. Die Farbe iſt weiß, bunt, roth, braun, hellroth, ſchwarzbraun. Weiße nennt man, wenn ſie zwiſchen ſchwefel- und citronengelb ins weiße ſpielen; ganz weiße giebt es nicht. Es iſt auch vielleicht in dieſem Verſtande nur eine Sorte, welche gar nichts rothes zeiget, nämlich die Wachskirſche bekannt, weil ſie die Farbe vom gelben Wachſe hat. Die hellrothen, ſonderlich die Glaskirſchen, haben über und über einerley Farbe. Die Muſcatkirſche iſt oben an der Spitze weißlich, als wenn die rothe Farbe verblichen wäre. Die Länge des Stiels iſt auch verſchieden. Die Glaskirſche hat den kürzeſten, die ſauere einen längern, und die gemeine Vogelkirſche den längſten. Noch unterſcheidet man die frühen nach der Zeit, wenn ſie reif werden. Die frühe Maykirſche kann man ſchon zu Anfange des Junius eſſen, zumal wenn der Baum an einer Mauer gezogen und dieſe der Sonnen ausgeſetzet iſt. Die doppelte Maykirſche hat daher dieſen Namen, weil die Früchte nicht zugleich reif werden, ſondern nach und nach auf einander folgen. Die Kirſche von der Natte, Lothkirſche und andere, welche in unſern Gärten häufig vorkommen, wollen wir nicht weiter erwähnen. Andere müſſen wir ganz übergehen, weil die Namen

men ſich nach dem Orte und den Gärten ſehr verändern.

Die Vermehrung der Kirſchen geſchicht durch die Kerne, und das Oculiren, Pfropfen oder Abſenken. Um neue Spielarten zu erhalten, oder auch junge Stämme zu erziehen, und die vorräthigen Sorten darauf zu bringen, muß man die Kerne ausſäen. Kerne von weißen Kirſchen geben gemeiniglich neue Spielarten; aus den Kernen von ſchwarzen Kirſchen wachſen gemeiniglich nur Vogelkirſchen. Da aber die von Kirſchſteinen aufgezogenen jungen Stämmchen gar leicht erfrieren, ſo iſt es faſt ſicherer, eine Baumſchule von den wilden Zwießelbeerſtämmen anzulegen, und darauf die guten Sorten zu pfropfen oder zu oculiren. Nach einiger Vorgeben laſſen ſich die Kirſchen nicht gut pfropfen. Durch Abſäugen und Copuliren geſchieht die ſicherſte Vermehrung. Das ſtarke Beſchneiden vertragen die Kirſchbäume nicht gut, und die am Spalier gezogenen tragen nicht reichlich, weil ſie beſchnitten werden müſſen. Das ſtarke Beſchneiden giebt auch zum Auslaufen des ſo genannten Harzes Gelegenheit, und dadurch werden die Bäume geſchwächet. Man ſoll dergleichen Stellen, wo das Harz häufig ausfließt, ſorgfältig ausſchneiden und mit Baumwachs oder Pech bedecken, wodurch der Aſt noch auf einige Zeit erhalten werden kann. Deswegen auch nicht füglich anzurathen, Hecken aus Kirſchen zu ziehen. Dergleichen wachſen zwar gut, werden aber ſelten viele Früchte geben. Herr Gleditſch hält den Kirſchbaum überhaupt zu Hecken für unſchicklich. Denn daß ſie unter dem Steinobſte am wenigſten, zumal weñ ſie noch jung ſind, den Schnitt vertragen, trauern ſie lange darnach, werden davon ſchwach und vergehen bald. Im friſchen Grunde dauern ſie etwas länger, ſo wie ſie im trockenen ſandichten Boden bald brandicht werden. Man ſoll auch die Kirſchen am Spaliere nicht auf der Mittagsſeite anlegen; Wände gegen Abend tragen reichlicher, doch werden daſelbſt die Früchte ſpäter reif.

Die Kirſchen werden auf verſchiedene Art genutzet, und da man ſelbige in ihrem friſchen Zuſtande nicht lange erhalten kann, auf mancherley Weiſe zubereitet. Von dieſem allen giebt Herr v. Münchhauſen im Hausvater III. Theil, 351. und folg. S. eine weitläuftige Anleitung. Wir erwähnen nur, wie die Glaskirſchen ſich vornehmlich zum Einmachen mit Zucker, hingegen die ſauern zum Einmachen mit Eſſig ſchicken. Auch die letzten werden gemeiniglich zum Trocknen erwählet, und daraus der Kirſchſaft, Kirſchwein, Brandwein, und ein abgezogenes Waſſer zubereitet. Um Kirſchſaft zu

erhalten, und daraus zu jeder Zeit Kirſchwein zu machen, läßt man die ſchwarzen ſauern Kirſchen mit den Kernen ſtoßen, durchpreſſen, und den Saft, damit er recht klar werde, nochmals durch ein Haarſieb laufen, thut dazu nach Belieben feinen geſtoßenen Zucker, rühret den Saft ſo lange um, bis dieſer zergangen, füllet den Saft in Bouteillen, leget ein paar Nelken und ein Stückchen Zimmet hinein, pfropfet ſie wohl zu, verpichet ſie, und leget ſie in den Keller; oder man kann auch den mit Zucker vermiſchten Saft einigemal aufkochen laſſen, und nachher auf gleiche Weiſe damit verfahren, ſo wird ſich ſolcher noch länger halten. Kirſchbrandwein oder Ratafia zu machen, ſtößet man die ſauern Kirſchen mit den Kernen, gießt Franzbrandwein darüber, läßt es einige Tage ſtehen und ſchüttelt es fleißig um. Nachher wird der Brandwein abgegoſſen und die Kirſchen ausgedrücket, auch nach Belieben nochmals auf neue Kirſchen gegoſſen. Zuletzt vermiſchet man damit geläuterten Zucker, und läßt es in wohlverwahrten Gefäßen ſtille ſtehen. Eine ganz andere Art Kirſchbrandwein erhält man, wenn Brandwein über die Kirſchen abgezogen wird. Dieſer ſoll, nach Herrn von Hallers Anmerkung, welche man in Bomarens II. Theil nachleſen kann, eine ſchädliche Eigenſchaft beſitzen, und mit dem Waſſer des Kirſchlorbeerbaumes gleiche Wirkung haben. In Dalmatien wird von einer beſondern Sorte Kirſchen eine Art Wein bereitet, welche den Namen Maraſquin erhalten. Man ſehe du Hamels Abhandlung von Bäumen ꝛc. II. Th. 110. S. Das Kirſchwaſſer, ſo man in den Apotheken findet, und welches ſeinen Geſchmack und Kraft von den Kernen hat, wird in England ſonderlich wider die convulſiviſchen Bewegungen gebrauchet, welches aber mit Beſtand davon nicht zu hoffen, und überhaupt den Kirſchen eine wirklich lindernde, die Nerven beſäftigende Kraft nicht beyzulegen, und in dieſer Meynung würde Herrn von Linné einiger Beyfall nicht mitzutheilen ſeyn. Durch den angenehmen Geruch empfiehlt ſich dieſes Waſſer vielen Kranken, und kann als ein kühlendes und erquickendes Mittel angeſehen werden.

Die friſchen, ſonderlich ſauern Kirſchen können als ein auflöſendes Mittel denjenigen empfohlen werden, welche mit langwierigen Krankheiten beſchweret ſind, ſo von einer Verſtopfung der Eingeweide ihren Urſprung haben. Hr. van Swieten lobet ſolche wider die Melancholie und andere dergleichen Krankheiten, und befiehlt ſolche ſo häufig zu genießen, bis ein Durchfall dadurch erreget wird, welcher auch nicht zu verſtopfen

ſtopfen iſt. Bey hitzigen Fiebern geben ſolche auch abgekochet eine Kühlung und nützliches Getränke. Mit der Rinde des Kirſchbaumes hat Herr Siefert verſchiedene Verſuche angeſtellet, um zu erfahren, wie weit ſolche zum Färben nützlich gebrauchet werden könne. Man kann dieſe auch in dem Buche: Kenntniß derjenigen Pflanzen die Malern und Färbern zum Nutzen gereichen, S. 397. nachleſen. Das Kirſchharz hat alle Eigenſchaft des arabiſchen Gummi.

Kirſchlorbeerbaum, Lorbeerkirſchbaum, Mandelblätter, Lauroceraſus, kann füglich mit den Kirſchen, folglich auch mit den Pflaumen, unter einem Geſchlechte ſtehen. In der Blume ſelbſt iſt kein Unterſchied wahrzunehmen; nur in der Art zu blühen iſt ſolcher anders beſchaffen, und treibt, wie die Traubenkirſche, viele Blumen ſtraußförmig unter einander und auf einem gemeinſchaftlichen Stiele vereiniget. In der Gegend des ſchwarzen Meeres iſt dieſer Baum, Prunus Lauroceraſus Linn. zu Hauſe, und ſoll im Jahre 1576. zuerſt nach Europa gebracht worden ſeyn. Man findet in hieſigen Gärten dergleichen von einem ſtarken, drey bis fünf Ellen hohen Stamme, mit einer großen, breiten, regelmäßigen Crone. Die Rinde der jungen Aeſte iſt grünlich, und häufig mit Warzen beſetzet, bey den ältern aber braun. Die immergrünenden Blätter ſind eyförmig oder länglicht, dicke und ſtark, und haben an dem rückwärts geſchlagenenen Rande weit aus einander ſtehende Zähne. Die obere Fläche iſt glänzend und dunkelgrün, die untere bläſſer, und gegen den dicken kurzen Stiel mit zwo, vier, auch mehrern braunen Drüſen beſetzet. Nach den weißen Blumen folgen rundliche, ſaftige Beeren ohngefähr von einem halben Zolle im Durchmeſſer, welche einen zerbrechlichen, eyförmigen, etwas zugeſpitzten und gefurchten Stein enthalten. Man findet in den Gärten zwo Spielarten, eine mit verſilberten und eine andere mit vergoldeten Blättern, welche ein feines Anſehen haben, aber leichtlich wieder in die grüne Farbe einarten. Bey uns wird man ſelten Blüthe, noch ſeltener Früchte, erhalten; daher wir dieſen Baum durch Ableger vermehren müſſen, welches um deſto eher geſchehen kann, da aus der Wurzel gemeiniglich Schößlinge treiben, welche leicht abgeſenket werden können, auch in kurzer Zeit Wurzeln ſchlagen. Auch alte Bäume, wenn ihr Stamm abſtirbt, treiben aus der Wurzel häufige Bruth. In Frankreich, vornehmlich in England, unterhält man dieſen Baum im freyen Lande und vermehret ſolchen aus Schnittlingen, welche ohngefähr von anderthalb Fuß Länge im

Auguſt einen Fuß tief in die Erde geſtecket werden. Dieſe ſollen noch vor Winters Wurzeln ſchlagen. Man hat dieſes auch in Deutſchland nachahmen wollen; es iſt aber nicht gelungen. Die Stämme ſterben, wenn ſie nicht gar eingehen, wenigſtens bis auf die Wurzel ab, und dieſe folget endlich nach. Man muß ſolche den Winter über mit der Orangerie ins Glashaus bringen. Die Bäume machen viele Wurzeln, zehren ſtark, und wollen daher öfters verſetzet und fleißig begoſſen ſeyn. Die Blumen und Blätter haben einen angenehmen Geruch, und die letzten einen Geſchmack, welcher den bittern Mandeln gleich kömmt, und ſonderlich merklich wird, wenn man ſolche in Milch kochet. Und um deswillen hat man dieſen Baum lieb gewonnen, indem dergleichen Mandelmilch angenehm ſchmecket. Doch iſt in neuern Zeiten dieſe Leckerſpeiſe ziemlich aus der Mode gekommen, nachdem man gefunden, wie ſelbige verdächtig und der Geſundheit leicht ſchädlich ſeyn könne. Viele halten dieſen Baum und ſonderlich deſſen Blätter für giftig, nachdem viele Erfahrungen beſtätiget, wie das davon abgezogene Waſſer tödtliche Wirkungen verurſachet. Es kommen zwar hierinnen nicht alle Schriftſteller überein, und man findet einige, welche deſſen Unſchädlichkeit vertheidiget haben; allein es kömmt hierbey, wie bey vielen andern dergleichen Pflanzen, gar viel auf die Menge und andere Nebenumſtände an; daher man am ſicherſten geht, wenn man den Gebrauch davon gänzlich unterläßt. Herr Mead, in ſeinem vortrefflichen Buche von den Giften, hat zuverläßig bewieſen, daß das einfache, abgezogene Waſſer mit dem narcotiſchen Mitteln eine nahe Verwandtſchaft habe. Hunde, welche dergleichen getrunken, verfallen ſogleich in ein Taumeln und bekommen Zuckungen der Glieder, worauf eine völlige Lähmung folget. Nach dem Tode hat man keine Entzündung, aber eine ſtarke Ausdehnung der Blutadern, und ganz flüßiges Geblüte wahrgenommen. Herr Nichold hat, wie Mead anführet, durch zwo Unzen dergleichen, aber doppelt abgezogenes, Waſſer einen Hund in weniger, als einer halben Minute getödtet. Andere dergleichen ſchädliche und tödtliche Wirkungen kann man in D. Vaters Streitſchrift, de Laurocerasi indole venenata, nachleſen. Unter den Neueſten hat du Hamel mit dieſem abgezogenen Waſſer bey einem Hunde einen Verſuch angeſtellet, dieſen mit einem Löffel voll getödtet, und nach dem Tode ebenfalls keine Entzündung, aber aus dem Magen einen aufſteigenden, ſtarken Geruch von bittern Mandeln, wel-

cher bis zum Erſticken heftig geweſen, wahrgenommen.

Man ſoll demnach auch der mit dieſen Blättern abgekochten Milch nicht trauen. Das Gift liegt daſelbſt verdecket, und die Milch hindert deſſen Wirkung. Der öftere Gebrauch von dergleichen Milch kann gewiß ſchädliche Folgen haben. Wir behaupten dieſes nicht nur, weil ſchon D. Vater ein dergleichen Beyſpiel angeführet, ſondern auch, da wir einen andern, noch merkwürdigern Fall ſelbſt erfahren, wobey ein Fräulein von dem Genuße einer Milch, worinnen Blätter von Pfirſigbäumen abgekochet worden, mancherley Zufälle bekommen, und in drey Tagen verſtorben. Die Pfirſigblätter geben der Milch einen ähnlichen, den bittern Mandeln gleichen Geſchmack, und wir werden an ſeinem Orte bemerken, wie die bittern Mandeln verdächtig ſind; daher vielleicht mit Gewißheit zu ſchließen, daß alles, was dem Geſchmacke nach den bittern Mandeln gleicht, auch gleiche Wirkung äußere. Man hat auch, ſtatt der Kerne von Pfirſchen, dieſe Blätter zu Verfertigung des Pferſigbrandweins, oder ſtatt der Kirſchkerne zu der Bereitung des ſchwarzen Kirſchwaſſers angewendet, davon aber gewiß gleiche Folgen zu befürchten. Zu denjenigen, welche den Kirſchlorbeerbaum, und ſonderlich die daraus bereitete Milch für unſchädlich ausgeben, gehöret der Engländer Hanbury. Ein anderer Engländer, S. die Sammlung auserleſener Abhandlungen, zum Gebrauche practiſcher Aerzte, II. Stück, 103. S. giebt zwar zu, daß das abgezogene Waſſer ſchädlich, jedoch auch in gewiſſen Fällen, und vorzüglich da, wo man eine Verdünnung des Geblütes verlange, nützlich ſeyn könne. Er hat zu dem Ende dreyßig bis ſechzig Tropfen auf einmal zu drey oder vier verſchiedenen Zeiten des Tages verordnet, und davon keinen übeln Zufall bemerket, im Gegentheile ſeine Abſicht, nämlich die Verdünnung des Blutes, ohne es zu erhitzen, erlanget. Es führet derſelbe noch einen andern Arzt mit Namen Cameron an, welcher einen Aufguß von dieſen Blättern in hartnäckigen Verſtopfungen der Leber braucht, und durch Umſchläge von Hirſenmehl und einem ſtarken Tranke von Kirſchlorbeerblättern viele ſtarke Geſchwülſte, die ſchon das Anſehen eines Krebsgeſchwüres gehabt, kleiner gemachet, auch einige davon ganz zertheilet habe. Es ſoll auch der Trank oder Thee von dieſen Blättern in Holland bey Lungenkrankheiten nützlich gebrauchet werden. Herr von Linné empfiehlt ſolchen in dieſen Umſtänden wider die Liebesſeuche. Herr Buchotz hat ein rotziges Pferd damit geheilet, und dieſen anfangs

zwey Quentchen, und am ſieben und zwanzigſten Tage neun Unzen ſaufen laſſen. S. deſſen Briefe, I. Th. 386. S. Wir vereinigen mit dieſem die

Traubenkirſche, Padus, welche ſich von dem Kirſchlorbeerbaume gar nicht unterſcheiden läßt, auch ſo gar in Anſehung der Art zu blühen damit übereinkömmt, behalten aber dieſen Namen bey, da ſogleich daraus zu erkennen, wie dieſe Art Kirſchen von den gewöhnlichen durch die trauben- oder ſtraußförmige Blüthen verſchieden iſt. Es ſind davon verſchiedene Arten bekannt.

1) Die gemeine Traubenkirſche, Büſchelkirſche, Vogelkirſche, Alpkirſche, Ahlkirſche, Hohlkirſche, Moſcowitiſche Lorbeerkirſche, ſchwarze Weide, Stinkbaum, Hundsbaum, Faulbaum, Elſenbeer, Elpel, Epen, Eſlen, Elxen, Elexen, Axe, Tölpenhensbaum, Potſcherpen, Patſcherpen, Pabſtweide, Wiedebaum, Kandelwiede, Waſſerſchlinge, Haarholz, Trieſelbeere, Kaulbeere, Kitſchbaum, Kintſchelbeere, Scherpken, Haubeere, Olantbaum, Oltkirſche, Altbaum, Oelbeerbaum, deutſcher Drachenbaum, Gichtbeere, Mayenbuſch, Hühneraugenbeere, Hexenbaum. Man findet dieſen Baum in feuchten Feldern und Ellernbrüchen in vielen Gegenden; iſt auch, wenn die Blätter abgefallen, dem äußern Anſehen nach den Ellern viel ähnlich, und auch wohl von Forſtleuten damit verwechſelt worden. Der Stamm treibt im lockern Boden viele junge Bruth, und erhält eine mittelmäßige Höhe und Dicke. Die braune Rinde der Aeſte iſt hin und wieder mit kleinen Warzen beſetzet. Die Blätter ſind länglicht, am Rande ſägartig eingekerbet, oberwärts hellgrün, glänzend, und auf der untern Fläche mehr weißlicht und nahe an dem Stiele mit zwo kleinen Drüſen beſetzet, wodurch ſich dieſe Art vornehmlich kenntbar machet. Die Blumen erſcheinen häufig im May und Junius, ſtehen der Länge nach an einem gemeinſchaftlichen Stiele ährenweiſe. Die Aehren hängen unterwärts. Die weißen Blumenblätter ſind am Rande gezähnet, und die Kelcheinſchnitte nicht, wie bey vielen andern Arten geſchieht, rückwärts gebogen und am Rande ausgezacket. Der Geruch dieſer Blüthe iſt ſtark, ſonderlich des Abends, daß dadurch der Kopf leicht eingenommen wird. Die kleine runde Beere iſt anfangs grün, hernach roth, und im Auguſt und September ſchwarz. Man findet auch reife rothe Beeren; es ſoll auch weiße geben. Das Holz iſt weiß, und im friſchen Zuſtande hat es, gleich den zerriebenen Blättern, einen ſtinkenden Geruch. Durch die Bee-

ren pflanzet ſich dieſer Baum leichtlich von ſelbſt fort, und dieſer wird von den Vögeln häufig ausgeſtreuet. Man ſetzet ſolchen auch in die Plantagen und Luſtwälder, welchen man durch die häufigen Blumenbüſchel im Frühjahre ein ſchönes Anſehen giebt. Sonderlich empfiehlt man den Anbau deſſelben in niedrigen, moraſtigen Gegenden, welche der Ueberſchwemmung ausgeſetzet ſind. Er wird daſelbſt durch die häufigen Nebenſproſſen bald zu einem Strauche. Er dienet auch die Ufer an reißenden Ströhmen zu befeſtigen, indem er dieſe ſtark durchwurzelt. Einige empfehlen ſolchen zu Hecken, er ſtirbt aber in feſten Hecken leicht ab, und ſauget das Erdreich ungemein aus. Einige bedienen ſich der Stämme um die beſten Kirſchſorten darauf zu pflanzen. Gemeiniglich wird das Holz unter andern Schlagholze mit abgetrieben, und wenn ſolches ſtark genug iſt, zu verſchiedener Drechslerarbeit und andern kleinen Hausgeräthe, ſonderlich zu den Büchſenſchäfften, gebrauchet. Es erhält zuweilen den Namen St. Lucienholz, und wird mit dem Mahalebkirſchbaume verwechſelt. Aus den Aeſten machet man Tabacksröhre. Mit der innern Rinde des Holzes wird grün, und vorzüglich, vielleicht aus einem Aberglauben, die Vogelnetze damit gefärbet. Mit dem ſtarken Tranke, ſo aus der Rinde verfertiget worden, will Herr Gadd die Liebesſeuche geheilet haben. Die Beeren werden von Vögeln aufgeſuchet; ſie haben einen ſüßen aber unangenehmen Geſchmack. Bey uns werden ſolche nicht gegeſſen; die Lappen und Kamtſchadalen aber eſſen ſolche mit Salz. Sie verſtopfen den Leib, und werden von einigen wider den Durchfall und die rothe Ruhr gebrauchet. Als der Aberglaube noch Mode war, pflegete man die Beeren den Kindern anzuhängen, um ſolche von der fallenden Sucht zu befreyen, und die Bauern ſammleten am Walpurgistage Zweige von dieſem Baume, um ſich und ihr Vieh gegen die Zaubereyen ſicher zu ſtellen. Wenn man blühende Zweige in den Scheuern unter das Korn leget, ſollen dadurch die Mäuſe abgehalten werden. Es wird der Baum von vielen mit dem Faulbaume verwechſelt, von welchem ſolcher aber ganz unterſchieden iſt.

2) Die Virginiſche Traubenkirſche, Padus Virginiana Mill. Prunus Virginiana Linn. Dieſer Baum wächſt in Virginien und Canada zu einer mittelmäßigen Höhe und Dicke. Der P. Charlevoix nennet ihn Cerisier noir de Floride, und beſchreibt ihn in dichten Pflanzungen niedrig, im freyen Stande aber hoch und ſtark. Die braunrothe Rin-

de iſt mit kleinen Warzen beſetzet, und läßt ſich von alten Aeſten, wie bey den Birken, abziehen. Die geſtielten, länglicht ſpitzigen Blätter ſind auf vier Zoll lang und anderthalb Zoll breit, am Rande rundlich eingekerbet, glatt, auf der obern Fläche dunkelgrüner als auf der untern. Als ein beſonder Kennzeichen bemerket man, daß die Blätter dieſes Baumes, welche gegen den Winter abfallen, hinterwärts am Rande oder auch auf der obern Fläche, mit zwo Drüſen beſetzet ſind. Bisweilen ſieht man nur eine, auch wohl gar keine, indem ſich ſolche zuweilen in kleine Nebenblätter verwandeln, welche mit dem Rande des Blattes genau zuſammenhängen. Die weißen wohlriechenden Blumen erſcheinen bey uns im Juni und Juli, und ſtellen lange Aehren vor. Die Beeren ſind von der Größe einer großen Erbſen, im October reif und glänzendſchwarz. Hr. v. Linné giebt ſolche roth an. Wir haben dergleichen Bäume aus Saamen, welchen wir aus den Nordamerikaniſchen Küſten erhalten, ohne Mühe erzogen, und an dieſen einen ſchnellen Trieb bemerket; auch die Aeſte wachſen ſtark in die Länge, wodurch aber der Baum ſperricht wächſt. Sie dauern füglich im freyen Lande, und haben noch niemals Schaden gelitten, dieſe jedoch bey uns noch nicht geblühet, da hingegen viel niedrigere Bäumchen, ſo wir aus Vorſorge im Scherbel gehalten, und im Winter in Verwahrung gebracht, jährlich Blumenbüſchel, aber niemals Früchte getragen. Der Anbau dürfte bey uns keinen ſonderlichen Nutzen haben. In Nordamerika werden Tiſche und Stühle daraus verfertiget, welche, je älter ſie werden, deſto ſchöner in die Augen fallen. Das Holz iſt an jungen Stämmen weiß, bey ältern gelblicht und ziemlich hart. Aus den Beeren ſoll man einen guten Kirſchgeiſt und ein abgezogenes Waſſer erhalten können, und Catesby empfiehlt die Stämme, andere Kirſchſorten darauf zu pfropfen.

3) *Nordamerikaniſche niedrige Traubenkirſche*, Prunus nana, hat Hr. du Roi zuerſt beſchrieben, auch abgezeichnet. Es iſt ein niedriger Strauch, welcher nicht über drey Fuß Höhe erreichet. Die graue Rinde der Zweige iſt mit vielen kleinen erhabenen bräunlichen Puncten beſtreuet. Die länglichten Blätter endigen ſich mit einer feinen Spitze; der Rand und die Spitze ſind mit zarten, aufwärts gebogenen Zähnen, und die obere Fläche am hintern Theile mit einer oder zwo kleinen Drüſen beſetzet; ſie fallen gegen den Winter ab, und ſtehen auf Zoll langen Stielen.

Die

Die kleinen, wohlriechenden Blumen erſcheinen im May und Juni, und ſtellen eine Aehre vor. Der blaßgelbe geſtreifte Kelch hat zurückgebogene, fein eingekerbte Einſchnitte.

4) Immergrünende Nordamerikaniſche Traubenkirſche, falſcher Mahagonybaum, Vogelkirſchbaum aus Carolina. Padus Carolina Miller. ſoll in Carolina wachſen. Die Blätterſtiele ſind purpurfärbig, die Blätter ſelbſt länglicht zugeſpitzet, am Rande mit ſpitzigen Zähnen beſetzet, oberwärts hellgrün und glänzend, unterwärts weißgrünlicht. Die Hauptribbe iſt an der untern Seite mit einer feinen braunen Wolle bedecket; ſie fallen nicht ab, und zeigen auch nirgends Drüſen. Die Vermehrung geſchieht durch Saamen und eingelegte Zweige. Miller glaubet, daß der Stamm niedrig bleibe. In England halten ältere Stämme unter freyem Himmel aus; bey uns hält man ſelbige in Scherbel, und bringt ſie gegen den Winter in ein Glashaus. Das Holz gleichet an Feſtigkeit und Farbe dem Mahagonyholze, und wird öfters dafür ausgegeben.

Kirſchbaum aus Barbados.

S. Malpighie.

Kirſchbaum, welſcher. S. Cornelbaum.

Kirſchfink.

Kirſchfink iſt der gemeine braune Steinbeißer, oder Kernbeißer. Coccothrauſtes vulgaris, mit einem ſtarken dicken Schnabel, der am Kopfe ziemlich breit, gegen das Ende ſpitzig, wie ein Kegel, zuläuft. Viele vermengen dieſen Vogel mit dem bekannten Kreutzſchnabel.

Kirſchiſop.

S. Günſel, Sonnen.

Kirſchvogel.

Golddroßel, Goldamſel, Byrole, Wittewhal, Oriolus, Merula aurea. Dieſer Vogel kömmt beym Klein in die vierte Familie unters fünfte Geſchlecht der Droßeln zu ſtehen, wohin er auch eigentlich gehöret. Diejenigen, welche ihn zu den Spechten zählen, irren ſich, weil er weder eine geſpaltene Zunge, noch ſonſt die Charaktere eines Spechts hat. Goldamſel heißt er von ſeiner vortrefflichen goldgelben und ſchwarzen Farbe an den Flügeln. Das Männchen iſt daran zu erkennen. Der Schnabel ſieht korallenroth; vor den Augen findet ſich vom Schnabel herein, ein kohlſchwarzer Strich; Kopf, Kehle, Hals, Rücken, ſind überaus ſchön gelb, der Bürzel grünlicht, der kurze Schwanz oben recht ſchwarz, und unten haben die Federn

dern hochgelbe Spiegel. Die mittlern Schwanzfedern ſchwarz, an den Spitzen mit gelben Einfaſſungen. Bruſt und Bauch, bis unter den Schwanz ſchön gelb; die Flügel glänzendſchwarz, nur an den Spitzen der Schwungfedern mit weißen Fleckchen verſehen. Die Füße ſchwarzblau. Das Weibchen iſt nicht ſo ſchön gelb und ſchwarz, und geht darinne vom Männchen ſehr ab. Seine Stimme iſt ſehr helle, wie aus einer Diſcantflöte, und er kann die Töne gut abwechſeln. Er kömmt faſt am ſpäteſten im Frühlinge zu uns, nicht eher, als bis die Bäume völlig ausgeſchlagen ſind, und das Wetter angenehm geworden iſt. Er entfernet ſich ſchon wieder im Auguſt, und brütet daher des Jahres nur einmal. Die Jungen führet er gern in die Gärten, beſonders in die Kirſchen, als welche ihm die äußerſten Leckerbiſſen ſind, davon er denn auch den Namen hat. Ehe ſie noch fliegen können, atzet er ſie mit Raupen und Gewürzſamen. Er hecket in kleinen Wäldern, wo Laub- und Tangelholz untereinander wächſt, in Ellernbrüchen, oder in den Vorhölzern von großen Waldungen. Sein Neſt bauet er von Stroh und Hanf, und hängt es an die Gabeln der ſchlanken Aeſte, auf eine ſehr künſtliche Art; verräth ſich aber leicht durch ſein ſtarkes Schreyen, wenn man ihm nahe kömmt. Er iſt ſchwer im Keficht zu erhalten; denn man kann ihm ſeine Nahrung nicht immer geben. Er läßt ſich auch ſchwer beykommen, noch fangen; und zwar nur in Schlingen, die bey den Kirſchen aufgeſtecket werden.

Kiſſina.

S. Aloesholz.

Kitſchbaum.

S. Kirſchbaum, und zwar Traubenkirſche.

Kiwitzey.

S. Fritillarie.

Kiwitzfett.

S. Butterkraut.

Kläre.

Cinis oſſium et ſpinarum piſcium, wird in der Probierkunſt dasjenige, aus calcinirten oder gebrennten Knochen oder Fiſchgräten zart geriebene, Pulver genennet, womit man die obere Fläche der aus Aſche bereiteten Capellen bedecket. Die Knochen müſſen gut gebrannt und gerieben, alsdenn das Geriebene nochmals gebrannt werden. Die Kälberknochen und Fiſchgräten ſind eigentlich die beſten Knochen zu dieſer Bereitung. Schweinsknochen taugen gar nichts darzu, weil ſie eine gewiſſe Fettigkeit behalten, welche der Arbeit, dem

Abtreiben nämlich, nachtheilig iſt.

Wenn die Capellen aus der wohlzubereiteten Aſche gehörig verfertiget ſind, ſo beſtreuet man alsdenn die von dem Stößel gemachte Vertiefung, mit der fein geriebenen Kläre, welche man vermittelſt eines Siebes ohngefähr eines ſchwachen Meſſerrückens dicke darauf ſtreuet. Man ſetzet hierauf den Stößel wieder auf die Capelle, welche ſich noch in dem meſſingnen Capellenfutter befindet, und ſchlägt einigemal mit einem hölzernen Hammer darauf, damit die Kläre überall feſte und glatt angedrücket werde. Iſt dieſes geſchehen, ſo drücket man die Capelle aus der Form, und hebt ſie zum Gebrauch auf. S. Capelle.

Klaffenkraut.

S. Hauswurz.

Klaffer.

S. Baurenſenf, Glitſch, Täſchelkraut.

Klaffmuſchel.

Dieſes iſt ein ſchicklicher Geſchlechtsname für ſolche Conchylien, deren beyde Schalen ſich nicht ſchließen, ſondern klaffen. Die Holländer nennen ſelbige daher auch Gaapers. Hr. v. Linne' giebt dieſem Geſchlechte die griechiſche Benennung Mya, welche aber ſoviel bedeutet, als die Lippen ſchließen; deswegen auch die ältern Schriftſteller die eßbaren Mießmuſcheln, indem bey dieſen die Schalen wie Lippen auf einander ſchließen, mit dieſen Namen beleget; wofür Hr. v. Linne' Mytulus gewählet. Der Inwohner der Klaffmuſcheln iſt eine Seeſcheide, und die Schale beſteht aus zwo Klappen, die an dem einen Ende klaffen, und das Schloß oder Angel der einen Schale bey den meiſten einen dicken, breiten und ausgehöhlten oder bäuchichten Zahn vorſtellet, welcher aber nicht in die andere Schale einſchließt. Man muß die Klaffmuſcheln nicht mit den Gienmuſcheln verwechſeln; denn dieſe gähnen oder klaffen gemeiniglich nur alsdenn, wenn ſie Nahrung empfangen, obgleich auch einige zwiſchen beyden Schalen eine Oeffnung haben, die ſich nicht ſchließen kann. Der Ritter führet von den Klaffmuſcheln ſieben Arten an. Der Sandkriecher, die Maler- und Perlenmuſchel werden unter dieſen Namen vorkomen, die vier übrigen aber ſind:

1) der ſtumpfe Klaffer, Mya truncata L. Die beyden Schalen ſind auswendig kalchartig weiß, inwendig mehr und weniger gelb, eyförmig, an der einen Seite, als mit einem Meſſer abgeſtutzet, und an einem Ende breit und rund. Der Zahn im Schloſſe iſt

ſtumpf, einen halben Finger breit, gerade hervortretend, und vorneher abgerundet. An den Europäiſchen Stranden findet man dergleichen öfters drey bis vier Schuh tief vergraben.

2) der Breitklaffer. Die Magellaniſche Meerenge liefert dergleichen. Die Schalen ſind länglicht und breit, am Grundſtücke ſchmal und zuſammengedrücket, wodurch ſie einige Aehnlichkeit mit einem Schinken zeigen, und daher dieſe Art Mya perna vom Linnäus genennet worden. Die Farbe iſt violet mit purpur und achatartiger Zeichnung; zuweilen auch auf andere Art verſchieden.

3) Bartkneifer. Der Name rühret daher, weil man die Schalen mit einer breiten Zange vergleichet, womit man die Haare aus dem Barte rupfet; daher ſolche auch von einigen die Bart- oder Kornzange, von andern aber Erbſen- und Bauernbohnendoublet genennet worden, doch ſcheinen die letztern Namen nur einigen Abänderungen eigen zu ſeyn. Die Schalen ſind länglicht zungenförmig, und am Ende zeigen ſie ein langes Schloß; einige ſind einen Finger lang und etwas krumm, dunkelgrau, oder auch gelblicht, und auswendig gegittert. Dieſe Mya vulſella Linn. erhält man aus Indien.

4) Nordklaffer, Mya arctica Linn. Die Nordſee an der Küſte von Norwegen liefert dergleichen, welche der Geſtalt nach, mit den Archen viele Aehnlichkeit zeigen, aber nicht größer als eine Bohne, auswendig blaß, rauh und geſtreifet, inwendig miſchichtweiß ſind. Das Schloß iſt ungezähnelt und der Rücken einigermaaßen dornicht und gedoppelt.

Außer dieſen bemerken wir noch

5) die Caſpiſche Klaffmuſchel. Hr. Pallas führet dieſe unter dem Namen Mya edentula an. Die Muſchel iſt einen Zoll lang, ſehr dünne, weiß, eyförmig, gleichſchaalicht, geſtreifet, klaffet ſehr breit an dem mehr gedehnten Ende, zeiget ohngefähr drey und dreyßig ſcharfe Ribben, die am kürzeſten Ende weit von einander, am gedehnten aber dichte bey einander ſtehen. Das Schloß hat keine Zähne, aber eine dicke und etwas eingebogene Lippe, auch bemerket man innerhalb der Schaale keinen Dorn. Sie wird ſelten in dem Sande des Caſpiſchen Meeres gefunden.

Klammerſtrauch.

Klammerſtrauch nennen die Deutſchen das Geſchlecht, welches Herr Browne und nachher Herr Jacquin unter dem Namen Echites beſtimmet. Hr. v. Linné hat ſelbiges in der XI. Auflage des Naturſyſtems mit der Tabernaemontana vereiniget; nachher aber

aber wieder davon getrennet, und unter obigem Namen beſonders angenommen. Der kleine, fünffach getheilte Kelch trägt ein trichterförmiges Blumenblatt, deſſen Rand in fünf ausgebreitete Einſchnitte abgetheilet iſt. Die fünf kurzen Staubfäden tragen ſpitzige, gegen einander gerichtete Staubbeutel. Am Boden ſieht man zween Fruchtkeime, um welche fünf Drüſen ſtehen, und aus welchen nur ein Griffel treibt, deſſen Staubweg aber in zween Lappen getheilet iſt, welche gleichſam durch ein beſonderes leimichtes Weſen mit den Staubbeuteln vereiniget ſind. Es folgen zwo lange, einfächerichte, einklappichte Schoten, worinnen viele, mit einer Haarcrone beſetzete Saamen liegen. Es zeiget dieſes Geſchlecht viel ähnliches mit dem Oleander, durch den offnen Schlund des Blumenblattes, und die fünf Drüſen wird man ſolches leicht davon unterſcheiden können. Hr. v. Linne' hat in der Murrayiſchen Ausgabe eilf Arten angeführet, davon die meiſten Hr. Jacquin in Amerika gefunden und beſchrieben, von welchen allen wir aber zur Zeit in hieſigen Gärten keine wahrgenommen haben, und deswegen auch keine beſonders erwähnen wollen.

Klappe.

Klappe nennen wir mit Hr. Planern das Pflanzengeſchlecht Ophira, welches Hr. v. Linne' ganz neuerlich beſtimmet. Eine zweyblättrichte Hülle umgiebt allemal drey Blumen. Vier Blumenblätter ſitzen auf dem Fruchtkeime, und ſind gegen einander gerichtet. Man zählet acht Staubfäden, und der Griffel endiget ſich mit einem eingekerbten Staubwege. Die Frucht iſt eine einfächerichte Beere.

Klappen.

S. Sieberklee und Frucht.

Klappenkraut.

S. Aron.

Klappenſchnecke.

S. Schwimmſchnecke.

Klapper.

S. Täſchelkraut.

Klapperbaum.

S. Cocus und Proſopis.

Klapperheuſchrecke.

Gryllus ſtridulus Linn. Unter denjenigen Heuſchrecken, deren Weibchen keinen Legeſtachel führen, trifft man in den Wäldern auch eine ſolche Art an, die ſich von den übrigen nicht nur durch die Farbe, ſondern auch durch das ſchmetternde oder klappernde Geräuſch unterſcheidet, welches das Männchen im Fluge zu machen pfleget. Aus dieſer Urſache hat

hat man dieſer Art die Namen Klapperheuſchrecke, Klappermann, Schmetterheuſchrecke und Knirſcher gegeben. Die Farbe dieſer Inſecten, von denen man im zweeten Theile der Röſeliſchen Inſectenbeluſtigungen eine gute Beſchreibung und Abbildung antrifft, iſt gemeiniglich dunkelbraun oder ſchwärzlich. Die Oberflügel ſind ockerbraun, und mit dunklern Flecken beſetzet; die Unterflügel aber haben eine zinnoberrothe Farbe bis an den äußern Rand, welcher in einer ziemlichen Breite ſchwarzgrau iſt. Das Weibchen iſt viel dicker und hat kürzere Flügel, als das Männchen. Der Hinterleib iſt etwas dunkelroth, und die übrigen Theile des Körpers ſind mehr ſandgrau als ockerbraun. Weil es mit keinem Legeſtachel verſehen iſt, ſo ſuchet es die Löcher und Ritze der Erde aus, um ſeine Eyer hineinzubringen, welche darinnen den ganzen Winter über liegen bleiben.

Klapperkraut.
S. Glitſch.

Klappernüſſe.
S. Pimpernüſſe.

Klapperroſe.
S. Mohn.

Klapperſchlange.

Crotalus Linn. So nennet man diejenigen giftigen Schlangen, welche bey den Indianern die Namen Teuthlacoth-Zauphin, Boicininga, Boiconininga, und Oneganſi führen, und ſich von den übrigen durch die beſondere Beſchaffenheit der Schwanzſpitze unterſcheiden, vermöge welcher ſie ein Geräuſch, das wie eine Klapper klingt, erregen können. Die Schwanzſpitze beſteht nämlich in etlichen durchſichtigen, pergamentartigen Blaſen, welche kurz und breit ſind, gliederweiſe an einander hängen, und gegen das Ende etwas ſchmäler werden. Durch das Rütteln dieſer Blaſen wird das klappernde Geräuſch verurſachet. Der Ritter von Linné, welcher außer der Schwanzklapper noch dieſes Merkmal von dergleichen Schlangen anführet, daß ſie Schilde am Bauche, und Schilde und Schuppen unter dem Schwanze haben, bemerket fünf Arten von dieſem Geſchlechte, denen er die Namen Crotalus miliarius, Crotalus horridus, Crotalus dryinas, Crotalus duriſſimus und Crotalus mutus beyleget.

Die erſte Art, Crotalus miliarius, welche man vorzüglich in Carolina antrifft, wird von Herr Müllern Schleuderſchwanz genannt, weil ſie den Schwanz ſchleudern muß, wenn ſie die Klapper bewegen will. Die Haut iſt aſchgrau, und mit drey Reihen ſchwar-

ſchwarzer Flecken der Länge nach beſetzet, zwiſchen denen auf dem Rücken rothe Flecken ſtehen, wodurch die Linnäiſche Benennung veranlaſſet worden iſt. Uebrigens hat dieſe Schlange, welche für ſehr giftig gehalten wird, nach dem Herrn von Linne', unter dem Bauche hundert und dreyzehn, und unter dem Schwanze ein und dreyßig Schilde. Man zählet auch wohl überhaupt hundert und drey und ſechzig Schilde und Schuppen, von dem Kopfe bis zur Schwanzſpitze an gerechnet.

Die zwote Art, Crotalus horridus Linn. oder nach Hr. Müllern, die Schauerſchlange, welche Namen ihr deswegen beygeleget worden ſind, weil ſie für die allergiftigſte unter den Klapperſchlangen gehalten wird, iſt gelb, weiß und braunbunt mit ſchwarzen Flecken, welche kettenweiſe über den Rücken gehen. Sie hat unter dem Bauche hundert ſieben und ſechzig, unter dem Schwanze aber drey und zwanzig Schilde. Die zween obern Giftzähne, außer denen man ſonſt keine Zähne in ihrem großen Rachen antrifft, ſind ſehr ſcharf zugeſpitzet, etwas krumm und im Zahnfleiſche verborgen. Man findet dieſe Schlange, welche eine Länge von fünf Schuh und drüber erreichet, in verſchiedenen amerikaniſchen Gegenden, wo man ihr durchgängig eine gewiſſe Zauberkraft, oder vielmehr Anziehungskraft zuſchreibt, vermöge welcher ſie allerhand kleine Thiere ſoll zwingen können, daß ſie ſich ihrem Rachen nähern müſſen. Man will nämlich bemerket haben, doch können wir für die Richtigkeit dieſer Bemerkung nicht ſtehen, daß die Eichhörnchen und Vögel, denen dieſe Schlangen vorzüglich nachſtellen, von einem Aſte auf den andern ſpringen, ſobald ſie eine ſolche Schlange gewahr werden, und nach und nach von dem höchſten Gipfel eines Baumes unter vielem Schreyen bis zur Schlange herabkommen, welche alsdenn ihren Rachen öffnet und ſie verſchlingt. Herr Catesby erzählet eben dieſes von einer ähnlichen Art aus Carolina, die einen braungelben Körper und über die Quere breite, unregelmäßige ſchwarze Streifen hat, ſetzet aber hinzu, daß er dieſes nicht ſelbſt geſehen, ſondern nur von ſehr vielen gehöret habe, welche alle in der Art und Weiſe, wie dieſe Klapperſchlangen die kleinen Thiere an ſich zögen, übereingekommen wären. Sollte dieſe allgemeine Sage gegründet ſeyn, ſo könnte man die anziehende Kraft dieſer Schlangen wohl erklären, ohne mit den Indianern anzunehmen, daß die Eichhörnchen und Vögel durch die Augen der Klapperſchlangen bezaubert würden. Vielleicht taumeln dieſe

Thiere, wie Herr Müller vermuthet, vor Angſt und Schrecken, wenn ſie eine ſolche Schlange erblicken, und fallen hernach durch die Wirkung des häßlichen Geſtanks, welchen man bey den Klapperſchlangen bemerket, von den Bäumen herunter.

Die dritte Art, Crotalus Dryinas, von Herr Müllern das Ungeziefer genannt, hat am Bauche hundert fünf und ſechzig, am Schwanze aber dreyßig Schilde, und gar keine Schuppen von unten; worinnen ſie ſich vorzüglich von den vorhergehenden Arten unterſcheidet. Die Haut iſt ziemlich weiß und mit gelben Flecken beſetzet. Man findet ſie nicht nur in Amerika, ſondern auch auf der Inſel Ceylon in Oſtindien. Die Ceyloniſche Art ſoll entweder eine aſchgraue Farbe haben und an den Seiten mit braunen Flecken gezieret, oder einfärbig röthlich ſeyn. Die Länge beträgt ohngefähr drey Ellen und der Schwanz führet eine Klapper von vierzig Gelenken. Doch behaupten einige Schriftſteller, nach den Berichten der Indianer, daß die Anzahl dieſer Gelenke unbeſtimmet ſey und von dem Alter abhänge. Nämlich jedes Jahr ſoll ſich ein neues Glied an der Klapper anſetzen.

Die vierte Art, Crotalus duriſſimus, nach Herr Müllern der Klapperer, hat am Bauche hundert zwey und ſiebenzig und am Schwanze ein und zwanzig Schilde, ohne die Schuppen zu rechnen. Die Haut iſt weiß und gelbbunt und mit ſchiefen viereckichten Flecken gezeichnet, deren inneres Feld weiß iſt. Die Länge dieſer Klapperſchlange, deren Vaterland ebenfalls Amerika iſt, beträgt gegen vier Schuh, auch drüber, und die Dicke ohngefähr wie ein Mannsarm.

Die fünfte Art, Crotalus mutus, welche Herr Müller Stumpfſchwanz nennt, gehöret eigentlich nicht unter die Klapperſchlangen, weil ſie aus Mangel der Klapper nicht klappern kann; welches ſowohl die Linnäiſche als auch die Mülleriſche Benennung anzeigen ſoll. Statt der Klapper befinden ſich am Schwanze vier Reihen ſehr kleiner zugeſpitzter Schuppen. Der Bauch enthält zwey hundert und ſiebenzehn, der Schwanz aber vier und dreyßig Bauchſchilde. Der ganze Rücken iſt mit ſchiefen viereckichten, gleichſam kettenweiſe an einander hängenden, ſchwarzen Flecken gezeichnet und hinter den Augen bemerket man einen ſchwarzen Strich. Der obere Kiefer iſt mit langen, fürchterlichen Zähnen bewaffnet.

Die Klapperſchlangen bewohnen gemeiniglich die Wälder oder Gebüſche, wo ſie unter den Bäumen auf ihren Raub lauern; ſie begeben ſich auch im Sommer auf

das freye Feld, um an den Bächen und Flüſſen Fröſche und andere dergleichen Thiere aufzuſuchen, die ſie in Ermangelung der Haſen, Kaninichen, Eichhörnchen und Vögel zu ihrer Nahrung erwählen. Oft ſchleichen ſie auch in die Häuſer, wie Herr Catesby aus eigener Erfahrung anführet. Als ſein Bedienter einmal, bald darauf, nachdem er aufgeſtanden war, ſein Bette machen wollte, fand er mitten im Bette eine zuſammengewundene Klapperſchlange. Dieſe Schlangen ſind übrigens ſehr ſchläfrige und langſame Thiere, welche nur ihre Beute angreifen und nicht leicht einen Menſchen beißen, wenn ſie nicht von ihm gereizet oder beunruhigt werden. Sie pflegen auch allemal zu klappern, wenn ſie einen Raub oder einen Menſchen erblicken; daher man ihnen ſehr leicht entgehen kann. Ihr Biß verurſachet anfänglich nur einen geringen Schmerz, wie der Stich eines Dornes; bald darauf aber wird die gebiſſene Perſon ängſtlich; die Wunde, wo man nichts als zwey Löcherchen ſieht, fängt an aufzuſchwellen; dieſe Geſchwulſt greift in kurzer Zeit um ſich und nimmt endlich den ganzen Körper ein; der Kranke empfindet einen unleidlichen Durſt und heftige Schmerzen um das Herz; trinkt er, ſo wird ſein Tod beſchleunigt, welcher auch überhaupt ſelten außen bleibt, und oft in einigen Minuten erfolget, wenn der Biß eine Ader getroffen hat. Bey einem geringen Biſſe pflegen die Indianer die Wunde auszuſaugen, welches auch gute Wirkung thun ſoll; doch haben dergleichen verwundete und wieder geneſene Perſonen, wie Herr Catesby anmerket, alle Jahre um die Zeit, da ſie gebiſſen worden ſind, eine ſchmerzhafte Empfindung. Sonſt bedienen ſich auch die Indianer in dergleichen Fällen einer kleinen, knollichten Wurzel, welche ſie getrocknet bey ſich führen. Dieſe Wurzel kauen ſie, ſchlucken einen Theil des Saftes hinunter und legen das übrige von der gekaueten Wurzel auf die Wunde. Iſt der Biß in einem fleiſchichten Theile, ſo ſchneiden ſie denſelben aus, um die Ausbreitung des Giftes zu verhindern. Bisweilen hat auch das Eingraben des verwundeten Gliedes in die Erde oder der äußerliche und innerliche Gebrauch vom vielem Oel, Butter und andern fetten Materien Hülfe verſchaffet. Die Schweine, deren Anblick eine Klapperſchlange ſchon in die größte Furcht ſetzet, ſuchen dieſe Schlangen, welche ſie, wegen ihres unleidlichen Geſtanks, leicht ausfündig machen können, begierig auf und freſſen ſie, ohne ſchädliche Wirkungen davon zu ſpüren. Das Fleiſch dieſer Schlangen iſt auch für die Menſchen unſchädlich,

wenn ihnen nur der Kopf ſchnell abgehauen wird, damit ſich das Gift, welches unter und in den hohlen Hundszähnen, die an der Spitze eine Oeffnung haben, enthalten iſt, nicht in die übrigen Theile des Körpers ausbreiten kann. Die Indianer eſſen dieſes Fleiſch ohne nachtheilige Folgen, und nutzen die Klapperſchlangen auch ſonſt noch auf verſchiedene Art. Aus der Haut, woran ſie die Klapper zur Zierde laſſen, machen ſie Gürtel; die Wirbelbeine gebrauchen ſie zu Angehängen und die übrigen Theile zu allerhand Arzneyen.

Klapperſchlangenkraut.

S. Creuzblume.

Klapperſchote.

Crotalaria Linn. Ein Pflanzengeſchlecht mit ſchmetterlingsförmigen Blumen, und mit der Haubechel nahe verwandt. Der große Kelch theilet ſich in drey Lappen, davon die beyden obern auf der Fahne, der dritte und dreyſpaltige aber unter dem Schiffchen liegt. Die Fahne iſt groß, herzförmig, zugeſpitzet, die eyförmigen Flügel und das zugeſpitzte Schiffchen ſind um die Hälfte kleiner. Die verwachſene Staubfädenſcheide iſt auf dem Rücken geſpalten und trägt zehn Staubbeutel. Der haarichte Fruchtkeim trägt einen aufwärts ſteigenden Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Die geſtielte Hülſe iſt kurz, aber aufgeblaſen, einfächericht, theilet ſich in zwo Klappen, und enthält wenige, nierenförmige Saamen. Herr von Linné beſtimmet achtzehn Arten, davon zwölfe einfache, ſechſe aber zuſammengeſetzte Blätter tragen. In unſern Gärten findet man wenig Arten, daher wir auch nur die gewöhnlichſte erwähnen. Es iſt dieſes

die haarichte Klapperſchote, Crotalaria incana Linn. welche in der Onomat. Botan. ganz unrecht die beſtaubte genannt worden, da ſelbige in allen Theilen mit zarten, weichen Haaren beſetzet iſt. Sie wächſt in Aſien und Jamaika, und iſt bey uns eine jährige Pflanze, deren Stängel ohngefähr einen Fuß Höhe erreichet, und einige aus dem Blätterwinkel aufrechtsſtehende Zweige treibt. Die Blätter halten keine beſtimmte Ordnung. Die langen Stiele derſelben ſind beym Urſprunge gleichſam mit einem Gelenke verſehen, mit zween ſchmalen, aber zeitig abfallenden, Blattanſätzen umgeben, und mit drey eyförmigen, ſtumpfen Blättchen geendiget, von welchen das mittelſte größer, als die beyden übrigen iſt. Die haarichte Beſetzung erſcheint auf der untern Fläche deutlicher, als auf der obern. Die Zweige endigen ſich mit einer

Blumen-

Blumenähre; die einzelnen Stiele davon umgiebt ein ganz ſchmales Deckblättchen, welches auch zeitig abfällt. Die Blumen ſind unterwärts gerichtet; alle Blätter gelb; das Schiffchen iſt unterwärts in zween Nägel geſpalten, und die Hülſe nicht geſtielet, ſondern ſitzt platt auf dem Kelche, ſie hängt unterwärts und iſt ganz rauch. Die Pflanze wird bey uns jährlich auf dem Miſtbeete erzogen, brauchet keine beſondere Wartung, blühet daſelbſt vom Julius bis in den September, und trägt reichlich reifen Saamen; wenn der Saame recht reif iſt, und in der verſchloſſenen Hülſe ſich von der Nath losmachet, erreget ſolcher ein Geräuſche und Geklappere, wenn man die Hülſe beweget. Man hat davon, wie von den andern Arten, keinen Nutzen zu erwarten. Das Anſehen iſt aber fein und dienet zur Zierde in den Gärten.

Klatſchroſe.

S. Mohn.

Klebauſter.

Dieſe Baſtardmuſchel, Anomia Ephippium Linn. iſt einigermaßen rund, runzlicht gefalten, am glatten Deckel mit einer Oeffnung verſehen, gebogen, gekräuſelt, inwendig ſilber- auswendig goldfärbig, auch perlenfarb, grün, bernſteinartig, purpurfärbig. Man findet welche, ſo einer Handfläche breit, andere, welche nur einen, oder anderthalb Zoll groß ſind. Das Loch in der platten Schale iſt ein großer, bogenförmiger Ausſchnitt gleich am Schloſſe. Man erhält ſelten beyde Schalen, gemeiniglich nur die vertiefte, und dieſe wird in den Cabinettern gemeiniglich die Zwiebelſchale, oder Pelure d'Oignon, genannt. Es werden dergleichen beſonders an der Küſte von Dalmatien gefunden.

Klebe.

S. Flachsſeide.

Kleber.

S. Berufswand und Hydrolea.

Klebgras.

Klebgras wird auch von einigen Stachelgras genannt, Cenchrus Linn. Viele zerſchnittene, ſtachlichte Blätter oder Hüllen ſtellen ein Köpfchen vor. Jede Hülle bedecket zwo Blumen, davon die eine Zwitter, die andere männlichen Geſchlechts iſt. Der Kelch beſteht aus zwey lanzenförmigen Bälglein, und die beyden Spelzen ſind von gleicher Geſtalt, ausgehöhlet, und mit keinen Grannen verſehen. Jede hat drey Staubfäden und die Zwitterblume einen runden Fruchtkeim, zarten Griffel, und zween haarichte Staubwege. Dieſe geben einen rundlichen

Saamen, da die männlichen ohne Saamen verwelken. Herr von Linné hat neun Arten beſtimmet, wir erwähnen davon nur

1) das rothe oder traubenförmige Klebgras, Gramen echinatum. Cenchrus racemoſus Linn. welches einen ſehr breiten Stock machet, an die Erde feſt angedrücket, und allenthalben wieder angewurzelt iſt. Die Blätter ſind am Rande mit kleinen, weißen, weichen Stacheln eingefaßt, wie denn auch die Bälglein der Blüthe mit einigen Reihen, an der Spitze gekrümmten, Stacheln verſehen ſind, welche bey der Reifung ſchön roth ausſehen. Die Blumen ſtellen eine ährenförmige Riſpe vor, und ſind faſt mehrentheils Zwitter. Es wächſt im ſandichten und ſteinichten Erdreiche, beſonders an den Seeküſten Italiens und Frankreichs, läßt ſich aber auch bey uns wohl ziehen und blühet den ganzen Sommer hindurch. Es dienet vorzüglich den See- und andern Sand zu befeſtigen und zu überkleiden, und könnte daher auch in unſern flugſandigen Gegenden nützlich angebauet werden. In Luſtgärten iſt daſſelbe bey Anlegung angenehmer Grasſtücke vielen andern vorzuziehen. Der Saame wird leicht durch den Wind und die Thiere, an welche er ſich anhängt, fortgepflanzet.

2) Das Jamaiſche Klebgras, glattähriges Stachelgras, Cenchrus echinatus Linn. wächſt in Jamaika und andern weſtindiſchen Inſeln auf den Aeckern und den Viehweiden, und dienet daſelbſt allen Arten vom Viehe zu einer geſunden und angenehmen Nahrung. Man erkennet ſolches an den länglichten, zuſammengedrungenen Blüthenähren. Die Wurzel iſt zäſericht. Der Halm wird einen bis zween Fuß hoch, und die Zweige übertreffen nicht ſelten die Höhe deſſelben. Die Blätter ſind überaus lang, breit, am Rande rauh. Die Aehre iſt zween bis drey Zoll lang, und der Hauptſtiel eckicht, gedreht, mit einer Menge Blumenbüſchel in vierfacher Reihe dichte beſetzet. Jeder derſelben iſt rundlich, ſtachlicht, aus drey bis vier Aehrchen zuſammengeſetzet. Die Hülle, welche ſie umgiebt, iſt ſteif, kronenförmig, und mit vielen, platten, ſteifen, weißlichtglänzenden, an der Spitze röthlichten Stacheln beſetzet, bis auf die Hälfte in verſchiedene, ſchmale, ſpitzige Abſchnitte getheilet, die ſich oben gegen einander neigen, und die Aehrchen feſte einſchließen. Herr Schreber beſchreibt drey Bälglein und zwo Spelzen. Wenn der Saame reif iſt, gehen die ſtachlichten Bedeckungen, die ſolchen enthalten, von dem Stängel ab, und hängen ſich an die daran rührenden Menſchen

und

und Thiere, wodurch die Ausſtreuung des Saamens auf neuen Plätzen bewirket wird. Diejenigen, die daſelbſt zu Fuße reiſen, empfinden öfters von dieſen zarten Stacheln Schmerzen, indem ſolche leichtlich in die Haut dringen und darinnen ſtecken bleiben. Man kann dieſes Gras auch bey uns im freyen Lande erziehen; es wird im Sommer blühen und reifen Saamen geben.

So wie dieſe Arten von Gräſern ſich durch Hülfe der zarten Stacheln an die vorübergehenden Menſchen und Thiere anhängen, eben ſo geſchieht dieſes auf eine Art von dem

Klebkraute,

Welches auch Klebrich, Klide, Zaunreiß, Nabelſaame, Tüngelkraut, Bettlersläuſe, genannt wird. Es iſt ſolches Philantropos Plinii. Aparine Tourn. welches faſt von allen neuern Schriftſtellern mit dem Geſchlechte des Megerkrautes vereiniget wird. Die ganze Pflanze kriecht entweder auf der Erde, oder hängt ſich an die nebenſtehenden Gewächſe und ſteigt an ſelbigen in die Höhe. Ihr ſchlanker, ſchwacher, viereckichter, drey und mehrere Fuß langer Stängel treibt viele Zweige, und iſt an jedem, ganz merklichen, Gelenke mit ſechs ſchmalen, zugeſpitzten Blättchen ſtern- oder wirtelförmig umgeben. Die Stängel, Zweige und Blätter ſind mit vielen kleinen Stacheln bewaffnet. Dieſe ſitzen an dem Stängel und den Zweigen der Länge nach an den Ecken, und auf den Blättern nur auf der untern Fläche und daſelbſt nur auf dem mittelſten, durch das Blatt hinlaufenden, ſtärkern Nerven. Sie haben auch eine beſtimmte Richtung. Wenn man an den Stängeln und Zweigen von oben nach unten zu, und bey den Blättern von der Spitze gleichfalls nach dem Boden zu mit dem Finger ſtreifet, wird man keinen Widerſtand oder ſtachlichtes Weſen bemerken, welches hingegen geſchieht, wenn man von der Wurzel aufwärts fährt. Die Spitzen der Zweige ſind mit kleinen, weißen Blümchen beſetzet. Jedes zeiget zween kleine, faſt unter einander verwachſene Fruchtkeime, welche einen ganz kleinen, vierfach getheilten Kelch, und ein, in vier ſpitzige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, vier kurze Staubfäden und einen zweyſpaltigen Griffel mit kugelförmigen Staubwegen tragen, und ſich, wenn dieſe Theile alle abgefallen ſind, vergrößern, und in zween kugelförmige, mit vielen kleinen Stacheln beſetzte, Saamen oder vielmehr Früchte verwandeln; indem unter der äußerlichen, aber niemals ſich öffnenden, Schale ein nabelförmiger Saamen liegt. Es iſt, dieſe

Pflanze ſehr fruchtbar, ſie blühet und trägt zugleich Saamen faſt das ganze Jahr hindurch und wächſt auf den Ackerfeldern, in den Kohl- und Krautgärten, und vornehmlich an den Zäunen und Hecken. Ob ſolche als ein Unkraut zu betrachten, und daher auszurotten, oder vielmehr als ein nützliches Gewächſe zu erhalten, und vielleicht gar in den Apotheken aufzubewahren, läßt ſich nicht füglich beſtimmen. Die ältern Schriftſteller haben verſchiedene Tugenden davon angeführet, und vornehmlich als ein urintreibendes Mittel gelobet. Es ſcheint aber, als ob ſolches in neuern Zeiten nicht beſtätiget worden, und wohl kaum der Mühe werth ſey, damit Verſuche anzuſtellen. Ob die zertheilende und auflöſende Wirkung bey äußerlichen, verhärteten Drüſen, und ſonderlich den Kröpfen, mit mehrerer Gewißheit anzunehmen, ſcheint auch zweifelhaft zu ſeyn. Dioſcorides, und nachher Matthiolus haben dieſe Wirkung angeprieſen, und Herr Gaſpari hat ſolche in neuern Zeiten beſtätiget, und behaupten wollen, wie er mit dem abgekochten Tranke verhärtete Brüſte und Hoden zertheilet. In England ſollen die Gänſe ſolche begierig aufſuchen und freſſen; die Sevenniſchen Hirten bedienen ſich derſelben ſtatt eines Saigetuches, die Milch von Haaren und andern Unreinigkeiten zu reinigen, indem dieſes alles leicht daran kleben bleibt. In Oſtfrießland pfleget man den Saamen zu röſten, und daraus ein Getränke, welches dem Coffee gleich kommen ſoll, zuzubereiten, auch hat man in Berlin ſolche, als dazu ſchicklich, empfohlen.

Die übrigen Arten, welche man wegen der rauchen oder ſtachlichten Frucht mit dem Klebkraute vereinigen könnte, werden wir, in ſo fern es nöthig, bey dem Megerkraute anführen.

Kleblychnis.

S. Lychnis.

Kleb-Pfoſt.

Der Kleb-Pfoſt, Oncotion, machet bey dem Klein, Miſſ. IV. §. XXVI. p. 49. nach dem von uns Th. III. S. 65. mitgetheilten tabellariſchen Verzeichniſſe ſeines Syſtems, ein eigenes Fiſchgeſchlecht, derer durch offene Kiemen athmenden, beſonders am Bruſtbeine ſich auszeichnenden, und ſich an alle Körper, auch unter ſich ſelbſt, leicht anhängenden, Fiſche. Die erſte Familie wird, von ihrem aufgetretenen Körper, Oncotion, Kleb-Pfoſt, von dem Griechiſchen ὄγκος, tumor, genannt, und mit drey Gattungen aufgeführet:

1ſte Gattung: Oncotion, aus ſchwarz und hellroth buntfarbig; mit

mit rothem Bauche, und mit hin und wieder ſich ſpitzig erhebenden, pyramidenförmigen, Hauthügelchen beſtreuet und rauh gemacht. Lumpus Anglorum, gleichſam ein unförmlicher Klumpe, Charlet. de Different. Piſc. p. 12. desgl. Turneri und Geſneri; the Lump or Sea-Owl, Scotis; Cockpaddle, Willughb. p. 208. Tab. N. 11. Lepus marinus Schoneveld. p. 41. Seehaſe, accolis maris Baltici; Heiligland, Hof-Podde; Batav. Snottolff. Unter dem Bruſtbeine führet er gleichſam ein cirkelrundes, ausgehöhltes Schildlein, (gezacktes Kränzlein) mit welchem er ſich an Steine, Holz, Erdboden und andere Körper, ſo feſt anzuklammern weis, daß man ihn ſchwerlich abreißen kann. Dieſer zirkelförmige Theil ſtellet ein mit Fränzchen, oder auch wohl kleinen Zähnchen, eingefaßtes Bruſtbein, ſternum fimbriatum, vor, das von ſeinem innerlichen knorplichten Theil rechts und links gleichſam kleine Rippchen von ſich ſtrecket, welche mit einem knorplichten, ſtachlichten Ringe eingefaſſet ſind. Es erſtrecket daſſelbe ſeine Fortſätze bis in die hohle, knorplichte Zunge, und formiret dieſelbe mit ſeinen vielen kleinen Muſkeln. Inwendig hängt auch das Zwerch- oder Bruſtfell an demſelben. Bey dem Artedi heißt dieſer Fiſch Cyclopterus, ſyn. p. 87. ſp. 1. Dieſer Schriftſteller will, Part. II. p. 72, dieſen griechiſchen Namen von κύκλος, orbis, circulus, und πτερὸν, ala, pinna, herleiten, weil die Bauchfloßen in eine Rundung zuſammengewachſen wären. Klein aber ſaget es frey heraus, daß er nicht begreifen könne, was man mit den Pinnis ventralibus in orbem concretis, davon keine Spur vorhanden, gemeynet haben wolle? er würde aber auch nicht ſagen, daß ſich die Natur verirret, und, ſtatt der Bauchfloßen, dieſen kreisförmigen Ring, womit er ſich überall anhängen könne, geſetzet habe. Er iſt beym Gesner, S. 852. ein engliſcher Lumpfiſch, Orbis Britanici, ſ. Oceani ſpecies. Nach des Artedi Synonymien heißt er, ſchwed. Sjurygg-fiſk, Hilligl. Haffpodde, Belg. Snottolff, Scotis Cockpadd, Angl. the Lump, or Sea-Owl, Seeeule, wie aus einigen unſerer Artikel, Haffpode, Th. III. S. 619. Haſe, Meer-Seehaſe, ibid. S. 570. und Haff-Padde, Th. IV. S. 46. zu erſehen. Bey dem Linne' iſt er Cyclopterus Lumpus, gen. 139. ſp. 1. der Mülleriſche Lump ſeines Geſchlechts der Meerhaſen, deſſen Zeichnung Tab. XI. fig. 1. befindlich.

2te Gattung: Oncotion gibboſus, der bucklichte Kleb-Pfoſt, der Baltiſche und Schottiſche

Lumpus des Geßners, Paralipom. p. 1285. Piſcis gibboſus, Aldrou. p. 480. tab. 22. weil ſich auf ſeinem Rücken ein Hocker, in der Geſtalt einer Pyramide, erhebt, mit röthlichen Floßfedern, Willughb. p. 209. Tab. N. 10. fig. 2. Piſcis gibboſus, Charlet. p. 13. νωτιδανος, (genus quoddam piſcium, τῶν γαλεῶν, ab eminentia dorſi, Ariſtotel. et Athen. ἐπινωτίδια.) Hoger-Lump der Deutſchen. The Buncht-back-Lump der Engl. vid. Haruaeus de Generat. Anim. Exercit. 3. Aber, fährt Klein fort, wer wollte wohl Bürge dafür ſeyn, daß der Lumpus des Schonevelds, den Geßner nur ausgetrocknet geſehen, aber nur von weicher Haut und aufgelaufenem Bauche, nicht aus der Mitten des Rückens könne aufgehangen geweſen ſeyn, daher es gekommen, daß die Rückenhaut durch die Laſt des Körpers ausgedehnet worden, und hernach, in dem abgetrockneten Fiſche erhaben verblieben, und einen Buckel vorgeſtellet hat.

3te Gattung, Oncotion, der lichtgrüne, und mit pfauenartigen Farben lebhaft glänzende Klebpfoſt; mit dem wenig ſchwärzlichen und in der Mitten meſſerförmigen, auch daſelbſt ſchief und merklich eingeſchnittenen, Rücken; mit grünen, und am Rande verguldeten, Floßen. Er findet ſich zum öftern im Meer bey Danzig; iſt nicht von unangenehmen Geſchmacke; und ſeine Zeichnung befindet ſich Tab. XIV. fig. 5. Er iſt ebenfalls mit häufigen pyramidaliſchen Buckeln beſetzet, und die Kiemen-, Rücken- und Afterfloßen, nebſt der breitlichen, ungetheilten Schwanzfloße, ſind klein; auch kann man den cranzförmigen Schild an der Bruſt wohl unterſcheiden. Die übrigen Gattungen ſiehe unter dem Artikel, Meerhaſe.

Klebrich.

S. Klebkraut.

Klebwerk, chymiſches.

Luta chemica. Man bedienet ſich in der Chymie verſchiedener klebender oder leimichter Materien, entweder die Fugen der Deſtillirgefäße zu verſchließen, oder die Riſſe in den irdenen und gläſernen Gefäßen zu verſtreichen und zu verkleben, oder die Oefen auszufüttern. Ein ſolches Mittel, das zu dieſer Abſicht angewendet wird, heißt ein Klebwerk, und die Verrichtung oder Arbeit wird das Lutiren, oder Verkleben, Beſchlagen und Ausfüttern genannt.

Die Fugen der Deſtillir- und Sublimirgefäße zu verkleben, kann in den meiſten Fällen ein Kleiſter von Mehl und Waſſer auf ein

Papier geſtrichen, um die Fugen geleget und mit Bindfaden umwunden, gebrauchet werden: oder man kann eingeweichte Rindsblaſe um die Fuge legen und ebenfalls mit Bindfaden umwinden. Können aber dieſe beyden Mittel wegen der gar zu großen Hitze, welche dieſelben verzehren möchte, nicht gebrauchet werden; wie z. E. bey einigen Deſtillationen aus der Retorte geſchieht, ſo wird eine Maſſe von Thon und Gyps zureichend ſeyn, die Fugen ſo zu verſtreichen, daß die Dämpfe gehörig zurückgehalten werden.

Zum Verſtreichen der in den Gefäßen entſtandenen Riſſe, kann man zu Pulver geſtoßenen, ungelöſchten Kalch, mit weichem Quark oder Käſe, oder mit geſchlagenem Eyweiß zu einer dünnen Salbe machen, ſolche auf eine dünne Leinwand oder weiches Papier ſtreichen, und auf die Riſſe legen. Dieſes Klebwerk wird ſehr geſchwind und oft unter der Hand trocken, daher man nicht mehr auf einmal einmachen muß, als man verbrauchet. Noch beſſer ſcheint dasjenige Verfahren mit Kalch und geſchlagenem Eyweiß zu ſeyn, welches Ludolf Einleit. in die Chymie, S. 169. angiebt. Man ſoll nämlich ein Stück Leinwand, welches nach der Abſicht zugeſchnitten ſeyn muß, in geſchlagenes Eyweiß tauchen, den Ort auf dem Gefäße, wo das Tuch hingeleget werden ſoll, ebenfalls mit Eyweiß beſtreichen, hernach auf das Glas, wo das Eyweiß aufgeſtrichen worden, und auf das mit Eyweiß angefeuchte Tuch den ungelöſchten Kalch ſieben, das Tuch alsdenn feſt andrücken, auf ſelbiges wiederum Eyweiß auftragen, und das Tuch mit unter immer ſcharf andrücken. Dieſe Art hält ſowohl in der Hitze als Feuchtigkeit, und kann auch zum Vermachen der Fugen bey den Deſtillir- und Sublimirgefäßen gebrauchet werden.

Eine Art, die Riſſe und Spalten der Gefäße zu verſtreichen, iſt, wenn man zart geriebene Bleyglätte oder Mennige, mit Leinölfirniß zu einer zarten Salbe machet, und auf die Riſſe ſtreicht. Dieſe Art aber muß lange Zeit zum Trocknen haben, und kann nicht überall gebrauchet werden.

Zum Ausfüttern der eiſernen Oefen und Beſchlagen der Retorten nimmt man geſtoßenen und durchgeſiebten Lehm mit etwas Spreu und Salzwaſſer vermiſchet. Wenn die Oefen damit ausgeſchmieret und die Retorten damit überzogen ſind, und der Lehm, indem er zu trocknen anfängt, Riſſe bekömmt, ſo muß man dieſelben zudrücken, und endlich mit einer naſſen Hand überfahren. Andere rathen den Lehm mit

Rinds-

Rindsblut oder Heeringslacke anzumachen, und etwas von Colcothar, oder geſtoßenem Glaſe, Hammerſchlag u. ſ. f. mit dem Lehm zu vermiſchen. Die Erfahrung aber hat uns gelehret, daß, obſchon eine Vermiſchung des Lehms mit Colcothar oder Hammerſchlag ſehr gute Dienſte leiſtet, demohngeachtet die oben angezeigte Vermiſchung des Lehms mit Spreu und Salzwaſſer hinlänglich iſt, die Oefen auszufüttern und die Retorten gehörig zu beſchlagen.

Klebwurm.

Bey dem Bindwurme iſt auch der Bartwurm, Faſciola barbata Linn. erwähnet worden. Das Maul deſſelben iſt mit warzichten Bündeln umgeben, wodurch ſich ſelbiger an den Eingeweiden der Fiſche, ſonderlich des ſpaniſchen und norwegiſchen Blackfiſches anſauget; daher Herr Pallas eine andere, aber damit genau verwandte Art Taenia haeruca oder Klebwurm genennet, welcher in den Hechten, Bärſchen, Kabeljauen und Forellen gefunden wird. Er iſt einen Zoll lang, ſchwach gerunzelt, und hat eine gedoppelte Reihe dunkler Querſtriche, die zuweilen hochroth ſind.

Klee.

Sowohl mit dieſem deutſchen, als dem lateiniſchen Namen Trifolium, haben die ältern Schriftſteller viele, und unter ſich verſchiedene Pflanzen beleget, indem ſie gemeiniglich alle diejenigen alſo zu nennen pflegeten, welche drey Blätter auf einem gemeinſchaftlichen Stiele tragen; und ob man gleich nachher die Anzahl der Kleepflanzen, weil bey verſchiedenen die Blumen ganz anders beſchaffen, einigermaaßen vermindert, oder durch angebrachte Beynamen von den übrigen unterſchieden, wie z. E. der Sauerklee, Fieberklee iſt, und deswegen zu einer Kleepflanze nicht nur drey, auf einem gemeinſchaftlichen Stiele befeſtigte, Blättchen, ſondern auch eine ſchmetterlingsförmige Blume und hülſenartige Frucht erfodert, ſo ſind doch noch einige übriggeblieben, bey welchen die neuern hinlängliche Merkmale eines weſentlichen Unterſchiedes angetroffen, ſolche deswegen von ſelbigen abgeſondert, und einige beſondere Geſchlechter als den Klee, Schneckenklee daraus gemachet, und das eigentliche Kleegeſchlecht dadurch zwar vermindert, jedoch auch wieder durch andere, ehedem mit beſondern und andern Namen belegte Pflanzen vermehret haben. Aller dieſer Bemühungen ohngeachtet, iſt und bleibt das Kleegeſchlecht in Anſehung der weſentlichen Kennzeichen eines der ſchwerſten, und deswegen ſtimmen die neueſten Kräuterlehrer nicht durch-

gehends mit einander überein; wie denn Hr. v. Haller einige Arten, ſo Hr. v. Linné zu dem Klee gerechnet, unter dem Namen Meliloten wieder davon abgeſondert, auch derſelbe und andere die nahverwandten Geſchlechter anders beſtimmet haben. Es giebt auch wahre Kleearten, welche nicht, wie das Wort Trifolium andeutet, drey, ſondern fünf Blättchen auf der Spitze eines gemeinſchaftlichen Stiels zeigen; daher das deutſche Wort beſſer als das lateiniſche iſt, und man vielleicht das letzte, wie bey vielen andern unſchicklichen Namen, als dem Pentaphyllo geſchehen, lieber ganz ausrotten und ein anderes dafür erwählen ſolle. So ſchwer aber die Geſchlechtskennzeichen des Klees anzugeben, eben ſo viele Schwierigkeiten finden ſich bey Beſtimmung der Arten, ſonderlich heut zu Tage, da in den Schriften vom Anbau der Wieſen und der Futterkräuter, ſo viele Kleeſorten mit verſchiedenen Beynamen angeführet worden, von welchen man nicht füglich ſagen kann, ob es wahre oder Spielarten ſind, oder ohne allen Grund für andere und neue ausgegeben worden. Bey dieſer Verwirrung werden wir am beſten thun, wenn wir Hrn. v. Linné, welcher den Melilotus Tourn. Lupinaſter Buxb. und andere Geſchlechter vereiniget, und fünf und vierzig Kleearten angeführet und beſtimmet, folgen, und davon diejenigen hier bemerken, welche unſere Achtung verdienen. Die Geſchlechtskennzeichen des Klees, Trifolium, ſind folgende: die Blumen ſtehen niemals einzeln, ſondern mehrere derſelben bey einander, und ſtellen bey einigen ein Köpfchen, bey andern eine Aehre oder Strauß, auch eine Dolde vor. Der röhrenförmige, einblättrichte Kelch iſt mit fünf Zähnen geendiget, und bleibt bey den meiſten Arten ſtehen. Die Blumenblätter ſind ſchmetterlingsförmig geſtellet, und fallen bey vielen nicht ab, ſondern ſitzen noch verwelket an der Frucht. Bey einigen ſind ſie unter einander verwachſen; das Fähnchen iſt rückwärts geſchlagen, die beyden Flügel ſind kürzer, und das Schiffchen iſt noch kürzer. Neun Staubfäden machen eine Scheide aus, der zehnte ſteht beſonders. Der aufwärts ſteigende Griffel trägt einen einfachen Staubweg. Die Hülſe iſt kurz, bey einigen länger, bey andern kürzer als der Kelch, öffnet ſich gar nicht, und enthält wenige rundliche Saamen.

Um die große Anzahl der Arten deſto bequemer zu unterſcheiden, hat Hr. v. Linné fünf Abtheilungen gemachet. Die erſte enthält diejenigen Arten,

a) bey

a) bey welchen die Hülſe nackend, oder kaum merklich vom Kelche umgeben iſt.

1) Der blaue ſtarkriechende Melilotenklee, deutſcher Steinklee, Siebengezeit, Siebengeruch, Siebenſtundenkraut, Schabziegerkraut, Lotus ſativa, oder odorata coerulea, Trifolium melilotus coerulea L. wächſt in Lybien und in Böhmen, iſt eine jährige Pflanze, und treibt zween bis drey Schuh hohe, aufrechtſtehende, von den anſitzenden Blätterſtielen einigermaaßen eckichte, oberwärts in viele Zweige abgetheilte Stängel. Bey dem Blattſtiele ſtehen zween platt und breit anſitzende, lanzetförmige, eingekerbte Blattanſätze, und der Stiel ſelbſt zeiget ſowohl an dem Orte, wo dieſe, als auch die drey eigentlichen Blättchen anſitzen, eine Art von Gelenke, wodurch es denn geſchieht, daß dieſe letztern ſich ausbreiten und zuſammenziehen, oder gegen einander richten können. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und die drey Blättchen ſind bläulicht angelaufen, breit, eyförmig, ſtumpf und zart eingekerbet, die obern mehr länglicht, und ihre Blattanſätze völlig ganz. Die Blumen ſtehen in einem länglichten kurzen Köpfchen bey einander. Der gemeinſchaftliche, lange, nackende, geſtreifte Stiel entſpringt aus dem Blätterwinkel. Die Blumen ſelbſt ſind weißlicht, mit blauen Adern durchzogen. Die Fruchthülſe endiget ſich mit einer zurückgebogenen Spitze, und iſt ohngefähr bis zur Hälfte von dem Kelch bedecket. Es pflanzet ſich ſelbiger in hieſigen Gärten, jährlich von den ausfallenden Saamen häufig fort, und bedarf keine Wartung. In unſern Apotheken findet man dieſe Art nicht, könnte aber füglich ſtatt der gewöhnlichen gebrauchet, und vielleicht derſelben noch vorgezogen werden; indem ihr Geruch auch in dem getrockneten Zuſtande dauert, und viele wirkende nützliche Beſtandtheile andeutet. Denen Alten iſt ſelbige vielleicht nicht bekanndt geweſen, und von den Neuern finden wir wenige, welche davon Gebrauch gemachet. Herr Ehrhardt hat die blauen Blümchen mit Rautenblätter in Ziegenbutter gekochet, und dieſe Salbe bey böſen triefenden Augen, auch in dem Falle, wenn die Hornhaut mit einem Felle überzogen geweſen, nützlich befunden. Zwinger hat die Blumen in Oel eingeweichet, etwas Terpentin dazu gemiſchet, und ſolches als einen Wundbalſam äußerlich, auch bey Colic- und den Steinſchmerzen innerlich gebrauchet. Vorzüglich ſchicket ſich die ganze Pflanze, als ein erweichendes und linderndes Mittel, zu äußerlichen Verhärtungen, Erweichung

der

der Geſchwüre, und zu allen Fällen, bey welchen die Aerzte die andern Meliloten zu gebrauchen pflegen. In der Schweiz iſt dieſe Pflanze das vornehmſte Gewürze des grünen Käſes. Die Bienen lieben dieſe, gleich andern Arten der Meliloten, und ſie könnte leicht häufig zu derſelben Nutzen gebauet werden. Man glaubete ehedem, daß ſelbige ihren Geruch in einem Tage ſiebenmal verändere, ſo lange ſie friſch ſey, und daher ſind einige oben angeführte Namen entſtanden.

2) Der deutſche Meliloten-Klee, Meliloten, Melotenklee, Steinklee, güldner Klee, Bärenklee, Melilotus officin. Trifolium Melilotus offic. Linn. wächſt in Deutſchland in mancherley Boden, auf den Feldern, und den Hecken, und an den Wegen; iſt gemeiniglich eine zweyjährige Pflanze; treibt aus der faſerichten Wurzel einen aufrechtſtehenden, geſtreiften, drey bis fünf Fuß hohen, und mit vielen Zweigen verſehenen Stängel; die drey Blättchen, welche auf dem gemeinſchaftlichen Stiele ruhen, ſind ſchmal, länglicht, ſpitzig, zart eingekerbet und bläulicht angelaufen. Die kleinen Blumen ſtehen ährenweiſe, hangen unterwärts, und ſind gemeiniglich gelb gefärbet. Das Fähnchen iſt gefalten und eingekerbet; die Flügel ſind faſt von gleicher Größe, das Schiffchen iſt am Ende rundlich. Man findet auch Stöcke mit weißen Blumen; und obgleich dieſe höher wachſen, weniger Geruch haben, auch die Blättchen mehr eyförmig, und die Blumen noch kleiner ſind, kann man ſolche doch nicht für eine beſondere Art annehmen, ſondern nur als eine Spielart betrachten. Die unterwärts hangende Hülſe iſt kurz, nackend, runzlicht, ſpitzig, und enthält gemeiniglich zween, auch nur einen Saamen. Die gelblichten Stöcke werden von den Apothekern geſammlet. Der ſtarke, jedoch eben nicht widrige Geruch, auch der bitterliche, etwas ſcharfe Geſchmack, zeigen von ihren wirkſamen Beſtandtheilen, und iſt von den älteſten Zeiten her aller Achtung würdig geſchätzet, doch mehr äußerlich als innerlich gebrauchet worden. Ihre Haupttugend iſt ſchmerzlindernd und erweichend, und wird gemeiniglich zu einem dicken Brey gekochet, entweder allein, oder mit andern verſetzet, als ein Umſchlag verordnet, um die entzündeten und harten Geſchwülſte zu erweichen und in Eiter zu verwandeln. Sie äußert auch zuweilen eine zertheilende Kraft, nachdem die Geſchwulſt mehr oder weniger hierzu geneiget iſt. Wegen dieſes doppelten Endzweckes, wird in den Apotheken aus dem, zu Pulver geſtoßenen

nen Kraute, und einigen andern theils zertheilenden, theils erweichenden Mitteln, mit Zuſatz von Harz, Wachs und Hirſchunſchlitt ein Pflaſter bereitet, welches ſowohl zum Zertheilen, als Erweichen häufig gebrauchet wird. Da aber ſolches vor ſich allein auf der Haut nicht anklebet, ſondern leicht abfällt, kann man nach Beſchaffenheit, entweder das zertheilende Seifenpflaſter, oder Diachylon damit vermiſchen, und dieſe Unbequemlichkeit dadurch vermeiden, auch auf dieſe Weiſe die verſchiedene Wirkung befördern. Die getrocknete Pflanze riecht ſtärker als die friſche; das davon abgezogene Waſſer beſitzt zwar keinen ſonderlichen Geruch, ſoll aber, nach Hr. v. Linne' Vorgeben, den Geruch anderer wohlriechender Sachen vermehren. Die Bienen beſuchen auch die Blumen dieſer Art gern. Sonſt aber pfleget dieſe Pflanze, wie auch die erſte Art, das Vieh nicht leicht zu berühren. Doch will Schreber das Gegentheil behaupten. S. deſſen III. Sammlung 55 S. Wenn dieſe Melilote unter dem Getraide wächſt, erhält Korn und Waizen davon einen unangenehmen Geſchmack. Aus dem Grunde, und weil auch die gewöhnlichen Kleearten keinen merklichen Geruch von ſich geben, laſſen ſich diejenigen Pflanzen, welche man mit dem Namen Meliloten beleget, leicht erkennen und von den andern Kleearten unterſcheiden.

3) Italieniſcher Melilotenklee, Trifolium melilotus italica Linn. kömmt urſprünglich aus Italien, und iſt ein Sommergewächſe. Der aufrechtſtehende Stängel wird ſelten über einen Fuß hoch, treibt auch wenig Zweige, und iſt am untern Theile röthlicht. Mit den beyden eingekerbten Blattanſätzen iſt der Blattſtiel durch ein Gelenke vereiniget, und mit dieſem ſind auch die drey blau angelaufenen Blättchen, auf Art eines Gelenkes, verbunden. Die Blätter beſtehen aus drey verkehret eyförmigen, mit einer Spitze geendigten Blättchen, welche bey den untern völlig ganz, bey den obern aber eingekerbet ſind. Die gelben Blumen hangen unterwärts, und ſtellen eine Aehre vor. Die beyden untern Zähne des Kelches ſind kleiner als die übrigen. Bey der Hülſe erſcheint der Kelch oberwärts zerriſſen, und umgiebt den untern Theil der Frucht, welche ſtumpf mit Furchen und erhabenen Linien oder Runzeln beſetzet iſt. Man findet darinnen zween, auch nur einen Saamen. Dieſe Pflanze hat keinen bekannten Nutzen, und wird in hieſigen Gärten ohne Kunſt, im freyen Lande jährlich aus den Saamen erzogen.

4) Cre-

4) Cretiſcher platthülſiger Melilotenklee, Trifolium melilotus cretica Linn. wächſt in Creta, iſt auch ein Sommergewächſe, und gleichet, dem Anſehn nach, der dritten Art, läßt ſich aber gar leicht durch die Frucht unterſcheiden. Dieſe iſt platt, breit, tellerförmig, und an der einen Seite oder Rande, wo die Saamen ſitzen, gleichſam geflügelt. Weil nun die Geſtalt der Hülſe von allen andern Arten des Klees abgeht, könnte man dieſe von dem Kleegeſchlechte wohl füglich abſondern, und mit Hr. Böhmern daraus und einigen andern, welche eine ähnliche Fruchthülſe haben, ein beſonderes Geſchlecht machen, und ſelbiges Meliloten nennen. Der Stängel iſt ohngefähr einen Fuß hoch, mit Zweigen beſetzet, und weißlicht gefärbet. Die Blattanſätze ſitzen breit und platt auf, ſind mit ſchmalen, ſpitzigen Zähnen ausgezacket, und durch ein Gelenke mit dem Blattſtiele vereiniget. Die drey Blättchen ſind bläulicht angelaufen, faſt keilförmig geſtaltet, ſtumpf und zart eingekerbet. Die Blumenähre iſt kurz; die geſtielten, gelblichten Blumen hängen unterwärts. Auch dieſe Art wird jährlich aus dem Saamen im freyen Lande erzogen.

b) mit bedeckten vielſaamigen Hülſen.

5) Der weißblümichte, aufrechtſtehende Baſtardklee, weißer hochwachſender Honigklee, Trifolium hybridum Linn. wächſt hin und wieder in den Gärten und andern angebaueten Oertern, auch in den Hecken an den Wieſenrändern Europens, und wird in Frankreich als ein Futterkraut ausgeſäet. Der Stängel iſt ganz, oder wenigſtens zur Hälfte aufgerichtet, einer Ellen hoch, inwendig hohl, und in Zweige abgetheilet. Die Blattanſätze ſind groß, lanzetförmig, geſchwänzet und adericht; die drey Blättchen ſitzen auf einem langen Stiele, ſind ohne Flecken und faſt herzförmig. Die Blumen kommen an langen Stielen aus dem Blätterwinkel in Geſtalt einer kugelförmigen Traube oder Dolde hervor. Der Kelch iſt weiß, oder purpurfärbig, glatt, und deſſen obern und kürzern Zähne ſind von den drey untern und längern durch einen kleinen Zwiſchenraum abgeſondert; die Blumenblätter anfangs weiß, werden hernach purpurfärbig, und endlich, wenn ſie verwelken, bräunlicht. Die Hülſe raget aus dem Kelche heraus, und enthält zween, auch vier, nierenförmige Saamen. Dieſer wenig bekannte Klee beſitzt alle gute Eigenſchaften der andern, zum Viehfutter angerühmten, Arten, doch iſt er etwas härter, minder ſüß, und dauert nur ein

ein Jahr, daher deſſen Anbau nicht ſonderlich zu empfehlen.

6) Weißblümichter geſtreckter Klee, Trifolium repens Linn. iſt eine, von dem pratenſi ganz verſchiedene, Art und keine Abänderung davon, mit welcher ſie von vielen verwechſelt wird, leidet aber ſelbſt mancherley Abänderungen, und hat mit der vorherſtehenden fünften Art viele Aehnlichkeit. Sie blühet lange Zeit auf den Brachfeldern und erhabenen Grasplätzen, in Wieſen und Wäldern. Der Stängel kriecht auf der Erde hin, treibt hin und wieder Wurzelfaſern, und aufgerichtete lange Blätter und Blumenſtiele. Die Blätter ſpielen ſehr, ſie ſind adericht, eingekerbet, rundlich oder herzförmig, öfters mit einem weißen, bogenförmigen Flecke bezeichnet, und die Blätteranſätze eyförmig zugeſpitzet und adericht. Das Blüthköpfchen iſt kugelförmig oder etwas eingedrücket. Die Blumen ſtehen zuerſt aufwärts, nachher biegen ſich ſolche unterwärts. Der Kelch iſt weiß, auch röthlich. Die zween obern Zähne ſind kürzer als die drey mehr entferntern untern. Die Blumenblätter ſind anfangs ganz weiß, werden hernach purpurfärbig, und endlich bräunlich, wie bey den Hopfkleearten. Das Fähnchen iſt lang, gefalten, nicht rückwärts geſchlagen, und das Schiffchen kürzer, als die Flügel. Die Hülſe raget über den Kelch hervor, und enthält gemeiniglich vier, ſelten zween Saamen. Statt der drey ſtehen zuweilen vier, auch wohl gar fünf Blättchen auf einem Stiele. Die Blume erſcheint zuweilen ungeſtaltet, indem eines oder mehrere Blumenblätter ſich vergrößern, und das Anſehen eines Blattes annehmen. Die Bauern bedienen ſich dieſes Klees ſtatt eines Wetterglaſes. Bey warmer Witterung hängen die Blättchen, bey herannahender feuchter aber richten ſich ſolche in die Höhe und ziehen ſich zuſammen.

7) Fünfblätterichter Klee, der Sibiriſche fünfblätterichte Lupinenklee, Trifolium Lupinaſter Linn. wächſt in Sibirien. Der aufgerichtete, mit wenig Zweigen beſetzte Stängel wächſt einen, auch anderthalb Fuß hoch, und zeiget der Länge nach viele erhabene Gelenke, welche die grüne und mit ſchwarzen Streifen beſetzte, am Rande gefranzte Blattſcheide umgeben. Auf dieſer ruhen fünf ſchmale, ganz zart eingekerbte Blättchen. An den Enden der Zweige und des Stängels ſitzen flache röthliche Blumenknöpfe. Die fäſerichte Wurzel dauert viele Jahre, und die Stöcke erhalten ſich bey uns im freyen Lande ohne Wartung. Wir erhalten zwar ſelten Saamen, die Stöcke aber laſſen ſich leichtlich

durch

durch die Wurzeln theilen. Man findet auch eine Spielart mit weiſſen Blumen.

c) Mit rauchen Kelchen, insgemein Haſenpfötchen genannt.

8) Der Erdfruchtklee, Trifolium ſubterraneum Linn. wächſt in Frankreich und Italien. Die jährige Wurzel treibt viele ausgeſtreckte Stängel, welche ſowohl, als die drey herzförmigen Blättchen mehr oder weniger haaricht ſind. Gemeiniglich ſtehen fünf weiſſe kleine Blümchen boldenweiſe bey einander auf einem Stiele, welcher, wenn die Blumenblätter abgefallen ſind, ſich unterwärts biegt, die Erde durchbohret, das Fruchtköpfchen mit ſich zieht, aus der Spitze fünf Schuppen treibt, welche ſich vergrößern, rückwärts ſchlagen und die Kelche nebſt den Hülſen umwickeln. Wenn dieſe Fruchtköpfchen einige Tage, zumal im naſſen Erdreiche gelegen, wird die Hülſe erweicht und die Saamen keimen. Will man demnach, wie wir thun müſſen, um dieſe jährige Pflanze zu unterhalten, guten Saamen ſammlen, muß man fleißig acht geben, und die Köpfchen, entweder ehe ſie in die Erde gezogen werden, oder nur einige Tage darinnen gelegen, abnehmen und an einem trockenen Orte aufbehalten. Wir erziehen die Pflanze auf dem Miſtbeete.

9) Der langährichte rothe Bergklee, großer Berggeißklee, Trifolium rubens Linn. Der Stängel ſteht aufgerichtet und erreichet bis zween Fuß Höhe. Die drey Blättchen ſind lanzenförmig, ſägartig eingekerbet oder gefranzet, aderischt, glatt, und am Ende eingekerbet, und die Blattanſätze groß und gewunden; die Blumenähren ohngefähr einen Finger lang und Daumen dicke; die rothen Blumenblätter ragen über den Kelch heraus, und ſind unter einander verwachſen. Das Fähnchen iſt ſehr lang, und die Flügel ſind viel kürzer, die Kelchzähne haaricht, und der unterſte viel länger als die übrigen. Dieſe Pflanze iſt der Bienen und Fütterung wegen gar merkwürdig. Einige wollen ſelbige für den Cytiſum Columellae ausgeben; geſetzt aber auch, daß dieſes nicht anzunehmen ſey, ſo wird man ihr doch die Kraft und Wirkung des Geißklees nicht abſtreiten köñen. Es kömmt nur auf ihre Verbeſſerung durch den Anbau und einen guten, erhabenen, aber nicht niedrigen und naſſen Boden an. Die Wurzel geht ſehr tief in die Erde und iſt überaus dauerhaft. Will man ſolche zum Futter für das Vieh erziehen, ſo muß man ſie jung und oft abſchneiden, weil die Wurzeln ſonſt zu holzig werden.

10) Rother umhüllter Wieſenklee, Klever, brauner oder

rother Wieſenklee, Geißklee, Trifolium pratenſe Linn. Dieſe Art wird wild, auch gebauet auf den Feldreinen und feuchten Wieſen den ganzen Sommer über blühend gefunden. Die gebauete Pflanze treibt höhere und geradere Stängel, welche bey der wildwachſenden beynahe auf der Erde liegen, ſonſt aber über einen Schuh Länge, und viele Zweige erhalten. Die lange, fäſerichte, kriechende, holzichte Wurzel dauert nicht über drey Jahre und ſtirbt alsdenn ab, wenn auch kein anderer Zufall, z. E. die darauf wohnende Flachsſeide, ſelbige tödtet. Die Blattanſätze ſind weißlicht, mit rothen Adern durchzogen und mit einer grannenartigen Spitze geendiget. Die drey weichen, haarichten Blättchen ſitzen auf einem kurzen Stiele und zeigen eine veränderliche Geſtalt. Die untern ſind mehr eyförmig, die obern länger, ſpitziger, oftmals mit einem herzförmigen, weißen oder ſchwarzen Flecke bezeichnet, meiſtentheils völlig ganz, zuweilen auch eingekerbet. Der runde Blumenkopf, welcher ſich öfters in zwey Köpfchen theilet, ſitzt ganz platt zwiſchen zwey einander gegen über geſtellten Blättern, deren Blattanſätze ausgebreitet ſind und gleichſam einen gemeinſchaftlichen Kelch vorſtellen. Der Kelch iſt geſtreifet, haaricht, auch die Zähne deſſelben ſind am Rande mit Haaren beſetzet, und der unterſte iſt länger, als die vier übrigen. Die blaßrothen Blumenblätter ſind unter einander verwachſen, und machen zwar nur ein Blumenblatt aus, doch iſt die Einrichtung, wie bey den übrigen, und daher kann man dieſe, die vorherſtehende, und andere damit übereinkommende Arten nicht füglich trennen, wiewohl ſolches Knaut und Pontedera gethan, welche ein eigenes Geſchlechte daraus gemachet, und ſolches Trifolioides oder Triphylloides genannt. Aus der langen, dünnen Röhre erhebt ſich das lange, ſchmale, zuſammengefaltene, und am Rande zurückgeſchlagne Fähnchen; jeder Flügel hat ſeinen Widerhacken; das Schiffchen iſt gerade und zugeſpitzet. Der Staubweg iſt gleichſam mit zwo Warzen beſetzet. Auf dem Boden der Blume und der Röhre der verwachſenen Blumenblätter befindet ſich viel Honigſaft. Die Hülſe iſt eyförmig, und der Saame nierenförmig. Dieſe Kleeart wird zum Futter für das Rindvieh und Pferde vorzüglich empfohlen, und in verſchiedenen Ländern gebauet. Es erhält derſelbe einige Veränderungen und auch andere Namen. Das Trifolium purpureum maius ſatiuum pratenſi ſimile Rai oder der eigentlich ſo genannte ſpaniſche und holländiſche Klee machet

die bekannteſte Spielart aus, iſt der Stammart völlig ähnlich, und allein in der Größe und Länge, auch den härtern Stängeln nach davon unterſchieden.

11) Rother, ſpitzblätterichter Bergklee, großer brauner Bergklee, Trifolium alpeſtre Linn. wächſt auf trockenen Hügeln und erhabenen Grasplätzen; iſt der Blüthe nach no. 10. den Blättern nach aber no. 17. ähnlich; treibt aber, ſonderlich wenn er gebauet wird, häufigere Zweige, und dauert in der Wurzel viele Jahre. Die Blattanſätze ſind grün, lanzetförmig, aber nicht mit Grannen geendiget, und die Blätter länger, mehr adericht, als bey no. 10. auch ſelten geflecket. Der Kelch iſt geſtreift, unterwärts mehr glatt und haaricht die Zähne deſſelben aber rauch. Er unterſcheidet ſich auch von no. 10. daß derſelbe zwo bey einander ſtehende Blumenköpfe, no. 10. aber nur einen trägt.

12) Röthlicher, nackender Wieſenklee, Trifolium incarnatum Linn. wächſt vorzüglich in Italien, kann aber leicht bey uns aus dem Saamen erzogen werden, und hat auch im freyen Lande in der Wurzel ſich mehrere Jahre erhalten. Der glatte Stängel wird gegen zween Fuß hoch. Die drey Blättchen ſind rundlich, adericht, etwas haaricht und eingekerbet, und die Blattanſätze lanzetförmig. Die Blumenähre iſt walzenförmig, lang und wollicht anzufühlen, indem der Kelch überhaupt haaricht iſt, und die Einſchnitte deſſelben gleichſam in wollichte Grannen ſich endigen; die zween obern aufgerichteten Einſchnitte ſtehen von den drey unterwärts gerichteten entfernet. Die Blumenblätter ſind purpurfärbig; das Fähngen iſt gefalten und ſpitzig, wie auch das Schiffchen zugeſpitzet und genau mit den Flügeln vereiniget. Die Hülſe enthält einen Saamen.

13) Schmalblätterichter Klee, Trifolium anguſtifolium Linn. Die Wurzel iſt holzicht, der Stängel einfach, etwa einen halben Fuß hoch, ſteif und haaricht; die drey Blättchen ſind ſchmal und faſt von gleicher Breite, und viel länger als der Stiel; die Scheide der Blattanſätze iſt geſtreifet; die länglichte Blumenähre ſteht auf der Spitze des Stängels. Die Kelchzähne ſind weich und haaricht.

14) Niedriger, wollichter Haſenklee, Haſenpfötchen, Haſenfuß, Katzenklee, Mützchen, Lagopus, Trifolium lagopoides, Trifolium arvenſe Linn. wächſt häufig auf den Stoppel- und Brachfeldern. Die ganze Pflanze iſt mit weichen Haaren beſetzet und wollicht anzufühlen. Der äſtichte Stängel ſteht aufgerichtet. Die drey Blättchen ſind lanzetförmig, am Ende zweyſpaltig, und

und dazwiſchen mit einem kurzen, zarten Fortſatze verſehen. Die Blattanſätze verlängern ſich aus der geſtreiften Scheide in ſpitzige Lappen. Die Blüthköpfchen ſtehen auf der Spitze der Zweige, ſind anfangs eyförmig, und nehmen nach und nach eine walzenförmige Geſtalt an. Die Einſchnitte des haarichten Kelches ſind länger, als die blaßröthlichten Blumenblätter. Die Hülſe enthält nur einen Saamen. Es iſt ein Unkraut, und ſauget, wegen der Menge, die Felder aus.

15) Geſternter Klee, Trifolium ſtellatum Linn. wächſt in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs, in Sicilien und Italien. Der Stängel dieſer jährigen Pflanze iſt etwas haaricht und wird im Garten ohngefähr anderthalb Fuß hoch, und ſteht meiſtentheils aufgerichtet. Nach Herrn von Linne' Beſchreibung liegt ſolcher darnieder, und Herr von Haller, ſ. deſſen Futterkräuter S. 30. behauptet das Gegentheil und ſchreibt, daß ſolcher gewunden in die Höhe gehe. Wir haben doch wahrgenommen, daß ſelbiger am untern Theile etwas gebogen ſey, übrigens aber gerade aufwachſe. Die Blättchen ſind rundlich oder herzförmig und haaricht, und die Blattanſätze nebſt ihren Scheiden groß, eyförmig und adericht. Die Blumenähre iſt lang und weich anzufühlen. Der untere Theil des Kelchs, wie auch die Zähne deſſelben auswendig haaricht, inwendig aber glatt, die zween oberſten ſtehen näher bey einander, die drey untern ſind etwas größer und ſtehen weiter von einander ab. Wenn die Frucht reif iſt, machen die Zähne faſt einen geraden Winkel mit dem untern glockenförmigen Theile und breiten ſich wie ein Stern aus. Die Blumenblätter ſind glänzend, dunkel purpurfärbig. Das Fähnchen iſt mehr blutfärbig, viel länger als die übrigen Blätter, ſchmal und gefaltet. Das Schiffchen läßt ſich von den Flügeln nicht leicht trennen. Die Hülſe enthält nur einen Saamen. In den Pyrenäiſchen Gebirgen wird dieſe Kleeart unter dem Namen Faronche gebauet, und als ein ſehr gutes Futter gelobet. Da aber ſolcher nur ein Sommergewächſe iſt, möchte es bey uns nicht der Mühe verlohnen dieſes nachzuahmen. Die Beſtellungsart kann man in des Herrn von Hallers Beſchreibung der Futterkräuter S. 31. nachleſen.

16) Geſtreckter ſeitwärts blühender Klee, Trifolium glomeratum L. wächſt in England und Spanien, und wird bey uns jährlich aus dem Saamen auf dem Miſtbeete erzogen, woſelbſt er im Junius blühet und Saamen trägt. Die Aeſte liegen auf der Erde und verbreiten ſich in

viele Zweige. Die zugeſpitzten Blattanſätze machen eine ſchmutzige Scheide. Die drey Blättchen ſind eyförmig und zart eingekerbet. Zwanzig und mehrere Blümchen ſtehen dichte bey einander und ſtellen eine halbe Kugel vor, welche auf dem mehr ausgebreiteten Blattanſatze platt aufliegt. Der Kelch iſt geſtreift, die Einſchnitte deſſelben ſtehen ausgebreitet, und ſind alſo geſtellet, daß ſelbige die Zwiſchenräume von den Einſchnitten der andern nahſtehenden Kelchen ausfüllen. Wir haben an dem Kelche etwas haarichtes nicht gefunden, obgleich Herr von Linné dieſe Art zu den Haſenpfötchen gerechnet. Die Blumenblätter ſind weiß und klein. Es ſcheinen ſolche nur eins auszumachen, indem das Fähnchen die übrigen bedecket und einwickelt; wir haben ſolches niemals ausgebreitet geſehen.

d) Mit aufgeblaſenen Kelchen, Veſicaria.

17) Geſtreckter, langſtielichter Blaſenklee, Trifolium fragiferum Linn. findet ſich häufig auf Wieſen und Triften, welche etwas niedrig liegen und feuchte ſind. Der geſtreckte Stängel wird kaum über einen Fuß lang, und treibt hin und wieder Wurzeln aus. Die drey Blättchen ſind glatt, nervicht, herzförmig, am Rande gezähnelt und die Blattanſätze groß, lanzetförmig, und verlängern ſich in eine Granne. Die Blüthköpfchen ſind kugelförmig, jedoch platt gedrücket. Der Kelch iſt anfangs wie mit Seide überzogen und gleichſam in zwo Lippen abgetheilet, die zween obern Zähne ſind kürzer, und die drey untern länger und gerade. Wenn die Frucht reif iſt, verändert ſich der Kelch. Der obere Theil ſchwillt in eine kugelförmige Geſtalt auf und verwandelt ſich in Art eines zarten Netzes, das bald glatt, bald haaricht iſt, da inzwiſchen ſeine beyden krummen Zähne ſich gegen einander biegen. Der untere Theil bleibt beynahe unverändert. Das lange, weiße Fähnchen iſt mit roſenfärbigen Linien durchzogen, und das ganz kurze Schiffchen mit den Flügeln verwachſen. Die Hülſe iſt rund und enthält zween Saamen. In Irrland wird dieſer Klee ausgeſäet und ſoll daſelbſt ſieben Schuh lange Stängel treiben. Es wird ſolcher mit der neunzehnten Art öfters verwechſelt.

e) Mit vorwärts gebogenen ſtehenbleibenden Blumenfähnchen.

18) Aufrechtſtehender Waſſerhopfenklee, weißer, langſtielichter Spitzklee, Hopfenklee, Lupulinum, Trifolium montanum Linn. iſt auf trockenen Wieſen, Hügeln und erhabenen Heiden ſehr gemein. Die Stängel wachſen gerade aufwärts, erhalten die Höhe eines Fußes, ſind haaricht,

haaricht, und gemeiniglich ohne Zweige. Die drey Blättchen ſind ſchmal, ſpitzig, zart eingekerbet, grau oder blaulicht, adericht und unterwärts haaricht; die Blattanſätze lang zugeſpitzet; die Blumenköpfe weiß, eyförmig zugeſpitzet und haben einen guten Geruch. Der weiße, haarichte Kelch zeiget ganz dünne Zähnchen. Die Blumenblätter ſind weiß; das Fähnchen iſt zweymal länger als die übrigen, geſtreifet, gefalten, und zur Hälfte rückwärts gebogen, das Schiffchen unterwärts zwoſpalticht, nicht gekrümmet und mit den Flügeln verwachſen. Es muß dieſer Klee ſehr jung und zart ſeyn, wenn ihn die Schaafe ſuchen und freſſen ſollen, außerdem ſind deſſen Blätter viel härter als bey den andern Kleearten.

19) Aufrechtſtehender, gelber Hopfenklee, gelber Katzenklee, Trifolium lupulinum, Trifolium agrarium Linn. wächſt auf trockenen Wieſen und leichten, ſandigen Aeckern häufig. Der Stängel iſt einen Schuh lang, treibt viele Zweige, iſt aufgerichtet oder zuweilen ausgebreitet, oder mehr ausgeſtrecket. Die drey Blättchen ſind ey- oder herzförmig, ausgezacket, glatt, blaulichtgrün, und die Blattanſätze groß, eyförmig, zugeſpitzet. Die dichten Blumenköpfe ſitzen auf langen Stielen, und die Blumen ſelbſt hängen an beſondern Stielen. Die Blumenblätter ſind gelb. Die Fahne iſt viel größer als die übrigen Blätter, herzförmig geſtreifet und zurückgebogen, das Schiffchen zweyblätterich ohne Schenkel. Die Blumenblätter fallen nicht ab, ſie vertrocknen, werden braun, und geben bey dem Anfühlen ein Geräuſch von ſich. Die geſtielte Hülſe enthält nur einen Saamen. Dieſer Klee dauert gemeiniglich nur ein Jahr, und iſt ſehr niedrig. Die Engländer pflegen ſolchen auszuſäen und mit vielen Lobſprüchen zu erheben. Sie wollen ſolche, wegen des ſüßen Geſchmacks, dem rothen Klee vorziehen und glauben, daß der Boden dadurch gedünget werde, folglich auch um deswegen einträglich ſey, wenn gleich weniger Heu daraus erlanget wird. Er wird in England häufig unter die Kornfrüchte ausgeſäet, hernach abgemähet, und dem Viehe friſch vorgeleget; iſt wirklich ein gutes Futterkraut.

20) Aufrechtſtehender gelber Hopfenklee, mit dem haarichten Kelche, Trifolium ſpadiceum Linn. wächſt auf trocknen Wieſen und Aeckern. Der aufrechtſtehende Stängel wird einen bis zween Fuß hoch, und zeiget wenig Zweige. Die drey Blättchen ſind unten herzförmig, oben aber mehr eyförmig. Ehe die Blüthe ſich öffnet, iſt der Kelch merklich mit Haaren beſetzet, die zween obern Zähne ſind kleiner,

und der unterſte iſt der längſte und vorzüglich haaricht. Die vertrockneten Blumenblätter erhalten eine bräunlichte Farbe. Ob dieſe von der no. 19. wirklich unterſchieden, zweifelt Herr Scopoli.

21) Geſtreckter gelber Hopfenklee, gelber Feldklee, Trifolium procumbens L. wächſt in leichten ſandigen Aeckern, beſonders in den Stoppeln und auf der Brache. Iſt der neunzehnten Art viel ähnlich. Die Stängel ſind ohngefähr einen Fuß hoch, gemeiniglich geſtrecket, zuweilen auch mehr aufgerichtet, in wenige Zweige verbreitet, und mit wenigern Blättern beſetzet; auch die drey Blättchen kleiner, und ſcharf ausgezahnet. Das Blumenköpfchen iſt lockerer, und beſteht ohngefähr aus ſechzehn Blümchen, welche beym vertrocknen eine graulichte Farbe annehmen.

Den dünnſtielichten Hopfenklee, Trifolium filiforme Linn. hält Herr von Haller für eine Spielart des vorherſtehenden; die Stängel und Blattſtiele ſind ganz zart und fadenförmig, die Blättchen geſtreifet, und die Blumen ſtehen in weniger Anzahl in einem Köpfchen bey einander.

In der Arzneykunſt werden von allen dieſen Kleearten wenige, oder gar keine gebrauchet. Der rothe umhüllte Wieſenklee, und der davon bereitete Trank, wird wider den weißen Fluß empfohlen, und Chomel rühmet das, von den weißgefleckten Blättern abgezogene, Waſſer bey Entzündung der Augen. Der niedrige Haſenklee hat einen zuſammenziehenden Geſchmack. Der Trank davon wird von S. Pauli und Buchwalden wider den Durchfall und die rothe Ruhr gelobet. Aber auch dieſe Wirkungen ſind nicht erfahrungsmäßig beſtätiget. Die Saamen von dem niedrigen Haſenklee, wenn ſie mit dem Getraide vermiſchet ſind, und damit gemahlen werden, ſollen dem Brode eine röthlichte Farbe mittheilen, und Ant. Juſſieu meldet, wie in Paris beynahe ein Aufruhr entſtanden, als das Waizenbrod von dieſen beygemiſchten Saamen roth geweſen, und man geglaubet, als wenn die Becker Blut darunter gemiſchet hätten. Der Landwirth zieht deſto mehrern Nutzen von den Kleearten. Doch ſind nicht alle von gleichem Werthe. Einige von den angeführten ſind bey uns fremde, und werden nur in den Gärten wegen der Verſchiedenheit erzogen; unter denen, welche nützlich und im Großen gebauet werden, verdienet no. 6. und vorzüglich no. 10. einen Platz. Aus no. 10. bereiten die Irrländer ein ſogenanntes Stampfbrod, welches ſie Chambrock nennen, und die Kinder, welche den Honig daraus ſaugen,

heißen ſolches Himmelbrod. Wie man aus den getrockneten Blumen ein Mehl machen, und daraus Brod backen könne, lehret Linnäus in der Fl. Lap. 273. Die blühende Pflanze von no. 14. empfiehlt Herr Gleditſch zum Lohgerben. Und auf ſolche Weiſe könnte man von dieſem Unkraute noch einigen Nutzen ziehen.

Die Bienen ſammeln aus der Blüthe Honig, und vierfüßige Thiere, ſonderlich das Rindvieh und die Pferde werden mit den friſchen und trocknen Stöcken gefüttert. Es kömmt hierbey ſonderlich darauf an, daß die Stöcke zeitig abgeweidet, und der Bienen wegen abgeſchnitten werden, damit ſie ſich immerfort erneuern und noch lange nachblühen; wenn ſie aber gute Futterkräuter abgeben ſollen, daß man ſie nicht gebrauche, wenn ſie ſchon zu grob, trocken und hartſtielicht geworden, ſondern öfters abſchneidet, daß ſie jung und ſaftreich bleiben. Der Klee giebt ein kräftiges und wohlſchmeckendes Heu, welches, wie Herr Kalm Reiſebeſch. II. Band verſichert, für die Pferde vortrefflich, aber für die Kühe nicht ſo nützlich iſt, indem ſie zwar dabey viel Milch geben, dieſe aber einen eigenen Geſchmack erhält, welcher nicht ſo angenehm, als wenn die Kühe mit andern guten Heue gefüttert werden. Sie nehmen auch bisweilen aus großer Begierde ſo viel zu ſich, daß ſie davon aufſchwellen und ſterben. Welcher Gefahr ſie aber noch viel eher ausgeſetzet werden, wenn ihnen der grüne Klee vorgeleget wird. Sie werden, ſonderlich die Pferde, vornehmlich wenn ſie bald darauf ſaufen, dergeſtalt aufgeblähet, daß der Bauch platzet. Dieſem Uebel ſoll dadurch abgeholfen werden können, wenn man dem Viehe ein Glas ſtarken Brandtewein einſchüttet, und ihm ein Stück Butter oder Schmalz in den Hals ſtecket. Es iſt demnach der Klee ein vorzüglich gutes Futter, wenn es mit andern Futterkräutern, ſonderlich den guten Grasarten vermiſchet iſt. Klee allein läßt ſich auch nicht füglich zu Heu machen, indem die Blättchen gemeiniglich dabey verloren gehen, und man nur trockne, und weniger nährende Stängel übrig behält. Das Verfahren, welches Hr. Ferrand angiebt, um den Klee zu Heu zu machen, iſt mühſam und ſcheint nicht füglich zu veranſtalten zu ſeyn. S. Buchotz Briefe 2 Theil 219 S. Will man hingegen die Einſammlung, und das Abführen vom Felde in die Scheuern beſchleunigen, werden deſſen ſaftige Blätter noch zuviel Feuchtigkeiten enthalten, und das Heu ſchwarz und ſchimmlicht werden. Welches auch leicht geſchieht, wenn

der abgemähte Klee durch Regen angefeuchtet, und die Erndte dadurch verzögert wird. Der Anbau des Kleees geſchieht auf zweyerley Art, entweder man wünſchet dergleichen zwiſchen andern Futterkräutern auf den natürlichen Wieſen zu haben, und zu dieſem Endzwecke ſtreuet man den Saamen zuweilen auf ſelbige, damit immerfort neuer Zuwachs erfolge, oder überläßt die Vermehrung dem auf der Weide gehenden Viehe, indem dieſer Saamen, wenn das Vieh dergleichen auf der Huthung gefreſſen, unverdauet wieder von ihm geht, und mit dem Miſte auf die Wieſen gebracht wird. Oder man will davon künſtliche Wieſen anlegen, und ſolchen allein erziehen. Hierzu erwählet man gemeiniglich no. 10. oder auch no. 11. Beyde Sorten können nicht länger als vier Jahre genutzet, und müſſen nachher von neuen ausgeſäet werden. Wie man dabey verfahren müſſe, hat Herr Reichardt wohl am beſten gelehret, daher wir auch aus deſſen Land- und Gartenſchatze V. Th. S. 207. das nöthigſte wiederholen wollen. Es verlanget der Klee einen guten Grund, denn auf hungrigen, auch ſumpfichten und naſſen Boden gedeyhet er nicht. Man beſtellet ſolchen wie einen andern Brachacker. Gemeiniglich wird der Acker ohne Düngung zum künftigen Wachsthum unvermögend ſeyn, und muß daher mit vermoderten Miſte fruchtbar gemachet werden. Man kann hierzu Pferde- und Kuhmiſt nehmen; indem es abergläubiſch, wenn man vorgiebt, daß der Klee ſo auf einem, mit Pferdemiſt gedüngten, Acker wachſe, von keinem Pferde, und hingegen von keinem Rindviehe gefreſſen werden, wenn man Rindsdünger dazu gewählet. Der zugerichtete Boden wird zuerſt mit Winterkorn beſtellet. Wenn dieſes eingeerndet, werden die Stoppeln umgeackert, und das Land im folgenden Frühjahre nach der gewöhnlichen Art mit Gerſte beſtellet, und kurz darauf der Kleeſaamen ausgeſtreuet, und das Erdreich mit der umgekehrten Ege überfahren. Wenn die Gerſte aufwächſt, giebt ſie dem dazwiſchen keimenden Klee Schatten, und erhält die Erde feuchte. Man läßt beydes mit einander wachſen, bis zur Erndte, bis dahin der Klee ohngefähr einen Schuh Höhe erreichet hat. Beydes wird mit einander abgemähet, getrocknet, in Garben gebunden, eingefahren und gedroſchen, der Gerſtenſaamen aber gewerfelt, und wie es ſonſt üblich iſt, ins reine gebracht; das untereinander vermiſchte Stroh aber für Pferde und Rindvieh verfüttert. Der Acker, wovon Gerſte und Klee abge-

abgemähet worden, bleibt den folgenden Herbſt und Winter über ruhig liegen, und man läßt weder Schaafe noch ander Vieh darauf treiben, damit die Kleeſtöcke ſich recht beſtocken, und in folgenden Jahren gedeyhlich wachſen können. Ein großer Schade für dergleichen Kleeacker iſt, wenn das Wild dahin kommen kann; indem die jungen Keime von ſelbigem begierig gefreſſen, dadurch aber die Stöcke in ihrem Wachsthum gehindert werden, und öfters gar eingehen. Die unbeſchädichten Stöcke wachſen bis ins vierte Jahr gleichſam in einem fort, und brauchen weiter keiner Wartung. Um den Klee grün zu verfüttern, kann man das Abſchneiden mit der Sichel oder Senſe in einem Sommer über viermal wiederholen. Will man aber davon Heu machen, ſoll das Abmähen nicht eher geſchehen, als bis die Stöcke zu verblühen angefangen. In Frankreich pfleget man in einigen Gegenden den Klee mit Lein auszuſäen. Die Bearbeitung, welche der Klee dadurch bekömmt, wenn man den Lein ausraufet, ſoll ihm ſehr zuträglich ſeyn. Einige pflegen auch Raygras und Klee unter einander auszuſäen, und fahren dabey gewiß nicht übel. Das Raygras nimmt die Oberfläche ein, der Klee dringet mehr unter ſich, der Klee beſchützet das Gras und deſſen Wurzeln, beydes wächſt gut mit einander, und eines iſt dem andern auf keine Weiſe hinderlich. Beyde laſſen ſich mit einander beſſer abmähen und trocknen, auch ohne Nachtheil verbrauchen. Nach der öftern, indem man den Klee jährlich zween auch drey- und viermal abſchneiden kann, und vier Jahre hinter einander geſchehenen Benutzung der Kleeſtöcke, werden ſolche endlich erſchöpfet, und ob die Wurzeln gleich nicht abſterben, thut man doch wohl, wenn man ſolche ausgräbet, oder umackert, oder durch die darauf getriebenen Schaafe die wenigen Triebe vollends abfreſſen, und durch die Schweine die Wurzeln gleichſam ausrotten läßt.

Um ſelbſt guten Saamen zu erziehen, läßt man auf einem Flecke die Kleepflanzen ſtehen, bis die Hülſe und der Saamen reif iſt, ſchneidet ſolche alsdenn ab, und wenn ſie gänzlich abgetrocknet, klopfet man den Saamen aus; dieſer bleibt zum Aufgehen vier Jahre gut. Muß man dergleichen Saamen kaufen, ſoll man ſich wegen der gewöhnlichen Betrügereyen wohl vorſehen, und ſelbigen probiren.

Klee, gelber ſchoten- oder Gülden-, S. Lotusklee.

Klee, ſpaniſcher, S. Hahnenkammklee und Schildkraut.

Klee, Stauden-, S. Ptelea.

Klee, türkiſcher, S. Hahnenkammklee.

Kleebuſch. S. Stechpalme.

Kleiderbaum.
S. Platanus.

Kleid, das Attaliſche.
S. Sturmhaube.

Kleienſtein. S. Topfſtein.

Kleiner Flieger.

Trigla Euolans, Linn. gen. 172. ſp. 8. der Mülleriſchen Seehähne. ſ. Seehähne.

Kleinhovie.

Dieſes Geſchlecht iſt dem Aufſeher des botaniſchen Gartens zu Java Hrn. Kleinhoven zu Ehren, vom Hrn. v. Linné alſo genennet worden. Es wächſt der Baum in Oſtindien, und trägt wechſelsweiſe geſtellte, geſtielte, herzförmige, zugeſpitzte, völlig ganze Blätter. Der Kelch beſteht aus fünf länglichten, abfallenden Blättchen, davon das unterſte kleiner als die übrigen iſt; von den fünf längern, lanzetförmigen Blumenblättern hingegen iſt das obere kleiner, breiter und ausgewölbet. In der Mitte der Blume ſteht ein Säulchen, welches ein kleines glockenförmiges, mit fünf auswärts gebogenen Zähnen beſetztes Honigbehältniß trägt, in dieſen ſtehen fünf kurze und fünf lange Staubfäden, und der Fruchtkeim mit einfachen Griffel. Das fünfeckichte, aufgeblaſene Saamenbehältniß enthält fünf Saamen. Die Blätter dieſes Baumes geben, wenn ſie jung ſind und zerquetſchet werden, einen violenartigen Geruch von ſich. Die Amboiner pflegen deswegen ſich damit den Kopf zu waſchen; die Europäer aber ſollen davon ein Jucken auf der Haut empfinden.

Kleinie.

Des, um die Naturhiſtorie auf viele Art ſich verdient gemachten, Jac. Theod. Kleins Andenken ſollte billig im Gewächsreiche unterhalten, und demſelben ein Geſchlechte gewidmet werden. Hr. v. Linné hat auch ſolches zuerſt gethan, hernach aber dieſen Namen wieder vertilget, das Geſchlechte ſelbſt mit der Peſtwurzel vereiniget, und ſolches Cacalia genennet. Solchergeſtalt findet man bey Hr. v. Linné keine Kleinie; daher haben andere, welche dieſes Danziger Naturforſchers Verdienſte im wahren Werthe geſchätzet, theils andere Geſchlechter mit dieſem Namen beleget, theils ſtatt Cacalia, lieber Kleinia erwählet.

wählet. Bey Hr. Planern heißt Centunculus Kleinie; dieſe Pflanze iſt für des großen Kleins Andenken zu klein, wir haben ſolche unter Centunkel beſchrieben. Hr. Cranz hat den unſchicklichen Namen Quiſqualis mit Kleinie vertauſchet; man hat aber nicht nöthig, einen andern Namen zu verſtoßen, um eine Kleinie aufzuführen. Indem man mit Hr. Jacquin eine neue, in Domingo und Martinique wachſende Pflanze dieſem Naturforſcher widmen, oder auch diejenigen Sorten von der Cacalia getrennet laſſen kann, welche ehedem das Geſchlechte Kleiniam ausgemachet. Die Jacquiniſche Kleinie iſt eine jährige, zween oder drey Fuß hohe, aufrechtſtehende, ganz glatte, und in viele Zweige verbreitete Pflanze. Die geſtielten Blätter ſind der Größe, Geſtalt und Ordnung nach verſchieden; gemeiniglich lanzetförmig, wechſelweiſe geſtellet, am Rande völlig ganz, oder eingekerbet, oder auch zerſchnitten. Die Zweige endigen ſich mit einzeln kleinen Blumen. Dieſe gehören zu den zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche, lange, dünne, walzenförmige Kelch beſteht aus fünf ſchmalen, lanzetförmigen Blättchen, und umgiebt viele röhrenförmige, mit fünf Spitzen geendigte, grünlichtgelbe Zwitterblümchen. Die fünf Staubfäden tragen einen verwachſenen Staubbeutel, und der dünne Fruchtkeim einen Griffel mit zween rückwärtsgebogenen, haarichten Staubwegen. Die Saamen ſitzen auf dem nackenden Blumenbette, ſind lang und dünne, und mit einer harten Haarcrone beſetzet. Wenn dieſe zur Reife gelanget, ſchlagen ſich die Kelchblättchen ganz zurücke. Hr. v. Linné hat in den neueſten Schriften, welche wir nachgeſchlagen, dieſes Geſchlecht nicht erwähnet.

Wollte man dieſe Kleinie nicht für ein eignes Geſchlechte annehmen, könnte man nicht unbillig die alte Linnäiſche Kleinie beybehalten, indem noch nicht allgemein angenommen worden, daß die Cacalia und Kleinia, welche Hr. v. Linné, wohl dreyßig Jahre über von einander abgeſondert, wirklich in ein Geſchlecht vereiniget werden müſſen. Die Cacalia iſt bey Hr. v. Hallern ein eigenes Geſchlecht, und Böhmer denſelben gefolget, und mithin die Kleinia und Cacalia als zwey beſondere angenommen worden; und da ſich zwey Unterſcheidungszeichen finden, könnte man die Trennung füglich behalten. Vielleicht wäre es der Natur noch gemäßer, die Cacalia, wie Hr. v. Linné ehedem gethan, auch neuerlich Hr. Scopoli angenommen, mit dem Huflattig zu vereinigen, und alsdenn würde doch die Kleinie übrigbleiben und ihren Namen

men behaupten. Der gemeinſchaftliche Kelch dieſer zuſammengeſetzten Blume beſteht nur aus wenigen, gemeiniglich fünf Blättchen, welche dichte an einander ſtehen, und gleichſam einen einblättrichten, röhrenförmigen, oberwärts ausgezahnten Kelch ausmachen. Bey den Arten der Kleinie iſt ſolcher unterwärts von einigen kürzern Schuppen umgeben, welche bey der Cacalie mangeln. Die Anzahl der Blümchen kömmt mit den Zähnen des Kelches überein, und man zählet gemeiniglich derſelben fünfe. Alle ſind röhrenförmige Zwitter, mit einem verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel, und einem Griffel mit doppelten Staubwege. Dieſe ſind bey der Kleinie fünf- bey der Cacalie aber vierfach ausgezacket. Sie ſitzen mit ihren Fruchtkeimchen auf dem nackenden Blumenbette, und die länglichten Saamen ſind mit einer langen Haarcrone gezieret. Von den Arten, welche beym Hrn. v. Linné unter der Peſtwurzel vorkommen, rechnen wir ſonderlich diejenigen zur Kleinie, welche fette Staudengewächſe vorſtellen, als

1) die fettblättrichte Kleinie, feigenartige Peſtwurzel, Cacalia ficoides Linn. Die ganze Pflanze iſt bläulicht angelaufen; der Stängel ſtark, rund, hoch, unterwärts holzig, oberwärts weich, äſticht; bey dem Urſprunge der Aeſte ſteht eine blättrichte Schuppe, und ſie ſelbſt tragen der Länge nach viele, dicht bey einander geſtellte, dicke, fleiſchichte, plattgepreſſete, völlig ganze, lanzenförmige Blätter, und auf den Enden einen doldenförmigen Blumenſtrauß. Der geſtreifte Kelch zeiget anfangs drey oder fünf, nachher aber bis acht ſtumpfe Einſchnitte, welches aber wirklich ſo viele, gleichſam wechſelsweiſe geſtellte, und genau vereinigte Blättchen ſind; untenher ſtehen drey oder vier Schuppen von verſchiedener Größe. Jede Blüthe beſteht aus zwölf bis funfzehn Blümchen. Das Blumenbette haben wir mit kleinen zarten Härchen beſetzet gefunden; die Fruchtkeimchen waren bey unſern Blüthen geſtreifet, wollicht, gleichſam mit einem balſamiſchen Thaue benetzet, und ihre weiße Haarcrone faſt ſo lang als das Blumenblatt, und dieſes mit dem Kelche faſt von gleicher Länge. Das Blumenblatt zeigete fünf auch nur vier rückwärts geſchlagene Einſchnitte; der Staubbeutel raget über ſelbiges hervor; der Griffel war tief geſpalten; die Blume hatte einen ſchwachen Geruch, wenn man aber den Kelch öffnete, wurde ſolcher viel ſtärker und ungemein angenehm. Dieſe immergrünende Pflanze wächſt in Aethiopien, und wird in unſern Gärten wie die Opuntim,

Fackeldiſteln u. dergl. andere fette Gewächſe behandelt; iſt auch ziemlich dauerhaft; doch thut man wohl, wenn ſelbige auch den Sommer über im Glashauſe verwahret, oder nur bey ſtarker Wärme eine kurze Zeit ins Freye geſtellet wird. Sie hat öfters geblühet, aber niemals Saamen getragen. Die Vermehrung geſchieht durch Zweige, welche man einige Tage abtrocknen und nachher in kleine, mit guter ſandiger Erde erfüllte Töpfe ſetzet, und dieſe in das Miſtbeet eingräbt.

2) Die narbige Kleinie, der Kohlenbaum, Nelkenbaum, die Kleiniſche Peſtwurzel, Cacalia Kleinia L. Dieſe Art hat Hr. Secretär Klein blühend zuerſt beſchrieben, abgezeichnet und gezeiget, daß ſolche ein eigenes Geſchlecht ausmache; ſie iſt gleichfalls eine immergrünende Pflanze. Der bläulicht angelaufene Stamm wird ohngefähr einen Daumen dicke, acht bis zehn Fuß hoch, und oberwärts in Aeſte getheilet, welche gleichſam durch ein Gelenke mit dem Stamme vereiniget ſind. Da die Blätter gemeiniglich nur zwey Jahre ſtehen bleiben, laſſen ſolche an dem Stamme eine Narbe zurück, mithin wird der untere Theil immer mehr nackend, da hingegen oberwärts immer neue Blätter hervortreiben. Dieſe ſind weniger ſaftig, bläulicht angelaufen, platt, lang, ſchmal, lanzenförmig, völlig ganz, und unordentlich dichte bey einander geſtellet. Der Kelch zeiget fünf Spitzen, und umgiebt fünf bis ſieben weiße, fünfſpaltige Blümchen. Die Canariſchen Inſeln ſind ihr Vaterland, und ſie verlanget mit der erſten Art gleiche Wartung.

3) die geſtielte Kleinie, warzichte Peſtwurzel, Cacalia papillaris L. iſt der vorigen Art ganz ähnlich; die Blätter aber fallen nicht ganz ab, ſondern der untere ſchmale Theil, welcher gleichſam den Stiel ausmachet, bleibet ſtehen, und der Stamm iſt mit dieſen Stielen, als mit ſtumpfen Stacheln beſetzet. Sie wächſt in Aethiopien, und wird wie die erſte Art gewartet und vermehret.

4) die geſtreifte Kleinie, Cacalia anteuphorbium Linn. Der ſaftige, ohngefähr einen Finger dicke Stamm treibt von unten aus viele, durch Gelenke abgeſonderte Aeſte, und dieſe oberwärts ſaftige, platte, völlig ganze, eyförmige Blätter, deren kurzer Stiel mit drey Linien an den Aeſten herunterläuft. Sie wächſt auch in Aethiopien, und verlanget mit den übrigen gleiche Wartung. Dieſe hat man ehedem für das Gegengift der Euphorbien gehalten. Wir wiſſen von allen keinen beſondern Nutzen anzugeben, und unterhalten ſolche, wie viele

ausländiſche Pflanzen, der Seltenheit wegen in den Gärten.

Kleinie, S. auch Centunkel.

Kleinkäfer.

Dieſen Namen giebt Herr Müller in ſeinem vollſtändigen Naturſyſtem demjenigen Geſchlechte, welches bey dem Ritter von Linne Dermeſtes heißt, und zu der erſten Ordnung, nämlich zu denjenigen Inſecten gehöret, bey denen man ganze Flügeldecken antrifft. Die Mülleriſche Benennung iſt überaus ſchicklich, weil die unter dieſes Geſchlecht gehörigen Käferchen insgeſammt ſehr klein ſind und einige Arten noch nicht einmal die Größe eines Gerſtenkorns haben. Die Linnäiſche Benennung, welche aus der griechiſchen Sprache entlehnet iſt, und ein Inſect anzeiget, welches die Pelze und Häute zernaget, paſſet nicht auf alle Arten, indem einige in den Baumrinden und andern Gewächſen ihre Nahrung ſuchen. Was die allgemeinen Kennzeichen der Käferchen dieſes Geſchlechts betrifft, ſo ſind die Fühlhörner an der Spitze keulförmig, in die Quere blättericht und mit drey dickern Gelenken verſehen. Das Bruſtſtück iſt erhaben rund, und nur ein wenig gerändelt, der Kopf unterwärts gebogen, und unter dem Bruſtſtücke verborgen. Die Würmerchen, aus denen dieſe kleinen Käfer entſtehen, ſind gemeiniglich weiß und ſechsfüßig. Einige haben einen rauchen Körper und am Ende einen großen Büſchel langer Haare. Manche Arten findet man in dem faulenden Fleiſche umgekommener Thiere oder in Pelzen; andere halten ſich in den Bäumen und andern Gewächſen auf; ſie richten auch große Verwüſtungen in den Naturaliencabinettern an, wo ſie die ausgeſtopften Thiere und andere Seltenheiten zu zernagen pflegen. Verſchiedene Inſecten dieſes Geſchlechts fahren auch nach ihrer Verwandlung noch fort, ſich desjenigen Futters zu bedienen, wovon ſie ſich als Würmer ernähreten, einige aber ſuchen alsdenn Blumen zu ihrer Nahrung auf.

Der Ritter von Linne führet dreyßig Arten von ſolchen Käferchen an, von denen wir hier unſern Leſern nur die merkwürdigſten, nach der Beſchreibung des ſchwediſchen Naturforſchers und ſeines deutſchen Auslegers, bekannt machen wollen.

Die erſte Art, welche von dem Ritter von Linne Dermeſtes lardarius, und von Herr Müllern das Speckkäferchen genannt wird, weil dieſes Inſect diejenigen Thierhäute, woran noch einiges Fett befindlich iſt, und überhaupt alle fette Küchenſachen liebet, hat theils aſchgraue,

mit drey ſchwarzen Puncten beſetzte, theils ſchwarzbraune Flügeldecken. Die graue Farbe der vorderſten Hälfte der Flügeldecken wird durch graue Härchen verurſachet. Die Larven ſind ebenfalls haaricht, und haben braune und blaſſe Ringe. Die Länge eines ſolchen Kleinkäfers, welcher unter die größten Arten dieſes Geſchlechts gehöret, und faſt überall in Europa gefunden wird, beträgt ohngefähr ſoviel als die Länge einer gemeinen Stubenfliege.

Die zwote, ebenfalls eine europäiſche Art, Dermeſtes elongatus Linn. von Herr Müllern das Drathkäferchen wegen der ſchmalen, länglichten Geſtalt genannt, hat einen ſchwarzen Körper, roſtfärbige Fühlhörner, und eben ſolche Füße. Die Flügeldecken ſind vorn an der Wurzel und hinten an der Spitze mit einem blauen Streifen gezieret.

Die dritte Art, Dermeſtes vndatus Linn. und nach Herr Müllern das Wellenkäferchen, hat ſeinen Namen wegen der weißen, wellenförmigen Linien erhalten, womit die ſchwarzen Flügeldecken gezeichnet ſind.

Die vierte Art von Kleinkäfern wird von dem Ritter von Linne' Dermeſtes Pellio, und von Herr Müllern der Kirſchner genannt, weil dieſes Inſect ſo fleißig in dem Pelzwerke, obgleich zum Nachtheil der Beſitzer, arbeitet. Der Körper iſt ſchwarz und hat eine eyförmige Geſtalt; auf den roſtfärbigen Fühlhörnern ſitzt ein weiß gerändeltes Knöpfchen; die Bruſt iſt mit drey und die Flügeldecken mit zween weißen Puncten bezeichnet. Dieſes kleine Käferchen geht dem Geruche nach, und frißt ſich oft durch Schachteln und Breter hindurch, um zu Pelzwerk oder wollenen Kleidern zu gelangen, worein es ſeine Eyer legt. Aus dieſen kommen kleine Würmerchen oder ſo genannte Motten hervor, welche nach der erſten Verhäutung vergoldet zu ſeyn ſcheinen, und einen, in zehen chagrinartige Ringe abgetheilten Körper haben. Am vorderſten Ringe befinden ſich die ſechs Füßchen, welche ohne Gelenke, und unten nur mit einem Häckchen verſehen ſind. Die übrigen Ringe ſind mit rothen Härchen beſetzet und der Hinterleib endiget ſich in einen Büſchel Haare, der ſo lang als der Wurm iſt, und in der Sonne Regenbogenfarben zeiget. Der Wurm verhäutet ſich viermal, ehe er zur Puppe wird; dieſe Verhäutungen aber folgen langſam auf einander, ſo daß er, wenn er hinlängliche Nahrung findet, etliche Jahre leben kann.

Die fünfte Art, der Kapuciner, Dermeſtes Capucinus, iſt ebenfalls ſchwarz und hat ein ausgerändeltes und zurückgebogenes

Bruſtſtück, welches dem Ritter von Linne' einige Aehnlichkeit mit einer Kapucinerkutte zu haben ſchien. Die Flügeldecken und der Bauch ſind roth. Man findet dieſen Kleinkäfer hin und wieder in Europa und zwar in den Stämmen der Bäume und in Breterwänden.

Die ſechſte Art, Dermeſtes muricatus Linn. nach Hr. Müllern das Stachelkäferchen, wird in Guinea gefunden und hat ein erhaben gewölbtes Bruſtſchild, welches ſowohl oben als auch an den Seiten mit vielen Stacheln beſetzet iſt; und dieſer Umſtand hat die angeführte Benennung veranlaßt. Die Farbe iſt ſchwarz und glänzend. Die Fühlhörner haben dreyknotichte Gelenke; die Flügeldecken ſind hintenher ſtumpf und mit verſchiedenen Zacken beſetzet; der Unterleib iſt voller gelblichten und zotigen Haare.

Die ſiebente Art, Dermeſtes typographus Linn. der Buchdrucker, iſt bräunlich, haaricht, und hat geſtreifte Flügeldecken, die wie gezähnelt ausſehen. Den Grund der Linnäiſchen Benennung erkläret Herr Müller folgendergeſtalt. Es iſt bekannt, ſaget er, daß Lorenz Koſter die Buchdruckerkunſt durch Einſchriften in die Baumrinden erfand. Weil nun dieſes Käferchen bey uns an den Stämmen der Kienbäume wohnet und ſich in der Rinde Furchen gräbt, die den Buchſtaben gleichſam ähnlich ſehen, ſo wird es der Buchdrucker genannt.

Die achte Art, Dermeſtes Chalcographus, der Kupferſtecher, hält ſich ebenfalls an den Stämmen der Bäume auf und hat den Linnäiſchen Namen wegen der rothen Farbe der Flügeldecken mit abwechſelnder Schwärze erhalten.

Die neunte Art, Dermeſtes micrographus, der Kleinſchreiber, hat ebenfalls rothe Flügeldecken, übrigens ein ſchwarzes Bruſtſtück und roſtfärbige Fühlhörner, auch roſtfärbige Füße. Weil die Größe dieſes Käferchens, welches in der Rinde abgeſtorbener Bäume wohnet, nicht mehr beträgt, als die Größe einer Laus, ſo kann es nur ſehr kleine Einſchnitte in die Rinde machen; welches zu der Linnäiſchen Beneñung Anlaß gegeben hat.

Die zehnte Art, Dermeſtes polygraphus Linn. oder, nach Herr Müllern, der Zeichner, iſt roth, hat ſtumpfe Flügeldecken und machet in den Baumrinden allerhand krummlinichte Einſchnitte mit federförmigen Rande, weswegen ihr die angeführten Namen beygeleget worden ſind.

Die eilfte Art, Dermeſtes piniperda Linn. nach Herr Müllern aber der Waldgärtner, hat ſowohl einen ſchwarzen Körper,

als auch ganz ſchwarze Deckſchilde; nur der unterſte Theil der Füße iſt roth. Dieſer Kleinkäfer, welcher ohngefähr noch einmal ſo groß iſt, als eine Laus, wird auf den Kienbäumen gefunden und hat die Gewohnheit die jungen Aeſte, welche untenher aus dem Stamme treten, zu durchbohren. Weil nun das Verdorren dieſer untern Aeſte, welches durch das Durchbohren derſelben verurſacht wird, den Bäumen keinen Schaden thut, ſondern vielmehr dazu dienet, daß ſie deſto beſſer in die Höhe wachſen; ſo hat Hr. Müller die Linnäiſche Benennung, Piniperda, welche ſo klingt, als wenn die Kienbäume durch dieſes Inſect Schaden litten, in Waldgärtner verwandelt.

Die zwölfte Art, Dermeſtes domeſticus Linn. das Hauskäferchen, hat röthlichte Fühlhörner, einen länglicht runden, ſchwarzen Körper, ein rauchhaarichtes Bruſtſtück und graue Flügeldecken mit einem ſchwarzen Rande. Man findet dieſes Käferchen, wie ſchon aus ſeinem Namen erhellet, gemeiniglich in den Häuſern und vornehmlich im moderichten Holze. Nach dem Herrn Geoffroi ſoll es die ſo genannte Todtenuhr, nämlich dasjenige Inſect ſeyn, welches in den hölzernen Wänden einen ſolchen Laut von ſich giebt, der dem Schlagen der Unruhe in den Taſchenuhren ziemlich gleicht, und von abergläubiſchen Leuten für das Zeichen eines bevorſtehenden Todesfalles gehalten wird.

Die dreyzehente Art, Dermeſtes violaceus Linn. der Todtenfreund, nach Herr Müllern, iſt dunkelblau, und hat ein länglich rundes, zotiges Bruſtſtück. Die Füße ſind, wie an den Fliegen, mit Küſſen oder Ballen beſetzet. Man findet dieſes Käferchen, welches ohngefähr die Größe eines Reißkorns hat, nicht nur in den Gärten auf Hyacinthen und andern Blumen, ſondern auch oft bey todten Körpern, welches die Mülleriſche Benennung anzeigen ſoll.

Unter den übrigen, weniger merkwürdigen, oder noch nicht hinlänglich unterſuchten Arten dieſes Geſchlechts giebt es ein caſtanienbraunes Käferchen mit rothen Augen, welches nicht größer iſt, als ein Hirſekorn und bisweilen in den Speiſeſchränken gefunden wird, wo es das Brod annaget; daher es von dem Ritter von Linné Dermeſtes paniceus, und von Herr Müllern der Brodfreſſer genannt wird.

Kleiſe.

S. Flachsſeide.

Kleiſteraale.

S. Infuſionsthierchen.

Klette.

Baumklette, Baumgrille, ſind einerley Namen, und zeigen die erſte Zunft der Sichler, nämlich der kleinen Sichler, falcinellus, mit krummen Schnäbeln an. Alles hieher gehörige iſt bereits unter Baumklette von ihnen geſaget, auch ihr Unterſchied von den Spechten gewieſen.

Klette. Bardana Dod. Lappa Tourn. Arctium L. Dieſes bekannte Pflanzengeſchlecht gehöret zu den zuſammengeſetzten Blumen. Der gemeinſchaftliche, faſt kugelförmige Kelch beſteht aus übereinander liegenden, lanzetförmigen und mit einem rückwärts gebogenen Stachel oder Hacken geendigten Schuppen. Alle Blümchen ſind Zwitter, zeigen eine lange, dünne Röhre, und fünf ſchmale, gleichförmige Einſchnitte, einen verwachſenen, walzenförmigen Staubbeutel, und einen Griffel mit zween auswärts gebogenen Staubwegen; das Blumenbette iſt mit Spelzen beſetzet, und die Fruchtkeime verwandeln ſich in krumme, eckichte, und mit einer plattaufſitzenden Haarkrone beſetzte Saamen.

1) Glattblätterichte Klette, Grindwurzel, Dockenkraut, Ohmblätter, Kliſſen, Bardana offic. Arctium Lappa Linn. wächſt häufig an den Rändern der Wege, Zäunen und andern ungebaueten Oertern und blühet im Sommer. Die zweyjährige Wurzel geht tief in die Erde, wird Fingers dicke, und vertheilet ſich in viele, mit zarten Fäſerchen beſetzte Aeſte, ſie iſt äußerlich braun, innerlich mehr weißlicht. Das erſte Jahr treibt ſelbige nur Blätter, im zweyten aber einen ſtarken, röthlichtgeſtreiften, rauchen, zween bis drey Fuß hohen, in viele Aeſte getheilten Stängel. Die Wurzel- und Stängelblätter ſind nur der Größe nach unterſchieden. Sie ſind geſtielet, groß, rundlich oder herzförmig, ſtumpf, am Rande kaum merklich eingekerbet, ohne alle Stacheln, oberwärts grün, unterwärts mehr oder weniger mit einem wollichten Ueberzuge bedecket. Die Blumenköpfe ſitzen an den Enden der Zweige von drey bis ſechs auf kurzen beſondern Stielen bey einander. Die Blümchen ſind röthlicht violet gefärbet. Dieſe Pflanze erhält öfters eine veränderte Geſtalt, ſonderlich in Anſehung des Kelches, und einige Schriftſteller unterſcheiden drey, andere aber zwo Arten, welche aber die meiſten von den neuern nur für Abänderungen anſehen. Man findet Stöcke mit grünen, größern und kleinen Blumenköpfen, auch welche, deren Kelchſchuppen mit einem weißen, wollichten Weſen überzogen ſind. Dieſe hat auch ehedem Herr von Haller als ver-

ſchiebene Arten angenommen, jedoch in der neuern Ausgabe von den Schweizerpflanzen ſelbige mit dem Herrn von Linne' als Spielarten vereiniget. Herr Miller hingegen hat die Stöcke mit glatten und wollichten Kelchen von einander abgeſondert und als zwo verſchiedene Arten angegeben, und man könnte vielleicht dieſem Schriftſteller folgen, und die glattblätterichte Klette mit grünen Kelchen von der glattblätterichten Klette mit wollichten Kelchen unterſcheiden, da ſelbige immerfort das nämliche Anſehen behalten, und der wollichte Kelch weder grün oder glatt, noch der grüne wollicht wird.

Es ſcheinen dieſe Pflanzen zwar ein Unkraut zu ſeyn, und ſind es auch, wenn ſelbige auf den Wieſen wachſen, indem das Vieh ſolche unberühret ſtehen läßt; der nützliche Gebrauch aber in der Arzneykunſt machet ſolche ſchätzbar. Die Aerzte gebrauchen davon die Wurzel, Blätter und Saamen. Vorzüglich verdienen die Wurzeln alle Hochachtung. Man muß aber ſolche ſammeln, ehe die Stängel aufſchießen und die Blüthköpfe hervortreiben; mithin ſind die jährigen die beſten, und die zweyjährigen von ſchlechterm Werthe. Je kleiner und jünger ſelbige, je ſaftiger und kräftiger ſind ſie; dahingegen die ältern und ſtärkern mehr trocken und holzicht befunden, mithin unkräftig geachtet werden. Sie haben keinen merklichen Geruch, und einen ſüßlichten, etwas herben Geſchmack. Man kann ſolche zu den zertheilenden, auflöſenden und verſüßenden Mitteln rechnen, der Saſſaparille, Chinawurzel und andern ausländiſchen nicht nur gleich ſchätzen, ſondern auch wirklich vorziehen und bey vielen langwierigen Krankheiten mit Nutzen gebrauchen. Man hat ſelbige bey veneriſchen Krankheiten empfohlen, und Heinrich III. König von Frankreich ſoll dadurch von dieſem Uebel befreyet worden ſeyn. Wenn wir aber auch dieſes nicht behaupten wollen, ſo iſt doch ihr Gebrauch bey allen Unreinigkeiten, wodurch unſere Säfte verändert und verdorben werden, von großen Nutzen, und bey der Krätze, allerley Geſchwüren, u. ſ. f. zu empfehlen. Der Kayſerliche Leibarzt Herr Störk hat dergleichen ſonderlich bey derjenigen Krätze empfohlen, welche nach einem Fieber übrig bleibt. ſ. deſſen Annus Medicus. Auch die beſondere Materie, wodurch die Gicht hervorgebracht wird, kann durch dieſe Wurzel verändert, und die Krankheit vertrieben werden. Man lieſet beym Foreſtus ein merkwürdiges Beyſpiel, wie durch den Trank der Klettenwurzel der Urin häufig und ſo weiß, wie Milch, abgegangen, und der Kranke dadurch

durch von der Gicht befreyet worden; und unter den neuern hat Herr Hill in einem beſondern Büchlein die wirkſame Kraft dieſer Wurzel wider die Gicht angeprieſen. Die auflöſende und zertheilende Wirkung iſt faſt noch gewiſſer; und wir können aus mehrmaliger Erfahrung verſichern, wie der Gebrauch eines ſolchen Trankes bey Kindern, bey welchen Verhärtungen und Knoten in dem Unterleibe, und ſonderlich in den Gekrösdrüſen wahrgenommen, und daraus eine Abzehrung erzeuget worden, ſich kräftig bezeuget, ſolche aufgelöſet und den verſchloſſenen Durchgang des Nahrungsſaftes wieder eröffnet haben, wozu aber ein anhaltender und ununterbrochener Gebrauch erforderlich iſt. Herr Lieutaud hat ſolche auch bey den Wöchnerinnen kräftig, und zu Beförderung des Blutfluſſes bewährt befunden. Sonſt kann auch der Trank von dieſer Wurzel, wie die Quecke und andere dergleichen, bey hitzigen Fiebern und andern Krankheiten gebrauchet werden, ohne daß man davon eine beſondere Wirkung hoffe; denn daß ſolcher bey Krankheiten der Bruſt und Gebährmutter, oder bey dem Seitenſtechen eine vorzügliche Kraft beſitze, iſt wohl nicht mit Gewißheit zu behaupten. Die Schäfer pflegen den Schaafen, wenn ſie huſten und zur Lungenſucht geneigt ſind, die Wurzel klein zerſchnitten unter das Futter zu miſchen. Nach dieſem allen wird man von dem Gebrauche der Klettenwurzel wohl nichts ſchädliches zu befürchten haben. Herr Scopoli will zwar bey einem Mägdchen, welche den Trank von dieſer Wurzel einige Zeit genoſſen, eine Steifigkeit in dem ganzen Körper wahrgenommen haben, und daher vermuthen, als ob dieſelbe ein ſcharfes, reizendes und austrocknendes Salz und Oel beſitze. ſ. deſſen Fl. Carniol, 1. Auflage S. 354. wovon wir niemals einige Spuren finden können. Der Zuſtand dieſes Mägdchens hat gewiß eine andere Urſache zum Grunde gehabt. Aeußerlich könten auch die Blätter bey Geſchwülſten, Geſchwüren und Gliederſchmerzen aufgeleget, und davon eine Zertheilung und Reinigung erlanget werden. Man will die Blätter der Wurzel gleich ſchätzen; uns ſcheint die letztere wirkſamer zu ſeyn. Auch den Saamen kann man füglich entbehren, obgleich ſelbiger für ein Steinzermalmendes Mittel ausgegeben worden. Nützlicher möchte der Genuß der jungen ſaftigen Stängel ſeyn, wenn ſolche abgeſchälet, und wie Spargel, entweder mit Butter, oder mit Oel und Eſſig zubereitet würden.

2) Die Klette mit ſtachlichten Blättern, maſquirte Klette,

Arctium perſonata Linn. welche auf den ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Alpen wächſt, trägt auf der Wurzel gefiederte, auf dem Stängel aber ganze, eyförmig zugeſpitzte, am Rande mit feinen Stacheln beſetzte und an den Stängeln unterwärts laufende Blätter; die Spitzen der Kelchſchuppen ſind nicht rückwärts gebogen oder mit einem Hacken geendiget, daher auch Herr von Haller dieſe Art mit dem Diſtelgeſchlechte vereiniget. Sie wird bey uns ſelten vorkommen.

Klette, kleine, S. auch Bettlerslauſekraut.

Klettenkörbel.

Das Geſchlecht Caucalis kann füglich dieſen gewöhnlichen deutſchen Namen behalten. Hr. Planer nennt ſolches Haftdolde. Eine unnöthige Neuerung. Bey Beſchreibung des Drehkrautes iſt ſchon erinnert worden, wie dieſe zwey Geſchlechter genau mit einander verwandt ſind und die Arten derſelben auf verſchiedene Weiſe vertheilet worden. Herr von Linne nimmt den Hauptunterſchied von den Blumen dieſer Dolden, indem ſolche bey dem Drehkraute alle Zwitter, bey dem Klettenkörbel aber nur die äußerlichen an der Dolde dergleichen vollkommene, die innerlich geſtellten aber männliche ſind, daher auch die äußerlichen Stralen der Hauptdolde und ihre Blümchen hier größer, als die innerlichen erſcheinen. Die Hauptdolde ſowohl, als ihre Abtheilungen zeigen eine vielblätterichte Hülle. Bey den Randblümchen ſind die fünf Blumenblätter herzförmig, umgebogen, und das äußerliche iſt größer, als die übrigen. Dieſe haben fünf Staubfäden, zween Griffel und einen rauchen Fruchtkeim, welcher ſich in zwo vereinigte, länglichte, mit erhabenen, ſteifen und ſtachlichten Borſten beſetzte Saamen verwandelt. Bey den männlichen ſind die fünf Blumenblätter einander gleich und ähnlich. Herr von Linne hat ſechs Arten angeführet, indem derſelbe verſchiedene, welche von andern zu dieſem Geſchlechte gerechnet worden, mit dem Drehkraute vereiniget. Wir bemerken nur:

den großblümichten Klettenkörbel, Caucalis grandiflora L. Der Stängel mit ſeinen ausgebreiteten Zweigen iſt faſt mehr geſtrecket als aufgerichtet. Die rauchen Blätter ſind gefiedert, die Blättchen lanzenförmig und das Schlußblättchen in drey Lappen getheilet. Die Blätter, welche die Hüllen ausmachen, ſind breit, eyförmig zugeſpitzet, gemeiniglich ſtehen bey der Hauptdolde fünfe, davon das eine größer als die übrigen iſt. Zuweilen zählet man auch wenigere. Bey den Nebenabtheilungen

abtheilungen ſtehen auch gewöhnlich fünfe, wovon drey größer, und zween kleiner ſind. Die Randblümchen ſind ſehr groß, und das äußerliche Blumenblatt viel größer als die vier übrigen. Die Borſten an den Saamen ſind ſchwach. Dieſe jährige Pflanze wächſt in dem mittägigen Europa, und wird bey uns aus dem Saamen erzogen.

Klettenkörbel, S. auch Drehkraut.

Klettenkraut.

S. Kunigundkraut.

Klever. S. Klee.

Kleye.

Furfur, nennet man das Ueberbleibſel von den Getraideſaamen, ſonderlich von Korn und Waizen, wenn ſelbige gemahlen worden. Es ſind eigentlich die mit dem Saamenkorne verwachſenen Spelzen, oder deſſelben Bedeckungen, welche bey dem Mahlen mit dem mehlichten Theile zugleich zerquetſchet, hernach aber von dieſem abgeſondert worden. Es bleibt aber an der Kleye immer noch etwas mehlichtes; daher ſelbige auch ſowohl für das Vieh gebrauchet, und unter das Futter gemenget, als auch von armen Leuten wiederum mit dem Mehle vermenget, und Brod daraus gebacken wird.

Klieft.

Klieft, wird in Seeland der Lumpenfiſch genennet. ſ. Kleins Klebpfoſt.

Klimmen.

Ciſſus Linn. Ein wenig bekanntes Pflanzengeſchlecht. Der kleine, einblättrichte, viereckichte Kelch umgiebt vier Blumenblätter, oder ein vierfach getheiltes Blumenblatt, und vier Staubfäden; dieſe ſtehen auf einem beſondern Rande, welcher den Fruchtkeim umgiebt. Der Griffel trägt einen ſpitzigen Staubweg. Die Frucht iſt eine runde, glänzende, vom Kelche und Blumenblatte eingewickelte Beere, worinnen ein rundlicher Steinkern liegt. Herr v. Linné führet ſechs Arten an, die alle bey uns unbekannt ſind.

Klimmop. S. Epheu.

Klingadler.

Schelladler, Entenadler, aquila clanga. Es iſt eine Art der kleinen Adler, deren oben unter dem Worte Adler, Erwähnung geſchehen iſt. Er iſt ſo groß wie ein engliſcher Hahn, braun von Farbe, und leichtlich zahm zu machen. Stößt gern auf Enten und wird von ſeinem klingenden Tone, klingender Adler genannt.

Klingender Hans.

S. Glitſch.

Klingenmöhren.
S. Zuckerwurzel.

Klinop. S. Epheu.

Klißen.
S. Bettlersläuſekraut und Klette.

Klipbeißer.

Der Klipbeißer machet bey dem Klein, Miſſ. IV. Faſcic. II. §. 8. ein eigenes, ſehr kleines, Geſchlecht derjenigen Fiſche, die durch offene Ohren athmen; und bey aalförmigem Körper etwas beſonders am Maule, nämlich einen tiefgeſpaltenen, großen, weitaufſtehenden Rachen, eine ſtumpfe, etwas rückwärts gebogene, Schnauze, und ein fürchterliches Gebiß, haben. Er nennet ihn mit den älteſten Auctoren, Latargus, λαθαργὸς, ſ. λαίθαργος, das iſt, einen tückiſchen, unverſehens um ſich beißenden, Hund, oder, wenn es beliebete, ἰχθυολύκον, Piſcis lupus, einen Wolff unter den Fiſchen. Lupus marinus noſtras, et Schoneveldſ; Willughb. p. 130. Rai. ſyn. piſc. p. 40. Seewolff, ein reiſſendes freſſiges, und der Zähne halber grauſames, Thier, Adam. Olearii. Gottorf. Kunſtkammer, p. 49. Tab. XXVII. num. 2. Wolff, Heiligland; Anarrhichas, vel σκόπελος, Geſn. (Anarrhichas, Scanſor, ein Klipfiſch, des deutſchen Geſners, S. 63.) Klipfiſch, am baltiſchen Meere; Steinbeißer in Island; Engl. Sea-Wolff, Wolffiſch. Anarrhichas, Artedi, ſyn. p. 38. ſp. I. Sein Kopf iſt größer und rundlichter, als des Galei oder Canis; (der Kleiniſchen Spitznaſen oder Hunde) von Farbe iſt er blau, wie der Cynocephalus glaucus, (der zweete Kleiniſche Hundskopf;) ſein Fell iſt glatt; er iſt ein ſehr gefräßiges und beißendes Thier, und in Anſehung ſeiner Zähne und Gebiſſes ſchrecklich; denn, wenn er auch einen Anker beißt, ſo giebt es einen Schall und Geräuſche, und hinterläßt er in ſelbigen Merkmale ſeiner ſpitzigen Zähne. Er hat nämlich, in der Spitze des untern Kiefers, zehn ſpitzigrunde, in zwo Reihen geſetzte, Zähne, auf welche, auf beyden Seiten, zwölf in zwo Reihen geſetzte Backenzähne erfolgen; und der oberſte Kiefer iſt, unter der Schnauze, mit zwölf rundlichen ſcharfen Zähnen bewaffnet. Das übrige iſt aus dem Schoneveld, p. 45. zu erſehen. Seine Backenzähne werden zum öftern für Krötenſteine, (pro Bufonitis orbiculatis: Ichthyodontes Scutellati Lhydii, Toadſtones, nach dem Merret) verkaufet, wie die Zähne der Spitznaſen oder Hundsköpfe, für Otter- oder Steinzungen, Gloſſopetris. Noch ſetzet Klein hinzu: Es würde

wohl

wohl niemand, der dieſen Fiſch ſelbſt geſehen, demſelben mit dem Willughbey eine aalförmige Geſtalt beylegen. ſ. unſern Artikel, Aal, Th. I. S. 7. Der angeführte deutſche Gesner beſchreibt ihn folgendermaaßen: Dieſes iſt ein großer Fiſch des deutſchen Meeres, abconterfeyet von einem außgedertem. Die Einwohner derſelben Lande nennen ihn Klipfiſch, entweder daß er auf die Felſen ſteiget, welches von ihm geſaget wird, oder daß er ſich zwiſchen den Felſen enthalte. Aus der obern Naſen hat er zwey kleine Nährle; in ſeinem, und durch den ganzen Rachen, viel ſcharfer, ſtarker, Zähne, auch auf der Zungen; iſt ſtark, ſchnell, geſchwind und ſehr fräßig, aus Urſachen er den Schiffbrüchen nachfolget; iſt ein wunderbarlicher Fiſch, denen weiter zu beſchreiben, ſo an den Geſtränden und Orten des deutſchen Meeres wohnend. — Eben dieſer Auctor beſchreibt und zeichnet S. 41. einen Fiſch, den Rheyenfiſch, genannt, von welchem Artedi zweifelhaft iſt, ob er zum Anarrhichas gehöre? Dieſe Geſtalt, ſchreibt Gesner, iſt nach dem geſalzenen, ausgederten Fiſch conterfeyet; wird in der Donau gefangen, iſt ſo fräßig, daß er auch die jungen Thiere, ſo man in den Fluß wirft, frißt; bekommt ſeinen Namen von dem Rhein nicht, daß er darinn gefangen werde, ſondern daß man ſolchen auf dem Waſſer, dem Rhein, an andere Orte führe. — Jonſton und Ruyſch zeichnen ihn zwar beyde auf der 47ſten Kupfertafel, no. 2. wiewohl rechts und links geſtellet; gedenken aber ſeiner in dem Texte ſelbſt nicht. Pontoppidan ſetzet in ſeiner Dän. Nat. Hiſt. S. 186. das wenige hinzu, daß er inſonderheit in der Weſtſee falle, und von den Einwohnern auf Helgoland der Wolf genennet werde. In der Norweg. Nat. Hiſt. II. S. 285. führet er ihn unter dem Artikel: Steenbider, Steinbeißer, weil er mit ſeinen ſcharfen Zähnen die Felſenſteine in Stücken beißen kann. Die Fiſcher müſſen ſich vor dieſem Fiſche wohl in Acht nehmen, weil er niemals etwas, das er angefaſſet hat, fahren läßt, bis er es zerquetſchet hat. Er iſt etwan drey Viertel, oder eine Elle, lang. Die Haut iſt dunkel und glatt, wie die Aalhaut; wie er denn auch dem Aale, bis auf ſein Hintertheil gleichkommt, außer daß er etwas breiter iſt, und auf dem Rücken lange, herabhängende, Floßfedern hat. Auf dem Kopfe, der rund und dicke iſt, ſieht er häßlich, und faſt wie eine Katze aus, und im Munde hat er zwo Reihen Zähne. Das Fleiſch iſt hart und zugleich fett, und wird von dem gemeinen Manne gerne geſpeiſet. Er wird

mit Linien und Schnüren gefangen, auch mit einem Stachel geſtochen, wenn man ihn auf einem Sandgrunde ſtehen ſieht, wo er ein großer Verfolger des Hummers iſt. Die beygefügte Zeichnung geht von dem bereits angeführten merklich ab, vielleicht auch deswegen, weil die Gesneriſche und folgende Zeichnungen von den gedörrten oder ausgeſtopften Fiſchen hergenommen worden. — Die Grönländer nennen ihn Kigutilik; ſ. unſern kurz vorherſtehenden Artikel; und nach den Samml. A. Reiſen, B. XXI. S. 25. ſoll der ſonderbarſte Fiſch an der Küſte von Island derjenige ſeyn, den man Seehecht, die Isländer aber Steenbit, d. i. Steinfreſſer, nennen. Man findet ihn auch wirklich, wenn man ihn öffnet, ſtets voller kleine Steine oder Kies. Er nähret ſich von kleinen Stockfiſchen, hinter welche er beſtändig her iſt. — Unter dem Namen Suka riba, iſt, nach dem Steller in ſeinem Kamtſchatka, S. 149. der Lupus marinus Schoneveldii, auch in der Oſtſee befindlich, und in ſeiner Hiſt. Piſc. ausführlich beſchrieben zu finden. Er iſt gemeiniglich dreyßig bis vierzig Pfund ſchwer, und läßt ſich, der Geſtalt nach, einer Quappen vergleichen. Seine Haut iſt ohne Schuppen, das Fleiſch ſehr weiß, weichlich und von ſchlechtem Geſchmacke; und verdienet er mit Recht ein Hund oder Wolff genennet zu werden, weil er ſehr grauſam gegen die andern Fiſche wütet. Da ich denſelben fangen, und mit einem großen Meſſer verwunden ließe, ergriff er daſſelbe mit den Zähnen und brach es mitten entzwey. Seine Zähne, deren er viel Reihen in beyden Kiefern hat, beſonders die Cronen daran, verſteinern ſich mit der Zeit im Waſſer, brechen ab, und gehen alsdenn, wenn ſie gefunden werden, unter dem Namen gewiſſer Edelgeſteine herum, die man theuer bezahlet, und Bufonites oder Krötenſteine nennet, auch ſolchen nach dieſem große mediciniſche und magnetiſche Kräfte zuleget, ohnerachtet es nur Fiſchzähne ſind. Ich habe viele davon geſammelt und aufbehalten, die während der Zeit meiner Reiſe nach Amerika allerley Farben, roth und gelb angenommen, ja auch einige ſogar etwas durchſichtig geworden. Dieſer Fiſch wird beſonders in den Seebußen Awatſcha gefangen.

Klipfiſch.

Klippfiſch, weil er auf Klippen und Steinen an der Luft getrocknet wird. Es giebt derſelben viele Arten. ſ. beſonders unſere Artikel Hängfiſch, Th. III. S. 617. und Kabbeljau, Th. IV. S. 327.

Klipfiſch, Klip- auch Klipp-fiſche, nennet Müller des Linnäus 164ſte Thiergeſchlecht, vierter Claſſe dritter Ordnung, Piſcium Thoracicorum, der Bruſtbäucher, Chaetodon, deren Zähne nämlich biegſam und bürſtenartig ſind, und ſehr dicht an einander ſtehen. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 72. Dieſer Name iſt von den altengriechiſchen Schriftſtellern, von Χαίτα, Χαίτη, ſeta, und ὀδὸς, dens, ſehr ſchicklich zuſammengeſetzet; zumal der Ritter dieſem Geſchlechte folgende Kennzeichen zutheilet: Bürſtenartige, biegſame, dichte, und in ſehr großer Anzahl beyſammenſtehende, Zähne; eine ſechsſtrahlichte Kiemenhaut; einen mit Zeichnungen beſetzten Körper; und fleiſchichte auch ſchuppichte Rücken- und Afterfloßen; denen, nach Müllern, vielmehr nach dem Artedi, ein ſehr plattgedrückter, und einigermaaßen tellerförmiger, runder Körper, wohl beyzufügen. Es finden ſich 23. Arten, in ſelbigem zu beſchreiben:

1ſte Gattung: Chaetodon caneſcens, der Stachelbart; Artedi, Syn. p. 79. ſp. 8. Chaetodon caneſcens, aculeo vtrinque ad os, oſſiculo tertio pinnae dorſalis ſetiformi longiſſimo. Von der weißgrauen, und am Bauche, ſilberweißen, Farbe, hat ihm Artedi den Beynamen gegeben; und von den beyden ſpitzigen, rückwärts gebogenen, am Fuße gezähnelten, auf dem Oberkiefer an der Mundſpalte ſitzenden, Stacheln, iſt er auch ganz ſchicklich Stachelbart zu nennen. Er unterſcheidet ſich ferner von andern Arten dadurch, daß der Schwanz geſpalten, und die bürſtenartige, außerordentlich lange, Rückenfloße, wie ein Bogen über dem ganzen Rücken weggeht. Der Körper iſt breit und dünne; das Maul klein; die gedoppelten Naſenlöcher dicht an den Augen; und dieſe ſtehen ganz oben an den Seiten des Kopfs. Die Zähne ſind ſpitzig, und weiß, in jedem Kiefer und einer Reihe dicht beyſammen. Das Maul vorwärts gleichſam in eine kleine Schnauze verlängert; die Kiemenhaut mit vier Beinchen unterleget; die Schuppen klein, hart und rauh; die Seitenlinie krumm, dicht am Rücken; der Nabel in der Mitten zwiſchen den Bauch- und Afterfloßen. Von dem Rücken geht bis zur Afterfloße ein ſchwarzer breiter Strich, und ein dergleichen ſchmaler über die Augen. Die Rückenfloße hat zwey ſtrahlichte von ſechs und vierzig, die Bruſtfloße ſiebenzehn, die Bauchfloße eine ſteife von ſechs, die Afterfloße drey von ſechs und dreyßig, und die Schwanzfloße ſechzehn Finnen. Dieſe, nur zwey bis drey Zoll langen, Fiſchlein kommen aus dem Indien.

2te Gattung: Chaetodon Alepidotus, die Kahlhaut; weil die Haut glatt, kahl, und ohne Schuppen iſt; im Maule ſteht nur eine einzige Reihe Zähnchen; ſein Körper iſt geſchoben oder rautenförmig viereckicht; der Rücken blau; die Seitenlinie dem Rücken paralell, und beſteht aus Puncten; zwiſchen beyden geht eine gerade Linie von den Kiemen bis zum Schwanze; die Rücken- und Afterfloßen ſtehen einander gegenüber, und ſind ſichelförmig; der Schwanz iſt gabelförmig; er hat in der Kiemenhaut ſechs Strahlen; in der Rückenfloße von ein und funfzig drey ſcharfe; in der Bruſtfloße vier und zwanzig; Bauchfloßen ermangeln, oder ſind nicht angegeben; in der Afterfloße drey ſteife von ſieben und vierzig, und in der Schwanzfloße drey und zwanzig, Finnen. Er iſt ein Einwohner von Carolina.

3te Gattung: Chaetodon Acuminatus, die Spitzfinne; vermuthlich, ſaget Müller, wird dieſe Art Acuminatus genennet, weil ſich die Rückenfloße ſpitzig erhebt; indem die drey erſten Finnen derſelben ſtachlicht ſind, die dritte aber die längſte iſt, und Zweifels ohne ſtachlicht in die Höhe ſteht; wiewohl ſie auch hernach, als borſtenartig, beſchrieben wird. Denn in der Rückenfloße werden drey ſtachlichte von fünf und zwanzig; in der Bruſtfloße ſechzehn; in der Bauchfloße eine von ſechs; in der Afterfloße eine von neunzehn, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn, Finnen angenommen. Er iſt mit drey Bändern gezeichnet, und ſein Vaterland iſt in dem Indien. Doch Müller ſaget bey dieſer Gelegenheit noch mehr: Wir hätten in der That unendlich viel zu thun, und würden dieſes Werk verdrießlich weitläuftig machen, wenn wir aller Widerſprüche Erwähnung thun wollten, die ſich in dem Linnäiſchen Syſtem ereignen. Denn, wer kann die Abſicht erreichen, warum der Ritter die drey erſten Rückenfinnen als Stachel, zum Kennzeichen dieſer Art abgiebt, in der Beſchreibung aber ſaget, daß die dritte Rückenfinne nur borſtenartig ſey? und dieſes begegnet uns allenthalben. Angegebene Kennzeichen, und nachfolgende Beſchreibungen ſtimmen bey tauſend Arten nicht überein.

4te Gattung: Chaetodon Pinnatus, die Langfinne; weil die Rücken- und Afterfloßen vorzüglich hoch, und der mehreſte Theil der Finnen ſehr lang iſt; denn die vorderſten derſelben ſind ſo lang, daß ſie bis über den Schwanz hinausreichen, und nehmen bis zur letzten Finne, ſtufenweiſe ab, ſo, daß der Schwanz ganz klein zwiſchen den langen Finnen, als zwiſchen einem halben Monde hervorſteht, ſelbſt

aber gerade abgeſtutzet iſt. Die vier erſten Rückenfinnen ſind ſcharf, wie Dorne, von ſechs und vierzigen; in den Bruſtfloßen ſind achtzehn; in den Bauchfloßen eine ſtachlichte von ſechſen; in der Afterfloße acht und zwanzig; und in der Schwanzfloße achtzehn, Finnen zu zählen. In einer chineſiſchen Gattung hat Lagerſtröm nur dreyßig Rückenfinnen angetroffen. Der Kopf übrigens iſt ſtumpf, und unbewaffnet; die Schuppen mäßig groß; über den Kopf und Schwanz geht eine weiße Binde; der übrige Körper iſt grau; und findet ſich gleichfalls in Indien.

5te Gattung: Chaetodon Cornutus, der Stachelkopf; Artedi, Syn. p. 79. ſp. 7. Chaetodon, aculeis duobus breuibus ſupra oculos, oſſiculo tertio pinnae dorſalis longiſſimo. Die zween kurzen Stacheln über den Augen geben dieſem Fiſche den Beynamen; der Schwanz iſt gabelförmig; der Kopf raget würfelförmig hervor; die Schüppchen ſind ſehr klein, hart und ſcharf; nach dem Seba Tab. 25. fig. 6. hat er viele Reihen lange Zähne in den Kiefern; die Gräte über den Augen iſt gezähnelt; einige ſchwarze und weiße Linien oder Bänder laufen in der Quere über ihn weg; von den ſechs und vierzig Finnen der Rückenfloßen ſind ſieben ſtrahlicht, die dritte aber die längſte und borſtenartig; in der Bruſtfloße ſtehen achtzehn; in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen; in der Afterfloße von ſechs und dreyßigen, die drey erſtern ſtrahlicht; und in der Schwanzfloße ſechzehn längere, Finnen. Er iſt ebenfalls ein Indianer.

6te Gattung: Chaetodon Argenteus, der Silberklipfiſch. Statt der Bauchfloßen hat er ein paar kurze Stacheln daſelbſt; und die Farbe iſt ſilberglänzend; die erſtern Finnen in der Rückenfloße ſind ſehr klein, kaum ſichtbar, und ſtachlicht, von ſieben und dreyßig oder ſieben und zwanzigen; in den Bruſtfloßen ſechs und zwanzig; in den Bauchfloßen eine ſteife von ſechs; in der Afterfloße drey ſtachlichte von zwey und zwanzig oder zwölf, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Iſt ein Indianer.

7te Gattung: Chaetodon Punctatus, die Sichelfloße; weil er auf dem weißlichten, oder ſilberfarbigem Leibe mit braunen Puncten gezeichnet, hat er vom Ritter den Namen des punctirten, und wegen der ſichelförmigen Bruſtfloßen, von Müllern die Benennung der Sichelfloße, erhalten. Nach dem Schwanze zu wird der Leib breiter, und der Fiſch bekommt eine Karpfengeſtalt. Die Augen ſind groß und roth; die Seitenlinie aufwärts

gekrümmet; die Kiemenhaut vierſtrahlicht; in der Rückenfloße finden ſich von dreyßigen, acht Stachelfinnen; in der Bruſtfloße ſiebenzehn; in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen; in der Afterfloße von zwanzigen, die drey erſtern etwas von einander entfernet; und in der Schwanzfloße ſiebenzehn. Er kommt aus Aſien.

8te Gattung: Chaetodon Arcuatus, der Bogenfiſch; Artedi, Syn. 79. ſp. 4. Chaetodon niger, capite diacantho, lineis vtrinque quatuor, transuerſis, curuis. Bey dem Seba, Muſ. 3. tab. 25. no. 5. wird aus dem Liſter beym Willughbey, und aus dem Rajus, angeführet, daß er die kleine ſchwarze, mit einigen Bändern ſchön gezierte Acarauna des Marcgravs, S. 144. ſey; ſ. unſere Artikel, Acarauna, Th. I. S. 75. und Bortbaſtart, Rhombotides. 2. des Kleins, Th. I. S. 923. Müller nennet ihn, von den drey oder vier weißen, um ſeinen Leib gebogenen, Querbändern, den Bogenfiſch; ſonſt iſt ſeine Farbe ſchwärzlichblau; der Schwanz ein wenig abgerundet; der Körper dünn und breit; der Kopf kurz; das Maul klein; die Augen groß; die Kiemendeckel ſchuppicht; ihre Oeffnung weit; und der Rand mit einem großen und einem kleinen Stachel bewaffnet. Das ſchwediſche Exemplar ſoll fünf ſchwarze Bogen haben; man nimmt alſo bald die ſchwarze Grundfarbe für Striche an, ſo, daß die weißen Striche zur Grundfarbe dienen müſſen; und bald wendet man es um. Nach dreyen Gattungen ſind in der Rückenfloße, mit den acht bis vierzehn ſtachlichten, vier und dreyßig bis acht und vierzig, Finnen; in der Bruſtfloße mit zwo ſtachlichten, neunzehn bis zwanzig; in den Bauchfloßen eine ſtachlichte von fünf bis ſechs Finnen; in der Afterfloße drey ſtachlichte von dreybis ſieben und zwanzig; und in der Schwanzfloße ſiebenzehn bis neunzehn Finnen; die längſten Rücken- und After- bürſtenartige; Finnen, aber reichen bis über den Schwanz hinaus. Er iſt ein Indianer, und ſeine Zeichnung findet ſich Tab. VI. fig. 2.

9te Gattung; Chaetodon Roſtratus, der Rüſſelfiſch. Er iſt der, von Schloſſern, in den Tranſact. Philoſ. Anglic. Vol. LIV. p. 89. beſchriebene, und Tab. IX. ſchön gezeichnete, Iaculator; bey dem Artedi, iſt er, in Sebae muſ. P. III. Tab. XXV. no. 17. Chaetodon macrolepidotus, albo flaueſcens, roſtro longiſſimo oſſeo, et macula nigra ad baſin pinnae dorſalis; wie bey dem Gronov. Er hat einen ziemlich langen und ſpitzigen Schnabel; über ſeinen Leib laufen vier etwas dunkele Querlinien

linien oder Bänder, dergeſtalt, daß die erſte Linie die Augen gleichſam durchſchneidet; die beyden folgenden quer über die Mitten des Leibes, und die vierte breitere nahe am Schwanze, herunterlaufen. Außer dieſen ſoll ſich noch eine ſchwarze Querlinie am Anfange des Schwanzes, und an dem Fuße oder Ende der Rückenfloße ein ziemlich großer, runder und ſchwarzer Flecken, zeigen. Nach drey Gattungen, werden in der Rückenfloße neun kurze und ſtarke Stacheln, von neun und dreyßig bis vierzig weichern und äſtigen Finnen; in der Bruſtfloße vierzehn bis funfzehn; in der Bauchfloße eine ſteife Stachel von ſechſen; in der Afterfloße drey ſteife ſtarke Stacheln von drey bis fünf und zwanzig weichern und äſtigen, Finnen, angegeben. Die Schwanzfloße iſt gerade und ungetheilet, doch hat der Ritter vierzehn Finnen darinn gezählet. Die Schloſſeriſche Beſchreibung weicht einigermaaßen von der Linnäiſchen ab; und aus ſeiner Zeichnung ergiebt ſich, daß die ſpitzige Schnauze über einen Zoll vor dem oben ausgeſchweiften Kopf hervortrete; die Rückenfloße, von dem Hinterhaupte an bis zum Schwanze, ſich mehr und mehr erhebe, verbreite, und mit neuen, gleichfalls wachſenden, und über die Floße ſelbſt hervorragenden, ſteifen Stacheln unterſtützet werde; das ſogenannte Auge mit einem ſchwarzen Apfel und weißem Ringe faſt in der Mitten der Rückenfloße, in gleicher Weite von den Stacheln und dem Schwanze, doch ganz nahe an dem ſich ſenkenden Rücken, ſitze; an den Bauchfloßen die erſte Stachel die längſte und ſtärkſte, die zwote aber nicht ſo ſtark und lang ſey; an der Afterfloße die drey Stacheln von vorne nach dem Schwanze zu ſich verlängern und verſtärken; die rundlich breite Schwanzfloße, durch ein ſchwarzes, weiß geränderes, Band von dem Schwanze ſelbſt unterſchieden werde; und daß endlich am Kopfe allein, nur drey Linien oder ſchmale Bänderchen, über die Augen und Kiemendeckel perpendiculair herunterlaufen. Indeſſen ſind, nach Schloſſern, die Linnäiſchen Beſchreibungen in dem erſten Theile des Muſei Principis, und in dem erſten Theile der Amoenitt. p. 315. zugleich mit in Betrachtung zu nehmen. Dem Kleiniſchen zehnten Bottbaſtart, Rhombotides, kömmt er ziemlich nahe, aber nicht, ſelbſt nach dem Ritter, dem Marcgraviſchen Jaguacaguare. Von dem ganz ſonderbaren Gebrauche ſeines Schnabels, mit einem Tropfen Waſſer eine Fliege oder Mücke von einem Geſträuche herunter ins Waſſer zu ſeiner Nahrung zu ſchießen, und nie einen Fehlſchuß zu

zu thun, iſt unſer Artikel, Jaculator, Th. IV. S. 207. desgleichen auch eben daſelbſt S. 212. der Art. Jaguacaguare, nachzuſehen.

10te Gattung: Chaetodon Nigricans, der Perſianer; bey dem Artedi, ſyn. p. 97. ſp. 6. Chaetodon nigreſcens, cauda albeſcente aequali, vtrinque aculeata; und im Seba, Tab. XXV. fig. 2. et 3. Das gegenwärtige Geſchlecht der Klippfiſche beſteht aus lauter Indianiſchen Fiſchen, die in Aſien und Amerika zu Hauſe ſind; der vom Haſelquiſt beſchriebene Fiſch aber iſt in dem rothen Meere gefangen worden, in der Länge von anderthalben Schuhen, und übertrifft alſo die übrigen alle, in Anſehung der Größe und Schwere, bey weitem; Der etwas gabelförmige, auf jeder Seite mit einem Stachel bewaffnete und weißlichte, Schwanz, iſt ebenfalls ſehr, und einer Spannen, breit. Der Fiſch ſelbſt iſt von Farbe ſchwärzlich, und dieſes ſind die Urſachen ſeiner Benennung. Er hat kleine, rauhe und dicht auf einander liegende, Schuppen auf einem platten Leibe; in der ſchwärzlichen Rückenfloße zählet man, nach drey verſchiedenen Exemplarien, drey- bis acht und dreyßig Finnen, worunter neun, von vorne nach hinten zu mehr und mehr ſich erhöhende, ſteifere Stacheln; in den graulichten Bruſtfloßen funfzehn bis ſiebenzehn, in den ſchwarzen Bauchfloßen eine ſteife Stachel von ſechs, in den am Fuße weißen, am Rande ſchwärzlichen, Afterfloßen, von ſechs bis neun und zwanzig Finnen, ebenfalls drey ſteife Stacheln; und in der, in der Geſtalt eines Dreyangels ausgebreiteten, Schwanzfloße, außer den Seitenſtacheln ſechzehn, ſogar nach dem Haſelquiſt, ſechs und zwanzig, Finnen. Im übrigen kömmt er mit dem bald folgenden Lineatus ſehr überein.

11te Gattung; Chaetodon Leucurus, der Weißſchwanz; hat von der weißen Farbe ſeines geraden Schwanzes den Beynamen; die Farbe des Leibes aber iſt ſchwarz, und von Statur iſt er klein. Der Ritter zählet in der Rückenfloße von ein und dreyßig Finnen neun ſtachlichte, davon die erſte vor der eigentlichen Floße niederliegt; in der Bruſtfloße ſechzehn, in der zugeſpitzten Bauchfloße eine Stachel von ſechſen, in der Afterfloße drey Stacheln von zwey und zwanzig, und in der Schwanzfloße zwey und zwanzig Finnen. Er iſt ein Amerikaner.

12te Gattung: Chaetodon Lineatus, der geſtreifte Klippfiſch; Artedi, ſyn. p. 89. ſp. 1. Chaetodon, lineis longitudinalibus varius, cauda bifurca, vtrinque aculeata; der bey dem Seba, Tab. XXV. no. 1. beſchrieben und gezeichnet iſt. Artedi

tedi merket hier zuförderſt an, daß das Geſchlecht der Klippfiſche überhaupt in drey Claſſen einzutheilen: 1. in die mit einem Stachel an den Seiten des Schwanzes; 2. in die mit ſtachlichtem Kopfe, und 3. in die weder am Kopfe, noch am Schwanze ſtachlicht bewaffneten. Der gegenwärtige iſt alſo der erſte in der erſten Claſſe. Er hat einen, von den Augen nach der Schnauze zu abſchüßigen, Kopf; in jeder Kiefer eine Reihe Zähnchen; einen mit rauhigen Schuppen bedeckten Leib, der mit neun, blaulicht weißen, und mit ſchmalen bräunlichen Einfaſſungen begleiteten, länglicht ſchmalen Linie durchzogen iſt; von ſechs und dreyßig Finnen in der Rückenfloße ſind neune ſtachlicht; in den Bruſtfloßen finden ſich ſechzehn; in den Bauchfloßen eine ſtachlichte von ſechſen; in der Afterfloße drey ſtachlichte von neun und zwanzig, und in dem großen gabelförmigen Schwanze ſechzehn längere Finnen, und an jeder Seite des Schwanzes einen ſich vorwärts neigenden ſpitzigen Stachel. Dieſer iſt ein Indianer.

13te Gattung: Chaetodon Trioſtegus, der Dreyſtrahl; nach dem Seba, Tab. XXV. no. 4. iſt er Chaetodon albeſcens, lineis quinque transuerſis, nigricantibus, et aculeo laterali vtrinque. Mit dem Kopfe, Leibe Zähnchen und übrigen Theilen kömmt er der angeführten zehnten Gattung ſehr gleich; aber die fünf ſchwarzen Linien laufen auf jeder Seite quer über den Leib. Nach drey Gattungen zählet man in der Rückenfloße, nebſt den neun erſtern Stacheln, dreyßig bis zwey und dreyßig weichere und äſtige Finnen; in den Bruſtfloßen ſechzehn bis achtzehn; in den Bauchfloßen einen Stachel zu fünf bis ſechſen, in der Afterfloße drey Stacheln zu zwey und zwanzig, und in dem ungetheilten Schwanze ſechzehn bis zwanzig Finnen. Der Ritter giebt ihm hierüber ſechs breitliche ſchwarze Bänder, deren die erſte ſchief durch die Augen, die letzte aber durch den Schwanz gehe; eine krumme Seitenlinie; eine nur dreyſtrahlichte Kiemenhaut, womit er aber von den Kennzeichen des Geſchlechts abweicht, gleichwie die ſiebente Gattung, Punctatus, der Sichelfloßer, und auch ſeinen Beynamen erhalten; eine vorneher nackende Rückenfloße, in welcher erſt der dritte Stachel der längſte; den Schwanz aber will doch Müller einigermaßen gabelförmig haben. Nach dem Brown iſt er von Farbe aſchgrau und hat am Schwanze einen ziemlich großen Flecken. Beym Sloane iſt er Faber marinus fere quadratus; und beym Raius Faber marinus quadratus. Er wohnet in Amerika, und

und D. Garden giebt ihm den Namen Angelfiſk.

14te Gattung: Chaetodon Macrolepidotus, der großſchuppichte Klippfiſch; Artedi, ſyn. p. 80. ſp. 9. Chaetodon Macrolepidotus, lineis vtrinque duabus nigris, oſſiculo quarto pinnae dorſalis ſetiformi longiſſimo; conf. Spec. p. 94. ſp. 6. de Tavelfiſch, holl. ein Amboiniſcher Fiſch des H. Ruyſchii, Th. Anim. Tab. I. Fig. I. von welchem Artedi bey dem Seba, III. XXV. no. 8. anmerket, daß er, der Geſtalt nach, unſerm gegenwärtigen Fiſche allerdings ähnlich ſcheine, wiewohl die Zeichnung mit der beygefügten Beſchreibung unvollkommen, nicht völlig in allen übereinſtimme. Er habe in beyden Kiefern mehrere Reihen Zähnchen; die großen ſcharfen Schuppen bedecken den Leib hohlziegelmäßig; die Rückenfloße beſteht aus ſieben und dreyßig Finnen, davon eilf ſtachlicht ſind; die Bruſtfloße hat achtzehn, die Bauchfloße ſechs, die Afterfloße zu drey und zwanzig Finnen; und der Schwanz iſt am Ende gerade und ungeſpalten. Nach Ruyſchens Zeichnung iſt der Kopf zwar kurz, aber außerordentlich mit dem Rücken erhaben; von der größten Höhe läuft ein breites Band nach den Kiemen herunter, auf welchem die drey erſten, einzelnen und kleinen Stacheln, und der vordere Schenkel des ſo langen, über die Rücken- und Schwanzfloße weggebogenen, borſtenartigen Stachels aufſitzet; hinter demſelben in einiger Vertiefung von der Mitte des Rückens ſelbſt, läuft das zweyte Band nahe bey dem Schwanze ſchief vorbey bis in die rundliche Afterfloße, auf welchem Bande oben erſt der zweyte Schenkel des borſten- und ſichelmäßig gebogenen Stachels aufſitzet, mit dem erſten parallel fortläuft und ſich ihm dergeſtalt nähert, daß er ſich endlich mit ihm in eine einzige, etwas ſtumpfe, Spitze vereinigen kann. Gleich neben dieſem ſtehen annoch auf dem hinterſten breiten Bande drey andere ganz ſichtbare Stacheln, und nach ſelbigem erſt die bogenmäßige, rundliche Rückenfloße; von der Bauchfloße, gleich unter dem Ende des vorderſten breiten, Bandes ſind zwo etwas längere, nach dem Schwanze zu gebogene, und nach ſelbigen von der Afterfloße, drey bis vier etwas kürzere, nach dem Schwanze zu ſich neigende, Stacheln, ſichtbar. Er hat eine ſehr, faſt mondartig, ausgehöhlte Schnauze mit aufgeworfenen, dicken Lippen; das ganze Anſehen des Fiſches iſt ſchön und wunderbar, weicht aber doch von der Mülleriſchen Zeichnung, Tab. VI. fig. 3. in einigen Puncten augenſcheinlich ab; vermuthlich weil ſie von etwas verſchiedenen

ſchiedenen Gattungen abgenommen worden, als welches auch die verſchiedenen Beſchreibungen ſelbſt beſtätigen.

Die Kiemenhaut dieſes Fiſches hat ebenfalls nur drey Strahlen, wie die ſiebente Gattung, Punctatus, die Sichelfloße; Artedi aber giebt fünf Beinchen derſelben an; wie denn auch die Zahl der Finnen des Gronoviſchen Exemplars mit der Artediſchen Zahl nicht völlig übereintrifft.

15te Gattung: Chaetodon Argus, der Argus. Dieſen Beynamen hat er von den vielen ſchwarzen Flecken, womit ſein Leib gedippelt iſt, erhalten. In der Rückenfloße werden eilf ſteife Stacheln unter acht und zwanzig andern, in der Bruſtfloße dreyzehn, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße vier ſteife von achtzehn und in der Schwanzfloße zwölf Finnen gezählet. Er kömmt gleichfalls aus Indien. M. T. Brunnich hat ihn in der Maaße, nach einem Exemplare des Schloſſeriſchen Cabinets, beſchrieben.

16te Gattung: Chaetodon Striatus, der bandirte Klippfiſch; Artedi, ſyn. p. 80. ſp. 10. Chaetodon macrolepidotus, lineis vtrinque tribus nigris latis, linea quarta in cauda; conf. ſpec. p. 95. ſp. 7. et Seba, Muſ. III. T. XXV. fig. 9. Faſt alle Theile, wie bey der vierzehnten Gattung; nur ſteigt der Rücken vom Kopfe an nicht ſo hoch, und alſo iſt auch die Rückenfloße nicht ſo hoch; fünf braune Bänder ſtehen auf einem gelben Grunde; der beinichte Kopf raget auch etwas hervor; die Schuppen ſind beynahe viereckicht und ziemlich groß; die Farbe iſt wechſelsweiſe ſchwarz und weiß. In der Rückenfloße zeigen ſich zehn bis zwölf ſteife Stacheln, von dreyßig bis drey und dreyßig Finnen; in der Bruſtfloße vierzehn bis ſechzehn; in der Bauchfloße eine ſteife Stachel von ſechſen; in der Afterfloße drey ſteife von ein und zwanzigen, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn bis achtzehn. Linné führet ihn, in ſeinen Amoenitatibus, I. p. 313. unter dem Namen, Labrus roſtro reflexo, faſciis lateralibus tribus fuſcis, auf, und hält ihn ſehr wahrſcheinlich für den Rhombotides, 10. des Kleins, Miſſ. IV. p. 36. T. X. fig. 4. aber auch dieſer Fiſch iſt nicht der Jaguacaguare des Marcgravs.

17te Gattung: Chaetodon Aruanus, der Weißkopf. In der oſtindianiſchen Inſel, Aru, in den Moluccen, hat er ſeinen Aufenthalt, und eine weiße Stirne, daher auch die lateiniſche und deutſche Benennung kömmt. Sein Schwanz iſt gabelförmig; der Leib mit drey braunen Bändern durchſchnitten; in der Rückenfloße

hat er zwölf ſteife Stacheln von zwey und dreyßig, in der Bruſtfloße achtzehn, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße zwey ſteife von dreyzehn, und in der Schwanzfloße ſechzehn Finnen.

18te Gattung: Chaetodon Capiſtratus, der Soldatenfiſch. Der Ritter führet ihn auch in ſeinen Amoenitt. p. 314. unter dem Geſchlechte der Lippfiſche auf: Labrus roſtro reflexo, ocello purpureo, iride alba, iuxta caudam; erkläret ihn zugleich für den Tetragonoptrus, 2. des Kleins, Miſſ. IV. p. 37. Tab. XI. fig. 5. und gedenket, daß Willughb. I. t. 5. f. 4. ihn bereits Klip-viſch, ſ. Soldatenviſch, genannt habe. So ſoll ihn auch Ruyſch, Theatr. I. 2. B. Piſcis militaris genannt haben; ſelbſt nach Kleins Anführen: doch müſſen wir bekennen, daß wir ihn nicht finden können. ſ. unſern Artikel, Flünderaff, 2. Th. III. S. 153. Weil dieſem vom Halſe bis zum Nacken ein ſchräger, bogichter, ſchwarzer Strich über die Augen läuft, der ihm gleichſam wie ein Zügel ſteht, ſo wird er, nach Müllern, Capiſtratus genannt. In Indien aber heißt er Soldatenfiſch, vermuthlich der geſtickten Haut wegen, denn der Körper iſt mit feinen Linien bezeichnet, die von unten hinauf ſchief nach der Seitenlinie zu laufen, und jedesmal mit einander daſelbſt einen Winkel machen. (Viel paſſender auf die Kleiniſche Zeichnung, als auf die Mülleriſche, III. Tab. VI. fig. 4.) wozu noch kömmt, daß ein großer ſchwarzer Fleck, in einem weißen Ringe, am Schwanze befindlich. Der Schwanz iſt gerade; die Rückenfloße hat von dreyßig bis zwey und dreyßig Finnen, nach drey Gattungen oder Exemplarien, zwölf Stacheln, in der Bruſtfloße vierzehn, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße drey Stacheln von ſiebenzehn bis ein und zwanzig, und in der Schwanzfloße achtzehn Finnen. Er kömmt auch aus Indien.

19te Gattung: Chaetodon Vagabundus, der Schwärmer. Nach dem Artedi beym Seba, Tab. XXV. fig. 18. iſt er Chaetodon Macrolepidotus, albeſcens, linea nigricante ad oculos, caudam ani, ac dorſi pinnam. Der Geſtalt nach kömmt er der vorhergehenden Art ziemlich nahe. Er hat einen ähnlichen Strich über den Augen, aber keine Flecken am Schwanze, ſtatt deren aber nahe bey der Floße einen ſchwarzen Strich. Sein Körper iſt mit ziemlich großen Schuppen bedecket, und ſein Maul dehnet ſich etwas rüſſelförmig auf. Warum er ein Vagabundus seyn müſſe, iſt doch nicht abzuſehen. Nach zwo Gattungen hat er in der

der Rückenfloße von fünf und dreyßig bis vierzig Finnen dreyzehn Stacheln, in der Brustfloße funfzehn, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße vier und zwanzig, oder drey ſtachlichte von drey und zwanzig, und in der Schwanzfloße ſechzehn Finnen. Der Schwanz iſt am Ende gleich, etwas rundlich. Er iſt ein Indianer.

20ſte Gattung: Chaetodon Ciliaris, die Haarſchuppe; bey dem Osbeck, Sparus Saxatilis. Der faſerichte oder haarichte Rand der Schuppen rechtfertiget beyde Namen. Er iſt weißgrau und hat vier braune Bänder. Auf den Kiemendeckeln jeder Seite ſitzen zween Stacheln; in der Rückenfloße ſind von drey- bis vier und dreyßig Finnen vierzehn ſtachlicht, in der Bruſtfloße zwanzig bis ſechs und zwanzig Finnen; in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen; in der Afterfloße drey ſtachlichte von drey- bis ſechs und zwanzig, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Er kömmt auch aus Indien.

21ſte Gattung: Chaetodon Saxatilis, der Gabelſchwanz; ſonſt nach den Amoenitt. I. p. 312. Sparus, faſciis quinque transuerſis ſubfuſcis; des Marcgravs Jaguacaguare; ſ. daher dieſen unſern Artikel, Th. IV. S. 211. dem wir nur noch beyfügen, daß er, nach drey Exemplarien, in der Rückenfloße von fünf- bis ſechs und zwanzig Finnen, dreyzehn bis vierzehn Stachelfinnen, in der Bruſtfloße funfzehn bis achtzehn, in den Bauchfloßen eine ſtachlichte von ſechſen, in der Afterfloße drey ſtachlichte von vierzehn bis funfzehn, und in der Schwanzfloße funfzehn bis achtzehn, Finnen habe.

22ſte Gattung: Chaetodon Rotundatus, der Scheibenfiſch. Dieſe Benennung paſſet in ſofern auf eine Gattung, weil doch das ganze Geſchlecht platt, rundlich, ſcheibenförmig. Von Farbe iſt er aſchgrau und hat fünf braune Binden. In der Rückenfloße ſind von ſechs und zwanzig Finnen drey und zwanzig ſtachlicht, in der Bruſtfloße zehn, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, und in der Afterfloße drey ſtachlichte von vierzehn Fiñen. Die Schwanzfinnen ſind nicht angegeben. Er iſt ein Indianer.

23ſte Gattung: Chaetodon Lanceolatus, der Lanzenfiſch. Sein länglicht geſtreckter Körper giebt ihm beyde Benennungen. Edward nennt ihn Guaperua, auch, wegen ſeiner Bandirung, Ribband-fiſh; denn es finden ſich auf ſeinem Körper drey ſchwarze, grau eingefaßte, Bänder, davon das erſte quer durch die Augen, das zweyte quer durch die Bruſt, und das dritte von der vordern

Rückenfloße ſchief nach der geraden Schwanzfloße zuläuft.

Klipfiſch, holländ. Klipviſch. Dieſe Fiſche werden hier aus dem Th. Anim. und Collect. Nou. Piſc. Amboin. Tab. IV. Henr. Ruyſchii, den vorherſtehenden deswegen beygefüget, weil ſie in die bekannten Syſteme noch nicht aufgenommen worden.

1ſte Gattung: Klipviſch. Die gegenwärtige Gattung von Fiſchen, die wir hier beſchreiben, iſt der Geſtalt nach klein. Ueberhaupt pfleget man alle kleine Fiſche, welche noch keinen Namen führen, Steinfiſche oder Klipviſche zu nennen. Denn man trifft eine große Menge ſolcher ungenannten Fiſche an den Ufern zwiſchen den Klippen an, die aber alle gewiſſermaßen zu einem und eben demſelben Geſchlechte gehören. Der Verſchiedenheit ihrer Farben halber werden ſie von den Naturforſchern naß aufbewahret. Einige von ihnen empfehlen ſich nicht nur wegen ihren lebendigen Farben, ſondern ſie prangen auch mit ſilbernen und goldenen Flecken. Diejenige Gattung, von der wir hier zuerſt handeln, hat auf dem Rücken ſechs ſpitzige Stacheln, dergleichen auch fünfe auf dem Bauche, nur mit dem Unterſchiede, daß die Rückenſtacheln durch eine dünne Haut mit einander verbunden ſind, die man aber bey dieſen untern Bauchfloßen nicht wahrnimt. Der Schwanz iſt wunderſam ſcheckicht.

2te Gattung der Klipviſche. Das ganze Fiſchchen, welches nicht über vier Zoll lang, iſt faſt über und über ſchwarz, außer daß eine hellglänzende Linie gleich hinter den Fiſchohren auf der Seite uns entgegen kömmt. Die Fiſchbeſchreiber kennen noch viel mehr Fiſche, welche ſo buntſcheckicht, und deswegen ſo lieblich, anzuſehen ſind. Ich ſelbſt beſitze einige von ihnen als naſſe Präparate, an welchen ich die glänzenden Linien deutlich wahrnehme.

3te Gattung der Klipviſche. Der Kopf dieſes Fiſches läuft in einen ſpitzigen Schnabel aus, daher man ihn leicht unter einem andern Namen finden würde, weñ man nur nachſuchen wollte. Er iſt dichbäuchig und geſleckt. Die Kiemenfloße erſtrecket ſich im Verhältniß der Größe des ganzen Fiſches, ſehr weit nach dem Schwanze herunter, der gabelförmig iſt; kurz vor dem Schwanze wird man zwo oder drey buntfärbige Linien gewahr.

4te Gattung der Klipviſche. Die buntfärbigen Linien und Streifen, welche man an dem vorhergehendem Fiſche bemerket, ſieht man auch bey dieſem und um den Schwanz herum. Der Kopf iſt kurz gerundet, daher man leicht auch für dieſen Fiſch einen Namen

finden

finden würde. Die Kiemenfloßen ſind auch faſt rund. Am Bauche hat er, außer den Bauchfloßen, zwo unterm Kopfe herabhängende Floßen.

5te Gattung dieſer Klipviſche, hat einen Mund, der dem Schnabel eines Vogels faſt ähnlich ſieht, welches ein unterſcheidender Character an ihm iſt; denn was ſeine Farbe anlangt, ſo iſt er vielfärbig, und hier und da gefleckt; aber dieß hat er mit vielen andern gemein.

6te Gattung der Klipviſche. Dieſes Fiſchchen ſieht wie ein Teller aus, ſo rund und aufgeſchwollen um Bauch und Kopf erſcheint er; der Schwanz iſt ſehr dünne. Der Kopf und der Rücken iſt mit Stacheln beſetzt, welche mit einander durch eine ſehr dünne Haut verbunden ſind. Auf dem Rücken hat er keine Floßen weiter, aber auf dem Bauche, wo der Leib anfängt dünne zu werden, an welchem Orte man auch noch drey Stacheln wahrnimmt, aber, wiederum wie bey andern Bauchſtacheln ohne eine häutige Verbindung.

7te Gattung der Klipviſche. Dieſes Fiſchchen iſt des vorhergehenden Weibchen, und iſt unter beyden weiter kein Unterſchied, als daß dieſes nicht ſo bewaffnet iſt, wie jenes. In dem übrigen kommen ſie völlig überein, ſowohl was die Geſtalt und Farbe, als auch, was die Flecken und Linien, womit ſie beyde bezeichnet, anlanget. Die Farbe läuft ins gelbe und etwas ins grüne.

8te Gattung der Klipviſche. Der Geſtalt nach weicht dieſes Fiſchchen von den vorhergehenden ab, doch iſt der Unterſchied nicht von Wichtigkeit. Es iſt mit verſchiedenen Farben und Linien vorzüglich um den Schwanz bezeichnet.

9te Gattung der Klipviſche. Es iſt eine ſeltene und unbekannte Gattung von Fiſchchen. Am ſicherſten zählet man ſie zum Bocksborngeſchlecht, ſintemal dieſe Fiſche über der Stirne einen aufrechtsſtehenden Stachel haben.

10te Gattung der Klipviſche. Auch dieſe Gattung iſt nicht ſehr bekannt. Ihr kleiner Körper, und ihre bisherige Seltenheit, ſcheinen ſie ohne Namen gelaſſen zu haben. Sie ſind fahlgelb, und haben gelbe Linien, welche vom Rücken zum Bauch herablaufen. Sowohl auf dem obern als untern Theile ihres Körpers befinden ſich Floßen, ingleichen auch Kiemenfloßen, und unter dieſen auch noch zwo andere.

11te Gattung der Klipviſche. Dieſe Art wird etwas häufiger gefunden. Sie iſt gelb, aber der Körper iſt doch wunderſchön ſchäckicht gezeichnet, wie ein Marmor geädert. Sie haben einen kurzen ſtumpfen Kopf, welcher

über den Mund einen blauen Fleck zeiget, daher ſein gemeiner Name De Blaauneus iſt.

12te Gattung der Klipviſche. Unter dieſe kleine Fiſchchen iſt dieſer der kleinſte, und daher zu nichts anzuwenden, ausgenommen daß Naturalienſammler ihn zum Vergnügen ſeiner ſchönen Farbe und Seltenheit wegen aufbewahren. Wenn man dieſen Fiſch in eine volle Waſſerflaſche thut, ſo kann man ihn ohne alle Fütterung ſehr lange beym Leben erhalten.

13te Gattung der Klipviſche. Der untere Kinnbacken raget zuweilen unter den obern hervor, auch ſelbſt der Bauch. Auf dem Rücken hat er ſechs Stacheln, ziemlich groß gegen der übrigen Größe ſeines Körpers. Unter dem Bauche von dem After bis an den Schwanz, hat er Floßfedern, ſo wie auch auf dem Rücken, von dem letzten Stachel bis an den Schwanz.

14te Gattung der Klipviſche. Das Wunderbare, das ſich an dieſem Fiſche zeiget, iſt, daß ſich gleichſam Blättchen an den Spitzen ſeiner Stacheln umwechſelnd zeigen. Seine Farbe fällt ins violette; die vier Flecken aber, die man an ihm ſieht, fallen ins weiße. An dem Bauch, nicht weit unterm Kopfe, hangen zwo Floßen. Der Schwanz führet am Ende einen ausgebogenen Streif, der von anderer Farbe iſt, als der Schwanz ſelbſt; nämlich er fällt ins graulichte, die äußerſten Enden aber deſſelben ſind gülblich.

15te Gattung der Klipviſche. Dieſer Fiſch iſt größer und dicker, als alle die bisher beſchriebenen. Daher wird er auch nur von den gemeinen Leuten gefangen und gegeſſen. Sein Körper vom Kopfe bis zum Schwanze iſt ſchwärzlich. Ein bis zween Stacheln führet er auf dem Rücken, einen, der aber länger und zurückgebogen iſt, führet er näher am Schwanze. Die Flecken, die auf den Seiten bemerket werden, ſind klein und bläulich.

16te Gattung der Klipviſche. Dieſer Fiſch hat, in Anſehung ſeiner Geſtalt, viel ähnliches mit dem, den wir ſub numero 5. beſchrieben haben;. und es iſt faſt gar kein Unterſchied, außer die Farbe, welche gewiſſermaaßen bläulich iſt. Im übrigen ſieht man außer dem After eine Floße. Der Bauch iſt hervorragend, und etwas geflecket.

17te Gattung der Klipviſche. Es hat dieſer Fiſch faſt gleiche Farbe mit dem vorigen; aber in der Geſtalt gehen ſie etwas von einander ab. Er wird auf derjenigen Inſul gefangen, die wir heut zu Tage Hila nennen, aber ſehr ſelten, und daher iſt er faſt gar nicht bekannt, auch bey denen

nen, die ihn fangen. Die Kiemenfloßen ſind rund. Unter dem Bauche hat er eine dreyſpitzige Floße. Der Schwanz iſt gabelförmig. Die Flecken, die man auf ihm wahrnimmt, ſind nicht ſehr von der übrigen Farbe unterſchieden; ſie ſehen vielmehr wie ſchwärzliche Creislinien aus.

18te Gattung der Klipviſche. Dieſer iſt viel bekanndter, als der vorhergehende, und wird deswegen von einigen mit dem Zunamen, Baſiliſſa, beleget. Außer denen Stacheln auf dem Rücken hat er eine Floße, die nicht von einerley Farbe, ſondern mit zwo rothen Linien, gezieret, iſt. Die Kieferfloßen ſind gegen den Bauch gebogen. Ueberdieſes gehen zween Flecken von dem Rücken gegen die Seiten, allwo man einer Linie gewahr wird, welche ſich vom Kopfe bis an den Schwanz erſtrecket. Er wird an eben dem Ort gefangen, wo der vorhergehende gefangen wird.

19te Gattung der Klipviſche. Dieſer Fiſch hat das Sonderbare, daß er zwiſchen denen Vorder- und Hinterfloßen mitten auf dem Rücken, einen hervorragenden Stachel hat. Uebrigens iſt er fleckicht, und mit einer ſpitzigen Schnauze begabet. Am Leibe hat er einige Flecke, ſonſt aber weiter nichts merkwürdiges.

20ſte Gattung der Klipviſche. Wenn man den Stachel, der einem Horne ähnlich, und über die Augen hervorraget, betrachtet, ſo iſt kein Zweifel, daß man ihn für eine Art des Fiſches, Capriſci, halten werde, welcher bey dem Jonſton auf der XXIII. Tafel und andern zu finden. Doch kömmt er nicht in allem mit dem daſelbſt beſchriebenen Fiſche überein, welches auch nicht nöthig iſt, weil ich nicht ſage, daß er demſelben völlig ähnlich, ſondern nur von einerley Gattung ſey. Er hat keine Flecken, und iſt von violetblauer Farbe, gegen den Bauch aber wird er gelblich, und hat einige Flecken mit einem Stachel, eben ſo, wie man ihn in der neunten Figur dieſer Tabelle bemerken wird.

21ſte Gattung der Klipviſche. Dieſer Fiſch iſt von der nämlichen Farbe, die der vorhergehende hatte, in der Bauart des Körpers aber ſehr von ihm verſchieden. Er hat zwar viele Stacheln auf dem Rücken und auf dem Bauche, aber von der Verſchiedenheit, die wir ſchon oben bemerket haben, nämlich, daß die unterſten Stacheln durch kein Band zuſammenhängen, wie die, die man auf dem Rücken gewahr wird.

22ſte Gattung der Klipviſche. Dieſer iſt von etwas größern Körper, als die übrigen Fiſche gleiches Namens, und deswegen iſt er eine Speiſe der Mohren. Der Leib iſt von einer wäßrig gelben Farbe,

Farbe, mit buntſchäckichten Flecken anf dem Rücken, welche von dem Kopfe bis an den Schwanz fortgehen, und um ſoviel kleiner ſind, jemehr ſie ſich dem Schwanze nähern.

23ſte Gattung der Klipviſche. Wenn man die Geſtalt dieſes Fiſches betrachtet, ſo iſt kein Zweifel, daß er Scolopax, mit dem Schweinsrüſſel zu nennen ſey, unter welchem Namen er von andern beſchrieben wird. Denn er hat, wie man ſieht, eine, einem Schweine völlig ähnliche Schnauze, und überdieſes einen nach dem Schwanze zugebogenen Stachel. Man fängt ihn nicht weit von der Juſel Borneo, und die Schiffleute eſſen ihn nicht ungerne, weil er von einem feſten aber zugleich fetten Fleiſche iſt.

24ſte Gattung der Klipviſche. Nicht aber der unbekannte, denn die unſrigen nennen ihn het Princesje, gleichſam kleine Prinzeſſin. Er hat einen länglichten Kopf, ſtreifichten Körper, wovon die eine den ganzen Körper vom Kopfe bis an den Schwanz durchgeht, drey andere aber, wie Bänder, den Körper gleichſam umringeln. Auf dem Rücken hat er einige Stacheln, die ſich in den Schwanzfloßen endigen.

25ſte Gattung der Klipviſche. Hat von den Streifen oder Linien, welche man an dieſem Fiſche bemerket, den Namen bekommen de Gebandeerde Princeſſe, gleichſam die mit breiten Linien beſetzte Prinzeſſin. Die Einwohner eſſen weder dieſen, noch den vorhergehenden Fiſch, fangen ſie aber wegen der ſchönen, und in einerley Art ſo verſchiedenen Farben, und werden von den Liebhabern ſolcher Sachen in flüßigen Waſſern aufbewahret.

26ſte Gattung der Klipviſche. Dieſer Fiſch hat keinen beſondern Namen, wiewohl er aus der Gattung der dreyeckichten zu ſeyn ſcheint. Auf dem Rücken zeiget er drey Stacheln. Er hat ſowohl Rücken- als Bauchfloßen, überdieß iſt er mit einigen Linien, die von dem Rücken nach dem Bauche zu gehen, gezeichnet, aber ihre Anzahl iſt ungewiß, ſo wie ſeine Farbe verſchieden.

27ſte Gattung der Klipviſche. De Bootshaack, oder Harpago. Dieſen Namen hat er bekommen, von den Fäden, die aus ſeinem Munde hervorzukommen ſcheinen. Er hat vier Stacheln auf dem Rücken, und auf den Seiten eine Linie, die von den Kiefern bis an den Schwanz gezogen iſt. Man erzehlete mir, daß die Einwohner von Amboina dergleichen Fiſche einſalzeten, und ſodann nach ihren Gefallen verſpeiſeten, wie man es bey uns mit dem Acipenſer zu machen pfleget, von welchem er doch in Anſehung der Größe ſehr verſchieden. Denn er

er iſt gemeiniglich nicht gröſſer, als bey uns der Schellviſch, aſellus minor. Mir aber, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſcheint er eine Art des Bagrae zu ſeyn, wie ihn der Marcgrav nennet, und nach ihm der Jonſton, beſchrieben, welchen man auf der 38. Tabelle, no. 1. nachſehen kann.

28ſte Gattung der Klipviſche. De Klip-Baars. Wir fügen dieſen Fiſch aus der zehnten Kupfertafel, no. 18. eben dieſes Schriftſtellers, billig bey, da dieſes kleine Fiſchchen ebenfalls aus dem Geſchlechte derjenigen iſt, welche zwiſchen Felſen und Klippen ſchwimmen, und davon einen eigenen Namen erhalten haben. Der Leib dieſes Fiſchchens iſt buntgeflecket, und zwar nicht allezeit von einer und derſelben Farbe. Der gegenwärtige war bleichröthlich mit braunen Flecken; welches ſich bey andern immer anders zu verhalten pfleget. Unter dem Bauche hat er ſechs einzelne Stacheln, auf dem Rücken aber machen ſie eine verbundene Floße, vom Kopfe bis an den gabelförmigen Schwanz.

Klippkleber.

Dieſer Name deutet auf die Lebensart, welche dieſen Conchylien, aber auch den Meerohren eigen iſt, indem ſie ſich an die Felſen ankleben. Herr v. Linné nennet dieſes Geſchlecht mit den Holländern und Franzoſen Patella. Sie heißen daher, nämlich wegen ihrer offenen Geſtalt, auch Schüſſelmuſcheln, Napfſchnecken oder Schilder. Das Thier iſt der Erdſchnecke ohne Haus ähnlich; es hat Backen, Lippen und Zähne; die Augen ſtehen an der innern Seite der Fühlhörner; der Mantel hat eine Franze, von drey Reihen Faſern. Gemeiniglich iſt ſolches eßbar. Die einfache Schale iſt einigermaaßen kegelförmig geſtaltet, und ohne Schnirkel. Herr Bonnet hat über die Klippkleber und andere Schalthiere, ſo ſich durch eine Art von Leim befeſtigen, leſenswürdige Betrachtungen angeſtellet. Die Schale der Patellen iſt gemeiniglich wie ein ſpitziger Huth, oder wie eine Stürze geſtaltet, worunter der ganze Körper des Thieres, wie unter einem Dache bedecket liegt. Dieſes Dach kann das Thier nach Belieben aufheben und herunterlaſſen; im letzten Falle wird der ganze Körper bedecket, und ſitzet unmittelbar auf dem Steine auf. Ein groſſer Muskel, der die ganze Schale einnimmt, und gleichſam die Grundfläche derſelben iſt, befeſtiget das Thier an den Stein. Ob es aber gleich nur mit einer Grundfläche von einem Zoll breit aufſitzet, wird es doch nicht ohne viele Mühe losgemachet werden können.

können. Wenn man einen Strick an die Schale leget, und gegen dreyßig Pfund daran hänget, wird die Trennung erſt nach einigen Minuten erfolgen. Es geſchieht dieſes, wenn der Stein auch ganz glatt, und wenn man das Thier quer durchſchneidet, ſetzet es ſich eben ſo feſte an, als zuvor. Die Urſache dieſes Anhängens iſt in dem zähen Schleime zu ſuchen, womit der Muſkel ganz durchzogen iſt, und den man auch mit dem Finger gar merklich fühlen kann. Die Napfmuſchel aber bleibt nicht immer auf einer Stelle feſt angeklebet; ſie kriecht auf dem Felſen hin, um ihre Nahrung zu ſuchen. Der große Muſkel dienet ihr ſtatt der Füße, und verrichtet die Dienſte, wie der Muſkel der Erdſchnecke. Der Muſkel kann ſich demnach von dem Steine losmachen, und das Thier kann nach Belieben die Verbindung treñen, welches kaum ein Gewichte von dreyßig Pfunden verrichten kann. Wenn man mit dem naſſen Finger über den Muſkel hinfährt, klebet der natürliche Leim nicht ferner daran. Die ganze Fläche des Muſkels iſt voller kleiner Körnchen, die mit einer auflöſenden Feuchtigkeit erfüllet ſind. Wenn nun das Thier weiter gehen will, ſo drücket es dieſe häufigen Drüſen, der Leim wird alsdenn aufgelößet, und das Thier kriecht fort. Doch hat das Thier nur einen beſtimmten Vorrath von Leim, und wenn man es öfters hinter einander losreißt, wird der Vorrath erſchöpfet, und es kann ferner nicht mehr ankleben.

Von den Klippklebern erwähnet Herr v. Linné ſechs und dreyßig Arten, welche in verſchiedenen Stücken von einander abweichen, daher derſelbe ſolche in fünf Abtheilungen geordnet hat. Es enthält die

1) diejenigen, welche inwendig eine Lippe haben, und deswegen Herr Müller Lippſchalen nennet. Dergleichen ſind die Fiſchweiberhaube, Rothlippe, Chineſiſche Mütze, Nußſchale und der Pantoffel.

2) Diejenigen, welche gezähnelt ſind, oder einen zackichten Umfang haben, und Herr Müller Zackenränder heißt, als: der Schilling, Meduſenkopf, die Sternpatell, Mütze, Feſtung, das Körnerſchild, die gemeine Patelle, blaue und Knotenpatelle.

3) Diejenigen, welche einen ſpitzigen und gekrümmten Wirbel zeigen, und Herr Müller Krummwirbel nennet. Dergleichen ſind: die Narrenkappe, alte Haube, Kopfplatte, der Dreykiel, Runzelkamm, Rothring, Nagel, Zackenkamm und die Moraſtpatelle.

4) Welche einen glatten Rand und einen ſtumpfen dichten Wirbel haben, und Herr Müller Glattrände heißt, als: die Glaspatelle, das Schildkrötenſchild, der Strohhut, die Baurenkappe, der Braunrand, Fleckenrand, Kreuzer und die Netzpatelle.

5) Welche einen durchbohrten Wirbel zeigen, und Herr Müller Offenwirbel nennet, als: die Spalte, Blatter, das Gitter, die Strahlpatelle und Wolkenpatelle.

Die meiſten von dieſen allen werden wir unter ihren eigenen Namen beſchreiben, hier erwähnen wir nur von den Krummwirbeln,

1) die alte Haube, Patella antiquata L. Die Schale iſt länglicht, am hinterſten Rande umgekrümmet, undurchſichtig, milchichtweiß und ziegelartig gedecket.

2) Die Kopfplatte, Patella mammillaris L. Die kegelförmige Schale iſt einigermaaßen durchſichtig, geſtreifet, am Wirbel glatt und einigermaaßen umgebogen. Afrika und das mittelländiſche Meer liefert dergleichen.

3) Der Dreykiel, Patella tricarinata L. Die Schale iſt vorneher mit drey kielförmigen Erhöhungen, welche den Rand vorne eckicht machen, beſetzet, und der Wirbel hinter ſich umgekrümmet; der Geſtalt nach eyförmig, ſo groß wie eine Haſelnuß, weiß und auswendig geſtreifet.

4) Der Runzelkamm, Patella pectinata L. Die Schale iſt mit etwas zackichten Runzeln beſetzet; der Wirbel ſteht faſt in der Mitte; inwendig iſt ſelbige ſchildkrötartig gezeichnet. Man erhält dergleichen aus dem mittelländiſchen Meere.

5) Der Rothring, Patella lutea L. Die Schale iſt zwar gelblichtbraun, aber der Wirbel, welcher nahe am Rande ſteht, führet einen rothen Ring und iſt umgebogen. Sie iſt nicht größer als ein Kürbiskern. Oſtindien iſt das Vaterland.

6) Der Nagel, Patella vnguis L. Die Geſtalt dieſer Schale gleichet einem Menſchennagel; ſie iſt nämlich länglicht, am vordern Rande ſtumpf, am Wirbel kielförmig erhöhet und ſpitzig. Das Sandufer von Amboiba enthält dergleichen.

7) Der Zackenkamm, Patella criſtata L. Die Holländer nennen ſolche die gekuifde Patelle. Die dünne, durchſichtige, kegelförmige Schale iſt am Wirbel übergebogen, und führet über die Quere viele Ribben und Furchen. Der Saum iſt bogicht, und die Oeffnung machet nach dem Rücken zu einen ſcharfen Winkel. Der Rücken ſelbſt zeiget einen Kiel, welcher aus einem gedoppelten dünnen Häutchen beſteht, welches

zahnförmig ausgeſchnitten iſt. Zum Unterſchiede des Runzelkammes hat Herr Müller dieſe den Zackenkamm genennet.

Von den Glatträndern bemerken wir hier:

8) den Strohhut, Patella compreſſa L. Die länglicht ovale, gelbe Schale iſt fein geſtreifet und glatt, am Rücken zuſammengedrücket, ohngefähr vier Zoll lang, zween Zoll breit und zween Zoll hoch. Oſtindien und Amerika liefert dergleichen.

9) Die Baurenkappe, Patella ruſtica L. Sie wird wegen ihrer beſondern Größe mit dieſem Namen beleget. Sie iſt größer als ein Kinderkopf, graulicht, mit drey braunen Banden umgeben, vollkommen kegelförmig, und mit funfzig ſtumpfen, körnichten Strichen beſetzet. Der Magellaniſche Trichter iſt davon nicht merklich unterſchieden.

10) Der Braunrand, Patella fuſca L. Die Schale iſt aſchgrau ſchwarz, und der hohe, faſt vollkommen kegelförmige Wirbel, mit einem braunen Rande umgeben, der Rücken aber mit etlichen dreyßig erhabenen Strichen bezeichnet.

11) Der Fleckenrand, Patella notata L. Der Wirbel ſteht ſpitzig in die Höhe; die Schale iſt einigermaaßen geſtreifet, inwendig weiß, und in der Mitte mit einem ſchwarzen, herzförmigen Flecke, deſſen Mittelpunct wieder ins weiße fällt, bezeichnet, der Rand aber braungeflecket.

12) Der Kreuzer, Patella cruciata L. Die braune Schale iſt nicht größer, als eine Erbſe, creuzweiſe mit einem wellenförmigen Bande der Länge herab beſetzet, mit einem blaſſen erhaben runden Wirbel.

Von denen, mit durchbohrten Wirbel, beſchreiben wir:

13) die Spalte, Patella fiſſura L. Die kleine Schale zeiget von dem vordern Rande, bis in die Mitte der Seiten, eine linienförmige Spalte, iſt netzartig geſtreifet, und führet einen krummen Wirbel. Man erhält dergleichen von der Engliſchen und Algieriſchen Küſte.

14) Die Blatter, Patella puſtula L. Die Schale iſt kaum einer Erbſe groß, oval, bäuchicht, erhaben rund, und am Rande gezähnelt. Sie kömmt aus dem mittelländiſchen Meere.

Das Geſchlechte der Klippkleber hat Herr von Linné in dem Anhange zu dem Naturſyſtem, noch mit zwo Arten vermehret, als

15) die Noachspatelle, Patella noachica. Die kegelförmige Schale iſt etwas gedrücket, und ohngefähr mit zwanzig erhabenen Ribben geſtreifet; der Wirbel iſt ſpitzig zurückgebogen, und vorneher mit einer Spalte gezeichnet; daher ſie unter die letzte Abthei-

theilung mit durchbrochnen Wirbel zu rechnen.

16) Die Zwergpatelle, Patella miliaris. Sie iſt nicht größer als ein Hanfkorn, zart, durchſichtig, hat einen zurückgebogenen, und an die Seite gelegten hackenförmigen Wirbel, und kömmt in vielen Stücken mit der Narrenkappe überein.

Klöppelküſſen.

Klöppelküſſen, nach der holländiſchen Benennung Speldewerks-Tood; andere heißen dieſe kegelförmige Tute, Spitzenküſſen, andere, Spitzkegel, oder der Farbe halber, bandirte Oliventute, oder weſtindiſcher Admiral. Die Schale iſt weiß, die Länge herab mit Flammen, und in die Quere mit zwey breiten, gelben, oder braunen Banden bezeichnet. Der Boden iſt platt, aber in der Mitte tritt eine Spitze hervor, und die Gewinde haben einen rinnenartigen Umlauf auf der Oberfläche des Bodens.

Die Spitzenrolle wird von einigen auch das Klöppelküſſen genennet. S. Netzrolle.

Kloſterbeere.

S. Stachelbeere.

Kloſterfräulein.

Kloſterfräulein heißt das graue Schwarzkehlchen, oder die weiße und ſchwarze Bachſtelze, Queckſterz, und iſt eine Art der Bruſtwenzel, ſyluia, davon bey dieſem Artikel gehandelt iſt. Hieher gehöret auch der Kloſterwenzel, der Schwarzkopf, eine Art Bruſtwenzel mit ſchwarzer Platte, atricapilla.

Kluft.

Probierkluft, Tenaculum docimaſticum, iſt eine eiſerne Zange, welche ſo beſchaffen iſt, daß ſie ſich leichte drücken läßt und vorne feſte faſſet. Es iſt dieſelbe nicht, wie eine gemeine Feuerzange vorne gekrümmet, ſondern ſie läuft gerade wie eine Gabel aus. Man faſſet mit ſelbiger die Kapellen, ſetzet ſie unter die Muffel und nimmt ſie auch wieder mit ſelbiger heraus. Man kann aber dergleichen Zangen auch bey andern Arbeiten im Feuer ſehr gut gebrauchen.

Klumpenbeere.

Klumpenbeere nennt Hr. Planer Batis Linn. Die Pflanze, welche dieſes Geſchlecht ausmachet, und Batis maritima genañt wird, wächſt in Jamaika und den Caribäiſchen Inſeln an dem Meerufer. Dieſer Strauch erreichet ohngefähr vier Fuß Höhe. Der Stamm iſt unterwärts holzicht, und die Aeſte ſtehen ausgebreitet, oder ſind geſtrecket; die jungen aber ſtehen aufgerichtet und ſind viereckicht. Die Blätter ſind walzen-

walzenförmig, dicke, ſaftig. Männliche und weibliche Blumen ſtehen auf verſchiedenen Stöcken. Die männlichen ſtellen Kätzchen vor, deſſen Schuppen in vier Reihen geſtellet und wie Dachziegel über einander geleget ſind; unter jeder Schuppe liegen vier längere Staubfäden. Die weiblichen ſtehen auch in einem Kätzchen bey einander, oder vielmehr die Fruchtkeime ſitzen auf einem gemeinſchaftlichen, fleiſchichten, mit zwey Blättchen umgebenen Boden und ſtellen unter einander einen viereckichten Köcher vor. Zu jeder Blume gehöret ein viereckichter Fruchtkeim und ein zweylappichter, haarichter, weißer Staubweg. Die gelblichte Frucht beſteht aus vielen, unter einander verwachſenen Beeren, deren jede vier dreyeckichte Saamen enthält. In Jamaika wird die Pflanze ſtatt des Salzes gebrauchet, auch die Aſche zum Glasmachen angewandt. Der Geſchmack der ganzen Pflanze iſt äußerſt ſalzicht. Es wird ſelbige von den Carthaginenſern und andern Völkern Barrilla genannt.

Klunkererbſe.

S. Erbſe.

Knabenkraut.

Man hat verſchiedene Arten der Orchis, deren Wurzel aus zween länglichten Knollen beſteht, und von welchen man eine Aehnlichkeit mit den Hoden des männlichen Geſchlechtes ſich vorgeſtellet, und deswegen mit dieſem Namen beleget; andere hingegen, deren Wurzeln viele dergleichen, aber dünnere Knollen vorſtellen, und eine handförmige Geſtalt abbilden, Händelwurzel genannt hat. Da nun aber beyderley Arten zu einem Geſchlechte gehören, auch andere, ſo man als beſondere Geſchlechter angenommen, als die Stendelwurz, Satyrium, von den meiſten mit der Orchis vereiniget worden, möchte der erſte, als ein Geſchlechtsname nicht ſchicklich ſeyn. Da jedoch dieſer öfters vorkömmt, ſolcher auch vielen Arten eigen iſt, und die faſt allgemein angenommene Tugend der mehreſten Arten andeutet, überdieß aber von den übrigen, hin und wieder gebräuchlichen, und einer oder der andern Art beygelegten Namen, als Guckucksblume, Hundshödlein, Fuchshödlein, Bocksgeilen, Mergenträher, Bullenſtößer, keine Auswahl füglich ſtatt findet, haben wir ſolche lieber beybehalten, als mit Hr. Planern Ragwurzel zum Geſchlechtsnamen annehmen wollen. Bey den Knabenkräutern und den damit verwandten Geſchlechtern findet man eine ganz beſondere Beſchaffenheit der Blume und Frucht, wodurch ſich ſelbige zwar leicht von andern Pflanzen unterſcheiden,

ſcheiden, aber ſchwer unter ſich ſelbſt abtheilen, und die verſchiedenen Geſchlechter beſtimmen laſſen. Herr von Haller hat nach unſerer Einſicht von dieſen Pflanzen am deutlichſten gehandelt, und die beſten und deutlichſten Kennzeichen angegeben, wie man die Geſchlechter in Arten anordnen und beſtimmen könne. Wir wollen das nöthigſte hier anführen, den Leſer aber, welcher ſich davon genauer unterrichten will, auf deſſen Claſſ. Orchidum conſtit. welche den Actis Heluetic. Vol. IV. p. 82. ſeq. einverleibet, oder auf die Hiſtoria Stirpium Heluetiae Tom. II. p. 131. ſeq. verweiſen. Alle dieſe Pflanzen keimen aus dem Saamen mit einem Blättchen hervor, haben knollichte Wurzeln, durchgehends ganze, und der Länge nach mit Nerven bezeichnete Blätter, auch zwiſchen den Blumen Deckblätter, und einfache, nicht in Zweige abgetheilte Stängel. Das trockene Saamenbehältniß iſt einfächericht und beſteht aus drey breiten kielförmigen Stücken und drey ſchmalen Klappen; wenn dieſe ſich öffnen, zeigen ſich zwiſchen den kielförmigen Stücken kleine Löcher, durch welche der ſtaubförmige Saame ausgeht. Au dem Fruchtkeime ſitzen gemeiniglich ſechs Blumenblätter, davon mehrentheils fünfe einfach, das ſechſte aber viel größer und verſchiedentlich abgetheilet und geſtaltet iſt. Sonderlich ſind die Staubbeutel merkwürdig. Man zählet derſelben allemal zween, eine einzige Art ausgenommen, und dieſe ſind an einem beſondern, mehr oder weniger vorragenden Körper angeheftet, welcher ſtatt des Griffels oder Staubweges dienet und eine Höhle zeiget, ſo bis zum Fruchtkeime führet. Ueberdieß haben bey den meiſten Arten die Wurzel und Staubbeutel einen geilen Geruch, und die Wurzel iſt meiſtentheils fleiſchicht und ſaftig, und entweder rundlich, gleichſam den Hoden ähnlich, oder zertheilet und fingerartig. Die letztern pfleget man gemeiniglich Händleinswurzeln, palmatae, zu nennen, da die erſtern die oben bereits bemerkten Namen führen. Es laſſen ſich auch dieſe aus ihrem Geburtsorte nicht leicht in einen andern, oder die Gärten verpflanzen, ſonderlich vertragen ſie keinen Boden, welcher umgegraben, oder ſonſt auf eine Art gerühret wird, und es iſt viel, wenn ſie in einem fremden Boden das erſte Jahr aushalten und blühen; gemeiniglich werden auch die beſten Wurzeln nicht wieder hervorkommen. In Beſtimung der Untergeſchlechter dieſer Familie kommen die Schriftſteller gar nicht überein, vornehmlich findet man bey den beyden großen Kräuterlehrern, von Hallern und von Linne' einen

Unterſchied, welcher ſich auf das Haupt-Unterſcheidungs-Zeichen gründet. Alle haben ein Honigbehältniß, welches das ſechſte Blatt iſt, und bey vielen ſtellet ſolches einen Sporn vor; die Beſchaffenheit deſſelben, auch die Gegenwart und der Mangel des Sporen hat Herr von Linné zum Hauptmerkmale gemachet, und dadurch die Geſchlechter beſtimmet. Herr von Haller aber hält dieſes für unzulänglich, vereiniget daher auch die beyden Geſchlechter Ophrys und Satyrium mit der Orchis, weil ſelbige nur der Größe oder Länge des Spornes nach von einander unterſchieden ſind, und erwählet die Staubbeutel als das beſte und zuverläßigſte Kennzeichen, die Geſchlechter darnach zu beſtimmen. Beym Herrn von Linné findet man acht Geſchlechter von dieſer Familie, als 1) Orchis, Knabenkraut, hat ein gehörntes Honigbehältniß; 2) Satyrium, Stendelwurzel, hat ein hodenſackförmiges Honigbehältniß; dieſes iſt 3) bey Ophrys, Zweyblatt, kielförmig, 4) beym Serapias, Helleborinkraut, eyförmig und unterwärts gebogen, 5) bey Limodorum, Dingel, geſtielt, 6) bey Cypripedium, Marienſchuh, aufgeblaſen und haaricht, 7) beym Epidendrum, Schmarotzerbaum, gewunden, und 8) bey Arethuſa mit der Larvenblume verwachſen. Herr von Haller hat einige getheilet, andere, wie bereits angemerket worden, vereiniget. Da jedoch derſelbe bey dieſer Familie nur dasjenige, was er ſelbſt unterſuchet und geſehen, anführen wollen, hat er die ausländiſchen, wenig bekannten Arten weggelaſſen, von den bekannten aber vier Geſchlechter beſchrieben. Die Corallorhiza, welche Herr von Linné zur Ophrys rechnet, behält derſelbe, wegen der vier Staubbeutel, als ein eigenes Geſchlecht. Er behält ferner Cypripedium unter dem ſchicklichen Namen Calceolus, bey welchem die zween Staubbeutel auf zween unterſchiedenen nackenden und ſtarken Fäden ſitzen. Epipactis zeiget zween eyförmige Staubbeutel, welche auf dem mittelſten Körper oder Staubwege in zwo Vertiefungen platt aufſitzen, und von deſſen vorragendem Rande gleichſam noch eine beſondere Stütze erhalten. Dahin werden des Tourneforts Ophrys, Nidus auis und Helleborine, und von dem Hrn. von Linné die Ophrys und Serapias gerechnet. Bey dem Orchisgeſchlechte ſitzen die Staubbeutel auf beſondern Fäden und ſind von beſondern häutigen Vertiefungen umfaſſet und faſt ganz bedecket. Nicht allein aber in Beſtimmung der Geſchlechter, ſondern auch in wieferne die Arten zu dieſem oder jenem zu rechnen, und welche ei-

gentlich dafür, oder nur als Spielarten anzunehmen, findet man nirgends bey den Schriftſtellern eine Uebereinſtimmung; und wenn man des Herrn von Linne' verſchiedene Schriften mit einander vergleicht, wird man davon hinlänglich überzeuget werden, indem derſelbe die nämliche Art bald unter dieſem, bald unter jenem Geſchlechte angeführet. Wir wollen bey der Orchis vorzüglich Herrn von Hallern folgen, jedoch auch bemühet ſeyn, Herrn von Linne' mit demſelben zu vergleichen, und die bekannteſten Arten mit des letztern Beynamen, wie wir ſolche in der Murrayiſchen Ausgabe gefunden, anführen.

a) Knabenkraut mit keinem merklichen Sporne. Unter den hieher gehörigen Arten ſind vornehmlich diejenigen merkwürdig, welche nach der Vorſtellung der meiſten Schriftſteller mit dem ſechſten Blumenblatte oder Honigbehältniſſe und deſſen Abtheilung oder Einſchnitten einige Aehnlichkeit mit einem nackenden Menſchen oder einer Fliege, Hummel und Spinne haben. Man unterſcheidet demnach

1) das menſchenförmige Knabenkraut, Ophris anthropophora Linn. Orchis No. 1264. Hall. Helu. Hiſt. Die Wurzel beſteht, außer einigen Faſern, aus zween Knollen. Der aufgerichtete Stängel iſt ein bis zween Fuß hoch. Auf der Wurzel und am Stängel ſitzen einige lanzetförmige Blätter. Die Blumenähre iſt ſehr lang. Die Deckblätter laufen in eine zarte Spitze aus, und ſind kürzer als der Fruchtkeim. Die drey äußerlichen und obern Blumenblätter ſind gegen einander gebogen, groß, eyförmig zugeſpitzet, und wie die zwey übrigen purpurfärbig, die beyden innerlichen ſtehen gerade und ſind viel ſchmäler; das ſechſte, oder das Honigbehältniß zeiget bey ſeinem Anfange zwo Erhebungen, iſt rauh, erhält eine glänzende Goldfarbe, theilet ſich in zween Lappen, und hat ſeitwärts zween Nebenlappen, welche alle ſchmal ſind. Mithin zählet Herr von Haller vier Einſchnitte, Herr von Linne' aber nur drey, und beſchreibt den mittelſten als zweyſpaltig. Und in dieſen Einſchnitten will man eine Aehnlichkeit mit den Armen und Füßen eines Menſchen finden. Die walzenförmige Frucht iſt mit ſechs ſchneckenförmig gewundenen Linien bezeichnet. Der Geruch iſt ſehr ſtark. In Deutſchland wird man dieſe Art vergebens ſuchen. Sie wächſt in wärmern Gegenden Europens.

2) Fliegenförmiges Knabenkraut, Ophrys myodes Linn. Orchis muſcam referens, C. B. P. Orchis veſpam et muſcam referens Riu. Man findet dieſe Art, jedoch ſelten, in Deutſchland auf

auf graſichten Hügeln und in den Wäldern. Der Stängel iſt einer Ellen lang, gerade und ſteif; die Wurzel- und Stängelblätter ſind lang, ſchmal, lanzenförmig; die Blumenähre iſt ganz locker, und die Anzahl der Blumen ſelten über achte, und dieſe ſind weit von einander geſtellet. Das Deckblatt iſt etwas weniges länger, als der Fruchtkeim, und eyförmig lanzenförmig. Die Frucht iſt lang, dünne, und ſitzt platt auf. Die Blume hat ein ſchönes Anſehen, und gleicht beynahe der blauen fleiſchfreſſenden Fliege. Die Blumenblätter ſtehen von einander entfernet, und die häutige Vertiefung iſt offen. Die drey äußerlichen grünlichten Blätter ſind eyförmig, oder ſtumpf lanzenförmig, die zwey mehr einwärts geſtellten kleiner, ſchmäler, pfriemenartig, dunkelpurpurfärbig und faſt ſchwarz, der Quere nach geſtellet und ragen zwiſchen den äußerlichen Blättern hervor. Das unterſte lippenförmige iſt beym Urſprunge unterwärts gedrücket und zeiget eine Aehnlichkeit mit einem Sporne, von da geht es gerade unter ſich, und erhält faſt einerley Richtung mit dem Stängel, und giebt ſeitwärts zween eyförmige oder einigermaßen lanzenförmige, dunkelpurpurfarbige Arme oder Flügel. An dem Orte, wo die Arme entſtehen, wird ſolches etwas ſchmäler, und zertheilet ſich in zween kleinere, breitere und ſpitzigere Aeſte oder Füße, zwiſchen welchen keine vorragende Spitze wahrzunehmen. Wenn die Pflanze im vollkommenen Zuſtande ſich befindet, iſt dieſes Blättchen dunkelpurpurfärbig, und über dem Orte, wo die Theilung geſchieht, mit einem bläulichten Flecke bezeichnet, welcher nach und nach weißlich wird, und einen ſtumpfen Winkel abbildet. Das ganze Blatt iſt wie geſchorner Sammet, weich und wollicht anzufühlen. Die Staubfädenſäule hat keine beſondere vorragende Spitze. Die Staubbeutel ſind gelb, kugelförmig und wickeln ſich aus einander. Die Wurzel beſteht aus zween Knollen und gehöret zu den hodenartigen.

3) Das ſpinnenförmige oder hummelförmige Knabenkraut, Orchis fucum referens C. B. et Ophrys arachnites L. Es gehöret auch unter die ſeltenen Einwohner Deutſchlands, und kömmt, dem Anſehen nach, mit der zwoten Art überein; der Blume nach aber iſt ſolche davon ganz unterſchieden. Die drey äußerlichen Blätter ſtehen von einander entfernet, ſind eyförmig zugeſpitzt, weiß und mit einer grünlichten Linie durchzogen, werden aber endlich purpurfärbig. Die beyden innerlichen ſind breiter, aber kürzer und dicker, anfangs gleichfalls weiß, hernach aber purpurfärbig.

Das untere lippenförmige iſt ſammetartig anzufühlen und rauch, braunroth, groß, in der Mitte gewölbet, an den Seiten niedergedrücket und am Rande zart eingekerbet. An dem Orte, wo ſelbiges von der Staubbeutelſäule ſich entfernet, zeigen ſich zwo grüne, glänzende Erhebungen mit Drüſen, und unter dieſen gleichſam zwey krumme, rauche, dunkelrothe Hörner. Der untere Theil dieſes Blattes iſt eingekerbet, und zwiſchen dem Ausſchnitte raget ein dreyeckichter, aufwärts gerichteter Stift hervor. Zwiſchen den geſtielten Staubbeuteln ſieht man auf der grünen Säule eine Vorragung, welche von der Seite betrachtet einem Vogelkopfe ähnlich iſt. Wir übergehen die Veränderungen, welche dieſe Blume zuweilen leidet, und bemerken nur, wie Herr von Linné dieſe mit der zwoten Art unter dem Namen Ophrys inſectifera vereiniget, Herr von Haller aber beyde als wahre Arten angegeben, und durch hinlängliche Kennzeichen unterſchieden.

b) Mit einem ganz kurzen Sporne; wohin ſonderlich nach Herrn von Haller diejenigen Arten gehören, welche beym Herrn von Linné das Geſchlecht Satyrium ausmachen, von welchen wir nur eine anführen, die auch beym Herrn von Linné unter den Orchiden vorkömmt.

4) Das vierſpaltige kleine Knabenkraut, Orchis militaris minor Riu. Orchis vſtulata L. trifft man zuweilen auf den Wieſen in Deutſchland an. Der Stängel iſt etwa einer Spannen hoch, und die Blätter ſind ſchmal, lang zugeſpitzt; die Blumenähre iſt kurz und dichte; die Deckblätter ſind weiß, mit einer purpurfarbigen Linie durchzogen, eyförmig zugeſpitzet und kürzer als der Fruchtkeim. Die drey äußerlichen größern, zugeſpitzten Blumenblätter ſtellen unter ſich gleichſam einen Helm vor, ſind äußerlich purpurfärbig, die zwey ſeitwärts geſtellten aber innerlich weißgrünlicht; die zwey einwärts geſtellten ſind kleiner, lanzenförmig; alle fünfe zeigen einwärts purpurfarbige Flecke und Linien. Das lippenförmige ſechſte Blatt iſt milchfarbig, roth geſprenget, platt, breit und in vier Lappen getheilet; zwiſchen den beyden unterſten raget eine kleine Spitze hervor. Der Sporn iſt um die Hälfte kürzer als der Fruchtkeim und etwas gekrümmet.

c) Knabenkräuter mit einem längern Sporne.

5) Das gefleckte handförmige Knabenkraut mit kurzen Deckblättern, Palmata maculata et non maculata Riu. Orchis maculata Linn. iſt bey uns auf feuchten Wieſen häufig anzutreffen, und kann leichtlich mit der fol-

genden verwechſelt werden. Man unterſcheidet ſie auch außer der Blume von dieſer durch die etwas ſchmälern Blätter, den hohen und vollen Stängel, welcher bey der andern Art hohl iſt, und die ſpätere Blüthzeit. Die Blätter ſind bey beyden Arten gemeiniglich mit ſchwarzen Flecken bezeichnet, zuweilen aber auch ganz grün, und haben eine handförmige Wurzel. Dieſe Art trägt eine kegelförmige Blumenähre. Die eyförmig zugeſpitzten Deckblätter ſind kürzer als der Fruchtkeim. Das oberſte Blatt ſteht faſt aufgerichtet, iſt zuſammengerollet und mehr purpurfärbig; die beyden ſeitwärts ſtehenden ſind auch bis zur Hälfte aufgerichtet, vorwärts vertiefet, eyförmig zugeſpitzet und gefleckt, die beyden innern blaßpurpurfärbig und um die Staubbeutelſäule herumgelegt. Das ſechſte lippenförmige iſt mit Linien und Flecken bezeichnet und in drey Lappen, aber tiefer als bey der folgenden Art, zerſchnitten; alle drey Lappen ſind eingekerbet, die beyden äußerlichen dreyeckicht, und der mittelſte iſt ſpitzig und ſchmäler. Der Sporn iſt etwas kürzer als der Fruchtkeim, gekrümmt und ſtumpf.

6) Das gefleckte handförmige Knabenkraut mit langen Deckblättern. Creuzblume, Orchis palmata paluſtris C. B. Orchis latifolia Linn. Dieſe, mit der fünften öfters verwechſelte, Art hat breitere Blätter, einen weichen, hohlen Stängel, viel längere Deckblätter, als der Fruchtkeim, eine walzenförmige Blumenähre, an deren obern Theile die Deckblätter, ehe die Blumen ſich öffnen, weit vorragen und größere purpurfarbige Blumen. Die beyden Seitenblätter ſind aufwärts, die drey übrigen aber gegen einander gerichtet. Das lippenförmige Blumenblatt iſt durchgehends eingekerbet, mit Linien und Flecken bezeichnet und in drey Lappen getheilet, davon der mittelſte kürzer und ſtumpf iſt. Man hat aus dieſer mehrere Arten gemachet, oder wenigſtens ſolche mit verſchiedenen Beynamen beleget. Die bekannteſten Spielarten ſind mit weißen und roſenfärbigen Blumen, und gefleckten oder ganz grünen Blättern. Es wächſt dieſe Art auf feuchten Wieſen, und blühet im May und Junius.

7) Das hodenförmige Knabenkraut mit grün geſtreiften Blumen. Pickelhering, Orchis morio femina C. B. Orchis morio Linn. wächſt auf trockenen Wieſen, auch in Wäldern Deutſchlands. Dieſe niedrige Pflanze hat ſchmale, ungefleckte Blätter, eine walzenförmige, ohngefähr aus zwölf Blumen zuſammengeſetzte Aehre und Deckblätter, welche etwas länger als der Frucht-

Fruchtkeim und den Blumenblättern gleich gefärbet ſind. Die fünf Blumenblätter ſind ſtumpf, die drey äußerlichen allemal mit grünen, gerade hin laufenden Linien durchzogen und alle gegen die Staubbeutelſäule gerichtet, und mit gefärbten Linien bezeichnet; das ſechſte Blatt iſt geflecket, am Rande eingekerbet und in drey Lappen getheilet, davon der mittelſte wieder geſpalten iſt, daher Herr von Linné vier Einſchnitte zählet. Der Sporn iſt ſo lang als der Fruchtkeim. Man findet weiße, roſen- und purpurfärbige Blumen.

8) Das hodenförmige Knabenkraut mit zwey zurückgeſchlagenen Blumenblättern, kleine frühe Stendelwurzel, Orchis morio mas C. B. Orchis maſcula L. wächſt auch in Deutſchland in den Wäldern, auf Hügeln und Feldwieſen im Maymonathe. Der Stängel wird über einen Fuß hoch; die Blätter ſind breit, mit und ohne Flecken; die Blumenähre iſt lang und locker; die gefärbten lanzenförmigen Deckblätter ſind der Länge nach dem Fruchtkeime gleich. Die purpurfärbigen und gefleckten Blumenblätter ſtellen keinen Helm vor, oder ſind nicht gegen einander gerichtet; die zwey äußerlichen Seitenblätter entfernen ſich ſonderlich von den mittelſten und ſind gegen den Fruchtkeim einwärts gebogen, wodurch und den Mangel der grünen Linien dieſe Art ſich von der vorigen vorzüglich unterſcheidet, obgleich beyde ſonſt leicht mit einander verwechſelt werden könnten. Das ſechſte Blatt iſt lang, eingekerbet, in drey Lappen getheilet, und der mittelſte vorragende nochmals geſpalten. Mithin kann man hier mit Herrn von Linné vier Einſchnitte zählen. Zuweilen ſind die Blumen weiß.

9) Das hodenförmige helmartige Knabenkraut, Orchis militaris L. blühet auf den Wieſen und um die Wälder im Junius und Julius, und zeiget ſich in einigen Abänderungen, woraus die alten Schriftſteller fünf Arten gemachet, Herr von Linné aber alle vereiniget, jedoch Herr von Haller wieder in drey beſondere Arten unterſchieden hat. Bey allen ſind die fünf Blumenblätter gegen einander gerichtet, einwärts gebogen, und ſollen daher die Aehnlichkeit mit einem Helme erhalten; das ſechſte lippenförmige iſt mit erhabenen Puncten beſetzet, und in fünf Lappen getheilet. Herr von Haller zählet zwar nur vier Lappen, beſchreibt aber zwiſchen den zween innerlichen, noch eine vorragende Spitze. Da nicht füglich zu beſtimmen, in wie ferne die Abänderungen beſtändig, oder unbeſtändig ſeyn dürften, wollen wir

den Unterſchied nach Herrn von Haller angeben, und ſolchen durch einen Zunamen bemerken.

a) Das helmartige kurzährige Knabenkraut, Orchis militaris minor C. B. P. Orchis militaris Riv. iſt niedriger, ſelten einen Fuß hoch, hat längere, zugeſpitzte, gefärbte Deckblätter, und eine ganz kurze Blumenähre; das lippenförmige, durchaus weiße, aber mit purpurfarbenen Puncten gefleckte Blatt iſt ſelbſt kurz, auch ſind die Einſchnitte kurz und eingekerbet; die innerlich geſtellten Blätter bedecken die Staubbeutelſäule.

b) Helmartiges langähriges Knabenkraut, Orchis militaris maior Vaill. et Riv. wächſt höher als die übrigen, hat größere, breitere Blätter, eine lange walzenförmige Aehre, kürzere Deckblätter, und des ſechſten Blattes zween obern Einſchnitte ſind ſchmal und nicht eingekerbet, die zween untern breiter und eingekerbet; die drey äußerlichen Blätter ſind wie die übrigen purpurfärbig, aber mit drey dunkeln, faſt ſchwarzen Linien, auch wohl Flecken bezeichnet; die beyden innern ſind auch geflecket und bläſſer.

c) Helmartiges kegelähriges Knabenkraut, Orchis maſcula Riv. Cynoſorchis anguſtifolia hiante cucullo maior, unterſcheidet ſich von beyden durch die längern, ſpitzigern, äußerlichen Blumenblätter, und das ſchmale, lippenförmige ſechſte Blatt, mit gleichfalls ſchmalen Einſchnitten.

d) Knabenkraut mit langem Sporne.

10) Das zweyblättrichte Knabenkraut mit ungetheilten Lippenblatte. Weiße wohlriechende Stendelwurzel, Fliegenblume, Geilwurzel, Satyrium flore albo Riv. Orchis bifolia L. wächſt häufig in den Birkenwäldern und auf trocknen erhabenen Hügeln im May und Junius. Die Blumen geben einen ſtarken, aber überaus angenehmen Geruch von ſich, welcher jedoch des Abends am ſtärkſten iſt. Aus der knollichten, ungetheilten, kegelförmigen Wurzel, treiben gemeiniglich zwey, ſelten drey breite Blätter, und der Stängel iſt mehr mit Schuppen als Blättern beſetzet, und erreichet faſt die Höhe einer Elle. Die Blumenähre iſt lang und locker, die grünen Deckblätter ſind eyförmig zugeſpitzet, und dem Fruchtkeime gleich. Die Blume iſt weiß, und die Blätter derſelben ſtehen alle ausgebreitet. Von den drey obern, oder äußerlichen, iſt das mittelſte etwas kürzer, das ſechſte lippenförmige mehr grünlicht, ohne alle Zäckchen oder Einſchnitte, vielmehr völlig ganz, und der Sporn dünne und viel länger, als der Fruchtkeim.

11) Handförmiges Knabenkraut mit dreyſpaltigen Lippenblatte, Orchis palmata minor calcaribus oblongis C. B. Orchis conopſea Linn. findet man in Wieſen und Wäldern. Der Stängel trägt Blätter; die Deckblätter ſind ganz ſpitzig, und dem Fruchtkeime gleich, und die Blumenblätter durchaus von einerley Farbe und purpurfärbig; das mittelſte äußerliche und die beyden innerlichen Blumenblätter ſind gegen die Staubbeutelſäule gerichtet, hingegen die beyden andern äußerlichen auswärts gerichtet. Dieſe ſind auch zuweilen gewunden, und auswärts violet gefärbet. Das lippenförmige Blatt hat drey ſtumpfe Einſchnitte, der mittelſte davon iſt eyförmig und nicht eingekerbet, die zwey äußerlichen aber ſind faſt viereckicht und zart eingekerbet.

Die andern ſeltner, oder gar nicht bey uns vorkommenden Arten übergehen wir, und bemerken nur noch den Nutzen, welchen man, wo nicht von allen, doch von einigen erwarten kann. Da die Arzneykräfte vorzüglich in der Wurzel zu ſuchen, ſo werden auch diejenigen Arten vornehmlich zu erwählen ſeyn, welche in der Wurzel, oder auch in der Blüthe, einen vorzüglich ſtarken Geruch beſitzen; dieſer ſoll dem Saamen der geilen und wollüſtigen Thiere gleichen, und pfleget gemeiniglich bockartig genennet zu werden. Man hat daher die Pflanzen vorzüglich als ſolche angerühmet, deren Gebrauch zum Beyſchlaf reizen, und die mangelnden Kräfte zum Liebeswerke wieder herſtellen ſollen. Es kann hierinnen wohl etwas wahres ſeyn, obgleich viel fabelhaftes bey den Schriftſtellern vorkömmt. So ſoll die Wurzel, welche aus zween Knollen oder Hoden beſteht, zweyerley, einander entgegengeſetzte Wirkung ausüben; und die eine, welche dicke und ſaftig iſt, zu dem Beyſchlafe reizen, die andere und runzlichte aber denſelben hintertreiben. Die Wurzel von denjenigen, ſo handförmig ſind, und palmatae oder Palma Chriſti genennet werden, ſoll, nach Wittichs Berichte, wider das böſe Weſen, und nach Scholzens Vorgeben, wider die Waſſerſucht eine ganz beſondere Kraft haben. Das Salz von der Stendelwurz, oder Satyrio, welches unſere neunte Art iſt, mit Malvaſierwein nach der monathlichen Reinigung eingenommen, haben Hartmann und Rivinus als ein geheimes Mittel wider die Unfruchtbarkeit der Weiber ausgegeben. Das Electuarium dia Satyrion wurde auch vor Alters hierzu empfohlen; es iſt billig aus der Mode gekommen, und wollte man ja noch dergleichen bereiten, kann hierzu

die Wurzel von einer jeden Art gewählet werden. Ludovici empfiehlt zu dieſem Endzwecke die mit der Wurzel bereitete Eſſenz. Wollte man noch jetzo dergleichen Nutzen von dem Knabenkraute erwarten, könnte man vorzüglich die achte Art dazu erwählen, indem dieſe die andern Arten ſowohl an Größe der Wurzelknollen, als auch an dem bockichten Geruch übertrifft. Doch verſchwindet dieſer, wenn die Wurzel getrocknet wird. Herr von Haller erwähnet eine fürſtliche Perſon, welche, Erben zu bekommen, eine anſehnliche Menge dieſer Wurzel, ohne alle Wirkung, gebrauchet. Es beſitzen aber dieſe Wurzeln noch eine andere, und mehr bewehrte Tugend. Sie ſind ſchleimicht, und enthalten ein zähes leimichtes Weſen; daher man ſich ſelbiger ſtatt eines Gummi, oder andern ſchleimichten Mittels bedienen, und dergleichen ſonderlich alsdenn, wenn die innerliche flockichte Haut der Gedärme an- und abgefreſſen worden, und durch einen gelinden Schleim wieder zu heilen, oder die Empfindlichkeit derſelben zu vermindern iſt, mit Nutzen gebrauchen kann. Alles, was Herr Degner von der perſianiſchen Knabenkrautwurzel, welche man Salap zu nennen pfleget, und ihrem beſondern Nutzen in der rothen Ruhr und Lungenſucht angemerket, kann auch von jeder Art der Knabenkräuter geſaget werden, indem alle einerley Beſtandtheile haben. Man findet auch ſchon bey einigen Schülern des Paracelſus dergleichen Tugenden davon angemerket, und Herr Retz in den Abhandlungen der Schwed. Akad. 26. Band 251. S. lehret, wie man die Wurzel von der ſiebenden Art alſo zubereiten könne, daß ſelbige der Salap vollkommen ähnlich werde. Sonſt wird vorgegeben, daß die Salapwurzel von der achten Art bereitet werde. Da man vorzüglich zu dieſem oder andern Gebrauche die hodenartigen Wurzeln zu erwählen pfleget, ſoll man nur die harten und ſaftigen, nicht aber die runzlichten, und mehr welken einſammlen. Herr Lund hat in der Schwed. Akad. Abhandlung, 33. Band S. 305. verſchiedene Verſuche mit der Wurzel, Orchis morio, gemachet, und ſolche allenthalben der Salap gleichgefunden. Wir werden davon bey der Salapwurzel umſtändlicher handeln. Alle, oder die meiſten Arten geben Honig, und werden von den Bienen fleißig beſuchet. Das zweyblättrige könnte auch wegen der vorzüglich wohlriechenden Blumen, als ein nervenſtärkendes Mittel nützlich ſeyn, und davon vielleicht ein kräftiges Waſſer abgezogen werden. Die Dalekarlen ſollen, wie Herr von Linne

ne' meldet, mit der Wurzel dieſer Art, die faulen Bullen zum Liebeswerke aufmuntern. Radix Satyrii wird in den Apotheken von dieſer Pflanze genommen.

Wir haben ſchon erinnert, wie dieſe Pflanzen in den Gärten ſchwerlich zu erziehen, wenigſtens nicht lange daſelbſt aushalten. Daß man ſolche aus den Saamen erziehen kann, und dadurch mehrere Sorten, und immer was neues erhalten könne, wie Herr Grotian Sommerbeluſtigungen 2 Theil S. 295. ſchreibt, iſt in der Erfahrung nicht gegründet. Geht der Saame auch auf, werden die jungen Pflanzen doch leicht wieder eingehen, und auf die neuen Sorten wird man gewiß vergeblich warten, da nur einige Arten des Knabenkrautes einige Abänderungen leiden.

Knabenkraut, S. auch fette Henne, Mondkraut und Zweyblatt.

Knackbeere.

Knackbeere wird von Herr Planern, und Stinkwinde in der Onomat. Botanica, die Paederia Linn. genennet. Es iſt von dieſem Geſchlechte nur eine Art bekannt, welche in Oſtindien wächſt, eine dauernde Wurzel, glatten und gewundenen Stängel, einander gegenüber geſtellte, geſtielte, herzförmige, völlig ganze Blätter und Blumenſträußer zeiget. Der einblättrige, ſtehenbleibende Kelch iſt fünffach ausgezacket, und das trichterförmige, äußerlich aſchfarbige, innerlich haarichte Blumenblatt in fünf dunkelpurpurfärbige Einſchnitte getheilet; in der Röhre ſtehen fünf Staubfäden, und ein zweyſpaltiger Griffel. Herr Rumph hat ſelbige unter dem Namen Conuuluulus foetidus Tom. V. tab. 160. beſchrieben und abgezeichnet.

Die Frucht iſt eine aufgeblaſene, zerbrechliche Beere, mit zween Saamen. Die Blätter und Blumen geben, wenn ſie zerrieben werden, einen heftigen Geſtank von ſich, welcher auch wahrzunehmen iſt, wenn die Sonne die Pflanze beſcheinet, außerdem aber bemerket man keinen Geruch an ſelbiger. In Amboina iſt die Pflanze ein bewehrtes Blähungen treibendes Mittel.

Knackbeere, S. auch Erdbeerſtrauch.

Knallgold.

S. Gold.

Knallpulver.

Puluis tonans, tonitruans. Man machet eine Vermiſchung von drey Theilen Salpeter, zween Theilen Weinſtein, und einem Theil Schwefel, thut dieſelbe in einen

einen eiſernen Löffel, und ſetzet ſelbigen auf glühende Kohlen, doch alſo, daß derſelbe nur nach und nach erwärmet wird, und die Materie anfängt, gelinde zu fließen. Wenn die Erwärmung ſehr langſam geſchieht, ſo entſteht bey einem gewiſſen Grad der Erwärmung auf einmal ein entſetzlicher Knall, der deſto ſtärker iſt, je langſamer die Erwärmung für ſich gegangen.

Dieſer Verſuch iſt mit der größten Behutſamkeit zu unternehmen, und hierbey eine ſolche Anſtalt zu treffen, daß man, wenn der Löffel auf die Kohlen geſetzet worden iſt, ſich von ſelbigen eine genugſame Weite entfernet. Denn ein einziges Quentchen von dieſer Vermiſchung iſt vermögend, einen Knall wie ein Kanonenſchuß zu erregen, und die nahe dabey ſtehenden, wo nicht tödtlich, doch gewiß ſehr nachtheiliz zu beſchädigen. Es lehret übrigens dieſer Verſuch, daß man bey chymiſchen Schmelzarbeiten, wo dergleichen Vermiſchung gebrauchet wird, die größte Behutſamkeit gebrauche. Wenn dergleichen Vermiſchungen in glühende Schmelztiegel nach und nach getragen werden, mit der Vorſichtigkeit, daß man etwas weniges auf einmal hineinträgt, und ſo lange wartet, bis die Verpuffung nicht allein gänzlich vorbey iſt, ſondern auch die verpuffte Materie durch und durch glühet, alsdenn wieder etwas hineinträgt, verpuffet und glühend werden läßt, ſo kann man eine große Menge von dergleichen Vermiſchung gebrauchen, ohne, daß man einige Gefahr zu beſorgen hat, indem durch das allmählige Verpuffen und Glühen die elaſtiſche und knallende Eigenſchaft dieſer Vermiſchung entzogen und weggenommen wird.

Knaſter. S. Taback.

Knauer.

Knauer iſt eine bey den Bergleuten gebräuchliche Benennung, wodurch ſie eben das verſtehen, was der Mäuer unter dem Namen Bruchſtein verſteht, und man ſonſt Felsſtein nennet.

Knaulgras.

Dieſer Name ſcheint uns ſchicklicher als Hundsgras, womit man Dactylis L. beleget. Der Kelch beſteht aus zwey zuſammengedrückten, ſpitzigen Bälglein, deren eines kleiner, das andere größer und nachenförmig iſt; von den zwo ſpitzigen, zuſammengedrückten Spelzen iſt die eine ebenfalls nachenförmig, und von dem größern Bälglein umſchloſſen. Man zählet, wie bey den meiſten Gräſern, drey Staubfäden und zwo haarichte Griffel. Die Spelzen bedecken den Saamen, laſſen

aber

aber ſolchen fahren, da denn derſelbe nackend, auf der einen Seite erhaben, auf der andern vertiefet erſcheint. Herr von Linné hat vier Arten angeführet, wir bemerken davon nur

das rauhe Knaulgras, Gramen aſperum, Dactylis glomerata L. Es wächſt in ganz Europa, kömmt in jedem Boden fort, und iſt öfters in den Gärten ein Unkraut; in guten Boden wächſt es über eine Elle, und in dichten Schatten oft manns hoch, und blühet den ganzen Sommer über. Die Aehrchen ſind länglicht und zuſammengedrücket. Die Bälglein enthalten gemeiniglich vier, bisweilen drey, auch fünf Blumen. An den Blättern, Halme und Riſpe hat es viele unſichtbare, durch das Gefühle zu entdeckende Stacheln. Um dieſes Gras noch kenntlicher zu machen, bemerket man, daß die Blätter ſeitwärts gedrehet, mit rauchen Rändern und einer haarzarten Spitze verſehen ſind, ſechs ſtarke Nerven, unten eine hervorragende Schärfe, und eine dunkelgrüne Farbe haben. Die Riſpe iſt einſeitig und büſchelweiſe zertheilet, der Hauptſtiel gedrehet, und mit ſcharfen rauhen Ecken beſetzet. Die zwey Bälglein ſind ungleichſeitig, ſo daß die obere Hälfte kaum halb ſo breit iſt, als die untere, und alſo das Aehrchen auf ſeiner obern Fläche meiſtens unbedecket bleibt. Sie endigen ſich mit einer kurzen rauhen Granne. Die Spelzen ſind von gleicher Länge, und endigen ſich gleichfalls mit einer kurzen Granne. Der Saame iſt länglicht, und in den Spelzen eingeſchloſſen. Die Aehren ſind oft rothbunt, wenn ſie noch nicht aufgeblühet. Dieſes Gras giebt ein hartes Futter, daher ſolches von dem Rindvieh nicht gerne gefreſſen wird. Die Pferde nehmen eher damit vorlieb, und manche, die nicht eckel ſind, freſſen es friſch und getrocknet. Die Hunde ſuchen dieſes Gras begierig auf, wenn ſie launiſch ſind, und verſchlucken die Blätter halb gekauet, da denn dieſe, vermittelſt ihrer feinen Stacheln, den Magen gelinde reizen, und ein Erbrechen erregen. Herr von Haller vereiniget dieſe Grasart mit der Treſpe, Bromus, und hält das Knaulgrasgeſchlecht überhaupt für überflüßig.

Knautia.

Man verehret in dieſem Namen das Andenken zweer Sächſiſcher Kräuterlehrer, nämlich Chriſtoph Knauts, welcher die um Halle wachſenden Pflanzen, nach einer eigenen Ordnung, aufgezeichnet, und deſſen Sohnes, Chriſtian, welcher gleichfalls eine neue Ordnung der Pflanzen herausgegeben, und dabey ſonderlich behauptet,

tet, wie man keine nackende Saamen annehmen könne. Die Blume dieſes Geſchlechts hat mit der Scabioſe viel ähnliches; dem Kelche nach aber ſind beyde merklich verſchieden. Man kann ſolche billig zu den zuſammengeſetzten Blumen rechnen, indem der gemeinſchaftliche, einfache, röhrenförmige Kelch verſchiedene einblättrige Blümchen umgiebt, und ſich mit ſoviel Einſchnitten endiget, als Blümchen zugegen ſind. Das röhrenförmige Blumenblatt iſt in vier Einſchnitte getheilet, davon der äußerliche größer, als die übrigen iſt. Jedes enthält vier Staubfäden, mit vier von einander abgeſonderten Staubbeuteln, und einen Griffel mit zween Staubwegen. Die viereckichten, an der Spitze wollichten Saamen ſitzen auf dem kleinen nackenden Blumenbette. Bey dem Herrn von Linné findet man vier Arten. Die bekannteſte iſt

die fünfblümige Knautie, Knautia orientalis L. Sie wächſt im Morgenlande; treibt aus der jährigen, zäſerichten Wurzel einen Stängel, welcher einen bis anderthalb Fuß Höhe erreichet, und in wenige Zweige abgetheilet iſt. Die, einander gegenüber geſtellten Blätter ſind der Länge nach federartig zerſchnitten. Die hellrothen kleinen Blümchen ſtehen einzeln an den Spitzen der Zweige, und jede beſteht aus fünf Blümchen, welche über den gemeinſchaftlichen Kelch hervorragen. Man erzieht ſolche im freyen Lande jährlich aus dem Saamen, welcher auch bey uns reif wird. Die Pflanze hat kein ſonderlich Anſehn, auch keinen bekannten Nutzen.

Knawe

Wir behalten dieſen Engliſchen Namen, indem die andern, als Johannisblut, Krebskraut, Knötrich, auch andern Pflanzen beygeleget worden. Die Blume beſteht nur aus einem röhrenförmigen, fünffach getheilten Kelche, an welchem zehn kurze Staubfäden ſitzen, und worinnen zween Griffel mit einfachem Staubwege ſtehen. Zween, auf der einen Seite platte, auf der andern erhabene Saamen liegen in dem Kelche, deſſen oberer Theil ſich mehr zuſammenzieht, und ſolche ganz umſchließt. Zuweilen findet man auch nur einen Saamen. Herr von Bergen will außer dem Kelche, auch Blumenblätter gefunden haben, dergleichen andere Schriftſteller nicht erwähnen. Die zwo bekannten, auch bey uns wildwachſenden Arten ſind:

1) der jährige Knawel, klein Wegetritt, groß Knöterich, falſch Johannisblut, Scleranthus annuus L. wächſt häufig auf den Feldern, und andern frucht-

fruchtbaren Ländern, ſowohl in leimichten als ſandigen Boden, und blühet faſt die meiſte Zeit im Jahre. Die junge Pflanze wächſt kaum eine Spanne hoch. Die zäſerichte Wurzel iſt jährig. Die dünnen, aufgerichteten Stängel ſind in Gelenke abgetheilet, und bey dieſen ſtehen einander gegenüber die ſchmalen Blätter, wie auch, beſonders gegen oben zu, kurze Seitenzweige, an deren Enden die Blümlein, vier bis ſechs an der Zahl, büſchelweiſe ſitzen. Der Kelch iſt grün, die Einſchnitte ſind aber am Rande weiß eingefaſſet. Dieſe ſtehen ausgebreitet und mehr offen, als bey der folgenden Art.

2) Der vieljährige Knawel, Scleranthus perennis L. Dieſe mehr merkwürdige Art findet ſich überall im trocknen Sande, überzieht zuweilen ganze Flächen, ohne andere Gewächſe neben ſich zu haben, und geht mit ſeiner ausdauernden Wurzel tief. Der Julius iſt deſſen Blüthzeit. Dem Anſehn nach iſt dieſe der erſtern Art ganz gleich. Die Stängel ſind mehr geſtrecket, und die Blätter nicht ſowohl grün, als ſilberfarbig, und die Blumen etwas größer, ſtehen auch an den Enden der Zweige näher bey einander; der weiße Rand an den Kelcheinſchnitten iſt breiter, und der Kelch ſelbſt, wenn die Saamen reif werden, mehr zuſammengezogen, da ſolcher auch alsdenn bey der erſten Art mehr offen erſcheint.

Beyde haben keinen ſonderlichen Nutzen. Die Blätter haben einen ſüßlichen, etwas anziehenden Geſchmack. Der warme Dampf von dem daraus bereiteten Tranke, ſoll nach Schwenkfelds und Herr von Linne' Berichte, die Zahnſchmerzen ſtillen, wenn ſolcher mit offenem Munde aufgefangen wird. Die zwote, nicht aber die erſte Art, ernähret an der Wurzel die bekannten kleinen bluthrothen Bläschen mit ihren Inſecten, die unter dem Namen polniſche Schildlaus, Coccus polonicus, beſchrieben worden. Man findet aber nach Herr Hofrath Gleditſchens Erfahrungen, dergleichen nur in manchen Jahren häufig, in andern ſparſam, und an vielen Pflanzen, wo nämlich das Land ſtark und oft bearbeitet wird, gar nicht; die rechte Zeit ſolche zu ſuchen und einzuſammeln iſt gegen Johannis; kommt man zu ſpät, ſind die Würmer ausgekrochen, und ſtatt der ſaftigen rothen Kügelchen erhält man trockne weiße Schalen, welche jedoch einen lieblichen biſamartigen Geruch beſitzen ſollen. In Pohlen und Preußen werden ſelbige ſtatt der Cochenille in der Färberey gebrauchet, und man behauptet mit allen Rechte, daß unſere inländiſche Cochenille der

ausländiſchen durchgehends gleich zuſchätzen ſey. Man kann davon des Wittenberg. Wochenblatts I. Band 193. S. und die Kenntniß von Pflanzen, die Malern und Färbern nutzen S. 296. und folgenden weiter nachleſen.

Knebel. S. Knöterich.

Knebelbart.

De Knevelbaart, ein Amboiniſcher Fiſch des Ruyſch. Er hat ſeine Benennung von den beyden ſehr langen Bartfäden, die von ſeinem Unterkiefer herabhängen; von denen aber der Auctor eben keine Urſache anzuführen weis, warum ſelbige mehr vor ein Eigenthum des Fiſches angenommen worden, um ihn darnach zu benennen, als die beyden hornartigen ſpitzigen Stacheln, die oben auf dem Kopfe über den Augen zu ſehen ſind. Die Farbe ſeines Leibes iſt braun, mit rothen Flecken geſprenkelt. Außer den zwo Rücken- und Bauchfloßen habe er auch noch zwo Floßen unter den Kiemen. ſ. p. 13. und Tab. VII. no. 14.

Knebelfiſch.

De Knevelviſch. Ein Fiſch aus Amboina. Mit der Benennung dieſes Fiſches hat es eben die Bewandniß, wie mit dem Knebelbarte, auch ſind ſie eines Geſchlechts; doch hat letzterer nur einen, aber größern Stachel auf der Höhe des Rückens, etwas über den Kopf weg, wie denn auch ſeine Bartfaſern etwas länger, als des vorigen ſind. Ruyſch, p. 13. Tab. VII. no. 15.

Kneiper.

Kneiper wird vom Kneipen alſo genannt, und kömmt einer ganzen Zunft Vögel zu, deren Schnäbel kegelicht, wie eine Stichſäge gezähnet, und vorn mit einem krummen Hacken verſehen ſind. Sie haben den bekanntern Namen der Säger, Serrator, und ſollen auch unter dieſem unten vorkommen. Inzwiſchen führen ſie auch den andern, der Kneiper, Knyper, bey manchen Schriftſtellern.

Knerich. S. Knöterich.

Knickbeere.

S. Erdbeerſtrauch.

Knie.

Genu. Man verſteht hierunter entweder nur bloß das vollkommene und ſehr bewegliche Gelenke des untern Theiles des Schenkelbeins und des obern Theils des Schienbeins vermittelſt der Kniſcheibe, oder auch überhaupt die ganz äußere und vordere Gegend, welche ſich um dieſes unbenannte Gelenke herum einer guten Hand breit erſtrecket, und im natürlichen Zuſtande mit den allgemeinen Decken, Muskeln und andern Theilen umgeben, und unter dieſen mit einem beſondern

dahin

dahin gehörigen kleinen Knochen ausgefüllet iſt, und welche alſo außer dieſen die vördere Fläche ſowohl des untern Endes des Schenkelknochens, als auch des obern Theiles des Schienbeins zugleich mit begreift. Man will angemerket haben, daß die Verſchnittenen und alle gekappte Thiere, in Vergleichung mit andern, weit ſtärkere und anſehnlichere Knie haben ſollen, welches man einer mehrern Ausdehnung und gleichſam immer fortdauerndem Wachsthume der ſchwammichten und lockern Theile der hier befindlichen Knochen zuſchreiben will, und welche eben von der alsdenn dahin ſich ergießenden und anſetzenden Saamenfeuchtigkeit, als einem überflüßigen Nahrungsſafte, entſtehen ſoll, zumal da dieſe äußern Theile in der That die letzten wären, welche ſich in wirkliche Knochen verwandelten. Die, dieſer auswendigen und vordern gegen über ſtehende und gleichſam entgegen geſetzte, inwendige und hintere Gegend dieſes Gelenkes nennt man gemeiniglich die Kniekehle oder Kniebeuge, und bemerket man an derſelben, ſo lange der Fuß gerade und gleich ausgeſtrecket iſt, eine kleine Hohlung, wenn man aber das Schienbein rückwärts und aufwärts nach dem Schenkel zuzieht, oder ſich vorwärts auf die Knie ſelbſt ſtützet, ſo machet die Kniekehle einen ſcharfen Winkel.

Kniebeuge und Kniekehle.

S. Knie.

Kniescheibe.

Patella ſ. Rotula. Es gehöret dieſer Knochen zu den eigentlichen Fußknochen und wird in der Haupteintheilung beſonders mit zum Schienbeine gerechnet, deſſen kleinſten Knochen er ausmachet. Seiner äußerlichen Geſtalt nach iſt er mehr dreyeckicht als rund, übrigens aber platt und in Betrachtung der ganzen Größe und des ganzen Umfangs ſo ziemlich dicke, und endiget ſich in eine ſtumpfe unterwärts gerichtete Spitze. Man trifft dieſelbe vorn zwiſchen dem Gelenke des Schenkelknochens und des Schienbeins an, und iſt er ſowohl unterwärts durch ein dickes, breites und ſehr ſtarkes Band, das von der Spitze deſſelben herabgeht, oben am Stachel des Schienbeinknochens, als auch oberwärts durch ein ſchmales dünneres Band an der Furche, welche ſich zwiſchen den beyden Köpfen des Schenkels befindet, auch überdieſes durch einige Seitenbänder nochmals am obern Rande des Schienbeins, und endlich durch eine große ſehnichte Capſel, welche ganz um das Knie herumgeht, mit allen zu dieſem Gelenke gehörigen Theilen befeſtiget und verbunden. Es laſſen ſich zwo Flächen daran unterſcheiden, nämlich eine äußerliche und inner-

innerliche, wovon jene ſo ziemlich glatt und eben und ein wenig convex und die innerliche mehr ungleich, auf beyden Seiten gleichſam etwas eingedrückt und der Länge nach mit einer erhabenen Linie verſehen iſt, und welche letztere Fläche eben, ganz frey und beweglich zwiſchen dem Gelenke des Schenkels und des Schienbeins mitten oben aufliegt. Das Weſen ſelbſt iſt ziemlich locker, ſchwammicht und zerbrechlich, und es iſt dieſes faſt einer von den letzten Knochen, welche erſt ſpät zu ihrer gehörigen Härte und einer vollkommenen Feſtigkeit gelangen, daher er denn in den erſtern Jahren und im jüngern Alter faſt nur als ein bloßer Knorpel angetroffen wird. Es ſchiebt ſich derſelbe ſowohl aufwärts als abwärts, je nachdem nämlich der Mittelfuß verſchiedentlich beweget, und entweder krumm gebogen, oder gerade ausgeſtrecket wird. Außerdem nun, daß die Kniesſcheibe den vorzüglichſten Gelenkknochen des Schienbeins ausmachet, ſo befeſtigen ſich auch noch daran diejenigen Muskeln, welche eigentlich den Mittelfuß ausſtrecken, und dienet ſie ſelbigen gleichſam zu einer Winde, worüber die Fiebern und Sehnen derſelben hinweggehen, damit ſolchergeſtalt der Tritt und Gang deſto ſicherer geſchehen kön̄e. Man findet derenzwo, nämlich an jedem Fuße, und zwar in der angegebenen Lage, einen.

Knippelblume.

Mit dieſem Namen wird von Herr Planern die Melicocca L. beleget. Es iſt davon nur eine Art bekannt. Sie wächſt in dem mittägigen Amerika, iſt baumartig und trägt zuſammengeſetzte Blätter, deren jedes aus zwey Paar eyförmigen Blättchen beſteht, welche an der Ribbe und dem Stiele herunterlaufen und ſolchen ein geflügeltes Anſehen geben. Die Blume beſteht aus vier eyförmigen, vertieften Kelch- und vier länglichten weißen Blumenblättern, welche zwiſchen den Kelchblättchen ſtehen und rückwärts geſchlagen ſind, ferner aus acht kurzen Staubfäden und dem eyförmigen Fruchtkeime, deſſen Griffel ganz kurz, der Staubweg aber groß, und faſt ſchildförmig iſt. Die kugelförmige, ſpitzige, Steinfrucht enthält eine Nuß. Man findet Bäume, deren Blumen gar keinen, und andere, auf welchen ſelbige einen ſehr angenehmen Geruch haben. Auf dieſen ſollen, nach dem Vorgeben der Einwohner, die Früchte niemals zur Reife gelangen, hingegen dergleichen auf denjenigen Bäumen angetroffen werden, deren Blüthen keinen Geruch beſitzen. Die äußerliche grüne Schale der Frucht iſt von dem darunter liegenden fleiſchichten Weſen gänzlich unterſchieden, und dieſes kom̄t

faſt mit dem gelben oder Dotter eines Eyes überein. Dieſes fleiſchichte Weſen hat einen ſüßlich ſäuerlichen Geſchmack. Die Nuß wird, wie die Caſtanie, geröſtet und gegeſſen.

Knirk.

S. Wachholder.

Knitſchelbeere.

S. Faulbaum.

Knobbelfiſch.

Knobbel- oder Knotenfiſch, the Srag-whale, auf den Küſten von Neuengland genannt, iſt an Stelle der Finne, auf der Höhe ſeines Rückens mit ein halb Dutzend Knobbeln oder Knoten gleichſam beſetzet; ich wollte ihn nennen: Balaenam maiorem edentulam, dorſo verſus caudam nodoſo. An Geſtalt und Vielheit des Speckes kömmt er dem rechten Wallfiſche am nächſten. Seine Baarten ſind weiß, wollen nicht ſpalten. Anderſon, S. 201. Müller ſetzet Th. I. S. 493. hinzu: der Knotenfiſch heiße holl. Knabbelviſch, und die Engländer nennten ihn Strag-Wahle. Bey dem Klein Miſſ. II. p. 13. iſt er eine Balaena edentula, in dorſo gibbo apinnis, gibbis vel nodis ſex. Balaena macra, Angl. Scrag-whale, (alſo weder Srag- noch Strag-whale.) Der Geſtalt nach kömmt er dem gemeinen Wallfiſche am nächſten und gleicht ihm auch in Anſehung der Menge des Specks. Seine Baarten ſind weiß. cf. Philoſoph. Transact. Vol. XXXIII. no. 387. p. 258.

Knoblauch.

Mit dieſem Geſchlechte iſt der Lauch oder Schnittlauch nahe verwandt, auch die Zwiebel nicht viel davon unterſchieden, indem bey allen Blume und Frucht einerley Beſchaffenheit zeigen, auch bey allen viele Blumen aus einem gemeinſchaftlichen Puncte entſtehen und Dolden vorſtellen, welche von einer blätterichten Scheide umgeben werden. Indeſſen hat man doch drey Geſchlechter angenommen, und ſolche durch einige Merkmale von einander unterſchieden. Die ältern Schriftſteller haben ſelbige vornehmlich von der Wurzel entlehnet; Knoblauch, Allium, nannten ſie diejenigen Arten, deren Wurzel aus vielen Stücken beſteht; bey der Zwiebel, Cepa, iſt ſolche einfach und aus übereinander liegenden Häuten zuſammengeſetzet; und da auch der Lauch, Porrum, dergleichen Wurzel zeiget, hat man dieſe beyden durch die Blätter unterſchieden und der Zwiebel hohle oder röhrenförmige, dem Lauche aber platte Blätter zugeeignet. Die neuern, Tournefort, Raius und andere haben dieſe Eintheilung beybehalten, auch meiſtentheils die

die Wurzel und Blätter zu Unterſcheidungszeichen angegeben, jedoch auch bey der Zwiebel den bauchichten Stängel, und bey dem Lauche die dreyſpaltigen Staubfäden bemerket und dadurch dieſe beyden Geſchlechter von dem Knoblauche unterſchieden, zugleich aber auch die Anzahl derſelben vermehret; wie denn Michelius diejenigen Arten, welche, wie der Lauch, dreyſpaltige Staubfäden und eine zuſammengeſetzte Wurzel, wie der Knoblauch haben, Scorodoprasum genannt, Boerhaave aber einige Arten Knoblauch, welche keinen Geruch haben, unter dem Namen Moly abgeſondert. Hr. v. Linné hat in den ältern Schriften gleichfalls drey Geſchlechter beybehalten, und ſolche vornehmlich durch die Staubfäden unterſchieden; der Lauch hat dreyſpaltige, der Knoblauch einfache, freyſtehende und der Länge nach den Blumenblättern ähnliche, und die Zwiebel einfache, aber unterwärts mit einander vereinigte, und in Anſehung der Blumenblätter kürzere Staubfäden, womit derſelbe zugleich die Verſchiedenheit der Frucht vereiniget, und ſolche bey dem Lauche kugelförmig, bey der Zwiebel dreyeckicht, und bey dem Knoblauche breit und kurz angegeben; auch Hr. v. Haller hat in der erſten Ausgabe des Verzeichniſſes von den Schweizeriſchen Pflanzen dieſe drey Geſchlechter beſonders angemerket, nachher aber, wegen der großen Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit derſelben, und weil bey jeder Abtheilung die nächſt verwandten Pflanzen getrennet werden müßten, ſelbige mit einander vereiniget, und Allium, Knoblauch, als den Geſchlechtsnamen beybehalten; worinnen auch demſelben nachher Herr von Linné, Ludwig und andere gefolget ſind. Wir müſſen zwar dieſe Vereinigung billig annehmen, wollen aber jedoch, wegen der überall eingeführten Namen, und wegen der, in dieſem Werke angenommenen Ordnung, vom Knoblauch, Lauch und Zwiebel beſonders handeln, u. bey jedem, die, zu dieſen Untergeſchlechtern gehörigen, Arten anführen, die allgemeine Beſchaffenheit der Blume und Frucht aber hier bemerken. Viele, bey einander ſtehende, gemeiniglich doldenförmige Blumen bedecket anfangs eine gemeinſchaftliche, blätterichte Scheide, welche ſich hernach ſeitwärts zieht und vertrocknet. Die Blume zeiget ſechs länglichte Blumenblätter, ſechs Staubfäden und einen dreyeckichten Fruchtkeim mit dem einfachen Griffel und ſpitzigen Staubwege. Die kurze, breite, dreyeckichte, trockene Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern viele rundliche Saamen. Bey vielen Arten ſind drey Staubfäden mit

zwo Spitzen geendiget, zwiſchen welchen der Staubbeutel liegt. Alle keimen aus dem Saamen, wie die meiſten lilienartigen Pflanzen, mit einem Blättchen, hervor. Bey allen iſt der Stängel einfach und ohne Aeſte, und bey vielen erſcheint ſtatt der Frucht ein zwiebelartiger Körper, welcher, wenn er abfällt, ſich an der Erde befeſtiget und die Wurzel vorſtellet. Das vereinigt Knoblauchgeſchlechte beſteht aus vielen Arten, Herr von Linné hat acht und dreyßig angeführet, und ſolche theils nach den Blättern, theils nach dem Stängel, theils nach der Frucht oder zwiebelartigen Körpern, welche ſtatt der Frucht ſich zeigen, in beſondere Haufen abgetheilt. Herr von Haller machet zweyerley Abtheilungen; die erſte nach den Staubfäden, die andere nach der Frucht, ob nämlich die gewöhnliche Frucht allein zugegen oder mit zwiebelartigen Körpern vermiſchet iſt. Da wir nur die gebräuchlichſten und bekannteſten Arten anführen dürfen, und dieſe vom Herrn von Haller ſowohl in einem beſondern Tractätchen, als in der Hiſtoria Stirp. Heluet. inchoata, genau beſchrieben worden, wollen wir dieſem großen Kräuterlehrer folgen, und zuerſt diejenigen Arten bemerken, welche

a) einfache und dreyſpaltige Staubfäden, auch zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

1) Gemeiner grasblätterichter Knoblauch mit zinkenförmigen Bollen, Allium ſatiuum L. Der eigentliche Geburtsort ſcheint unbekannt zu ſeyn, gemeiniglich giebt man Sicilien dafür aus. Der Stängel treibt aus der zäſerichten Wurzel, wird ohngefähr drey Fuß hoch, und iſt mit platten Blättern beſetzet; bey dem Urſprunge deſſelben aber ſitzen viele röthliche, auf der einen Seite vertiefte, auf der andern erhabene, ſpitzige Bollen, welche an einander hängen, jedoch durch dazwiſchen geſtellte weiße Häute von einander abgeſondert werden. Die Blüthſcheide beſteht aus einem Blatte, welches breit anfängt und ſich in eine lange Spitze endiget. Zwiſchen den zwiebelartigen Körpern erſcheinen wenige Blumen. Die Blumenblätter ſind durch eine dunkle Linie getheilet. Zuweilen ſoll die Wurzel nur aus einem Bollen beſtehen, und man giebt vor, daß ſolches alsdenn geſchehe, wenn man die auf dem Stängel erzeugte Bollen zur Winterszeit ausſäete.

Daß die Wurzel dieſer Pflanze ſchon von den älteſten Zeiten an, und inſonderheit von den Egyptiern hochgeſchätzet, und als ein Gewürze bey den Speiſen häufig gebrauchet worden, beweiſet das Murren der Kinder Iſrael in der Wüſten über das Manna, und die bezeigte Lüſternheit nach dieſem

 ſem

ſem Egyptiſchen Gerichte, wie denn auch der häufige Gebrauch derſelben bey dem Jüdiſchen Volke noch jetzo ſtatt findet. Ob der Egyptiſche Knoblauch ſchmackhafter und angenehmer geweſen, als unſerer, ſcheint zwar ungewiß, ſo viel aber iſt gewiß, daß die nämliche Art Knoblauch von den Egyptiern gebrauchet worden. Es enthält der Knoblauch viele Salztheile von verſchiedener Art, und man hat ſowohl saueres als laugenhaftiges, auch flüchtiges Salz daraus gezogen. Das flüchtige und ſcharfe Weſen erkennet man leicht daraus, daß die friſche zerquetſchte Wurzel, auf die Haut geleget, Blaſen zieht, und, wie Blair vorgegeben, auf die Fußſohlen gebunden, in dem Munde einen Knoblauchsgeſchmack hervorbringe. So viel wiſſen wir, daß Clyſtiere von Knoblauch dergleichen Geſchmack und ſtinkenden Athen verurſachen. Wegen dieſes flüchtigen Weſens iſt der Knoblauch in verſchiednen Krankheiten wirkſam und nützlich. Er wird die zähen Feuchtigkeiten auflöſen, die verſtopften Gefäße eröffnen, die ſchlappen Theile reizen und die Abſonderung und Ausführung der ſchädlichen Feuchtigkeiten, ſonderlich durch den Urin und Schweiß, befördern. Wider den Stein iſt ſolcher von Alters her gerühmet worden, und Sydenham, Mayerne und andere haben die Waſſerſucht allein durch den Knoblauch ohne Beyhülfe der Purgiermittel geheilet, und wider die Würmer findet man öfter kein kräftiger Mittel. Man kann wegen dieſes Endzwecks die Wurzel eſſen, oder auch in Milch kochen, und dieſe ſowohl trinken, als auch durch ein Clyſtier zu ſich nehmen. Den warmen Dampf von einem Tranke, worinnen Knoblauch gekochet worden, empfiehlt Prof. Alpin, die monathliche Reinigung wieder herzuſtellen. Da aber dieſes Mittel ſehr erhitzet, leicht Kopfſchmerzen und andere Zufälle verurſachen kann, ſoll man damit behutſam verfahren, und ſonderlich bey hitzigen Krankheiten lieber den Gebrauch gar vermeiden; indem das Vorurtheil, als ob man dadurch vor anſteckenden Krankheiten ſich verwahren könne, in neuern Zeiten nicht mehr ſtatt findet, und ſchon Diemerbröck hat behauptet, daß der Knoblauch bey der Peſt nicht nur nicht nützlich, ſondern auch ſchädlich ſey. In der neuen Sammlung auserleſener Wahrnehmungen IX. B. 16. S. wird der Knoblauch als ein bewährtes Mittel wider die Hüneraugen angerühmet. Und da dieſe Wirkung aus der bereits bemerkten flüchtigen Schärfe der Wurzel gar leicht einzuſehen, wollen wir das Verfahren ſelbſt genauer angeben. Eine Knoblauchszehe wird auf glühenden

den Kohlen, oder in heißer Aſche gebraten, alsbald auf das Hüner-auge geleget, und Leinwand darum gewickelt. Man läßt die Wurzel aber nur ſo lange darauf liegen, als der Fuß bloß ſeyn kann, würde der Knoblauch durch Schuhe oder Strümpfe gedrücket, könnte ſich der Fuß leicht entzünden, und ein Fieber erregen; welches auch geſchieht, wenn man den Knoblauch roh oder ungebraten auflegen wollte. Wenn er aber gebraten und der Fuß frey iſt, verurſachet er keinen ſchlimmen Zufall. Es iſt gut, wenn man dieſes Etzmittel zwey- bis dreymal innerhalb vier und zwanzig Stunden friſch aufleget. Gemeiniglich iſt die Cur in zween oder drey Tagen geſchehen; hierauf wird der Fuß in laulichtes Waſſer geſetzet, da denn die hornichte Haut abfällt, und faſt kein Merkmal des Hünerauges weiter zu bemerken iſt.

Roß- und Vieharzte gebrauchen ſolchen bey vielen Krankheiten. Den Hühnern, welche den ſo genannten Pips haben, pfleget man die Zunge damit zu reiben. Der Saft wird als Kitt zu Gläſern und Porzellain gelobet. S. neues Bremiſches Magaz. 7 Band 617. S. Man zerſtößt Knoblauch in einem ſteinernen Mörſel und beſtreicht mit dem Safte die Seiten, die man wieder zuſammenſetzen will. Es ſoll dieſer Kitt feſt zuſammen halten, und faſt kein Merkmal übrig laſſen, wo der Bruch geweſen.

2) Grasblättriger Knoblauch mit gewundenem Stängel, Rockenbolle, Rocamboll, Allium ſcorodopraſum L. ſoll in Dännemark und Ungarn wild wachſen. Iſt der vorherſtehenden Art ganz ähnlich. Die Wurzelzinken ſind dicker, ſtumpf, aus dem eyförmigen dreyeckicht und der Stängel vor der Blüthzeit am obern Theile unterwärts gebogen und gewunden. Gemeiniglich richtet ſich ſelbiger nachher in die Höhe, bleibt aber zuweilen in dem erſten Zuſtande. Die mit den Blumen vereinigten Knollen ſind faſt größer als bey allen übrigen Arten, und die äußerlichen Blumenblätter purpurfärbig, mit einer grünlichten Linie bezeichnet. Die Frucht wird niemals reif. Man gebrauchet die Wurzel in der Küche, und da ſolche einen gelinden Geſchmack und Geruch hat, pflegen viele dieſe der erſten Art vorzuziehen.

3) Grasblättriger eingekerbter Knoblauch, Allium arenarium L. wächſt in Schonen, Ungarn, vielleicht auch in Thüringen, und hat mit den beyden erſtern Arten viel ähnliches. Die Wurzel beſteht aus vielen röthlichten Zinken, welche mit einer gemeinſchaftlichen braunen Haut bedecket ſind. Der Stängel wird

gegen zwo Ellen hoch. Die Blätter ſind breit, und am Rande zart eingekerbet und haaricht, die Blumenblätter violet, und alle mit einer dunklern Linie durchzogen. Der Geruch iſt ſcharf, und völlig der erſten Art ähnlich.

4) Röhrenblättriger Knoblauch mit vielfachen Wurzelbollen, rother Feldknoblauch, Hundelauch, Feldlauch, Allium vineale L. wächſt überall in Deutſchland, auf Sandfeldern, in den Heiden, Weinbergen, und Herr von Haller erinnert, wie die Schriftſteller, welche von denen in Deutſchland wachſenden Pflanzen geſchrieben, gemeiniglich dieſe Art angeführet, ob ſie ſelbige gleich mit verſchiedenen Namen belegt. C. Bauhin hat aus dieſer Art viere gemachet, und unter ſoviel verſchiedenen Namen angeführet. Die Wurzel beſteht aus vielen, der Größe nach verſchiedenen Bollen, welche dicht an einander liegen, und gleichſam einen Knoll ausmachen; ſie ſind weiß, auf der Seite, wo ſie an einander liegen, platt und etwas vertiefet, und auf der andern erhaben. Der Stängel erreichet zween Fuß Höhe, und die walzenförmigen, hohlen Blätter ſind einen Fuß lang. Die Blüthſcheide iſt lang und dünne. Die Knollen an dem Blumenkopfe keimen gemeiniglich, ehe ſie abfallen, und ehe noch die Blumenſtiele hervortreiben. Dieſe ſind purpurfärbig, und tragen kleine Blumen. Die Blumenblätter ſind grünlicht weiß, mit einer purpurfärbigen Linie bezeichnet; die Frucht wird niemals reif. Der Geruch iſt ſcharf und ſtinkend.

Man will vorgeben, als ob die berühmten Leipziger Lerchen den guten Geſchmack von dem Genuſſe dieſer Pflanze erhielten.

b) Mit einfachen und dreyſpaltigen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen.

5) Grasblättriger kugelförmiger Knoblauch mit der feſten Seitenwurzel, Allium ampeloproſum L.

6) Grasblättriger kegelförmiger Knoblauch mit der häutigen Wurzel, Allium porrum L. Dieſe beyden Arten hat man ehedem zu dem Lauchgeſchlechte gerechnet, und da ſolche auch unter dieſem Namen bekannt ſind, werden wir an dieſem Orte davon handeln.

7) Grasblättriger kugelförmiger Knoblauch mit vielfacher Wurzel, Allium rotundum L. wächſt um Erfurt, Jena und andern Orten Deutſchlands. Die Wurzel beſteht aus vielen ſchwarzen, oder purpurfärbigen Knollen, mit dazwiſchen liegenden weißen Häutchen. Der Stängel erreichet drey Fuß Höhe. Der Blumenkopf iſt faſt kugelförmig, und deſſen Scheide kurz. Die

Blumen ſind geſtielt, die mittelſten ſtehen aufwärts, die äußerlichen hangen unterwärts; die Blumenblätter ſind purpurfärbig; die drey innerlichen etwas bläſſer, und die drey äußerlichen mit einer dunklern Linie durchzogen.

8) Zwiebelknoblauch mit aufgeblaſenen Stängel und dreyſpaltigen Staubfäden, Allium cepa L. Iſt unſere bekannte Zwiebel, davon an ſeinem Orte.

9) Schalottenknoblauch mit gleichförmigen Stängel, Allium aſcalonicum L. wird auch bey der Zwiebel vorkommen.

c) Knoblauchsarten mit einfachen Staubfäden, und Blumenbolden ohne Knollen.

10) Zwiebelknoblauch mit aufgeblaſenen Stängel und einfachen Staubfäden, Allium fiſtuloſum L. Iſt eine andere Art von unſern gewöhnlichen Zwiebeln, wovon auch unter dieſem Worte gehandelt werden ſoll.

11) Der mit röhrenförmigen Blättern und Stängel begabte Knoblauch, Allium ſchoenopraſum L. iſt unſer Schnittlauch. Die Beſchreibung kommt unter Lauch für.

12) Breitblättriger Knoblauch, deſſen Wurzel netzförmig überzogen iſt. Allermannsharniſch, Siegwurz, Schlangenknoblauch, Victorialis longa offic. Allium victorialis L. wächſt auf den Alpen in der Schweiz und Italien. Die Wurzel iſt beſonders beſchaffen. Sie iſt länglicht, zwiebelartig, am Boden mit vielen ſtarken Faſern beſetzet, am Körper ſelbſt aber mit einer vielfachen Haut umgeben, welche aus lauter Fäden beſteht, ſo in die Quere und Länge durch einander geflochten ſind, und gleichſam ein Netz vorſtellen. An der trocknen Wurzel kann man viele dergleichen netzförmige Häute abſondern. Sie liegt ſchief in der Erde, und treibt jährlich aus und neben der alten eine neue Wurzel, ſo daß öfters mehrere bey einander gefunden werden. Aus jeglicher entſpringt ein Stängel, einen oder anderthalb Schuh hoch, unterwärts röthlicht, oberwärts grün. Die Blätter ſitzen an dem Stängel ſelbſt, an der Zahl zwey bis vier, und ſind breiter als bey den meiſten andern Arten, aber kurz und ſpitzig. Die Blüthſcheide iſt kurz, und die Blumendolde faſt kugelförmig; die Blumenblätter ſind weiß; die Staubfäden unterwärts breit, und unter einander verwachſen. Bey den Alten war die Wurzel in großer Achtung. Man gebrauchete ſolche zu verſchiedenen Zaubereyen, und glaubete unter andern, daß derjenige, welcher dergleichen bey ſich trage, nicht könne verwundet, oder von böſen Geiſtern beunruhiget werden. Die friſche Pflanze kommt an Geruch

ruch und Geſchmack mit dem gewöhnlichen Knoblauch überein. In den Apotheken unterhält man die getrocknete Wurzel, welche ganz unkräftig iſt, zumal da ſelbige wegen unterlaſſenen Gebrauches, auch Alters wegen, alle wirkſame Beſtandtheile verloren hat. Die Markſchreyer verkaufen ſolche öfters für die Alraunwurzel, und ſchwangere Weiber, welche mit Krämpfen beladen ſind, pflegen ſie zuweilen an ihrem Leibe zu tragen. Daß auch hier der Glaube bisweilen die gehoffte Wirkung leiſte, hat Herr von Haller erfahren.

13) Der geſtielte breitblättrige Waldknoblauch, Ramper oder Ramſern, Allium vrſinum L. wächſt bey uns häufig in den Wäldern. Die Wurzel iſt wie bey der zwölften Art geſtaltet, aber mit glatten, nicht netzförmigen Häuten oder Schuppen bedecket. Die Wurzelblätter ſind breit aber geſtielt, man zählet öfters derſelben zwey. Am Stängel findet man zuweilen einige, aber ſchmälere; gemeiniglich iſt dieſer nackend, einen Fuß hoch, und faſt dreyeckicht. Die kurze Blüthſcheide theilet ſich in zwey Blätter. Die Blumendolde iſt locker, und beſteht aus wenig Blumen. Die Blumenblätter ſind weiß und ſpitzig, und die Staubfäden dünne. Die Pflanze riecht ſo ſtark wie der gemeine Knoblauch; ja faſt noch ſtärker. Wenn die Kühe davon freſſen, wird die Milch den Geruch davon annehmen. Wenn die Pflanze alt und mehr trocken geworden, ſoll dergleichen Wirkung nicht mehr erfolgen. In Irrland bereitet man aus ſelbiger einen Trank, und gebrauchet ſolchen wider den Stein. Man kann dieſe Art in allen Fällen gebrauchen, bey welchen die erſte Art empfohlen worden. Man giebt vor, daß dieſer Knoblauch in den Hopfgärten alles Unkraut, in den Gärten die Maulwürfe, und in den Häuſern die Ratten vertriebe; welches aber die Erfahrung nicht beſtätiget.

14) Der am Blattwinkel knollichte Knoblauch, Allium magicum L. Der Geburtsort iſt unbekannt. Cäſalpin und andere ältere Schriftſteller haben dieſe Art für das Moly Homeri ausgegeben. Die rundliche Zwiebelwurzel iſt ſehr groß; der Stängel rundlich, bis zwo Ellen hoch, und gemeiniglich mit drey lanzetförmigen, bläulicht angelaufenen Blättern beſetzet. Gemeiniglich treibt aus einem Blattwinkel ein kurzer Stiel, welcher ſtatt der Blüthdolde einen Knollen trägt. Die Wurzelblätter ſind breit und ſtumpf. Die Blumen haben einen ſchwachen, nicht unangenehmen Geruch, und die Blätter derſelben ſind groß, ausgebrei-

gebreitet, weißröthlich, mit einer grünen Linie durchzogen. Die Staubfäden haben einen breiten Anfang.

15) Gelbblühender breitblättriger Knoblauch, Allium moly L. Die zwiebelartige Wurzel treibt einen rundlichten, nackenden, ohngefähr einen Fuß hohen Stängel, und breite, lanzetförmige, ungeſtielte, bläulicht angelaufene Blätter. Die Blüthſcheide theilet ſich in zwey ſpitzige Blätter, und umgiebt viele, langgeſtielte Blumen. Die Blumenblätter ſind groß, zugeſpitzet, gelb, und mit einer grünlichten Linie der Länge nach durchzogen. Alle ſtehen ausgebreitet, doch die drey äußerlichen mehr als die innerlichen, welche mehr aufgerichtet ſind. Die Pflanze wächſt in Ungarn, um Montpellier und auf den Pyrenäiſchen Gebirgen. Wir haben ſolche ohne Wartung im Garten im freyen Lande unterhalten, und aus der Wurzel vermehret. Die blühende Pflanze dienet zur Zierde in den Gärten.

d) Knoblauchsarten mit einfachen Staubfäden, welche zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

16) Der röhrblättrige Knoblauch, mit doppelt geſchwänzter Blüthſcheide, Allium oleraceum L. wächſt in Deutſchland. Die Wurzel iſt eine dünne, kegelförmige Zwiebel, und der ein bis zwo Ellen hohe Stängel mit walzenförmigen und hohlen, auch rauh anzufühlenden Blättern beſetzet. Die Blüthdolde beſteht zuweilen aus lauter Knollen und unvollkommenen Blumen, zuweilen aber treiben zwiſchen den Knollen geſtielte vollkommene Blumen hervor. Die Blumenblätter ſind purpurfärbig, die drey innerlichen weißer und ſtumpfer, als die drey äußerlichen.

17) Kielblättriger Knoblauch mit doppelt geſchwänzter Blüthſcheide, Allium carinatum L. wächſt in Deutſchland wild. Die Zwiebel iſt einfach, treibt aber ſeitwärts kleinere, durch welche die Vermehrung häufig geſchieht. Im guten Lande wird der Stängel drey auch vier Fuß hoch, und iſt hin und wieder mit ſaftigen, aber glatten, ſtumpfen Blättern beſetzet. Die Blüthſcheide beſteht aus zwey ungleichen, mit langen Spitzen geendigten Blättern. Der größte Theil des Blüthkopfes beſteht aus Knöllchen, zwiſchen welchen einige geſtielte, unterwärts hangende Blumen hervortreten. Die Blumenblätter ſind gelblicht, die äußerlichen dunkler, die innern heller, mit einer grünen Linie durchzogen, und die Staubfäden unterwärts verwachſen. Weder Wurzel noch Blätter haben einen Geruch oder Geſchmack.

Die beyden erſten Arten werden in Gärten und Feldern

bey

bey uns gebauet, verlangen aber keine mühſame Wartung. Man pfleget im Auguſt bey trockner Witterung die Wurzeln auszuheben, ſolche bündelweiſe mit dem Kraute zuſammen zu knüpfen, auf einem trocknen luftigen Boden aufzuhängen, und zum Gebrauche aufzubewahren. Den Winter über ſind ſolche vor den Froſt zu bewahren, und in einer Kammer aufzubehalten. Wenn man Knoblauch pflanzen will, theilet man die Wurzel, und pflanzet die einzeln oder abgebrochenen Zehen oder Zinken im Herbſt oder Frühling. Das Land hierzu muß noch einige Güte haben, und die Zwiebeln werden etwan zween Zoll tief, und acht Zoll weit von einander gepflanzet, und zuvor nach der Gartenſchnur mit dem Pflanzholze die Löcher dazu eingerichtet. Statt der Zwiebel kann man auch die zwiſchen den Blumen befindlichen zwiebelartigen Bollen ſammeln, und ſolche auf gleiche Weiſe pflanzen. Doch brauchen dieſe zwey Jahr Zeit, ehe ſie den Stängel treiben, da hingegen aus gepflanzten Zwiebeln ſolche das erſte Jahr hervorſchießen.

Die zwölfte und funfzehnte Art wird in den Gärten erzogen, und dieſe letzte iſt wegen der ſchönen gelben Blumendolden geachtet. Beyde dauern füglich im freyen Lande, verlangen keine Wartung, und wenn ſelbige alle drey Jahre verpflanzet werden, kann man ſie durch die Wurzelbrut leicht vermehren.

Knoblauchkraut.

Leuchel, Läuchel, Saftkraut, Salſekraut, Saßkraut, Germſel, Rampen, Ramſpelwurzel. Dieſe Pflanze iſt von einem Geſchlechte zu dem andern verwieſen, auch als ein eigenes angeſehen worden. Raius und Rivinus nennen ſelbige Alliaria. Tournefort vereinigte ſolche mit der Nachtviole, und nennete ſie Heſpris allium redolens; Hr. von Linné aber mit dem Wegſenffe, und Herr von Haller mit der Raucke. Man kann hierbey am füglichſten dem Herrn von Linné folgen, wie denn auch Herr von Haller in der Hiſt. Stirp. Helvet. die Pflanze mit dem Wegſenfſe vereiniget. Doch behauptet Scopoli, daß ſolche nicht dahin, ſondern zur Raucke müſſe gerechnet werden. Ein eigenes Geſchlecht läßt ſich nicht füglich daraus machen. Es wächſt dieſe jährige, auch wohl zuweilen zweyjährige Pflanze, welche bey Herr von Linné Eryſimum alliaria heißt, häufig an ſchattichten Orten, an Zäunen und Mauern, und blühet den Sommer über. Die ſäſerichte Wurzel treibt einen aufrechtſtehenden, zween bis drey Fuß hohen, und mit aufrechtſte-

rechtſtehenden Zweigen beſetzten, rauchen Stängel. Die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind herzförmig, zugeſpitzet, und ſcharf eingekerbet. Die Zweige endigen ſich mit einer lockern Aehre. Die Blüthe beſteht aus vier abfallenden, weißlichten Kelch-, und vier weißen, creutzweiſe geſtellten Blumenblättern, zween kürzern und vier längern Staubfäden, und einem Griffel mit etwas dickern Staubwege. Am Boden der längern Staubfäden liegt auf jeder Seite eine Drüſe. Die Frucht iſt eine lange, viereckichte Schote, an welcher die zwo Seitenecken merklicher, als die zwo innerlichen ſind. An der Scheidewand ſitzen viele länglichte ſchwarze Saamen. Die ganze Pflanze giebt, ſonderlich wenn man ſie zerquetſchet, einen ſtarken knoblauchartigen Geruch von ſich, und wird daher auch den Beſtandtheilen und der Wirkung nach, mit dem Knoblauch und Lachenknoblauch übereinkommen; daher, und weil ſolche häufig bey uns anzutreffen, ſollte man ſelbige nicht verachten, vielmehr in den Apotheken einzuführen, bemühet ſeyn. Es haben auch einige Aerzte dieſelbe angeführet, und bey verſchiedenen Krankheiten gelobet. Die Bauern in England eſſen die grünen Blätter mit Butterbrod, um dadurch den Abgang des Urins zu befördern. Der ausgepreßte Saft iſt ein kräftiges Wundmittel, ſonderlich bey alten unreinen Schäden. Hildanus lobet ſolche wider den Brand, Chomel in krebshaften Geſchwüren, und Boerhaave beſtätiget beydes durch eigene Erfahrung.

Knobleblume.

S. Nießwurzel.

Knochen.

Bein, Gebeine, Os, Oſſa. Dieſes ſind unter allen ſogenannten feſten oder ſoliden Theilen eines jeden thieriſchen Körpers die härteſten, ſprödeſten, trockenſten und zerbrechlichſten, am wenigſten biegſam, und für ſich betrachtet, aller Empfindung beraubet. Sie machen gleichſam die Grundlage des ganzen Körpers aus, und dienen daher vornehmlich demſelben zur Stütze, und den weichen Theilen insbeſondere zur Befeſtigung und, ſo zu reden, zu einem feſten Ruhepuncte; daher denn auch von ihnen die Einſchränkung und Mäßigung aller willkührlichen Handlungen abhängt. Die Beſtandtheile derſelben hat man durch allerhand angeſtellte chymiſche Verſuche entdecket, und nach dieſen befunden, daß ſie beſonders erdichte, öllichte, und wäſſerige Theile in ſich enthalten, worzu einige auch noch ein geiſtiges Weſen hinzurechnen, das ſich nochmals

in

in einzelne wäſſerige, ſalzige, und ölichte Theile auflößen läßt. Einige nehmen nur die erdichten Theile als wahre und eigenthümliche Beſtandtheile der Knochen an, und verwerfen jene gänzlich, und berufen ſich darauf, daß dieſe zwar durch Hülfe des Feuers aus ihnen herausgezogen worden, könnten aber im Grunde nicht ſowohl in den Knochen, als vielmehr in denen in den Zwiſchenräumen liegenden Gefäßen, oder als ein ölichter markichter Saft, in den Knochenhöhlen befindlich geweſen ſeyn, und folglich zum Weſen des Knochens ſelbſt gar nicht gehören. Unleugbar iſt es inzwiſchen, daß der genaue Zuſammenhang der erdichten Theile von einem dazwiſchenkommenden leimichten oder gallertartigen flüßigen Weſen herrühre, und daß man dieſes nicht nur durch einen beſondern Handgriff im Kochen, nämlich durch die künſtliche Papinianiſche Maſchine herausziehen könne, ſondern daß auch, ſobald es ſich in einem Knochen, den man der freyen Luft eine Zeitlang ausgeſetzet, nach und nach verzehret hat, derſelbe in bloße erdichte Stückchen, und in dergleichen Staub, welcher keiner weitern Auflöſung oder Veränderung fähig, von ſich ſelbſt zerfalle. Aus dieſer Verbindung erdichter und leimichter, oder gallertartiger Theilchen entſtehen einzelne, harte, ſteife, ſpröde, knöcherne Faſern, welche zuſammengenommen, und gleichſam bündelweiſe neben einander geleget, und mit einander vereiniget, knöcherne Scheibchen ausmachen, die ebenfalls ſchichtenweiſe über einander liegen, und vermittelſt quer durchlaufender Fiebern ferner mit einander befeſtiget ſind. Aus der verſchiedenen Lage und Richtung dieſer knöchernen Fiebern entſteht denn nun ein doppelter Umfang der Knochen, und daß derſelbe entweder eine mehr breite Fläche erhält, oder eine länglichte und walzenförmige Geſtalt bekömmt, deswegen man ſie überhaupt alle, entweder als breite oder flache Knochen, oſſa plana, oder als runde röhren- oder walzenförmige, oſſa rotunda ſ. cylindracea, anzuſehen hat. Jene, die breiten Knochen haben eine ſehr vielfache und ungleiche Geſtalt, und ſind bald drey- oder viereckicht, bald zirkelrund, würfelförmig, kugelrund, u. ſ. w. Man unterſcheidet an einigen derſelben, beſonders an ſolchen, welche ganz flach ſind, die auswendige Knochentafel, tabula externa, von der inwendigen, die man ihrer Sprödigkeit wegen auch die gläſerne Tafel, tabula interna, ſ. vitrea, zu nennen pfleget, und das zwiſchen beyden befindliche, hohle und fächerichte, und im natürlichen Zuſtande mit einer ölichten

Feuch-

Feuchtigkeit erfüllte Weſen oder ſo genannte Mittelmark, meditullium, das beſonders bey den Knochen des Hirnſcheidels ſtatt findet. Die walzenförmigen Knochen unterſcheiden ſich von jenen ſowohl durch ihre mehr gleiche und länglichte Geſtalt, als auch vornehmlich durch eine große innerliche Höhle, welche bey ihnen mitten durch geht, und welche ſich gemeiniglich an beyden äußerſten Enden in ein fächerichtes Zellgewebe verliert. Das Mittelſtück oder der Körper, diaphyſis, machet an beyden Arten der Knochen den vornehmſten und größten Theil aus, iſt faſt mehrentheils am härteſten und dichteſten, gelanget am erſten zu ſeiner Vollkommenheit, und kann füglich als der Mittelpunct, nucleus, angeſehen werden, von welchem ſich bey dem Wachsthume und Erzeugung der Knochen die Knochenmaterie nach allen übrigen äußern und entferntern Gegenden deſſelben ergießt. Außerdem unterſcheidet man ſowohl an den walzenförmigen als flachen Knochen verſchiedene Hervorragungen und ungleiche Erhabenheiten, welche eigentlich zu dem Körper des Knochens gehören, mit demſelben ein Ganzes ausmachen, und eben ſo wie die Aeſte und Knoten, die aus einem gemeinſchaftlichen Stamme herausgehen, anzuſehen ſind. Sie kommen nicht nur um und an dem Körper derſelben, ſondern auch bisweilen an beyden äußerſten Enden, und ſogar bey einigen an den Rändern zum Vorſcheine, haben eine ſehr mannichfaltige Geſtalt, vergrößern allemal den Hauptumfang des Knochens, und ſind unter dem Namen der Fortſätze oder Erhöhungen, Apophyſes ſ. proceſſus, bekannt. Obſchon dieſelben wirklich aus dem Körper des Knochens ihren Urſprung nehmen, ſo haben ſie doch ſelten mit demſelben einerley Weſen und Feſtigkeit, ſondern ſind faſt mehrentheils von lockerer und ſchwammichter Subſtanz, und erhalten, nach Beſchaffenheit ihrer äußerlichen Geſtalt, oder ihrer Lage, oder ihres beſtimmten Nutzens, verſchiedene Benennungen. Ueberhaupt aber dienen dergleichen Fortſätze ſowohl ein vollkommenes Gelenke, oder eine ungelenkbare Verbindung und unbeweglichen Zuſammenhang eines Knochens mit dem andern zu bewerkſtelligen, als auch die Muſkeln und Sehnen zu einer bequemen Stütze und Befeſtigung, und oftmals zu ihrem erſten und vorzüglichſten Bewegungspuncte, ingleichen andern nahe gelegenen Theilen zu ihrer Beſchützung. Gleichwie nun in einem völlig ausgewachſenen Körper ein jeder Knochen ein ganzes Stück ausmacht, ſo findet man hingegen bey Kindern und im jüngern Alter, daß die-

dieſelben oftmals aus einzelnen Stücken beſtehen, und daß ſelbige durch einen darzwiſchen liegenden Knorpel zuſammenhängen. Beſonders findet dieſes bey den nur beſchriebenen Fortſätzen ſtatt, die zu der Zeit nicht mit dem Knochen genau und ganz verwachſen, ſondern als einzelne, und nur vermittelſt einem Knorpel verbundene Theile erſcheinen, und welche man darum Anſätze, Epiphyſes, zu nennen pfleget. Außerdem daß in dieſem lockern Zuſammenhange dieſer Anſätze der Grund zu einer deſto bequemern Ausdehnung und Verlängerung des Knochens in ſeinem künftigen Wachsthume liegt, ſo hat auch die vorſichtige Natur den leicht zu befürchtenden Brüchen ſolcher weichen und einer äußerlichen Gewaltthätigkeit nicht genugſam widerſtehenden Knochen auf ſolche Art vorbauen wollen, daher denn ſolche Anſätze mit der Zeit, ſo bald nämlich der dazwiſchen liegende Knorpel härter und knochicht geworden, gemeiniglich ſich in wirkliche Fortſätze verwandeln.

Unter die verſchiedenen Vertiefungen und Höhlen, welche ſich auch noch an den Knochen äußern, gehören ſowohl Gelenkhohlungen, cauitates articulares, als gelenkloſe Höhlen, cauitates non articulares, welche bald äußerlich bald innerlich zum Vorſchein kommen. Manche Gelenkhohlungen ſind außerordentlich weit und tief, und machen, beſonders im natürlichen Zuſtande, vermittelſt einer am Rande befindlichen knorplichten Einfaſſung einen ſehr großen Raum aus, welche man eine Pfanne, acetabulum, ſ. cotyle, nennt, andere hingegen ſind ganz flache Gelenkhöhlen, cauitates glenoideae. Die gelenkloſen Höhlen, welche man bisweilen äußerlich an den Knochen bemerket, ſind ihrer Geſtalt und Größe nach ſehr verſchieden, und ſtellen entweder eine bloße Grube oder Gruft, fouea, oder eine mehr oder weniger tiefe Furche, foſſa ſ. ſulcus, bald einen Canal oder Gang, canalis ſ. ductus, bald ein großes oder auch wohl nur ein ſehr enges Schweiß- und Luftloch, foramen, ſ. porus, bisweilen eine bloße Kerbe oder Spalt, inciſura ſ. fiſſura, und manchmal eine geringe ſchmale Schleimhöhle, ſinus, und dergleichen vor. Zu den innerlichen gehöret vornehmlich die inwendige große Höhle, cauitas maior interna, oder eigentliche Markhöhle, cauitas medullae, welche nirgends anders als in der Mitte der länglichten oder walzenförmigen Knochen vorkömt, und einen langen Canal vorſtellet, der ſich längſt dem mittlern Theile des Knochens gegen deſſen beyde Enden zu erſtrecket, faſt allenthalben gleich weit und übri-

gens an Größe der Beſchaffenheit des Knochens gleichförmig iſt. Gegen die beyden Enden eines ſolchen walzenförmigen Knochens verändert ſich dieſe große Markhöhle in kleinere Fächer, welche nämlich vermittelſt hin und her laufender knochichter Fibern und daraus formirter leerer Plätze, allerhand kleine Knochenzellen, cellulae, vorſtellen, und die man als die zwote Art der inwendigen Knochenhöhlen anzuſehen hat. Man findet aber auch dergleichen Fächer und Knochenzellen in andern breiten, flachen und runden Knochen, woſelbſt ſie in der Mitte hin und wieder mehr oder weniger angetroffen werden. Es giebt auch noch überdieſes inwendig Löcher, welche, wenn ſie anſehnlich groß ſind, allemal Oeffnungen gewiſſer Canäle ausmachen, die kleinen aber, und ſolche, die mit bloßen Augen nicht bemerket werden können, nur bloße Schweiß- oder Luftlöcher abgeben. Aus den Erfahrungen und Beobachtungen der Naturforſcher erhellet inzwiſchen, daß die Erzeugung der Knochen erſt gegen den dritten Monath nach der Empfängniß in einer jedem Frucht geſchehe, und daß man vor dieſer Zeit nichts, als einen bloßen unförmlichen Schleim antreffe. Von der eigentlichen Bildung und Entſtehungsart der Knochen machet man ſich gemeiniglich folgende Vorſtellung, als ob zuerſt Faſern, hernach dünne Häute entſtünden, welche ſich ſchichtenweiſe über einander legen, woraus anfänglich eine zwar dichte doch weiche Haut, aus dieſer ein weicher Knorpel und endlich wirklich nach und nach ein harter und feſter Knochen erzeuget würde. Man iſt auch in ſo fern ſehr verſchiedener Meynungen, ob nämlich die Knochen bloß aus Häuten oder bloß aus Knorpeln, oder aus Knorpeln und Häuten zugleich, oder auch nur aus dem äußerlichen und innerlichen Beinhäutchen entſtehen und ihren Urſprung nehmen. Am wahrſcheinlichſten iſt es inzwiſchen, daß aus dem Blute diejenige gallertartige, leimichte und ſchleimichte Knochenmaterie, welche nebſt den groben erdichten Theilchen den Knochen ſelbſt ausmachet, durch beſondere darzu beſtimmte zuführende Gefäße abgeſondert und zwiſchen der knorplichten und häutichten Subſtanz abgeſetzet werde, und daß dieſe, nachdem der dünnere Theil, welcher zur Erzeugung der Knochen nicht geſchickt genug iſt, zur allgemeinen Blutmaſſe wieder zurück gefloſſen, nach und nach in knochichte Fibern anſchieße, und alſo der Knochen ſelbſt nicht ſowohl aus Knorpeln und Häuten, als vielmehr in und zwiſchen beyden entſtehe und wachſe. Je mehr und wirkliches Blut deswegen ein

thieriſcher Körper, und je größere Gefäße derſelbe hat, deſto vollkommenere und härtere Knochen werden ſich auch an demſelben bemerken laſſen. Dieſes iſt vielleicht die wahrſcheinlichſte Urſache, warum die Gräten der Fiſche, ingleichen die Knochen der Amphibien, Inſecten und kleinern Thiere mehr knorpelartig und weniger feſt ſind, ohnerachtet ſie an den Wallfiſchen, als den größten unter dieſen Thierarten, andern an Feſtigkeit und Härte nichts nachgeben, weil nämlich dieſe Thiere unter den Fiſchen das größte Herz, die größten Gefäße und das meiſte Blut haben. Am deutlichſten erhellet dieſes aus dem Geſchlechte der Würmer, welche gar keine Knochen haben, weil ſie das unvollkommenſte Herz beſitzen, und als blutloſe Thiere anzuſehen ſind. Bey den Schalthieren ſcheint das äußere kalchichte Gehäuſe die Stelle der Knochen zu vertreten. Dem äußerlichen Anſehen nach haben die friſchen Knochen, beſonders in der Jugend, und diejenigen, welche ſchwammichter Art ſind, eine blaßrothe Farbe, welches von den häufigen großen und durchſcheinenden Blutgefäßen herrühret, andere aber, welche von dichterer Subſtanz ſind, fallen im Alter mehr ins graue und weiße, welches theils dem härtern und dickern Knochenſafte, theils denen zu ſolcher Zeit engern und weniger durchſichtigen Nahrungsgefäßen zuzuſchreiben iſt.

Die eigentliche und beſtändige Anzahl der ſämmtlichen Knochen könnte man alſo in einem völlig ausgewachſenen Körper füglich auf 238 beſtimmen, und wäre alsdenn die Berechnung folgende:

Zum Kopfe gehören 61 Knochen, worunter

8 Hirnſcheidelknochen,
6 Gehörknöchelchen,
14 Vorderhaupts oder Geſichtsknochen, worzu nämlich die untere Kinnlade mit zu rechnen.
32 Zähne,
1 Zungenbein.

Zum Stamme überhaupt 53 Knochen, als

24 Wirbelbeine,
24 Rippen,
1 Bruſtknochen,
1 Creuzknochen oder Heiligbein;
1 Schwanzbein,
2 Ungenannte Beine.

Zu den beyden obern Extremitäten oder Gliedmaßen 64 Knochen, nämlich

2 Schulterblätter,
2 Schlüſſelbeine,
2 Oberarmbeine oder Achſelknochen.
2 Ellenbogenröhren,
2 Spindelknochen,
16 Handwurzelbeine,
8 Mittelhandknochen,
30 Fingerglieder.

Zu

Zu den beyden untern Extremitäten oder Gliedmaßen 60 Knochen, als

2 Schenkelknochen,
2 Schienenknochen,
2 Schienenröhren,
2 Knieſcheiben,
14 Fußwurzelknochen,
10 Mittelfußknochen,
28 Zehenglieder.

Einige vermehren auch dieſe Anzahl, indem ſie nicht nur die vier Knorpel des Luftröhrenkopfes, ſondern auch die ſämmtlichen linſenförmigen Knöchelchen, oſſicula ſeſamoidea, der Hauptſumme derſelben mit beygeſellen. Da aber die erſtern eigentlich unter dem Namen der Knorpel überall bekannt ſind, und nur erſt im hohen Alter völlig knochicht zu werden anfangen, und die letztern weder in allen Körpern noch wenigſtens in einer beſtändigen feſtgeſetzten und beſtimmten Anzahl ohne Ausnahme angetroffen werden, ſo hat man nur die Anzahl der Knochen, in wiefern ſolche beſtändiger und weniger Abweichungen ausgeſetzet iſt, hiermit angeben wollen.

Endlich ſind auch noch die Knochen insgeſammt mit zwey ſehr nothwendigen und wichtigen Stücken verſehen, nämlich mit der Knochenhaut oder Beinhäutchen und mit dem Knochenmarke, wovon das erſte eine wirkliche Einfaſſung oder Knochenfutteral ausmachet, letzteres aber gleichſam das Knocheneingeweide vorſtellet. Die Knochenhaut oder das Beinhäutchen, Perioſtium, iſt ein zwar ziemlich dichtes aber hin und wieder ungleich dickes, und mehr oder weniger durchſichtiges und höchſt empfindſames häutichtes Gewebe, welches theils aus über einander liegenden Schichten häutichter Faſern, theils aus querdurchflochtenen feinen Gefäßen und zarten Nervenfäden beſteht. Dieſe Haut umgiebt nicht nur beyde Oberflächen der Knochen, ſondern erſtrecket ſich auch bis auf die ungleichen Erhabenheiten und Vertiefungen derſelben und hängt an ihnen mehr oder weniger locker oder feſte an. Man theilet ſie daher in die äußerliche und innerliche Knochenhaut, Perioſtium externum, ſ. internum. Jene, die äußerliche, liegt allemal an der auswendigen Seite des Knochens, die ſie unmittelbar berühret und iſt am Hirnſcheidel unter dem beſondern Namen der Hirnſcheidelhaut, Pericranium, bekannt. Es giebt auch Stellen, wo ſie die äußerliche Fläche des Knochen ganz verläßt, und ſich an deſſen ſtatt entweder über den daſelbſt befindlichen knorplichten Ueberzug unter dem Namen des Knorpelhäutchens, Perichondrium, oder an die angewachſenen Bänder und Sehnen als eine Bandhaut, Perideſmium,

unmittelbar hinwegſchleicht; ſo iſt ebenfalls derjenige Theil der Zähne, welcher aus der Kinnlade hervorraget und überhaupt ein jeder Ort, der durch die ſtarke Bewegung eines Gelenkes immerfort gerieben oder ſonſt gedrücket wird, von dieſem äußerlichen Beinhäutchen allemal ganz entblößet. Die inwendige Knochenhaut, welche vor jenem viel zärter und dünner iſt, umzieht nicht nur allemal die inwendige Höhle eines walzenförmigen, ſondern auch eben dieſelbe Seite und alle einzelne Stückchen und Fäden eines jeden andern Knochen, und dringt ſogar bis in die innerlichen Zellen und Fächer der ſchwammichten Subſtanz, die einzige innerliche Fläche des Hirnſcheidels ausgenommen, welche bloß mit der harten Hirnhaut ausgefüttert iſt, und weswegen einige Zergliederer das Beinhäutchen für einen Abkömmling der harten Hirnhaut haben anſehen wollen. Da in dieſer letztern das Knochenmark eingeſchloſſen iſt, ſo wird ſie auch manchmal die innerliche Markhaut, membrana medullaris interna, genannt. Die Befeſtigung beyder angegebenen Häute mit dem Knochen wird eigentlich, theils durch hin und wieder abgehende einzelne Faſern, theils durch ſowohl große als kleinere Gefäße bewerkſtelliget, welche entweder durch die Schweißlöcher oder durch andere größere Oeffnungen hin und her zu und von den Knochen abgehen. In wiefern nun dieſes Knochenhäutchen mittelbarer Weiſe zur Erzeugung der Knochen etwas beytrage, iſt bereits oben angezeiget worden, und da eine große Anzahl abführender und zuführender Gefäße vermittelſt deſſelben mit dem Knochen ſelbſt in der genaueſten Verbindung ſtehen, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß daſſelbe vielleicht das vornehmſte Werkzeug zur Abſonderung der Knochenmaterie abgebe. Endlich läßt ſich auch daraus, weil das Knochenhäutchen gegen die Knochenanſätze überaus feſt anhängt, deutlich abnehmen, es müſſe daſſelbe in der Grenzbeſtimmung und eigentlichen Bildung der Knochen ganz beſondern Nutzen leiſten, und folglich allerhand unförmlichen, übeln, ungeſtalteten Auswüchſen oder andern dergleichen Wachsthumsfehlern zuvorkommen.

Das andere Stück, welches ebenfalls noch zu den Knochen gehöret, iſt das Knochenmark, medulla oſſium, oder dasjenige, mehr oder weniger flüßige, fettige und ölichte Weſen, welches ſich in den inwendigen großen Höhlen oder fächerichten Zwiſchenräumen und Zellen befindet. Es wird daſſelbe nicht nur von der innerlichen Knochenhaut gleichſam eingeſchloſſen, ſondern auch in einem

überaus feinen und zarten Zellgewebe enthalten, welches lauter kleine Bläschen oder Fächerchen vorſtellet, die alle unter einander in gemeinſchaftlicher Verbindung ſtehen und mit ſaubern Gefäßchen durchflochten ſind. Man unterſcheidet es in das dicke Mark, medulla in maſſis, und in das dünnere oder ſo genannte Markſaft, medulla in moleculis ſ. ſuccus medullaris. Das erſtere findet man in der inwendigen großen Höhle der röhren- oder walzenförmigen Knochen, woſelbſt es beynahe ein einziges und beſonderes Stück ausmachet, und nur aus andern einzelnen und kleinern Stückchen oder Klumpen zuſammengeſetzet zu ſeyn ſcheint, welche alle ſowohl in einer äußerlichen und gemeinſchaftlichen Haut als in einem innerlichen beſondern fächerichten Zellgewebe eingeſchloſſen ſind. Das andere, welches überaus flüßig iſt, und noch außerdem röther ausſieht als jenes, kömmt ſowohl in den ſchwammichten Enden der länglichten walzenförmigen Knochen, als auch in der Mitte aller übrigen zum Vorſchein. Es wird zwar auch in allerhand häutichten Fächern oder Bläschen enthalten, aber es ſind dieſe nicht ſo wie die Fächerchen des dicken Markes in einer gemeinſchaftlichen oder äußern Haut zuſammen eingeſchloſſen, ſondern ein jedes Klümpchen derſelben ſitzt für ſich allein in einem knöchernen Fache oder leeren Zwiſchenraume. Die Abſonderung dieſes Saftes geſchieht, ſo wie aller übrigen Feuchtigkeiten überhaupt, aus dem Blute, und beſonders von deſſen feinſten ölichten Theilchen. Es beweiſen ſolches die wirklichen Blutgefäße des Knochenmarks, welche durch die verſchiedenen Löcher und Oeffnungen der Knochen von außen hindurchgehen, bis in die innerſten Höhlen derſelben dringen, daſelbſt von einem Ende zu dem andern ſich hin und her verbreiten, in der inwendigen Knochenhaut aufs neue zum Vorſchein kommen, deren letztere Enden wahrſcheinlicher Weiſe dieſen ölichten Saft in die Markfächerchen ſelbſt abſetzen, von dannen vielleicht einſaugende und zurückführende Gefäße nach außen zu wieder abgehen mögen. Man kann es nicht für eine ausgemachte und beſtimmte Sache annehmen, ob das Knochenmark zur Erhaltung und Nahrung der Knochen etwas beytrage, oder doch wenigſtens in den erſtern und jüngern Jahren die Erzeugung und Ausbildung derſelben befördern helfe. Deſto gewiſſer aber iſt es, daß dieſes ölichte und flüßige Weſen, indem es in alle Theile, und in die feinſten Zwiſchenräume der Knochen eindringt, deſſen ſteife Fibern geſchmeidiger mache, alſo ſowohl dem ſchädlichen Aus-

trocknen als den leicht zu befürchtenden Beinbrüchen auf ſolche Art zuvorkomme. Und eben darum hat auch vielleicht die Natur die walzenförmigen Knochen, welche nur allein in den Extremitäten anzutreffen, und welche einer mehr anhaltenden und ſtärkern Bewegung als andere Knochen unterworfen ſind, mit größern Höhlen, und dieſe hinwiederum mit einem dickern Marke verſehen, damit nämlich, ſelbſt bey dem heftigſten Angreifen der Glieder, der Vorrath dieſer ſchlüpfrigmachenden Materie niemals ganz erſchöpfet werden möchte. Man iſt deswegen auch auf die Meynung gefallen, daß daſſelbe durch den knorplichten Ueberzug der Knochenanſätze durchſchwitze und ſolchergeſtalt die fettige Gelenkſchmiere vermehren helfe. Einige rechnen das Knochenmark zu den feſten, andere zu den flüßigen Theilen des Körpers; es gehöret aber mit mehrerm Rechte zu den letztern, weil es im natürlichen geſunden Zuſtande und in lebendigen Thieren allemal fließend und mehr dünne angetroffen wird.

Knochenbrecher.

S. Beinbrechgras.

Knochenhaut.

S. Knochen.

Knochenkern.

S. Fieberwurzel.

Knochenmark.

S. Knochen.

Knöpſchen.

Unter den geſäumten Porzellanſchnecken erhalten zwo Arten dieſen Namen, und um ſolche von einander zu unterſcheiden, heißt eine

das körnichte Knöpſchen, Cypraea cicercula L. Die Schale iſt nicht größer als eine Erbſe, an den Enden ſaffrangelb, auf dem Rücken etwas purpurfärbig, und mit erhabenen Körnchen beſetzet.

Das glatte Knöpſchen, Cypraea globulus L. iſt der Geſtalt und Größe nach der vorigen gleich, hat auch an den Enden eine vorragende Schnauze, und wenn dieſe heruntergeſchliffen worden, ſieht ſie einem Knöpſchen ähnlich; die Schale aber iſt bey dieſer glatt, weiß oder gelblicht. Sie heißt auch Perlchen und kommen aus Oſtindien.

Knöpſchenfarn.

Knöpſchenfarn iſt ein neu Geſchlecht, welches Herr von Linné Trichomanes genennet. Die unter dieſem lateiniſchen Namen ſonſt bekannte Pflanze heißt man gemeiniglich Wiedertodten, gehöret zu dem Geſchlechte der Hirſchzunge, und iſt in Anſehung der Lage und Geſtalt der

Befruchtungswerkzeuge von dem Knöpfchenfarn gänzlich unterſchieden. Bey dieſen ſitzen ſelbige einzeln an dem Rande des Blattes, und jedes Knöpfchen iſt mit einer ſpitzigen Vorragung beſetzet. Herr von Linne' führet eilf Arten an, welche aber alle bey uns unbekannt ſind.

Knötelbaum.

S. Birnbaum.

Knöterich.

Unter dieſem Namen verſtehen wir das Geſchlecht Spergula L. indem die gemeine Art faſt überall in Sachſen damit beleget wird. Planer und andere wählen Spark zum Geſchlechtsnamen. Herr v. Haller vereiniget ſolches mit dem Vogelmeier, Alſine, und Scopoli mit dem Meirich oder Stellaria. Der Kelch beſteht aus fünf eyförmigen, ſtumpfen, vertieften und ſtehenbleibenden Blättchen; die fünf Blumenblätter ſind von gleicher Geſtalt, aber größer und nicht zerſchnitten; wodurch ſich dieſes Geſchlecht von dem ſonſt ähnlichen Hornkraute unterſcheidet. Die Zahl der Staubfäden iſt nicht einerley, man findet derſelben zehn, auch nur fünf, ſo wie von den Griffeln fünf und drey. Das trockene Saamenbehältniß öffnet ſich mit fünf Klappen, zeiget aber nur einfach, und enthält viele plattgedrückte, kugelförmige, und mit einem beſondern Rande eingefaßte Saamen. Der Sandſpergel führet auch zuweilen den Namen Knöterich, ſo wie unſer Knöterich von andern auch Sandſpergel genannt wird. Ueberhaupt merken wir an, wie beyde Geſchlechte viele andere Namen erhalten, und bald dieſes, bald jenes, oder auch nur eine und die andere Art darunter verſtanden werde. Wir wollen die gewöhnlichſten hier zugleich anführen, und überlaſſen jedem aus der Beſchreibung zu urtheilen, welche eigentlich darunter verſtanden werden möchte. Dieſe ſind: Spurie, Spurree, Spurgel, Spergel, Spark, Sperk, Knerich, Knebel, Mariengras, Läuſegras, Steinleberkraut, Herzfreund, Nettekamm. Herr von Linne' führet fünf Arten Knöterich an. Wir bemerken davon:

1) den großen quirlförmigen Knöterich mit zehn Staubfäden, Spergula arvenſis L. Iſt eine ſehr gemeine Pflanze, und faſt die erſte und letzte auf unſern Aeckern. Sie wächſt zwar in einem guten Mittelboden, auch im fetten Wieſengrunde, und auf ſchwerem Acker, am gewöhnlichſten aber im Sande, der Boden mag bearbeitet und gedünget ſeyn, oder nicht. Die einfache, dünne, fäſerichte, weiße Wurzel geht von etlichen Zollen bis auf einen halben Fuß

gerade unter ſich in dem lockern Sande, und dauert eigentlich nur wenige Monathe, wenn aber das Kraut zeitig abgeſchnitten oder abgeweidet wird, erneuert ſich ſolches leichtlich, beſtaudet ſich, und alsdenn dauert die Wurzel faſt das ganze Jahr hindurch. Die Anzahl und Länge der Stängel iſt nach dem Boden verſchieden. Sie ſtehen anfangs aufgerichtet, hernach werden ſie ſchräger, und viele liegen auf der Erde geſtrecket. Auf dem Sande und bey warmer Witterung ſind ſie ſchwach, niedrig und einzeln, nach Regen und bey feuchtem Wetter vermehren ſie ſich häufig, und ihre Höhe beträgt fünf bis ſechs Zoll. Auf gedüngten Sandäckern beſtaudet ſich dieſer Knöterich ſtark, und erlanget eine Höhe von ein bis anderthalb Fuß. Die Stängel ſind rund, glänzend, nach oben zu mit Haaren beſetzet, grün oder braun, ſie haben viele Knoten, aus welchen Nebenzweige hervorbrechen, und welche wirtelförmig mit acht, zehn, auch mehrern ſchmalen, runden, unterwärts der Länge nach aufgeſchnittenen, etwas rauchen und glänzenden Blättern beſetzet ſind. Die Blumen ſtehen auf äſtigen und nackenden Stielen. Die Kelchblättchen ſind ausgebreitet, am Rande weiß; die Blumenblätter milchfärbig; die Staubfäden gemeiniglich fünf, zuweilen auch ſieben, acht bis zehn; und die ſchwarzen Saamen mit einem ſchmalen Ringe umgeben. Wenn der Saame reif zu werden beginnet, biegen ſich die Stiele rückwärts, und die Früchte hangen unterwärts. Die ordentliche Blüthzeit iſt der Juli und Auguſt, und die Saamen reifen zu Ausgange des letztern Monaths; doch findet man auch blühende Stöcke zu anderer Zeit, und nach den Umſtänden, giebt es frühen, ſpäten, Sommer und Winter Knöterich. Man unterſcheidet auch den wilden und zahmen, der letztere entſteht als eine natürliche Abänderung aus dem erſten, wenn man ihn beſonders anbauet.

Die andere, oder

2) der kleine quirlförmige Knöterich mit fünf Staubfäden, Spergula pentandra L. iſt der vorigen gar ähnlich an Stängeln und Blättern, aber viel kleiner und feiner, und zeiget in der Blume nur fünf Staubfäden, und drey Griffel. Er wächſt ebenfalls bey uns häufig, und iſt im Frühlinge auf unfruchtbaren trocknen Sandfeldern, und um die Landſtraßen in Menge zu finden.

Beyde Arten haben keinen Geruch, und der ſüßlich wäſſerige, kühlende Geſchmack iſt ſchwach; doch werden beyde nicht allein als ein gutes Futterkraut angewendet, ſondern könnten auch als

ein Arzneymittel gebrauchet, mit dem Spinat und andern dergleichen verglichen, und der ausgepreſſete Saft als ein kühlendes, verdünnendes und eröffnendes Mittel, bey Verſtopfung der Eingeweide, angeordnet werden. Der mehlichte und nährende Saamen iſt etwas bitterlich, und wurde ehedem für ein Brechmittel ausgegeben, und ob er ſchon dergleichen nicht iſt, wollen ihm doch andere eine große Schärfe zuſchreiben. Bey dem Viehe giebt der Knöterich nicht ein bloßes Nahrungsmittel ab, ſondern auch ein Arzneymittel, welches daſſelbe geſund erhält, und das ausgezehrte hinfällige wieder herſtellet. Den Vorzug, welchen der Knöterich im trocknen ſandigen Boden bey Unterhaltung des Viehes vor vielen Futterkräutern hat, beſteht, nach Herr Hofrath Gleditſchens Angeben, darinnen: 1) daß er in einem ſolchen unfruchtbaren Sandboden oder Flugſande von ſelbſt wächſt, und wenn man die Jahreszeit und Witterung in Acht nimmt, an ſolchen Oertern kann geſäet und erzogen werden, in welchen ſonſt keine andere, zur Fütterung dienliche, Gewächſe Nahrung finden. 2) Er alsdenn ſowohl dem melkenden als dem Zugviehe und den Schaafen die meiſte Zeit im Jahre noch immer eine grüne Fütterung geben kann, wenn im Felde weder Gras noch andere Kräuter mehr zu finden ſind; eben dieſe Dienſte leiſtet er im Frühlinge auf der Weide, ehe ſich andere Gewächſe zeigen. 3) Man ſolchen etlichemal zu verſchiedener Jahreszeit ſäen und nutzen kann. 4) Man ſich deſſen in abgehägten ſandigen Ländereyen ſehr wohl bedienen kann, die das Vieh nach und nach abhüten, und zugleich düngen ſoll, zu welchem Ende daſſelbe auf eine gewiſſe Weite aus einander angepflöcket, geſpannet, und wie gewöhnlich, fortgerücket wird. 5) Sich das Rindvieh bey dieſer Fütterung geſund und munter erhält, und gut bey Leibe bleibt. 6) Das melkende Vieh davon reichlich Milch und gute Butter giebt, die ſonſt in ſolchen ſchlechten Gegenden die wenigſte Zeit im Jahre zu erhalten iſt. Man kann den Knöterich nicht allein friſch, ſondern auch trocken verfüttern. In England und in den Niederlanden iſt der Saame am gebräuchlichſten, theils friſch, theils getrocknet. Man kann auch damit das Flügelwerk wohl mäſten. In Braband wird die zwote Art vorzüglich angebauet. Sie ſoll weit nahrhafter als die erſte ſeyn, und man glaubet beſonders, daß ſie den Schaafen zu Erzeugung der feinen Wolle zuſtatten komme; welches aber nicht genugſam erwieſen iſt, und vielleicht die erſte Art den Vorzug

behalten möchte. Ueberhaupt aber iſt nicht anzurathen, den Knöterich an ſolchen Oertern, wo man andere gute Weiden, Wieſewachs, Wickfutter, Klee, Esparcette und dergleichen haben kann, anzubauen und anzupreiſen, denn vor allen dieſen verdienet es keinen Vorzug, und kann alsdenn billig entbehret werden. Wo aber die Natur den Anbau beſſerer Futterkräuter verſaget hat, daſelbſt kann er vortheilhaft angebracht werden. Es iſt auch ein Unterſchied zwiſchen dem wilden auf unfruchtbarem Boden gewachſenen, und auf beſſerm Lande erzogenen zahmen Knöterich. Die zahme, fette und grünende Pflanze kömmt den läſtigen Zug- und melkenden Rindvieh überaus wohl zu ſtatten, da die wilde und weniger geil wachſende auf den Triften für die Schaafe beſſer iſt. Doch dienet auch der beſſere Knöterich zu Mäſtung des Schaafviehes, und in England pfleget man die Hammel, oder ander Märzvieh, in verſchloſſenen Aeckern im Knöterich weiden zu laſſen, ehe man ſie ſchlachtet, damit ſie ſich fett freſſen, und ein wohlſchmeckendes Fleiſch erhalten. Will man von dem Knöterich Saamen einſammeln, oder ſolchen trocken verfüttern, wird er mit der Senſe abgemähet, des Morgens gewendet, abgetrocknet, und des Abends nach der Scheuer gebracht, woſelbſt er etliche Wochen liegen bleibt, bis die Stängel zähe genug geworden ſind, damit ſie beym Ausdreſchen nicht kurz und klein geſchlagen werden. Der ausgedroſchene Saame wird beſonders verwahret, geſtampfet, oder klein gemahlen, und den kalbenden Kühen mit dem Hexel, oder den Schaafen unter dem Haber gegeben, die Stängel aber werden geſchnitten, und unter dem kurzen Futter im Winter mit verfüttert. Nach des Biſchoffs Gunners Vorgeben, ſoll der Knöterich den Ochſen nicht angenehm ſeyn. Den Knöterich anzubauen, darf man den Saamen nicht, wie einige glauben, aus Braband oder Flandern kommen laſſen, ſondern kann von dem wilden Knöterich genommen werden, der jährlich bey uns mit dem Haber oder Gerſte gewonnen und ausgedroſchen wird. Das Land zur Beſtellung muß wenigſtens drey Zoll tief, und klar durchgepflüget, von allen Raſen, Wurzeln und Stoppeln gereiniget, und der Saame mit umgekehrter Ege nur leicht eingeſchleifet werden; damit er nicht zu tief in die Erde komme, und bey der feuchten Witterung geſchwinde aufgehe.

Knöterich, S. auch **Knawel** und **Sandſpergel**.

Knohenkern.
S. Sieberwurzel.

Knollen.
S. Erdäpfel und Wurzel.

Knollengras.
S. Haber.

Knollenkraut.

Knollenkraut pflegen die deutſchen Schriftſteller das, mit dem Wirbelkraute verwandte, Geſchlechte Aſtragaloides Tourn. oder Phaca L. zu nennen. Es gehöret zu den ſchmetterlingsförmigen Blumen, und unterſcheidet ſich von allen übrigen durch die Hülſe, welche weder ein- noch zweyfächericht iſt; nämlich eine Scheidewand hat, ſo aber nicht durchaus geht, ſondern in der Mitte ſchon aufhöret, mithin unterwärts zwoe, oberwärts aber nur eine Kammer darſtellet. Sonſt iſt der Kelch fünffach ausgezacket; das gerade ſtehende Fähnchen größer als die Flügel, und das Schiffchen kleiner als dieſe; neun Staubfäden ſind in eine Scheide verwachſen, der zehnte ſteht davon abgeſondert; der aufwärts ſteigende Griffel trägt einen einfachen Staubweg; die Saamen ſind nierenförmig. Herr von Linné führet ſechs Arten an, von welchen allen einiger Nutzen nicht bekannt iſt, auch ſelten in unſern Gärten vorkommen.

Knollwicke.
S. Erdnuß.

Knopern. S. Eichbaum.

Knopf.
S. Aehre, Gartenſchnecke und Kräuſel.

Knopfamaranth.
S. Amaranth.

Knopfbaum.

Dieſen Namen führet, nach einigen Schriftſtellern, ſowohl Cephalanthus als Conocarpus L. Das erſte Geſchlecht haben wir lieber nach der griechiſchen Benennung Kopfbaum genannt; mithin verſtehen wir darunter das andere, oder Conocarpum, welches Herr Planer Zirbelbaum heißt. Es iſt dieſes nicht mit dem Conocarpodendrum zu verwechſeln, welches unter Silberbaum vorkommen wird. Die Schriftſteller kommen in Beſchreibung der Geſchlechtskennzeichen mit einander nicht überein, oder die Arten weichen auch in Anſehung der Blume von einander ab. Viele Fruchtkeime liegen ſchuppenweiſe übereinander, und ſtellen einen kugelförmigen Zapfen vor; auf jedem ſitzet ein kleiner fünffach getheilter Kelch, mit fünf Blumenblättern, welche aber in einer Art mangeln. Man zählet fünf, auch zehn Staubfäden

und

und einen kurzen Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Der Fruchtkeim verwandelt ſich in einen eyförmigen, mit einem vorragenden Rande eingefaßten Saamen. Hr. v. Linne' führet drey Arten an, keine davon wird leicht in unſern Gärten vorkommen.

Knopfgras.

Andere erwählen den Namen Strickgras, und unter beyden verſteht man das Geſchlecht Schoenus L. oder Mariſcus Hall. indem dieſer in der neuen Ausgabe Mariſcum und Schoenum mit einander vereiniget. Die Kennzeichen hat Herr von Linne' verſchiedentlich angegeben. Einmal beſchreibt derſelbe zwey groſze, aufrechtſtehende, ſpitzige Kelchbälglein, welche viele Blumen umgeben, und bey jeder Blüthe ſechs ſtehenbleibende, lanzetförmige, faſt ſchuppenweiſe übereinander gelegte, der Länge nach unter ſich verſchiedene Spelzen oder Blumenblätter; nachher aber läßt er dieſe Blumenblätter mangeln, und nimmt nur viele, beyeinander liegende, ſpelzenförmige Kelchblättchen oder Bälglein an; wie denn auch Herr von Haller in keiner Art ſechs Blumenblätter wahrnehmen können. Jede Blüthe zeiget drey Staubfäden und einen Griffel mit dreyfachen Staubwege. Der rundliche dreyeckichte Saame liegt zwiſchen den Kelchbälglein. Die kleinen Aehrchen ſtellen länglichte Köpfchen für, und dieſe ſind doldenförmig ausgebreitet. Herr von Linne' erwähnet funfzehn Arten, die bekannteſte iſt

das ſtachlichte Knopfgras, lange Cyperwurzel, wilder Galgandt, Cyperus longus vulgaris offic. Schoenus mariſcus L. Man findet es in moraſtigen und ſumpfichten Gegenden. Die dicke, fäſerichte Wurzel kriecht in der Erde hin. Der lange, rundliche, jedoch zuweilen etwas dreyeckichte Halm treibt aus den Knoten Blätter, welche ſelbigen mit einer kurzen Scheide umgeben, ſelbſt aber lang, feſt, geſtreift und ſpitzig ſind, oberwärts der Länge nach eine Vertiefung, und unterwärts an der vorragenden Linie ſowohl, als am Rande kleine, weißlichte, ſpitzige, aufrechtſtehende Stacheln zeigen. Der obere Theil des Stängels theilet ſich in verſchiedene Zweige, welche mit der Scheide einiger zugeſpitzten Blätter umgeben ſind, und einige, dicht aneinander geſetzte, rundlichte, dünne und ſpitzige Aehrchen tragen. Ein jedes enthält zwo auch mehrere Blumen, welche einen zweyblättrichten gemeinſchaftlichen Kelch haben. Durch die kriechende Wurzel breitet ſich dieſe Pflanze ſehr weit aus, überzieht zuweilen ganze Sümpfe, und machet an einigen Orten die

ſchwim-

ſchwimmenden Inſeln in den großen Landſeen aus. Für das Vieh iſt es ein ſchlechtes Futter, indem es nicht allein ſehr hart iſt, ſondern auch vermittelſt der kleinen Stacheln das Maul leicht verwundet. Die Gothländer decken mit dieſem Graſe, ſtatt des Strohes, ihre Häuſer und Ställe.

Knopfwurzel.

S. Flockenblume.

Knorbelkraut.

S. Hauswurzel.

Knorpel.

Cartilago. Es gehören die Knorpel zu den eigentlichen feſten harten Theilen eines thieriſchen Körpers, ad partes ſolidas duriores animalis corporis, und ſind zwar weicher und nachgebender als die Knochen, haben aber einen weit feſtern und genauern Zuſammenhang, als die übrigen weichen Theile, und übertreffen alle andere an einer außerordentlichen Federkraft, die ihnen ganz beſonders eigen iſt. Sie ſtellen ein weißes, glattes, dichtes, ſich überall gleiches und überaus biegſames Weſen vor, und beſtehen theils aus einem dicht an einander gewachſenen, und gleichſam an einander gedrängten und gepreſſeten Zellgewebe, theils aus bloßen ſehnichten Fibern, und dergleichen eben ſo dicht zuſammen hangenden Schichten, theils aus beyden zugleich. Aus der allgemeinen Einrichtung und Bauart des Körpers läßt ſich mit der größten Gewißheit ſchließen, daß die Knorpel ihre eigenen zuführenden und abführenden Gefäße haben müſſen, ohnerachtet ſelbige nicht ins Auge fallen; wie ſie denn auch äußerlich mit einer beſondern dünnen und zarten Haut, welche von der Knochenhaut herrühret, nämlich mit der ſogenannten Knorpelhaut, Perichondrium, überzogen und eingefaſſet ſind. Dieſe biegſamen und elaſtiſchen Körper ſind nun alſo: 1) entweder bereits von der Geburt an mit den übrigen Theilen des Körpers zugleich gegenwärtig, oder 2) ſie kommen erſt einige Zeit nach derſelben dadurch zum Vorſchein, indem manchmal ein ſehnichter Theil ſeine Geſtalt und Bauart verändert, und knorpelicht wird, welches letztere inzwiſchen mehr widernatürlicher Weiſe geſchieht. In Anſehung des erſtern Falles werden einige Knorpel nach und nach früher oder ſpäter zu wirklichen Knochen, andere hingegen behalten ihre eigentliche und ihnen weſentliche Struktur beſtändig. Es iſt bereits unter dem Artikel Knochen angemerket worden, daß in jüngern und unausgewachſenen Körpern die Knochen noch ſehr unvollkommen ſind, und aus

meh-

mehrern Stücken beſtehen. Nicht nur alſo dieſe einzelnen Knochenſtückchen, welche mit der Zeit einen einfachen und ganzen Knochen ausmachen ſollen, ſind vermittelſt ſolcher dazwiſchen kommender Knorpelſtückchen unter einander vereiniget, ſondern auch die unvollkommenen Ränder der eigentlichen flachen Knochen ſind mit knorpelichten Einfaſſungen verlängert, und an den walzenförmigen Knochen hängen die ſogenannten Anſätze durch ein knorpelichtes Weſen mit dem Körper des Knochen ſelbſt zuſammen. Bey zunehmendem Alter und Wachsthume hingegen verſchwinden dieſelben, und die Natur ergänzet ſie mit wirklicher knochichter Subſtanz. Unter denenjenigen, welche zugleich mit der Geburt erſcheinen, nach derſelben ſich nicht verändern, vielmehr ihre Struktur beybehalten,

1) Hängen einige mit dem Knochen zuſammen, Oſſibus adhaerentes cartilagines.

2) Andere liegen ganz frey, und haben mit den Knochen ſelbſt keine Gemeinſchaft, Cartilagines liberae.

Die erſte Art gehöret entweder 1) zu einem Gelenke, oder 2) zu einer Zuſammenwachſung der Knochen, oder 3) hängen bloß an demſelben. Zur erſten Art rechnet man;

A) die ſogenanuten Gelenkknorpel, Cartilagines articulares ſ. articulatoriae, oder ſolche, welche unmittelbar mit dem Knochen verbunden ſind. Es gehören hieher ſowohl alle diejenigen, welche die Köpfe und faſt meiſtentheils das obere und untere Ende der walzenförmigen Knochen überziehen, als auch die tiefen Gelenkpfannen, Acetabula, und flachen Gelenkholungen, Cauitates glenoideas, ausfüttern.

B) Die Mittelknorpel, Cartilagines interarticulares. Dieſe liegen zwiſchen dem Gelenke, zwiſchen welchen ſie eine mehr oder weniger freye Bewegung haben, und kann man an ihnen ihre Flächen, Ränder, und andere Gegenden beſonders unterſcheiden. Sie finden ſich z. E. zwiſchen den Schlafknochen, und den beyden kolbichten Gelenkfortſätzen der unterſten Kinnlade, zwiſchen den Schlüſſelbeinen und den Bruſtknochen, auch hinterwärts zwiſchen jenen und dem Schulterblatte, zwiſchen den Knochen des Vorderarmes und der Handwurzel, auch zwiſchen dem Schenkelknochen und den Schienenknochen.

Zur andern Art gehören die eigentlichen Verbindungsknorpel, Cartilagines ligamentoſae, dazu man ſowohl die eigentlichen Wirbelknorpel, Cartilagines intrauertebrales, als auch diejenigen rechnen muß, vermittelſt denen

nen der Creuzknoche und die ungenannten Beine zuſammenhängen.

Zu dritten Art gehören

A) einige, vermittelſt welchen zween nicht allzuweit von einander abſtehende Knochen mit einander zuſammenhängen, Cartilagines intermediae, und welche nicht ganz ohne Bewegung ſind; dergleichen man zwiſchen den wahren Ribben und dem Bruſtknochen, ingleichen zwiſchen den beyden von einander abſtehenden Schaamknochen antrifft.

B) Andere ſchlechtweg anhängende Knorpel, Cartilagines ſimpliciter adhaerentes, wohin man den degenförmigen Knorpel des Bruſtbeins, den knorpelichten Fortſatz des Pflugſchaares in der Naſenhöhle, ingleichen die Knorpel der falſchen Ribben zählen muß.

Unter den freyliegenden Knorpeln, oder ſolchen, welche nicht an die Knochen angewachſen ſind, liegen

1) Einige über und auf einander ſelbſt, und hängen unter einander an, als z. E. die Knorpel des Luftröhrenkopfes, cartilagines laryngis.

2) Andere liegen über und neben einander, doch ſo, daß ſich zwiſchen ihnen noch ein häutichter Zwiſchenraum befindet; z. E. die halbzirkelförmigen Knorpelringe der Luftröhre, cartilagines ſemicirculares bronchiorum.

3) Andere liegen bloß zwiſchen den allgemeinen häutigen Decken, z. E. Oehrleinsknorpel, cartilagines auricularum.

4) Andere zwiſchen den allgemeinen Deckeln und Muskeln zugleich, z. E. die Knorpel der Augenlieder, Tarſi, und knorplichte Naſenflügel, pinnae cartilagineae naſi.

Es wird im Mutterleibe wahrſcheinlicher Weiſe bald nach der Empfängniß ein klebrichter und gallertartiger Saft abgeſetzet, welcher außerdem auch noch feine erdichte Theilchen bey ſich führen mag. Dieſe zuſammengenommen, gerinnen und verbinden ſich leicht, verwandeln ſich ſofort in kleinere Fiebern, welche ebenfalls näher zuſammentreten und dichte Schichten formiren, zumal wenn der dünnere Theil dieſes Saftes durch die einſaugenden Gefäßchen wieder abgeleitet worden, woraus denn endlich die Knorpel ſelbſt entſtehn.

Es unterſcheiden ſich alſo die Knorpel von den Knochen theils durch eine weit feinere und weniger mit groben erdichten Theilchen vermiſchte Entſtehungsmaſſe, theils durch eine andere Beſchaffenheit und Richtung der zuſammengeſetzten Fiebern, theils auch durch eine mehr lockere Verbindung und daher rührende Geſchmeidigkeit derſelben vor jenen, und theils endlich dadurch, daß die Knorpel ſich überall und durch-

aus gleich und von einerley äußerlichen Anſehen ausfallen. Ohne dieſe Knorpelüberzüge würde die freye Bewegung der Knochen nicht nur äußerſt beſchwerlich, ſondern auch öfters ganz unmöglich ſeyn, auch das Wachsthum derſelben gehindert werden, und ohne dergleichen knorplichte Einlagen würde ebenfalls eine und die andere Verbindung der Knochen nicht füglich geſchehen können; wie denn auch andere Theile des Körpers, wo die Knorpel zwar mit den Knochen eben in keiner ſo genauen Verbindung ſtehen, entweder in ihrer Verrichtung ſehr gehindert werden, oder doch wenigſtens von ihrer äußerlichen ſchönen Geſtalt und Anſehen vieles verlieren würden.

Knorpelfiſche.

Piſces cartilaginei, werden diejenigen genannt, welche weder Beine, noch Knochen, noch Gräten haben, als Neunaugen; und wo ja ein Knochen zu finden, ſo iſt er felſenhart, wie die Hauſen, die Stöhre, Sterlete und andere; Richter. Gesner nennt ſie, S. 63. u. f. Kroſpelfiſche, und führet in dem neunten und zehnten Theile der Meerthiere breite und lange Kroſpelfiſche auf, als die Rochen, Zitterfiſche, Hundefiſche. Artedi aber hat ſeine vierte Ordnung nur von Fiſchen mit knorplichten Floßfedern gemachet, und in ſelbiger vier Geſchlechter, Petromyzon, Acipenſer, Squalus und Raia, Neunaugen, Stöhre, Hayfiſche und Rochen, aufgeführet.

Knorpelhaut.

S. Knorpel.

Knorpelkraut.

Knorpelkraut nennen wir mit Herr Planern das Pflanzengeſchlecht Polycnemum L. Es beſteht ſolches nur aus einer Art, welche in Italien und Frankreich, auch einigen Orten Deutſchlands wächſt. Die jährige Wurzel treibt kriechende Stängel, an welchen lange, glatte, ſchmale, knorplichte, pfriemenartige Blätter platt aufſitzen. Die kleinen Blumen ſtehen einzeln an dem Winkel der Blätter zwiſchen zwo grannenförmigen Borſten. Herr von Linné hat dieſem ehedem nur fünf Kelch- und keine Blumenblätter zugeeignet, in der Murrayiſchen Ausgabe aber drey Kelch- und fünf ähnliche Blumenblätter beſchrieben. Man zählet in jeder Blume drey kurze Staubfäden und einen zweyſpaltigen Griffel. Es folget ein einziger nackender Saame. Herr von Haller hat die Pflanze in der erſten Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzen mit dem Campherkraute vereiniget, in der zweyten aber als ein beſonderes Geſchlecht angenommen, und bey der Blume nur fünf Kelch- aber keine Blu-

menblätter befunden und angemerket, wie der glänzende Saame von einer zarten wollichten Schale bedecket ſey. Auch Hr. Gouan erwähnet keiner Blumenblätter und beſchreibt fünf Kelchblättchen, welche wechſelsweiſe kleiner und größer ſind.

Knorrbarſch.

Perca Cottoides, Linn. gen. 168. ſp. 13. ſ. Parſch.

Knorrhaane.

Knorrhaane nennen die Holländer den Mülleriſchen Kirrhahn, Trigla Gurnandus, Linn. gen. 172. ſp. 3. ſeiner Seehähne. ſ. Kirrhahn und Seehahn.

Knorrhahn.

Knorrhähne nennt Müller das 160ſte Thiergeſchlecht der dritten Ordnung vierter Claſſe, Thoracicorum, der Bruſtbäucher, Cottus, deren Kopf breiter als der Körper iſt. ſ. unſern Artikel Fiſch, Th. III. S. 72. Es ſoll nämlich Cottus ſo viel als einen Großkopf, Gobio capitatus, einen Gropp anzeigen, den Müller mit einem Polſterküſſen vergleicht, den deutſchen Namen aber von den Holländern entlehnet, die ihn Knor-hahn nennen, weil einige derſelben, wenn ſie gefangen ſind, einen knorrenden oder brummenden Laut von ſich geben. Die Linnäiſchen Kennzeichen dieſes Fiſchgeſchlechts ſollen ſeyn ein breiterer Kopf, als der Körper, und dabey ſtachlicht ſeyn, und die Kiemenhaut ſechs Strahlen haben. Es iſt aber doch bedenklich, wenn Müller hinzuſetzet: jedoch muß man die von dem Ritter angegebenen Merkmale niemals ſo ſehr genau nehmen, denn es laufen, wie wir ſchon oft geſehen haben, faſt allezeit auch ſolche Arten mit unter, welche die angegebene Merkmale nicht recht beſitzen, ſondern anderer Aehnlichkeiten halber mit eingemiſchet ſind; weil man ſonſt, ohne große Vermehrung der Geſchlechter, nicht wiſſen würde, wo man mit ſolchen zweydeutigen Geſchöpfen hinkommen ſollte. Die Natur läßt ſich wohl durch kein Syſtem Schranken ſetzen, ſondern läuft ohne Abſatz in eins fort. Der Ritter führet in dieſem Geſchlechte ſechs Gattungen auf.

1ſte Gattung: Cottus Cataphractus, der Steinpicker. Er iſt bey dem Artedi, ſyn. p. 77. ſp. 5. Cottus cirris plurimis, corpore octagono. conf. ſpec. p. 87. ſp. 4. Bey den meiſten Ichthyologiſten iſt er ein Cataphractus, wie auch bey unſerm Klein Cataphractus 1. ſ. Küraßirer. Bey den Engländern wird er a Pogge genannt. Bey dem Seba, Tab. XXVIII. no. 6. vermeynet Artedi dennoch, daß er mit Recht zu dem Cottiſchen Geſchlechte zu rech-

nen ſey. Er giebt ihm einen rundlicheckichten, vom After bis zum Schwanze ſich ſehr verjüngenden, Leib; ein kleines, unterwärts ſich öffnendes, mondenförmiges Maul, einen viel längern Ober- als Unterkiefer, an dieſem aber und am Maule ſelbſt viele Bartfäden, in beyden, und im Rachen, zahlreiche Zähnchen; ferner einen knochichten, harten, ungleichen, vorzüglich mit acht Stacheln bewaffneten, Kopf, deren viere an der Schnauzenſpitze, und auf jeder Seite zwo an der Seite des Kopfes, ſitzen. Der Leib iſt vom Kopfe bis an das Ende der Rückenfloße achteckicht, von da aber bis zum Schwanze ſechseckicht und mit knochichten, harten, in der Mitten ſich etwas erhebenden, Blättchen oder Schildlein bedecket, die ihm einen gleichſam eckichten Leib machen. Die einzige Rückenfloße iſt in der Mitten bis faſt auf den Grund geſpalten, und hat zwölf Gräten, davon die fünf vörderſten einfach und ein wenig ſtachlicht, die übrigen aber weich ſind; in der Bruſtfloße finden ſich funfzehn, in den Bauchfloßen nur zwo, in der Afterfloße ſechs, und an dem, am Ende abgerundeten, Schwanze eilf bis zwölf Finnen. Die Länge des Fiſches iſt ungefähr zu vier Zollen. Nach Müllern führet er den Namen Cataphractus darum, weil der Körper gleichſam mit verſchiedenen Harniſchen beleget ſey. Den Namen Steinpicker gaben ihm die Niederſachſen, vermuthlich weil er ſich gern zwiſchen Klippen und an ſteinichten Orten aufhalte, und die Holländer nannten ihn, der Panzerſchilde halben, Harnasman. Er habe an dem Maule zwo geſpaltene Warzen, faſt zwo Rückenfloßen, in der Bruſtfloße bis ſechzehn, in der Bauchfloße drey, in der Afterfloße bis ſieben Finnen. Seine Länge ſey zu zwo Handbreiten; der Kopf faſt dreyeckicht und zween Zoll breit, an den Seiten warzicht, hinten dornicht, der Körper nahe am Bauche ſechseckicht, oben braun mit ſchwarzen Flecken, unten weißlicht, und allenthalben wie die Stöhre, mit beinichten Schuppen oder Schilden bedecket. Im Maule wären keine Zähne, an deren ſtatt aber die Lippen rauh, und in der Kehle ſtachlichte Knochen. Er lebe von Garnelen, einer kleinen Art Squillen, und halte ſich in der Nordſee auf, wie er denn an der Elbe und Eyder häufig gefangen werde, und es ſey auch ſein Fleiſch ſchmackhaft.

2te Gattung: Cottus Quadricornis, der Vierhörnige; Artedi, ſyn. p. 77. ſp. 2. Cottus ſcaber, tuberibus quatuor corniformibus in medio capite. Hornſimpa, Suec. conſ. ſyn. p. 84. ſp. 2. hat von den vier knochichten, warzenförmigen, Erhöhungen auf dem Kopfe ſeine Benennung

nennung. Der Kopf iſt plattgedrücket und breiter, als der Leib, mit vielen pyramidaliſchen Stacheln, beſonders an den Seiten und beyden Kiefern, beſetzet; der obere Kiefer etwas länger als der untere, die Mundſpalte ziemlich weit, in ſelbigem etliche Reihen kleine Zähnchen, dergleichen auch im Schlunde; die Naſenlöcher näher an den Augen, als an der Schnauzenſpitze; die Augen mehr an dem obern Theile des Kopfes, nahe an einander; der kleine Augenring gelblicht roth, der Augapfel faſt oval, gemeiniglich grünlicht, auch bläulicht, oder ins gelbe ſpielend; der Leib verjüngt ſich nach und nach vom Kopfe bis an den Schwanz; die Seitenlinie ziemlich gerade, doch dem Rücken näher, als dem Bauche; über und unter ſelbiger viele Stacheln oder Erhöhungen, doch kleiner als die vier auf der Stirne im Viereck ſich erhebenden Hörnerkölbchen; die Haut zwiſchen ſelbigen iſt glatt ohne Schuppen, von Farbe aſchgrau, mit ſchwarzen Querſtrichen beſonders in den Seiten, der Bauch weißlicht; die Floßen gleichfalls mit ſchwarzen Fleckchen gezeichnet; die Kiemenhaut hat ſechs, faſt rundliche, Grätchen; die erſte, etwas niedrigere Rückenfloße hat neun, mehr oder weniger, etwas ſteifere, kaum ſtachlichte Finnen; die zwote längere und höhere, vierzehn zu zween Zoll hohe, faſt nicht getheilte; die rundliche, breite Bruſtfloße ſiebenzehn eben ſo lange, die Bauchfloße vier, die Afterfloße vierzehn, und die ungetheilte rundliche Schwanzfloße zwölf, Finnen. Die Mülleriſche Zeichnung, IV. Tab. V. fig. 4. ſtimmet mit der Beſchreibung wohl überein. Ihre Nahrung beſteht in Seeaſſeln, Zee-Piſſebedden, und werden ſie bey Gothland, auch in dem Finniſchen und Bothniſchen Meerbuſen, gefangen.

3te Gattung: Cottus Grunnicus, der Brummer. Von ſeinem knorrenden Tone wird er Brummer, auch wohl Knorrhahn, genannt; bey den Braſilianern heißt er Niqui, Marcgrav, S. 178. und bey dem Klein iſt er ein Helmfiſch, Coryſtion, 8. Gronov nennt ihn mit dem Artedi, beym Seba, Tab. XXVIII. fig. 4. Cottus alepidotus varius, maxilla inferiore longiore, multum cirrata. ſ. unſern Artikel, Helmfiſch, Th. III. S. 766.

4te Gattung: Cottus Scaber, der Gabler. Der geſtreifte Kopf, der mit ſägeförmigen, gezähnelten, Schuppen gedeckte Leib, und der erhabene Seitenſtrich, machen dieſen Fiſch rauh, und geben ihm den Namen Scaber, Gabeler aber iſt ein Name, der den Knorrhähnen ſonſt gegeben wird. Der Kiemendeckel oder vielmehr die Kiemenhaut hat, ſtatt ſechs, ſieben

Strahlen, die erſte Rückenfloße neun, die andere eilf, Finnen; die Bruſtfloße zwo, die Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, die Afterfloße eilf, und die Schwanzfloße ſechs Finnen. Das Vaterland iſt zur Zeit nicht bekannt. In unſerm Artikel, Gabler, Th. III. S. 245. muß, ſtatt Cataphractas I. geleſen werden, Cataphractus.

5te Gattung: Cottus Scorpius, die Donnerkröte, dän. Ulk, Vidkieft, Pontop. ſ. unſ. ausführlichen Art. Helmfiſch, Coryſtion 11. des Kleins, Th. III. S. 770. und Klein Miſſ. IV. p. 47. c. Tab. XIII. fig. 2. 3.

6te Gattung: Cottus Gobio, der Kaulkopf. Er iſt bey dem Artedi, ſyn. p. 76. ſp. 1. Cottus alepidotus glaber, capite diacantho. Gesners, S. 162. a Cottus, ſ. Gobio fluuiatilis capitatus, ein Gropp. Suec. Sten-Simpa, Stén-Lake; Angl. a Bull-head, or, Millers-Thumb. Gall. Chalot; Rom. Meſſore, et Capo groſſo; Holl. Govie, oder Göbgen; dän. Steinbicker, Müller, Turſsbull. conf. ſpec. p. 82. ſp. 1. Bey dem Klein iſt er ein Kaulbarſch, Percis, 17. Miſſ. V. p. 43. ſ. Parſch. Müller beſchreibt ihn nach dem Artedi und Linne' folgendermaßen: der Kopf hat nur zwo Stacheln, der Körper iſt glatt, die Augen ſtehen oben auf dem Kopfe, daher ihn Gronov unter die Sternſeher, Uranoſcopus, gebracht; ſeine Länge iſt zu vier bis fünf Zoll; in der erſten Rückenfloße hat er ſieben, in der zwoten ſiebenzehn bis achtzehn Finnen, in der Bruſtfloßen vierzehn, in der Bauchfloßen viere, in der Afterfloße zwölf bis dreyzehn und in der Schwanzfloßen acht, zehn bis dreyzehn Finnen; und zwar nach den drey angeführten Unterarten. Sein Aufenthalt iſt in den Europäiſchen Flüſſen und Bächen mit ſteinichten oder ſandichten Boden, denn ſie verkriechen ſich gern unter den Steinen, und das Weibchen ſoll die ganz beſondere Eigenſchaft haben, daß es ſich daſelbſt ein Grübchen oder Neſt mache, die Eyer hineinlege, darauf ſitze, ſie gleichſam ausbrüte, wenigſtens ſtürbe und verhungere, ehe es das Neſt verließe. Vom Roggen ſoll es unmäßig ſchwellen und gleichſam aufgetriebene Brüſte bekommen. Vielleicht bleibt es nachher vor Ermüdung liegen. Kramer, Cottus, Koppe, Auſtr.

Knorrhahn wird, nach dem Pontopp. Norw. Naturhiſt. S. 244. in Norwegen Knurhane, ingleichen Reinald, genannt, und habe er den erſten Namen daher erhalten, weil man ihn wohl eine halbe Stunde, nachdem er aus dem Waſſer gezogen worden, knorren höre. Und weil ſein Fleiſch zugleich dem Mackrel gleiche, ſo vermuthe der Autor, obſchon ohne

gehörige

gehörige Gewißheit, daß er eben der Fiſch ſeyn könnte, den man auf Sundmore: Aaskiär-Miot, nennt, von welchem Fiſche er ſchon oben geredet habe. Er hat aber von dieſem S. 204. geſaget: Dieſes iſt ein kleiner Seefiſch, nicht über ein Viertel lang; er iſt braun und weißlicht von Farbe; ſein Kopf iſt faſt viereckicht und ſcharf. Das Fleiſch ſchmeckt eben ſo, wie das Fleiſch eines Mackrels. Er wird mit Schnüren gefangen, und wenn er aus dem Waſſer kömmt, ſo hört man ihn brummen und ſchnarchen, welches ſonſt von den Eigenſchaften der Fiſche weit entfernet iſt. — Und in dieſem Falle hätte der Knorrhahn in einer einzigen Sprache drey Namen. Die Correſpondenten, die mir von ihm unter dem Namen Knurrhahn Nachricht geben, melden, daß er eine halbe Elle lang ſey; der Kopf ſoll faſt dem Hechte gleichen, der Leib aber rund ſeyn und eine ſcharfe Haut haben, daß man ſie, wie die Haut des Hayfiſches, zum Poliren des Metalls und Holzes gebrauchen könne, wovon aber die Correſpondenten von Sundmörs nichts gedenken. Er wird mit Schnüren gezogen.

Knoſpe.

Knoſpen, Gemmae, und Augen, Oculi, kann man füglich für einerley Theile der Pflanzen annehmen, auch die Keime, Turiones, zu ſolchen rechnen, und, nach dem Herrn von Linné, die Zwiebeln und Bollen darunter begreifen. Einige pflegen das Wort Knöpfe, andere Keime als den allgemeinen Namen anzunehmen, wir haben lieber dafür Knoſpe wählen wollen. Man kann dieſe verſchiedene Namen nicht füglich beſtimmen, und gehörig unterſcheiden. Herr von Linné nennet diejenigen Keime, welche fleiſchicht und unter der Erde liegen, Zwiebeln, Bulbus, welche aber mit Schuppen bedecket ſind Augen, Gemma. Es giebt aber auch ſchuppichte Zwiebeln, und wahre Augen, welche aus der Wurzel durch die Erde hervorbrechen, und im eigentlichen Verſtande Keime, Turiones, genannt werden, wie bey dem Spargel und dem Hopfen. Wir nennen überhaupt eine Knoſpe denjenigen ſchuppenförmigen Theil der Gewächſe, welcher eine neue Pflanze, oder derſelben Theile im kleinen enthält, ſich nach und nach entwickelt, und ſolchen endlich in ſeinem vollkommenen Zuſtande darſtellet. Man muß die Knoſpen nicht mit dem Saamen verwechſeln, als welcher gleichfalls die künftige Pflanze in ſich faſſet. Bey dieſen aber iſt das Pflänzchen in einer Haut eingewickelt, welche in der Knoſpe mangelte oder vielmehr bey dieſer von vielen Schuppen bedecket wird.

wird. Die Knoſpe iſt überdies nur eine Fortſetzung der alten Pflanze, bleibt gemeiniglich mit ſolcher vereiniget, und zieht daraus ſeine Nahrung, da hingegen der Saame, und das darinnen enthaltene Pflänzchen ſich von der Mutterpflanze gänzlich abſondert, und die erſte Nahrung von ſich ſelbſt und nachher aus der Erde erhält. Man findet zwar auch Knoſpen, welche ſich von der Mutterpflanze abſondern, auf die Erde fallen, und ſich daſelbſt entwickeln; man nennet ſolche lebendig gebährende Pflanzen, Planta viuipara, oder Planta caule bulbifero. Wie man dergleichen ſonderlich an vielen Arten des Knoblauchs, an einer Art Natterwurzel, dem Zahnkraut, der Lilie, Steinbreche, und andern antrifft; ſelbige vertreten öfters die Stelle des wahren Saamen, und gemeiniglich tragen dergleichen Pflanzen keine reifen Saamen, zumal wenn ſelbige an demjenigen Orte erſcheinen, wo die Blüthe ihren Sitz hat, oder es ſind Saamen und Knoſpen, durch einander gemiſchet. Oder ſolche ſtehen an andern, von der Blüthe entfernten Orten, und alsdenn gemeiniglich in dem Winkel der Blätter, in welchem Falle die Frucht ſelten zurückbleibt. Es ſind auch dieſe mehr einer Zwiebel oder Bollen, als den eigentlichen Knoſpen oder Augen ähnlich, obgleich der innerlichen Beſchaffenheit und des Nutzens wegen beyde mit einander gänzlich übereinkommen. Wir wollen von dieſen, auch von den eigentlichen Zwiebeln und Bollen hier nicht weiter handeln, ſondern bey Betrachtung der Wurzel das merkwürdigſte davon anführen. Die aus der Wurzel hervortreibenden Keime ſind den übrigen Arten von Knoſpen ganz ähnlich, und was wir von dieſen anmerken wollen, wird auch von jenen gelten; der Hauptunterſchied beſteht nur darinnen, daß die Keime aus der Wurzel, die Augen aber aus dem Stängel und den Aeſten entſpringen. Daher auch dieſe nur bey Sträuchern und Bäumen angenommen werden können. Alle jährige Pflanzen haben gar keine Knoſpen. Die Augen oder Knoſpen brechen aus der Rinde in Geſtalt kleiner, aus länglichten, übereinanderliegenden Blättchen, oder Schuppen zuſammengeſetzten Köpfchen hervor, und nehmen ihren Stand entweder an der Spitze des Stängels und der Aeſte, oder an den Seiten derſelben. Im letztern Falle ſtehen ſie gemeiniglich in dem Blattwinkel, und entweder einander gegen über oder auch wechſelsweiſe, einzeln, oder zwey und drey bey einander. Man bemerket die Knoſpen lange zuvor, ehe ſie ſich entwickeln, und ſie brauchen viele Monathe Zeit,

ehe ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangen. Im Sommer, wenn der Baum belaubet, und mit Früchten beſetzet iſt, erſcheinen bereits die Knoſpen, welche im künftigen Jahre ſich entwickeln ſollen. So lange demnach die Nahrung zu Erhaltung und Wachsthum der ſchon entwickelten Blätter, Aeſte und Früchte angewendet werden muß, ſo lange nimmt das Auge wenig oder gar nicht zu; wenn aber dieſes im Herbſte aufhöret, und die Blätter abfallen, fängt das Auge zwar an, ſich weiter auszudehnen, wird aber von der Kälte im Winter wieder zurückgehalten, bis in dem folgenden Frühjahre die Säffte aufs neue, und in mehrerer Menge zu ſelbigen geführet werden; da denn die äußerlichen, mehr ausgetrockneten Schuppen abfallen, und die darunter verborgen gelegenen Theile ſich in dasjenige entwickeln, wozu ſie beſtimmet ſind. Nach dieſer Beſtimmung unterſcheidet man die Knoſpen. Einige verwandeln ſich nur in Blätter, andere aber in Blüthen; jene nennet man daher Blätterknoſpen, Gemmae foliares, dieſe Fruchtknoſpen, Gemmae florales. Es giebt aber auch welche, ſo beydes zugleich ſind, und ſich in Blätter und Blumen verwandeln. Die Blätterknoſpen zeigen ſich auch auf zweyerley Art. Entweder ſolche enthalten nur Blätter, oder gemeiniglich treiben ſolche nebſt den Blättern auch neue Zweige hervor. Die äußern Schuppen, welche die Knoſpen umgeben, ſind gemeiniglich ziemlich hart, auf der inwendigen Seite und am Rande mit Haaren beſetzet; die äußere Seite gleichet öfters der Rinde von jungen Bäumen. Die innern Schuppen ſind dünner, zärter, ſaftiger, und von grünlichter Farbe; und dieſe weichen Schuppen ſind faſt allezeit mit einer klebrichten Feuchtigkeit überzogen, wodurch ſelbige genau mit einander vereiniget und verbunden, auch von aller Beſchädigung und ſonderlich dem Froſte verwahret werden. Wenn man weiter das innere dieſer Knoſpen entwickelt, findet man andere, ſehr dünne Blättchen von verſchiedener Geſtalt, auch öfters nur einfache Faſern, und endlich den Anfang der neuen Blätter, oder eines jungen Zweiges, oder der Blume ſelbſt. Alle dieſe Theile, oder die ganze Knoſpe ſitzen an den innern dünnen Lagen der Rinde feſt auf, und ſcheinen von dieſer eine Verlängerung zu ſeyn, und, ſoviel man ſehen kann, zwiſchen den Holz- und Rindenfibern, oder aus den Holzfibern und dem Marke ihren Urſprung zu nehmen. Ehe wir aber von dem Urſprunge der Knoſpen handeln, wollen wir zuvor noch einige Umſtände er-

wähnen, welche an ſolchen äußerlich zu bemerken ſind. Nicht nur die Knoſpen von jedem Baumgeſchlechte haben eine beſondere, ihnen eigene Geſtalt, ſondern öfters hat auch jede Art Knoſpen von beſonderer Geſtalt. Wer dieſen Unterſchied aufmerkſam betrachtet, und mehrmals beobachtet hat, wird auch im Winter, wenn die Bäume nackend ſind, ſelbige zu erkennen, und von einander zu unterſcheiden, im Stande ſeyn. Die Knoſpen ſind gemeiniglich kegelförmig. Es giebt aber auch eckichte, wie diejenigen ſind, ſo an dem Ende der Aeſte der Wallnüſſe ſich zeigen; da hingegen die meiſten an dieſem Baume eine kurze rundliche Geſtalt haben. An der Weißbuche ſind ſie lang und ſpitzig, an der Roßcaſtanie vorzüglich groß, an der Eiche aber klein. Bey den Bäumen, welche einander gegen über geſtellte Blätter haben, endigen ſich die Zweige gemeiniglich mit drey Knoſpen, wovon die mittlere größer, als die zwo andern iſt; da hingegen bey den meiſten Bäumen, an welchen die Knoſpen wechſelsweiſe ſtehen, die jungen Zweige ſich gemeiniglich nur mit einer Knoſpe endigen. Diejenigen Knoſpen, welche ſpitzig ſind, verwandeln ſich gemeiniglich nur in Blätter und Aeſte, aus den größern und rundern aber treiben die Blüthen. Von den Blätterknoſpen ſieht man diejenigen gerne, welche ſich nicht in Zweige, ſondern nur in einen Büſchel Blätter verwandeln, indem aus ſelbigen gemeiniglich Blüthknoſpen hervortreiben. Der Unterſchied zwiſchen Blätter- und Blüthknoſpen hat zwar ſeinen Grund, indeſſen können ſolche doch in den erſten Zeiten, und ehe ſich die Theile ſelbſt gebildet, eine Veränderung leiden, und eine Art in die andere verwandelt werden. Mariotte hat einen Verſuch angeſtellet, welcher dieſes ganz deutlich beweiſet. Er ſchnitte gegen das Ende des Auguſts von einem Roſenſtocke die Zweige und alle Blätter weg, und ließ nichts daran, als die Knoſpen, welche im folgenden Frühlinge Roſen bringen ſollten; dieſe Knoſpen öffneten ſich und trieben Zweige, brachten aber nicht eine einzige Blume hervor; woraus demnach erhellet, daß in dieſen Knoſpen die Keime noch nicht gebildet worden, und daß ſich ſolche erſt im Herbſt und Winter bilden. Wenn aber dieſe Abbildung in der Knoſpe geſchehen, wird man ſowohl die Blume nach allen ihren Theilen, als auch die Blätter nach ihrer Geſtalt und Anſehn darinnen bemerken können. Dü Hamel in der Naturgeſchichte der Bäume, I. Theil hat die Lage und Beſchaffenheit der Blätter in der Knoſpe, bey

der Roßcaſtanie und Pferſigbaum abgezeichnet, auch von andern Bäumen die Blätter, wie ſolche in den Knoſpen liegen, betrachtet und genau beſchrieben; wir wollen davon nur einige Beyſpiele anführen. Die Blätter bey dem Lilac und Birnbaum ſind übereinander und zuſammengerollet; bey dem Rüſtern- und dem Mandelbaum ſind ſie zuſammengefalten, und eins liegt neben dem andern; bey der Weißbuche ſind ſie ſo künſtlich zuſammengefalten, als das Papier eines Fechers. Die Blätter, wenn ſie noch in der Knoſpe verſchloſſen ſind, ändern zwar ihre Geſtalt, und erhalten nach und nach eine andere; wenn ſolche aber aus der Knoſpe hervorbrechen, zeigen ſie eben dasjenige Anſehn, und diejenige Geſtalt, welche ſie in ihrer vollkommenen Größe darſtellen.

Blätter und Blumen nehmen zwar in den meiſten Bäumen und Sträuchern ihren Urſprung aus den Knoſpen, doch findet man einige, ja wohl viele, bey welchen dergleichen nicht ſtatt findet. Viele von den immergrünenden Bäumen, als dem Citronbaume, auch viele von denjenigen, welche unter einer wärmern Himmelsgegend wachſen, zeigen gar keine Knoſpen, und unter denjenigen, welche gegen den Winter die Blätter verlieren, iſt ſonderlich der Faulbaum merkwürdig, bey welchem man keine Knoſpen wahrnehmen kann. Bey dieſen brechen die jungen Triebe als die feinſten Zweige hervor, und dieſe nennt Herr Gleditſch Sproſſen oder Augen ohne Bedeckung. Bey der Erle ſieht man zwar Blätterknoſpen, die männlichen ſowohl als weiblichen Blumen aber liegen niemals in einer Knoſpe verborgen, ſondern treiben nackend hervor. Bey andern, wie bey der Haſelſtaude, Buche und Birke, kommen die Blätter und weiblichen Blumen aus Knoſpen, die männlichen Blumen aber ſind von dergleichen nicht umhüllet, ſo wie hingegen bey der Fichte die männlichen Blumen nebſt den Blättern aus den Knoſpen hervortreiben, die weiblichen Zapfen aber zu jeder Zeit nackend erſcheinen. Die Knoſpen öffnen ſich, oder wie man zu reden pflegt, die Bäume ſchlagen im Frühjahre aus. Hierbey beobachtet die Natur zwar eine gewiſſe Ordnung, und bey andern geſchieht dieſes zeitig, bey andern ſpäter; doch wird man, bey einem und dem nämlichen Baume die Zeit auf Tage nicht beſtimmen können, indem ſolches allemal ein Verhältniß mit der Witterung zeiget; daher die Knoſpen in einem Jahre etliche Tage früher, ein andermal ſpäter ſich öffnen, welches auch nach den verſchiedenen Himmelsgegenden ſtatt findet. Wer

öfters in einer Gegend Acht giebt, um welche Zeit einer und der nämliche Baum auszuſchlagen pfleget, wird in Anſehung der Feldbeſtellung und anderer wirthſchaftlichen Verrichtungen davon Nutzen ziehen, und die Witterung daraus beurtheilen können. Bey uns öffnen ſich die Blumen der Kellerſalzſtaude und der Cornelkirſche am früheſten, und zuweilen ſchon zu Ende des Hornung, gemeiniglich im Anfange des Märzes. Die Eiche und Eſche ſchlagen am ſpäteſten aus, und ſelten eher, als bis die Nachtfröſte gänzlich aufgehöret haben.

Ueber den Urſprung der Knoſpen findet man verſchiedene Meynungen. Die unwahrſcheinlichſte hat Herr Möller ausgedacht, indem er behaupten wollen, als ob ſelbige von außen, und mit dem Waſſer in die Pflanzen gebracht, mit den Säften in den Gefäßen beweget, endlich daraus abgeſondert, und an die Rinde abgeleget würden. Woher aber das Waſſer die Knoſpen erhalten, läßt ſich gar nicht begreifen. Und Möller hat auch dieſen Hauptumſtand nicht berühret. S. Hamb. Magaz. 3 Band. Pontedera will die Knoſpen aus den Holzfaſern herleiten, welche Meynung aber gleichfalls nicht ſtatt finden kann; vielmehr findet man ihren Urſprung in dem Marke ſelbſt. Man ſieht nicht allein in den Aeſten, welche ehedem Knoſpen geweſen, das Mark, und deſſen Zuſammenhang mit dem Marke des Stammes und der größern Aeſte, ſondern kann auch gar deutlich wahrnehmen, wie das Mark zwiſchen den Holzfibern hervorbreche, und ſich in der Knoſpe ſelbſt verlängere. Dieſen markichten Urſprung beſtätiget vielleicht das

Aeugeln oder Oculiren, da man nämlich ein Auge in die Rinde einer andern Pflanze bringt, damit es mit ſelbiger verwachſe, und davon ſeine Nahrung erhalte. Man vereiniget auf ſolche Art das Auge eines beſſern Baumes, welches hernach zu einem ganzen Baume auswächſt, mit der Wurzel eines ſchlechtern Baumes, und vermehret durch das Auge die nämliche Art, da ſonſt das Auge vor ſich in der Erde ſchwerlich würde Wurzel geſchlagen haben. Auf eine ähnliche Weiſe kann man einen ſchon ausgewachſenen Aſt, mit den Aeſten oder dem Stamme eines andern Baumes vereinigen, ſo daß jener durch dieſen ernähret wird. Bey allen dieſen Vermehrungen aber kommt alles auf das Mark an, und durch dieſes allein geſchieht das fernere Wachsthum. Von der letzten Art, nämlich dem Pfropfen, ſoll an ſeinem Orte gehandelt werden, hier aber wollen wir dasjenige erwähnen, was bey dem Oculiren zu beobachten. Man

nennet dieſes auch das Pfropfen mit dem Schildlein, indem ſolches mit einem Stückchen Rinde geſchieht, das ein Auge an ſich hat. Man kann zwar oculiren, ſo lange ſich die Rinde von dem Baume ablößen läßt, gewöhnlicher Weiſe aber geſchieht es nur im Frühlinge und Herbſte; das Oculiren, ſo im Frühlinge geſchieht, heißt in das treibende Auge, weil die Knoſpe ſich kurze Zeit hernach öffnet, und einen Zweig treibt; dasjenige, ſo bey der Abnahme des Saftes geſchieht, oder wenn der Saft zum andernmale in die Bäume getreten, welches vom Anfange bis zu Ende des Auguſtsmonaths erfolget, heißt in das ſchlafende Auge, weil die Knoſpe den ganzen Winter hindurch verſchloſſen bleibt, und ſich erſt im folgenden Frühjahre öffnet. Die Reiſer zum Oculiren nimmt man von dem letzten Triebe, ſchneidet ſolche ab, ehe ſich die Knoſpen öffnen, und wenn man das Oculiren ſelbſt nicht ſogleich vornehmen kann, ſchneidet man die Blätter bis zur Hälfte ab, und ſtecket ſelbige zween oder drey Finger tief in die Erde, oder in eine friſche Gurke, oder in ein Glas Waſſer. Im Frühlinge wartet man mit dem Oculiren, bis die Bäume im vollen Safte ſind, welches man daraus erkennet, wenn die Rinde leicht vom Holze abgeht. Die Stämme, auf welche man oculiren will, ſollen ſchon den Winter zuvor dazu zugerichtet, und die überflüßigen Zweige davon abgeſchnitten werden. Von den Oculirreiſern ſchneidet man die Blätter ab, und läßt nur die Stiele daran ſtehen, löſet hernach ein Stückchen Rinde, woran ein Auge ſitzet, der Länge nach, etwas größer oder länger als der Schnitt an dem Stamme iſt, behutſam ab; gemeiniglich pfleget man ſolches oben länglicht und unten breit zu machen. Jemehr Rinde man mit dem Auge vereiniget läßt, je beſſer wachſen die Augen an. Das Ablöſen geſchieht im Frühlinge nicht ſo leicht, als im Herbſte, indem die Reiſer, die ſchon etliche Monathe zuvor abgeſchnitten worden, gemeiniglich wenig Saft enthalten. Ehe man aber das Schildlein aufſetzet, muß man unterſuchen, ob etwan das Auge leer ſey, das iſt, ob auch der junge Keim, welcher gleichſam die Stelle der Wurzel vertreten muß, an dem Schildlein feſt anſitze, oder aber bey der Abſonderung des Schildlein an dem Holze ſitzen geblieben. Um dieſes Abbrechen zu verhüten, pfleget man auch mit dem Auge etwas Holz wegzunehmen. Man darf das Schildlein nur auf der inwendigen Seite betrachten, findet man daſelbſt ein Löchlein, daß man durchſehen kann, ſo iſt der

Keim am Holze ſitzen geblieben, und das Schildlein nicht zu gebrauchen. Um das Schildlein aufzuſetzen, machet man die Rinde des Stammes an dem Orte, wo ſelbige am glatteſten iſt, und lieber an der Abend-, Morgen-, und Mitternachts-, als Mittagsſeite, einen Einſchnitt in Geſtalt eines T, oder auch umgekehret; in dem erſten Falle kann Regen und Schnee leicht durch den oben gemachten Queerſchnitt ſich zwiſchen die Rinde einſenken, und dadurch das Gedeyhen verhindern; hütet ſich aber wohl, damit man nicht das Holz ſelbſt verletze, hebt die Rinde mit dem Nagel, oder dem Hefte des Oculirmeſſers auf, und ſchiebt das Schildlein zwiſchen die Rinde in das Holz, ſo, daß das Auge zwiſchen den zwo Lippen der Rinde vom Stamme herausgucke. Man umwickelt alles mit Baſte, oder einem wollenen Faden. Das abgelöſte Schildlein ſoll ſo geſchwinde als möglich eingeſchoben werden, damit die natürliche Feuchtigkeit nicht vertrockne. Bey dem Oculiren im Frühlinge wird der Stamm zween Querfinger über dem Schildlein abgeſchnitten, welches kurze Zeit hernach treiben wird. Einige pflegen den Stamm erſt acht Tage nach dem Oculiren abzuſchneiden. Wenn man aber in das ſchlafende Auge oculiret, wird der Stamm nicht abgeſchnitten, weil man ſonſt einen weichern Trieb erhalten würde, der im Winter ohnfehlbar darauf gehen möchte. Bey der letzten Art des Oculiren erhält man den Vortheil, daß der Stamm nicht verdirbt, wenn auch das Auge nicht anwächſt; weil man die Stämmlein im Frühlinge nicht eher abſchneidet, als bis man ſieht, daß die Augen gut ſind und treiben wollen. Ob das aufgeſetzte Auge fortgekommen, erkennet man, wenn der Stiel von ſelbſt abfällt, und das Auge ſeine natürliche Farbe erhält. Wenn das Auge angewachſen, wird der Verband geöffnet, damit daſſelbe in ſeinem Wachsthume nicht verhindert werde. Wie tief man das Schildlein aufſetzen ſoll, kommen die Kunſtverſtändigen nicht mit einander überein. Einige pflegen ſolches weit über der Erde einzuſetzen, damit es beym Verſetzen des Stammes nicht mit eingegraben werde, indem die Wulſt, welche an dem Orte, wo das Oculiren geſchehen, ſich anſetzet, ſehr geneigt iſt, Wurzeln zu ſchlagen, welche in der Oberfläche der Erde hinlaufen, und verurſachen, daß die Wurzeln des Wildlings verderben, dieſe aber ſelbſt bey trockener Witterung gleichfalls abſterben. Nach dieſen ſoll man fünf oder ſechs Zoll über der Erde oculiren, wenn man Zwergbäume verlanget, bey hochſtämmigen

aber neun bis zehn Zoll. Andere pflegen ſo tief als möglich zu oculiren, und das Stämmchen beym Verſetzen ſo tief in die Erde zu bringen, damit die Wulſt bedecket werde. Wenn die Wulſt Wurzeln getrieben, hat du Hamel die Stämme ausgehoben, die untern, dem alten Stamme zugehörigen, Wurzeln abgeſchnitten, und wieder eingeſetzet, und durch dieſes Mittel ſonderlich gute Pflaumenbäume erhalten, von denen die Brut nicht darf gepfropfet oder oculiret werden. Die Reiſer, welche man zum oculiren gebrauchen will, ſollen von guten tragbaren Bäumen genommen werden, ſonſt wird man keinen fruchtbaren Baum davon erhalten. Auch hat man jede Art, wo es möglich, wieder auf ihres gleichen zu bringen. Man kann auch mehrere Augen zugleich auf einem Stamme auf verſchiedene Seiten und in verſchiedener Höhe anſetzen; gerathen ſie alle, ſo läßt man künftig dasjenige, ſo den beſten Trieb zeuget, fortwachſen, und ſchneidet das übrige weg.

Wenn die eingeſetzten Augen zu treiben anfangen, iſt der Gipfel des wilden Stammes ſieben bis acht Zoll über dem Auge abzuſchneiden; hat hierauf das Auge einen Aſt von zehn bis zwölf Zoll getrieben, ſo muß ein Pfahl dabey geſtecket und das Reiß angeheftet werden, indem ſonſt ſelbiges leicht abbricht. Nachher und wenn das neue Reis einen Schuh lang iſt, ſoll man den noch übrig gebliebenen Theil am wilden Stam̃e vollends ganz nahe an dem Auge wegnehmen und den Ort mit Baumwachs beſtreichen.

Der größte Vortheil von dem Oculiren beſteht darinnen, daß man dadurch viele Baumarten vermehren kann, die durch das Pfropfen ſchwerlich fortkommen dürften. Es ſchicket ſich dazu alles Steinobſt, alle langſam wachſende zarte Holzarten, als Pomeranzen, Citronen, Jeſmin u. dergl. Dieſes alles aber muß man durch angeſtellte Verſuche zu erlernen, bemüht ſeyn, indem auch nah verwandte Bäume zuweilen einen Unterſchied zeigen, z. E. bey den Birnbäumen geht das Oculiren gut von ſtatten, hingegen mißlingt es öfters bey den Aepfeln, deswegen man dieſe lieber in den Spalt zu pfropfen pfleget.

Eine beſondere Art zu oculiren geſchieht durch das Röhrchen, da man anſtatt des Schildlein eine Röhre von Rinde mit mehrern Augen von dem Pfropfreiſe abzieht, und ſolche auf den wilden Stamm ſetzet, nachdem man an dieſem eine Stelle von gleicher Dicke, als das Reis, aufſuchet, den Gipfel über dieſer Stelle abſchneidet, und die Rinde auf einige Zoll hinwegnimmt. Auf dieſen entblößten

Theil

Theil des Stammes wird die Rindenröhre aufgeſetzet. Wenig Bäume laſſen ſich auf dieſe Weiſe oculiren, und bey welchen ſolches ſtatt findet, die laſſen ſich auch, und noch viel leichter, durch das Schildlein oculiren.

Man hat das Oculiren auch bey weichern Pflanzen anſtellen wollen, und Herr Grotian empfiehlt ſolches bey den Levcojen, um gefüllte auf einfache zu oculiren, geſteht aber ſelbſt, daß hierbey eine vielfache Erfahrung und Fertigkeit erfodert werde, dergleichen gehörig zu veranſtalten. S. deſſen Abhandlung von Levcojen, S. 68. Das Oculiren kann als eine Art des Pfropfens angeſehen werden, und man kann zu mehrerer Erläuterung dieſes Kunſtſtückes die Abhandlung von dem Pfropfen nachleſen.

Knoſperich.

Knoſperich nennet Herr Planer das Pflanzengeſchlecht Dais L. Die gemeinſchaftliche Hülle beſteht aus vier Blättchen. Der eigentliche Kelch mangelt. Das trichterförmige Blumenblatt zeiget vier auch fünf Einſchnitte. Man zählet auch zehn, oder nur acht Staubfäden. Der einfache Griffel trägt einen köpfichten Staubweg. Die Frucht iſt eine einſaamige Beere. Herr von Linné hat zwo Arten angeführet, davon eine zehn Staubfäden und fünf Einſchnitte am Blumenblatte, die andere aber nur vier Einſchnitte, und acht Staubfäden zeiget. Beyde ſind bey uns noch unbekannt.

Knoten.

Knoten an den Pflanzen, Nodus plantarum. Dergleichen findet man nur an dem Stängel und den Aeſten. Aeußerlich erſcheinen ſelbige als mehr, oder weniger merkliche Erhebungen, an denjenigen Orten, wo Blätter oder Knoſpen anſitzen. Wenn man aber dieſe Oerter innerlich betrachtet, findet man daſelbſt eine beſondere Richtung und genauere Verbindung der Faſern. An allen Orten, wo das Mark durch die Rinde durchgeht, werden die Faſern des Holzes in der Rinde aus ihrer gewöhnlichen Lage und Richtung gebracht, und indem ſie ſich unter einander verwickeln, bilden ſie einen Knoten. Aus dieſem entſpringt der junge Zweig entweder unmittelbar, wie bey den Kräutern, oder es kömmt erſt ein Auge, wie bey den mehreſten Bäumen, zum Vorſcheine. Innerlich zeigen ſich die Knoten auf zweyerley Weiſe. Entweder ſie machen der Quere nach eine netzförmige Scheidewand und theilen den Stängel in ſo viel beſondere Stücke, als Knoten ſind, oder ſie befinden ſich nur allein an der Seite, ohne daß ſie bis in die

Mitte

Mitte eindringen, mithin bilden ſie keine Scheidewände ab. Bey der erſten Art erſcheinen die Stängel gemeiniglich hohl, und ſind nur an den Knoten voll; bey der andern Art ſind ſie die meiſte Zeit mit Mark erfüllet, jedoch an und bey den Knoten allemal etwas enger und das Mark mehr zuſammengepreſſet. Auf beyderley Art wird der ſchnelle Durchgang der Säfte durch das Mark in etwas gehemmet, mithin ſolche mehr zubereitet und in beſſerer Beſchaffenheit durch die Knoten abgeleitet. Außer dieſem Nutzen, dienen auch die Knoten zu Befeſtigung des Stängels und der Aeſte. Man ſieht dieſes ſonderlich an den Gräſern, deren öfters ſchwacher und langer Halm ſich nicht aufrechts erhalten würde, wenn die Knoten mangelten. Dieſe aber ſtärken den ſchwachen Stängel, und verſtatten zwar, daß die Winde ſolchen hin und wieder biegen, aber nicht leicht zerbrechen oder auf andere Art beſchädigen. Die Knoten dienen auch zu Vervielfältigung der Wurzel, welches vorzüglich bey den Gräſern in Betrachtung zu ziehen. Hierauf beruhet der ganze Grund, die Halme und Aehren bey den Getraidearten zu vermehren. Wenn das Saamenkorn tief in die Erde gebracht, mithin der untere Theil des Halmes und der daran befindliche Knoten mit der Erde bedecket wird, treibt dieſer nicht allein Wurzeln, ſondern auch Nebenhalme hervor. Da auch bey den Gräſern die untern Knoten gemeiniglich näher bey einander ſtehen, als die obern, ſo kann zuweilen mehr als einer unter der Erde zu ſtehen kommen, und dadurch die Vermehrung der Halme vielfältig vermehret werden. Die tiefe Saat der Getraideſaamen hat hierinnen ganz allein ihren Grund. Die natürlichen Knoten kann man mit der Wulſt vergleichen, welche ſich bey Ablegern und Schnittlingen erzeuget, und woraus hernach die neuen Wurzeln hervortreiben; daher auch die kriechenden Wurzeln Knoten haben und daraus allein Faſern treiben, ſo wie die auf der Erde ausgeſtreckten Stängel und Ranken eine natürliche Neigung zeigen, aus den Knoten Wurzelfaſern zu treiben, und ſich dadurch in neue Stöcke zu vermehren.

Knotenbund.

Dieſe Schnecke gehöret zu den Kräuſeln, welche Herr Müller Plattböden genannt, Trochus tuber Linn. Die Größe der Schale iſt verſchieden, von einer Erbſe bis zu einer Wallnuß, von Farbe grün, auch zuweilen mit braun meliret, und, wenn man die Oberhaut wegnimmt, zeiget ſich eine ſchöne Perlenmutter; ſie iſt niedrig

niedrig gewunden, und die Gewinde haben einigermaßen einen Kiel, ſind aber am obern und innern Rande mit Knoten beſetzt.

Knotenbund, S. Kräuſel.

Knotenkette.

S. Rinkhorn.

Knotenkraut.

S. Braunwurzel.

Knotenmoos.

Knotenmoos iſt ein ſchicklicher Name für Bryum Linn. indem die Büchſe auf einem nackenden Stiele ruhet, welcher aus einem Knoten am Ende der Zweige entſpringt. Die Büchſe iſt mit einem Deckel und einer glatten Haube verſehen. Die Blätterroſen, welche bey andern Moosgeſchlechtern ſich zeigen, und vom Herrn von Linné als die weiblichen Blüthen angenommen werden, fehlen hier gänzlich. Die Stängel, welche gemeiniglich einfach, doch auch zuweilen in Zweige abgetheilet ſind, ſtehen aufrechts, zuweilen etwas rückwärts gebogen, kriechen aber niemals auf der Erde hin. Herr v. Linné führet fünf und dreyßig Arten an, von welchen keine ſonderlich merkwürdig, wenigſtens in Anſehung einiges Nutzens nicht bekannt iſt. Wir erwähnen daher nur das abgeſtumpfte Knotenmoos, Bryum trunculatum L. iſt von der allerkleinſten Art, und die einfachen Stängel ſind kaum drey oder vier Linien lang, viele derſelben aber dicht bey einander geſtellet. Die Blätter ſind kurz, aufwärts gerichtet, eyförmig zugeſpitzet, glänzend und faſt durchſichtig. Im trockenen Zuſtande bedecken ſolche den Stängel ganz; wenn ſie aber grün ſind, kann man in den Zwiſchenräumen den Stängel und die darauf befindlichen purpurfärbigen Streifen deutlich wahrnehmen. Zween, auch mehrere gelbröthlichte Stiele kommen am Ende zwiſchen den Blättern hervor. Die eyförmige Büchſe iſt blaßgelblicht braun, der Deckel mit einem ſpitzigen Fortſatze geendiget und die Haube weiß. Die Büchſe erſcheint, wenn der Deckel abgefallen, abgeſtumpfet. Herr Haſſelquiſt hat die Ueberbleibſel und alten Mauern von Jeruſalem mit dieſem Mooſe ganz bedecket, und davon grün überzogen angetroffen; daher auch Herr von Linné muthmaßt, daß Salomon unter dem Yſop, der an der Wand wächſt, dieſen Moos verſtanden haben möge. Man findet dieſe Art auch bey uns an Aeckern, Gräben und Zäunen.

Knotennabel.

Knotennabel gehöret zu den genabelten Schwimmſchnecken und

und iſt Nerita canrena Linn. Die Holländer nennen dieſe Art Eyerdooier met het Klotie, weil ſie an dem Nabel eine knotichte, getheilte Hervorragung zeiget, und die Franzoſen heiſſen ſolche Teſticles. Die Größe iſt verſchieden, doch gleichen die größten ohngefähr einer Wallnuß, auch die Farbe wechſelt, es giebt braune, gelbe und bandirte, alle aber ſind mit ſchwarzen Flecken oder Strichen geſprenkelt oder ſonſt ſcheckicht. Die ſchön bandirten kommen aus Amerika, die andern aus Oſtindien und Afrika.

Knotenrücken.

S. Käfermuſchel.

Knotenſcheide.

S. Seeſcheide.

Knotenſchelle.

S. Schellenſchnecke.

Knotenſtern.

S. Seeſtern.

Knotenſturmhaube.

S. Sturmhaube.

Knotgras.

S. Lingenkraut.

Knoxie.

Robert Knoxen, welcher 1681. eine Beſchreibung von Ceylon herausgegeben, hat man dieſes Geſchlecht gewidmet. Die Pflanze wächſt in Ceylon und zwar auf den Stämmen fauler Bäume. Der Kelch ſteht über dem Fruchtkeime und zeiget vier kleine, ſpitzige Blättchen, deren eines viel größer als die übrigen iſt. Das trichterförmige Blumenblatt endiget ſich mit vier rundlichen, einander ähnlichen Einſchnitten; man zählet vier Staubfäden und einen Griffel mit zween Staubwegen. Die rundliche, gefurchte Frucht enthält zween geſtreifte Saamen.

Knyp-Oog.

Knyp-Oog, holländ. Blödauge, Gadus Luſcus, Linn. gen. 154. ſp. 4. ein Kabbeljau, ſ. Pamuchel, Callarias barbatus, 1. des Kleins.

Kob.

Unter dieſem Namen beſchreibt der Graf von Büffon ein vierfüßiges Thier, aus dem Geſchlechte der Gazellen, welches in Senegal gefunden und von den daſelbſt wohnenden Franzoſen die kleine braune Kuh genannt wird. Es hat ohngefähr die Größe eines Dammhirſches und kömmt in den meiſten Stücken, vorzüglich in Anſehung der Hörner, welche ohngefähr die Länge einer halben Elle und acht bis neun Ringe haben, mit der gemeinen Gazelle überein, nur iſt das Maul etwas länger, es fehlen ihm auch unter

den Augen die Vertiefungen oder ſo genannten Thränenhöhlen.

Koba.

Ein vierfüßiges Thier aus dem Geſchlechte der Gazellen, welches mit dem vorher unter dem Namen Kob beſchriebenen Thiere einerley Vaterland und auch eine große Aehnlichkeit hat. Von den Franzoſen, welche in Senegal wohnen, wird es die große braune Kuh genannt, weil es größer iſt, als der Kob und eine Länge von mehr als fünf Schuh erreichet. Es unterſcheidet ſich auch von dem Kob einigermaßen durch die Hörner, welche neunzehn bis zwanzig Zoll lang, an der Seite platt und mit eilf oder zwölf Ringen umgeben ſind.

Kobbe.

Kobbe, auch Kaabe, in Norwegen, ein Sälhund, Seehund, beym Pontoppidan, Th. II. S. 237. ſ. Robbe.

Kobelmaiſe.

Kobelmaiſe iſt die oben bereits angeführte Haubenmaiſe, oder Heidenmaiſe, die darum Kobelmaiſe genannt wird, weil ſie gern in den Köbeln der Eichhörner niſten ſoll. So iſt die gemeine Ableitung, aber mir iſt es richtiger, wenn die Kobelmaiſe vom Schopfe, oder Haube genannt wird, die ſie auf dem Kopfe hat, daher ſie bey den Lateinern parus criſtatus heißt. Kobel aber bedeutete vor Alters den Aufſatz, das hohe Kopfzeug der Frauen, wie die Holländer noch das Wort Kovel in dieſer Bedeutung nehmen. Und noch itzt zeiget in einigen deutſchen Ländern Kobel das nämliche an.

Kobolt.

Farbenkobolt, Cobaltum, Cadmia foſſilis. Hierunter iſt ein mineraliſcher Körper zu verſtehen, der ſich von allen andern dadurch unterſcheidet und zu erkennen giebt, daß er, mit Sand und Alkali geſchmolzen, ein blaues Glas giebt. Einige von den Mineralogen halten denſelben für eine färbende Erde, und geben nicht zu, daß er ein Halbmetall ſey; andere hingegen halten denſelben, und zwar nicht ohne Grund, für ein Halbmetall. Wir haben bereits in den allgemeinen Begriffen der Chymie, I. Th. S. 259. angezeiget, daß wir aus der Schmalte oder der ſo genannten blauen Farbe, wie ſie bey uns in Sachſen bereitet, verkaufet und gebrauchet wird, durch die Reduction ein wirkliches Metall erhalten, welches, von neuen calciniret und mit Glasflüſſen geſchmolzen, ein ſchönes blaues Glas gegeben. Das Halbmetall hatte eben das Anſehen und die Beſchaffenheit, wie es Cronſtedt Mineralog.

S. 223. beſchreibt. Es war hart, bruͤchicht, von Farbe weißgrau und auf dem Bruche feinkoͤrnicht. Es bleibt alſo kein Zweifel uͤbrig, daß dasjenige, was ſich aus der Schmalte als ein Metall reduciret, und von neuen calciniret, wieder ein blaues Glas giebt, fuͤr eine wirkliche metalliſche Subſtanz und zwar fuͤr ein Halbmetall zu halten, welches, da ſein Kalch die Glasfluͤſſe blau faͤrbet, ein von andern Halbmetallen unterſchiedenes und beſonderes Halbmetall iſt. Es iſt auch von dieſem Halbmetalle noch eine beſondere Eigenſchaft zu merken, da es im Sauren und beſonders im Salpeterſauren aufgeloͤſet, mit dem Alkali des Kochſalzes, die ſympathetiſche Dinte giebt, deren Bereitung darinnen beſteht, daß man Kobolt in Salpeterſauren aufloͤſet, und dem Gewichte nach eben ſo viel Kochſalz, als ſich vom Kobolt aufgeloͤſet, in eine Retorte thut, die Aufloͤſung darauf gießt, und abzieht, bis man gewahr wird, daß es in der Retorte dicke und gruͤn iſt. Wenn die Retorte kalt geworden, ſchlaͤgt man ſie entzwey, nimmt das erzeugte wuͤrflichte Salz, welches ein wuͤrflichter Salpeter und roͤthlicht iſt, heraus, und loͤſet es im reinen Waſſer auf, da denn ein weißer Praͤcipitat entſteht, welcher Wißmuth iſt, die daruͤber ſtehende Feuchtigkeit aber wird roth und iſt die bemeldete ſympathetiſche Dinte. S. Dinte.

Obgleich mit dem Namen Kobolt, vorzuͤglich von den Bergleuten, viele mineraliſche Subſtanzen, auch ſolche, die kein blaufaͤrbendes Weſen enthalten, beleget werden, ſo halten wir doch dafuͤr, daß der Ordnung und Deutlichkeit wegen nur denjenigen dieſer Name zu geben ſey, welche das blaufaͤrbende Weſen enthalten und mit Sand und Alkali geſchmolzen ein blaues Glas geben. Dergleichen giebt es nun vielerley Arten, die aber dem aͤußerlichen Anſehen nach ſchwer zu beſtimmen ſind, indem die Merkmale, ob ſie ſchon von einigen als gewiß angegeben worden, doch nicht allezeit beſtaͤndig ſind.

Lehmann, welcher von den Kobolten und deren Farbenweſen ſehr umſtaͤndlich gehandelt hat, ſ. deſſen Cadmiolog. Koͤnigsberg, 1761. 4. S. 20. u. f. theilet die Kobolte in zwo Hauptarten ein, 1) in derbe und reine, 2) in vermiſchte. Unter den derben und reinen Kobolten verſteht derſelbe diejenigen Arten, die entweder gar keinen Arſenik fuͤhren, durch Schmelzen gar keine Speiſe geben, uͤbrigens aber entweder gar keine oder eine kaum merkliche Spur eines andern darinnen befindlichen Metalles geben, mit reinem alkaliſchen Salze und Sande aber ein ſchoͤnes, hohes und

liebliches blaues Glas machen. Zu dieſer Art werden gerechnet: 1) der ſchwarze, mulmichte Kobolt, Koboltmulm, Ochra Cobalti nigra, welcher ſchwarz, locker und leicht iſt, und ſich gróßtentheils mit den bloßen Fingern zerreiben láßt; 2) der weiße Kobolt, Minera Cobalti terrea alba, welcher wie eine weiße ins grünlichte fallende Erde ausſieht, bisher nur im Würtenbergiſchen gefunden worden, und ſehr rar iſt; 3) der Schlackenkobolt, Minera Cobalti ſcoriaeformis, welcher einer löcherichten Schlacke ähnlich iſt, und auf der Oberfläche, wie auch auf dem Bruche glänzend ſieht.

Die zwote Art der reinen und derben Kobolte beſchreibt Lehmañ als ſolche, welche in derben reinen Stufen vorfallen, durch die Calcination Arſenik geben, durch Schmelzen mit verſchiedenen Arten von Flüſſen eine wahre Speiſe oder den gewöhnlichen Koboltkönig fallen laſſen und mit Glasſatze ein ſchönes, hohes und liebliches Glas hervorbringen, übrigens aber außer der Speiſe, dem Arſenik und der blauen Farbe, nichts von andern Mineralien in ihrer reinen Geſtalt aus ſich bringen laſſen. Zu dieſer Art wird nur der einzige vollkommene reine ſtahlderbe ſpeiſige Kobolt, oder Koboltglanz, oder Glanzkobolt, Minera Cobalti cinerea, gerechnet, und als ein ſolcher Körper beſchrieben, welcher ſchwer und ziemlich feſt iſt, metalliſch ausſieht, bald mehr weiß, als ein Weißgüldenerz, bald als ein derber reiner Mißpickel, bald aber fahl iſt, und in dieſer letztern Farbe bald dem reichen ſilberhaltigen Fahlerze, bald dem Kupferfahlerze nahe kómmt, und bald eine unbeſtimmte, bald druſichte Figur hat.

Unter den vermiſchten blaufarben Koholten verſteht Lehmann diejenigen, die zwar alle die Eigenſchaften eines derben Kobolts haben, aber außer dem Arſenik, der Speiſe und dem blaufärbenden Weſen auch noch zufälliger Weiſe andere Mineralien, z. E. Metalle, Halbmetalle, Schwefel und verſchiedene Erd- und Steinarten in ſich halten. So finden ſich z. E. ſilberhaltige, kupferhaltige, und eiſenhaltige Kobolte, ingleichen Kobolte mit Wißmuth durchfloſſen, mit Arſenikkönig verbunden, welcher geſtrickter Kobolt, Blumenkobolt und Figurenkobolt, und dendritiſcher Kobolt, Cobaltum dendriticum, genañt wird. Ferner finden ſich Kobolte mit Kies vereiniget, welche Arten leicht verwittern, zerfallen und mit Vitriol beſchlagen. Endlich finden ſich auch Kobolte mit feſten Hornſteinen, Quarz und Sand vermiſchet, deren ganze Maſſe mit Kobolt durchdrungen iſt; ferner

mit Kalchgeſtein und Gypserde vermiſchet, zu welcher letztern Art ein gewiſſer ſo genannter Spiegelkobolt gerechnet wird; endlich mit Mergel und Thon oder Letten vermiſchet.

Von allen dieſen mit Steinen und Erden vermiſchten Kobolten merket Lehmann an, daß ſie, ob ſie ſchon blaufärbendes Weſen enthalten, dem ohngeachtet nicht zum Nutzen und mechaniſchen Gebrauche angewandt werden können.

Was die Koboltblüthe, den Koboltbeſchlag und den taubenhälſigen Kobolt betrifft, ſo wird unter der Koboltblüthe, Flos Cobalti, nichts anders als ein koboltiſcher Spat oder Quarz verſtanden, in welchem der Kobolt eine Verwitterung erlitten. Koboltbeſchlag, Flos Cobalti ſuperficialis, heißt und iſt ein Koboltcrz, welches von außen eine rothe oder gelbe Farbe erhalten, und als ein Anfang der Verwitterung anzuſehen iſt. Taubenhälſiger Kobolt, Cobaltum verſicolor, iſt ein gemeiner Kobolt, welcher theils von Waſſern, theils von Wettern mit allerley bunten Farben angelaufen iſt.

Von dem druſichten Kobolte oder der ſo genannten Koboltdruſe, Druſa Cobalti, merken wir noch an, daß derſelbe, ob er gleich von einigen, welche die mineraliſchen Körper nach ihrer äußerlichen Geſtalt einzutheilen pflegen, als eine beſondere Claſſe der Kobolte angeſehen wird, nicht ohne Grund von Lehmann in die Zahl der derben ſpeiſigen Kobolte geſetzet wird, weil er ſeinen Beſtandtheilen und innerlichen Weſen nach den derben ſpeiſigen Kobolten gänzlich ähnlich iſt.

Da wir in Betrachtung der Eintheilung der Koboltarten der Lehmanniſchen Ordnung beypflichten, und der Meynung ſind, daß man die Vervielfältigung der Claſſen und Arten an mineraliſchen Körpern, ſo viel möglich iſt, vermeiden, und um dieſen Zweck zu erhalten, nicht auf die äußerliche Geſtalt, welche bey vielen mineraliſchen Körpern und vorzüglich Erzen ſehr zufällig iſt, ſehen müſſe, ſo halten wir für überflüßig, anderer Mineralogen Eintheilung der Kobolte zu betrachten, zumal niemand ſo umſtändlich und genau, als Lehmann, von dieſem mineraliſchen Körper geſchrieben, und dieſer von uns mitgetheilte Auszug hinlänglich ſeyn wird, einen deutlichen Begriff von dem Kobolte zu geben.

Die mehreſten Kobolte werden in dem Sächſiſchen Erzgebürge, desgleichen in Böhmen, Thüringen, Heſſen und andern deutſchen Ländern gefunden, wovon die Sächſiſchen und denn die Böhmiſchen die beſten und vorzüglichſten ſind, welche zur Bereitung

einer guten blauen Schmalte oder blauen Farbe genutzet und angewandt werden, wie denn die meiſte blaue Farbe in Sachſen und Böhmen verfertiget, und in andere Länder verfahren wird. S. blaue Farbe.

Kochſalz.

Gemein Salz, Sal culinare, Sal commune, iſt das bekannteſte und nützlichſte unter allen Salzen; es iſt ein Mittelſalz, ſo aus einem beſondern Sauren und einem mineraliſchen Alcali beſteht, cubiſche oder würflichte Cryſtallen machet, bey einem mäßigen Feuer kniſtert, in ſtärkern Feuer fließt und feuerbeſtändig bleibt. Es wird in drey Arten unterſchieden; 1) Bergſalz; 2) Meerſalz; 3) Brunnenſalz.

1) Das Bergſalz, Steinſalz, gegraben Salz, Sal montanum, Sal foſſile, Sal gemmae, Sal petrae, kömmt unter der Erden in feſter Geſtalt vor, iſt durchſichtig und glänzet wie Cryſtall. Es hat eine weiße, meiſtentheils graulichte, und bisweilen, wiewohl ſelten, eine röthlichte, oder blaulichte, oder auch gelblichte Farbe. Das Berg- oder Steinſalz wird an verſchiedenen Orten, in Europa vorzüglich in Polen um Krakau gegraben, und in ſehr großen Stücken oder Blöcken, wie es genennet wird, verführet. Dieſe Stücke nehmen, wenn ſie aus der Grube an die obere Luft kommen, in der Schwere zu, ſo, daß ein Stück, welches in der Grube ein Mann mit geringer Mühe fortbringt, an der Luft kaum von vieren fortgeſchaffet werden kann. Die Polniſchen Salzgruben ſind die tiefſten und größten in der Welt, und saget man, daß die Salzgruben in Polen zureichend wären, die ganze Welt mit Salz zu verſorgen. Aus dieſen Gruben wird dreyerley Salz erhalten; das erſte iſt grob und ſchwarz, das andere iſt feiner und weiß, und das dritte iſt ſo klar wie ein Cryſtall und am weißeſten. Das Steinſalz wird in großen Stücken zum Lecken für das Schaaf- und Rindvieh verführet. Das unreine aber wird meiſtentheils aufgelöſet und cryſtalliſiret, und als Speiſe- oder Küchenſalz verbrauchet. Das Steinſalz unterſcheidet ſich von dem See- und Brunnenſalze darinnen, daß es erdichter und unreiner iſt, und wenn es aufgelöſet worden, weder durch ein flüchtiges noch feuerbeſtändiges Alcali trübe und milchicht, folglich nicht präcipitiret wird.

2) Das See- oder Meerſalz, Sal marinum, wird vermittelſt der Sonnenhitze aus dem Meerwaſſer erhalten. Man läßt nämlich das Seewaſſer in beſonders ausgegrabene Teiche, woſelbſt

das Salz im Sommer, nachdem die wäſſerichte Feuchtigkeit mehr und weniger verdampfet, oft in kurzer Zeit in feſter Geſtalt zum Vorſchein kömmt. Dieſes Salz iſt unrein und grau, und wird Boyſalz genennet, welches wiederum an verſchiedenen Orten, durch das Auflöſen gereiniget oder raffiniret, und raffinirtes Salz genennet wird. Das meiſte und beſte Seeſalz ſammeln ſie in Spanien und Portugall, desgleichen in Frankreich. Bisweilen hängt ſich auch das im Seewaſſer befindliche Salz an Klippen oder Steine an, oder wird auf dem Felde, oder in Gruben an der See gefunden, wenn nämlich das Waſſer verdampfet, oder der ausgewaſchene Meerſchaum vertrocknet iſt; man nennet daſſelbe Strand- oder Schaumſalz, und glaubet, daß es das Halosachne der Alten iſt. An einigen Orten ſoll ſich auch in der See auf dem Grunde feſtes Salz finden, welches Bodenſalz genennet wird. Das Seeſalz wird, vornehmlich wenn es gereiniget iſt, ebenfalls zu Speiſe- oder als Küchenſalz verbrauchet, und unterſcheidet ſich von dem Stein- und Brunnenſalze darinnen, daß es etwas ſalpetrichtes und ſchmierichtes bey ſich führet.

3) Das Brunnenſalz, Sal fontanum, wird aus Salzquellen, welche ſich in beſonders darzu gemachten Brunnen befinden, erhalten. Man ſchöpfet nämlich aus dieſen Brunnen das Salzwaſſer, ſo man Sole nennet, bringt es in kupferne Pfannen, und ſiedet es ſo lange, bis es ſich anfängt in der Oberfläche zu cryſtalliſiren. Die Cryſtallen, welche auf den Boden fallen, werden mit kleinen hölzernen Inſtrumenten oder Schaufeln herausgenommen, und in Körbe geſchlagen, und alsdenn getrocknet. Iſt die Sole am Salze nicht reich genug, ſo wird ſelbige durch Röhren in gewiſſe dazu beſonders erbauete Häuſer geführet, welche mit Rinnen, Kaſten und Reißholz verſehen, und alſo eingerichtet ſind, daß die Luft und der Wind durchſtreichen, und das Waſſer mit ſich fortführen kann. Man nennet dieſe Häuſer Gradirhäuſer oder Leckwerke. Wenn auf dieſe Weiſe die Sole concentriret worden, ſo wird ſie hernach ebenfalls in den Pfannen zu Salz geſotten. Das Brunnenſalz ſiedet man an vielen Orten in Deutſchland; vornehmlich erhält man das meiſte in Halle, Lüneburg und Frankenhauſen; desgleichen wird auch in Sachſen ohnweit Merſeburg, bey Dürrenberg an der Saale, ein gutes Salz geſotten, deſſen Sole zwar erſt noch gradiret, aber doch mit vielem Vortheile zu Salz geſotten wird. Ein dergleichen geſotte-

nes Salz muß hart, weiß und trocken ſeyn, und nicht an der Luft zerfließen. Das letztgedachte in Sachſen, ingleichen das Hälliſche empfehlen ſich wegen der guten Eigenſchaften vor andern, wiewohl auch noch an andern Orten in Sachſen, wie bey Naumburg und Lützen, Salz geſotten wird, welches faſt wie jenes, die erforderlichen guten Eigenſchaften beſitzt. Das Brunnenſalz wird gleichfalls zu Speiſeſalz verbrauchet, und unterſcheidet ſich von dem Stein- und Meerſalze darinne, daß es am reinſten iſt, wiewohl es der Salzigkeit nach das ſchwächſte iſt. Die Auflöſung deſſelben wird, wie das Meerſalz, durch zugegoſſenes Alcali trübe und milchicht.

Der Nutzen des Kochſalzes iſt ſehr groß, vorzüglich in der Oeconomie, wo es zur Bereitung der Speiſen, zum Einſalzen, und noch auf verſchiedene Art gebrauchet wird. Außerdem iſt es auch in der Heilkunſt, in der Chymie und verſchiedenen Künſten und Handwerkern nützlich; wie denn z. E. die Färber daſſelbe mit vielem Nutzen zur Feſtſetzung einiger Farben gebrauchen können, und ſich deſſen öfterer, als anderer, nicht ſelten ſchädlicher oder unnützer Zuſätze, bedienen ſollten. Wenn das Kochſalz in einer eiſernen Pfanne oder irdenen Tiegel über das Feuer geſetzet wird, ſo ſpritzelt und kniſtert es, welches in der Chymie Decrepitiren genennet wird. Wenn es eine Zeitlang auf dem Feuer geſtanden, und beym Umrühren nicht mehr kniſtert, ſo nimmt man es vom Feuer, und hebt es zum Gebrauch auf. Es heißt alsdenn gebrenntes oder decrepitirtes Kochſalz; es iſt daſſelbe etwas ſchärfer als das ungebrennte Salz, und wird ſowohl auf den Tafeln, als vorzüglich in der Chymie mit Nutzen gebrauchet.

Aus dem Kochſalze erhält man durch Zuſätze, und vermittelſt der Deſtillation ein Saures, welches Salzſaures heißt. Wird daſſelbe vermittelſt einer Bolarerde oder Thon erhalten, ſo heißt es gemeines Salzſaures; wird es aber vermittelſt des Vitriolöls deſtilliret, ſo erhält man ein concentrirtes und mit weißen Dämpfen rauchendes Saure, welches rauchendes Salzſaures genennet wird. Das Salzſaure wird vorzüglich in der Chymie und verſchiedenen Künſten gebrauchet; in der Heilkunſt aber, wo es immer noch mit unter gebrauchet worden, ſollte es wegen ſeiner beizenden Eigenſchaft, welche vor andern mineraliſchen Sauren der thieriſchen Erde nachtheilig iſt, nicht gebrauchet werden. Sonſt aber erhält man vermittelſt dieſes Sauren verſchiedene Producte, davon einige mit vie-

lem Nutzen in der Heilkunſt und andern Künſten zu gebrauchen ſind. S. Salzſaures.

Kockelskerner.

Coccelkerner, Fiſch- oder Doll-kerner, Cocculae officin. Meniſpermum Cocculus L. Der Baum wächſt in Malabarien und Oſtindien, iſt mit einer dicken, runzlichten und aufgeriſſenen Rinde bedecket, die Aeſte ſchlingen und verwickeln ſich untereinander, trägt geſtielte, herzförmige, völlig ganze, oberwärts dunkel-, unterwärts bleichgrüne Blätter, und weiße Blumen, welche nach der Abbildung, ſo im Malabariſchen Garten ſteht, aus fünf Kelch- und fünf Blumenblättern, auch fünf Staubfäden beſtehen. Bey dem Mondſaamenkraute, mit welchem Herr v. Linné dieſen Baum vereiniget, iſt die Blume ganz anders beſchaffen, auch daſelbſt männliche und weibliche auf verſchiedenen Stöcken befindlich; wie denn auch unbeſtimmet iſt, ob nach jeder Blume zwo Beeren folgen. Die bey uns in den Apotheken aufbewahrten Früchte ſind mit einer dunkelbraunen, runzlichten Haut umgeben, und inwendig, an der Seite, wo der Stiel geſtanden, nierenförmig, und haben einen bittern widrigen Geruch und Geſchmack. Sie ſind von giftiger Beſchaffenheit, und werden daher nur äußerlich als ein Mittel gebrauchet, verſchiedene Inſecten damit zu tödten. Man verfertiget daraus eine Salbe, und beſtreichet damit den Kopf und andere Theile des Körpers, oder ſtreuet das Pulver davon auf, um die Läuſe und Flöhe zu vertilgen. Man ſchmeißt ſelbige auch in die Fiſchteiche, oder verfertiget daraus, und aus Bilſenkrautſaamen, faulen Käſe und Campher Pillen, und ſchmeißet ſolche in die Fiſchbehältniſſe, worauf man ſolche mit leichter Mühe und mit den Händen fangen kann. Da aber dieſes zu Fiſchdiebereyen Gelegenheit giebt, iſt dieſer Gebrauch an verſchiedenen Orten verboten. Rumph berichtet auch, wie man damit leicht Vögel fangen könne.

Kockkock.

Kockkock, Holl. Seeguckguck, Beinfiſch, Oſtracion Quadricornis, Linn. gen. 136. ſp. 5. der Mülleriſche Seeguckguck. ſ. Kropffiſch des Kleins, Crayracion, 19.

Kockkockviſchen.

Kockkockviſchen, Holl. Guckkuckfiſche, ein Beinfiſch, Oſtracion Tricornis, Linn. gen. 136. ſp. 4. ſ. Kropffiſch des Kleins, Crayracion, 20.

Koddenbaum.

S. Birnbaum.

Köcher.

Köcher. S. Seeköcher.

Köcherbaum.
S. Corallbaum.

Köchercoralle.
S. Seeköcher.

Köchernaſe.
Perca Argentea, Linn. gen. 168. ſp. 32. der Bärſchinge. ſ. Parſch.

Köcherwurm.
S. Holzbohrer.

Köhlerbarſch.
Perca Atraria, Linn. gen. 168. ſp. 1. 6. der Bärſchinge. ſ. Parſch.

Köhlerkraut.
S. Bärlap und Ehrenpreiß.

König, metalliſcher.
Regulus metallicus. Mit dieſem Namen beleget man in der Chymie die aus den Erzen geſchiedene, und von andern unmetalliſchen Materien befreyte Maſſe. Dieſe Scheidung, welche in der Schmelzkunſt auch das Fällen des Glanzes genannt wird, iſt eine Art der Präcipitation, ſo im Feuer vermittelſt gewiſſer Zuſätze geſchieht, welche die unmetalliſchen Materien in ſich nehmen, und von den metalliſchen ſcheiden, ſo daß dieſe zuſammentreten, und vermittelſt ihrer Schwere zu Boden ſinken, und ſich zuſammen in einer vereinigten metalliſchen Maſſe darſtellen. Der Name Regulus hat ſeinen Urſprung den Alchymiſten zu danken.

König der Pflanzen, ſ. Ginſeng.

Königia.
Koenigia Linn. Es ſind zwar verſchiedene Kräuterliebhaber mit Namen König bekannt, und der Emanuel König, welcher zu Baſel gelebet, und durch einige Schriften ſich um das Pflanzenreich verdienet gemachet, könnte an dieſem Denkmale billig Anſpruch machen. Es iſt aber dieſes Geſchlechte vornehmlich von Joh. Ger. König, welcher eine Reiſe nach Island unternommen, und daſelbſt dieſe neue Pflanze entdecket, alſo genennet worden. Es iſt ein ganz niedriges Pflänzchen. Die Wurzel iſt jährig. Die geſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, am Ende der Zweige aber viere beyeinander; ſie ſind eyförmig, ſtumpf, ſaftig, und mit einzeln ſcheidenförmigen Blattanſätzen gezieret. Die Blumen ſtehen büſchelweiſe, und haben Blattdecken zwiſchen ſich; ſie beſtehen nur aus dem dreyblättrichten Kelche, drey Staubfäden und drey Griffeln, und laſſen einen nackenden Saamen nach ſich.

Königlein.

Königlein, gekröntes, Regulus criſtatus, Goldhähnchen, iſt der kleinſte Zaunkönig, und folglich faſt das kleinſte Vögelchen, unter unſern bekannten Landvögeln. Es hat einen ſchönen goldgelben Strich, oder Kamm, auf dem Kopfe, den es wie ein Schüpfchen aufrichten kann, und daher wohl gekröntes Königlein heißt. Bereits unterm Worte Goldhähnlein iſt von ihm das gehörige vorgetragen. Herr Klein iſt in den Gedanken, dieſes gekrönte Königlein ſey das Männchen, und der ſogenannte Sommerkönig, regulus non criſtatus, das Weibchen von dieſer kleinſten Art Zaunkönige; denn man findet oft beyde beyſammen, gleich als wenn ſie ſich des Paarens und der Geſellſchaft wegen zuſammenhielten.

Königsapfel.

S. Ananas.

Königsblume.

Königsblume oder Mevtang. Unter dieſen beyden Namen finden wir eine ausländiſche Pflanze angeführet, aber undeutlich beſchrieben; daher wir auch nicht beſtimmen können, ob ſolche in den Schriften der neuern Kräuterlehrer angeführet worden. Sie ſoll ein prächtiges Anſehn und vortrefflichen Geruch haben, urſprünglich aus Oſtindien, und zwar China herſtammen; dem Wachsthume nach der Hollunderſtaude ähnlich, die Blume ſelbſt aber einer Roſe, oder einer gefüllten Mohnblume gleich ſeyn; dieſe ſoll aus breiten Blättern, von einer weißlicht mit Purpur vermengten, oder ganz rothen, auch goldgelben Farbe beſtehen. Es ſollen an einem Zweige nicht nur drey bis vier Blumen wachſen, ſondern auch daran Blumen von verſchiedenen Farben anzutreffen ſeyn.

Königscoralle.

Königscoralle gehöret zu dem Geſchlechte, welches Herr Müller edle Coralle, und Herr von Linné Iſis genennet, und iſt deſſen Iſis hippuris. Der Zuname bedeutet einen Roßſchweif, und wenn man ſich einen weißen Roßſchweif, der gliederweiſe mit einem breiten ſchwarzen Bande unterbunden iſt, vorſtellet, hat man einen ziemlich deutlichen Begriff von der äußerlichen Geſtalt dieſer ſchönen Corallenart. Die ganze Coralle iſt in ihrem natürlichen Zuſtande mit einer dicken, ſchwammichten, grauen Rinde überzogen, welche aber ſehr leicht, und vielleicht ſchon in der See durch die Wellen abgeriſſen wird. Unter der Rinde zeigen ſich breite, der Länge nach etwas bogicht geſtreifte, auswendig

dig gelblichtweiße Ringel, die auf dem Bruche ſchneeweiß, ſteinhart, und mit etwas zuſammengezogenen ſchwarzen hornartigen Gelenken unterbrochen ſind. Die ſchwarzen Gelenke und weißen Ringe zeigen zuweilen einige Verſchiedenheit. Bey einigen ſind ſelbige breiter, bey andern ſchmäler, kürzer, und weiter von einander abgeſondert; auch die Farbe wechſelt in beyden. Die Gelenke ſind zuweilen ſchwarzbraunröthlicht, und die Ringe weißbläulicht; die weißen Ringe hangen inwendig mit einem ähnlichen, weißen, ſteinichten Marke zuſammen, und die ſchwarzen Gelenke ſcheinen nur um dieſes Mark herumzugehen. Herr Müller bemerket zwo gewöhnliche Verſchiedenheiten, als eine kurze, etwan eine, bis anderthalb Schuh hohe, dickſtämmige Sorte, mit wenigen und kurzen, ſtumpfen und gleichfalls geringelten Aeſten, die ſich oben ſpalten und abgeſtutzet endigen. Die andere Spielart wird drey bis vier Schuh hoch, iſt dünner, in viele Aeſte verbreitet, und dieſe laufen regelmäßig dünne aus. Man findet dergleichen am Strande, in einer Tiefe von zehn bis funfzehn Fäden, auf Klippen, oder auf der Höhe des Meeres in tiefen Abgründen, und zwar im mittelländiſchen ſowohl, als auch nordiſchen Meere, ingleichen den amerikaniſchen Gewäſſern; die ſchönſten erhält man aus den Moluccіſchen Inſeln.

Königsfiſch.

Königsfiſch, der Mülleriſche Breitfiſch, ſeiner Mackrelen, Scomber Cordyla, Linn. gen. 170. ſp. 4. der Braſilianer Guara tereba. ſ. dieſen Artikel, Th. III. S. 556.

Königsfiſch. Die ſogenannten Königsfiſche ſind, nach dem Götzendienſte der Heyden, ſehr verſchieden. Zu Lima in Südamerika werden ſie Pege Reyes genennet, und gehören, nebſt den Corbinen, (ſ. unſern Artikel, Corbinen, Th. II. S. 224.) unter diejenigen Fiſche, die am meiſten geſuchet, und für die wohlſchmeckendſten gehalten werden. Sie ſind nicht nur ſehr wohlſchmeckend und geſund, ſondern auch, wegen ihrer Größe, beſonders merkwürdig, indem dieſelbe ordentlich ſechs bis ſieben Zoll, nach dem Pariſer Schuh, betragen; wiewohl, nach der gemeinen Meynung, diejenigen noch einen Vorzug verdienen, die man in dem Fluſſe Buenos-Ayres fiſchet. Dieſe Fiſche werden eigentlich im geſalzenen Waſſer gefangen: in der Geſtalt aber ſind ſie von denjenigen nicht unterſchieden, die man unter eben dieſem Namen, in den ſpaniſchen

Flüſſen fiſchet. S. A. Reiſ. B. IX. S. 433.

Der Königsfiſch wird von den Engländern zu Capo Corſe, als dem vornehmſten und geſundeſten Engl. Sitze auf der Küſte von Guinea, für einen der beſten Fiſche gehalten, wenn ſeine Zeit iſt. Bey völligem Wachsthum iſt er etwan fünf Fuß lang, und manchmal befinden ſie ſich in großen Heeren an der Küſte. Einige nennen ihn den Seffer, andere den Negerfiſch, weil er ſchwarze Haut hat. Er hält ſich ordentlich unter den Felſen auf, und geräth manchmal in ſo niedriges Waſſer, daß die Schwarzen auf ihn bey der Nacht ſtoßen, wenn ſie bey Fackeln fiſchen. Bosmann meldet, der Seffer, Scheffer, oder Königsfiſch, wie ihn die Holländer heißen, ſey ungemein fett und gut, wenn er zur gehörigen Zeit gefangen werde, ſchmecke auch wie Aale. Sie werden ausgenommen und getrocknet, ſtatt der Salmen, gegeſſen. ſ. S. A. Reiſ. B. IV. S. 279. Nach der ſub no. 22. beygefügten Kupfertafel ähnlicht er dem Jacob-Evertsfiſche, Perca punctata Linn. gen. 168. ſp. 21. am meiſten: Er iſt faſt viermal ſo lang, als breit, mit einem langgeſtrecktem Kopfe, längerm Unter- als Oberkiefer, die beyde mit kleinen Zähnen beſetzet ſind. Die kleinen Augen ſtehen oberwärts über der Mundſpalte. Gleich nach dem Genicke ſtehen auf dem wenig erhabenen Rücken bis in die Mitten deſſelben ſieben einzelne, ein paar Linien lange, Stacheln; von da an erhebt ſich die erſte Rückenfloße nach hinten zu ſichelförmig, oben ſpitzig, am Rücken ziemlich breit; die zwote Rückenfloße iſt dagegen ziemlich niedrig, und läuft, ſich verjüngend, bis an die Schwanzfloße, welche mondförmig ausgeſchnitten, in zwey lange Hörner ausläuft. Die Kiemen- und Bruſtfloßen ſind klein und ſpitzig, und die, der zwoten Rückenfloße gegen über ſtehende Afterfloße iſt beym Anfange ein wenig erhaben und verjüngt ſich gleichfalls nach dem Schwanze zu.

Der Königsfiſch zu Kongo in Afrika wird Kakongo genannt, ſ. unſern Artikel, Th. IV. S. 343.

Der Königsfiſch in Braſilien, Guarapucu, des Marcgravs, S. 178. Cavala der Portugieſen, wird von den Holländern Coninghfiſch genannt; ſ. unſern Artikel, Th. II. S. 206.

Von dieſen Königsfiſchen merket Richter, S. 671. an, daß Klein ſie alle zu Makrelen und Tunfiſchen, andere zum Brachſengeſchlechte, Pelamys und Brama, bringe; vielleicht nach ſeiner Methode bringen könne.

Könige.

Könige. Auch die edelſten Geſchlechter der Fiſche ſollen, nach dem Richter, S. 293. ihre Heerführer, d. i. Leiter, Führer, Könige, haben; daher die Fiſcher eine gute Vorbedeutung nehmen, wenn dergleichen Heerführer gefangen wird. Klein hat ſich Mühe gegeben, verſchiedene derſelben aufzuführen, und zwar Miſſ. V. p. 64. einen Barbenkönig, Myſtus, ſp. 2. der ſich mit ſeinen langen, gleichſam zerriſſenen Floßfedern und Schwanze, von andern ſeines Gleichen ganz beſonders unterſcheidet, und ſich auf der Tab. XIV. prächtig präſentiret. ſ. unſern Artikel, Barbe, Th. I. S. 538. Ebendaſelbſt, p. 67. Tab. XVII. fig. 1. beſchreibt und ſtellet er einen Geiſterleiter, Leuciſcus, ſp. 7. auf, wie ſolches gleichfalls bald hernach, S. 71. und Tab. XIX. fig. 2. und 3. mit einem Heringskönige und Königinn, Harengus, ſp. 2. die ſich mit einem feuerrothen Kopfe, Capite aureo, auszeichne, geſchehen. ſ. unſern Artikel, Hering, Th. III. S. 794. Noch vorher, Miſſ. eod. p. 59. hat uns Klein einen ſo genannten Spiegelkarpfen, als einen Karpfenkönig, Cyprinus cirroſus, ſp. 2. dargeſtellet, wobey Richter, S. 293. folgendes anmerket. Die Spiegelkarpfe heißt, auf eine ausnehmende Art, die Fürſtinn oder Königinn der Karpfen, und es wird kaum aller ſechs Jahre in der Oder eine dergleichen gefangen, ſ. unſern Artikel, Karpe, Th. IV. S. 398.

Auch von einer Königinn, oder Leiterinn der Quappen, weis Richter ebendaſelbſt anzuführen, daß im Jahre 1746. den 18. März, hier auf unſern Mölden, eine dergleichen Leiterinn oder Königinn der Quappen gefangen worden, davon die Steinlein im Kopfe fünf völlige Aß gewogen; und Seite 553. in eben dieſem Jahre, und an eben dieſem Tage, ward im hieſigen Meldenſee, eine ſehr große Quappe gefangen, welche die Fiſcher nicht wußten, ob ſie ſolche zum Welze, oder Aalruppe, rechnen ſollten. Nachdem er mir gezeiget, und endlich der Kopf zu Theil ward, ſo erkannte ich aus den Steinen im Kopfe, welche fünf Aß wogen, daß es eine Quappe ſey, welche in der See zu dieſer Größe und Aehnlichkeit des Welzes gewachſen, und ein Quappenkönig heißen könnte. — Und unſere Fiſcher haben mehr als einmal den Führer der Karaußen und der Rothaugen gefangen, werfen aber ſolche, wie die Spiegelkarpfen, gern wieder ins Waſſer, in der Ueberredung, dieſe Arten und Geſchlechter von Fiſchen hielten ſich beſſer, wenn ſie ihres Heerführers nicht beraubet wären. Es ſind aber dieſe ſogenannte

genannte Führer und Könige ganz beſonders gezeichnet, und von andern ihres gleichen unterſchieden an Floßfedern, Schwanzſchuppen und Kopfe; z. E. der Barbenkönig, wie ſolcher in der Kunſtkammer zu Dreßden zu ſehen; die Spiegelkarpfen mit weitläuftigen breiten und geſpiegelten Schuppen; der Heeringskönig mit feuerrothem Kopfe; u. ſ. f. Die Sardellen ſtreichen in unzählbaren Haufen im May-Brach- und Heumonathe, unter Anführung eines Königs, aus der Spaniſchen und Mittelländiſchen See, und werden an den Franzöſiſchen und Italieniſchen Ufern überflüßig gefangen und eingeſalzen. Die Pottfiſche ziehen in der Straße Davis in großen Heeren und vor ihnen her ein König, der über hundert Fuß lang, und der, bey Wahrnehmung eines Schiffs, alle übrige durch ein ſtarkes Blaſen warnet.

Königsfiſcher.

Iſpida, alcedo. Da dies der gewöhnliche Name des Eisvogels iſt, deſſen vorhin unter dieſem Worte weitläuftig Erwähnung geſchehen, ſo beziehe ich mich allhier auf den gedachten Artikel.

Königsheher.

Manucodiata rex. Eine Art der Paradiesvögel, davon es den größern und den gemeinen Königsheher giebt. Sie ſtehen, ſamt den Paradiesvögeln, bey denen hiervon das mehrere vorkommen wird, unter den Hehern und Aelſtern.

Königskerze.

Verbaſcum Linn. Der Nomenclator hat den Namen Fackel erwählet. Iſt ein bekanntes Pflanzengeſchlecht, deſſen kleiner, ſtehenbleibender Kelch in fünf ſpitzige, einander nicht gänzlich ähnliche Einſchnitte abgetheilet iſt. Das radförmige Blumenblatt zeiget eine ganz kurze Röhre, und einen breiten, in fünf ſtumpfe, ungleiche Lappen zerſchnittenen Rand; die obern Lappen ſind kleiner, und der unterſte iſt der längſte. Die fünf kurzen Staubfäden ſind gemeiniglich gebogen, von verſchiedener Länge und mit gefärbten Haaren beſetzet. Der Griffel iſt gleichfalls unterwärts gekrümmet und mit einem dickern Staubwege geendiget. Das trockene, kugelförmige Saamenbehältniß öffnet ſich oberwärts, zeiget zween Fächer und enthält viele kleine eckichte Saamen. Hr. v. Linné begreift unter dieſem Geſchlechte nicht allein die eigentliche Königskerze, Verbaſcum, ſondern auch das Schabenkraut, Blattaria. Tournefort hat dieſe Geſchlechter wegen der Verſchiedenheit der Früchte und Blätter unterſchieden, und der Königs-

kerze wollichte Blätter und eine ſpitzige Frucht zugeeignet. Da dieſer Unterſchied nicht hinlänglich iſt, kann man billig Hrn. von Linné folgen und beyde mit einander vereinigen. Unter den Arten der Königskerze hat Tournefort eine beſchrieben, welche nur vier Staubfäden beſitzt, und woraus Herr von Linné ein beſonderes Geſchlecht mit Namen Celſia gemachet. Herr von Haller aber und andere neuere Schriftſteller haben ſolches, und, wie uns dünket, mit Recht für überflüßig angeſehen, und als eine Art Königskerze vorgetragen. Wir wollen dieſe alle hier zugleich anführen.

1) Die geflügelte, wollichte Königskerze. Wollkraut, Fackelkraut, Kerzenkraut, Feldkerze, Unholdenkerze, Bärenkraut, Himmelbrand, Verbaſcum offic. Verbaſcum Thapſus Linn. wächſt in den allerunfruchtbarſten Feldern, Sandbergen, Kienheiden, und an andern ungebaueten Orten und blühet im Julius und Auguſt. Die zweyjährige, fäſerichte, ziemlich dicke, weiße Wurzel treibt im erſten Jahre viele große, dicht über einander liegende, ausgebreitete, ober- und unterwärts mit weißer Wolle dicht überzogene, länglichte, ſpitzige Blätter, und im zweyten Jahre einen ſtarken, drey, vier bis fünf Fuß hohen, gleichfalls wollichten und gemeiniglich einfachen Stängel, welcher von den daran herunterlaufenden Blättern einigermaßen geflügelt erſcheint. Die Blätter am Stängel ſtehen wechſelsweiſe und ſitzen nicht nur platt auf, ſondern verlängern ſich auch an dem Stängel ſelbſt. Der obere, oder faſt der größte Theil des Stängels iſt mit vielen, dicht bey einander geſtellten Blumen beſetzet, welche eine lange Aehre vorſtellen. Zwiſchen den Blumen ſitzen lanzetförmige Deckblätter. Der Kelch iſt wollicht, und die Einſchnitte ſind beynahe einander gleich. Das Blumenblatt iſt gelb, glänzend, und von den Lappen der unterſte länger als die übrigen. Die drey obern Staubfäden ſind haaricht, die zween untern nackend. Das Blumenblatt ſoll, wenn die Pflanze auf weißen thonichten Erdreiche wächſt, weiß erſcheinen, wie Herr Pallas berichtet, ſ. deſſen Reiſen 1 Theil. In der Arzneykunſt brauchet man die Blätter und Blumen ſowohl innerlich als äußerlich. Sie beſitzen eine lindernde, zertheilende, erweichende und heilende Kraft. Die ältern Aerzte ließen die Blätter in einem Topfe warm machen, und ſolche bey der Gicht auf den leidenden Theil legen, und wenn ſolche kalt geworden, wieder warm auflegen. Matthiolus verordnete den Trank von Blättern und Blumen als ein Gurgelwaſſer bey

Krankheiten des Mundes, bediente ſich auch derſelben bey hartnäckigen Huſten, Entzündungen der Eingeweide und der rothen Ruhr. Die neuern Aerzte erwählen hierzu nur die Blumen, laſſen daraus lindernde Tränke bereiten, und verordnen ſolche bey Bruſtkrankheiten, wider die Schärfe des Geblüts, und vorzüglich bey oder wider die güldene Ader. In der letzten Krankheit pfleget man dieſes Mittel vorzüglich hochzuſchätzen. Herr Chomel läßt die Blätter und Haſenpappeln in Milch kochen, und die Blätter auf die ſchmerzhaften und entzündeten Kneutel, welche ſich an dem Maſtdarme, bey der ſo genannten blinden güldenen Ader, gar oftmals zeigen, legen, und den Trank ſelbſt als eine Bähung durch den Nachtſtuhl gebrauchen; andere erwählen hierzu das Oel, worein die Blumen geweichet worden, und unter dem Namen Königskerzenöl in den Apotheken aufbehalten wird, und beſchmieren damit dieſe Kneutel, welches den Schmerz ungemein lindert. Dieſer Nutzen wider die blinde güldene Ader iſt genugſam beſtätiget; daß aber die Aloe, welche mit dem Safte der Königskerze aufgelöſet und wieder eingekochet worden, weder die güldene Ader, noch andere Blutflüſſe errege, iſt eben ſo ungewiß, als viele andere Tugenden, welche man dieſer Pflanze beyleget, als z. E. daß der äußerliche Gebrauch der Blätter den Schlangenbiß heile, oder daß, nach Raii Vorgeben, die auf die Fußſohlen gelegte Blätter die monathliche Reinigung befördern, und die Wurzel am 28ſten Julius ausgegraben und am Hals gehangen, ein Verwahrungsmittel wider den Schlagfluß ſey. Die Schweden, ſo in Penſylvanien ſich aufhalten, nennen dieſes Kraut den Tabak der Wilden, doch iſt noch ungewiß, ob die Amerikaner dieſe Pflanze wirklich als Tabak gebrauchen. Sie bedienen ſich auch deren bey verſchiedenen Krankheiten. Gegen die Hitze im Fieber pflegen ſie die Blätter um Füße und Arme zu binden, als einen Thee beym Durchfalle zu gebrauchen, und vorzüglich die Wurzel in Waſſer abzukochen, und den Trank in die Wunden des Viehes, die voll von Würmern ſind, einzuſpritzen, wodurch die Würmer umkommen, und herausfallen. In Norwegen wird die Pflanze wider die Rindviehſeuche empfohlen. Den wollichten Ueberzug der Blätter kann man als Zunder zum Feueranmachen gebrauchen. Der Saame ſoll eine Kraft beſitzen, die Nerven einzuſchläfern, und man kann damit leicht Fiſche fangen, ſelbige auch damit tödten. Außer dem gemeinen Oele pflegen andere ein Oel auf beſondere Art zu verfertigen.

Man füllet ein Glas mit Blumen, ſetzet dieſes in den Keller und läßt die Blumen gleichſam vermodern, oder ſetzet es einige Zeit in die Sonne, oder gar in den Backofen, da ſich denn nach und nach eine zähe Feuchtigkeit ſammelt, welche man abſondert und zum Gebrauche verwahret. Die Pörneriſchen und andern Verſuche, welche die Königskerze als eine zum Färben ſchickliche Pflanze betreffen, kann man in der Kenntniß der Pflanzen, welche Malern und Färbern dienen, S. 238. u. f. nachleſen.

2) **Wollichte, äſtichte Königskerze,** Verbaſcum Thapſoides Linn. wird zuweilen mit der erſten Art angetroffen, iſt auch derſelben größtentheils ähnlich, der Stängel aber gemeiniglich in Zweige verbreitet und die Blätter ſind weniger weiß und laufen nicht ſo weit am Stängel herunter. Herr von Linné hält ſolche für eine Baſtardpflanze, welche aus der erſten und dritten Art ihren Urſprung genommen, hat aber ſelbige doch beſonders angeführet.

3) **Keilblätterichte Königskerze, ſtaudichtes Wullkraut, Heidenwullkraut,** Verbaſcum Lychnites, findet ſich mit der erſten Art zuweilen um die Dörfer und Heiden zu gleicher Jahreszeit blühend; iſt auch zweyjährig. Der Stängel erreichet drey bis vier Fuß Höhe und treibt viele Zweige. Die Wurzelblätter ſind eyförmig zugeſpitzet, oder mehr keilförmig, oberwärts haaricht, grün, unterwärts mehr wollicht und weiß; die am untern Theile des Stängels ſitzen, ſind geſtielet, die obern liegen platt an; keine aber laufen am Stängel herunter, mithin iſt ſolcher auch nicht geflügelt. Zuweilen ſind die Blätter, Stängel und Kelche mit einem weißen Mehle beſtreuet. Die Blumenähre iſt in Zweige abgetheilt; die Zweige ſelbſt geſtreifet, die Blumen bündelweiſe vereiniget und mit einem ſpitzigen Deckblatte umgeben. Die Blumen ſelbſt ſitzen platt auf; die Kelcheinſchnitte ſind einander faſt ähnlich. Das Blumenblatt iſt gelb, öfterer weiß, zuweilen ſind die zween obern Lappen weiß, die drey untern und kleinern gelblicht, und die Staubfäden mit weißlichten oder gelblichten Haaren beſetzt. Der Fruchtkeim iſt wollicht.

4) **Herzförmig geſtielte Königskerze, ſchwarzes Kerzenkraut,** Verbaſcum nigrum L. wächſt in ungebauten Orten um die Felder und Dörfer. Die Wurzel iſt zweyjährig. Der Stängel wird drey bis vier Fuß hoch, und treibt Zweige. Die Blätter ſind runzlicht, grünweißlicht, nicht ganz wollicht, die untern geſtielet, und gegen den Stiel ausgeſchnitten, deswegen herzförmig, ſpitzig, am Rande eingekerbet, die obern ſitzen platt auf, und ſind

eyförmig zugeſpitzet. Die Blumenähre iſt locker und in Aeſte getheilet, das Blumenblatt gelb, und in der Mitte purpurfärbig, auch die Haare an den Staubfäden ſind purpurfärbig.

Dieſe Art erwähnet Herr von Linné in dem Verzeichniſſe der Arzneymittel, und eignet der faſt unſchmackhaften Wurzel eine erweichende und einſchläfernde Wirkung zu. Die Wurzel von allen dieſen Arten iſt, wenn der Stängel aufſchießt, holzicht; wer dergleichen gebrauchen wollte, müßte ſolche im erſten Jahre ausgraben.

Die Blumen von allen Arten haben einen angenehmen Geruch, und die Bienen ſammlen daraus den Blumenſtaub häufig.

5) **Glattblätterichte Königskerze.** Schabenkraut, Mottenkraut, Goldknöpfchen, Blattaria lutea, Verbaſcum Blattaria L. blühet im Julius, Auguſt und September an ſchattichten Oertern, um die Dämme, Dörfer und Mauern in etwas leimichten Boden. Sie dauert gemeiniglich nur ein Jahr. Der aufrechtsſtehende, geſtreifte Stängel iſt zween bis vier Fuß hoch; die glatten, glänzenden Blätter ſind herzförmig zugeſpitzet, die untern faſt federartig zerſchnitten und geſtielt, die obern nur eingekerbt und ſitzen platt auf, die obern aber umgeben den Stängel. Die Blumenähre iſt locker; die Blumen ſtehen einzeln auf kurzen Stielen, und werden von gefranzten Deckblättern umgeben. Der obere Theil des Stängels, die obern Blätter, Blumenſtiele und der Kelch ſind zwar grünlicht, aber mit köpfichten, klebrichten Haaren beſetzet. Das Blumenblatt iſt gemeiniglich gelb. Die Staubfäden ſind mit purpurfärbigen Haaren gezieret, und der Fruchtkeim mit glänzenden Pünctchen beſetzet. Man findet auch eine ähnliche Pflanze mit weißen Blumenblättern, Blattaria alba. Ob dieſes eine wahre oder Spielart ſey, ſcheint noch zweifelhaft.

Das Schabenkraut iſt bitter und ſcharf, man hat aber davon zur Zeit keinen Nutzen entdecket. Die Bienen beſuchen die Blumen wegen des Staubes häufig. Man kann dieſe Art auch in den Gärten leicht aus den Saamen erziehen, welcher auch ſelbſt häufig ausfällt, und ohne alle Wartung von ſelbſt aufgeht.

6) **Violetblümichte Königskerze,** Blattaria Violae colore, Verbaſcum phoeniceum Linn. Die fäſerichte Wurzel dauert viele Jahre. Der ſchwache und zuweilen mit einigen Zweigen beſetzte Stängel wird ſelten über zween Fuß hoch. Die Wurzelblätter liegen dicht über einander, ſind nicht mit Wolle überzogen, jedoch etwas haaricht, und daher nicht ganz glatt, runzlicht, eyför-

mig und eingekerbet, die Stängelblätter aber herzförmig und eingekerbet und ſitzen platt auf. Der Stängel und deſſen Zweige ſind eckicht und mit klebrichten Haaren beſetzet. Die Blumenähre iſt lang, ganz locker, und die Blumen ſtehen einzeln auf beſondern Stielen, bey welchen ein kleines herzförmiges Deckblatt ſitzt. Der Kelch iſt haaricht und deſſen untere Einſchnitte breiter. Das Blumenblatt iſt dunkel violet gefärbet und am Boden mit weißen Streifen bezeichnet und bleibt bey dieſer Farbe unveränderlich. Die Staubfäden ſind haaricht und mit dem Griffel unterwärts gebogen. Dieſe Art ziehen wir in den Gärten und vermehren ſolche durch den Saamen oder die Theilung der Wurzel. Beydes geräth aber ſelten, und aus den abgeſchnittenen Zweigen haben wir ſolche niemals vermehren können, obgleich ſolches Herr Gleditſch angegeben. Die Wurzel verträgt überhaupt das Verpflanzen nicht gern, und man thut am beſten ſolche an ihrer Stelle unberührt ſtehen zu laſſen. Sie dauert zwar füglich im freyen Lande aus, doch haben wir, aus Vorſorge, einen Stock im Scherbel aufbehalten, und im Winter in das Glashaus geſetzt. Die ſchöne Farbe der Blumenähre verdienet dieſe Achtung.

Von dem nahe verwandten Geſchlechte, welches wir lieber mit der Königskerze vereinigen, nämlich der Celſia Linn. welches ſowohl zum Andenken des alten lateiniſchen berühmten Arztes, Cornel. Aurel. Celſus, als auch des Schwediſchen Gottesgelehrten Olaus Celſius, welcher von den Pflanzen, ſo in der heil. Schrift angeführet werden, unter allen am beſten geſchrieben, dieſen Namen erhalten, und welches nur in Anſehung der Zahl von den Staubfäden, da man von ſelbigen ſtatt fünfe nur viere antrifft, unterſchieden iſt, und wovon Herr v. Linné drey Arten angeführet, bemerken wir nur die bekannteſte, und nennen ſelbige

7) die doppeltgefiederte Königskerze, Verbaſcum ſophiae folio Tourn. Celſia orientalis Linn. Die jährige Wurzel treibt doppelt gefiederte, auf der Erde ausgebreitete Blätter, dergleichen auch an dem ſchwachen, ohngefähr zween Fuß hohen Stängel wechſelsweiſe ſtehen. Die gelblichten Blumen ſitzen einzeln an dem Blätterwinkel. Man zieht die Pflanze aus dem Saamen auf dem Miſtbeete, welcher aber öfters ſpät aufgeht, und daher die ſpät blühenden Stöcke keinen reifen Saamen geben. Wenn man den Saamen im Herbſte in Töpfe ſtecket, und ſolche im Frühjahre bey Zeiten in ein Miſtbeet eingräbt, werden ſolche geſchwinde

keimen, und die Pflanzen zeitig Blüthen treiben.

Königskraut.

S. Baſilicum und Odermennige.

Königslilie.

S. Kayſercrone.

Königsmantel.

Dieſe ſchöne Muſchel gehöret zu den Kammmuſcheln, und beſonders denjenigen, welche man Mäntel zu nennen pfleget. Es wird ſolche auch der bunte oder herzogliche Mantel, und beym Herrn von Linne' Oſtrea pallium genannt. Die beyden Schalen ſind einander gleich, mit zwölf erhabenen, geſtreiften und rauhen Stralen, auf deren Oberfläche ſchuppichte Puncte ſtehen, beſetzet; die Ohren aber ſind ungleich, das eine iſt kurz abgeſtutzet, das andere lang gedehnet. Die Farben ſind ausnehmend ſchön. Man erhält aus Oſtindien citrongelbe, corallenrothe, auch ſchön gefleckte.

Königsroſe.

S. Päonie.

Königsſchlange.

Dieſer Name wird verſchiedenen Schlangen, wegen ihrer Größe oder Schönheit gegeben, vorzüglich aber derjenigen Art, welche im Linnäiſchen Syſtem Boa Conſtrictor, und bey den Indianern Anacandia, Boignacu, Giboya und Pacumama heißt, wie bereits im erſten Bande S. 285. unter dem Artikel Anacandia angeführet worden iſt.

Königswaſſer.

Goldſcheidewaſſer, Aqua regis, iſt ein zuſammengeſetztes mineraliſches Saure, welches aus dem Salpeter und Salzſauren beſteht. Es kann ſolches auf verſchiedene Art bereitet werden. Man kann Salpeterſaures und zwar drey Theile von ſelbigen mit einem Theile Salzſauren vermiſchen, oder man läßt in dem Salpeterſauren Salmiak oder Kochſalz, ſo viel als es in der Kälte von einem dieſer Salze annehmen will, auflöſen. Dasjenige Königswaſſer, welches vermittelſt des Salmiaks oder des Kochſalzes bereitet worden, enthält nicht allein Salpeter und Salzſaures, ſondern auch zugleich das flüchtige alkaliſche Salz des Salmiaks oder das mineraliſche Alkali des Kochſalzes. Obgleich das aus bloßem Salpeter und Salzſauren bereitete Königswaſſer reiner, als die beyden andern Arten, worinnen ſich Salmiak oder Kochſalz befindet, zu ſeyn ſcheint; ſo lehret doch die Erfahrung, daß das vermittelſt des Salmiaks bereitete Königswaſſer zur Auflöſung des Goldes und der aus dieſer Auflöſung

zubereitenden Producte beſſer und nützlicher, als die andern Arten iſt. Doch kann auch das erſtere aus Salpeter und Salzſauren bereitete Königswaſſer bey einigen Verſuchen und Arbeiten, ſowohl in der Chymie, als verſchiedenen Künſten, vorzüglich in der Farbekunſt, mit vielem Nutzen gebrauchet werden. Das Königswaſſer oder Goldſcheidewaſſer hat ſeinen Namen deswegen erhalten, weil es das Gold und nicht das Silber auflöſet. Es löſet auch andere Metalle, z. E. Kupfer, Eiſen, Zinn, Spießglaskönig, Wißmuth, Zink, ingleichen andere Subſtanzen, wie z. E. alkaliniſche Salze, Erden und Steine, Cochenille u. d. auf. Man gebrauchet es daher nicht allein in der Chymie, ſondern auch in verſchiedenen Künſten mit vielem Nutzen.

Königswieſel.

S. Hermelin.

Köpfgen. S. Aehre.

Körbel oder Körfel.

S. Kerbel.

Körbelkern.

S. Kerbel.

Körnen.

Granuliren, Granulatio. Hierunter verſteht man, wenn Metalle durch mechaniſche Handgriffe in kleine Körner gebracht werden. Da die Metalle in Betrachtung der Härte und Weiche unterſchieden ſind, ſo iſt auch das Verfahren, die Metalle zu körnen, nicht von einerley Beſchaffenheit. Z. E. Bley, Zinn und Wißmuth werden, da ſie leichtflüßige Metalle ſind, folgendermaaßen gekörnet: Man läßt das Bley oder ein anders dieſer Metalle bey einem gelinden Feuer in Fluß kommen, und gießt es alsdenn in eine hölzerne Büchſe, welche überall mit Kreide ausgeſtrichen iſt. Sobald es in die Büchſe gekommen, die man geſchwinde mit einem Deckel verſchließt, ſchüttelt man die Büchſe ſo lange, bis man merket, daß das Metall hart geworden. Man findet alsdenn das Metall in Körner von verſchiedener Größe verwandelt, welche man mit kaltem Waſſer, indem man ſie mit den Händen gegeneinander reibt, von der anhängenden Kreide ſo viel möglich zu reinigen ſuchet, und hierauf durch ein Sieb ſchlägt, um die kleinern von den gröbern und weniger gekörnten zu ſcheiden. Die durchgeſiebten kleinern Körner trocknet man, und hebt ſie in einem wohl verſchloſſenen Gefäß zum Gebrauch auf. Die harten Metalle z. E. Silber, Kupfer u. ſ. f. ſuchet man auf eine andere Art zu körnen. Man leget nämlich einen in Waſſer getauchten Beſen, über ein Gefäß mit kaltem Waſſer,

Waſſer, und bedecket daſſelbe mit einem Deckel, der in der Mitte ein Loch hat, und zwar dergeſtalt, daß das Loch auf den darunter befindlichen Beſen paſſet. Wenn das Metall im Fluß iſt, gießt man etwas weniges von ſelbigem durch das Loch auf den Beſen, da denn das Metall mit einem ſtarken Geräuſche von einander ſpringt, und ſich körnet. Man gießt hierauf wiederum etwas von dem geſchmolzenen Metall hinein, und fährt unter dieſer Behutſamkeit ſo lange fort, bis man die beſtimmte Menge auf dieſe Weiſe gekörnet hat. Ohne dieſe Vorſicht, die harten Metalle und vorzüglich Kupfer zu körnen, läuft man Gefahr, ſich zu verletzen, und andern Schaden zu verurſachen. Das gekörnte Metall, welches ſich größtentheils auf dem Boden des Gefäßes unter dem Waſſer ſammelt, oder zum Theil an dem Beſen hängt, ſchlägt man durch ein Sieb, trocknet es, und hebt es wohl verſchloſſen auf.

Man körnet die Metalle, um ſie in kürzerer Zeit, als durch die Feile geſchieht, in kleinere Theile zu bringen, damit man ſie zu Auflöſungen, Cämentationen, Miſchungen und andern Arbeiten, wo man klein gemachtes Metall nöthig hat, bequem gebrauchen, und das genaue Gewicht leichter beſtimmen könne.

Körnerbaum.

S. Cornelbaum.

Körnerſchild.

Körnerſchild iſt eine Art Klippkleber, und gehöret zu denjenigen, welche Herr Müller Zackenrände genennet, Patella granatina L. Es iſt die braune Schale mit vielen dornichten Strichen beſetzet, und daher heißen ſolche die Holländer gedoornd Kapie. Dieſe Striche aber ſtellen einige Reihen weißer erhabener Körner vor. Der Boden iſt inwendig gelb und glänzend. Der Aufenthalt iſt im ſüdlichen Europa. Das Bocksauge, und die magellaniſche hornartige und kupferglänzende, ingleichen die caapſche roſenfarbige Patelle des d'Argenville ſollen Abänderungen von dieſer ſeyn.

Köte-Laoet.

Köte-Laoet, Holl. Seelaus, Sauger. Echeneis Remora, Linn. gen. 157. ſp. 1. ein Stopffiſch des Kleins, Echeneis, Miſſ. IV. p. 50. ſ. unſern Artikel, Echeneis, Th. II. S. 470.

Kofer.

Kofer nennet Herr Planer das Pflanzengeſchlecht Symplocos L. In der Löflingiſchen Reiſebeſchreibung ſteht Cofer. Die Geſchlechtskennzeichen ſind nach den Beobachtungen Herrn Jacquins

folgende: der Kelch ſteht unter dem Fruchtkeim, und iſt fünffach eingeſchnitten. Die fünf Blumenblätter ſtehen aufgerichtet, und ſtellen unterwärts gleichſam eine Röhre vor, breiten ſich aber am Ende platt aus. Die vielen Staubfäden ſitzen an der Röhre der Blumenblätter, und ſind unter ſich in verſchiedene Bündel vereiniget, und mit den Blumenblättern dergeſtalt verwachſen, daß ſolche inwendig gleichſam nur ein ganzes auszumachen ſcheinen. Von dieſer Verbindung hat auch Herr Jacquin den griechiſchen Namen entlehnet. Der Griffel trägt drey Staubwege. Die Frucht iſt unbekannt. Die Blüthe riecht wie unſer Weißdorn. Die Blätter dieſes, ohngefähr fünf und zwanzig Fuß hohen Baumes halten keine Ordnung, und ſind geſtielt, eyförmig zugeſpitzet, und am Rande eingekerbet. Das Vaterland ſind die Wälder in Martinique.

Kofferfiſch.

In dem Grunde des Hafens der Inſel Fernando de Noranja findet man eine Art von Fiſchen, welche man Koffer zu nennen pfleget, weil ſie beynahe eine ſolche Geſtalt haben. Sie ſind dreyeckicht, und der Kopf hat einen Rüſſel, faſt wie die Schweine. Dieſer ganze Fiſch beſteht aus einem Knochen oder Beine, faſt wie Horn; und darinnen ſtecken Fleiſch, Eingeweide, und die übrigen Theile des Thieres. Auf den beyden Oberflächen hat er grüne Schuppen, unten aber weiße. Er hat zwo kleine Floßfedern, wie andere Fiſche, und einen kleinen Schwanz, der gerade ausgeht. Sobald man ihn aus dem Waſſer zieht, ſo ſpeyet er aus dem Maule einen grünlichten Geſcht aus, der einen ſo eckelhaften Geruch hat, daß man ihn nicht erdulden kann, und welcher auch noch lange Zeit hernach fortdauert. Einige Seefahrer, die dieſes Thier in andern Häfen angetroffen haben, verſichern, das Fleiſch davon ſey ſo giftig, daß derjenige, der es ißt, ſogleich davon ſterben müſſe; er ſchwillt davon auf, und zerplatzet in wenig Stunden. Die Einwohner auf dieſer Inſel aber behaupten das Gegentheil, und verſichern, man könne ſolche Fiſche ohne Gefahr eſſen. Sie brauchten aber dabey die Vorſicht, daß ſie ein ſchweres Gewicht auf den Fiſch ſetzeten, damit er alles ſchädliche, welches in ihm befindlich iſt, durch das Maul von ſich gäbe. Nachdem ſie nun das Gewicht einen Tag lang darauf hätten liegen laſſen: ſo öffneten ſie den Fiſch, und ſonderten die harte Schale davon ab, womit er umgeben war. Sie legeten ihn in Waſſer, und ſetzeten ihn an das

Feuer. Wenn er halb geſotten war, ſo goſſen ſie friſches Waſſer darüber; und ſolchergeſtalt verlohr der Fiſch ſeine ganze ſchädliche Eigenſchaft. Ich würde ſo viele Mühe, die man darauf wendet, für unnütz halten: denn der ſchlechte Geſchmack dieſes Fiſches verdienet dieſelbe nicht; und man muß auch ſchon deswegen einen Eckel vor ſolchem Fleiſche bekommen, wenn man ſich des häßlichen Geſtanks erinnert, den der Fiſch von ſich ausdunſtet, ehe er völlig zugerichtet worden iſt. S. A. Reiſ. B. IX. S. 587. Er ſoll Oſtracion Tuberculatus, Linn. gen. 136. ſp. 7. ein Beinfiſch, ſeyn, den Müller Kofferfiſch nennet. ſ. Kropfiſch des Kleins, Crayracion 27. und unſern Artikel Coffre, Th. II. S. 186.

Kofferfiſche. Von den auf Amboina befindlichen Kofferfiſchen, beſchreibt und zeichnet Ruyſch, p. 9. tab. 5. folgende vierzehn Arten:

No. et Fig. 5. De Koffer-Viſch. Dieſen Namen hat er von uns durch die Ueberſetzung des Amboiniſchen Namens Ican Tomtombo erhalten, nach andern Auctoren heißt er auch Het Stryſyſer; er iſt dreyeckicht und auf dem Rücken, Kopfe, und auf den Seiten dornicht. Er lebt vom Saugen, welches er mit vielen gleiches Namens gemein hat. Denn da ſie eine kleine Schnauze haben, ſo ſchwimmen ſie an andere Fiſche, oder was ihnen entgegen kömmt, an, und ſaugen an ſie und ernähren ſich dadurch. Sie hängen aber ſo feſte an, daß man ſie nur mit vieler Mühe würde losreiſſen können. Ihre Haut iſt ſo hart, daß ſie faſt der Schildkröte gleich kömmt, und daher mit großer Gewalt muß zerſchnitten werden, wenn man die Leber herausnehmen will, welche, wie man ſaget, eine Augenarzney abgeben ſoll. Im übrigen iſt dieſer Fiſch ſowohl auf dem Bauche als auf dem Rücken ſtachlicht. Ueber dem ganzen Körper hat er gleiche große ſechseckichte Flecke, welche ihm ein gutes Anſehn verſchaffen. Am Bauche, nicht weit vom Schwanze, hat er ſtarke Floßfedern hängen, welches ein Zeichen abgiebt, daß dieſer Fiſch ein Weibchen geweſen ſeyn müſſe, weil die Männchen auch übern Schwanz, in der Gegend der untern Floßfedern, ſolche ſtarke Floßfedern haben. Welches hier einmal für allemal angeführet wird.

No. 6. Koffervisch. Dieſe Art findet man bey den Auctoren beſchrieben, unter den Namen des Viereckfiſches, der von beyden Seiten des Kopfes gehörnet iſt. Die Flecken dieſes Fiſches ſind vielfärbig, aber einander gleich, und er iſt daher ſehr anmuthig anzu-

anzuſehen. Auf dem Rücken, nicht weit vom Schwanze, hat er ſtarke runde Floßfedern, welchen gegenüber, auf den beyden Seiten des Bauches, zwo ſpitzige, gegen den Schwanz gebogene, Floßen, ſtehen. Einige nennen dieſen Fiſch den Wedelfiſch, weil ſein Schwanz mit einem Fliegenwedel einige Aehnlichkeit habe. Vielleicht Oſtracion Quadricornis, Linn. gen. 136. ſp. 5. der Müllerische Seeguckguck ſeiner Beinfiſche, der ihn auch Tab. VIII. fig. 4. zeichnet.

No. 7. Koffervisch. Man könnte vielleicht dieſen Fiſch ehe zu den Horn-, Capriſcis, als zu den Tellerfiſchen, Orbibus, zählen; denn was er mit letztern ſoll gemein haben, ſehe ich nicht. Sein großer Bauch, kurzer Kopf, ohne andern Floßen, außer den beyden ſtarken beym Schwanze, einzeln genommen ſcheinen mit den Tellerfiſchen übereinzukommen, aber der Stachel, welcher nur auf dem Kopfe wahrzunehmen, machet, daß ich ihn lieber zu den Hornfiſchen zählen wollte. Seine Farbe iſt nicht ſehr von den vorigen beyden unterſchieden.

No. 8. Koffervisch. Zwiſchen dieſem und dem vorhergehenden iſt kein großer Unterſchied, welcher faſt nur in den Floßen, und in der Geſtalt des Mundes, anzutreffen iſt, welche mir aber von dem Maler nicht richtig genug abgezeichnet zu ſeyn ſcheint. Und dieſes hauptſächlich daher, weil die einzeln Stücke die man von dem vorhergehenden bekannt gemachet, auch von dieſem gelten müſſen. Nur ſetzen wir noch hinzu, daß die Mauri dieſen Fiſch genießen, aber alle Chriſtliche von ihm abſtehen.

No. 9. Koffervisch. Wenn man dieſen Fiſch mit dem vergleichet, den wir zuerſt oben beſchrieben, und ſub F. 5. gezeichnet, ſeine kleinere Geſtalt ausgenommen, ſo wird man einen geringen Unterſchied bemerken, der nur in den Rückenfloßen zu finden, deren erſtere einen ſpitzigen Stachel haben, letztere aber ziemlich mit jenen ſtarken Floßen, welche am Bauche herabhängen, übereinkommen.

No. 10. et 11. Koffervisch. Zwo Arten, welche Ican Tomtombo ſind, die man eher mit Recht zu den Tellerfiſchen, die faſt viereckicht ſind, rechnen möchte. Der Unterſchied zwiſchen beyden iſt nur darinnen zu ſuchen, daß erſte, F. 10. mehr gefleckt, letztere, F. 11. weniger, welche nur die Gegend um die Kiemen beſetzen; überdieſes iſt die erſtere von gelber Farbe, letztere himmelblau. Die übrigen Umſtände und Zeichen ſind einander gleich.

No. 12. Koffervisch. Was ich ſchon von mehrern Fiſchen geſaget,

ſaget, daß einer dieſen, ein anderer jenen Bewegungsgrund hat, warum er eine Art Fiſche zu dieſem Geſchlechte, ein anderer zu jenem, zählet, dieſes gielt wiederum auch von dieſen. Im übrigen wollen wir hier darüber keinen Proceß anfangen. Die Floßfeder auf dem Rücken iſt nicht ſtachlicht, der Schwanz iſt vielfältig anders; daher er auch von einigen Wedelfiſch benamet wird. F. 12.

No. 13. et 14. Koffervisch. Zwo Arten; auch dieſe kommen überaus ſehr mit einander überein, die Farbe nur ausgenommen, und die beyden Stacheln, welche die letztere Art auf dem Rücken zeiget. Die erſtere iſt gelb, die letztere größtentheils blau, außer daß ein großer Theil vom Kopf und von den Seiten auch gelblicht fällt.

No. 15. Koffervisch. Da alle dieſe Fiſche eine harte Haut haben, ſo hat dieſer doch eine weiche; auf dem Rücken und Bauche zeiget er gewiſſe Trüppel Flecke wie Blumenknoſpen; dieſe ſind hart und mit dem Meſſer in die Höhe zu nehmen; es iſt weiter nichts merkwürdiges an ihm, als daß die Linie, welche vom Munde zu den Augen geht, ins röthliche fällt, da ſonſt der übrige ganze Körper himmelblau iſt.

No. 16. Koffervisch. Dieſer wird nur um Amboina gefangen. Am Kopfe iſt er fleckicht, beſonders zwiſchen den Augen, wo ſich vielfärbige Flecken zeigen. Auf dem Rücken hat er drey Stacheln, und eine auf dem Bauche.

No. 17. Koffervisch. Er kommt mit dem vorigen faſt in allen Stücken überein, ſowohl was die Geſtalt, als die Farbe, anlanget. Sie unterſcheiden ſich nur dadurch, daß dieſer mehrere Flecken hat, am Kopf und an dem Leibe, und keine Stacheln hat. Er hat ſehr ſpitzige Zähne, dergleichen ich auch bey dem erſtern vermuthe, wenn ſie gleich nicht wahrgenommen worden, indem die Nachläßigkeit des Malers daran Schuld ſeyn mag.

No. 18. Koffervisch. Von dieſem Fiſche weis ich faſt gar nichts zu ſagen, außer daß er mit den vorhergehenden übereinkomme, und außer der Farbe kein Unterſchied an ihm wahrgenommen werde. Er iſt ganz hellblau, mit eben ſolchen Flecken, nur nehmen ſie ſich noch mehr aus.

Kohl.

Braſſica. Dieſes Geſchlechte zeiget vier aufrechtſtehende, der Länge nach ausgehöhlte, am Boden höckerichte, abfallende Kelch- und vier, creutzweiſe geſtellte, ungetheilte Blumenblätter, welche ſich aus dem platten eyförmigen Rande, nach und nach in einen ſchmälern Nagel verwandeln.

Von

Von den ſechs Staubfäden haben zween mit dem Kelche gleiche Länge, viere aber ragen über ſolchen hervor. Der kurze Griffel trägt einen köpfichten Staubweg. Man ſieht auch in der Blume vier Drüſen, nämlich zwo zwiſchen den kurzen Staubfäden und dem Stempel, und zwo andere zwiſchen den längern Staubfäden und dem Kelche. Die lange, faſt walzenförmige Schote iſt auf beyden Seiten etwas plattgedrücket, öffnet ſich mit zwo Klappen, und zeiget zwey Fächer und die Scheidewand; dieſe letztere iſt länger als die Klappen, und endiget ſich mit einer vorragenden rundlichen Spitze. Die Saamen ſind faſt kugelförmig. Herr von Linne vereiniget billig mit dieſem Geſchlechte die Rüben, Rapa und Rübſen, Napus, wie auch die Rauke, Eruca, indem, was die erſten betrifft, keine beſondere Unterſcheidungszeichen zwiſchen ſelbigen ſtatt finden. In Anſehung der Rauke möchte es noch zweifelhaft ſeyn, daher auch Herr von Haller verſchiedene Arten Kohl unter einem beſondern Geſchlechte und dem Namen Rauke vorgetragen. Herr Cranz hat das ganze Linnäiſche Kohlgeſchlecht mit dem Rettige vereiniget. Wir wollen dieſe, im gemeinen Leben durchgehends von einander abgeſonderten Geſchlechter unter ihren bekannten Namen anführen, und hier allein von den eigentlichen Kohlarten handeln.

1) Der herzblättrige Kohl mit gelblichten Blumen, Feldkohl, wilder Durchwachskohl mit Steckrübenblättern, Braſſica campeſtris Linn. blühet im April, May und Junius auf ſandigen und andern Feldern. Die fäſerichte Wurzel iſt jährig; die erſten oder Wurzelblätter ſind leyerförmig, und etwas haaricht; der ſchwache Stängel wird kaum eine Elle hoch, und iſt mit vielen, glatten, herzförmigen, völlig ganzen, platt aufſitzenden Blättern wechſelsweiſe beſetzet, und mit den vorragenden Enden faſt ganz umgeben. Die Blumen ſtellen eine kurze Aehre vor. Von den aufrechtsſtehenden Kelchblättchen ſind die beyden äußerlichen unterwärts höckericht. Der Nagel von den Blumenblättern iſt grün, und der blaßgelbe Rand mit einer grünen Linie durchzogen. Die Schote iſt viereckicht. Dieſe Pflanze iſt bey dem Herrn von Haller eine Art Rauke. Da ſelbige gemeiniglich bitter und ſcharf ſchmecket, wird ſie von dem Viehe verachtet. Die Bienen beſuchen die Blumen häufig. Die eine Art des ſogenannten Lewatöls wird aus dieſer Pflanze verfertiget. S. Lewatöl.

2) Herzblättriger Kohl mit weißen Blumen, Braſſica orientalis

talis L. iſt der erſten Art ziemlich ähnlich. Die erſten oder Wurzelblätter ſind völlig ganz und rauh anzufühlen, und die Blumen weiß. Die Pflanze wächſt bey Montpellier, und wir ziehen ſolche ohne alle Kunſt jährlich aus dem Saamen, welcher auch häufig ausfällt, und den ganzen Sommer über blühende Pflanzen liefert. Der Bienenzucht wegen könnte man auch dieſe Art nützlich anwenden, indem die vier Honigdrüſen vielen ſüßen Saft von ſich geben, welcher ſich in dem Boden des Kelches ſammelt.

3) Küchenkohl, Kohlkraut, Kappiskraut, Kraut, Braſſica oleracea L. Da dieſe Art, welche urſprünglich aus England zu uns gebracht ſeyn, und daſelbſt am Meerſtrande wachſen ſoll, durch den häufigen Anbau ſich auf mancherley Weiſe verändert, und bey uns nur in ihren Spielarten vorzukommen pfleget, wollen wir die eigentliche Beſchreibung übergehen, und von den Abänderungen allein handeln. Dieſe ſind zahlreich und kaum zu beſtimmen, zumal Herr Miller einige davon als wahre Arten vorgetragen. Die bekannteſten ſind:

a) weißer Kopfkohl, Weißkraut, Braſſica capitata alba.

b) Rother und blauer Kopfkohl, Braſſica rubra et coerulea.

c) Wirſchingkohl und Savoyerkohl, Braſſica criſpa et Sabauda.

d) Kohlrüben, Kohlraben, Braſſica caulorapa, Braſſica gongylodes.

e) Kohlrüben unter der Erde, Napo Braſſica.

f) Blumenkohl, Käſekohl, Chartiviol, Carviol, Braſſica cauliflora, oder Botrytis, wohin auch der Brocoli oder Borecole gehöret.

g) Blattkohl.

Andere unbeſtimmte und weniger bekannte Sorten übergehen wir, zumal nach verſchiedenen Ländern und Gegenden immerfort neue Spielarten hervorgebracht, und mit neuen Zunamen beleget werden. Von dieſen angeführten Sorten wollen wir das nöthigſte beſonders anführen; zuvor aber einige Umſtände erwähnen, welche bey allen in Erwegung zu ziehen ſind.

Es finden ſich auf Kohlbeeten zuweilen Stöcke, ſo zwar eine äußerliche Geſtalt vom Kohle haben, aber zu keiner bekannten Sorte füglich können gerechnet werden, ſo daß man nicht ſagen kann, es ſey Kopfkohl, Blumenkohl, Kohlrabi und ſo ferner. Solche aus der Art geſchlagene Kohlpflanzen beleget man mit dem Namen Kohlſchälke. Man giebt auch dieſen Namen denjenigen Stauden, welche keine Herzen

zen haben, und keine Köpfe tragen, an welchen jedoch die äußerlichen Blätter fortwachſen; daher man auch den Fehler nicht eher gewahr wird, als bis man in ſolche hineinſieht. Dieſe ſind auszuziehen, und dem Viehe vorzulegen; ließ man ſie fortwachſen und blühen, ſo würden aus den Saamen noch mehrere Ausartungen entſtehen. Einige nehmen dieſes Wort in einem andern Verſtande, und gebrauchen ſolches nur bey dem Winterkopfkohle, wenn die Stöcke bereits zur Frühlingszeit in Saamen ausſchießen, und uns in der Hoffnung gute Köpfe zu erlangen, betrügen.

Die meiſten Kohlſorten werden im Auguſt reifen Saamen liefern. Die Schoten aber werden nicht zu einer Zeit reif; daher man entweder ſolche nach und nach, wie ſie zu reifen beginnen, einzeln abnehmen, oder die Stängel mit den reifen und unreifen Schoten zugleich abſchneiden muß. Wollte man den Stängel ſo lange ſtehen laſſen, bis alle Schoten reif wären, würden die unterſten ſich längſt geöffnet haben, und die Saamen ausgefallen ſeyn, ehe die oberſten ihre Reife erlanget. Wer viel Kohl wegen des Saamens bauet, mithin die Schötchen nicht einzeln und nach und nach abpflücken kann, ſchneidet die Stängel von dem Beete alle zugleich ab, ſuchet aber durch ein beſonderes Verfahren die unreifen Saamen in ihren vollkommenen Zuſtand zu verſetzen. Es geſchieht dieſes vermöge der Gährung. Man ſchneidet bey trockner Witterung die Saamenſtängel, wenn hin und wieder einige Schötchen aufzuſpringen anfangen, von der Erde ab, leget ſie auf den Boden in einen runden Haufen bey einander, ſo daß der untere Theil auswendig, die Schoten aber inwendig zu liegen kommen; die Haufen bedecket man mit Bretern, und auf dieſe leget man noch Steine. Man läßt dergleichen bedeckten und beſchwerten Haufen einige Tage, und ſo lange ruhig ſtehen, bis er ſich anfängt zu erhitzen, welches bey warmen Wetter in vier, bey kühlen in fünf bis ſechs Tagen erfolget, und nachher zu rauchen, und einen Geſtank von ſich zu geben. Hierauf wird ohne Verzug die Bretdecke abgenommen, der Haufen aus einander geriſſen, ein Stängel nach dem andern in die Hand genommen und geſchüttelt, da denn die Saamen leicht herausfallen werden. Dieſe ſind alsdenn weich und aufgequollen, müſſen daher ohne Verzug an einen luftigen Ort, wohin die Sonne nicht ſcheinen kann, dünne ausgebreitet, und öfters ſo lange umgewendet werden, bis ſie dürre und trocken geworden;

nachher kann man ſolchen vom Staube und andern Unreinigkeiten fegen, und zum Gebrauch aufbewahren. Dieſes Verfahren aber iſt ſehr mißlich, und wenn man die erwärmten Saamen nicht zu rechter Zeit lüftet, werden ſolche in den Schoten keimen und gänzlich verderben. Es werden auch ſelten alle Schötchen und ihre Saamen durch dieſe Zubereitung die völlige Reife erhalten; daher man die noch geſchloſſenen Schötchen mit dem Stängel zum andernmale in Gährung ſetzen, und das erſte Verfahren wiederholen kann. Dieſe alſo zubereiteten Saamen behalten gemeiniglich einen dumpfichten Geruch, werden aber, wenn anders gehörig damit verfahren worden, doch gut keimen. Wir müſſen auch des Irrthums erwähnen, da man vorgegeben, daß Kohlſaame, ohne Blüthe, aus den Blättern, wenn ſolche in der Erde vergraben gelegen, erzeuget werden könne, und ſolches um deſto mehr, da einige vorgegeben, wie ſie dergleichen ausgeſäet, und davon Kohlpflanzen erhalten. Daß Kohlblätter, ſie mögen am Catharinstage, wie die Fabel beſiehlt, oder zu anderer Zeit in Gruben geleget, oder in die Erde vergraben werden, nachher, wenn man ſie wieder ausnimt, auf ihrer Oberfläche Körner zeigen, welche dem Cappis- und Kohlſaamen ähnlich ſind, iſt eine ausgemachte Sache; daß aber dieſe Körner die wahre Beſchaffenheit des Saamens haben, und daraus neue Kohlpflanzen erwachſen werden, iſt ganz falſch. Es ſind eine Art Schwämmchen, welche ſich auf den verweßten Kohlblättern erzeugen.

Alle dieſe Kohlſorten leiden ſowohl anfangs und wenn ſie hervorkommen, als auch bey ihrem völligen Wachsthume und zur Blühzeit, von den Inſecten vielen Schaden. Anfangs finden ſich die Erdflöhe häufig ein, und freſſen öfters die ganze Saat auf. Man hat daher verſchiedene Mittel ausfindig gemachet, um dieſes zu verhindern. Das beſte wird ſeyn, die Saat zeitig im Frühjahre vorzunehmen, damit die Pflänzchen ſchon einige Härte erhalten, ehe die Erdflöhe zum Vorſchein kommen, und alsdenn dergleichen hartes Futter nicht genießen können. Außer den Erdflöhen thun auch die Schnecken und Raupen den Kohlpflanzen vielen Schaden, und die letztern zerſtören oftmals ſelbige gänzlich. Dieſen zuvor zu kommen, rathen einige die Pflanzen, ehe man ſie verſetzet, mit einer Lacke zu benetzen, und dieſe aus Teufelsdreck in Miſtjauche aufgelöſet zu verfertigen. Der üble Geruch, welchen die jungen Pflanzen von dieſer Lacke bekommen, wenn ſie darein getauchet werden, wird das Ungeziefer ab-

halten, ſich aber nach und nach verlieren, und in dem vollkommenen Zuſtande der Pflanze nicht weiter zu ſpüren ſeyn. Andere nehmen Miſtjauche und laſſen darinne Teufelsdreck, Waid, Knoblauch, geſtoßene Lorbeern, Holunderblüthe und Eibiſchwurzel weichen und auflöſen, und beſprengen mit dieſem Waſſer, und mit einem Wiſche von Rockenſtroh die kleinen Pflänzchen, die vom Ungeziefer beſchädiget worden. Die Verfaſſer der ökonomiſchen Nachrichten empfehlen, gegen die Raupen im Kraute, den Rand des Ackers, worauf Kraut gepflanzet werden ſoll, um und um mit Hanfe zu beſäen. Das mit dieſer Schutzwehre umgebene Feld ſoll von Raupen gänzlich frey bleiben. Gegen die Regenwürmer, welche öfters die jungen Pflanzen in ihre Löcher ziehen, empfiehlt man, mit dem, von grünen Wallnußſchalen und den Blättern dieſes Baumes bereiteten, Tranke das Beet zu beſprengen, wodurch die Regenwürmer aus ihren Löchern herauskriechen und leicht aufgeleſen werden können. Man kann hierzu trockne Schalen und Blätter nehmen. Die blühenden Kohlſtauden leiden von den Erdflöhen, noch mehr von den Raupen Schaden, indem ſie den Fruchtkeim ausfreſſen, mithin keine Schote hervorwachſen kann. Hier iſt kein ander Mittel übrig, als die blühenden Kohlſtauden täglich etlichemal, ſonderlich bey warmen Wetter, mit Waſſer zu beſprengen, wodurch die Inſecten abgehalten und verjaget werden, welches Mittel auch bey den jungen Pflanzen ſtatt findet. Sind die Pflanzen aber erwachſen, ſo hilft das Begießen gar nicht, indem die Raupen auf der untern Fläche der Blätter ſitzen, wohin das Waſſer nicht kommen kann. Da nun nach einem Regen die Raupen unter den Blättern Schutz ſuchen, und daſelbſt ſich häufig anſetzen, könnte man zu dieſer Zeit den Kohl abblatten, und mit den Blättern zugleich die Raupen wegnehmen. Wo Mangel an Futter iſt, könnte man das abgeblattete Laub von den Raupen reinigen und dem Viehe vorlegen. In den Berliniſchen Beyträgen 2. B. 625. S. wird die Aſche, um damit die Pflanzen zu beſtreuen, empfohlen und hinzugeſetzet, daß diejenige Aſche am zuträglichſten ſeyn würde, welche eine vorzügliche Bitterkeit an ſich habe, als z. E. die Weidenaſche. Eine bitter ſchmeckende Aſche möchte aber wohl nirgends zu finden ſeyn, da bekannt iſt, daß auch die Aſche von Wermuth nicht mehr bitter ſchmecket, und vielleicht von der Aſche des Eichenholzes nicht merklich verſchieden iſt.

Alle Kohlſorten werden vorzüglich zur Speiſe genutzet, ſelten aber als Arzney gebrauchet, obgleich

gleich ſolche bey den Alten für eine allgemeine Arzney gehalten worden. Sonderlich ſoll ſolche bey den Römern häufig im Gebrauche geweſen, und daher auch die Arzney des Cato genannt worden ſeyn. Ob der Kohl geſund ſey und gute Nahrung gebe, läßt ſich überhaupt nicht beſtimmen. Der Blumenkohl iſt angenehm und leicht zu verdauen; Kopfkohl und Braunkohl nähret wenig, iſt ſchwer zu verdauen, und erzeuget viele Blähungen. Man findet zwar auch bey einigen Schriftſtellern, wie der Kohl ſich als ein Arzneymittel bey verſchiedenen Krankheiten, z. E. der Waſſerſucht, dem Steine, u. ſ. f. nützlich bezeiget, doch iſt dieſes durch genugſame Erfahrungen nicht beſtätiget. Wir merken nur an, wie das Waſſer, worinne Kohl gekochet worden, einen ſtinkenden Geruch erhalte, und daher leicht zu muthmaßen, daß darinne laugenhafte Beſtandtheile verborgen, mithin in Krankheiten, wo die Säfte eine faulende Beſchaffenheit zeigen, nicht, hingegen wo die Säure herrſchet, nützlich zu gebrauchen ſeyn könne.

Alle Kohlarten ſind vortreffliche Bienenkräuter, aus deren Blumen die Bienen eine größere Menge zu Wachs und Honig eintragen, als aus vielen andern kaum zu erwarten ſteht; ſie blühen meiſtens im May.

Die erſte und zwote Sorte ſind nur der Farbe nach unterſchieden, doch iſt der Gebrauch nicht einerley. Beyde treiben aus der fäſerichten Wurzel einen dicken, fleiſchichten, niedrigen Stängel oder Strunk, welcher anfangs gethellte Blätter, und nachher, wenn dieſe abgeriſſen oder abgefallen, einen mehr oder weniger großen runden Kopf trägt, welcher aus vielen großen, breiten, ſtumpfen, faſt rundlichen, über einander liegenden und einander umfaſſenden Blättern beſteht. Man achtet ſonderlich diejenigen, welche im Anfühlen derb ſind, oder deren Blätter recht dichte über einander liegen. Man ſäet den Saamen davon im März und noch im April. Die frühe Saat hat vor der ſpätern einen Vorzug, ſonderlich wird die frühe Saat ihrem gefährlichſten Feinde, den Erdflöhen, entgehen, indem die jungen Pflanzen ſchon einige Härte erlanget, ehe dieſer ſich einfindet. Das Land hierzu muß vor Winters wohl gegraben und gemiſtet ſeyn. Iſt im Frühjahre zur Saatzeit der Froſt noch in der Erde, und dieſe mit Schnee bedecket, kann man den Saamen dennoch ausſtreuen, ſolchen aber mit etwas Erde bedecken; iſt das Erdreich offen, daß es ſich bearbeiten läßt, ſo kann man auf die zubereiteten Beete den Saamen obenhin ausſtreuen und wohl unterharken

laſſen. Muß man die Beete im Frühjahre erſt graben und düngen, ſo ſoll der ausgeſäete und untergeharkte Saame, damit ſolcher nicht hohl liege, etwas eingetreten werden. Hierbey aber iſt wohl zu erwägen, ob man von dem großen oder kleinen Kopfkohl Saamen ausſtreuen wolle. Mit dem Saamen von dem kleinen kann man bis in die Mitte des Maymonaths warten, denn die kleinen Köpfe werden eher vollkommen, als die großen. Will man aber frühe Kohlköpfe zum Verſpeiſen haben, ſo kann man den Saamen von der kleinern Art auch zeitig ausſäen. Die daraus erwachſenen Pflanzen pfleget man im Junius gegen den Johannistag zu verſetzen, und unternimmt ſolches nach einen Regen, damit ſelbige in das feuchte Erdreich kommen, und deſto gewiſſer anwurzeln. Man verſchiebt lieber dieſe Arbeit acht bis vierzehn Tage, ehe man bey trockenen Wetter dergleichen vornehme. Das Land, worein die Verpflanzung geſchieht, muß zuvor, es ſey gegen den Winter oder im Frühjahre, wohl gedünget und wohl gegraben, auch, wenn das Graben nicht ſtatt findet, umgepflüget werden. Die Pflanzen werden nach Linien gepflanzet, und nach Beſchaffenheit der Sorte, ob es recht großer oder kleiner Kopfkohl ſey, drittehalb, zween, auch nur anderthalb Schuh weit ins Viereck aus einander geſetzet. Nachher muß man ſolche vom Unkraute rein halten, und die Stöcke behacken. Und ſo wird der Kopf immer an Größe zunehmen, bis man ſolchen im Herbſte abſchneidet. Dieſe Köpfe mißrathen zuweilen, oder ſie arten gleichſam aus. Wenn der Saame ſpät im Frühjahre, etwa zu Ende des Maymonaths geſäet wird, erlangen die daraus erzogenen und verſetzten Pflanzen nicht ihre Vollkommenheit, vielmehr treiben aus einem Strunke vier, fünf und mehrere kleine Köpfchen, anſtatt eines Kopfes, und dieſe kleine Köpfchen nennt man Pfüſchchen, Pfuſchen, Pfauſchen, oder Kampſtkraut. Auch aus ſchlechten Saamen, obgleich ſolcher zu rechter Zeit ausgeſäet wird, erwachſen zuweilen dergleichen Stöcke. Der Kopfkohl leidet noch auf andere Art Veränderungen; es ſetzen ſich zuweilen Räuber an, oder man findet außer dem Herzſproß auch Seitenausſchläge, ſo über den Blättern am Strunke herauswachſen wollen. Blieben ſolche ſtehen, ſo würde eine vielköpfichte Staude daraus werden, welche aber aus lauter kleinen pfuſchenhaftigen Köpfen beſtünde. Man kann dieſe Seitentriebe abſchneiden oder abdrücken, worauf der ſtehenbleibende Herzſproß allen Saft allein an ſich zieht, und

noch zu einem tüchtigen Kopfe erwachſen kann. Wenn die Köpfe im Herbſte abzuſchneiden, läßt ſich nicht genau beſtimmen; die Witterung wird ſolches lehren. Von Kälte und Froſt leiden die Köpfe leicht Schaden, faulen hernach geſchwinde, und ſind alsdenn wegen des häßlichen Geruchs auf keine Weiſe zu gebrauchen. Doch iſt es gut, wenn der Kohl ſo lange als möglich auf der Wurzel erhalten wird, indem die Köpfe doch noch etwas zunehmen, überdieß auch die ſpäter abgenommenen länger im Winter ausdauern und nicht ſo leicht faulen, als diejenigen, ſo zeitig abgeſchnitten worden. Im October muß es geſchehen, und um ſicher zu gehen, veranſtaltet man ſolches lieber zu Anfange als Ende dieſes Monats. Die abgeſchnittenen Kohlköpfe kann man zwar alsbald verbrauchen, muß aber doch auch ſorgen, dergleichen den Winter über gut aufzubehalten. Man hat hierzu verſchiedene Wege. 1) Kann man den Kopf mit der Wurzel ausheben, die äußerlich locker anliegenden Blätter wegnehmen, und die Staude an einem, vor dem Viehe ſichern Orte, reihenweiſe und dicht bey einander wieder dergeſtalt in die Erde ſetzen, daß die Wurzel und der Strunk mit Erde bedecket ſey und der Kopf nur frey bleibe. Wenn hierauf Froſt zu vermuthen, bedecket man die Köpfe mit Erbſen- oder Rockenſtroh, und ſollten dieſe dennoch gefrieren, ſo läßt man ſolche in dem Zuſtande ohne weitere Bedeckung, bis die Sonne den Froſt ausgezogen. 2) Kann man die, auf eine nämliche Art ausgezogene und abgeblatteten Stöcke in Keller und Gewölber ſchaffen, und ſolche in Sand oder Erde einſetzen, oder auch die vom Strunke abgeſchnittenen Köpfe auf Erdlagen legen. Da aber im Winter die Keller und Gewölber wärmer ſind, werden die beſten Köpfe leicht auf berſten und Stängel austreiben, dadurch aber den Geſchmack verlieren und zum fernern Gebrauche untüchtig werden. 3) Einige machen daher lieber Gruben von vier bis fünf Schuh breit und anderthalb Schuh tief, legen die Kohlköpfe mit ihren Blättern darein, ein Haupt dichte an das andere, dergeſtalt, daß der obere Theil des Hauptes unten zu liegen komme, und bedecken ſolche wieder mit Erde. 4) Wer die Kohlköpfe nur kurze Zeit in gutem Zuſtande erhalten will, leget ſolche an trockene und luftige Oerter des Hauſes, wo ſie vor dem Froſte ſicher ſind, und zwar ebenfalls ſo, daß der obere Theil unten, und ſie verkehrt zu liegen kommen.

Vom weißen Kopfkohle unterſcheidet man, außer dem frühzeitigen Kopfkohle, noch mehrere Sorten;

ten; als den kleinen moſcowitiſchen Kopfkohl, den zuckerhutförmigen Kopfkohl, den plattſeitigen Kohl, und vielleicht andere. Man machet auch einen Unterſchied zwiſchen Sommer- und Winterkopfkohl. Was wir bisher angemerket haben, iſt von dem Sommerkohle zu verſtehen. Die Beſchickung des Winterkohls geſchieht anders, doch werden beyde Sorten aus einerley Saamen erzogen, und der Unterſchied beſteht nur in der Zeit der Ausſaat. Kopfkohlſaamen im Hornung, Merz und April geſäet, wird Sommer- der aber im Julius oder auch Auguſt ausgeſtreuete, wird Winterkopfkohl genannt, indem der erſte im Sommer zu ſeiner Vollkommenheit gelanget, und im Herbſte zu verbrauchen iſt; da hingegen von dem andern die Pflanzen gegen den Winter etwa im October geſtecket werden, den Winter über im Lande ſtehen bleiben, und nicht eher vollkommene Köpfe geben, als gegen das Ende des Junius im folgenden Jahre. Man pfleget von der Winterſorte drey bis vier Pflänzchen auf einem Orte bey einander zu ſetzen, damit, wenn den Winter über viele Pflanzen erfrieren möchten, doch eine und die andere tüchtig bleibe, einen guten Kohlkopf zu liefern. Bleiben ſie alle gut, ſo nimmt man die andern weg und läßt nur eine ſtehen. Man ſoll dergleichen Winterkohlpflanzen tief einſetzen, damit ſie die Winterkälte deſto leichter ertragen.

Dieſes alles, was wir von dem weißen Kopfkohle angeführt haben, gilt auch von dem rothen und blauen Kopfkohle. Wir bemerken nur von dieſem, wie aus den Saamen auch Köpfe erwachſen, welche nebſt der rothen Farbe etwas grünes an ſich haben. Wer nun ſelbſt von dem rothen oder blauen Kopfkohle Saamen erbauen will, muß zur Herbſtzeit diejenigen Köpfe beſonders dazu ausſuchen, welche recht derb ſind, und ganz blutroth oder blau ausſehen. Saamen vom Kopfkohle zu erziehen, muß man die ausgewinterten und gut erhaltenen Stöcke im folgenden Frühjahre wieder in die Erde ſetzen, in der Weite eines Schuhes pflanzen; und weil es öfters lange dauert, ehe der Kopf aufbricht und der Stängel hervorſchießen kann, pfleget man in den Kopf, vier Wochen nach dieſer neuen Verpflanzung, oberwärts einen Creuzſchnitt zu machen, und den Durchgang des Stängels zu erleichtern. Dieſes Lüften iſt ſonderlich bey dem rothen Kopfkohle nöthig, indem ſelbiger nicht ſo geneigt zum Aufſchießen iſt, als der weiße.

Der Kopfkohl, ſonderlich der weiße, wird als ein Zugemüſe gekochet und geſpeiſet, auch daraus und vornehmlich aus dem rothen

und blauen, der Krautſalat verfertiget, der Sauerkohl oder Sauerkraut aber aus der weißen Sorte zubereitet. Wie das letztere zu veranſtalten, iſt bekannt, und wollte jemand von dieſem Verfahren eine weitläuftige Beſchreibung leſen, der kann dergleichen in Chomels Wörterbuche, nach der Ueberſetzung im achten Bande S. 673. finden. Den, ſonderlich in Schleſien, auch andern Orten bekannten Kohlhobel, womit man das Weißkraut zum Einmachen klein ſchneidet, hat Herr Kalm in der Reiſebeſchreibung II. Theil 449. S. umſtändlich beſchrieben, auch abgezeichnet. Wie die Ruſſen das Sauerkraut einzumachen pflegen, kann man in den Berliner Beyträgen 2. Band 605. S. nachleſen. Ehe ſich die Köpfe ſchließen, kann man die untern Blätter, auch zuvor, ehe ſie gelb werden, abnehmen, und dem Viehe vorlegen. Es muß ſolches aber nicht zu früh geſchehen; auch ſoll man nicht zu viel Blätter wegnehmen, indem ſonſt das Wachsthum und das Schließen gehindert wird. Hat das Rindvieh, beſonders die Melkkühe, zu dieſer Zeit kein anderes reichliches Futter, ſo kommen die abgeblatteten Kohlblätter recht gut zu ſtatten. Die Kühe werden dadurch nicht bloß geſättiget, ſondern ſie geben auch nach keinem Futter mehr und beſſere Milch, als nach den Krautblättern. Iſt ander Futter genung vorhanden, ſo kann man dieſe Blätter auf heben, und ſolche auf einen luftigen Boden ausſtreuen; es müſſen aber keine angefaulten darunter bleiben, die guten nicht in zu großer Menge über einander geſtreuet, und täglich, beſonders im Anfange, umgerühret werden, da ſie denn nach und nach verwelken und bis in den Winter ausdauern. Ferner werden auch bey der Krauterndte die loſen Blätter abgenommen, und dem Viehe vorgeleget. Die Strünke ſind gleichfalls ein kräftiges Futter, nur müſſen ſelbige friſch verfüttert werden, indem ſie, wenn ſie welken, eine ſolche Zähigkeit erhalten, daß man ſie mit keinem Stoßeiſen klein machen, und zur Brühfütterung gehörig zubereiten kann. Man hat auch dieſe zur Vermehrung des Brodes anwenden wollen, wovon das Leipziger Intelligenzblatt 1771, No. 54. nachzuleſen. In Franken ſammelt man, wenn der Kopfkohl eingebracht wird, die abfallenden Blätter und Strünke, ſtampfet ſolche in Wannen, bedecket ſie mit Brettern und Steinen, gießt Waſſer darauf, daß das in Gährung gerathene Kraut ganz damit bedecket ſey. Dieſes alles läßt man bis in den Winter ſtehen, alsdenn aber leget man täglich den melkenden Kühen ein Futter davon vor. Dieſen Abfall

von Blättern nennt man an einigen Orten die Schlubke, und die ungeſchloſſen gebliebenen Köpfe, Schlupenkohl.

Savoyerkohl, Braſſica ſabauda. Man unterſcheidet Sommer- und Winterſorte. Beyde entſtehen aus einerley Saamen, und nur die Zeit der Ausſaat machet dieſen Unterſchied. Wenn die Saat im März oder April geſchieht, werden die Pflanzen im Sommer und Herbſte zum Verſpeiſen tüchtig ſeyn; wird die Ausſaat aber im Julius oder zu Anfange des Auguſt vorgenommen, werden die jungen Pflanzen im Herbſte fortgeſtecket, bleiben den Winter über im Lande ſtehen, und geben künftiges Frühjahr zum Verſpeiſen tüchtige Köpfe. Wenn der Sommerkohl noch nicht recht feſte geſchloſſen, iſt er am beſten in der Küche zu gebrauchen. Läßt man die Häupter feſt und derb werden, ſo ſchmecken ſolche nicht ſo annehmlich, weil ſie zu ſtarke und grobe Ribben bekommen. Der Anbau und die Wartung dieſer Kohlſorte kömmt übrigens mit demjenigen überein, was bey dem Kopfkohle angeführet worden. Der im Herbſte übrige und aufzubewahrende Sommerſavoyerkohl kann in trockenen Kellern eingepflanzet, oder auch im Garten dergeſtalt eingeſchlagen werden, daß Strunk und Wurzel völlig in der Erde, die Häupter aber außer dieſer zu ſehen ſind. Die letztern kann man im Winter noch mit Stroh bedecken. Wer Saamen erziehen will, ſoll von der Sommerſorte ſolche Stöcke erwählen, welche fein gelb ſind, recht krauſe Blätter und derbe Häupter haben, ſonſt artet der Saame leicht aus, und giebt nur ſchlechten, grünen, ſo genannten Schlütterkohl, der keine derbe Köpfe hat. Mit dieſen Stöcken verfährt man, wie bey dem Kopfkohle gemeldet worden.

Wirſing- oder Wirſchingkohl, wird auch Welſchkohl, Werſekohl, Werſichkohl, Mörſingskohl, Herzkohl, Pörſchkohl genannt, Braſſica criſpa oder rugoſa. Es iſt ſolcher eine neue Abänderung des Savoyerkohls, und darinne von dieſem unterſchieden, daß die Blätter runzlicht, kraus und grün, mehrentheils dunkelgrün gefärbet ſind; ſie ſind öfters von den Runzeln ſo ungleich, daß die Blätter gleichſam aus Bläschen, ſo unten erhaben und inwendig hohl ſind, zu beſtehen ſcheinen. Herzkohl wird er genannt, weil die Stauden öfters keine großen derben Köpfe, ſondern nur kleine Köpfchen, oder Herzchen treiben. Dieſe Sorte kann auch nach der Saatzeit in Sommer- und Winterwirſingkohl eingetheilet, und übrigens wie der Savoyer- oder Kopfkohl behandelt werden. Den

Winter verträgt ſolcher ziemlich gut, und brauchet daher, wenn die Stöcke im Garten eingeſchlagen werden, ſelten einige Bedeckung.

Kohlrüben über der Erde, Kohlrabi. Herr Miller hält dieſe für eine beſondere Art. Es giebt hiervon zweyerley Sorten, welche in allen Stücken einander gleich, und nur der Farbe nach verſchieden ſind. Die eine Sorte iſt grün, die andere blau. Die Erziehung und Wartung wird, wie mit dem Kopfkohle, vorgenommen. Wenn die Kugeln oder ſogenannten Rüben bis gegen den Herbſt auf dem Lande ſtehen bleiben, wird ihr fleiſchichtes Weſen hin und wieder holzicht, und der Geſchmack verliert vieles von ſeiner Annehmlichkeit. Wenn die Kugeln die Größe eines mittelmäßigen Apfels erreichet, iſt ihr Geſchmack am lieblichſten. Einige pflegen, wenn die Kugel einigermaßen ſich zeiget, die Blätter davon abzuſchneiden. Es werden aber dieſe niemals ſo ſchnell und ſtark wachſen, als diejenigen, an welchen ſolche gelaſſen. Die Kohlrüben, ſo man im Winter verſpeiſen will, hebt man zur Herbſtzeit aus, ſchneidet die Blätter bis an das Herz ab, und ſetzet ſie im Keller in trocknen Sand, oder machet eine Grube in den Garten, leget ſolche hinein, und bedecket ſie wieder mit Erde; dieſe werden friſcher und ſchmackhafter bleiben, als diejenigen, welche man im Keller aufbehalten hat. Will man den Saamen davon ſelbſt erziehen, nimmt man dergleichen überwinterte Kugeln, pflanzet ſolche im April in die Erde, ohngefähr ſo, daß drey Theile von der Kugel in die Erde zu ſtehen kommen, und der vierte aus ſelbiger hervorrage. Die Blätter, welche beſonders weich ſind, thun in der Viehfütterung mit den Weißkrautblättern gleiche Dienſte.

Kohlrüben unter der Erde, Kohlrüben, Napo-Braſſica. Ihre Wartung und Erziehung kömmt mit dem Kohlrabi überein. Sie vertragen aber kein friſch gedüngtes Land, ſondern ein ſolches, welches ſchon vorher gebrauchet worden. Sie ſind übrigens von dem Kohlrabi wirklich unterſchieden, nicht allein dadurch, daß die Kugeln in der Erde ſtehen, und damit bedecket ſind, ſondern ſie unterſcheiden ſich auch in Anſehung des Blattes und der Farbe, und dem Geſchmacke nach kommen ſie mehr mit den weißen Rüben überein. Aus dieſer Sorte hat man zur Zeit der Theurung ein gutes und geſundes Brod gebacken. Sie werden geſchälet, in kleine würflichte Stückchen geſchnitten, in Sieben, auch nachher und kurz vor dem Mahlen, auf dem warmen Ofen getrocknet,

trocknet, damit ſie ganz trocken in die Mühle kommen, ſonſt laſſen ſich ſolche nicht gut mahlen; zu dieſem Kohlrübenmehle wird etwas Sauerteig und Salz gemiſchet, und gewöhnlichermaßen gebacken. Dieſes Brod ſieht äußerlich wie Gerſtenbrod, iſt aber inwendig locker und weißlicht, und hat keinen widrigen, vielmehr angenehmen ſüßen Geſchmack, ob es gleich etwas nach Kohlrüben ſchmecket. Es hält ſich auch lange gut, und das alte ausgetrocknete kann wieder aufgeweichet, und zu Suppen und auf andere Art verbrauchet werden.

Blumenkohl hält Herr Miller für eine eigene und wahre Art, indem ſolcher niemals ausartet, die Verſchiedenheiten des Brocoli aber für Abarten deſſelben. Man pfleget den Blumenkohl entweder zeitig in den Sommermonathen, oder im Herbſte bis in den Winter zu verſpeiſen, und daher auch die Ausſaat davon zu verſchiedener Zeit vorzunehmen. Zeitigen Blumenkohl zu haben, ſäet man den Saamen zu Ende des Februars in ein Miſtbeet, welches die ſtärkſte Hitze bereits verloren hat; und damit auch ferner das allzugeſchwinde Treiben verhindert werde, iſt es gut, ſtatt der Fenſter nur Breter oder Strohdecken aufzulegen, und an der hohen und mitternächtigen Seite einige Oeffnung zu laſſen, damit die Dunſt ausziehen könne, wodurch die jungen Pflanzen leicht zum Verfaulen gebracht werden. In der Mitte des Aprils würde man zwar die Pflanzen verſetzen können, weil aber zu dieſer Zeit die Erdflöhe noch wenig andere Nahrung finden, würden ſie die Pflänzchen leicht ganz auffreſſen, daher man lieber mit dem Verſetzen bis in den May verziehen kann. Wenn dieſes nach einen Regen geſchieht, werden ſie ſchön und hurtig fortwachſen. In der Folge werden ſie, wie die Kopfkohlpflanzen behandelt, und man wird in dem Sommer bis in die erſten Herbſtmonathe die Küche damit verſorgen können. Wer aber ſpät im Herbſte, und bis in den Winter dergleichen Kohl genießen will, der bringt den Saamen zu Anfange des May auf das freye, umgegrabene, nicht neu gemiſtete, lieber etwas ſandige Land, ſäet ſolchen nur oben auf, und drücket ſolchen ein, damit er nicht hohl zu liegen komme. Die Erdflöhe und Regenwürmer ſind auch um dieſe Zeit als Zerſtörer zu fürchten, und daher alle Mittel dagegen anzuwenden. Sind die Pflanzen zum Verſetzen tüchtig, werden ſolche ferner, wie der Kopfkohl, behandelt. Gegen das Ende des Septembers wird man ſchon einige Stauden ab-

ſchneiden, und damit lange Zeit fortfahren können, indem immer eine Pflanze eher als die andere zu ihrer Vollkommenheit gelanget. Dieſer, oder der Herbſtblumenkohl giebt größere und ſchönere Stauden, als der Sommerblumenkohl, welcher auf dem Miſtbeete erzogen worden, dieſe ſind auch gemeiniglich nicht ſo ſchön weiß, und fallen öfters ins gelblichte oder röthlichte. Der Blumenkohl iſt gegen die Kälte ſehr empfindlich, und wenn gegen den Herbſt noch Stauden auf dem Felde ſtehen, ſo müſſen ſolche in Verwahrung gebracht werden. Denen unvollkommenen Stauden, welche einen noch ganz kleinen Kopf haben, nimmt man, wenn ſie ausgezogen werden, die obern Blätter bis auf die Hälfte ab, und pflanzet ſie in einen Keller oder Gewölbe auf ein Beetchen, welches aus guter Gartenerde, oder auch nur aus Sand zubereitet worden. Sie werden darauf ihre Blumen zur Vollkommenheit bringen. Man ſoll daſelbſt die Stauden reihenweiſe pflanzen, nachher die Erde oder Sand etwas antreten, auch nach dem Antreten begießen, ſich aber wohl hüten, damit kein Tropfen Waſſer an die Staude ſelbſt komme. Hingegen von zeitigen oder vollkommenen Blumenkohlſtauden ſchneidet man die Wurzeln entweder ganz oder halb vom Strunke herunter, kürzet die Blätter oben ab; und leget ſie in dieſer Geſtalt auf Breter in ein luftiges Gewölbe oder trocknen Boden, woſelbſt ſie ſich viele Wochen gut erhalten werden. Von dem Blumenkohlſaamen giebt es verſchiedene Sorten. Er wird bey uns ſelten reif, und daher aus andern Ländern verſchrieben. Der Cypriſche wird für den beſten gehalten, iſt braunroth, groß und rund von Körnern, und die daraus erzogenen Pflanzen bekommen ſchöne, große, weiße, vollkommene Köpfe. Der Italieniſche iſt bleichbraun, kleinkernicht, und die Köpfe davon ſind mehr zertheilet, und mit Blättern durchwachſen. Herr Superint. Lüdecke hat in dem 59ſten Stücke des Hannöveriſchen Magazins eine Anweiſung mitgetheilet, wie man ohne Bedeckung und ohne Miſtbeet Winterblumenkohl im freyen Lande erziehen kann, der im Frühjahre ſeine Vollkommenheit erlanget hat. Man ſoll dazu vorzüglich guten engliſchen Saamen wählen, welcher größer, röthlichter, und nicht ſo rund iſt, als der gemeine Kohlſaame. Dieſen ſäet man in der Mitte des Auguſts auf ein nicht ſchattichtes, und den Winden nicht ausgeſetztes Beet, welches nicht aus geiler, ſondern etwas magerer und nicht friſch umgegrabener Erde beſteht. Ein abgeleertes Erbſenbeet

beet iſt hierzu das ſchicklichſte. Man ſäet darauf den Saamen ganz dünne, und das Aufkeimen zu befördern, begießt man ſolches gelinde. Wenn die Pflanzen den Winter über dauren ſollen, muß jede drey bis vier Zoll Raum haben, damit ſie ſtark genug werden könne. In der Mitte des Octobers verpflanzet man ſolche auf ein trocken liegendes, nicht gar mageres, gegen die Nord- und Oſtwinde geſichertes, tief gegrabenes, und wieder zuſammengetretenes Beet, worauf ſie im folgenden Frühjahre ihre Blumen liefern ſollen. Man verpflanzet ſie bis an das Herz, aber ſo, daß weder das Herz mit Erde bedecket werde, noch Erde in daſſelbe falle, zween Fuß von einander übers Creuz. Sobald die Pflanzen geſetzet und feſtgedrücket ſind, muß in die, um dieſelben von dem Drucke der Hand bleibenden, vertieften Rundung Waſſer gegoſſen, dieſes auch bey trockner Witterung einige Abende wiederholet werden. Vor dem Verſetzen ſoll man die Spitzen der Wurzeln verſchneiden. Im März und April, wenn die Blätter der Pflanzen noch ganz klein ſind, werden ſchon einige die ſogenannte Blume zu treiben anfangen, welche ſich aber alsbald theilet, und eine röthlichte Farbe annehmen. Da nun hieraus keine große Köpfe zu erwarten, kann man dieſe alsbald ausſchneiden und verbrauchen. Die andern aber, welche ihren ſogenannten Käſe nicht eher treiben, bis ihre Blätter faſt die gewöhnliche Größe erreichet haben, geben im May und Juni den beſten Kohl. Und damit bey zunehmender warmen Witterung die Köpfe ſich nicht zertheilen, und in Blüthknoſpen aufzuſchießen anfangen möchten, kann man die Blätter der ganzen Staude, wenn ſie recht trocken iſt, über dem Kopfe locker zuſammenbinden.

Brocoli nennet man auch Spargelkohl, Braſſica Neapolitana. Es iſt ſolcher ohngefähr vor vierzig Jahren erſt bey uns bekannt, und aus Italien zu uns gebracht worden. Er kömmt in der Erziehung und Wartung mit dem wahren Blumenkohl faſt gänzlich überein. Man findet davon zweyerley Sorten, blauen und weißen, welche einander ähnlich ſind, nur wächſt jener in dem Stängel etwas höher, als dieſer. Beyde Sorten wachſen überhaupt ſtark, und gewinnen dadurch große ſtarke Blätter, und lange dicke Strünke. Herr Miller führet drey Sorten des Brocoli an; den römiſchen, oder purpurrothen hält er für den beſten; iſt nur der Farbe nach von dem Blumenkohle unterſchieden. Der braune oder ſchwarze iſt ſchlechter, er iſt nicht ſo ſüße, und dauert

nicht ſo lange als jener, widerſteht aber der Kälte beſſer. Der neapolitaniſche oder der weiße iſt dem Blumenkohle am ähnlichſten, und kaum im Geſchmacke unterſchieden. Der Brocoli muß vorzüglich ſaftige, weiche und zarte Strünke haben, welche zum Eſſen taugen.

Blattkohl. Unter dieſem Namen verſteht man alle Sorten Kohl, welche ſich nicht in Häupter ſchließen. Andere nennen ſolche alle Blaukohl, die Farbe mag grün, gelb oder blau ſeyn, und unterſcheidet davon gemeiniglich vier Sorten.

1) Krauſer oder gemeiner Braunkohl, Braſſica rubra.

2) Krausgefaltener Kohl, Braſſica fimbriata.

3) Breitgefaltener Kohl, Braſſica laciniata alba und rubra.

4) Franzöſiſcher bunter Kohl, Blumagekohl, Braſſica ſeleniſia latifolia.

Noch mehr Abtheilungen wollen wir nicht anführen, die meiſten laufen auf ein unnützes Wortſpiel hinaus. Dieſe Sorten alle haben einerley Erziehung. Sie wachſen theils hoch, theils niedrig. Viele lieben den hohen Kohl, weil die Mäuſe ſeine Herzen nicht ſo leicht ausfreſſen, leidet aber leicht vom Froſte; und deswegen hat der niedrige den Vorzug. Er verlanget ein gut gegrabenes, und mit friſchen Miſte gedüngtes Land. Der Saame wird zu Anfange des März geſäet. Die jungen Pflänzchen erfrieren nicht leicht. Wenn dieſe etwas verwachſen, werden ſie durchgezogen, damit die Pflanzen einen Schuh weit von einander abſtehen; die ausgerauften kann man an einen andern Ort verpflanzen. Wenn die Stöcke erwachſen, kann man ſelbige den ganzen Sommer über abblatten, und wenn ſie eine Zeitlang alſo genutzet worden, kann man ſie auf ein friſch gegrabenes Beet, ohngefähr nach Jacobi, verſetzen, da ſolche von neuen wachſen, und Blätter treiben werden. Will man dieſe Kohlſorten kurz vor dem Winter reihenweiſe einpflanzen, oder an dem Orte, wo ſolche erwachſen, ſtehen laſſen, ſo iſt es am beſten, die Ausſaat kurz vor oder nach Pfingſten vorzunehmen. Die gelben Blätter müſſen abgeblattet werden, ſonſt leidet dadurch das Wachsthum der übrigen. Man leget ſolche dem Rindviehe vor. Im November kann man die Stöcke ausheben, und reihenweiſe in die Erde einſchlagen, ſo, daß die Herzen nicht mit Erde bedecket werden. Den Winter über, und ſo lange der Stängel nicht treibt, kann man die Blätter zur Speiſe abbrechen. Wenn der Kohl bis auf den Strunk im Winter abgeſchnitten worden, wachſen aus dieſem im

März junge Sproſſen, welche ein gutes Zugemüſe geben. Einige nennen dieſe Sproſſen Brockeln oder Brocoli, welche aber mit dem ächten nicht zu verwechſeln ſind, S. Blumenkohl. Der Blumaſchenkohl, deſſen Blätter mit bunten Farben gezieret ſind, kann auch zur Speiſe dienen, gemeiniglich aber werden damit die Schüſſeln nur beleget und ausgezieret. Wenn dieſe Sorte ins Land eingeſchlagen wird, ſind die Blätter weniger bunt gefärbet, im Keller aber verſchönern ſich ſelbige merklich. Ueberhaupt zeigen ſie im Sommer keine ſonderliche Farbe, erhalten aber ſolche im Herbſte und Winter. Wenn dieſe Blätter den Sommer über getrocknet werden, welches um deſto leichter geſchieht, da ſie nicht leicht faulen, kann man ein gutes Winterfutter für das Vieh einſammeln.

Schnittkohl, Braſſica aruenſis, iſt die ſchlechteſte Sorte. Der Saame wird im Frühjahre geſäet, und wenn die Pflänzchen ſoweit erwachſen, daß man ſie in die Hand nehmen kann, werden ſolche zu wiederholten malen nahe an der Erde abgeſchnitten, und in der Küche verbrauchet. Er bleibt den Winter über im Garten ſtehen, indem er nicht erfrieret. Auf das Frühjahr ſchießt er in die Höhe, und bringt ſeinen Saamen.

Vom Weißkohl oder römiſchen Kohl. S. Mangold.

Kohl, ſpaniſcher, S. Spinat.

Kohl, Wieſen, S. Kratzkraut.

Kohl, wilder, S. Ackerkohl.

Kohle.

Carbo. Es giebt zweyerley Hauptarten von Kohlen, Holz- und Steinkohlen. Dieſe giebt die Natur, und davon werden wir an ſeinem Orte handeln; jene erhält man durch die Kunſt, daher wir ſolche in unſern Naturſchauplatze gänzlich übergehen könnten. Da aber dieſe Kohlen in Anſehung der Beſchaffenheit und des allgemeinen Nutzen mit dem Holze viele Aehnlichkeit haben, und die Betrachtung derſelben gleichſam als ein Anhang zur Abhandlung vom Holze angeſehen werden kann, wollen wir kürzlich das Verfahren beſchreiben, wie das Holz in Kohlen verwandelt werde. Wenn man das Holz in freyer Luft anzündet und ungeſtöret brennen läßt, verzehret ſich ſolches gänzlich und wird zu Aſche; wenn man aber das brennende Holz des Zuganges von der freyen Luft beraubet, und das Feuer zu gehöriger Zeit erſticket, bleibt eine Kohle übrig, welche ſich, wenn ſie wieder angebrennet wird,

ſehr geſchwinde, und ohne viele Hitze zu geben, verzehret, indem ſie durch das erſte Feuer ſchon einen großen Theil des brennbaren Weſen verloren hat. Wenn man hingegen ein Stück Holz in einem wohlverwahrten Gefäße glüend werden, und langſam wieder auslöſchen und verkühlen läßt, wird ſolches in eine gute ſchwarze Kohle verwandelt, welche bey dem neuen Anbrennen eine längere und ſtärkere Hitze von ſich giebt. Es muß demnach das Holz, wenn es zur Kohle werden ſoll, von den Feuertheilen zwar durchdrungen, aber nicht zerſtöret, und einiger Beſtandtheile, ſonderlich aller wäſſerichten Feuchtigkeit, Theer und Pech beraubet, aber nicht ganz aufgelöſet werden, vornehmlich der ſchleimichte, harzige und brennbare Antheil mit der feuerbeſtändigen Erde annoch vereiniget bleiben. Eine reine Kohle von gutem Holze giebt keine rauchende Flamme; ſie entzündet ſich nur durch ein Glühefeuer, erhält aber doch den höchſten, gleichen und beſtändigſten Grad des heftigen Schmelzfeuers, zu welchem ſonſt das beſte trockne Holz nicht hinreichend iſt. Von allen Arten Holz können Kohlen gebrannt werden. Es unterſcheidet ſich aber die Güte der Kohlen nach den verſchiedenen Holzarten, indem die von harten Holze, als Eichen, Buchen, und dergleichen viele, hingegen von weichen, als Fichten und Linden, weniger Hitze geben; doch haben auch die letzten in Abſicht auf gewiſſe Benutzungen zuweilen den Vorzug, wie denn ſolche z. E. beym Schmelzen der Metalle höher geſchätzet werden. Alles Holz verliert ſowohl am Umfange, als der Schwere, wenn es in Kohle verwandelt worden. Doch iſt die letzte Veränderung merklicher als die erſte. Ueberhaupt will man das Verhältniß des Gewichtes vom Holze, gegen das Gewichte von Kohlen, wie viere zu eins annehmen. So ſoll zum Exempel ein Centner Birkenholz $23\frac{1}{4}$, ein Centner Eichenholz $28\frac{3}{8}$, und ein Centner Büchenholz $24\frac{3}{4}$ Pfund Kohlen geben. Es leidet aber dieſes Verhältniß viele Ausnahmen, nachdem das Holz ſelbſt beſchaffen, und weniger oder mehr trocken iſt, ingleichen, nachdem das ganze Werk der Verkohlung, oder das Kohlenſchwelen angeſtellet und beendiget wird. Hierbey kommen vielerley Umſtände in Betrachtung. 1) Der Ort, wo ſolche geſchehen ſoll, oder die Kohlenplatte. 2) Die Zurichtung und verſchiedene Abtheilung des Holzes, und jedes an ſeinen rechten Orte in dem Meiler anzubringen. 3) Die Verfertigung des Meilers ſelbſt. 4) Das Verkohlen, oder die

Feuer-

Feuerarbeit, und hierzu alles ſchicklich vorzurichten, und dergeſtalt zu regieren, daß durch den Brand die meiſten und beſten Kohlen, hingegen die wenigſten Quandel und Brände erlanget werden. Von dieſen allen umſtändlich zu handeln, möchte zu weitläuftig ſcheinen, daher wir nur von einigen das merkwürdigſte anführen wollen, zumal die Erfahrung lehret, daß der Köhler nicht allemal nach einerley Regeln verfahren könne.

Um gute Kohlen zu erhalten, muß man gutes, feſtes, derbes, ausgewachſenes, geſundes, trockenes und geſchältes Holz wählen, und dieſes, wenn es nöthig iſt, von dem Kohlenmeiſter gehörig geſpalten, und in verſchiedene Haufen abgeſondert, auch alles anbrüchige und verlegene davon abgeſondert werden. Die Abſonderung in Haufen iſt vorzüglich nöthig, indem man nicht immer Holz von einerley Güte, Stärke und Alter haben kann, und das verkohlende Feuer in die verſchiedenen Holzarten, und nachdem ſolche in dem Meiler angeleget worden, verſchiedentlich wirket. Auch aus ſchwächern Zacken und Knüppeln kann man gute Kohlen erlangen, wenn die Sache recht veranſtaltet wird. Grünes, im vollen Safte gehauenes Holz ſchicket ſich nicht zum Verkohlen, es ſoll, wie man zu reden pfleget, außer dem Safte gefället, und das darauf folgende Jahr verkohlet werden. Die Roth- und Weißbuche geben die beſten Kohlen. Die Kohlen vom Eichenholze ſind zwar auch gut, verlangen aber ein ſtarkes Gebläſe. Nach dieſen folget der Ahorn, die Rüſter, Erle, Birke, Tanne, Fichte, Kiefer. Mürbe und leichte Kohlen erhält man von der Linde und Eſpe. Das zum Verkohlen gehörig ausgeleſene und zugerichtete Holz wird auf eine ſchickliche Art an- und übereinander geleget, oder in den Meiler geſtellet. Der Meiler oder Mieler iſt ein, in einer circulrunden, ſpitzern oder kürzern, ſtumpfen, kegelförmigen Geſtalt eingerichteter, und zum Verkohlen regelmäßig zuſammengeſetzter Holzhaufen. Man findet hierzu verſchiedene Vorſchriften, welche ſich aber alle beſſer durch das Sehen und die Erfahrung beurtheilen, als beſchreiben laſſen. Einige wollen den liegenden Meiler, da man nämlich die Holzſcheide der Länge nach auf die Erde und übereinander leget, dem aufgerichteten vorziehen, andere halten dergleichen für ein Werk der ſchlechten Köhler. Bey dem Grubenverkohlen finden beſondere Umſtände ſtatt. Wir wollen nur kürzlich angeben, worauf es bey dem ſtehenden oder aufgerichteten Meiler ankomme. Der Mittelpunct

punct auf der Meilerſtädte, oder dem Orte, wo der Holzhaufen angeleget werden ſoll, heißt der Quandel, und auf dieſen wird der Quandelpfahl geſetzet, daran die viel längern Quandelſtangen gebunden, und dazwiſchen Spåne oder Reiſſig, womit man den Meiler von unten bis oben anzünden kann, eingeſtecket. Der Meiler, oder das Holz, ſo ſolchen ausmachet, wird circulrund, und zwar deswegen alſo angeleget, damit ſich die Flamme des überall circulirenden Kohlfeuers aus dem Mittelpuncte zwiſchen alle ſchråg aufwårts ſtehende Holzſchichten nach außen zu gleich ziehen und mit gleicher Kraft wirken könne. Der Meiler beſteht aus drey Hauptholzſchichten, als der untere aus großen Scheiten auf ihren Unterlagen, der mittlere mit kleinern Scheiten, und der obere oder die Haube aus den kleinſten. Jede Art des Holzes wird alſo in die Runde reihenweiſe von innen nach außen zu, ordentlich und feſte genung, in- und aneinander dergeſtalt geſetzet, daß die innerſten Scheite ganz gerade an den Quandelpfåhlen, die folgenden aber etwas ſchräger zu ſtehen kommen. Die Zwiſchenräume werden mit allerhand ſchwachen Knüppeln und Zackenholze wohl angefüllet, damit das Feyer nicht Luft habe zu geſchwinde und zu ſtark zu kohlen. Bey der unterſten Schicht des Meilers wird ein Zündloch angebracht und von da bis an die Quandelpfähle eine Stange, welche der Richtklebbel, Klebel oder Knappel genannt wird, wagerecht geleget, wodurch man, wenn dieſe Stange wieder herausgezogen worden, einen Gang oder Canal erhält, durch welchen man den Meiler mit Harzlappen oder Birkenrinde, welche an die Zündſtange befeſtiget ſind, und welche man Tabbert nennt, bequem anzünden kann. So bald ſolcher gut angebrannt, wird das Zündloch mit Geſtübe zugeworfen und wohl verwahret. Wenn nun der rauchende Meiler ſich bis an die Decke durchheitzet, wird ſolcher mit Raſen oder Erde nach und nach bedecket, und Tag und Nacht ſorgfältig acht gegeben, daß die aufgeworfene Bedeckung unbeſchädigt bleibe, oder Löcher bekomme, um dieſe alsbald wieder mit friſcher Erde zu verſtopfen. Wenn nun der Meiler unter dieſer Decke einige Zeit gut gekohlet hat, werden an diejenigen Seiten, wohin man das Feuer um beſſerer Verkohlung hinzuziehen, nöthig findet, Plätze oder Zuglöcher angebracht. Aus der weißen Farbe des, aus dieſen Löchern ſtoßenden, Rauches kann man leicht erkennen, daß die darunter liegenden Kohlen noch nicht gahr ſind; bringt aber der Rauch blau heraus,

aus, ſo ſind ſie genug verkohlet; alle Feuerarbeit muß alsdenn aufhören, und der Meiler wird nun ein zugebrannter Meiler genan̄t. Hierauf wird die Bedeckung von Raſen und Erde nach und nach abgenommen, und eine friſche kühle Erde wieder darauf geſtübet, wodurch der Meiler in den Zuſtand verſetzet wird, daß ſich nach vier und zwanzig bis dreyßig Stunden die Kohlen ſelbſt löſchen, und man nach etlichen Tagen einen völlig gedämpften Meiler erhält, aus welchem man die Kohlen ohne Beyſorge langen kann. Wenn man dieſe Abkühlung unterläßt, erhält man nur leichte und unkräftige Kohlen, und wenn ſie noch ſo gut gebrannt worden, werden ſie doch bey einem zu frühen Aufbrechen des Meilers verderben. Hierauf werden die Kohlen mit einem Hacken oder Harken herausgezogen, in Leſe- und Ziehekohlen abgeſondert, und wenn ſie genug verkühlet, weggefahren. Es iſt gut, wenn man nicht mehr auf einmal herauszieht, als man abzuführen gedenket, damit ſolche nicht durch den Regen Schaden leiden; wobey aber auch der Meiler wieder verſtübet werden muß, damit er ſich nicht von neuem entzünde. Wenn allzuviel unverkohltes Holz übrig ſeyn ſollte, daß man den Meiler einen Brandbock nennen müßte, wendet man dieſes bey dem künftigen Brande zu Quandelkohlen an, oder verbrauchet ſolches auf eine andere Art. Quandel- oder Löſchkohlen pfleget man auch die kleinen zu nennen, welche gemeiniglich zuletzt aus dem Meiler kommen und von den übrigen abgeſondert werden.

Wenn die Kohlen auch noch ſo gut gebrannt ſind, mithin nicht merklich dampfen, rauchen oder ſtinken, wird doch die Luft davon, und indem das ſauere ſchweflichte Weſen durch das Verbrennen ausgetrieben wird, merklich verändert und zum Athemholen unſchicklich gemachet, welches um deſto merklicher erfolget, wenn der unmerkliche Kohlendampf und die dadurch veränderte Luft in einem kleinern Raume eingeſchloſſen iſt, und aller Zugang und Veränderung der reinen Luft verhindert wird. Daher kömmt es, daß ſo oftmals die Menſchen erſticket, wenn ſie mit Kohlentöpfen ihre Wohnzimmer erwärmen wollen, und daher iſt es auch eine ſchlimme Gewohnheit, ſowohl mit glühenden Kohlen das Bette warm zu machen, als auch Kohlentöpfe unter ſich zu ſetzen, um die Kälte von den Füßen abzuhalten. Sonderlich iſt das letzte dem weiblichen Geſchlechte höchſtſchädlich und gar öfters die Urſache, daß die monathliche Reinigung in Unordnung und Stocken kömmt.

Kohlenbaum.

S. Kleinie und Palme.

Kohlenſtein.

S. Schiefer.

Kohlmaiſe.

Parus maior, iſt die größte Art unter den Maiſen, hat den Namen vom ſchwarzen, ſpiegelichten Kopfe, davon ſie auch Spiegelmaiſe, Brandmaiſe heißt. Sie hat auch ſchwarzglänzende Federn am Bauche. Der Schnabel des Männchen iſt ſchwärzlich mit weiß vermiſchet, die Backen hellweiß, oben am Genicke ein weißgrünlichter Flecken, ſchwarz und blaugrün über den Rücken hinunter, bis zum Bürzel, der nebſt dem Schwanze aſchblau iſt. Bruſt und Bauch ſchön hochgelb, von der Kehle an bis zum Schwanze mitten durch ein kohlſchwarzer, breiter Streif, die Flügel aſchblau, nur die Flugfedern mit etwas weißern an der Fahne eingefaſſet, die Deckfederchen weiß getüpfelt; die Füße blau, mit ſpitzen Klauen verſehen, womit es ſeinen Fraß zu zerreißen gewöhnet iſt. Beym Weibchen fallen die ſchwarzen Kopffedern an den Spitzen etwas ins Weiße; das Gelbe am Bauche iſt nicht ſo hoch, auch der Streif über demſelben nicht ſo groß. Der Vogel hat ſolchergeſtalt ungemein ſchöne Farben, auch einen angenehmen Laut und kurzen Geſang. Er nähret ſich im Frühlinge und Sommer von allerley Gewürmen, Herbſt und Winter von allerley Geſäme, Kernen vom wilden Obſte, von den Bäumen und ihren Knoſpen, ſuchet auch ſehr die Raupenneſter und die Puppen an dem Gemäuer und den Zäunen auf. Er brütet jährlich zweymal in Vorhölzern, Feldern und Gärten, in hohlen Bäumen, hoch und niedrig, hat gemeiniglich acht und mehr Junge, welche er mit Gewürmen aus dem Schnabel auffüttert. Um Michael fängt er, nach dem Ausmauſtern, zu ſtreichen an, zieht nach und nach, doch nicht in Haufen und in Geſellſchaft, fort, und kömmt bald im März zu ſeiner erſten Heckzeit wieder zu uns. Doch bleiben ihrer viele auch den Winter über da, und dauern aus. Sie werden häufig und auf vielerley Art gefangen. Es giebt auch eine kleinere Gattung dieſer Kohlmaiſen, parus ſylvaticus, carbonarius minor, unterm Namen Tannenmaiſe, Waldmaiſe, Hundsmaiſe, kleine Kohlmaiſe; ſie hat gleichfalls einen ſchwarzen Kopf, weißen Wirbel, grauen Rücken und weißlichen Unterleib, aber nichts ſchwarzes auf der Bruſt.

Kohlmuhle.

Blanke, gelbe ꝛc. eine Art Stockfiſch. Gadus Polachius, Linn. gen. 154. ſp. 10. der Mülleriſche

Pollac, ſeiner Cabeljaue. Des Kleins Pamuchel, Callarias 1. ſ. unſern Artikel, Cabeljaue, Th. IV. S. 331.

Kohlraben, Kohlrüben.

S. Kohl.

Kohlſtrunk.

Kohlſtrunk iſt eine Sterncoralle und Madrepora faſtigiata Linn. Sie erreichet ohngefähr die Höhe eines Schuhes, fängt mit einem dickern Stamme an, iſt auswendig nur ſtachlicht rauh, oder auch blättericht geſtreifet und vertheilet ſich in einige Aeſte. Der Stamm und die Aeſte haben auswendig keinen Stern, ſondern beſtehen ſelbſt aus einem einzigen Sterne, der den ganzen Stamm ausmachet; wo ſich aber dieſer inwendige Stern in zween theilet, ſteigen zween Aeſte in die Höhe, und auf der Spitze eines jeden Aſtes zeiget ſich ein einfacher, blätterichter großer Stern, der mit dem Aſte gleichen Umfang hat. Es finden ſich aber bey dieſer Coralle einige Verſchiedenheiten. Einige haben an ihren Sternblättern keine Zacken, der Stern ſenket ſich hohl einwärts, und iſt, wie die Aeſte, rund; dergleichen werden ſonderlich Kohlſtrünke genannt. Andere haben breitere Aeſte, und derſelben Stern iſt oben etwas eckicht. Dieſe heißen Seeroſen. Noch andere ſind oben an den Aeſten ſehr breit, und der Stern iſt tief, becherförmig, und mit ſtarkgezackten Blättern beſetzet, dieſe werden Endiviencorallen, und vom Pallas Madrepora angulosa genannt. Die vierte Spielart beſteht aus einem kürzern, etwa einen Zoll hohen, aber zuweilen vier Finger dicken Stiele, deſſen Oberfläche einen einzigen Stern zeiget, welcher aus vielen ſtarken hochgezackten Blättern beſteht, zwiſchen welchen wieder niedrige und kürzere Blätter ſtehen, die den Mittelpunct nicht erreichen. Dergleichen heißt man Seenelke und Herr Pallas Madrepora lacera. Der Seeamaranth, Amaranthus ſaxeus, der ältern Schriftſteller iſt vielleicht hiervon nicht, oder nur darinnen unterſchieden, daß der Stamm höher ſteigt und ſich in zween oder drey Aeſte verbreitet. Aus den Antilliſchen Inſeln erhält man die meiſten.

Kokosbaum.

S. Cocosbaum.

Kolbe.

Kolbe, ſonſt auch Narrenkolbe, Teichkolbe, Rohrkolbe, Lieſchkolbe, Schmackeduſe, Pumpskeile genannt, Typha. Die männlichen und weiblichen Blumen ſitzen rund um den Stängel, und jede Art ſtellet ein dichtes walzenförmiges Kätzchen vor. Die obere

Blüthwalze beſteht aus männlichen, die darunter befindliche aus weiblichen Blumen. Jene beſtehen nur aus drey kleinen Kelchblättchen und drey Staubfäden. Bey den weiblichen findet man ſtatt der Kelchblättchen nur wollichte Haare, der Fruchtkeim ſitzt auf einem Stiele und der Griffel endiget ſich mit einem haarförmigen Staubwege. Der eyförmige Saame iſt mit dem Griffel verlängert und ruhet ebenfalls auf dem Stiele, welcher nunmehr mit einer Haarcrone beſetzet iſt. Man unterſcheidet zwo Arten,

1) die einfache Kolbe, Typha latifolia Linn. Sie wächſt unter dem Rohre in Teichen und ſtillſtehenden Wäſſern. Der Stängel iſt ſechs bis acht Fuß hoch, und die platten, etwas gewölbten Blätter ſind über drey Fuß lang, und die untern haben einen ſcheidenförmigen Anfang. Der Stängel endiget ſich nur mit einem ſchwärzlichten Kätzchen oder Kolbe, deren unterer Theil aus weiblichen, der obere aus männlichen Blumen beſteht, ſowohl am Ende als der Mitte der männlichen Kolbe ſteht eine Kelchſcheide, welche aber zeitig abfällt.

2) Die doppelte Kolbe, Typha anguſtifolia Linn. wächſt mit der vorigen, iſt aber ſeltner anzutreffen; der Stängel iſt niedriger, die Blätter ſind ſchmäler, härter. Der Stängel trägt zwo von einander abgeſonderte Kolben.

Die Wurzeln von dieſen Pflanzen ſollen von einigen zum Salat gebrauchet werden. Der, von der Wurzel bereitete, Trank ſoll den Blutfluß bey dem weiblichen Geſchlechte ſtillen. Das Vieh frißt aus Hunger die Pflanze, Hr. Schreber aber hält davor, daß ſolches nicht ohne Nachtheil geſchehe.

Die Blätter von der erſten Art pflegen die Wilden in Amerika zu flechten oder zuſammen zu weben, und länglichte Kränze daraus zu machen, die ſie den Pferden an den Hals hängen, um zu verhindern, daß der Hals des Pferdes bey dem Ziehen nicht beſchädiget werde. Die Wolle, welche um die Saamen liegt, gebrauchen ſie, ſtatt der Federn, zu Betten; da aber ſolche leicht in Klumpen zuſammen fällt und eine Wulſt machet, ſind dergleichen Betten nicht gut zu gebrauchen. Wenn ſie mit einem mäßigen Zuſatze von Haaren und anderer Wolle verſetzet wird, erhält man daraus einen guten derben oder lockern Filz, oder eine gute Watte zu Decken und Unterfutter.

Kolbengras.

S. Lieſchgras.

Kolbenmoos.

S. Bärlapp.

Kolia.

Koll, ſchwediſch Schelfiſch der Cabeljaue, nach Müllern, Gadus Aeglefinus, Linn. gen. 154. ſp. 1. ſ. unſern Artikel Kabbeljaue, Th. IV. S. 329. und Pamuchel des Kleins, Callarias 2.

Kollemiße.

Kollemoder, Pontopp. dän. Naturhiſt. S. 186. Gadus Carbonarius, Linn. gen. 154. ſp. 4. ſ. unſern Artikel, Kabbeljau, Th. IV. S. 331.

Kollerwurzel.

S. Seeblume.

Kollie.

Ein kleiner Seefiſch, röthlicht, ein Viertel lang, mit großen Augen, feinen Schuppen und ſehr angenehmen Geſchmacke. Inſonderheit wird der Roggen für ſehr wohlſchmeckend gehalten. Er wird in tiefen Waſſern geangelt. Pontopp. Norweg. Naturhiſtorie, II. 243.

Kollmarkraut.

S. Gauchheil.

Kolmund.

Kolmund, oder eigentlicher Kulmund, oder Kulemule, Schwarzmaul, weil er inwendig im Munde und Halſe kohlſchwarz iſt; er wird ſonſt auch Guldlax, Goldlachs genannt, weil er von Geſtalt einem Lachſe ähnlich iſt, obſchon der Kopf runder, der Fiſch ſelbſt auch gegen den Schwanz zu ſchmäler iſt. Das Fleiſch iſt weiß und dem Geſchmacke nach dem Fleiſche des Lyrs, (des Lachſes Bruders) ähnlich. Er wird, wie der vorige, doch nur in einiger Anzahl geangelt. Pontopp. Norw. Naturh. II. 244. Vielleicht iſt er Gadus Lyrblek, Linn. gen. 154. ſp. 10. eine Art des Pollachius, ſ. Kabeljaue.

Komet.

Unter denjenigen Sternen, welche nur bisweilen den Erdbewohnern ſichtbar werden, giebt es einige, die ſich von andern Sternen vorzüglich durch lange, wie Haare geſtaltete, Strahlen unterſcheiden, daher man ihnen den Namen Kometen gegeben hat, welcher eigentlich griechiſchen Urſprungs iſt und ſo viel als Haarſterne bedeutet. Und weil dieſe Strahlen gemeiniglich einen langen Schweif bilden, welcher allemal von der Sonne weggekehret iſt, ſo pfleget man die Kometen im Deutſchen auch Schwanzſterne zu nennen. Einige ältere Aſtronomen unterſcheiden dreyerley Kometen, nämlich haarichte, bärtige und Schwanzkometen. Haarichte Kometen heißen nämlich diejenigen, welche rund herum mit Strahlen umgeben ſind. Bey den übrigen Kometen

meten hingegen bemerket man nur auf einer Seite Strahlen. Sind dieſe nun kurz, ſo daß ſie gleichſam einen Bart vorſtellen, ſo heißt auch der Komet bärtig; ſind ſie aber lang, ſo daß ſie die Geſtalt eines Schweifes haben, ſo wird der Stern ein Schwanzkomet genannt. Dieſer Unterſchied aber hat nicht viel zu bedeuten, und zeiget eigentlich keine Verſchiedenheit der Kometen an, weil die verſchiedene Geſtalt derſelben bloß von der Lage der Kometen, in Anſehung der Erde und Sonne, herrühret; daher einerley Komet zu manchen Zeiten haaricht, bald darauf aber mit einem Barte oder langen Schweife erſcheint. Die Kometen werden übrigens, wie die Planeten, nicht immer bey einerley Fixſternen geſehen; doch bleiben ſie nicht im Thierkreiſe, ſondern bewegen ſich nach vielerley andern Richtungen und mit ganz andern Geſchwindigkeiten.

Die alten Philoſophen hatten zum Theil ſehr unrichtige Vorſtellungen von der Natur der Kometen. Ariſtoteles und viele von ſeinen Nachfolgern hielten ſie für bloße Luftzeichen, die, nach ihrer Meynung, aus den Dünſten der Erde entſtehen ſollten. Die Falſchheit dieſer Meynung aber, welche Seneca bereits einſah, erhellet ſchon einigermaßen aus der gemeinen Erfahrung, daß die Kometen viele Tage nach einander auf- und untergehen, welches man bey Luftzeichen niemals bemerket; noch deutlicher aber aus den Beobachtungen der neuern Aſtronomen, welche zeigen, daß ein Komet an ſehr entfernten Gegenden der Erde zu einerley Zeit bey einerley Fixſternen geſehen wird; woraus alſo offenbar iſt, daß die Kometen gar nicht in unſern Dunſtkreis kommen, ſondern weiter, als der Mond, von unſerer Erde entfernet ſeyn müſſen.

Kepler, Hevel und noch einige andere Aſtronomen ſind der Meynung, daß die Kometen von den Ausdünſtungen der Sonne, der Planeten und anderer Sterne erzeuget würden, weil ſie durch die Ferngläſer ſo ausſehen, als wenn ihr Körper aus zerriſſenen und unordentlichen Stücken beſtünde. Allein auch dieſe Meynung hat heut zu Tage nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, weil die neuern Aſtronomen deutlich gezeiget haben, daß die Kometen nicht ſo vergängliche Körper, als ſie nach Hevels und Keplers Behauptung ſeyn müßten, ſondern eine Art von Planeten ſind, die ſich um die Sonne in ſehr länglichen Ellipſen bewegen, und daher eine lange Reihe von Jahren zur Vollendung ihrer Bahn nöthig haben. Der berühmte Halley in England berechnete die Bahn desjenigen Kometen, welcher im Jahre 1682. erſchienen war, und verkündigte

ihn wieder auf das Jahr 1758. Da nun dieſe Vorherverkündigung richtig eingetroffen iſt, ſo läßt ſich hieraus ſchließen, daß der angeführte Komet ohngefähr 75 bis 76 Jahre zur Vollendung eines Umlaufs um die Sonne nöthig habe. Von vielen andern Kometen, deren Lauf bisher, aus Mangel hinlänglicher und richtiger Beobachtungen, noch nicht ſo genau hat beſtimmet werden können, vermuthen die Sternkundigen, daß ſie ihre Bahn erſt in einem oder etlichen Jahrhunderten ganz durchlaufen können. So ſoll z. E. der im Jahre 1661 erſchienene Komet in 129 und der Komet vom Jahre 1680, in 575 Jahren ſeinen periodiſchen Umlauf zu Ende bringen. Iſt alſo dieſes gewiß, daß die Kometen auf eben die Art, wie die Planeten, nur in viel längern Ellipſen, ſich um die Sonne bewegen, und ſo alt, als die übrigen himmliſchen Weltkörper ſind; ſo hat auch die Meynung derjenigen Gelehrten, welche dieſelben mit dem Engländer Whiſton für brennende Weltkörper halten, keine große Wahrſcheinlichkeit. Daß ſie übrigens dunkle Weltkörper ſind und ihr Licht, eben ſo wie die Planeten, von der Sonne bekommen, läßt ſich theils aus ihrem ſehr blaſſen Glanze, der mit dem Glanze der Fixſterne gar nicht zu vergleichen iſt, theils auch daraus ſchließen, weil ihr Licht nicht ſo, wie ſie ſich der Erde, ſondern wie ſie ſich der Sonne nähern, zunimmt. Der Schweif, welcher dieſe Sterne immer noch den meiſten Leuten ſo furchtbar machet, ſcheint nichts anders zu ſeyn, als der von den Sonnenſtrahlen erleuchtete Dunſtkreis, welcher aber eine ſehr anſehnliche Höhe haben muß, da er ſich oft durch einen Raum von zwanzig bis ſechzig auch wohl hundert Grade erſtrecket.

Nach dem Verzeichniſſe, welches Lubienitzki in ſeinem theatro cometico zuſammengetragen hat, ſind von der Sündfluth an bis in das Jahr 1665, vierhundert und funfzehn Kometen erſchienen; welche Anzahl aber wahrſcheinlicher Weiſe viel größer ſeyn muß, da man in dem vorletzten Jahrhunderte allein gegen ſechzig Kometen bemerket hat. Ueberhaupt ſind die Kometen nicht ſo ſeltene Erſcheinungen, als man im gemeinen Leben glaubet. Denn ſeitdem man den Himmel mit guten Ferngläſern betrachten kann, haben die Aſtronomen die meiſten Jahre, und zwar oft in einem Jahre mehr als einen Kometen erblicket; nur kommen die wenigſten davon der Erde ſo nahe, daß ſie mit bloßen Augen geſehen werden können. Hätte derjenige Theil der Aſtronomie, welcher ſich mit den Kometen beſchäfftiget, ſchon diejenige Vollkommenheit erreichet, zu welcher die meiſten

übrigen Theile dieſer Wiſſenſchaft bereits gelanget ſind, und wären die Beobachtungen dieſer Sterne in den ältern Jahrhunderten mit der gehörigen Sorgfalt und Genauigkeit angeſtellet worden; ſo würde man vielleicht im Stande ſeyn, die Anzahl der Kometen, welche ſich um unſere Sonne bewegen, eben ſo gut, als die Anzahl der Planeten zu beſtimmen. Jtzt aber kann man nur ſo viel, mit dem Herrn von Segner und einigen andern Aſtronomen, auf eine wahrſcheinliche Art behaupten, daß die Zahl der Kometen größer als fünf und vierzig ſeyn müſſe.

Was die einfältige Meynung des gemeinen Volks betrifft, als wenn die Kometen Vorboten eines wichtigen Unglücksfalls wären; ſo wird ſich ein jeder leicht von der Falſchheit derſelben überzeugen können, wenn er nur dasjenige erwäget, was bisher von den Eigenſchaften der Kometen angeführet worden iſt. Denn da dieſe Sterne einen eben ſo ordentlichen Lauf haben, wie die übrigen himmliſchen Weltkörper, und ihre Wiederkunft berechnet werden kann; da ſie ferner nicht blos einem einzigen Lande, noch viel weniger einer einzigen Perſon, ſondern den meiſten Einwohnern der Erde ſichtbar werden: ſo läßt ſich hieraus leicht einſehen, wie lächerlich es ſey, zu behaupten, daß die Erſcheinung eines Kometen den Todesfall eines Fürſten, oder ein ander großes Unglück einem Lande ankündige. Die Geſchichte lehret auch hinlänglich, daß auf die Erſcheinung eines Kometen eben ſo oft glückliche, als unglückliche Begebenheiten, und bisweilen gar keine merkwürdigen Veränderungen erfolget ſind.

Aber, werden vielleicht einige unſerer Leſer fragen, wenn auch gleich die Kometen weder Krieg noch Peſt, noch andere unglückliche Begebenheiten anzeigen, hat man nicht ſonſt Urſache, wegen ihrer Annäherung ein wenig beſorget zu ſeyn? —. Man kann nicht läugnen, daß ein ſolcher großer Weltkörper, wenn er der Erde ſehr nahe kommen ſollte, durch ſeine anziehende Kraft, und durch die Größe ſeines Dunſtkreiſes, eine merkliche Veränderung auf derſelben verurſachen würde. Allein es iſt noch nicht ausgemachet, daß es Kometen giebt, die ſich der Erde ſo ſehr nähern könnten, daß dadurch ein großes Unglück für uns, mit einiger Wahrſcheinlichkeit, zu befürchten wäre. Derjenige Komet, welcher im Jahr 1680. erſchienen iſt, und einige andere ſind der Sonne ſo nahe gekommen, daß ſie, nach der Rechnung der größten Naturforſcher und Aſtronomen, eine zweytauſendmal größere Hitze, als die Hitze des glüenden Eiſens iſt,

 haben

haben ausſtehen müſſen. Hieraus ſchließen einige, daß dieſe Kometen glüend, ja zweytauſendmal heißer, als ein glüend Eiſen geworden wären, und daß alſo der Untergang unſers Erdkörpers unvermeidlich ſeyn würde, wenn ein ſolcher glüender Komet ihm ſehr nahe kommen ſollte. Allein auch dieſe Furcht iſt nicht ſo gegründet, als ſie denen zu ſeyn ſcheint, die nicht alle Umſtände gehörig erwägen. Denn da der Aufenthalt der Kometen bey der Sonne nicht lange dauert, ſo iſt es unmöglich, daß dieſe ungeheuern Maſſen, welche meiſtentheils unſere Erde an Größe weit übertreffen, in ſo kurzer Zeit glüend werden könnten.

Konger.

Konger, Holl. Muraena Conger, Linn. gen. 143. ſp. 6. der Mülleriſche Meeraal. ſ. Kleins Conger, 1. Aalſchlange, und unſern Artikel, Meeraal, unter den Aalen, Th. I. S. 16.

Koning.

Koning von Aſterling, der Holl. ſ. unſern Artikel, Karpfe, Cyprinus Alburnus, no. 24. Th. IV. S. 411.

Koning der Haringen, oder Heringskönig, der Mülleriſche Rothbart unter den Meerbarben, Mullus Barbatus, Linn. gen. 171. ſp. 1. ſ. Mulle des Kleins Mullus barbatus, 1.

Koning der Kakatoes. Ruyſch führet unter ſeinen Amboiniſchen Kakatoeviſchen, das iſt, Papageyfiſchen, die erſte Gattung, unter dem Namen des Rex Pſittacorum maiorum, auf, und iſt der wahrſcheinlichen Meynung, daß er von ſeinen ſo ſchönen bunten und lebhaften Farben dieſe vorzügliche Benennung erhalten habe; daher man ihn auch unter die ſchönen Fiſche, Callichtides, rechnen, und mit dieſem, für ihn ſchicklichen, und gar bekannten Namen, belegen könne. Er zeichnet ihn Tab. VI. no. 1. Es iſt nicht eben unbekannt, daß die Papageyen Cacatuia genennet werden; und Gronov iſt der Meynung, daß der Cacatoebafiſch von Banda, und der Amerikaniſche Schermeſſerfiſch mit dem Papageyſchnabel, zu dem Labrus Cretenſis, Linn. gen. 166. ſp. 2. den Mülleriſchen Cretenſer ſeiner Lippfiſche, gehöre. Wir wollen deswegen, unter unſerm Artikel Papageyfiſche, die übrigen Gattungen der Amboiniſchen Kakatoeviſche des Ruyſchens, mit anführen und beſchreiben.

Kontur.

Contur, Cuntur, der wunderbare, ungeheuer große Vogel, von dem ſo viel unglaubliches

erzählet wird, und der unter dieſem Namen, den ihm die Spanier gegeben haben, vorkömmt. Er iſt der Greifgeyer, von dem wir unter dieſem Artikel das nöthige und wahrſcheinlichſte ſchon beygebracht haben.

Kool.

Eine Art kleiner Fiſche um den Nordcap, kleiner und bräuner als der Cabeljau, in großen Ueberfluß. Richter.

Kopf. S. Haupt.

Kopfalet.

Ein Meeralet, Cephalus, des Gesners, S. 35. Mugil Cephalus, Linn. gen. 184. ſp. 1. Müllers Großkopf ſeiner Meeräſche. Ceſtreus 1. des Kleins, ſ. Meeräſche.

Kopfbaum.

Wir verſtehen darunter das Geſchlecht Cephalanthus L. welches einige Schriftſteller Knopfbaum genennet, mit welchem Namen wir aber Conocarpum L. beleget haben. Das griechiſche Wort wird dieſe Abänderung leicht rechtfertigen. Es iſt nur eine Art bekannt. Der Baum wächſt in Nordamerika, und deſſen Saamen werden in den bekannten Küſten unter den Namen Thee Button Tree, oder Buttonwood überſendet. Die Rinde an den jungen Aeſten iſt röthlicht, bey den ältern braun. Die Aeſte ſtehen paarweiſe einander gegenüber. In dieſer Ordnung ſtehen auch die Blätter, doch findet man zuweilen dreye in einer Rundung, nach Art der wirtelförmigen geſtellet; ſie gehen am Stiele rundlich zu, endigen ſich mit einer ſcharfen Spitze, und ſind völlig ganz. Die Blumen ſtehen als ein kugelrunder Kopf, oder gemeinſchaftlich Blumenbette, ſtraußweiſe nebeneinander auf den Spitzen der Aeſte, und erſcheinen bey uns im Juli und Auguſt. Ihr Geruch iſt angenehm. Obgleich viele Blumen beyeinander ſtehen, ſind ſolche doch durch keinen gemeinſchaftlichen Kelch umſchloſſen, jede aber zeiget ihren eigenen, kleinen, trichterförmigen, vierfach eingeſchnittenen Kelch, und ein gelblichtweißes, trichterförmiges, in vier eyförmige, aufgerichtete Einſchnitte abgetheiltes Blumenblatt; in dieſem ſtehen vier kürzere Staubfäden, und ein längerer Griffel, deſſen kugelförmiger Staubweg mit braunen Puncten bezeichnet iſt; unter der Blume ſitzet der Fruchtkeim, welcher ſich nach Herr von Linné Beſchreibung in einen wollichten Saamen, oder nach Herr du Roi in ein rundes, haarichtes Saamenbehältniß verwandelt, welches einen oder zween länglichte Saamen in ſich faſſet. Es dauert

dieſer Baum, wenn er nur einige Jahre alt geworden, bey uns im freyen Lande, wird aber nicht über fünf bis ſechs Fuß hoch, und die Früchte werden niemals reif. Nach Herr Kalm und dü Hamel liebet derſelbe einen naſſen, leichten Boden, und gedeyhet darinnen am beſten, doch kömmt er auch im trocknen Erdreiche fort. Man erzieht und vermehret ſolchen aus Saamen, welcher wohl zuweilen ein Jahr über in der Erde liegt, ehe er aufkeimet. Herr Miller will auch aus Zweigen und Ablegern die Vermehrung veranſtaltet haben. Wegen der Geſtalt und des Geruchs der Blüthe unterhält man dieſen Baum in den Gärten.

Kopfnuß.

Kopfnuß nennet Herr Planer das Geſchlecht Caryocar Linn. Der Kelch iſt gefärbet, und fünffach eingeſchnitten; die fünf Blumenblätter ſind eyförmig; viele Staubfäden umgeben den kugelförmigen Fruchtkeim, welcher gemeiniglich vier Griffel trägt. Die Frucht iſt ſo groß wie ein Menſchenkopf, und enthält vier Nüſſe.

Kopfplatte.

S. Klippkleber.

Korb.

Dieſen Namen erhalten verſchiedene Conchylien. Als:

1) eine dicke Arche, nämlich die Arca granoſa L. Hr. d'Argenville nennet ſolche la Corbeille oder Korb, deswegen, weil die Umkrümmung der Angel gleichſam eine Handhabe vorſtellet. Die Ribben haben Kerben, welche eine körnichte Erhöhung machen, ſo daß die Schale auch auswendig einem geflochtenen Korbe ähnlich ſieht. Man findet dergleichen im mittelländiſchen Meere.

2) Ein beſonderes Geſchlecht von zweyſchalichten Conchylien, welches, weil die Schalen vertiefet oder bäuchicht ſind, vom Hrn. von Linne' den Namen Mactra erhalten, welches Wort einen Brodkorb oder Backtrog bedeutet. Die Holländer nennen ſolche Korf-doubletten, und daher hat Hr. Müller dieſes Geſchlecht Korbmuſchel genennet. Der Einwohner iſt ein Seehaſe. Die zwo Schalen ſind einander völlig gleich, haben aber ganz ungleiche Seiten, indem die eine kürzer als die andere iſt. Das Schloß hat einen einzigen zuſammengelegten Mittelzahn, und darneben ein Grübchen; die Seitenzähne ſtehen weit entfernet, und ſenken ſich in die Grübchen der andern Schale ein. Herr von Linne' führet acht Arten an. Wir wollen ſelbige nach Herr Müllers Beſchreibung hier anmerken.

1) Die

1) Die Sprenglermuſchel, Mactra Sprengleri L. Herr Sprengler hat ſolche zuerſt vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhalten. Die Schalen ſind faſt ſo groß als eine Hand, dreyeckicht, glatt, blaßfärbicht, etwas durchſcheinend, vorne neben dem Schloſſe herunter flach, und an der Spalte mit einer mondförmigen Oeffnung verſehen. Die Angeln am Schloſſe ſind etwas umgebogen, und die Seitenzähne des Schloſſes dreyeckicht.

2) Der Runzelkorb, Mactra plicataria L. Die Schalen ſind ſo breit wie ein Ey, weiß, dünne wie Papier, der Quere nach mit gleichweitigen Runzeln beſetzet; die Seitenzähne ſtellen zwey gleichweitige Häutchen vor; die Angeln ſind umgebogen, und die Zirkel, oder die Vörder- und Hinterfläche der Spalte ſind flach, der After aber iſt gedrücket und länglicht. Man erhält dergleichen aus Java.

3) Der Streifkorb, Mactra ſtriatula L. Die Breite der Schalen gleichet ohngefähr einer Wallnuß, ſie ſind glatt, durchſichtig, am Nabel etwas geſtreifet, und der Zwickel iſt mit einem glatten eingedrückten Kiel umgeben. Dergleichen Muſcheln halten ſich im mittelländiſchen Meere auf.

4) Der Glattnabel, Mactra glabatra L. Die Schalen ſind ohngefähr von der Größe einer Haſelnuß, durchſichtig, weiß, glatt und geſtreifet; auch der After und Zwickel geſtreifet; und der Nabel oder der dickere Theil am Schloſſe, wo die Angeln zuſammen kommen, iſt ſehr platt. Der Aufenthalt iſt an der Afrikaniſchen Küſte.

5) Die Milchſchale, Mactra corallina L. Die Schalen ſind milchichtweiß, wie die weißen Corallen, und faſt durchſichtig, aber mit mehr geſättigten, milchichten Banden durchzogen, und glatt. Das mittelländiſche Meer liefert dergleichen.

6) Der Strahlkorb, Mactra ſtultorum L. Die Schalen ſind inwendig violetfärbig, äußerlich bräunlicht, mit blaſſen Strahlen beſetzet, und faſt durchſichtig; die Zwickel etwas erhaben. Der Aufenthalt iſt das mittelländiſche Meer.

7) Die Strandmuſchel, Mactra ſolida L. Auch die Holländer nennen ſolche Strand-Schulpjes. Die Schalen ſind zwar glatt, aber nicht durchſichtig, und gleichſam geſäumet, oder am Rande mit dem Ueberbleibſel des jährlichen Anwuchſes verſehen; von Farbe weiß, gelb, blau, auch der Quere nach verſchiedentlich bandiret. Am Europäiſchen Strande findet man dergleichen häufig.

8) Die Schlammmuſchel, Mactra lutraria L. Die Schale iſt länglicht, glatt, inwendig weiß, auswendig gelblichtbraun, dünne und ſehr zerbrechlich; ſie werden von dem Thiere durch Bänder geſchloſſen, und in dem Schloſſe jeder Schale befindet ſich eine birnenförmige Höhlung; die Seitenzähne am Schloſſe fehlen. Ob eine Art des Entenſchnabels, welche Rumph anführet, hieher gehöre, wie Herr von Linne bemerket, ſcheint zweifelhaft zu ſeyn. S. Entenſchnabel.

Korin.

Unter dem Namen Korin oder Korine wird von dem Grafen von Büffon ein vierfüßiges Thier, aus dem Geſchlechte der Gazellen angeführet, welches in Senegal, wo es dieſen Namen führen ſoll, gefunden wird. Es hat eine große Aehnlichkeit mit der gemeinen Gazelle und mit der Gems, iſt aber viel kleiner, indem ſeine Länge nur drittehalb Schuh beträgt. Die Hörner, welche faſt unmerkliche Ringe haben, ſind auch weit dünner und kürzer, als die Hörner der gemeinen Gazelle. Das kurze, dichte, glänzende Haar iſt auf dem Rücken und an den Weichen falb, unter dem Bauche, ingleichen an den Schenkeln weiß, und am Schwanze ſchwarz. Doch ſoll es auch Thiere dieſer Art geben, die einen weiß getiegerten Leib haben.

Kork.

Ein Geſchlecht von Thierpflanzen. S. Seekork.

Korkbaum.

Korkbaum, auch Gorkbaum, Pantoffelholzbaum, Sohlenholz, Quercus ſuber L. iſt eine wahre Art des Eichbaumes, und vorzüglich in Anſehung der Rinde von den andern Arten verſchieden. Man kann ſolche füglich die Korkeiche nennen. Der Baum wächſt in den ſüdlichen Ländern von Europa, in Italien, Frankreich, Spanien, Portugall; trägt immergrünende, geſtielte, wechſelsweiſe geſtellte, eyförmig länglichte, am Rande ſcharf eingezackte, oberwärts glatte, hellgrüne, unterwärts wollichte Blätter, und Blumen und Früchte, welche von den übrigen Arten der Eichen nicht unterſchieden ſind. Die Rinde iſt bey den jungen Bäumen braun und glatt, bey den ältern aber ſchwammicht, und bekommt viele Riſſe. Wegen dieſer dicken, leichten und lockern Rinde iſt dieſer Baum ſchätzbar. Die Rinde wird von Zeit zu Zeit abgenommen, ohne daß davon der Baum Schaden leide, indem die darunter liegende zwote und dünne Rinde, oder der Baſt, ſitzen bleibt, und nach einiger

ger Zeit ſich in die nämliche Rinde verwandelt. Zehn- und zwölfjährige Bäume können zum erſtenmal geſchälet, und dieſes an dem nämlichen Baume nach acht bis zehn Jahren, andere ſchreiben gar nach drey Jahren, wiederholet werden. Je älter die Stämme ſind, deſto ſtärker wird die Rinde. Dü Hamel, welcher das Verfahren bey dem Abſchälen und Zubereiten des Korks weitläuftig beſchrieben, verſichert, daß dergleichen Bäume hundert und funfzig und mehrere Jahre alt werden können. Bey uns kann dieſer Baum im freyen Lande nicht erzogen, ſondern muß in Töpfen erhalten, und den Winter über in das Gewächshaus geſetzet werden.

Wenn die Rinde abgeſchälet, wird ſolche übereinander und ins Waſſer geleget, und mit ſchweren Steinen beſchweret, damit ſolche platt und in Tafeln gebracht werde, worauf man ſelbige aus dem Waſſer herausnimmt und trocknet, oder ſolche wird am Feuer gerade gepreſſet, und zwiſchen Gewichte geleget. Es giebt zweyerley Sorten Kork. Eine iſt aus- und inwendig gelb, oder graulichtgelb, und wird daher weißer, oder, weil ſolcher gemeiniglich aus Frankreich kömmt, franzöſiſcher Kork genennet. Die andere, iſt auswendig ſchwarz, und weil ſolche meiſtentheils aus Spanien kömmt, ſpaniſcher Kork genennet. Da die Spanier die Rinde im Meerwaſſer einweichen, entſteht vielleicht daher die ſchwarze Farbe. Derjenige, welcher in ſchönen ebenen Tafeln ausgebreitet, nicht knoticht, ohne Ritze und Löcher, weich, biegſam, von mittelmäßiger Dicke iſt, und ſich leicht glatt ſchneiden läßt, wird für den beſten gehalten.

Aus dem Korke werden die Stöpſel gemachet. Der Schuſter verfertiget daraus Abſätze zu leichten Schuhen. Die Fiſcher bedienen ſich deſſen ſowohl zu den Angelſchnuren, als den ordentlichen Fiſchnetzen, um ſolche dadurch über dem Waſſer zu erhalten. An einigen Orten werden Bienenkörbe daraus gemachet, auch die Särge damit ausgefüttert, und nachher mit Firniß überzogen. Die Körper ſollen ſich darinnen lange Zeit erhalten. Dü Hamel erwähnet eines beſondern Nutzen, nämlich den Hündinnen und andern Thieren, welche die Milch verlieren ſollen, Halsbänder von Kork anzuhängen. Die Spanier gebrauchen auch das Holz als Brennholz, und erhalten davon die ſchönen Holzkohlen. Aus der, in verſchloſſenen Gefäßen verbrannten, Rinde verfertigen ſie das ſogenan̄te ſpaniſche Schwarz, Noir d'Eſpagne. Es ſoll dieſes recht ſchwarz, leicht, und ſo wenig als möglich ſandig oder

ſteinicht

ſteinicht ſeyn. Es wird ſolches von verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern gebrauchet. Da bey uns die Stöpſel vom Korke häufig gebrauchet werden, wollen wir auch derjenigen Mittel erwähnen, welche man anzuwenden pfleget, deren Nutzen zu verbeſſern. Ob man gleich mit dergleichen Stöpſeln die Oeffnungen der Gläſer und Flaſchen verſtopfet, ſo iſt doch ſolches für ſich öfters nicht hinreichend. Saure Geiſter zerfreſſen die Stöpſel, das flüchtige Weſen dringt durch ſelbige, und die flüßigen Sachen werden, ohngeachtet der angebrachten Stöpſel, ſchimmlicht und verderben. Man bindet daher über die Stöpſel Wachspapier und Blaſe, oder überzieht den Kork mit Harz und Kitt. Oefters iſt aber auch dieſes nicht hinlänglich. Daher hat der Commercienrath Rudenſchiöld, S. Schwed. Akad. Abhandl. 24 B. 205 S. verſchiedene Erfahrungen angeſtellet, um die Korkſtöpſel dauerhafter, feſter und undurchdringlich zu machen. Wachs und Talg ſind hierzu die ſchicklichſten Materien geweſen. Es hat derſelbe weiß Wachs und Rindstalg zuſammengeſchmolzen, und in dieſes den weichen, nicht ſpröden Kork etlichemal eingetauchet, nach jedesmaligen Eintauchen die Stöpſel mit dem dünnen Ende aufwärts auf ein ſteinern Gefäße, oder eiſerne Platte geſtellet, und ſie bey gelinder Wärme abtrocknen laſſen. Damit dieſe Schmiere deſto beſſer eindringen möge, hat er vor dem Eintauchen den untern Theil des Stöpſels mit Nadeln durchſtochen, und wenn die Schmiere eingetrocknet, ſolche mit einem wollenen Lappen abgerieben. In England pfleget man dieſe Stöpſel in Oel zu weichen; da aber von dem Oele die in den Flaſchen verwahrten flüßigen Sachen leicht einen fremden Geſchmack erhalten können, möchte wohl die Schwediſche Erfindung einen Vorzug verdienen. Vorzüglich könnten diejenigen davon einen nützlichen Gebrauch machen, welche mineraliſche Waſſer verſenden, indem bekannt iſt, daß dieſe, wenn ſie an andere Oerter gebracht werden, vieles von ihrer Güte beſonders deswegen verloren haben, weil die Flaſchen nicht genug verwahret worden. Neuerlich hat man angefangen, Kleider aus Kork zu verfertigen, und dieſe dazu anzuwenden, daß man ohne Gefahr in dem Waſſer gehen und ſchwimmen könne.

Korkofedo.

Im Chriſt- und auch im Brachmonathe fangen die Negern an der Goldküſte einen Fiſch, den ſie Korkofedo nennen, der ſo breit als lang iſt, und einen Schwanz, gleich

gleich einem halben Monde, hat. Er hat kleine Schuppen und wenig Gräten; das Fleiſch, ehe es gekochet worden, iſt weiß, es fällt aber hernach ins röthliche, wie das vom Stöhre. Sie werden mit krummen Hacken auf dieſe Art gefangen. Man befeſtiget an dem Hacken ein Stück Zuckerrohr, und wirft eine Leine ſieben oder acht Faden lang aus, deſſen Ende ſich die Schwarzen an ihren Kopf binden. Sobald nun der Fiſch anbeißt, fühlen ſie die Bewegung, und ziehen ihn herauf; auf welche Art ſie wohl zwanzig bis dreyßig in einem halben Tage fangen. Dieſe Fiſche gehen unter dem Volke gut ab, ſo, wie ihre Muſcheln, Auſtern und andere Schalenfiſche, die ſie an den Felſen fangen, nnd die ſo gut ſind, als irgend einige in Holland. S. A. Reiſ. B. IV. S. 149.

Korn.

Dieſer Name iſt ſo gewöhnlich, als der andere, nämlich Roggen oder Rocken, Secale. Die Blüthen ſtehen in einer langen Aehre dicht bey einander, und zwo platt aufſitzende Blumen haben einen gemeinſchaftlichen Kelch, welcher aus zwey kleinen, ſchmalen, ſpitzigen, aufgerichteten Bälglein beſteht. Zu jeder Blüthe gehören zwo Spelzen, drey auswärts hängende Staubfäden und zween gekrümmte wollichte Griffel. Die beyden Spelzen ſind von einander unterſchieden. Die äußerliche iſt ſteif, bäuchicht, doch etwas zuſammengepreſſet und auf dem vorragenden mittlern Theile mit Haaren beſetzet, und ſowohl gegen das Ende ſpitzig, als auch mit einer langen Granne geendiget, die innere Spelze aber erſcheint platt und nur ſpitzig. Die Spelzen umfaſſen den Saamen, laſſen ſolchen aber auch fahren; ſelbiger iſt länglicht, walzenförmig, zugeſpitzet. Zwiſchen den zwo platt anſitzenden Blüthen findet man öfters die dritte, ſo auf einem Stiele ruhet. Herr von Linné beſtimmet vier Arten, und unterſcheidet ſelbige vornehmlich durch die Spelzen.

1) Das gemeine Korn, Secale cereale Linn. Die Spelzen ſind mit rauhen oder ſcharfen Haaren eingefaſſet.

2) Das rauche Korn, Secale villoſum Linn. Die Spelzen ſind mit weichen wollichten Haaren eingefaſſet, und die Kelchſchuppen kegelförmig.

3) Das orientaliſche Korn, Secale orientale L. hat rauche Spelzen und pfriemenartige Kelchſchuppen.

4) Das cretiſche Korn, Secale creticum L. bey welchem die Spelzen äußerlich gefranzet ſind.

Da bey uns nur die erſte Art gebauet wird, wollen wir dieſe allein

allein betrachten. Das eigentliche Vaterland iſt unbekannt. In der Murrayiſchen Ausgabe giebt Herr von Linne' Creta dafür aus. Man unterſcheidet dieſes Korn in Winter- und Sommerkorn und es ſcheint, als ob ein wirklicher Unterſchied zwiſchen dieſen Sorten ſtatt finde. Das Sommerkorn pfleget an Stroh und Körnern kleiner zu ſeyn, daher auch C. Bauhin den Winterroggen den größern, ſecale hybernum vel maius, den Sommerroggen aber den kleinern, ſecale vernum vel minus, genannt. Man wird aber dieſes nicht beſtändig alſo, vielmehr öfters Sommerkorn finden, welches dem Winterkorne an Größe nichts nachgiebt, ſolches auch wohl übertrifft. Das Winterkorn will allemal im Herbſte ausgeſäet ſeyn, ſo daß der Halm, oder der gekeimte Saame einige Monathe den Winter über in Ruhe in der Erde zubringe, ehe der Halm vollends in die Höhe treibt. Wollte man dieſen Saamen im Frühlinge ausſtreuen, ſo wird ſolcher zwar aufgehen, aber in dieſem Sommer gar keinen oder ganz ſpäte ſeinen Halm treiben, und die Frucht nicht zur Zeitigung gelangen. Der Sommerrocken hingegen will erſt im Frühjahre ausgeſäet ſeyn, ſo daß der Keim, und der daraus erwachſene Halm in einem Triebe fortwachſe. Streuet man davon den Saamen im Herbſte früh aus, ſo überwächſt und übertreibt ſich ſolcher, und es wird nichts daraus. So gewiß dieſer Unterſchied iſt, ſo iſt ſolcher doch nicht beſtändig, vielmehr kann ſolcher gänzlich abgeändert werden. Wenn man Saamen vom Winterkorne im folgenden Jahre ſpät, und den davon erhaltenen Saamen wieder ſpäter, und endlich den Saamen davon im Frühjahre ausſäet, ſoll man Sommerkorn, und auf ähnliche, aber verkehrte Art, aus Sommer- Winterkorn erhalten, wie der Hausvater im I. Th. 322. S. behauptet. Da nun die Winterſaat der Natur des Roggens gemäßer zu ſeyn ſcheint, indem, wenn man beyde auf gleiche Art und mit gleichem Fleiße beſtellet, dennoch der Sommerroggen ſelten oder niemals ſo vollkommen und mehlreich, als der vor dem Winter ausgeſäete zu ſeyn pfleget, ſo könnte man das Winterkorn, als die eigentliche Art, und das Sommerkorn als eine Spielart annehmen. Demohngeachtet aber ſoll man ſich hüten, beyde unter einander zu miſchen, oder zu verwechſeln. Es iſt dieſer Unterſchied vorzüglich wegen der Ausſaat wichtig. Jede Sorte muß beſtändig von der andern abgeſondert bleiben, und man kann nicht ohne großen Nachtheil Winter- und Sommerkorn unter einander vermiſchet ausſäen. Auch außer der Saat iſt dieſer Unter-

ſchied

ſchied wichtig. Sommerkorn iſt gemeiniglich geringer am Werthe, weil ſolches weniger Mehl giebt; deswegen auch die Sommerſaat niemals ſo häufig als die Winterſaat angeſtellet wird. Doch wird öfters im Frühjahre reines Sommerkorn theurer verkaufet als das Winterkorn. Was Herr Reichart von dem Sommerkorne in der Gegend von Erfurth anführet, wie ſolches ſchönere, größere und hellere Körner, auch beſſer Mehl und Brod gebe, mithin von den Beckern am liebſten gekaufet werde, wird in vielen andern Gegenden nicht eintreffen. Außer unſerm Winter- und Sommerkorne findet man auch andere Sorten, welche unter beſondern Namen angeführet und hin und wieder gebauet werden. Wir wollen einige davon anführen.

a) Quälrocken. Herr von Münchhauſen, ſ. Hausvater I. Th. 316. S. hat zwiſchen dieſem und dem gemeinen Rocken keinen Unterſchied bemerken können, und muthmaßet, wie dieſer Name deswegen derſelben beygeleget werde, weil ſolcher ſich ſtark quälen und nutzen läßt. Wenn ſolcher nämlich früh und in der Mitte des Septembers in ein gutes wohlgedüngtes Land geſäet wird, kann er, wenn der Winter ſchwach und die Witterung vortheilhaft, ſchon mit Ende des März oder Anfang des Aprils abgemähet, und das grüne Gras dem Viehe vorgeleget werden. Er kann nachher mehrmals, und wohl viermal hinter einander abgemähet werden, und giebt bey guter Witterung am Ende doch noch wohl reifen Saamen, wiewohl in kleinen Aehren. Herr v. Münchhauſen vermuthet, daß jeder Roggen auf gleiche Weiſe könne genutzet werden, wenn man ſolche im Herbſte wenigſtens vierzehn Tage früher, als gewöhnlich, auf ſtark gedüngtes Land ausſäe, und im folgenden Jahre ſehr früh und nicht zu tief an der Erde abmähe.

2) Stauden- oder Wallacherkorn, auch Modekorn genannt. Es ſoll urſprünglich aus Samatra gekommen ſeyn; wächſt ſtaudicht, oder aus einer Wurzel treiben viele Halme, welches wohl daher kömmt, weil die Saamenkörner einzeln geſtecket, und tief in die Erde gebracht werden, mithin die bedeckten Knoten neue Halme treiben. Ein Saame ſoll bisweilen vierzig und mehr Halme treiben. Es ſcheint aber, als ob dieſe Frucht mehr für eine Art Gerſte als Korn zu halten ſey, indem ſolche wie die Gerſte wächſt, auch ihren Bart, wie die Gerſte, hat, ſo bald aber der Saame anfängt zu reifen, fällt der Bart ab und der Saame gleicht dem Rocken; daher ſolche in einigen Orten die Korngerſte oder die brittiſche genannt wird.

3) Johanniskorn nennt man es, weil es um Johannis geſäet werden muß. Man heißt es auch Staudenroggen, weil aus einem Korne ſechs bis acht Aehren wachſen, davon die mehreſten fünf, ſechs, auch acht Zoll lang werden. In der Mark führet dieſer Roggen den Namen ungariſches Korn, weil es aus Ungarn dahin gebracht worden. Seinen Urſprung aber ſoll es eigentlich aus Norwegen haben, und von da nach Ungarn geführet worden ſeyn. Es iſt vermuthlich mit der zwoten Sorte einerley. Es ſoll dieſes in dem allerſchlechteſten, aber es verſteht ſich, gut gedüngten, Sandboden wohl gedeihen, indem es tief einwurzelt. Man kann es gegen Ende des Sommers abmähen, und wenn es mit Heckerling dem Viehe gereichet wird, ſoll dieſes davon in kurzer Zeit fett werden. Nach dem Abmähen ſcheint es, als ob das Korn vergehen wollte, man ſieht den Winter über wenig oder gar nichts davon, es behält aber in dem Herzen der Wurzel ſeine Kraft. Die Staude erholet ſich, im Frühjahre bald.

Wo man von dem gewöhnlichen Korne fünf Scheffel ausſäet, darf man nur einen Scheffel Staudenkorn ausſäen, und man wird doch bey einer ſo geringen Ausſaat wenigſtens das funfzigſte Korn einerndten.

Dieſes Korn wird ſehr lang im Strohe; es iſt aber dieſes Stroh unten ſehr ſtark, und an dieſem Ende nicht gut zu Hexel zu gebrauchen; es tauget auch nicht zu Seilen. Es findet auch das Vieh zwiſchen den Stoppeln keine Weide, weil es kein Gras aufkommen läßt. Zu Schoben hingegen dienet das Stroh vortrefflich. Es wird auch durch dieſes Korn der Acker vom Unkraute rein gehalten und locker gemachet. Der Saame iſt dünnſchalicht und giebt mehr und beſſeres Mehl.

4) Egyptiſches Korn, oder Jeruſalemskorn. Ob dieſes von der zwoten und dritten Sorte unterſchieden ſey, können wir nicht beſtimmen. Es iſt eine Sommerfrucht, und ſoll aus Egypten zu uns gebracht worden ſeyn. Dieſes Korn iſt in der Unterpfalz unter dem Namen Suppenkorn bekannt. Es giebt das ſchönſte Mehl und wohlſchmeckendes Brod. Es wird auch Grütze daraus verfertiget, welcher die Stelle des Reiſes vertreten kann. S. Leipziger Intelligenzblatt, 1767. S. 125. und 130.

In wiefern dieſe Arten einen Vorzug vor dem gemeinen Rocken haben mögen, läßt ſich wohl überhaupt nicht beſtimmen, indem die reichlichere Erndte von den Körnern allemal mit dem Aufwande, welcher zum Beſtellen erfordert wird, in Vergleichung gezogen und unter-

unterſuchet werden muß, ob ſich auch der Boden dazu ſchicke; wie denn auch die Frage: ob von unſerm gemeinen Korne die Sommer- oder Winterſorte mehr Vortheil bringe, nicht allgemein zu entſcheiden iſt. Das Sommerkorn gedeihet nicht gut in kalten, naſſen, leimichten, beſſer in ſandigen, lockern, trocknen, warmen Boden, indem es geſchwinder wachſen muß, um mit dem Winterkorne zugleich reif zu ſeyn. Es kommen hierbey aber noch andre Umſtände in Betrachtung. Ein Land zweymal hinter einander mit Winterkorne zu beſtellen, iſt nicht wohl möglich; das Land müßte zu geſchwind, nachdem es abgeerndtet worden, von neuen beſtellet werden, und behielt gar keine Zeit zum ausruhen; läßt man es aber bis zu Anfange des Frühlings ruhen, und ſäet Sommerrocken darauf, ſo geräth ſolcher gut und iſt einträglicher als eine Haberſaat. Oft iſt ein Feld, welches gebrachet werden ſoll, noch ſtark genug, Sommerkorn zu tragen, da es zum Winterkorne ſchon zu mager ſeyn wird. Der Landmann kann bisweilen im Herbſte ſeine Kornfelder nicht alle gehörig beſtellen, um mit Winterſaat zu verſorgen, er muß das übrige bis in das Frühjahr liegen laſſen, und Sommerſaat darauf bringen. Eine allgemeine Regel für das Winter- und Sommerkorn iſt wohl, die Saat niemals zu ſpät zu veranſtalten. Gleich nach dem neuen Jahre kann man, wenn die Witterung günſtig iſt, das Sommerkorn zu ſäen anfangen, ſelten wird das, nach dem Märze geſäete, gut gedeihen. Winterkorn zu ſäen iſt im October die beſte Zeit, obgleich an manchen Orten im November und bis Weihnachten dergleichen Ausſaat vorgenommen wird. Doch muß hierbey allemal die Landesart und Lage des Bodens in Betrachtung gezogen werden, indem im gebirgichten und waldigen Gegenden die Saatzeit ganz anders zu beſtimmen iſt, als ſolches in wärmern zu geſchehen pfleget.

Das Korn wird verſchiedentlich genutzet. Die junge, ſaftige Pflanze enthält ſüße, balſamiſche Theile, und wird von Engbrüſtigen und Lungenſüchtigen öfters als ein Kräuterthee gebrauchet, oder ſie trinken den ausgepreßten Saft. Es wird dieſer auch wider die Gelbſucht, ingleichen wider die krampfartigen Zuckungen der Kinder, und die verhaltene monathliche Reinigung empfohlen. Die Staubbeutel, welche über die Blüthe heraushängen, ſind bitter, und werden aus alter Gewohnheit gegen die Wechſelfieber angerühmet. Das Mehl und die Kleye von den Saamen werden gewärmet und geröſtet unter die zertheilenden und lindernden, trocknen und naſſen

Umſchläge gebrauchet, vorzüglich werden die Umſchläge von dieſer Art Getraide empfohlen, wenn Fäulniß und Brand zu beſorgen, indem ſolche viel eher ſauer werden, als das Mehl vom Waizen und der Gerſte. Der ganze geröſtete Saame wird von einigen ſtatt des Coffees empfohlen. Da aber der bittere und ölichte flüchtige Beſtand mangelt, iſt der Korntrank vom wahren Coffeetranke gar merklich verſchieden. Der übrige Gebrauch des Saamens ſowohl als Mehl und Brod, als auch zum Brandweinbrennen iſt bekannt. Der Sauerteig iſt auch als ein äußerliches Arzneymittel nützlich, indem ſolcher, auf die bloße Haut geleget, die Säfte anlocket, rothe Flecken und zuweilen Blaſen machet, und bey gelindern Fällen ſtatt der ſpaniſchen Fliegen nützliche Wirkung leiſtet. Roggenbrod mit Waſſer abgekochet, giebt einen nützlichen Trank bey hitzigen Fiebern, indem, wie ſchon angemerket worden, ſolches eine ſäuerliche Eigenſchaft beſitzt. Das, vom Brode abgezogene, Waſſer wirket faſt eben ſo ſtark in die Metalle als das Scheidewaſſer. Brod in Wein getunket iſt eine wahre Herzſtärkung für ſchwache und abgemattete Körper, welche noch kräftiger ſeyn wird, wenn Brod mit Waſſer in einen Brey gekochet, und mit Wein und etwas Gewürze vermiſchet wird. Zuletzt wollen wir noch erinnern, wie verſchiedene Augenärzte die äußere Spelze der Kornblüthe, wegen ihrer zarten, doch harten kleinen Stacheln, als ein Werkzeug gebrauchet, die Augenlieder bey mancherley Krankheiten des Auges zu ritzen und gleichſam zu ſchröpfen. Man nimmt dergleichen Spelzen zehn und mehrere, und bindet ſolche dergeſtalt zuſammen, daß die Stacheln auf allen Seiten auswärts zu ſtehen kommen. Man kann hierüber Maucharts und Platners Schriften nachleſen.

Vom Mutterkorne S. Getraide.

Korn, S. auch **Nautilus**.

Korn, türkiſches, S. **Mais**.

Korn, granulum, wird in der Probierkunſt das kleine Stück Silber oder Gold genannt, welches nach dem Abtreiben auf der Kapelle ſtehen bleibt. Beym Münzweſen bedeutet es den Gehalt. Wenn das Gold das rechte Gewicht und Gehalt erhalten, ſo heißt es alsdenn: das Gold iſt gut von Schrot und Korn.

Kornähre.

Spica virginis. Ein Stern erſter Größe im Sternbilde der Jungfrau, welche wie eine Schnitterinn, die eine Kornähre in der Hand

Hand hält, abgebildet wird. S. Jungfrau.

Kornährencoralle.

S. Dorncoralle.

Kornährenfiſche.

Kornährenfiſche nennt Müller das 183ſte Thiergeſchlecht des Linnäus, der vierten Ordnung vierter Claſſe, der Bauchfloßer, Abdominalium, Atherina, an deren Seiten ſich ein breiter, ſilberfarbiger, Strich befindet. Die von ihm angenommenen Geſchlechtszeichen ſind, ein etwas flacher Oberkiefer, eine ſechsſtrahlichte Kiemenhaut, und ein an den Seiten mit einem ſilberfarbigen Bande beſetzter Körper. Zwo Arten machen das ganze Geſchlecht aus. Artedi hat ihrer doch drey, Synon. App. p. 116. unter eben dieſem Namen beygebracht, will ſie aber lieber als Spielarten annehmen; und Gesner beſchreibt und zeichnet S. 2. a. und b. unter ſeinem Geſchlechte der Meer-Selen, zwo, ſich ziemlich ähnliche, Gattungen.

1ſte Linnäiſche Gattung: Atherina Hepſetus, nach Müllern, der mittelländiſche Kornährfiſch. Nach Gesnern und Artedi hat er ſchon längſt Hepſetus geheißen, und Haſſelquiſt hat dieſen Namen bey der erſten Gattung nur erneuert. Nach Richtern ſoll er auch Heptapus heißen; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. III. S. 778. nach dem Rondelet, Artedi, Müller, in Marſeille Sanclez, Montpellier, Melet, Venedig Anguella, ſelbſt bey den Türken Inmiſch-Baluk, das iſt, Silberfiſch. Von den Bartfäden, die er nicht hat, kann er wohl den Zunamen, Atherina, (Antherina nicht Autherina) Ariſta, bekommen haben, ſondern vielmehr von den vielen ſtachlichten Gräten, außer welchen er, als eine Art der Sardellen, denſelben noch vorzuziehen ſeyn würde; und auch davon können ihn die Engländer Prickle-fiſh, und die Holländer Koorn-Aair-Viſch, genannt haben. Der Beyname, mittelländiſch, ſchreibt ſich von dem Meere her, darinn er häufig anzutreffen iſt. Nach Haſſelquiſts Beſchreibung, der Müller gefolget, ſind Kopf und Körper gedrücket, der Kopf obenher platt und eckicht, der Rücken dicke, die Seiten ſchmäler und ſenkrecht, der obere, aus ſechs beinichten Stücken beſtehende, Kiefer läßt ſich ausdehnen; der untere iſt vornen dick, hinten breit, das Maul aufgebogen und ſtumpf, die Mundſpalte weit, daher er ganze Fiſchlein ſeines Geſchlechts verſchlucket; jeder Kiefer mit einer Reihe kleiner rauher Zähnchen beſetzet; die Augen ſind groß, mit einem ſchwarzen Kerne und ſilberfarbigem Ringe; die Kiemendeckel ſehr beinicht und ſchuppicht; die Seitenlinie

tenlinie

tenlinie geht gerade und der Nabel oder After ſteht in der Mitten. In der erſten Rückenfloße hat Haſſelquiſt acht, in der zwoten eilf, in der, näher am Rücken, als am Bauche ſtehenden Bruſtfloße zwölf, in der Bauchfloße am Nabel ſechs, in der Afterfloße dreyzehn, und in der Schwanzfloße zwanzig Finnen gezählet. Die Gronoviſche und Linnäiſche Zählung in andern Exemplarien weicht hin und wieder um eine oder zwo Finnen ab. Nach dem Gronov war an ſeinem Exemplare aus der Nordſee der untere Kiefer etwas länger, der Rücken ſchmal und rund, die Schüppchen groß, ſilberfärbig und durchſichtig, auf dem Rücken und am Rande ſchwarz punctiret. Die Seitenlinie gieng gerade durch das ſilberfarbige Band, das die Seiten vom Kopfe bis zum Schwanze zieret.

2te Linn. Gattung: Atherina Meridia, der Caroliniſche Kornährfiſch. Gronov nennt ihn Argentina, D. Garden Sluerfiſk, und von Brown Meridia. Müller giebt ihm mit dem Houttuin von dem Vaterlande den Beynamen des Caroliniſchen, weil er ſich in den daſigen ſüßen Waſſern aufhält. Dieſe Art iſt klein, und hat im Umfange mit vielen ſchwarzen Puncten beſetzte Schuppen. Die Lippen ſind mit vielen Zähnchen beſetzet, aber die Kiefern und Zunge nicht. Die Seitenlinie iſt ſilberfärbig und der Schwanz gabelförmig. Nach vier Arten werden in der letzten ſechs Strahlen in der Kiemenhaut; fünf bis acht Finnen in der erſten Rückenfloße, neun bis zwölf in der zwoten; zwölf bis dreyzehn in der Bruſt- eine ſteife von ſechſen in der Bauch- eine dergleichen von zehn bis ſechzehn in der After- und ſiebenzehn bis zwanzig Finnen in der Schwanzfloße gezählet.

Kornblume.

Cyanus. Nicht allein Tournefort und Vaillant haben dieſes Pflanzengeſchlecht angenommen, ſondern auch Herr von Haller hat ſelbiges beybehalten, und iſt hierinnen vom Herrn von Linne' abgegangen, welcher ſolches mit der Flockenblume vereiniget. Da die Geſchlechtskennzeichen der Flockenblume bereits angeführet worden, erwähnen wir nur des beſondern Merkmales, wodurch Herr von Haller die Kornblume unterſchieden, und welches in den weichern, unbewehrten, und ſeitwärts eingekerbten oder gefranzten Kelchſchuppen beſteht. Es machen dieſe Arten, welche dergleichen Kelchſchuppen haben, die zwote Abtheilung der Flockenblume beym Herrn von Linne' aus; es begreift ſelbige neunzehn Arten unter ſich, von welchen wir bereits unter dieſem Namen einige angeführet haben, und hier

die

die bekannteſte erwähnen wollen. Es iſt ſolches

die gemeine Kornblume, ſchmalblättrige blaue Flockenblume, kleine Kornblume, Zachariasblume, Ziegenbein, Sichel, Tremzen, Cyanus ſegetum, Centaurea cyanus L. wächſt häufig unter dem Getraide, ſonderlich unter dem Korne und Waizen, und blühet im Brach- und Heumonathe. Die fäſerichte, jährige Wurzel treibt einen, in Zweige abgetheilten, zween bis drey Fuß hohen, eckichten, etwas wollichten Stängel, an deſſen untern Theile tief eingeſchnittene, am obern aber vollkommen ganze, ſchmale Blätter ſitzen. Jeder Zweig endiget ſich mit einer Blume. Die Kelchſchuppen liegen dicht übereinander, und ihr ſchwärzlicher Rand iſt mit weißen Haaren beſetzet, jedoch mehr ſägeartig eingekerbet als gefranzet. Bey der großen hellblauen Blume ſind die unfruchtbaren Randblümchen breiter und anſehnlicher, als bey vielen andern Arten, und die Einſchnitte eingekerbet, und gleichſam lippenweiſe geſtellet, ſo daß man zu der obern vier bis fünf, zu der untern aber zween bis drey rechnen könne. Die Saamen tragen eine kleine Haarcrone, und ſitzen auf dem haarichten Blumenbette. Die Blümchen, davon die äußerlichen blaß, die innerlichen dunkelblau ſind, verändern öfters dieſe Farbe, und in den Gärten findet man ganz weiße, purpur- oder roſenfärbige, auch aus blau und weiß, oder weiß und röthlicht gemiſchte. Und um dieſer Verſchiedenheit wegen zieht man dieſe Spielarten in den Gärten aus den Saamen, welche aber leicht wieder einarten. Die Blumen haben weder Geruch noch Geſchmack, und man kann davon wenig Arzneykräfte hoffen. Man hat ſolche vorzüglich bey Augenkrankheiten angerühmet, und ſowohl das abgezogene Waſſer, als das von den eingeweichten Blumen blau gefärbte, Waſſer bey Entzündung der Augen gelobet. Dieſe Wirkung aber iſt ungewiß, und noch ungewiſſer wird man ſolches als ein urintreibendes Mittel anrathen können. Ob die friſchen Blumen, als Thee getrunken, den Leib eröffnen, iſt auch zweifelhaft. Es werden ſelbige von einigen unter den Rauchtaback gemiſchet, mehr der Zierde als des Geſchmacks oder Kräfte wegen. Die Zuckerbecker bedienen ſich der blauen Blumen, den Zucker und allerley Confect damit zu färben. Wenn man die kleinen mittlern Blümchen, von der blauen Art ſammlet, den Saft davon auspreſſet, und damit ein wenig Alaun vermiſchet, erhält man ein beſtändiges und durchſichtiges Blau, von einer ſo

 lichten

lichten und ſtarken Farbe, die kaum dem Vltramarin nachzuſetzen iſt. Die Beſchreibung hiervon kann man in dem allgemeinen Magazine 4 Th. nachleſen. Es iſt wohl keine blaue Blume, welche dieſe Farbe ſo geſchwinde verliert, als die Kornblume. Wer ſolche trocken und blau behalten will, muß es durch warmen Sand zu bewerkſtelligen ſuchen.

Kornblume, S. auch Flockenblume.

Kornelbaum.

S. Cornelbaum.

Kornfliege.

Muſca frit L. Dieſe Fliege, welche auch unter dem Namen Gerſtenfliege bekannt iſt, von welcher Benennung der Grund aus folgender Beſchreibung erhellet, hat ohngefähr die Geſtalt einer Hausfliege, aber nur die Größe eines Flohes. Der Kopf, die Bruſt, die Fühlhörner und die Füße ſind ſchwarz, der Bauch und der Hinterleib aber lichtgrün. Die Flügel liegen mehr auf einander, als bey der Hausfliege, und ſind weiß ohne Flecken. Die Larve oder der Wurm, woraus dieſe Fliege entſteht, hält ſich vorzüglich in den Gerſtenähren auf, und iſt meiſtentheils die Urſache von der ſogenannten tauben Gerſte, wie der Ritter von Linné, in den Abhandlungen der königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1750. gezeiget hat. Denn dergleichen taube Gerſte iſt nichts anders, als die ausgefreſſenen Körner, worinnen man ſtatt des eigentlichen Mehls blos die Excremente dieſer Würmer antrifft, welche den Kern verzehret haben. In einigen Gegenden iſt der Schaden, welche dieſe Inſecten der Gerſte zufügen, überaus beträchtlich. Der Herr von Linné ſchätzet denſelben in Schweden, wo die Gerſtenfliegen ſehr häufig gefunden werden, auf tauſend Tonnen Gerſte.

Kornling.

Kornling oder Churling, Thymallus parvus, Aldrov. ſ. unſern Artikel, Forelle, no. 15. Th. III. S. 181.

Kornmohn.

S. Mohn.

Kornnägelein.

S. Raden.

Kornroſe. S. Mohn.

Kornwage.

S. Probierwage.

Kornwurm.

Außer den oben unter dem Artikel Kornfliege beſchriebenen Inſecten

ſecten, giebt es noch verſchiedene andere, welchen das Getraide zur Nahrung dienet, unter denen vorzüglich zwo Arten, die man im gemeinen Leben unter dem Namen Kornwurm begreift, wegen ihrer Schädlichkeit merkwürdig ſind. Die eine Art, welche der weiße Kornwurm genannt wird, gehöret in die Claſſe der Nachtvögel, und heißt im Linnäiſchen Syſtem Phalaena granella. Von dieſem iſt bereits im erſten Bande unſers Schauplatzes, unter dem Artikel Aftermotte S. 144. Nachricht gegeben worden.

Die andere Art, nämlich der ſo genannte ſchwarze Kornwurm, iſt ein Rüſſelkäfer und wird unter dieſem Namen beſchrieben werden. Unter dem Artikel Samenkäfer wird noch eine andere Art von ſolchen Inſecten vorkommen, die Verwüſtungen in dem Getraide anrichten.

Kornwuth.

S. Neſſel, todte.

Korwines.

Korwines, Fiſche zu Kongo; Corbinen, in Spanien und Südamerika; Guatucupa in Braſilien bey dem Marcgrav; Labrus Cromius, Linn. gen. 166. ſp. 35. der Careliniſche Lippfiſch, nach Müllern. ſ. dieſen Artikel, und auch Guatucupa, Th. III. S. 558.

Koßbeere.

S. Heidelbeerſtrauch.

Koſtebeere.

S. Kirſchbaum.

Koſtekraut.

S. Frauenmünze.

Koſteri.

Koſteri ſind nach dem Gmelin in ſeiner Reiſe nach Kamtſchatka durch Sibirien, Fiſche, die von den Stören und Sterleden gar ſchwer von einander zu kennen. Man fiſchet dieſelben auch bey Jakutzk, und ſie ſind nicht ſchlechter, als die, welche oben in der Gegend des Fluſſes Kirenga beſchrieben worden. S. A. Reiſ. B. XIX. S. 283.

Koth. S. Stuhlgang.

Kothbaum. S. Sterculie.

Kothhahn.

Gallus lutoſus. Den Namen führet der bekannte gemeine Wiedehopf, davon unten bey dieſem Artikel nachzuſehen iſt.

Kothſchlinge.

S. Schlingbaum.

Krabbe.

So pfleget man diejenigen Krebſe zu nennen, welche einen ſehr kurzen Schwanz haben, den man

bisweilen gar nicht ſieht, weil dieſe Thiere denſelben gar oft umſchlagen, ſo daß die Schale die Geſtalt einer Taſche bekömmt. Aus dieſer Urſache werden ſie auch Taſchenkrebſe genannt, unter welcher Benennung ausführlicher von ihnen gehandelt werden ſoll.

Krabbe, S. auch Flügelſchnecke.

Krabbenſchnecke.

Krabbenſchnecke gehöret zu den zackichten Flügelſchnecken, und iſt Strombus lambis Linn. Die Lippe der Schale zeiget gemeiniglich ſieben faſt gerade Zacken, und einen glatten Hals, und heißt daher auch ſiebenzackichte Flügelſchnecke. Es giebt auch dergleichen dünnſchälige, mit ganz offenen und kurzen rinnenförmigen Zacken. Dieſe letztern nennet man Weibchen. Es giebt auch einige, die gar keine Zacken haben, und daher Stümpfchen heißen. Einige ſind weiß mit braunen oder ſchwärzlichen Flecken, und heißen bunte Krabben, andere ſind gelblichtgrau, mit brauner marmorirter Zeichnung. Aus dem Körper des Thieres treten gewiſſe Lappen hervor, welche zu Ausfüllung der hohlen Zacken dienen. Man erhält dergleichen aus Oſtindien.

Krackbeere.

S. Heidelbeerſtrauch.

Krähe.

Schon beym Artikel Dohle iſt gemeldet, daß die Krähe, Cornix, zum Rabengeſchlechte gehöre, und die mittlere Art davon ausmache. Ebendaſelbſt habe ich auch ſchon die Geſchlechtscharaktere angegeben, welche der Dohle ſowohl, als der Krähe, und dem Raben zukommen. Hierauf beziehe ich mich gegenwärtig. Aeußerlich nun unterſcheidet ſich die Krähe vom Raben, daß ſie kleiner, und von der Dohle, daß ſie größer iſt. Aber auch die Farbe unterſcheidet ſie etwas. Am Leibe iſt ſie, gleich dem Raben ſchwarz, am Bauch und Hals aſchfärbig. Flügel, Kopf und Schwanz ſind ſchwarz. Sie iſt zwar den ganzen Winter bey uns auf den Höfen, verliert ſich aber den Sommer und Frühling in die dicken Gehölze, zieht auch zum Theil weg, und läßt ſich nur den Herbſt und Winter recht häufig ſehen. Ihre Nahrung iſt Gewürme, Getraidekörner, todtes Fleiſch, Muſcheln, und was ſie ſonſt dergleichen haben können. Die Arten davon ſind 1) Rabenkrähe, ſchwarze Krähe, Cornix nigra, wird ſelten gefunden; 2) graubunte Krähe, Nebelkrähe, Cornix cinerea, iſt bey uns gemein. 3) Karechel, Roche, Cornix

nix nigra frugilea, ſchwarz, mit langem Schnabel, der hornicht, und nahe am Kopfe weiß iſt. Ihre Eyer ſind, wie der gemeinen Krähe ihre, bunt, aber kleiner. 4) ſchwarze Krähe mit rothen Augen, Coracias, Schnabel, Augen und Füße roth. 5) roſtige Krähe, Cornix coruina, ſie iſt wohl ſo groß, als der gemeine Rabe; Flügel und Schwanz ſind ſchwarzgrün. Kömmt aus Neuſpanien. 6) gelbe Krähe; ſo groß wie eine Taube, hochgelb von Farbe, mit eingeſprengten ſchwarzen Federn am Kopf und Halſe. In der Mitte des gelben Schwanzes iſt ein ſchwarzer Band. Noch giebt es eine andere gelbe Krähe mit rothen Augen, grauen Flügeln, Schwanze, und einem ſchwarzen Schnabel. Sie ſind beyde aus Weſtindien. Von unſerer gemeinen Krähe merket man noch an, daß ſie gern auf Ellern niſtet, vier Eyer leget, meiſt in Geſellſchaft fliegt, auch die Raupen ſtark von den Bäumen, und die großen Gewürme im Herbſte von den gepflügten Feldern ſuchet.

Krähe wird auch eine Spindelwalze genennet, weil die Schale grau, auch oft ganz ſchwarz iſt, Voluta cornicula L. Sie iſt aber nicht größer als eine Erbſe, länglicht, glatt, wenig ausgerandet, am Wirbel ſpitzig, an der Lippe ungezähnelt, und an der Spindel mit vier Falten verſehen. Das mittelländiſche Meer liefert dergleichen.

Krähenaugen.

Nux vomica officin. Iſt eine Art des Geſchlechts, welches Herr von Linne' Strychnos genennet, daher auch Herr Planer Krähenauge zum Geſchlechtsnamen angenommen; die andere, darunter angeführte Art, iſt das ſogenannte Schlangenholz, lignum colubrinum. Da man verſchiedene Sorten Schlangenholz findet, wollen wir davon unter dieſem Namen handeln, hier aber die in den Apotheken gebräuchliche Krähenaugen, Strychnos nux vomica Linn. allein betrachten. Der Baum wächſt in Aegypten, Zeylon, ſonderlich auf der Inſel Timer, trägt geſtielte, eyförmig zugeſpitzte, vollkommen ganze, mit drey oder fünf erhabenen Nerven durchzogene Blätter, und traubenförmige, blaßgrüne Blumenbüſchel. Der kleine Kelch iſt fünffach eingekerbet. Das röhrenförmige Blumenblatt verbreitet ſich in einen Rand, welcher in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet iſt. Fünf Staubfäden umgeben den längern Griffel, mit einem dickern Staubwege. Die Frucht iſt ein goldgelber, runder, harter, leicht zerbrechlicher Apfel, in deſſen weichen ſchwammichten Weſen viele Saamen

men liegen, welche man die Krähenaugen zu nennen pfleget, und einen platten, graulichten Teller vorſtellen, deſſen Oberfläche mit wollichten Haaren, ſo in einen Zirkel geſetzet ſind, bedecket, und in der Mitte gleichſam mit einem Nabel gezieret iſt.

Die Krähenaugen haben einen überaus bittern und eckeln Geſchmack, und ob zwar einige, vielleicht nur verwegene Aerzte, ſelbige als eine Artzney gebrauchet, und für ein Schweiß- und Urintreibendes Mittel ausgegeben, ſo ſind ſolche doch von andern gänzlich verachtet, oder vielmehr, als ein höchſt unſicheres, ja giftiges Mittel verabſcheuet worden. Die heftigen und tödtlichen Wirkungen, welche nach dem Gebrauch dieſer Saamen bey verſchiedenen Thieren ſich geäußert, ſind bekannt, und man kann davon unter andern, vorzüglich des Wepfers Buch von der Cicuta aquatica nachleſen. Nicht allein denjenigen Thieren, welche blind geboren werden, ſondern allen andern ſind ſie ein wahres Gift. Doch empfindet vielleicht kein Thier die ſchrecklichen Wirkungen mit größerer Heftigkeit und geſchwinder als die Hunde; etliche Gran erwecken in wenig Minuten eine Steifigkeit und Spannung, oder auch Zucken aller Muſkeln, welchen gar bald der Tod ein Ende machet. Es wirket dieſes Gift vorzüglich in die Nerven, und iſt um deſto gefährlicher. Katzen, Hunde, Ratten, Mäuſe, Krähen, Raben und andere Thiere damit zu tödten, iſt der einzige Nutzen, den wir davon erwarten können und ſollen. Vielleicht aber kann man doch durch ſorgfältige und behutſam angeſtellte Verſuche auch dieſes Gift, wie andere, zum Nutzen des Menſchen anwenden. Schulze hat ein eingewurzeltes böſes Weſen bey einem Jüngling damit gehoben, indem er ſelbigen zuerſt einige Gran davon eingegeben, und nach und nach damit bis zu funfzehn Gran geſtiegen iſt. Thebeſius hat auch dieſes Mittel wider den tollen Hundsbiß empfohlen, Hagſtröm ſolches ſogar in der rothen Ruhr, und Junghans in mancherley andern Krankheiten nützlich gebrauchet. Dieſes alles aber iſt noch nicht genugſam beſtätiget.

Krähenbeere.

S. Beerheide und Moosbeere.

Krähenfuß.

Rappenfuß, Schlangenzwang, Herzgras, Schweinskreſſe, Coronopus. Dieſes von Herr Knauten und andern angenommene Geſchlecht hat zwar Herr v. Linné mit dem Löffelkraute, unter dem Namen Cochlearia coronopus

ronopus, vereiniget; doch halten wir dafür, daß ſelbiges füglich beybehalten werden könne, wie auch die Herrn Ludwig und von Haller gethan haben. Die Pflanze wächſt bey uns an den Wegen, blühet im Sommer, und ſtirbt im Herbſte ab. Die dünne, zäſerichte Wurzel treibt einen Stängel, welcher ſich in viele Zweige theilet, ſo alle auf der Erde hinkriechen. Die Blätter ſind der Länge nach federartig eingeſchnitten, und die Einſchnitte ſtehen meiſtentheils wechſelsweiſe, und ſind öfters wieder zerſchnitten. Am Blätterwinkel und in den Abtheilungen der Zweige ſitzen viele Blumen bey einander und platt auf. Sie beſtehen aus vier kleinen Kelch- und aus vier creuzweiſe geſtellten, weißen Blumenblättern, ſechs Staubfäden, und einem kurzen, mit einem köpfichten Staubwege beſetzten, Griffel. Die Frucht iſt ein kleines, breites Schötchen, welches einen ſtumpfen Rand, und eine rauhe, mit kleinen Warzen beſetzte Oberfläche zeiget, der Griffel fällt ab, und das Schötchen erhält eine nierenförmige Geſtalt. Es öffnet ſich mit zwo Klappen, hat zwey Fächer, und in jedem Fache liegt ein kleiner rundlicher Saame. Die Geſtalt der Schote machet den Unterſchied zwiſchen dieſer Pflanze und dem Löffelkraute aus. Die Pflanze kommt dem Geſchmacke nach, faſt mit der Gartenkreſſe überein, iſt aber etwas gelinder. In dem weſtlichen Theile von England pfleget man ſolche zum Sallat zu gebrauchen. Die verbrannte Pflanze wird zu dem bekannten Mittel gegen den Stein der Jungfer Stephens angewendet.

Krähenfuß, S. auch Fenchgras, Ranuncel u. Wegebreit.

Krätzheil. S. Erdrauch.

Kräuſel.

Ein Geſchlechtsname von ſolchen Conchylien, welche ohngefähr die Geſtalt eines Kräuſels haben, womit die Kinder zu ſpielen pflegen; es iſt ſolches ein gedrechſelter kurzer Kegel, mit breiten Boden und erhöheter Spitze, und wird mit einer Peitſche herumgetrieben. Andere nennen ſolche auch Küſelſchnecken, Topfſchnecken, Meertöpfe, holländiſch heißen ſelbige Tollen, und im lateiniſchen Trochi. Die Kennzeichen einer Kräuſelſchnecke ſind demnach: die ſpiral gewundene Schale, welche mit faſt geraden Seiten von einer breiten Grundfläche bis an die Spitze in die Höhe läuft; die Mündung unten am Boden iſt viereckichtrund, und durch Niederdrückung verengert; die Spindel ſteht ſchief, ſo, daß wenn man die Schne-

Schnecke auf ihren Boden hinſetzet, die Spitze allezeit nach einer Seite zugekehret iſt. Der Einwohner iſt den Erdſchnecken ohne Haus ganz ähnlich. Herr v. Linné führet ſechs und zwanzig Arten an, welche in Anſehung des Nabels, oder der Oeffnung in dem untern Theile der Spindel, merklich von einander unterſchieden ſind, und ſich dadurch füglich in drey Ordnungen vertheilen laſſen.

Die erſte Ordnung enthält diejenigen, welche genabelt ſind, oder eine durchbohrte Spindel haben, und von Herr Müllern Nabelkräuſel genennet werden. Dergleichen ſind die Pyramide, knotige Pyramide, Perſpectivſchnecke, Labyrinthſchnecke, Creuzkräuſel, Pharaoſchnecke, der Hexenmeiſter, Knopf, die Dornkräuſel, der rauhe Kräuſel, bandirte Kräuſel, das Schiefband, Blutband, die Wirbelſchnecke und das Sonnenhorn.

In der zwoten ſtehen die ungenabelten, oder deren Nabel geſchloſſen iſt, und aufgerichtet in die Höhe ſtehen können. Dieſe heißt Herr Müller Plattböden. Als: der Wulſtnabel, türkiſche Bund, Knotenbund, Streifbund, Schnurbund und Jujubenkräuſel.

Die dritte begreift diejenigen unter ſich, welche gethürmet ſind, und einen hervortretenden Nabel haben, ſo daß ſie nicht aufgerichtet in die Höhe ſtehen können. Dieſe nennet Herr Müller wegen ihrer Länge und abnehmenden Gewinde Teleſcopen. Zu dieſen gehöret, die Seetonne, Schiffsfahne, verkehrte Kräuſelnadel, punctirte und geſtreifte Kräuſelnadel.

Viele von dieſen werden unter ihren eigenen Namen vorkommen, einige aber wollen wir hier beſchreiben.

1) Der Knopf. Die Schale iſt ohngefähr ſo groß, als ein Camiſolknopf, und der Geſtalt nach faſt linſenförmig, daher Hr. v. Linné ſolche Trochus modulus, oder eine Knopfforme nennet. Die Schale iſt auf einem weißen Grunde purpurfärbig geflecket, genabelt, geſtriefet, oben platt und mit Falten verſehen, untenher mehr rund, an der Oeffnung oval, und mit einem Zähnchen beſetzet.

2) Dornkräuſel, Trochus muricatus L. Die Schale iſt nicht größer, als eine Haſelnuß, eyrund, weiß, allenthalben mit dornichten Buckeln beſetzet, und ſtachlicht anzufühlen, mit einem kleinen länglichten Nabel. Das mittelländiſche Meer enthält dergleichen.

3) Rauher Kräuſel, Trochus ſcaber L. Die Schale iſt mit wechſelsweiſen Reihen gro-

ßer

ßer und kleiner Knötchen beſetzet. Aus Indien oder Afrika erhält man dergleichen von der Größe einer Erbſe, und auch viel größere. Die Schale, welche Herr Müller b ſchrieben, iſt rauhkörnicht, und auf einem weißen Boden röthlich geflammet, am Boden ſelbſt aber roth punctiret.

4) Bandirter Kräuſel, Trochus varius Linn. Die Schale iſt ſchief genabelt, oben erhaben rund, an den Gewinden einigermaßen mit einem Rande verſehen, blaßfärbig, mit aſchgrauen Banden beſetzet und kömmt aus dem mittelländiſchen Meere.

5) Das Schiefband, Trochus cineraceus Linn. Die ſchief genabelte, blaßgraue Schale iſt mit blaſſen, ſchiefen Banden beſetzet, und die Gewinde ſind etwas rund gewölbet; kömmt auch aus dem mittelländiſchen Meere.

6) Das Blutband nennt Hr. Müller dieſe nur einigermaßen genabelte Schale, weil ſich auf einer grünen Grundfläche blutige, reihenweiſe geſtellte Puncte zeigen; weil die unterſte Windung etwas abſteht, heißt Herr von Linné ſolche Trochus diuaricatus. Das mittelländiſche Meer enthält dergleichen.

Dieſe ſechs Arten gehören zu den genabelten, die folgenden zu den ungenabelten oder Plattböden.

7) Der türkiſche Bund, Trochus labio Linn. An dieſer eyförmigen und einigermaßen geſtreiften Schale ſieht man an der Spindel ſtatt einer Oeffnung ein Zähnchen. Die Gewinde ſind bäuchicht; und weil ſich ſelbige wie eine gedrehte Wurſt, nach Art der türkiſchen Bunde, über einander etwas ſchief hinauf ſchlingen, iſt obige Benennung ganz ſchicklich angebracht. Andere nennen ſie die Dicklippe, das Dickmaul, die Holländer aber auch Tulbande. Durch die bäuchichten Gewinde unterſcheidet ſich dieſe Art von den Pyramiden, und durch den verſchloſſenen Nabel von den Soldaten. Gemeiniglich iſt die Schale ſo hoch als breit, ſelten etwas höher oder niedriger. Unter der obern Haut zeiget ſich ein perlenmutterähnliches Weſen mit einer hervorſpielenden grünen Farbe, und iſt auf einem gelblichtweißen Grunde linien- und zickzackweiſe geflecket, oder auch am erſten Gewinde ganz ſchwarz, und an den übrigen pomeranzenfärbig. Es giebt auch einige, welche gerippt und gezacket ſind und gezackte Tulbande heißen. Andere Verſchiedenheiten zu geſchweigen. Aſien und die afrikaniſche Küſte liefern dergleichen.

8) Knotenbund, Trochus tuber Linn. Die grüne, auch zuweilen mit braun vermiſchte Schale zeiget, wenn die obere Schale weggenommen, eine ſchöne Perlenmutter. Man findet ſolche

von der Größe einer Erbſe bis zur Größe einer Wallnuß. Sie iſt niedrig gewunden, und die Gewinde haben einigermaßen einen Kiel, ſind aber am obern und untern Rande mit Knoten beſetzet. Man erhält dergleichen aus dem mittelländiſchen Meere.

9) Streifbund, Trochus ſtriatus Linn. Die kegelförmige Schale iſt am untern Gewinde eckicht, auf der Oberfläche geſtreifet und führet ſchiefe Strichelchen die Länge herab auf einem weißen Grunde. Es giebt welche von der Größe einer Haſelnuß, auch kleinere, welche geſtreifet oder bandiret ſind. Sie kommen aus dem mittelländiſchen Meere.

10) Schnurbund, Trochus conulus Linn. Die Gewinde dieſer kegelförmigen Schale ſind durch einen erhabenen Strich von einander abgeſondert, und dadurch unterſcheidet ſich dieſe Art von der vorherſtehenden und nachfolgenden. Man findet verſchiedene, die ſchön roth bandiret ſind im mittelländiſchen und europäiſchen Meere.

11) Jujubenkräuſel, Trochus zizyphinus Linn. Die Benennung zeiget auf die Farbe, es iſt aber ſolche auch zuweilen bleyfarbig oder himmelblau und braun gewölbet. Man rechnet auch noch andere hieher, welche braun mit weißen geperlten Schnuren, oder roth mit ſchwachen Strichen bezeichnet ſind. Alle ſind kegelförmig und haben gerandete Gewinde. Das europäiſche und indianiſche Meer liefert dergleichen.

Von den Teleſcopen bemerken wir:

12) Die verkehrte Kräuſelnadel, Trochus peruerſus L. Dieſe glatte, gethürmte, ungenabelte Schale iſt nicht größer, als ein Gerſtenkorn, und ihre Gewinde gehen verkehrt herum und zeigen eine gedoppelte Reihe ausgehöhlter Puncte. Das mittelländiſche Meer iſt ihr Vaterland.

13) Die punctirte Kräuſelnadel, Trochus punctatus L. Die Schale iſt ſo groß, wie die vorige, roſtfärbig, und die Gewinde zeigen drey Reihen hervorragender Puncte. Das europäiſch ſüdliche Meer.

14) Die geſtreifte Kräuſelnadel, Trochus ſtriatellus L. Dieſe ſehr kleine, weiße, an der Spitze violetne, gethürmte, ungenabelte Schale iſt der Länge nach mit ſchiefen, gleichweitigen Strichen bezeichnet. Sie kommen aus dem mittelländiſchen Meere.

Der langlebende Kräuſel iſt bey dem chineſiſchen Dache angeführet worden.

Kräuſelcoralle.

S. Sterncoralle.

Kräusler.

Dieſer Name ſchicket ſich für die Hirtella Linn. ganz gut. Es iſt ein braſilianiſcher, wenig bekannter Baum. Die Blume zeiget einen Kelch, welcher in fünf rückwärts geſchlagene, ſtehenbleibende Einſchnitte getheilet iſt, fünf rundliche, vertiefte Blumenblätter, drey oder fünf ſehr lange, ſchneckenförmig gewundene Staubfäden, und einen Griffel, welcher ſeitwärts an dem haarichten Fruchtkeime ſitzt; die Frucht iſt eine eyförmige, etwas platt gedrückte, und einigermaßen dreyeckichte Beere, worinn ein großer Saamen liegt.

Kraftfarn.

S. **Milzkraut.**

Kraftmehl.

S. **Stärke.**

Kraftnüßlein.

S. Fichte.

Kraftwurzel.

S. Gemſenkraut, Ginſeng und Huflattig.

Kragen.

S. **Kelch.**

Kragenblume.

Kragenblume nennt Hr. Planer Carpeſium Linn. Herr v. Linne' erwähnet zwo Arten. Die eine findet man in hieſigen Gärten. Es iſt ſolche

die unterwärts gerichtete Kragenblume, Carpeſium cernuum Linn. Die fäſerichte, dauerhafte Wurzel treibt viele geſtielte, eyförmige, haarichte Blätter und einen Stängel, welcher ohngefähr einen Fuß hoch, mit ähnlichen aber kleinern Blättern beſetzt, und in Zweige abgetheilet iſt. Die Zweige werden gegen das Ende zu etwas dicker und auswärts gebogen, ſo daß die darauf ſitzende Blume unterwärts hängt, oder ſeitwärts dichte an dem Zweige anliegt. Die Blume iſt weder ſchön, noch groß. Sie gehöret zu den zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus zweyerley blätterichten Schuppen. Die äußerlichen ſind groß, von einander abgeſondert und rückwärts gebogen, die innerlichen kürzer und dichte über einander geleget. Die ganz kleinen Blümchen ſtehen dicht an einander, und ſind alle von einerley Geſtalt, nämlich röhrenförmig und fünffach eingekerbet, aber dem Geſchlechte nach verſchieden. Die äußerlichen ruhen auf dem Fruchtkeime, und enthalten einen Griffel mit zween Staubwegen, die innerlichen aber haben nebſt den weiblichen Werkzeugen auch fünf kurze Staubfäden und einen walzenförmigen Staub-Beutel. Nach allen folget ein kleiner, länglichter Saame, welcher auf dem

 nacken-

nackenden Blumenbette ſitzt, und von dem unveränderten Kelche umgeben iſt. Wenn die Saamen zur Reife gelanget, fühlen ſich ſolche klebricht an, und dieſes klebrichte Weſen giebt einen angenehmen balſamiſchen Geruch von ſich. Die Pflanze wächſt in Italien; man erzieht ſolche auf dem Miſtbeete aus dem Saamen, erhält aber auch von den ausgefallenen Saamen öfters neue Stöcke. Dieſe hält man im Scherbel und ſetzet ſolche den Winter über in ein gemäßigtes Glashaus.

Kramerie.

Joh. Georg Heinrich Kramer, ein Wiener Arzt, hat die Tournefortiſche und Riviniſche Pflanzenordnung zu vereinigen und zu verbeſſern ſich bemühet, dadurch aber ſich eben nicht viel um das Gewächsreich verdient gemacht. Deſſen Sohn, Wilhelm Heinrich, hat ein Verzeichniß der in Oeſterreich wachſenden Pflanzen und daſelbſt befindlichen Thiere nach dem Linnäiſchen Lehrgebäude herausgegeben. Das, denſelben gewidmete, Pflanzengeſchlecht beſteht nur aus einer Art, welche in Amerika wächſt, einen holzichten Stängel, wechſelsweiſe geſtellte, lanzenförmige Blätter und Blumenbüſchel zeiget. Die Blume beſteht aus vier länglichten, ausgebreiteten, einander nicht gänzlich ähnlichen Blättern, welche man für die Kelch- oder Blumenblätter annehmen kann; aus zwey Honigbehältniſſen, davon das obere in drey ſchmale, am Ende eyförmige Lappen abgetheilet iſt, das untere aber aus zwey runzlichten, erhabenen Blättchen beſteht; aus vier Staubfäden und einem Griffel mit ſpitzigen Staubwege. Die Frucht iſt eine trockene, kugelförmige, mit ſteifen Haaren beſetzte Beere, welche einen Saamen enthält.

Krametfiſch.

Turdus, des Gesners, S. 9. bis 13. deren er ſechzehn Arten anführet. Cicla, Klein. Faſc. XI. Droſzelmaul, ſ. dieſen unſern Artikel, Th. II. S. 412.

Krametfiſch. Ein rother Krametfiſch, Lepras, Attagenus, des Gesners, S. 12. b. nach dem Athenaeus, ſ. unſern Artikel, Droßelmaul, Th. II. S. 417. Cicla, 14. des Kleins.

Krammetfiſche ſind von ihren Flecken ſo genannt, der Griechen Κίχλη, Cicla, Turdus. Man zählet über ſechzehn Arten, als die Meeramſel, Meerdroßel, der Seehahn, der Pfeifer, die Seele, die Grüne, die Bunte, die Schwarze, die große, die kleine, das alte Weib ꝛc. und wird von jeder an ihrem Orte gehandelt. Von den meiſten iſt unſer Artikel, Droßelmaul

maul des Kleins, Cicla, Th. II. S. 412. und Kleinii Miſſ. V. Faſcic. XI. nachzuſehen.

Krammetsbeerenſtaude.

S. Wachholder.

Krammetsvogel.

Dies iſt eine Art Droßeln, turdus medius, pilaris, und gehöret zu der großen Familie der Vögel mit drey Vörder- und einer Hinterzähe. Der Vogel iſt auch ſo groß wie eine Droßel, Kopf oben nebſt dem Bürzel weißlicht, oder hellgrau, Rücken und Deckfedern der Flügel röthlicht, Schwung- und Schwanzfedern braunroth, die Bruſt von der Kehle bis zum Bauche roſtfarben mit ſchwarzen Flecken, kleinern an der Kehle und größern auf der Bruſt. Der Bauch weiß und rothfleckicht, Schnabel braun, mäßig erhaben, die obere Kinnlade kaum länger, als die untere, mit einem verlohrnen ſchwarzen Hacken, die untere Kinnlade mehrentheils gelb, Naslöcher eyrund, Zunge knorplicht, pfeilförmig, geſpalten, zwiſchen den Augen und Schnabel ein ſchwarzer Fleck, Schwanz gabelicht, die Flügeldeckfedern unten weiß, die ſchwarzlichen Schwungfedern auswendig mit einem aſchfarbigen Rande, die Schwanzfedern ſchwarz mit weißlichem Rande, Füße ſchwärzlich. Das Männchen iſt auf der Bruſt mehr braun oder gelblicht, als das Weibchen; erſteres ſingt auch ſchön. Dieſer Vogel, der eine ſo große Zierde und Leckerſpeiſe unſerer Tafeln iſt, kömmt alljährlich aus den mitternächtlichen Gegenden zu uns, wo er in den großen Wäldern wohnet und auf den höchſten Bäumen niſtet. Seine liebſte Nahrung ſind Wachholderbeeren, darum er auch Wachholderdroßel heißt. Sein Strich geht im October an, um Galli, und dauert bis zum Advent, da er ſich auf die Berge und Heiden lagert, wo es Schwarzholz und viele Wachholderbeeren giebt. Daſelbſt bleibt er den Winter in großen Haufen, fällt auch bisweilen an die Waſſer und an ſumpfichte Oerter nieder. In ſeinem Striche trifft er eine Gegend mehr als die andere, welches man dem Winde, vielleicht der dadurch empfundenen Spur ſeines Fraßes, beymeſſen will, als wornach ſich ſein Flug richten ſoll. Vermuthlich fällt er alſo am meiſten dahin, wohin ihn dieſe ſeine Nahrung locket. Er brütet bey uns zu Lande nicht. Man hat angemerket, wenn ſie im Frühlinge ſtark wegziehen, daß ſie auch im Herbſte häufig wieder kommen, vielleicht weil ihre Ausbeute glücklich von ſtatten gegangen iſt. Man hat auch einmal einen weißen Krammetsvogel gefangen. Der Fang derſelben iſt übrigens ſehr einträglich.

Krampfdiſtel.
S. Wegdiſtel.

Krampffiſch.

Torpedo des Kleins, Narcacion 1. ingleichen Müllers Raia Torpedo Linn. davon wir zuförderſt ſeine Geſchichte aus den S. A. Reiſen, Th. III. S. 343. mittheilen müſſen.

Unter allen ſchwimmenden Geſchöpfen iſt keines mehr von ſo erſtaunlicher Natur, als der Torpedo, oder betäubende Fiſch, den einige den Krampffiſch nennen. Kolbe, welcher ihn unter dem letzten Namen anführet, ſaget, man fienge ihn an dem Vorgebirge der guten Hoffnung oft in dem Netze nebſt andern Fiſchen. Er iſt von der knorplichten Art und rundlich, als ob er aufgeblaſen wäre, aber nicht breit. Seine Augen ſind ſehr klein, und die Augäpfel ſchwarz und weiß untermenget. Der Mund, welcher Zähne hat, iſt ſehr klein und halbmondenförmig gegen das untere Theil des Fiſches. Der Kopf aber raget nicht vor dem Körper hervor. Der Mund und die Augen des Fiſches ſtehen ſo genau darinnen, als ob ſie auf eine Kugel gemalet wären. Ueber dem Munde ſind zwo kleine Oeffnungen, welche die Naſenlöcher zu ſeyn ſcheinen. Der Rücken iſt orangefarben und der Bauch weiß. Der Schwanz iſt dünner und fleiſchicht, wie bey der Tornbutte. Die Haut iſt über und über ganz glatt und völlig ohne Schuppen. Wenn man den Fiſch öffnet, ſo ſieht man das Gehirn ſehr deutlich. Die Galle iſt groß, die Leber aber weiß und ſehr zart. Der Fiſch wiegt in allen nicht über ein Viertelpfund.

Kolbe hat den Bericht verſchiedener Schriftſteller in der Erfahrung gegründet gefunden. Wenn er dieſen Fiſch mit der Hand, oder mit dem Fuße, oder auch nur mit einem Stocke, berühret, ſo ſind ſeine Gliedmaßen gleich von einem ſolchen Krampfe gezogen und ſo betäubet geworden, daß er ſie nicht bewegen können, und eine ſchmerzliche Pein darinnen gefühlet hat, beſonders an dem Gliede, damit er den Fiſch berühret, oder den Stock gegen denſelben ausgeſtrecket hat. Er empfand über und über ſtarke Zuckungen; aber dieſe Wirkung dauerte nie über eine viertel Stunde. Sie iſt eine oder zwo Minuten am heftigſten, und nimmt nach und nach ab, bis ſie ganz weg iſt. Die Fiſcher an dem Vorgebirge fürchten ſich außerordentlich, ihn zu berühren, ſo daß ſie ihr Netz halb ausſchütten, um ihn loß zu werden, wenn ſie einen darinnen vermuthen; ja ſie würden lieber den ganzen Fiſchzug verlieren, als ihn ans Land bringen. ſ. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, B. II. S. 205.

Wir wollen doch D. Kämpfers Nachricht davon, welche die vollſtändigſte iſt, allhier einrücken:

Der Fiſch, den die Römer von der Betäubung, welche er denen, die ihn berühren, verurſachet, Torpedo nennen, heißt aus eben der Urſache bey den Perſern Lerz Mahi, und bey den Arabern Riaad. Der perſiſche Meerbuſen hat, unter ſeinen vielen ſchuppichten Fiſchen, verſchiedene von ſeiner Art. Der Körper iſt flach, gleich einem Rochen, den Schwanz ausgenommen, aber mehr, nach der Tab. no. 16. beygezeichneten Figur, cirkelrund. Er iſt nicht über zwo Spannen breit, auch in der größten Breite. In der Mitte iſt er weich und ohne Beine, und zwey Zoll dicke; von da nimmt er nach und nach gegen das Ende ab, welches knorplicht wird und die Stellen der Finnen vertritt. Die Haut iſt ſchlüpfrig, ohne Schuppen und voll Flecke, davon die auf dem Rücken weiß und braun, und die am Schwanze dunkler ſind. Der Bauch iſt weiß, wie bey den meiſten flachen Fiſchen, welche ſich zum Ufer halten. Seine Oberfläche iſt auf beyden Seiten uneben, beſonders auf dem Rücken, deſſen Mittel ſich wie ein kleines Schild erhebt. Von da erhebt ſich der Schwanz gleicherweiſe und erſtrecket ſich eine Querhand breit über den Leib hinaus.

Der Kopf iſt ſehr flach und mit in dem Zirkel des Leibes enthalten. Die Augen ſind klein und erheben ſich von dem Rücken einen guten Zoll von dem Ende, wo der Kopf anfängt, und auch einen Zoll von einander ſelbſt. Ein jedes hat ein doppeltes, vorwärts gerichtetes Augenlied, von dem das äußere ſtark iſt, und ſich ſelten ſchließt; das innere iſt dünner und durchſcheinend, welches er im Waſſer zumachet. Zwo Höhlen zum Athemhohlen ſtehen ſchief unter den Augen, von eben der Größe, welche der Fiſch im Waſſer mit einer dicken Haut ſchließt, welches gerade ſo ausſieht, wie ein Menſch, der winket, ſo daß man glauben ſollte, es wäre ein zweytes Paar Augen, wodurch vielleicht Berrichius in dieſen Irthum verführet worden.

Der Mund liegt an der untern Seite, den Augen gegen über, und iſt ſo klein, daß man ihn mit einem Gelenke des Daumens bedecken kann, wenn er geſchloſſen iſt; man kann ihm aber einen weiten Umfang zuſchreiben, weil ſich ſeine Lippen ſehr ausbreiten. Die Lippen, welche in die Höhlung des Mundes eingedrücket ſind, haben ſcharfe und kleine Spitzen, die ſo liegen, daß dasjenige, was verſchlungen worden, nicht leicht verlohren geht. In der Hohlung des Kinnbackens iſt eine dünne Reihe ſcharfer Zähne. Auf jeder

Seite des Mundes liegt eine runde Höhlung, wie ein Naſenloch, welches von der innern Höhlung des Mundes durch ein weich Stück Fleiſch abgeſondert iſt, und mit einem feſten Knochen vor dem Herabfallen verſichert wird.

Längſt des mittlern Bauches ſind zwo Reihen kleinerer Löcher, auf jeder Seite fünfe, (die fünf Luftlöcher in die verdeckten Kiemen.) Der Bauch iſt ſehr ſchwammicht, weich und dünne. Die Löcher ſind enge, nicht lang, quer über geſetzet, und jedes mit einer ſtarken Haut bedecket, die durch zwo Sehnen an die Seiten jedes Loches befeſtiget wird, welche Sehnen mit den Löchern einerley Länge, Lage und Ordnung haben. Gleich unter dem Anfange des Schwanzes iſt der Hintere mit einer länglichten Oeffnung durchlöchert. Wenn man ihn drücket, ſo giebt er einen ſchwarzen irrdiſchen Unflath, mit dünnen und über eine Querhand langen Erdwürmern vermenget. Der Schwanz iſt dicke, wie ein Kegel geſtaltet, und endiget ſich in eine Finne, die eine ſchiefe Spitze hat, und außen, wie nach Art eines X, eingeſchnitten iſt. Darüber liegen in einer kleinen Entfernung zwo andere Finnen, welche gegen den Rücken breiter, gegen den Schwanz ſchmäler ſind, und deren äußerſtes Ende rund iſt. Der Anfang des Schwanzes hat auf jeder Seite eine flache Finne, die ſehr ſtark und fleiſchicht, bey zween Zoll breit iſt. Beym Männchen endiget ſie ſich in eine ſchlanke, knorplichte, männliche Ruthe, einen Zoll lang, welche eine Röhre hat, und am Ende zwey Löcher zeiget, die bey einem gelinden Drücken einen fetten und zähen milchichten Saft geben.

Bey Zerſchneidung des Torpedo fand der Verfaſſer eine dicke Haut, ein weißes mit blauen vermiſchtes Fleiſch; das Darmfell oder Peritonaeum war feſt; die Rückenwirbel knorplicht, und liefen gegen die Wendung des Schwanzes zu. Er hat keine Gräten oder Seitenknochen, aber ſtatt derſelben ſtarke Sehnen aus den Wirbeln herausgehen. Sein Gehirn hat fünf kenntliche Paar Nerven; das erſte geht nach den Augen, das letzte begleitet die Leber ein kurzes Stück Weges. Die übrigen theilen ſich nicht weit von dem Urſprunge nach verſchiedenen Seiten.

In der engen Höhlung der Bruſt liegt das Herz los, welches vollkommen die Geſtalt einer Feige hat. Der Unterleib hat einen großen Magen, den verſchiedene Fibern verſtärken, und der voll ſchwarzen ſtinkenden Unraths iſt. Er hat verſchiedene Adern, von denen eine beſonders groß iſt, ſich nach den rechten Lappen der Leber erſtrecket, und rund um die

Gallenblaſe ſchlingt. Die Leber iſt von einem dicken Weſen, blaßroth, in zween Lappen getheilet, von denen der erſte die ganze Höhlung auf der rechten Seite ausfüllet, der andere zur Linken aber, welcher kleiner iſt, eine kenntliche Ader von ſchwarzen Blut entdecket. Man könnte den linken Lappen für die Milz anſehen, wenn er nicht mit dem kleinern Iſthmus unter der Bruſt zuſammenhienge, und deutlich von eben dem Weſen und eben der Farbe wäre. Dieſe Lappen ſind voll Drüſen, welche dicht beyſammenſtehen, und vielleicht von dem Penis herkommen. Beym Zerſchneiden geben ſie ein dickes Weſen wie Butter. Sind die Eingeweide nebſt den Magen weggenommen, ſo entdecket ſich ein dünner durchſichtiger Sack, der auf jeder Seite an den Rücken befeſtiget, gekrümmet und uneben, und voll gewundener Röhren iſt. Daran hängt ein fleiſchichtes Weſen, wie die Flügel einer Fledermaus. Dieſes kann man die Bärmutter oder den Eyerſtock nennen. In den Weibchen fand der Verfaſſer verſchiedene Eyer an den linken Lappen der Leber liegen, die in keiner Schale, ſondern in einer dünnen, blaſſen bimſteinfärbigen, Haut eingeſchloſſen waren, übrigens dem gelben aus einem Hünerey glichen, und in einem ſchleimichten durchſichtigen Safte ſchwammen, zuſammen aber in eine Haut wie ein Eyerſtock eingeſchloſſen waren, die dünne, durchſcheinend, und an die Leber befeſtiget war. Die Hitze des Wetters, welche machete, daß man ſich in dem Zimmer unmöglich länger aufhalten konnte, unterbrach die fernere Unterſuchung.

Der Torpedo des perſiſchen Meerbuſens ſcheint in verſchiedenen Stücken von dem, in dem mittelländiſchen Meere, unterſchieden zu ſeyn, wie der letztere vom Ariſtoteles, Plinius und Galen beſchrieben wird. Des erſtern betäubende Eigenſchaft äußert ſich nicht allemal nothwendig, ſondern nur bisweilen bey Gelegenheit, wenn das Thier etwas fühlet, das ihm Schaden thun, oder ſeine Flucht verhindern will. Es bringt dieſe Wirkung in einem Augenblicke durch einen Rülps, oder durch eine convulſiviſche Bewegung der Gedärme, hervor. Es erweitert in denſelben die Luftlöcher des Unterleibes, ſauget die Luft ein, und ſtößt mit eben der Bemühung ſeine ſchädlichen Ausdünſtungen heraus. Dieſer Gift wirket unter dem Waſſer nicht merklich, entweder weil ihm das Waſſer hinderlich iſt, oder weil er in ſeinem Elemente nicht alle Kraft ausübet. Selbſt außer dem Waſſer kann man ihn manchmal eine kleine Zeit ſicher hand-

handthieren, bis er ſeinen Gift, entweder weil man ihn gedrücket, oder weil er wieder ins Waſſer will, auslääßt.

Wenn er friſch gefangen iſt: ſo ſind ſeine Wirkungen häufiger, oder empfindlicher; nach einigen Stunden aber nimmt die Kraft ab, wenn er oft iſt handthieret worden. Kämpfer hat die Wirkung bey dem Weibchen heftiger und gefährlicher befunden; ſo, daß ſie auf die Berührung mit den Händen die Aerme und Schultern entſetzlich betäubet; auch wenn man auf ſie, obgleich mit Schuhen, getreten, ſo hat ſie eben die Empfindlichkeit in den Füßen, Knien und dicken Beinen, verurſachet. Diejenigen, welche ſie mit den Füßen berühret, fühleten ein ſtärkeres Herzklopfen, als die, welche ſie nur angegriffen, und diejenigen, welche die Erfahrung ſchon ein- oder zweymal angeſtellet, fühleten auch zum wiederholtenmal die Betäubung. Die Fiſcher ſagen, das Gift gienge, wenn ſie in dem Netze wären, nicht durch die Leinen in die Hand. Es iſt gewiß, daß die Betäubung die Hand nicht betrifft, wenn er mit einem Schwerdte verwundet wird, auch nicht, wenn man ihn mit einem Speere, oder Stabe berühret, wie Plinius verſichert.

Dieſe Betäubung gleichet demjenigen nicht, was wir fühlen, wenn ein Glied eingeſchlafen iſt. Es iſt eine jählinge Empfindung, welche durch die Schweislöcher des gerührten Gliedes augenblicklich zu dem Sitze des Lebens dringt, ſich von daraus durch Leib und Seele, durch und durch ſchmerzlich erſtrecket, und die nervichten Theile dergeſtalt zuſammenzieht, daß es iſt, als ob alle Knochen, beſonders die an dem zuerſt gerührten Theile, ausgerenket wären. Darauf folget ein Zittern des Herzens, eine Verzuckung aller Glieder, und eine durchgängige Betäubung. Die Gewalt dieſes Giftes iſt ſo ſchnell und ſo heftig, daß es den Gerührten wie ein Blitz durchdringt, und niemand wird ſich, es ſey für was für eine Belohnung es wolle, bereden laſſen, den Fiſch in der Hand zu halten, nachdem er den Schmerz gefühlet hat. Gleichwohl ſah Kämpfer, weil er dieſe Beobachtungen machete, einen Afrikaner, der den Fiſch ohne Bedenken nahm, und ohne Bewegung und Schaden handthierte. Der Verfaſſer war begierig dieſes Geheimniß zu erfahren, und fand, in eigener Erfahrung, die Nachricht wahr, daß man die Betäubung durch ein Anſichhalten des Athems verhinderte, welches auch ſeine Freunde für richtig fanden. Er meynet die Ausdünſtungen aus unſerm Körper widerſtünden auf dieſe Art denen, die

die von dem Fiſche herkommen; denn er bemerkete, daß die Betäubung empfindlich war, wenn man, nach einem zu langen Zurückhalten, den Athen ein wenig gehen ließe.

Der Torpedo iſt ein zarter Fiſch, und leicht zu tödten. Man hielt ihn in einem großen Faſſe voll Seewaſſer, und er ſtarb den Nachmittag, da er den Morgen nur gelinde war handthieret worden. Todt kann er nicht nur ſicher berühret, ſondern auch, wie man ſaget, gegeſſen werden. Gleichwohl läßt man ihn, wegen ſeiner ſchädlichen Eigenſchaft, auch wenn man ihn gefangen hat, ordentlich los. Die Fiſcher glauben, die Natur habe ihm ſolches zur Vertheidigung gegen andere Fiſche gegeben. Ariſtoteles bejahet dieſes; Plinius billiget es, und Kämpfer fand es durch die Steinbeißker bekräftiget, die er oft unter andern kleinen Fiſchen in dem Magen des Torpedo antraf. Wenn er indeſſen mit andern lebendigen Fiſchen in ein Gefäß mit Waſſer gethan wurde, ſo ſchien er ſie nicht zu beſchädigen, vielleicht, ſaget der Verfaſſer, weil er ſeine Feinde aus der Acht läßt, wenn er gefangen iſt.

Da dieſes Thier keinen Nutzen bringt, wenn es gefangen wird; ſo erhält man es leicht von den Fiſchern. Ludolf erzählet, die Aethiopier heilten Fieber, indem ſie den Torpedo an den Kranken brächten. Die äthiopiſchen Torpedos werden in Flüſſen und Seen gefangen. Sennert und andere hätten ſich die Mühe erſparen können, die Art, dieſe Betäubung zu heilen, zu beſchreiben, da ſie von ſich ſelbſt, in kurzer Zeit, und ohne Zurücklaſſung übler Folgen, weggeht. Die Figur eines Italieniſchen Weibchens vom Torpedo, die Matthiolus liefert, iſt Kämpfers ſeiner vollkommen ähnlich, bis auf die Ordnung der Flecke und Geſtalt des Schwanzes, der bey dem perſiſchen Torpedo erhaben und ſchief, bey dem andern eben und rund, iſt.

Die Schriftſteller ſind wegen der Geſtalt und Beſchaffenheit des Torpedo nicht völlig eins. Atkins ſtimmet wegen der Geſtalt mit Kämpfern überein. Er ſaget, er ſey flach, wie ein Scate, und ſo kalt, daß er die Gliedmaaßen derer, die ihn berühren, betäube, welches aber in wenig Stunden vergehe. Dieſer Verfaſſer ſcheint die Wirkung der kältenden Beſchaffenheit des Fiſches zuzuſchreiben: aber alsdenn würde ſie ohne des Fiſches Willen, und allemal erfolgen, wovon Kämpfer das Gegentheil fand.

Nach des Windus Beſchreibung, der, wie er bey Tetuan in Marokko ankerte, verſchiedene

in

in dem Schlamme ſah, iſt er von der Größe eines ziemlichen Plateiß, aber dicker und ganz rund; ſo, daß man den Kopf ſchwerlich vom Leibe unterſcheiden kann. Soweit ſind dieſe beyden mit Kämpfern eins; aber Jobſon und Moore beſchreiben die Geſtalt ganz anders. Der erſte meldet, er ſey wie ein Braſem, aber viel dicker; und der zweete ſaget, er ſey wie ein Kreße, Gudgeon, aber breiter. Hieraus erhellet, daß verſchiedene Arten von Fiſchen, dieſe Eigenſchaft haben.

Beyde berichten, daß ſie nichts gefühlet, wenn ſie den Torpedo mit einen Stecken berühret. Atkins ſaget ſogar, man könnte ihn ſolchergeſtalt ohne den geringſten Schaden einen ganzen Tag hintereinander rütteln.

Aber Windus berichtet, ſie hätten zu Pferde dieſen Fiſch mit Röhren berühret, und eine Betäubung gemerket, welche ihre Arme hinaufgegangen, und eine oder zwo Minuten, nachdem ſie die Röhre weggenommen, fortgedauert hätte. Dieſes ſtimmet mit Kolbens Berichte überein. Die Kraft des Torpedo kann alſo an einem Orte ſtärker als an dem andern, oder ſonſt verſchieden ſeyn. Herr Moore ſaget, kein Engländer hätte die Hände über einen zwanzigſten Theil einer Minute am Fiſche laſſen können. Er machete ſelbſt verſchiedene Verſuche mit einem Finger, und augenblicklich ward ſein Arm bis an den Ellbogen todt: aber wie er die Hand zurückzog, ſo bekam er die Empfindung wieder. Er fand eben das bey dem todten Fiſche, ja bey der friſch abgezogenen Haut, aber nicht mehr bey der trocknen.

Der nur gedachte Jobſon erzählet oben, S. 42. folgendes von dem Torpedo oder Krampffiſch. Als ſein Schiff zu Kaßan lag, erhielten ſie eine große Menge Fiſche, brachten ſie an Bord, und warfen ſelbige auf dem Verdecke aus. Als darunter einer von ihnen, der einem Braſem ähnlich ſah, von einem Matroſen aufgenommen wurde, ſo ſchrie dieſer ſogleich, er hätte den Gebrauch ſeiner Hand verloren. Was, ſagete ein anderer, blos vom Anrühren eines Fiſches? Er gieng darauf hin, ſtieß den Fiſch mit dem Fuße, welcher nackend war, und fand, daß ihm das Gefühl vergieng. Dies brachte das Schiffvolk rund um ihn her. Als es nun ſahe, daß ſie von ihrer Erſtarrung bald wieder zu ſich ſelbſt kamen; ſo rief es den Koch auf das Verdeck, und ſagete, er ſollte den Fiſch wegnehmen. Er war ein einfältiger Menſch, und that es alſo mit beyden Händen. Sogleich ſank er nieder, und beklagete ſich bitterlich, daß ſein Ge-

fühl weg wäre. Ein Schwarzer, Sandie genannt, welcher portugieſiſch ſprechen konnte, kam an Bord, lachete über ihre Furcht, und ſagete, ſie ſollten den Fiſch tödten, ſo könnte er ihnen kein Leid mehr thun, weil ſeine böſe Eigenſchaft aufhörete, wenn er todt wäre; wiewohl doch Moore das Gegentheil verſichern will. Eben dieſer Moore hat, nach S. 113. aufgezeichnet hinterlaſſen, daß unter einer großen Menge gefangener Fiſche, einer, einem Gründlinge etwas gleich, aber viel größer geweſen, und durch ſeine lähmende Kraft, wenn man ihn anrührete, darthat, daß er der Krampffiſch, oder Torpedo, ſey.

Es gehöret aber dieſe Art von den Krampffiſchen, wie wir bereits in unſern Artikeln, Brummeerſchwanz, Daſybatus, Th. I. S. 991. Engelsray, Rhinobatus, Th. II. S. 592. und Glattray, Th. III. S. 434. wie auch in unſerm Artikel, Fiſch, Th. III. S. 62. angeführet haben, bey dem Klein zu denjenigen Fiſchen, die durch fünf Bruſtöffnungen, in die bedeckten Riemen, Athem holen, und als das erſte Geſchlecht, mit einem glatten Schwanze begabet ſind. Er hat ſeine Benennung, Narcacion, von dem griechiſchen Νάρκη, weil ſeine Berührung eine Betäubung, und Erſtarrung, in Händen und Füßen verurſachet. Er hat einen glatten und befloßten Schwanz. Nach dem Severinus Antiper. p. 84. ſoll dieſer, ſich ſeiner betäubenden Kraft bewußte, Fiſch, keinen andern in der Nähe angreifen, ſondern ihn vorher und in einer Entfernung mit von ihm elektriſch gemachten Waſſer beſpritzen, und ſodann ſich ſeiner bemächtigen. Es will aber Klein dieſes Vorgeben, nicht eben auf Treue und Glauben annehmen; merket aber doch mit an, daß man ſeine übrigen, faſt giftartigen, Wirkungen, bey dem Rondelet, Willughbey, und andern Schriftſtellern, verzeichnet fände. Bey den Franzoſen heißt das ganze Geſchlecht dieſer platten und knorpelartigen Zitterfiſche, Torpille, in Genua Tremorize, auch Batte porta, und in Marſellie Dormilioufe. Der deutſche Gesner nennet ihn S. 74. Torpedo, den Zitter- oder Schläferfiſch. Klein giebt dieſem Geſchlechte, nach dem Rondelet und Gesner, vier Gattungen:

1ſter Krampffiſch, Narcacion, der, nach abgeſondertem Schwanze, faltig rundlich iſt; Torpedo aller Auctoren, und Prima Species des Rondelets und Gesners; welche am untern Theile des Leibes, mit fünf weißen, ſchwarz geringelten, Augen, faſt in Fünfeck beſetzet iſt. Batte

potto der Genueſer; Ochiarella und Oculatella, bey den Römern; the Cramfiſh, bey den Engländern, bey den Arabern Tead, bey den Spaniern Hugia. Er iſt, Raia tota laeuis, des Artedi, ſyn. p. 102. ſp. 10. Nach dem Anführen des Rondelets ſind die vier, von ihm beygebrachten, Gattungen, in Anſehung des Leibes und der Geſtalt, nicht ſo, als etwan in Anſehung der Flecke, unterſchieden; wornach die vom Salvian beygebrachte Zeichnung nicht gar genau und der Natur gemäß zu achten, da, nach dem Rondelet, der Umfang des Körpers nicht zirkelrund, ſondern vielmehr der Rand deſſelben eingeſchnitten iſt, und ſich in eine fortlaufende faltichte Rundfloße endiget. So ſoll auch, nach dem Salvian, an dem äußerſten Rande ſeines Leibes, erſt ein ſchwarzer, denn ein weißer, und in der Mitten wieder ein ſchwarzer, Ring erſcheinen. Auf einem ſehr unmerklichen Theile über dem After, ſollen zwo Floßen ihren Urſprung nehmen, auf der Mitten des Schwanzes zwo andere, mehr aneinander, und auf dem Ausgange des glatten Schwanzes, eine einzelne, Floße ſtehen. Sein Leib iſt nach dem Rondelet, von Farbe wie Röthel, den man gemeiniglich für Armeniſche Erde verkaufet. Er iſt ein platter, knorplichter Fiſch, am Vordertheil breit, an den Seiten rund, endiget ſich in einen fleiſchichten Schwanz, an deſſen Anfange und obern Theile zwey erhabene Finnchen ſitzen, deren die erſte größer, die zwote kleiner iſt, beyde aber in eine breitliche Floße auslaufen, ſo daß der Schwanz mit einem Steuerruder ſchicklich zu vergleichen. In Vergleichung des Körpers hat er kleine Augen, nach den Augen zwey größere Löcher, als die Augen ſelbſt, die bis an den Mund offen ſtehen, deren Rand fleiſchicht, faſt den Herzklappen ähnlich ſehen. Auf der Bauchſeite hat er einen kleinen, mit kleinen Zähnchen bewaffneten Mund, vor ſelbigem aber zwo Naſenöffnungen. Die Kiemen ſitzen faſt mitten im Leibe, weil ſie in dem dünnen Umfange des Körpers, wie bey den Hunden- und Hayengeſchlechte, keinen ſchicklichen Platz hatten. Er lebet an einigen unreinen Ufern, nähret ſich von Fiſchen, die er mit Liſt zu fangen weis, wie viele der älteſten Schriftſteller, als Augenzeugen, verſichern; ſeiner mediciniſchen Kräfte, ſogar nach dem Galenus, nicht zu gedenken.

Bey dem Linné iſt er ebenfalls Raia Torpedo, gen. 130. ſp. 1. der Mülleriſche Krampffiſch aus dem Rochengeſchlechte; der zuweilen auch holländiſch Stompviſch und Sidderviſch, des-

desgleichen Trillroch, genennet werde. Letzterer zeichnet ihn, Th. III. Tab. VII. fig. 1. doch von allen, uns bekannten, Zeichnungen verſchieden, ohne eines Originals zu gedenken. Von Größe ſoll er ſehr verſchieden, einige zu ſechs Unzen, andere zu achtzehn bis zwanzig Pfund wiegend, und alsdenn wohl zwo Spannen breit, und mit dem Schwanze drey Spannen lang, in der Mitte des Körpers zween Zoll dicke, und nach dem Rande zu je länger je dünner werden. Nach Anſons Reiſen halten ſie ſich nun auch an den Küſten des Südmeeres auf. Nach Müllern ſoll aus allen Umſtänden erhellen, daß ſeine elektriſche Eigenſchaft in einer gewiſſen Schnellkraft beſtehe, welche dieſer Fiſch, auf eine erſtaunlich geſchwinde und zugleich heftige Art, jedem Gegenſtande, der ihn berühret, gebe, davon der gegebene Stoß durch ſeine Durchdringlichkeit eine Betäubung oder ſtarke Empfindung errege. Es beſtehe nämlich, nach den Anmerkungen des Florentiners Stephani Lorenzini, 1678. in ſeiner Anatome Torpedinis, das Werkzeug dieſer elektriſchen Kraft, in ein paar ſichelförmigen Muſkeln, binis muſculis falcatis, und zugleich fäſerichten Körpern, Fibrae motrices, welche ſich zuſammenziehen und augenblicklich wieder losſchnellen. Dieſe Körper ſehen in ihrer Oberfläche einem netzartigen Gewebe gleich, inwendig aber beſtehen ſie aus lauter Köchern, in der Dicke einer Schreibefeder, die von dem Rücken nach dem Bauche zu, ſenkrecht und dicke an einander ſtehen. Jeder Köcher hält nach ſeiner Länge gegen dreyßig Zellen, in welchem ſich eine weiße und weiche Materie befindet. Wenn ſich nun der Fiſch platt machet, ſo zieht er alle dieſe Faſern zuſammen, daß die Köcher kürzer werden, und läßt ſie auf einmal wieder fahren. Durch dieſes Schnellen würde alſo der Stoß erreget, obgleich der Fiſch ſeinen Ort nicht veränderte. Es können hiervon, M. N. Cur. Dec. I. An. IX. et X. Obſ. 173. und Valentini Hiſt. Simpl. Ref. p. 345. nachgeſehen werden.

2ter Krampffiſch, Narcacion, mit einfachen ſchwarzen Flecken; der zweete Torpedo des Rondelets, der ſich von der erſten Gattung durch ſeine fünf einfache, nicht geringelte, in eben der Ordnung und Fünfeck ſtehende, blaßſchwarze, Flecke unterſcheidet, an der Farbe aber ihm gleich iſt. Torpedo oculata altera, der andere äugichte Zitterfiſch des Gesners, S. 74. 6.

3ter Krampffiſch, Narcacion, der unordentlich, doch über und über, geflecket oder geſprenkt

iſt;

iſt; der dritte Torpedo des Rondelets; Torpedo maculoſa, gefleckter Zitterfiſch des Gesners, S. 75.

4ter Krampffiſch, Narcacion, der ſich ganz durch ſeine, dem Röthelſteine gleichende, Farbe von den andern unterſcheidet; der vierte Torpedo des Rondelets; und Torpedo non maculoſa, der ungefleckte Zitterfiſch des Gesners, davon er zwo Geſtalten, eine kleinere und eine ſehr große, S. 75. a. und b. aufführet, auch S. 75 eine noch größere, von Venedig abgecontrefetet erhaltene beyfüget, die ihm aber verdächtig ſcheint.

Artedi aber will dieſe vier Arten lieber für Unter- oder Spielarten der erſten Gattung gehalten wiſſen; daher ſelbige von Linnäus und Müllern, gar nicht angeführet worden.

Krampffiſch, an der braſilianiſchen Küſte, Torpedo Americana, cet. ſ. unſere Artikel, Engelsray, Rhinobatus, 2. des Kleins, Th. II. S. 594. desgleichen, Meeraal unter den Aalen, Th. I. S. 15. und Arava Uapebbe, Th. I. S. 371.

Krampffiſch, Zitteraal, nach Müllern, Gymnotus Electricus, Linn. gen. 144. ſp. 2, ſ. unſern Artikel, Cayenniſcher Zitteraal, unter den Aalen, Th. I. S. 13. Dieſem können wir nunmehro noch beyfügen, daß dieſe Art von Krampf- oder Zitterfiſchen, Torpedo, jederzeit durch einen Beynamen, beſonders durch die Linneiſchen, Gymnotus und Raia, zu unterſcheiden, damit nicht dem einen zugetheilet werden möge, was nur dem andern zugehöret. Bomare hat dieſes, Art. Torpille, nicht beobachtet. Seine Torpille iſt Raia Torpedo L.; Reaumur aber hat ſeine Verſuche mit dem Gymnotus Electricus gemachet; mit welchem neuerlichſt der Herr Walſh, und andere ihre Verſuche wiederholet, und alſo befunden, daß dieſer Gymnotus eben eine ſolche electriſche Kraft habe, als die Raia Torpedo Linn. Mit dieſem Gymnotus Electricus ſind nachher mehrere und genauere Verſuche angeſtellet, derſelbe nach dem Leben und nach ſeinen innerlichen Theilen, ſehr ſchön gezeichnet und umſtändlich beſchrieben worden; wie wir denn in den Philoſophical Transactions, folgende Abhandlungen finden: Vol. LXV. P. I. Obſ. I. Auszug aus einem Briefe von Dr. John Ingenhouß an Sir John Pringle, enthaltend einige Verſuche mit dem Torpedo, Gymnotus Electricus, gemachet zu Leghorn, 1773. Bey der Zergliederung dieſes Fiſches fand ſich ein großes Bündel von Nerven, welche ſeitwärts aus dem Kopfe in die beyden weichen

chen Theile giengen, welche muſculi falcati, (nach dem Reaumür) genannt werden, und ſich in dichten Zweigen durch die ganze Subſtanz vertheilten. Dieſe Nerven ſchienen ſich in runde Fäden zu verlieren, welche gewiſſe Cylinder von einer durchſichtigen, gallertartigen Subſtanz umgeben, die das Materielle der beſondern Theile des Fiſches, die, dem Anſehen nach, die Behälter der electriſchen Kräfte ſind, auszumachen ſcheinen. (In folgenden werden dieſe Theile Organe genannt.) Ebendaſelbſt, Obſ. X. Verſuche und Beobachtungen über den Gymnotus Electricus, oder den electriſchen Aal, von Hugh Williamſon, durch Herrn John Walſh bekannt gemachet, Philadelphia, 1773. und London, 1775. Dieſer Aal war aus der Provinz Guiana, drey Fuß, ſieben Zoll lang, bey dem Kopfe zween Zoll dicke; dem erſten Anſehen nach unſern gemeinen Aalen an Geſtalt und Farbe ganz ähnlich. Aus den angeſtellten, vielerley Verſuchen ergiebt ſich eines Theils, daß alles, was das electriſche Fluidum fortzuführen pflegt, auch dieſes Fluidum, welches der Aal von ſich ſtößt, fortführe; daß dieſe Wirkung gänzlich von dem Willen des Aals abhänge, und es in ſeiner Macht ſtehe, einen ſchwachen, ſtärkern, oder gar keinen, Schlag zu geben, wie es die Umſtände erfordern; daß der gegebene Schlag oder die mitgetheilte ſchmerzhafte Empfindung, nicht von der Bewegung der Muskeln des Aals abhänge, weil er die Körper in einer gewiſſen Lage, und in einer Entfernung, ſchlägt, und weil auch nur beſondere Subſtanzen den Stoß annehmen, indeſſen daß andere, die ihm an Elaſticität oder Härtigkeit das Gleichgewicht halten, dem Schlage widerſtehen; daß eben deswegen der Schlag von einer gewiſſen flüßigen Materie abhängen müſſe, die der Aal aus ſeinem Körper ſchießen laſſe. Es müſſe demnach der Schlag, den dieſer Aal giebt, der wahre electriſche Schlag ſeyn. Ebendaſelbſt Obſ. XI. Eine Beſchreibung von dem Gymnotus Electricus, oder electriſchem Fiſche, in einem Briefe von D. Alexander Garden, an John Ellis, Eſqu. Von den aus Surinam nach Charles-Town gebrachten, fünf Fiſchen dieſer Art, verſchiedener Größe von zween bis drey Fuß und acht Zoll in die Länge, iſt der kleinſte zu funfzig Guineen angeſchlagen, und alſo der Autor behindert worden, ſelbigen in ſeine Gewalt zu bringen, und die erforderlichen Verſuche mit Muſe zu machen, und ihn allenfalls zu zergliedern; wiewohl er auch der Meynung iſt, daß es faſt unmöglich ſey, einen lebendigen genau zu unterſuchen, da ſelbiger

biger die erſtaunungswürdige Kraft habe, auf Berührung deſſelben, ſogar plötzliche und heftige Stöße auszutheilen. Der größeſte derſelben hatte in der Länge drey Fuß und acht Zoll, wenn er ſich nämlich am weiteſten ausdehnete, und zehn bis vierzehn Zoll im Umfange. Denn, was beſonders bemerket zu werden verdienet, hat er erſtlich eine Kraft, ſeinen Körper in einem gewiſſen Grade zu verlängern oder zu verkürzen, nach ſeiner eigenen Neigung und Bequemlichkeit. Ebendenſelben Aal, den ich gemeſſen, und drey Fuß acht Zoll lang befunden hatte, bemerkete ich nachher, daß er ſich zu drey Fuß und zween Zoll verkürzete; aber außer dieſer Kraft ſich zu verlängern oder zu verkürzen, kann er, zweytens, auch, mit gleicher anſcheinender Leichtigkeit, vorwärts und rückwärts ſchwimmen. Weñ er vorwärts ſchwimmt, ſo fängt die wellen- oder wurmförmige Bewegung der Floßfedern und der Carina von oben an, und geht herunterwärts; wenn er aber rückwärts ſchwimmt, und der Schwanz vor ſich geht, ſo fangen die Bewegungen der Floßfedern von dem äußerſten Ende des Schwanzes an, und gehen von da nach einander rückwärts bis zu dem obern Theille des Körpers, in welchem Falle er ſehr geſchwind ſchwimmt.

Endlich Vol. LXV. Obſ. 39. wird uns die Beſchreibung des Gymnotus Electricus durch John Hunter mitgetheilet, und ſo fort erinnert, daß die gelehrte Welt das, in dieſen Blättern befindliche, merkwürdige oder nützliche dem Herrn Walſh zu verdanken habe, welcher die animaliſche Electricität zuerſt entdecket, und das hier beſchriebene Thier angeſchaffet habe, damit es auf ſein Erſuchen ſeciret, und dieſe Erzählung von demſelben bekannt gemacht werden möchte. Der Autor will dieſes Thier, nur in Anſehung ſeines ihm eigenen Theils und Organs, betrachten, welches faſt den dritten Theil des ganzen Fiſches ausmache, und in ein größeres und kleineres Organ zu vertheilen ſey. Die Beſchreibung dieſer Organen iſt an dieſem Orte zu weitläuftig, daher wir uns mit einem kleinen Auszuge begnügen müſſen. Das größere, ohngefähr fünf viertel Zoll vom Kopfe bis in den Schwanz breite, linienweiſe und ſchräg herunterlaufende membraneuſe Organ, hat vier und dreyßig Scheidungen, Furchen, oder Septa; das kleine, ungefähr einen halben Zoll breite, Organ hat nur vierzehn Scheidungen oder Septa. Dieſe Septa in beyden Organen ſind von ſehr zärtlichen Beſtandtheilen und zerreißen leicht. Sie ſcheinen einerley Endzweck mit den Columnen in dem

dem Taubfiſche, Torpedo, (nämlich Raia Torpedo Linn. oder Narcacion 1. Kleinii,) zu haben. — Und bald hernach: In dieſem Fiſche ſind ſowohl, als in dem Taubfiſche, Torpedo, die Nerven, welche das Organ verſehen, viel größer, als diejenigen, welche für einen andern Theil, um Empfindung und Thätigkeit hervorzubringen, beſtimmet ſind; mich deucht aber, fährt der Autor fort, das Organ des Taubfiſches iſt mit einer viel größern Anzahl von Nerven verſ.h.n. Denn wenn alle die Nerven, welche in daſſelbe gehen, mit einander vereiniget wären, ſo würden ſie ein weit dickeres Seil ausmachen, als diejenigen, welche in das Organ dieſes Aals gehen. Wenn man eben ſo ſorgfältige Verſuche mit dieſem Fiſche, als mit dem Taubfiſche, anſtellen würde, ſo könnte vielleicht die Urſache dieſer Differenz beſtimmet werden. Auf den beygefügten zwo erſten Kupfertafeln iſt dieſer Fiſch, nach ſeiner Länge, zu dreyßig Zoll, abgebildet, um theils den obern und untern Theil des Kopfes, theils die beyden Organe an jeder Seite, nach zurückgeſchobenen Bedeckungen, im Ganzen zu ſehen; auf der dritten Tafel aber befindet ſich fig. 4. der Fiſch im Durchſchnitte ſeiner ganzen Dicke, und fig. 5. im Querdurchſchnitte, welcher in einem Blicke alle Theile, woraus er zuſammengeſetzt, vor Augen ſtellet.

Bereits im Jahre 1772. haben die Commentarii Medici Lipſienſes, Vol. XVIII. pag. 360. unter ihren phyſicaliſchen Neuigkeiten mit angeführet, daß oft benannter Herr Walſh auf ſeiner Reiſe nach Rochelle, mit dem Krampffiſche, Torpedo, (nämlich mit dem Gymnoto Electrico, dem Zitteraale) durch deſſen Anrührung jedermann ſteif und betäubet wird, viele Verſuche angeſtellet, und befunden, daß dieſer Fiſch, deſſen Wirkung Reaumür aus der Schnellkraft zweener, unter der Haut liegender Muskeln, muſculorum falcatorum, hergeleitet, eben ſo, wie der Gymnotus Electricus, Linn. (Raia Torpedo, Linn.) mit einer beſondern, ſehr ſtarken, electriſchen Kraft begabet ſey, die er mit einem dazu dienlichen Inſtrumente ausgemeſſen, und mit der Kraft aller electriſchen Körper verglichen habe. Er hat nämlich neun Menſchen, deren jeder ſeine Hand in ein Faß mit Waſſer ſtecken müſſen, auf einen meſſingenen Drath mit den Füſſen treten laſſen, hernach hat er den, in einem andern Gefäße ſchwimmenden, Fiſch mit dem andern Ende dieſes metallenen Draths berühret, worauf ein jeder von dieſen neun Menſchen ſofort einen ſo heftigen electriſchen Schlag und Erſchütterung empfangen, als man aus der ſo genannten Leidenſchen Flaſche zu er-

halten pfleget; wie er denn auch mit dieſem Fiſche einige andere Verſuche angeſtellet, die der Aufmerkſamkeit der Naturforſcher gar würdig ſeyn müſſen.

Nach dem 130ſten Stücke der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, vom Jahre 1775. iſt zu London, auf Befehl der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, im Jahre 1775. in 4to auf 45. Seiten abgedrucket worden: Eine, von dem Präſidenten, Sir John Pringle, bey Gelegenheit der, dem Herrn Walſh, wegen ſeiner Verſuche mit dem Krampffiſche, Torpedo, ertheilten, goldenen Preismünze gehaltene Rede. Unter den Schriftſtellern von dieſem Fiſche, Torpedo, ſiue Gymnotus Electricus, iſt Kämpfer wohl nicht übergangen worden, als der nur von der Raia Torpedo, nach unſerm vorherſtehenden Artikel, geſchrieben. Des Borellus und Reaumür Irrthümer, von dem Schlage dieſes Fiſches, der von der Schnellkraft zweener Muskeln, muſculorum falcatorum, herkommen ſollte, werden mit Recht angeführet; es hat aber der erſtere ſolches von der Raia Torpedo, und letzterer von dem Gymnotus Electricus, behauptet. Das übrige iſt in den angeführten Verſuchen beygebracht und beſtätiget worden. Gleichwohl will ein Herr Seignette, bey dem Rozier, Obſeru. d. A. 1774. den electriſchen Schlag allein von den zween Muskeln herleiten, und ſelbſt die zuckende Bewegung des Thieres, bey Aeußerung des Schlags wahrgenommen haben. Es ſoll aber dieſer Fiſch an der Küſte Saintonge ohnedem ſehr ſchwach ſeyn.

Krampfwurzel.

S. Geißbart.

Kranich.

Grus, iſt einer von den hochbeinichten Vögeln mit drey bloßen Zähen vorn, und einer hinten. Am Körper iſt er aſchgrau, und ſo auch die Schwungfedern, Stirn und Hinterkopf ſchwarz, der Nacken voller hellrother Wärzchen und ohne Federn, der Schwanz ſchwärzlich, Schienbeine halb nackend, Füße ſchwarz, Schnabel lang, gerade, ſcharf und etwas dicke, zuſammengedrücket mit einer Furche von den Naslöchern nach der Spitze zu laufend; an Farbe iſt der Schnabel grünlicht. Da ihn Linnäus und andere unter die Reyger rechnen: ſo hat Hr. Klein aus den Nachrichten des Wallerius den Unterſchied zwiſchen ihm und dieſem angegeben. Nämlich der Kranich übertrifft den Reyger bey weiten an Größe; des Kranichs mittelſte Zähe iſt von beyden Seiten glatt, da des Reygers ſeine mittelſte ſägeförmig iſt; der Kranich hat einen kürzern Schnabel,

bel, einen Magen mit ſtärkern Muskeln, und eine ganz beſonders gewundene Luftröhre, die dem Reyger gänzlich fehlet. Der Kranich hält ſich gern an moraſtigen Oertern auf, wo er auch niſtet. Er liebet das Getraide, ſonderlich Gerſte, ſuchet auch Regenwürmer und andere kriechende Thiere, Schneckeneyer, zu ſeiner Nahrung. Er iſt ein hochmüthiger, aber dabey munterer, behender und ſehr wachſamer Vogel. Seine Deckfedern auf der Bruſt und unter den Flügeln ſind von einer außerordentlichen Weichheit. Die Kraniche ziehen im Winter weg; man trifft ſie aber in Podolien, in den Litthauiſchen Moräſten und andern öſtlichen Gegenden den ganzen Winter über; als wohin ſie ſich zu der Zeit wohl hinwenden mögen. Einige geben vor, ſie zögen auf die afrikaniſche Küſte nach dem Nilfluſſe zu. Die Arten des Kranichs ſind folgende. 1) Grauer Kranich, grus, der gemeine und bekannte Kranich, hat eine ganz ſonderbar gewundene Luftröhre, die neuerlich in den philoſophiſchen Transactionen Vol. 56. genau beſchrieben und abgebildet iſt. Der Schwanz ſchöne Federn. 2) Kurzgeſchwänzter Kranich, aus Indien. Er iſt unſerm Kraniche gleich, nur mit längerm Schnabel und langen Flügeln, die den Schwanz bedecken. 3) Der gekrönte afrikaniſche Kranich, Akkaviak, grus balearica. Er hat eine Krone von Borſten oder ſteifen Haaren, eine ſchwarze Haube oder Fleiſchhaut auf dem Schnabel, Flügel weiß, die Schwingfedern kaſtanienbraun, am Leibe und Halſe ſchwarz, doch ſpielen die Federn bläulicht und grün unter einander. 4) Weißer Kranich, grus lapponenſis. Der Vogel iſt ganz weiß, außer am Schnabel, dem untern Halſe, Füßen und innern Flügeln, der Wirbel hochroth mit ſchwarzen Flecken. Schnabel gelbbraun, an der Spitze ſägartig, am Genicke ein dreyeckichter, ſchwarzer Flecken. Man bekömmt ihn auch aus Amerika. Auf Japan giebt es auch eine Art grauer oder aſchfarbener Kraniche. 5) Braunbunter Kranich. Der Schnabel ſchwärzlich, die Backen weiß, über den Augen ein rother Fleck, Hinterkopf und Hals aſchfarben, der ganze Leib aus dem braunen und grauen bunt. 6) Grauer Indianer. Schnabel grünlicht, Hals weißlicht, Kopf und erſtes Gelenke des Halſes roth, Wirbel weiß, hinter den Augen ein runder, weißer Fleck, die Füße roſenfarbig. 7) Fräulein aus Numidien, grus Numidiae, iſt ſchon oben unter dieſem Artikel beſchrieben. Er heißt auch ſonſt numidiſche Jungfer, iſt faſt ſo groß wie ein Storch, an Farbe bläulicht aſchgrau. Es ſcheint übrigens, die Kraniche ſind in

in allen Welttheilen gemein, und können ſich an jegliches Clima gewöhnen, unerachtet ſie eines immer vor dem andern wählen. Denn man trifft ſie in allen warmenLändern häufig an, und auch in den kalten bleiben ſie eine Zeitlang, wenn ſie ſich gleich größtentheils daraus, in gewiſſer Jahreszeit wegbegeben. In England hat man ſie öfters den ganzen Winter über. Afrika und Aegypten, ingleichen die Türkey, ſind vermuthlich ihr vornehmſtes Vaterland. Ihrer Natur und Lebensart nach, kommen ſie zwar mit den Reygern ziemlich überein, ſind aber doch von ihnen, wie ſchon erinnert iſt, in merklichen Stücken unterſchieden. Sie können ein beſonders fürchterliches Geſchrey machen, und gleichſam aus dem Bauche ſchreyen, weil ihre obgedachte Luftröhre unten gerade in der Bruſthöhlung mit rothſchieferartigen Häutchen bedecket iſt, durch deren Hülfe ſie den ſtarken Ton hervorbringen. Wenn ſie ruhen, pflegen ſie auf einem Beine zu ſtehen, welches man einer Art der Wachſamkeit derſelben zuſchreibt, auch noch viele andere ſonderliche Beweiſe ihres Verhaltens, ihrer Berathſchlagung, ihrer Ordnung im Fliegen und Wegziehen, anführet. Aber gewiß haben ſie vieles mit den Vögeln gemein, die in Geſellſchaft leben. Denn alle Vögel, die ſich heerdenweiſe bey einander aufhalten, ſtellen gemeiniglich Schildwachten aus, damit ſie nicht überfallen werden. Sie verſammlen ſich, wenn ſie ankommen und fortziehen, ſie halten ſich in gewiſſen Diſtricten, und nehmen andere ganz eigene Handlungen vor, woraus die Sprachkenner der Thiere ſo viel Weſens machen.

Der Name Kranich, Grus, wird auch einem Sternbilde in der ſüdlichen Halbkugel gegeben, welches neben dem Phönix und Indianer ſteht, aber in unſern Gegenden nicht ſichtbar iſt. Es enthält dreyzehn Sterne, nämlich zween von der andern, einen von der dritten, zween von der vierten und acht Sterne von der fünften Größe.

Kranichkraut.

S. Zerkleinkraut.

Kranichſchnabel.

S. Storchſchnabel.

Kranzbeere.

Dieſen Namen hat Herr Planer der Peresia Linn. beygelegt. Der einblätterichte, glockenförmige Kelch iſt am Rande eingekerbet und ſitzt auf dem Fruchtkeime. Des trichterförmigen Blumenblattes Röhre iſt länger als der Kelch und in vier rundliche Lappen zerſchnitten. Vier Staubfäden umgeben den Griffel mit zween ſpitzigen

zigen Staubwegen. Die kugelförmige Beere iſt mit dem Kelche gekrönet, und enthält in zwey Fächern einige rundliche Saamen. Herr Browne hat zwo Arten in Jamaika gefunden und dieſe auch Herr von Linné angeführet. Die dritte Art, welche derſelbige die filzichte, tomentoſa, genannt, und Herr Jacquin in ganz Amerika wahrgenommen, vermiſſen wir in der Murrayiſchen Ausgabe. Alle ſind bey uns unbekannt.

Kranzblume.

S. Kronranunkel.

Kranzeritzſtaude.

S. Wachholder.

Krapp. S. Röthe.

Kraſſelbeere.

S. Brombeerſtrauch.

Kratzbeere.

Kratzbeere iſt bey Herr Planern die Acaena Linn. Der Stängel dieſer Pflanze treibt ſtrauchartige, ſehr lange Aeſte mit gefiederten Blättern, aus deren Winkel die Blumenähren hervorkommen. Der vierblätterichte Kelch umgiebt vier Blumenblätter und die vier Staubfäden einen Griffel. Die trockene Beere ſitzt unter dem Kelche, iſt mit rückwärts gerichteten Stacheln beſetzet und enthält einen Saamen.

Kratzbeere oder Kratzelbeerſtrauch, S. auch Brombeerſtrauch.

Kratzkraut.

Cnicus Linn. Dieſes Geſchlecht hat zuſammengeſetzte Blumen und iſt mit der Diſtel nahe verwandt. Der gemeinſchaftliche, eyförmige Kelch beſteht aus über einander gelegten und mit äſtichten Stacheln geendigten Schuppen, und iſt mit beſondern Deckblättern umgeben. Die Blümchen ſind durchgehends von einerley Beſchaffenheit, nämlich röhrenförmig, mit fünf einigermaßen ungleichen Zäckchen geendiget, und mit dem walzenförmigen Staubbeutel und Griffel, deſſen Staubweg eingekerbet iſt, beſetzet. Die Saamen tragen eine Haarkrone, ſitzen auf dem haarichten Blumenbette und ſind von dem mehr geſchloſſenen Kelche umgeben. In der Murrayiſchen Ausgabe von dem Pflanzenreiche des Herrn von Linné finden wir neun Arten, davon nur eine bey uns wild wächſt, von den übrigen aber ſelten eine in hieſigen Gärten erzogen wird. Wir erwähnen demnach nur

des kohlartigen Kratzkrautes, ſonſt gelbe Wieſendiſtel, weiche Diſtel, Wieſenkohl, Graskohl, Carduus pratenſis C. B. Cnicus oleraceus Linn. blühet im Auguſt und September auf naſſen, brüchigen Wieſen, und in dergleichen Gärten. Aus der dauernden Wurzel erhebt ſich der einfache, eckichte Stängel, drey bis vier

Fuß hoch. Die untern Blätter ſind breit und lang, federartig zerſchnitten, und deren Blättchen oder Lappen eingekerbet und mit Haaren oder weichen Stacheln eingefaſſet, die obern aber eyförmig zugeſpitzet und umfaſſen den Stängel. Am Ende deſſelben ſitzen einige dergleichen weißlichte, ungetheilte Blätter dicht bey einander und umgeben die noch geſchloſſene Blume, welche ſich aber nachher, wenn die Blüthe geöffnet, gleichſam zurückziehen, oder vielmehr den ausgewachſenen Blumenſtiel nackend über ſich herausgehen laſſen. Zween auch drey Blumenköpfe ſtehen bey einander. Die Kelchſchuppen ſind von einem wollichten Weſen umgeben, und die Blümchen gelblicht. Hr. v. Haller rechnet dieſe Art zu dem Geſchlechte Cirſium, welches Hr. von Linné ganz ausgerottet, und wie es ſcheint, kömmt überhaupt Cirſium Hall. mit dem Cnico Linnaei meiſtentheils überein. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, und geben Stoff zu Wachs und Honig. Die Blätter ſind im Frühlinge weich, zart, und von keinem übeln Geſchmacke und werden an manchen Oertern unter den Kohl zur Speiſe gebrauchet. Das Vieh ſoll die Pflanze unberührt ſtehen laſſen.

Krauſe.

S. Delphinſchnecke.

Krausbeere.

S. Heidelbeere, Johannisbeere und Stachelbeerſtrauch.

Krauſemünze.

S. Münze.

Krausſchnecke.

S. Purpurſchnecke.

Kraut.

Herba. Man kann dieſes Wort in einem weitläuftigen, aber auch eingeſchränkten Verſtande nehmen. Das ganze Gewächsreich neñen einige das Kräuterreich, und alles, was zu dieſem Reiche gehöret und davon geſaget werden kann, die Kräuterlehre. Da aber im eigenen Verſtande die Kräuter nur einen Theil des Gewächsreiches ausmachen, ſo behält man lieber dieſen Namen, oder nennt ſolches das Gewächs- oder Pflanzenreich. S. Gewächsreich.

Unter den Gewächſen begreift die letzte und größte Familie oder Abtheilung die Pflanzen, und damit man deren häufige Anzahl um deſto leichter erkennen möchte, hat man ſolche wieder in vier Ordnungen, nämlich Bäume, Sträucher, Stauden und Kräuter abgetheilet, und Kräuter diejenigen Pflanzen genannt, welche nichts holziges an ſich haben, und entweder aus dem Saamen ſchnell aufwachſen, in weniger Zeit alle Veränderun-

gen

gen bis zu dem neuen Saamen vollenden, und mit dieſem das fernere Wachsthum nnd Leben endigen, dergleichen alle jährige oder Sommergewächſe ſind, oder aus der dauernden Wurzel ſchwache weiche Stängel treiben, die aber, wie in den jährigen Pflanzen, nach der Reiſe des Saamens vergehen. Man kann hiervon das Wort Pflanze nachleſen, woſelbſt der Unterſchied derſelben überhaupt beſtimmet werden ſoll.

Endlich pfleget man auch öfters die Blätter, beſonders von Sommer- und weichen Staudengewächſen mit dem Namen Kraut zu belegen, und wenn man in der Arzneykunſt von Kräutern redet, verſteht man gemeiniglich nur die Blätter der Pflanzen. Daher haben auch einige Pflanzen, welche viele und ſaftige Blätter beſitzen, den Namen Kraut erhalten, als Weißkraut. Weiche, einjährige Stängel nennt man krautartige, caules herbaceos, und ſetzet ſolche den holzichten, lignoſis oder arboreis, entgegen.

Krebs.

Cancer. Dieſe bekannten Thiere, welche von den ältern Schriftſtellern unter die ſchalichten Fiſche, von den neuern aber mit größerm Rechte in die Claſſe der Inſecten geſetzet werden, haben gemeiniglich zehn, wenn man die Scheren mit darunter rechnet, ſelten mehr oder weniger Füße, zwey bewegliche, von einander abſtehende, und weit hervorragende Augen, die ſich bey den meiſten auf einem kleinen Stiele befinden, ingleichen zwey Fühlerchen mit Scheeren am Maule, und einen gegliederten Schwanz ohne Stacheln.

Weil man in Anſehung des Schwanzes einen ſehr merklichen und zwar einen dreyfachen Unterſchied bey dieſen Thieren wahrnimmt; ſo pfleget man gemeiniglich das Krebsgeſchlecht, welches, nach dem Ritter von Linne', ſieben und achtzigi Arten enthält, unter drey Hauptabtheilungen zu bringen.

Die erſte Abtheilung enthält diejenigen Krebſe, welche einen ſehr kurzen Schwanz haben, und Taſchenkrebſe oder Krabben genannt werden.

Zu der andern Abtheilung rechnet man diejenigen, deren Schwanz nicht blätterricht iſt, und denen man den Namen Krebskrabben gegeben hat.

In der dritten Abtheilung ſtehen die insbeſondere ſo genannten Krebſe, nämlich diejenigen, die einen langen blätterichten Schwanz haben.

Von den Taſchenkrebſen und Krebskrabben wird in beſondern Artikeln gehandelt. Hier wollen wir nur die eigentlichen oder die langgeſchwänzten Krebſe betrachten,

ten, wovon der Ritter von Linné ſechs und zwanzig Arten anführet, die von ihm unter fünf Unterabtheilungen, wobey die Beſchaffenheit des Rückenſchildes zum Grunde liegt, gebracht worden ſind.

Zu der erſten Abtheilung gehören die Krebſe mit glattem Rückenſchilde,

Zu der zwoten die Krebſe mit höckerichtem Rückenſchilde,

Zu der dritten die Krebſe mit dornichtem Rückenſchilde,

Zu der vierten die Krebſe mit länglichtem Rückenſchilde ohne Finger, und

Zu der fünften die Krebſe mit kurzem Rückenſchilde ohne Finger.

Die erſte Abtheilung enthält den Flußkrebs, den Hummer, den Federkrebs, den Squillenkrebs und die Garnäle, nebſt einer amerikaniſchen, weniger bekannten Art.

Der Flußkrebs, oder der gemeine Krebs, Cancer aſtacus L. welcher die Flüſſe und Bäche bewohnet, und die an den Ufern befindlichen Löcher, ſonderlich im Winter, zu ſeinem Lager erwählet, hat, wie bekannt, einen ſpitzigen Kopf, ſechs Fühlhörner, zwo ſtarke und lange Freßſpitzen, einen länglichrunden Körper, zehn Füße, und einen etwas dicken Schwanz, welcher aus fünf breiten harten Schalen beſteht, die ſich übereinander ſchieben laſſen, und ſich hinten in fünf, mit kurzen Härchen beſetzte Floßenſchuppen endiget, wovon die beyden äußerſten nebſt der mittlern querüber ein Gelenke haben. Der Kopf erſtrecket ſich bis zu derjenigen Furche, die faſt quer durch die Mitte der ſo genannten Krebsnaſe geht. Wo ſich dieſelbe an der untern Fläche endiget, da iſt der Mund befindlich, welcher mit zween ſtarken fleiſchfarbigen Zähnen verſehen iſt, und über welchem inwendig gleich der Magen liegt. Die beyden Fühlhörner, welche vorne unter der Spitze des Kopfes ihre Einlenkung haben, ſind viel länger, als die vier übrigen, welche darunter ſtehen, und aus vielen Gliedern zuſammengeſetzet. Die beyden halb kugelrunden, ſchwarz glänzenden Augen, welche der Krebs ſowohl einziehen, als auch heraustreiben kann, haben viele erhabene Abtheilungen, und beſtehen, nach Herr Röſels Beobachtungen, aus mehr als hundert kleinen Augen, die man aber nur durch gute Vergrößerungsgläſer bemerken kann. Die beyden vorderſten Füße ſind allemal die größten, und mit zwo ſtarken Scheeren verſehen, welche wieder wachſen, wenn ſie dem Krebſe ausgeriſſen worden ſind. Das zweyte und dritte Paar Füße hat ebenfalls, aber nur ſehr kleine und dünne Scheeren. Die

beyden letzten Paare ſind nicht mit Scheeren, ſondern blos mit einfachen Klauen bewaffnet. Auſſer dieſen eigentlichen Seitenfüßen findet man unter dem Schwanze noch einige kleinere, den Füßen ähnliche, aber nicht zum Gehen dienende Theile, welche an den vier erſten Gelenken des Schwanzes paarweiſe ſtehen, unten ihr eigenes, bewegliches Gelenke haben, und ſich an der Spitze in zwo zarte, weiche Klauen theilen, woran noch eine zarte, mit einem beſondern Gelenke verſehene Faſer hängt. Das Weibchen hat von dieſen kleinen Schwanzfüßen, woran die Eyer hängen, fünf Paar, das Männchen aber nur drey Paar. Bey dem letzten ſtehen anſtatt der kleinen Füße am erſten Gelenke des Schwanzes vier lange, weißlichte, etwas harte Theile, wovon die zween obern etwas gewunden ſind, die zween untern aber ein Paar klauenförmige Faſern führen. Sonſt unterſcheidet ſich auch das Weibchen von dem Männchen durch die kleinern Scheeren, und durch den breitern Schwanz.

Die Nahrung der Flußkrebſe beſteht vorzüglich in Fröſchen, Schnecken, Muſcheln, und allerhand Waſſerthieren. Sie freſſen auch todte Fiſche, und das Aas von andern Thieren. Sie können eine Zeitlang außer dem Waſſer leben, und laſſen ſich mit Milch, Kleyen, Rüben, Ochſenleber und andern ähnlichen Dingen füttern. Die Art und Weiſe, wie ſie ſich begatten, iſt noch nicht hinlänglich bekannt. Nur ſo viel weis man, daß die Paarungszeit im November ihren Anfang nimmt, und bis in den April dauert; daher ſie auch dieſe Zeit über weniger Fleiſch haben, und ſchlechter ſchmecken, als in dem übrigen Theile des Jahres. Sie werfen alle Jahre ihre Schale ab, und halten ſich ſo lange, bis die neue gewachſen iſt, in den am Ufer befindlichen Löchern auf. Um dieſe Zeit entſtehen auch in dem Magen dieſer Thiere die runden, harten Steine, welche unter dem Namen Krebsaugen bekannt ſind, und häufig zur Arzney gebrauchet werden.

Der Hummer, Cancer gammarus L. welcher nicht die Flüſſe, ſondern die See bewohnet, kömmt in Anſehung der Geſtalt größtentheils mit unſern Flußkrebſen überein, nur daß er viel größer und ſtärker iſt. Man findet bisweilen Hummern, die beynahe eine Länge von drey Schuh haben, und zwölf Pfund wiegen; doch ſind die gewöhnlichen Hummern nur ohngefähr halb ſo groß. Die Norweger, Engländer und andere Nationen, treiben einen anſehnlichen Handel mit dieſen Seekrebſen, zu deren Verführung beſondere Schiffe mit einem doppelten

pelten Boden gebauet werden, damit man dieſelben beſtändig in friſchem Seewaſſer, welches durch die Löcher des untern Bodens hineinfließt, erhalten kann. In ſolchen Hummerſchiffen, wovon, nach Herr Müllern, blos in Norwegen dreyßig bis vierzig jährlich eintreffen ſollen, werden über zwölftauſend Hummern auf einmal verführet.

Der Federkrebs, Cancer pennaceus Linn. hat ein länglichtrundes Schild, und eine degenförmige, am obern Rande gezähnelte Schnauze.

Den Namen Squillenkrebs, giebt man überhaupt allen denjenigen Krebſen, die keine eigentlichen Scheeren, ſondern nur an etlichen Füßen kleine ſcheerenförmige Spitzen haben, auch in der Anzahl der Füße von den gemeinen Krebſen unterſchieden ſind. Von dergleichen Squillenkrebſen giebt es vielerley Arten, unter denen einige die Größe eines Hummers haben. Der Ritter von Linne' aber ſchränket dieſen Namen blos auf eine kleine, in den europäiſchen Meeren befindliche Art ein, bey welcher man eilf paar Füße, die Schwimmfüße mit dazu gerechnet, antrifft, wovon das dritte Paar am dickſten, und mit kleinen, gleich langen, ſcheerenförmigen Spitzen verſehen iſt.

Die Garnäle, Cancer crangon Linn. gehöret ebenfalls unter die Squillenkrebſe im weitläuftigen Verſtande, indem ſie keine eigentlichen Scheeren hat. An dieſer Art, welche man in den europäiſchen Meeren ſehr häufig findet, iſt die Schnauze glatt, und die eine Spitze der ſcheerenförmigen Vorderfüße etwas länger als die andere. Zum Laufen haben dieſe Krebſe vier Paar und zum Schwimmen fünf Paar Füße. Sie ſind kaum ſo lang und dicke, wie ein kleiner Finger. So lange ſie leben, ſind ſie blau und faſt durchſichtig, im Kochen aber werden ſie roth. Sie ſind eine überaus angenehme Speiſe, und werden gemeiniglich mit Eſſig und Pfeffer genoſſen.

Zu der zwoten Abtheilung, nämlich zu den Krebſen mit höckerichtem Rückenſchilde, werden von dem Ritter von Linne' folgende Arten gerechnet, die wir, weil ſie im deutſchen noch keine beſondere Namen haben, nach der Mülleriſchen Benennung anführen wollen.

Der Kahnkrebs, Cancer carabus Linn. welcher von den Holländern Löwenkrabbe genannt, und im mittelländiſchen Meere gefunden wird, hat ſehr breite, herzförmige, vorn abgeſtutzte, rauchhaarige Scheeren, und mit krummen Klauen bewaffnete Füße. Der Schwanz beſteht aus drey breiten und drey

ſchmalen Gelenken, wovon das letzte eyrund und klein iſt. An der Wurzel deſſelben ſtehen ein Paar kleine Füßchen, und hinten etliche bürſtenartige Faſern von vorzüglicher Länge. Dieſe Krebſe ſind nicht größer als das vorderſte Glied des Daumens.

Der Stachelkrebs, Cancer ſtrigoſus Linn. hat eine eyrunde Schale, länglichte, am Rande mit Dornen beſetzte Scheeren, auch einige Stacheln auf dem Schilde, und vier Paar Füße, wovon das letzte Paar ſehr klein, und an der Spitze ſtumpf und rauchhaaricht iſt. Man findet dieſe Art nicht nur im großen Ocean, ſondern auch im mittelländiſchen Meere.

Eine ähnliche aſiatiſche Art, Cancer gymniſta Linn. hat ein faſt cylindriſches, mit kleinen Härchen beſetztes und gezähneltes Schild, haarichte Fühlhörner, herzförmige Scheeren und einen kleinen Schwanz.

Die Seelaus, Cancer dorſipes Linn. welche in Oſtindien gefunden wird, ohngefähr einen halben Finger lang, und einen Zoll breit, hat ein eyrundes, runzlichtes, vorn ſägeförmig gezähneltes Schild und einen langen, ſchmalen Schwanz, der ſich unter dem Körper faſt bis an den Kopf durchzieht. Die Hinterfüße ſtehen über einander und gleichſam auf dem Rücken; wodurch die Linnäiſche Benennung dorſipes veranlaſſet worden iſt. Die Farbe iſt braungelb mit weißen augenförmigen Flecken.

Die Stachelſcheere, Cancer cancharus Linn. eine indianiſche Art von mittlerer Größe, hat ebenfalls ein eyförmiges, runzlichtes Schild. Die Scheeren ſind zuſammengedruckt, und am Rande mit Stacheln beſetzet.

Von den Krebſen der dritten Abtheilung, deren Rückenſchild dornicht iſt, wird in dem Linnäiſchen Syſtem nur eine einzige, nicht allzugroße Art unter dem Namen Cancer noruegicus angeführet, weil ſie ſich in dem norwegiſchen Meere aufhält. Das Bruſtſtück iſt vorn mit Stacheln beſetzet; die Scheeren ſind dreyeckicht, und an den Ecken gleichfalls dornicht.

Von den Krebſen der vierten Abtheilung, die ein länglichtes Rückenſchild und Scheeren ohne Finger haben, ſind zwo Arten bekannt, die man ſonſt unter die Squillenkrebſe rechnete, nämlich die Seeheuſchrecke und der Bärenkrebs.

Die Seeheuſchrecke, Cancer homarus Linn. die ſchon bey den Alten wegen einiger, obgleich geringen Aehnlichkeit mit den Heuſchrecken, locuſta marina hieß, unterſcheidet ſich von den übrigen Krebſen vorzüglich durch die zwey dicken, ſpießförmigen Hörner,

Hörner, die noch einmal ſo lang als der ganze Körper, an der Wurzel mit ſtarken Stacheln, und an den übrigen Theilen mit kleinen Härchen beſetzet ſind. Auf dem Rückenſchilde befinden ſich gleichfalls dicke, vorwärts gerichtete Stacheln. Die fünf Paar Füße endigen ſich alle in Klauen ohne Scheeren, und ſind an der Spitze haaricht. Die Schale iſt im natürlichen Zuſtande hochblau, und hat bläſſere, auch weißlichte Flecken, im Kochen aber wird ſie ganz roth. Man findet dieſe Krebſe, deren Länge oft viel über einen Schuh beträgt, nicht nur am Vorgebirge der guten Hoffnung, ſondern auch in verſchiedenen Gegenden von Aſien und Amerika. Sie ſind ſehr verwegen, und vertheidigen ſich heftig gegen die Fiſcher, die oft von ihnen ſtark verwundet werden. Wenn ſie ihren Schwanz an einen Felſen anſchlagen, ſo hängen ſie daran ſo feſt, daß man ſie nicht ohne Beſchwerlichkeit losmachen kann. Man hält ſie übrigens für eine ſehr angenehme Speiſe.

Der Bärenkrebs, Cancer arctus Linn. welcher deswegen ſo genannt wird, weil er einen breiten, rauchhaarichten Kopf hat, iſt mit ziemlich dicken, glatten Scheeren verſehen, und wird ſowohl in Oſtindien, als auch in einigen Europäiſchen Gegenden, aber von ſehr verſchiedener Größe gefunden; daher auch einige Schriftſteller einen Unterſchied zwiſchen dem großen und kleinen Bärenkrebſe zu machen pflegen.

Zu den Krebſen der fünften Abtheilung, bey denen man ebenfalls Scheeren ohne Finger, aber ein kurzes Rückenſchild antrifft, gehören folgende zwölf Arten, unter denen einige kaum ſo groß ſind, wie eine Laus.

Der Schwanenkrebs, Cancer mantis Linn. hat einen in Glieder abgetheilten Körper, und ſichelförmige Scheeren, die wie eine Säge gezähnelt ſind. Mit denſelben pfleget dieſer Krebs, welcher im aſiatiſchen und mittelländiſchen Meere gefunden wird, faſt eben die Bewegung zu machen, die das wandelnde Blatt mit ſeinen Vorderfüßen machet, und daher iſt die Linnäiſche Benennung mantis entſtanden.

Der Sandkrebs, Cancer ſcyllaris Linn. welcher ſich oft zween bis drey Schuh tief im Sande aufhält, hat eine große Aehnlichkeit mit der vorhergehenden Art; nur iſt der hintere Rand der Schale des Bruſtſtückes gerändelt, und hinter den Füßen zeigen ſich ein Paar Spitzen. Das Vaterland iſt Oſtindien.

Der Bürſtenkrebs, Cancer ſetiferus Linn. eine Indianiſche, den Garnälen ähnliche, überaus ſchmackhafte Art, hat ſeinen Namen

men von den großen Fühlhörnern erhalten, die zweymal ſo lang ſind, als der Körper, deſſen Länge acht bis neun Zoll beträgt. An jeder Seite befinden ſich ſechs zweyfingerige Füße.

Der Invalide, Cancer emeritus Linn. deſſen Vaterland ebenfalls Indien iſt, hat ein ſehr breites, erhaben rundes Bruſtſtück, wie die Taſchenkrebſe, und an jeder Seite fünf Schwimmfüße.

Der Dickfuß, Cancer goſſipes Linn. dem dieſer Name wegen der ſehr dicken Hinterfüße beygeleget worden iſt, hat einen ganz und gar in Gelenke abgetheilten Körper, deſſen Länge nicht viel über einen Zoll beträgt. Man findet dieſe Krebſe in Holland, und zwar nicht nur in den ſtillſtehenden Waſſern, ſondern auch bisweilen in den Kellern.

Der Seefloh, Cancer pulex Linn. eine der kleinſten Arten, hat einen in vierzehn Gelenke abgetheilten Körper, und außer den Scheeren, welche nur in beweglichen Klauen beſtehen, noch fünf Paar Füße. Dieſe Krebschen, welche man am norwegiſchen Strande, wie auch in Holland und andern Gegenden antrifft, ſollen die Wallfiſche empfindlich beißen, und alſo gleichſam ihre Flöhe ſeyn.

Der Springer, Cancer locuſta Linn. welcher ſich theils an den europäiſchen Meerufern, theils auch in ſüßen Waſſern aufhält, hat ebenfalls einen, ganz in Gelenke abgetheilten Körper, deſſen Länge ohngefähr einen Zoll beträgt, eine ſtumpfe Schnauze, einen ſpitzigen Schwanz, zwey Paar ſcheerenartige und ſieben Paar andere Seitenfüße. Unter dem Schwanze ſtehen noch drey Paar Baſtardfüße, die an der Spitze bürſtenartig ſind.

Der Schmalhans, Cancer linearis Linn. ein Einwohner der europäiſchen Meere, hat einen ſchmalen, überall gleich breiten, in ſechs Gelenke abgetheilten Körper, vier Vorderfüße, die ſich in einfache, ſcheerenförmige Spitzen endigen, und außer dieſen noch zehn andere Füße.

Der Zwergkrebs, Cancer atomos Linn. welcher ſich im Seemoos, auch in ſüßen Waſſern aufhält, iſt ebenfalls ſehr ſchmal und gemeiniglich nicht über einen viertel Zoll lang. Ja, nach dem Ritter von Linné, ſoll es ſo kleine Zwergkrebschen geben, die man kaum mit bloßen Augen ſehen kann.

Der Fadenkrebs, Cancer filiformis Linn. hat einen magern, dünnen Körper, deſſen Länge ohngefähr einen Zoll beträgt, und zehn Füße, wovon ein Paar am Kopfe, ein Paar in der Mitte, und drey Paar am Schwanze ſitzen.

Der Salzkrebs, Cancer ſalinus Linn. welcher deswegen ſo genannt wird, weil man ihn in den engliſchen Salzkoten antrifft, iſt nicht viel größer, als eine Laus und hat ebenfalls einen länglichten Körper, überdieſes bürſtenartige Fühlhörner, die kürzer als der Körper ſind, und einen ſpitzigen Schwanz.

Der Sumpfkrebs, Cancer ſtagnalis Linn. deſſen Aufenthalt aus der Benennung erhellet, hat ſtatt der Füße gewiſſe Werkzeuge, welche den Kiemen der Fiſche ähnlich ſehen, und ſich wellenförmig bewegen. Der Rücken beſteht aus verſchiedenen Ringen; der walzenförmige Schwanz führet eine gabelförmige Floße. Die Länge dieſes Krebſes, welcher ſehr häufig in England gefunden wird, beträgt ohngefähr einen Zoll.

Der ſo genannte Moluckiſche Krebs, Cancer peruerſus, Moluccanus, welcher ſich am Strande der Moluckiſchen Inſeln aufhält, wird von dem Ritter Linné nicht unter die Krebſe, ſondern unter dasjenige Geſchlecht geſetzet, welches bey ihm Monoculus und bey dem deutſchen Herausgeber ſeines Syſtems Schildfloh heißt. Dieſer Krebs, Monoculus polyphemus Linn. welchen die Holländer mit einer Laus oder Wanze vergleichen, und daher Seelaus oder Seewanze nennen, ob er gleich faſt eine halbe Elle lang und breit iſt, kömmt in Anſehung ſeiner Geſtalt, mehr mit den Krabben, als mit den eigentlichen Krebſen überein, nur daß der runde breite Theil der Schale, der ſonſt bey den Krabben hinten iſt, hier den Vordertheil des Körpers ausmachet. Die Farbe iſt braunroth, auch bisweilen etwas grünlicht. Der Körper iſt unten mit einer hornartigen Haut, hinter welcher das Weibchen ihre Eyer trägt, hinten aber mit ſechs rinnenförmigen Blättern bedecket. Das Vorderſchild iſt halbmondförmig und nach dem Rücken zu mit ſieben Stacheln beſetzet. Das hintere Schild iſt ſchmäler, an beyden Seiten ſägeförmig gezacket, hinten gabelförmig zugeſpitzet, und ebenfalls mit ſieben dornichten Stacheln bewaffnet. Von den zwölf kurzen Füßen haben die erſten fünf Paar doppelte Scheeren, die beyden Hinterfüße aber vier lanzetförmige Finger mit einem etwas längern, bürſtenartigen und gabelförmigen Daumen. Der Schwanz endiget ſich in eine lange, ſpießförmige, hohle, dreyeckichte, ſcharfe Spitze, womit dieſe Krebſe ſo ſtark verwunden können, daß eine heftige Entzündung darauf erfolget.

Der Name Krebs wird von den Aſtronomen auch einem Sternbilde in dem Thierkreiße gegeben, wel-

ches unter die ſo genannten himmliſchen Zeichen gehört, und zwiſchen dem Löwen und den Zwillingen ſteht. Wenn die Sonne in dieſes Zeichen tritt, welches den 21. oder 22. Junius geſchieht, ſo hat ſie die größte Höhe für uns Europäer erreichet, wodurch nothwendig der längſte Tag entſteht. Von dieſem Puncte an kehret ſie wieder zurück gegen die Ecliptik zu, und dieſer Umſtand hat die Benennung dieſes Sternbildes veranlaßt. Nach den Fabeln der alten Poeten ſoll daſſelbe dem Andenken desjenigen großen Krebſes gewidmet ſeyn, welcher von der Juno der vielköpfichten Waſſerſchlange, die ſich in dem Lernäiſchen Pfuhle aufhielt, zu Hülfe geſchicket wurde, als Herkules, um ſie zu tödten, ausgegangen war. Andere hingegen erklären den Urſprung dieſes Sternbildes ganz anders und verſtehen darunter denjenigen Krebs, welcher die ſchöne Garamantis auf der Flucht aufhielt, damit ſich Jupiter, von welchem er hernach aus Dankbarkeit unter die Sterne geſetzet wurde, dieſer von ihm geliebten Nymphe bemächtigen konnte.

Das ganze Sternbild enthält, nach Doppelmayern, neun und zwanzig Sterne, nämlich zween von der dritten Größe, welche die Eſel genannt werden, viere von der vierten, ſieben von der fünften, funfzehn von der ſechſten und einen von der ſiebenten Größe, nebſt einem merkwürdigen neblichten Sterne, welcher die Krippe, Praeſepe, genannt wird und wie ein kleines blaſſes Wölkchen ausſieht.

Krebsblume.

Wir verſtehen hierunter das Geſchlecht Heliotropium Linn. Nach dieſem und den andern, bey einigen Schriftſtellern vorkommenden, griechiſchen Namen, nämlich Scorpiurus, könnte man mit Herr Dietrich Sonnenwende, oder mit Herr Planern Scorpionkraut zu Geſchlechtsnamen annehmen. Da man aber von der Sonne bey andern Pflanzen den Namen entlehnet, und die Aehnlichkeit mit dem Scorpionsſchwanze niemand leicht finden möchte, auch das nahverwandte Geſchlecht Vergieß mein nicht, ingleichen das Raupenkraut, Scorpiurus genannt worden, haben wir lieber Krebsblume annehmen wollen; zuweilen findet man dafür Warzenkraut. Der einblättrichte, röhrenförmige Kelch iſt fünffach eingekerbet und des Blumenblattes Röhre ſo lang als der Kelch, der platte Rand aber in fünf ſtumpfe und größere, und fünf kleinere ſpitzige, wechſelsweiſe geſtellte Einſchnitte getheilet. Man könnte lieber nur fünf Einſchnitte annehmen, und die andern kleinern als

als Falten anſehen. Im obern Theile der Röhre ſitzen fünf kurze Staubfäden, welche von den Falten des Blumenblattes bedecket ſind. Der Griffel trägt einen eingekerbten Staubweg. Es folgen vier eyförmig zugeſpitzte Saamen, welche von dem Kelche umſchloſſen ſind. Die Blumen ſtellen eine einſeitige, gekrümmte Aehre vor, und ſind alle aufwärts gerichtet. Herr von Linné hat neun Arten angeführet, davon verſchiedene in unſern Gärten angetroffen werden, als:

1) die doppeltährige wollichte Krebsblume, Heliotropium Europaeum Linn. wächſt in den verſchiedenen Ländern des mittägigen Europens. Die zäſerichte Wurzel iſt jährig; der Stängel erreichet ohngefähr einen Fuß Höhe, und verbreitet ſich aus den Blätterwinkeln in viele Zweige. Dieſe, wie auch die eyförmigen, völlig ganzen, geſtielten und wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind mit Haaren, oder einem wollichten Weſen beſetzet. Jeder Zweig endiget ſich gemeiniglich mit zwo Blumenähren. Aus dem Blattwinkel kommen bisweilen einzelne Aehren, welches, wie Herr Murray dafür hält, aus Mangel des Nahrungsſaftes herrühret. Das Blumenblatt iſt weiß, die Röhre kurz und kugelförmig, und man kann die fünf kleinen Einſchnitte von den fünf größern merklich unterſcheiden. Die Frucht erſcheint anfangs viereckicht, übers Creuz gefurchet, iſt von der fünffach aufgeſchlitzten Röhre, und zuſammengezogenen Rande des Blumenblattes umgeben, mit dem Griffel beſetzet, theilet ſich aber hernach in vier nackende Saamen, welche von außen erhaben, und mit einer ſaftigen Rinde bedecket, innerlich aber, wo ſie anliegen, durch eine erhabene Linie in zwo Flächen abgetheilet, und ohne Rinde ſind. Die Pflanze läßt ſich leicht aus den Saamen erziehen, und vermehret ſich auch durch die ausgefallenen Saamen von ſelbſt. Sie blühet vom Juli bis in den Herbſt.

Obgleich dieſe Pflanze von den Aerzten ſelten gebrauchet wird, bemerken wir doch, wie ſolche Celſus wider den Stich der Scorpionen, und Lobel gegen die Kröpfe, auch verſchiedene gegen das Gewächſe in der Naſe, Polypus genannt, angerühmet haben. In dem letzten Falle ſoll man das Pulver davon in die Naſe ziehen.

2) Einährige Krebsblume mit geflügelten Blattſtielen, Heliotropium indicum Linn. wächſt in beyden Indien; die Wurzel iſt jährig; der Stängel wird gegen zween Fuß hoch, und verbreitet ſich in viele aufrechtſtehende Zweige. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf geflügelten Stielen

len, ſind eyförmig zugeſpitzet, eingekerbet, und haaricht. Der Stängel und die Zweige endigen ſich gemeiniglich mit einer einzelnen Blumenähre, doch treiben auch zuweilen zwo und drey aus einem Punkte hervor. Die Röhre des Blumenblattes iſt lang, walzenförmig, weiß, der Rand blau; die fünf kleinern Einſchnitte laſſen ſich nicht wohl erkennen. Man zählet zween, drey auch vier Saamen, gemeiniglich aber ſind ſolche von ungleicher Größe, und nur zween davon erlangen die völlige Reife. Dieſe ſind eyförmig, zugeſpitzet, und mit einer Rinde überzogen. Dieſe Art erzieht man auf dem Miſtbeete aus den Saamen, und die Pflanzen müſſen entweder daſelbſt ſtehen bleiben, oder an einen andern ſonnenreichen Ort verſetzet werden, wenn man reifen Saamen erlangen will.

3) Vieljährige ſtrauchartige Krebsblume, Heliotropium peruuianum L. Dieſe Art wächſt in Peru. Die dauernde Wurzel treibt einen ſtrauchartigen, ohngefähr drey Fuß hohen, rauch anzufühlenden, und in Zweige verbreiteten Stängel. Die Blätter ſind geſtielt, ſchmal, eyförmig, runzlicht, haaricht, auf beyden Seiten grün. Drey oder vier Blumenähren ſtehen bey einander. Die Röhre des Blumenblattes iſt kurz und kugelförmig; der Rand breit und weiß. Die Blumen geben einen angenehmen Geruch von ſich. Es folgen vier kugelförmige Saamen. Die Vermehrung geſchieht aus den Saamen und Zweigen. Die Stöcke hält man in leichter Erde, und die Scherbel den Winter über in dem Glashauſe.

Dieſe Art wird wegen der wohlriechenden Blumenbüſchel vorzüglich von den Gartenliebhabern geſchätzet; da die übrigen alle ſich weder durch Geruch, noch äußerliches Anſehn empfehlen, und nur in den botaniſchen Gärten unterhalten werden.

Krebsblume, S. auch **Blumenrohr, Croton** und **Löwenzahn**.

Krebskrabbe.

Unter dieſem Namen verſteht man, wie bereits oben angemerket worden iſt, diejenigen Krebſe, deren kahle Schwänze keine floßenartige Fortſätze haben, und die mehrentheils in leeren Schneckenſchalen wohnen, weswegen ſie im Deutſchen von einigen Schriftſtellern Krebsſchnecken oder Schneckenkrebſe genannt werden. Man rechnet unter dieſe Abtheilung folgende ſechs Arten, die wir ſowohl nach der Mülleriſchen als auch Linnäiſchen Benennung und Beſchreibung anführen wollen.

 Die

Die Beutelkrabbe, Cancer latro Linn. welche ſowohl in Oſtindien, als auch in Amerika gefunden wird, hat unter dem Schwanze einen großen Beutel, wodurch die deutſche Benennung veranlaßt worden iſt. Das Schild iſt durch einige Näthe in vier Theile getheilet. Die größten davon ſind an einander befeſtiget, der vierte Theil aber machet gleichſam den Kopf aus. Außer dem beyden dicken und ſtarken Scheeren ſind nur ſechs Füße vorhanden. Die Farbe iſt blau oder roth. Dieſe Thiere, welche eine anſehnliche Größe haben, halten ſich meiſtentheils in den Ritzen und Höhlen der Felſen auf, welche ſie des Nachts verlaſſen, um auf die hohen Cocosbäume zu klettern. Sie kneipen die darauf befindlichen Nüſſe ab, ſteigen alsdenn wieder herunter, zerquetſchen dieſelben mit ihren Scheeren und freſſen den Kern. Dieſe Beſtehlung der Cocosbäume hat zu dem Linnäiſchen Namen latro Anlaß gegeben.

Der Bernhard, Cancer Bernardus Linn. welcher auch unter den Namen Einſiedler und Soldat vorkömmt, hat herzförmige, dornichte Scheeren, wovon die rechte größer iſt, als die linke. Wegen ſeines nackenden und zarten Schwanzes pfleget er ſich leere Muſcheln und Schneckenſchalen auszuſuchen, um mit dem Hinterleibe darinnen zu wohnen. In Ermangelung ſolcher leeren Schalen verſtecket er ſeinen Schwanz in kleine Felſenritze oder andere Höhlungen. Die Scheeren hat er gemeiniglich außer den Schalen, um ſich vertheidigen zu können, welches er mit vieler Herzhaftigkeit thut und weswegen er den Namen Soldat erhalten hat. Die übrigen von den angeführten Benennungen ſind durch ſeine einſiedleriſche Lebensart veranlaßt worden. Man findet ihn ſowohl in den europäiſchen, als auch in den indianiſchen Meeren.

Der Diogenes, Cancer Diogenes Linn. welcher deswegen ſo genannt wird, weil er ganz einſam in einer Schneckenſchale, wie ehemals Diogenes in einem Faſſe, zu wohnen pfleget, unterſcheidet ſich von der vorigen Art nur dadurch, daß die linke Scheere größer iſt, als die rechte.

Der Eremit, Cancer Eremita Linn. welcher ſich im mittelländiſchen Meere aufhält, hat rauhe, faſt gleich große Scheeren, die vorn mit ſechs Spitzen verſehen ſind. Er wohnet in einem runden korkähnlichen Seegewächſe.

Die Röhrenkrabbe, Cancer tubularis Linn. welche ſich ebenfalls in dem mittelländiſchen Meere, und zwar in den Gehäuſen der Röhrenſchnecken aufhält, gleicht in Anſehung der Geſtalt und Größe den Aſſelwürmern. Die vier

Vörder-

füße haben ſcheerenförmige Spitzen, die übrigen aber ſind ohne Klauen.

Der Todtenkopf, Cancer Caput mortuum Linn. welcher dieſen Namen deswegen erhalten hat, weil er einigermaßen einem Todtenkopfe ähnlich ſieht, iſt ohngefähr ſo groß wie eine Kaſtanie und hat einen grauen, mit kurzen Härchen beſetzten Körper; nur ſind die Scheeren an den Spitzen glatt und haben zwey große Blätter. Die halbrunde Schale wird über und über bis an die Augen durch eine gewiſſe Kappe bedecket, die wie alt Leder ausſieht, und ihren Anfang von den hinterſten Füßen nimmt.

Krebskraut.

S. Knawel.

Krebsſcheere.

S. Waſſeraloe.

Krebsſchnecke.

S. Krebskrabbe.

Krebsſpinne.

S. Zimmerſpinne.

Krebsſteine.

Krebsaugen, Lapides cancrorum, oculi cancrorum, ſind harte, weiße oder blaulicht weiße Steine, ſo auf der einen Seite halbrund, auf der andern platt und eingedrücket ſind. Sie ſind wie die Zwiebeln ſchalicht und werden zu der Zeit, wenn der Krebs ſeinen Magen und Schalen verändert, an deren Magen gefunden. Man findet ſie in allen Krebsarten, in Hummern, Krabben, Bachkrebſen u. ſ. f. Von der Erzeugung dieſer Steine hat man folgende Bemerkungen. Im Monath Junius und Julius wird der Magen der Krebſe mit einer neuen Haut überzogen, zwiſchen welcher und dem alten Magen ſich eine milchichte Feuchtigkeit ſammelt, welche ſich zum Theil verhärtet, zum Theil aber nebſt dem alten Magen, der ſich zu einem Schleime verwandelt, dem Krebſe zur Nahrung dienet. Endlich werden die Steine ſelbſt aufgelöſet und zur Nahrung angewandt. So lange dieſe Veränderung vorgeht, iſt der Krebs krank; dieſe Krankheit aber geſchieht deswegen, damit der Krebs, welcher in dieſer Zeit ſeine Schalen ableget, wachſen und größer werden kann.

Man bringt die Krebsſteine häufig aus Polen, Preußen und Ungarn, und gebrauchet ſie vorzüglich in der Heilkunſt, woſelbſt ſie, nachdem man ſie auf dem Reibeſteine zu einem feinen Pulver gerieben, als ein Mittel wider die Säure in den erſten Wegen gebrauchet werden.

Krebswurzel.
S. Natterwurzel.

Krecken.
S. Pflaumbaum.

Kreen. S. Meerrettig.

Kreide.

Creta, iſt eine zuſammengebackene, feſte, weiße und trockene, alkaliſche Erde, welche das Waſſer einſauget und durchlaufen läßt, mit allen Sauren aufbrauſet und von ſelbigen ſich auflöſen läßt. Eine Art iſt feſter, die andere lockerer; beyde fühlen ſich etwas fettig an, vorzüglich die lockere, welche ſich daher auch an die Finger anleget, und ſehr bequem zum ſchreiben gebrauchet werden kann. Ihren Namen ſoll ſie von der Inſel Creta, ſo itzt Candia heißt, haben, woſelbſt ſie in großer Menge gefunden wird. Man findet ſie aber auch häufig in Frankreich, England, Dänemark und andern Ländern. Sie iſt von einerley Beſchaffenheit, ſie mag her ſeyn, wo ſie will; der einzige Unterſchied hängt nur von der Feinheit derſelben und der Feſtigkeit des Zuſammenhangs der Theile ab.

Man findet in der Kreide Horn- oder Feuerſteine, und öfters verſteinerte Conchylien. Aus dieſen Bemerkungen wollen einige ſchließen, daß die Kreide vielleicht aus verwitterten Hornſteinen oder aus zerſtörten Muſchelſchalen entſtanden. Andere halten die Kreide für eine urſprüngliche Erde, welche gleich beym Anfange mit erſchaffen worden. Da es in England und Dänemark ganz große Kreideberge giebt, ſo hat die letztere Meynung einige Wahrſcheinlichkeit für ſich. Einen geringern Grad der Wahrſcheinlichkeit ſcheint die Meynung für die Entſtehung der Kreide aus Hornſteinen zu haben. Wir haben oft auch in Thongruben, wo der Thon, vorzüglich ein grauer, fetter Thon, zwanzig und mehr Ellen tief unter der Dammerde gegraben worden, große Stücken Hornſteine gefunden, wovon bisweilen einige mit einer weißen Rinde überzogen geweſen, die aber mit keiner Säure aufbrauſen wollen.

Ob man gleich noch verſchiedene andere, beſonders gefärbte Erdarten mit dem Namen Kreide beleget hat, ſo verdienet denſelben doch eigentlich keine andere Art, als diejenige, welche weiß und kalchartig iſt. Die grüne, brianzoner, ſchwarze, rothe und andere ſo genannte Kreiden gehören ganz und gar nicht zu dieſer Art, und haben vielleicht den Namen Kreide erhalten, weil ſie, wie die eigentliche Kreide, ſich zum malen und ſchreiben gebrauchen laſſen. Die eigentliche Kreide wird, wie bekannt iſt, zum Schreiben und zum Weißen der Wände gebrauchet. Sie dienet auch den Malern und

kann zum Durchſeigen des Waſſers angewandt werden. In England ſollen ſie an einigen Orten, wo ſie Kreide und Steinkohlen ſchichtweiſe mit einander einſetzen, Kalch daraus brennen, und aus dem, mit der Aſche der verbrannten Steinkohlen vermiſchten, Kalche einen Mörtel bereiten, welcher ſehr gut bindet. Außerdem aber gebrauchet man auch daſelbſt die ſowohl gebrannte, als ungebrannte Kreide zur Düngung der naſſen und lehmichten Aecker, ſo wie bey uns ohngefähr der gebrannte Kalchſtein dazu pfleget angewandt zu werden.

Kreide, ſpaniſche, venetianiſche, Creta Cimolia, Hiſpanica, iſt ein weißgrauer Stein oder eine verhärtete Erde, die ſich etwas fettig anfühlen und nicht wohl mit den Nägeln oder Fingern zerreiben und ſchaben läßt. Man gebrauchet dieſelbe zum Auswaſchen der Flecke aus den Kleidern. Sie gehöret ganz und gar nicht zu den Kreidearten, ſondern iſt eine Art Topf- oder Speckſteins. S. Speckſtein.

Kreide, grüne, S. Talk.

Kreide, ſchwarze, S. Schiefer.

Kreideeyer.

Kreideeyer ſind gewiſſe kugelrunde Feuer- oder Hornſteine, welche an den gewöhnlichen Hornſteinen angewachſen ſind, und äußerlich eine Schale von Kreide haben. Man findet ſie vornehmlich in England, wo ſie gemeiniglich rund, manchmal aber auch länglicht und bisweilen inwendig hohl ſind, und etwas Kreide in ſich verſchließen.

Kreidemergel.

S. Mergel.

Kreideſalz.

Sal Cretae, ſoll eine Art eines Mittelſalzes ſeyn, das aus der Salzſäure einer kalchichten Erde und einem erdpechichten Weſen beſteht, und in dem Sineſiſchen Staate, wo ein Strich kreideartigen Landes voll von dieſem Salze iſt, auf der Oberfläche in Geſtalt eines aſchfarbenen Staubes, in Höhlen und Riſſen aber als ein wollichtes Weſen gefunden wird. S. Vogel Mineralſyſt. S. 301.

Kreiſelſchnäbler.

Eine Art Tauben mit kurzem kreiſelförmigen Schnabel, columba turbita, heißt auch ſonſt türkiſche Taube, und wird hin und wieder unter den zahmen Tauben gehalten.

Kremling.

S. Blätterſchwamm.

Kreß.

Greß, Greßling, Bachkreſſen,

Knab. Gobio fluuiatilis, des Gesners, S. 159. b. ſ. unſere Artikel, Aalbaſtart, Enchelyopus ſ. des Kleins, Th. I. S. 42. und Gob, Th. III. S. 458.

Kreſſe.

Dieſen Namen führen verſchiedene Pflanzen, von welchen einige zu andern Geſchlechtern gehören, andere aber eigene Geſchlechter ausmachen. Von den letztern bemerken wir zuerſt, wie Tournefort zwey dergleichen angenommen, nämlich Lepidium und Naſturtium, ſelbige aber Herr von Linne', wegen der nahen Verwandſchaft, vereiniget, den letztern, von jeher gebräuchlichen, Namen abgeſchaffet und das vereinigte Geſchlechte Lepidium genannt habe. Dieſes, wie auch die ganze Familie, welche von der Kreſſe, als dem vornehmſten und bekannteſten Geſchlechte, ihren Namen erhalten, Plantae Naſturtinae, haben viele gemeinſchaftliche Eigenſchaften, als 1) einen vierblätterichten, abfallenden Kelch, 2) vier creuzweis geſtellte Blumenblätter, 3) ſechs Staubfäden, deren allemal zween kürzere und vier längere ſind, daher Herr von Linne' dieſe Familie mit dem Namen der viermächtigen, Tetradynamia, beleget, 4) einen einfachen Griffel, und 5) eine Schote, welche bey einigen kurz, bey andern lang iſt, und daher Plantae ſiliquoſae, und ſiliculoſae, genannt worden. Bey unſerm Geſchlechte ſind die Kelchblättchen eyförmig und vertiefet, die längern Blumenblätter haben ſchmale Nägel, bey einer Art fehlen dieſe gänzlich, und etliche beſitzen nur zween Staubfäden. Das Schötchen iſt herzförmig, platt gedrücket, mehr oder weniger eingekerbet, und beſteht aus zwo nachenförmigen Klappen, welche durch eine ſchmale Scheidewand von einander abgeſondert ſind; in den beyden Fächern liegen einige eyförmige kleine Saamen. Bey dem Naſturtio des Tourneforts iſt das Schötchen in der Spitze geſpalten und die Klappen ſind am Rande eingekerbet; bey dem Lepidio aber iſt keins von dieſen beyden Merkmalen zugegen. Bey dem Herrn von Haller findet man beyde Tournefortiſche Namen und zwey Geſchlechter, dieſe aber auf eine ganz andere Art beſtimmet. Naſturtia nennt derſelbe alle kreßartige Pflanzen, welche einen kurzen Griffel, gerade, nicht höckerichte Kelchblätter und zween länglichte Klappen haben, giebt aber auf die Geſtalt der Schötchen nicht acht, und vereiniget Pflanzen, welche ein breites und ſchmales, plattes oder gewölbtes Schötchen haben. Unter das Geſchlecht Lepidium aber verweiſet derſelbe alle, ſonſt ähnliche Pflanzen, welche durch den langen Griffel davon unterſchieden

den ſind. Mithin theilet derſelbe nicht allein die Arten des Naſturtii und Lapidii Tourn. ſondern auch die Geſchlechter Löffelkraut, Baurenſenf und Täſchelkraut unter dieſe beyden Geſchlechter, nachdem der Griffel ſolches erfordert. Da wir bey andern Geſchlechtern dieſer Familie Hrn. von Linné gefolget, wollen wir auch hier deſſen Eintheilung beybehalten, und unter dem Namen Kreſſe diejenigen Arten anführen, welche das Geſchlechte Lepidium ausmachen. Von den zwanzig Arten, welche in der Murrayiſchen Ausgabe verzeichnet ſind, bemerken wir folgende.

1) Die Gartenkreſſe, Naſturtium hortenſe, Lepidium ſatiuum Linn. Das Vaterland iſt unbekannt. Die zäſerichte, jährige Wurzel treibt einen oder mehrere, in viele Zweige vertheilte, anderthalb bis zween Fuß hohe, runde, glatte, blaulicht angelaufene Stängel, welche mit wechſelsweiſe geſtellten, länglichten, vielfach und tief eingeſchnittnen Blättern und an den Spitzen mit weißen Blumen beſetzet ſind. Die Schötchen ſind klein, beynahe rund, platt, an der Spitze geſpalten; in jedem Fache liegt gemeiniglich ein rundlicher, röthlicher Saame. Die Blätter ſind gemeiniglich platt und die Einſchnitte derſelben ſtehen von einander abgeſondert, zuweilen aber ganz dichte bey einander, und liegen mehr über einander, daher ſolche kraus ſcheinen; das Naſturtium criſpum iſt demnach eine Spielart. Die Pflanze iſt ſowohl in der Küche, als Apotheke bekannt. Die friſchen jungen Blätter gebraucht man öfters in Salaten. Sie beſitzen einige Schärfe, reizen den Geſchmack, ſtärken den Magen, und ſind, wie auch die Saamen, ein zertheilendes, eröffnendes und blutreinigendes Mittel, und werden daher vorzüglich bey Verſtopfung der Eingeweide mit Nutzen gebrauchet. Man hat in den Apotheken ein abgezogenes Waſſer von den Blättern, welches man als ein urintreibendes Mittel anrühmet. Man erwähle lieber die ſaftigen Blätter, und bediene ſich entweder des ausgepreßten Saftes, oder genieße ſolche roh mit und ohne Eſſig. Die Saamen könnte man als ſchwache blaſenziehende Mittel äußerlich gebrauchen. Wider die Krätze und den Grind der Kinder empfiehlt Pare und andere eine Pomade, welche aus den Blättern und Saamen dieſer Pflanze mit ungeſalzenem Schmeere bereitet wird. Es kann dieſe nützlich ſeyn, wenn zuvor der Körper gereiniget, und die Schärfe der Säfte durch andere Mittel verbeſſert worden.

2) Breitblättrige Kreſſe, ſonſt Pfefferkraut, Jngberkraut, Senfkraut, genannt, Piperitis,

Lepidium latifolium Linn. wächſt in ſchattichten und feuchten Gegenden in England und Frankreich, und blühet im Sommer. Die Wurzel iſt dauernd, kriecht unter der Erde hin, und treibt an verſchiedenen Oertern runde, glatte, bläulicht angelaufene, drey bis vier Fuß hohe, äſtige Stängel. Die Wurzelblätter ſind langgeſtielt, oberwärts bläulicht angelaufen, unterwärts grün, breit und lang; an dem Stängel und den Zweigen ſtehen ſolche wechſelsweiſe auf kurzen Stielen, oder platt auf, und ſind viel ſchmäler; alle ſind eyförmig zugeſpitzet, und ſägeartig ausgezacket. Die kleinen weißen Blümchen ſtehen an den Spitzen der Zweige büſchelweiſe. Die ganze Pflanze enthält viele ſcharfe Beſtandtheile und iſt dem Geſchmacke nach dem Pfeffer und Senfe ähnlich. In der Arzneykunſt kann man alles davon hoffen, was die Gartenkreſſe, der Dragun und Meerrettig zu bewirken, vermag. Da dieſelbe ohne alle Wartung ſich häufig im freyen Lande vermehret, könnte man davon öftern Gebrauch machen, als zu geſchehen pfleget. Die Köche in Dännemark vermiſchen den ausgepreßten Saft mit Eſſig, und gebrauchen ſolchen zu Bratenbrühen.

3) Unvollkommene Kreſſe, ſonſt Hundeſeuche genannt, Naſturtium ſylveſtre, Oſyridis folio C. B. Lepidium ruderale L. wächſt auf den Mauern, an den Wegen, und andern ungebaueten Oertern; blühet im Juni und Juli. Die Wurzel iſt zäſericht und jährig; der Stängel wird etwa einen Fuß hoch, und theilet ſich in viele Zweige. In der Onomatol. botanica iſt der Stängel zehn Schuh angegeben, welches wenigſtens ein Druckfehler iſt, wo man die Höhe nicht ganz unrichtig angegeben hat. Die untern Blätter ſind gefiedert, und die Blättchen federartig zerſchnitten, die obern aber ganz und gleichbreit. Die kleinen Blümchen beſtehen nur aus vier weißlichten, höckerichten Kelchblättchen, und zween Staubfäden; die Blumenblätter fehlen gänzlich. Das eyförmige Schötchen enthält in jedem Fache nur einen Saamen. Geruch und Geſchmack zeigen viele Schärfe; man könnte dieſe ganz gemeine Pflanze, wie die andern Kreßarten, in der Arzneykunſt gebrauchen.

4) Schmalblättrige Kreſſe, wilde Kreſſe. In der Onomat. botan. finden wir den verſtümmelten Namen Schiatickkreſſe, Iberis offic. Lepidium Iberis L. wächſt häufig in Italien, Frankreich und der Schweiz, auch hin und wieder in Deutſchland, an den Wegen und ungebaueten Oertern, und blühet im Juli.

Juli. Die Wurzel iſt jährig. Der aufgerichtete Stängel verbreitet ſich in viele Zweige, und erreichet ohngefähr zween Fuß Höhe. Die erſten Blätter ſind lang geſtielet, breit, und verſchiedentlich zerſchnitten, an den jungen, noch nicht blühenden Stängeln ſitzen dergleichen federartig zerſchnittene, oder auch nur ſägeartig ausgezackte Blätter, welche aber bald verwelken, und an deren Stelle an dem obern Theile andere, ganz ſchmale, überall gleich breite, völlig ganze erſcheinen. Die Blumen ſind klein, die eyförmigen Kelchblättchen bräunlicht, und die rundlichen Blumenblätter milchfärbig. Hr. von Linne' und Gouan zählen nur zween Staubfäden, Herr v. Haller aber ſechſe, und Herr Cranz beſchreibt zwiſchen den kürzern und längern Staubfäden vier Honigdrüſen. Das Schötchen iſt lanzetförmig. Alle Theile dieſer Pflanze beſitzen einen brennenden Geſchmack, und können ſtatt der Gartenkreſſe gebrauchet werden. Sollte dieſe Art bey dem Hüftweh nützlich zu gebrauchen ſeyn, könnte man gewiß auch gleiche Wirkung von der Kreſſe erwarten. In Gärten zieht man ſelbige leicht jährlich aus dem Saamen.

5) Die durchſtochene, herzblättrige Kreſſe, Lepidium perfoliatum L. wächſt in Perſien und Syrien, iſt zweyjährig, und blühet in unſern Gärten im April und May. Die zäſerichte Wurzel treibt viele, dicht übereinander gelegte, und auf der Erde ausgebreitete gefiederte Blätter, deren Blättchen wiederum verſchiedentlich in ſchmale, zarte, eingekerbte Lappen zerſchnitten ſind. Und in dieſem Zuſtande bleibt die Pflanze bis in das künftige Frühjahr; alsdenn erhebt ſich zwiſchen dieſen Blättern, welche nach und nach verwelken, der aufrechtſtehende, ohngefähr einen Fuß hohe, und oberwärts in Zweige abgetheilte Stängel, an welchem die Blätter wechſelsweiſe ſtehen. Die untern Stängelblätter ſind den Wurzelblättern ähnlich und geſtielet; ohngefähr in der Mitte des Stängels verändern ſelbige ihre Geſtalt; ſie ſitzen platt auf, umfaſſen den Stängel, und wegen der vorragenden Lappen ſcheint es, als ob ſelbige von dem Stängel durchſtochen würden; die erſten davon ſind noch verſchiedentlich zerſchnitten, diejenigen aber, welche am obern Theile des Stängels und der Zweige ſitzen, ſind völlig ganz und herzförmig. An den Spitzen der Zweige und des Stängels erſcheint anfangs ein Blüthköpfchen, welches ſich nach und nach in eine Aehre verlängert. Die Blumen ſind klein, die Blumenblätter gelblicht, und die Schötchen eyförmig, platt, und weder

am Rande, noch an der Spitze eingekerbet. Die verſchiedene Geſtalt der Blätter giebt der Pflanze ein ſchönes Anſehen, und deswegen verdienet ſie in den Gärten einen Platz. Man muß ſelbige auf dem Miſtbeete aus den Saamen ziehen, und die Pflanzen im Sommer, wenn ſie viele Wurzelblätter getrieben, einzeln in Töpfe verſetzen, und mäßig begießen, indem ſie leicht faulen; den Winter über ſtellet man ſolche in ein mäßig warmes Glashaus, begießt ſolche ſelten, giebt ihnen, zumal im Frühjahre, öfters Luft, und bringt ſolche, wenn die Witterung gelinder worden, ohne ſie zu verſetzen, welches ſie nicht füglich leiden, an die freye Luft, da denn Blüthe und reifen Früchte folgen werden.

Außer dieſem eigentlichen Kreßgeſchlechte hat man ein anderes, davon gänzlich verſchiedenes, welches wegen des ähnlichen Geſchmacks

Die indianiſche Kreſſe genennet worden. Es heißt ſonſt auch der gelbe Ritterſporn und Capucinerle, oder wie Herr Planer ſchreibt Kapucinerle und nach dem Nomenclator Capucinerkapern. Unter dieſen Namen ſcheint uns der erſte der ſchicklichſte zu ſeyn, obgleich Blume und Frucht mit der Kreſſe ganz und gar nicht übereinkommen. Die ältern Schriftſteller nennen dieſes Geſchlecht Naſturtium indicum, Tournefort Cardamindum, Boerhaave Acriuiola, Linnäus Tropaeolum, und Siegesbeck Pelonium. Der einblättrichte gefärbte Kelch zeiget hinter- und unterwärts einen geraden langen Sporn, und erhebt ſich aufwärts in einen weiten Trichter, deſſen Rand in fünf ſpitzige Einſchnitte abgetheilet iſt; die beyden untern Einſchnitte ſind ſchmäler als die übrigen. Zwiſchen dieſen ſtehen fünf rundliche Blumenblätter, davon die zwey obern platt aufſitzen, die drey untern aber in lange, dünne, gefranzte Nägel ſich verlängern. Acht kurze, von Länge ungleiche, und unterwärts gebogene Staubfäden tragen aufgerichtete, vierfächerichte Staubbeutel. Der aufgerichtete kurze Griffel endiget ſich mit drey ſpitzigen Staubwegen. Dieſe Theile fallen ab, und der Fruchtkeim verwandelt ſich in drey rundliche, auf der äußerlichen Seite erhabene, geſtreifte, auf der innerlichen eckichte Saamen, deren jeder mit einer gleich gefaltenen, ſaftigen Decke umgeben iſt, welche aber nach und nach austrocknet.

1) Große indianiſche Kreſſe mit ſtumpfen Blumenblättern, Tropaeolum maius Linn. ſtammet aus Peru her, und iſt im Jahre 1684. nach Europa gebracht worden. Die jährige,

zäſerichte Wurzel treibt einen ſchlanken, ſaftigen Stängel, welcher, wie auch deſſen Zweige, auf der Erde hinkriechen, oder ſich an beygeſteckten Stäben in die Höhe ziehen. Die Blätter ſind wechſelsweiſe, oder ohne Ordnung geſtellet, und der lange, gewundene Stiel ſetzet ſich an die untere Fläche derſelben; ſie ſind alſo ſchildförmig, rundlich, doch gemeiniglich mehr breit als lang, mit fünf ſtumpfen Ecken gerändert, glatt und hellgrün. Neben den Blätterſtielen entſtehen auch die Blumenſtiele, welche einzelne große Blumen tragen. Die Blumenblätter ſind am Ende ſtumpf oder rundlich, ihre Farbe fällt aus dem gelben ins dunkelrothe, und haben einen angenehmen Geruch. Der Kelch iſt grünlichtgelb, und der Sporn gelb, mit einigen purpurfärbigen Linien bezeichnet.

2) Kleine indianiſche Kreſſe mit ſpitzigen Blumenblättern, Tropaeolum minus L. iſt der vorherſtehenden ähnlich, aber in allen Theilen kleiner; und beſonders zeiget ſich ein Unterſchied in den Blättern und der Blume. Die ſchildförmigen Blätter ſind am Rande ausgeſchweifet, und die Blumenblätter ſpitzig, mehr oder weniger goldgelb, und unterwärts mit einem rothen, glänzenden, geſtrahlten Flecke bezeichnet.

3) Die ſpielende indianiſche Kreſſe, Tropaeolum hybridum, könnten wir füglich übergehen, da ſolche, wie Herr von Linne ſelbſt berichtet, aus der erſten Art im Garten zu Stockholm entſtanden iſt, und die Blumenblätter niemals einerley Geſtalt behalten, überdies auch die Saamen niemals zur Reife gelangen, und die Pflanze allein durch Zweige vermehret werden kann, welche aus Stockholm wohl ſchwerlich friſch zu erhalten ſeyn dürften. Man muß ſich wundern, daß Herr von Linné dieſe Baſtardpflanze für eine wahre ausgegeben. Die Beſchreibung davon ſteht in den Abhandl. der Schwed. Acad. 27 Band.

4) Indianiſche Kreſſe mit zerriſſenen gefranzten Blumenblättern, Tropaeolum peregrinum, wächſt auch in Peru, und iſt zur Zeit in unſern Gärten unbekannt.

Von der erſten Art findet man in hieſigen Gärten eine Abänderung mit gefüllten Blumen, bey welchen der Kelch- und die Blumenblätter ihre natürliche Geſtalt gänzlich verlieren, alle Blätter einerley Anſehen erhalten, und die Blume einer ausgebreiteten Roſe ähnlich erſcheint. Dieſe läßt ſich leicht durch Zweige vermehren, wenn man ſie in lockere Erde ſtecket. Die Stöcke blühen den ganzen Sommer über häufig, und wenn ſie

ſie im freyen Lande oder geraumen Töpfen ſtehen, treiben ſie viele Zweige. Dieſe Zeit über verlangen ſie viel Waſſer. Gegen den Winter muß man ſolche zeitig in das Glashaus bringen, und alsdenn trocken halten, auch bey leidlicher Witterung der freyen Luft genießen laſſen. Sind ſie mehr eingeſchloſſen, oder bekommen nur etwas zu viel Näſſe, gehen die Stöcke leicht ein. Wir haben öfters im Herbſte zehn Stöcke in das Glashaus geſetzet, öfters aber kaum einen guten wieder daraus gebracht. Sonſt ſind die beyden erſten Arten Sommergewächſe; man erzieht ſie leicht aus den Saamen, am beſten in dem Miſtbeete, doch werden auch die ausgefallenen Saamen, ſonderlich der erſten Art, im freyen Lande im Frühjahre hervorkeimen. Wenn man die jungen Pflanzen verſetzet, werden ſie in ihrem Wachsthum merklich zurückgehalten; es iſt beſſer, man ſäet die Saamen an denjenigen Ort, wo ſie ſtehen bleiben ſollen. Um die ſchönen Blumen recht zu bemerken, ſoll man die Ranken lieber in die Höhe ziehen, als auf der Erde hinkriechen laſſen. Es treiben immerfort einige Monathe über neue hervor, bis endlich der erſte Froſt die Pflanze tödtet. Nicht allein aber dienen die Blumen zur Zierde in den Gärten, ſondern man kann auch dieſe und die ganze Pflanze als ein Arzneymittel gebrauchen. Die Wirkung davon kommt mit der Gartenkreſſe meiſtentheils überein. Man pfleget die Blumen, ehe ſich ſolche öffnen, mit Eſſig, wie die Kapern, einzumachen, und ſie ſtatt der Kapern zu Salat und andern Speiſen zu gebrauchen. Um den Eſſig gut erhalten, ſoll man einige Schoten vom ſpaniſchen Pfeffer dazulegen. Auch die aufgeblüheten Blumen werden zu Salat genommen, welche dem Geſichte angenehm, und auch wegen der magenſtärkenden Kraft nützlich ſind. Die Blumen in Baumöl geweichet, ſollen dieſem eine heilende Eigenſchaft mittheilen, auch dergleichen Oel bey der Krätze dienlich ſey. Aus dem Blumenſporne tragen die Bienen häufig. Noch einen merkwürdigen Umſtand müſſen wir anführen, ob wir ſolchen gleich nicht ſelbſt beobachtet haben. Des Herrn von Linne Fräulein Tochter hat ſolchen zuerſt wahrgenommen, und nachher ihren Herrn Vater, welcher daran zweifeln wollen, davon überzeuget. Die feuergelben Blumen der erſten Art ſollen jeden Abend vor der Dämmerung blitzen, und dieſes Blitzen oder Hervorſchießen eines Glanzes ſo plötzlich geſchehen, daß man es ſich nicht ſchneller vorſtellen kann. Herr von Linne hat noch angemerket, wie nur die-

jenigen Blumen den Blitz von ſich gegeben, derer Blumenblätter rothgelb, und die beyden oberſten mit ſchwarzen Striefen bezeichnet ſind, hingegen diejenigen Blumen, derer Blätter blaßgelb ſind, und am Boden einen feuergelben Fleck, und dabey ſchwarze Striefen in den Flecken der beyden obern haben, wie auch diejenigen, in welchen alle Blumenblätter ohne Flecken und Striefen ſind, dergleichen Glanz niemals von ſich gegeben.

Von denjenigen Pflanzen, welche zu andern Geſchlechtern gehören, im gemeinen Leben aber mit dem Namen Kreſſe beleget werden, bemerken wir allhier nur

die Brunnenkreſſe, Bornkreſſe oder Waſſerkreſſe, Naſturtium aquaticum. Es iſt ſolche von den neuern Schriftſtellern mit der Rauke vereiniget, und von dem Herrn von Linné Siſymbrium naſturtium aquaticum genannt worden. Es wächſt ſolche am Waſſer, welches aus ſpringenden Brunnen oder Quellen lauft. Die lange, dünne Wurzel treibt aus den Gelenken viele zarte Fäſerchen, welche ſich im Waſſer verbreiten, und im Schlamme befeſtigen. Die Stängel ſind ohngefähr einen Fuß lang, geſtreift, glatt, und in Zweige verbreitet. Die Blätter ſind gefiedert, und die Blättchen beynahe herzförmig, ſchwach eingekerbet, bräunlichtgrün, ſaftig; das letzte ſtehet einzeln und iſt das größte. Die weißen, kleinen Blumen erſcheinen im Juli und Auguſt an den Spitzen der Zweige, und haben mit der wahren Kreſſe faſt gleiche Beſchaffenheit; die Schötchen aber ſind kurz, etwas breit, gekrümmet, langgeſtielet, und hangen unterwärts. Der Griffel iſt kurz und der Staubweg eingekerbet. Scopoli hat auch vier Drüſen in der Blume angegeben. Der faſt allgemeine und nützliche Gebrauch der Brunnenkreſſe iſt bekannt. Man bedienet ſich derſelben, ſonderlich im Winter, wenn andere friſche Kräuter mangeln, und dieſes auf das ſchönſte in dem fließenden Brunnenwaſſer grünet, gar häufig zum Salat. Die Aerzte verordnen vorzüglich den ausgepreßten Saft, welcher die beſte Wirkung äußert. Die Conſerve iſt auch nicht zu verachten, der Syrup und das abgezogene Waſſer ſind ſchlechter. In Anſehung der Wirkung kommt ſolche mit der Gartenkreſſe überein. Sie dienet wider den Scharbock, und verbeſſert überhaupt die Säfte, löſet die ſtockenden Säfte auf, treibet den Urin, und führet den Grieß ab. Die friſchen geriebenen Blätter in die Naſe gezogen, ermuntern die Schlafſüchtigen, und ſollen vor den Schlag verwahren. Auch wider die Würmer

mer will man ſolche empfehlen. Der Landwirth gebraucht auch ſelbige zu mancherley Vieharzneyen, als in der ſcharbeckiſchen Lungenfäule der Kühe, welchen ſie die Brühe davon einſchütten. Ueberhaupt kann man von dieſen hier beſchriebenen Kreßarten einerley Nutzen erlangen, und ſolchen mit den Wirkungen des Löffelkrautes vergleichen; da aber die Brunnenkreſſe ohne Kunſt und Mühe häufig zu erlangen iſt, ſoll ſolche billig den erſten Platz verdienen. Wie man an Oertern, wo die Brunnenkreſſe nicht zu wachſen pfleget, ſelbige bauen und erziehen könne, hat Herr Reichart umſtändlich gelehret, S. deſſen Garten- und Ackerbau I. Th. 395 S. Wer zur Winterszeit die Brunnenkreſſe nicht haben kann, wird ſich durch die Gartenkreſſe leicht ſchadlos halten. Es gehet der Saame davon ſehr geſchwinde auf. Und man kann im Winter Kaſten und Töpfe mit guter Gartenerde füllen, den Saamen ganz flach darauf ausſtreuen, dieſe in der Stuben unterhalten und fleißig begießen, ſo werden in wenig Tagen die jungen grünen Blättchen zum Vorſchein kommen, und luſtig fortwachſen, zumal wenn man die Käſtchen hinter ein Fenſter gegen Mittag ſtellen, und den Sonnenblicken ausſetzen kann. Man kann auch Pyramiden und andere Figuren grün überzogen im Winter darſtellen, wenn man Frieß oder Flonel über hölzerne Stäbe ausſpannet, dieſen öfters mit Waſſer begießt, hernach die Saamen von der Gartenkreſſe darüber ſtreuet, in gelinder Stubenwärme unterhält, und täglich etlichemal begießt, ſo wird der Saame ſeine Wurzelkeime durch den Flonel treiben, und die jungen Blättchen werden ſolchen von außen ganz überziehen, und einige Tage, auch länger, wenn zumal das Begießen gehörig veranſtaltet wird, in dieſem grünenden Zuſtande verbleiben. Unter dem aufgeſpannten Flonel muß es hohl bleiben, damit das Waſſer ablaufen könne. Man ſetzet dergleichen Pyramiden in eine Schüſſel, damit das Waſſer ablaufen, ſich auch von da wieder in den Flonel ziehen möge. Die andern Pflanzen, welche auch den Namen Kreſſe erhalten, kommen bey ihren Geſchlechtern für. Als:

Kreſſe, Bauren, S. Bauerſenf.

Kreſſe, Feld- oder Wieſen, S. Gauchblume.

Kreſſe, Heide-, Sand- oder Stein-, S. Iberpflanze.

Kreſſe, Winter-, S. Wegſenf.

Kreubeere.
S. Heidelbeerſtrauch.

Kreutzblume.
S. Gottheil.

Kreutzdorn, Kraut und dergleichen.
S. Creutzdorn, u. ſ. f.

Kreutzer.
S. Klippkleber.

Kreutzwurzbaum.
S. Bacchuspflanze.

Kreuzſchnabel.

Krummſchnabel, Kreuzvogel, Krünitz, Coccothrauſtes curuiroſtra, loxia, ein Vogel, ſo groß, wie die Kern- und Steinbeißer, gehöret zu der Zunft der Dickſchnäbel, weil dieſe Vögel die dickſten und ſtärkſten Schnäbel zum Zerbeißen der Kerne und anderer ſteinichten Saamen, haben. Uebrigens ſteht er unterm großen Geſchlechte der Sperlinge, in der dritten Zunft, neben den Kernbeißern. So viel man weis, iſt er der einzige Kreuzſchnabel unter den europäiſchen Vögeln, und daran beſonders kenntlich, daß er einen doppelt gekrümmten Schnabel hat. Nämlich der Oberkiefer iſt unterwärts gekrümmet, wie der Papageyenſchnabel; der Unterkinnladen hergegen iſt eben ſo nach oben, auch vorn ſeitwärts heraufgebogen, daß die Hacken beyder Kinnladen kreuzweis zu ſtehen kommen. Wegen Aehnlichkeit des Oberkiefers mit dem Papagey, vielleicht auch wegen der Farben, nennen ihn einige den deutſchen Papagey. Er gleicht an Dicke des Schnabels und an Größe des Körpers, wie geſaget, den Kernbeißern oder Kirſchfinken, und hat einen ſolchen Schnabel, damit er die Kerne aus den Fichten- und Tannenäpfeln bequem heraus langen könne. Denn mit dem obern Schnabel drücket er eine Schuppe des Fichtenzapfens nieder, mit dem untern hebt er die andere auf, und löſet ſolchergeſtalt den Kern aus. Der Kopf des Vogels iſt dabey breit und ſtark, ſeine Kinnladen auch ſtark, der Hals kurz, die Bruſt breit und die Füße kurz. Die Männchen ſind von verſchiedener Farbe. Es giebt ihrer rothe mit ſchwärzlichen Flügeln und Schwanze, der mittelmäßig lang, und etwas gabelicht iſt. Es giebt grüngelbe mit ſchwärzlichen Flügeln und Schwanze, und gelbe mit roth durchmenget. Inzwiſchen weis man nicht, ob dieſe Verſchiedenheit etwa nur vom Mauſtern herkomme; denn der Vogel ändert die Farbe wohl dreymal des Jahrs, und es könnte daher immer einerley und dieſelbe Art des nämlichen Vogels ſeyn. In den pyrenäiſchen Gebirgen hat man

zweyerley Gattungen bemerken wollen: eine ſchwärzliche mit purpurfarbener Bruſt und Bauche, und eine röthlich ſchwärzliche mit ſcharlachfarbenem Kopfe und Nacken. Die gewöhnlichen Farben ſind oranien- oder zitrongelb. Nach dem erſten Mauſtern ſollen die Männchen allezeit roth, und nach dem zweyten erſt die pomeranzen- und zitrongelbe Farbe bekommen. Die Weibchen ſind durchaus grau mit etwas grün vermenget. Die ſchwärzlichen Flügel geben dem Vogel eine ſchöne Zierde, und die kurzen Deckfedern der Flügel fallen röthlich und grünlicht, mit ſchwarz vermiſchet, wie die Hauptfarbe des Körpers. Der Vogel ſcheint in Deutſchland nicht ordentlich ſich aufzuhalten, ſondern nur zu Zeiten unſere Gegenden zu beſuchen, wenn viele Fichtenzapfen wachſen. Dieſerhalb wohnet er auch meiſtens in Fichten- und Föhrenwäldern, wo er von dem Saamen dieſer Bäume lebet. Findet er dieſe Saamen nicht in genugſamer Menge, ſo frißt er das Geſäme von Diſteln. Wenn man ihn im Käfig hält, ſo frißt er alsdenn auch Hanf, Leinſaamen, und allerley grünes und Salat. Man behauptet von ihm, daß er im Winter hecke und brüte, welches Hr. Klein zwar läugnet; aber doch von guten Beobachtern bejahet wird. Zorn ſaget, der Vogel erlange ſein Alter zur Zeugung im Herbſt und Sommer, damit er im Winter brüten könne, wie auch Friſch angemerket hat. Ich ſehe nichts widriges darinn, daß der Kreuzſchnabel im Winter brüten ſollte, welches auch von etlichen andern Vögeln bekannt iſt. Vielmehr ſuchet Herr Hanow, Seltenh. der Nat. und Oekon. Th. I. S. 278. zu beweiſen, daß die Brützeit dieſes Vogels eben nur deswegen in den Winter fallen könne, weil er alsdenn für ſich und für ſeine Jungen gerade die beſte und häufigſte Nahrung an den Fichtenſaamen finde; wie es die Natur überhaupt mit allen Vögeln ſo eingerichtet, und ihm die bequemſte Zeit für ihr Brüten beſtimmet hat. Der Vogel hat einen etwas unangenehmen Geſang.

Kriechröhre.

S. Röhrencoralle.

Krippe.

Ein Nebelſtern im Sternbilde des Krebſes. S. Krebs.

Kriſpelkraut.

S. Täſchelkraut.

Krökle.

Ein kleiner und faſt unbekannter friſcher Fiſch in Norwegen, etwa eines Fingers lang; man findet ihn in gewiſſen Gegenden überflüßig, inſonderheit in der See

Tyre-

Tyreſiord auf Ringerige, wo er in großem Ueberfluße angetroffen wird, wenn er von den Hechten und Deredern, (Oeret, Lachsforelle, Salmo Lacuſtris, Linn. gen. 178. ſp. 6.) ans Land gejaget wird, da er denn leicht mit kleinen Netzen herausgezogen werden kann. Er iſt ganz gut zu ſpeiſen. Pontopp. Norwegiſche Naturhiſt. II. S. 245.

Kröſedrüſe.

Pancreas, große Drüſe des Unterleibes. Es gehöret dieſelbe, ſo wie die Speicheldrüſen, mit denen ſie überhaupt ſehr viel Aehnlichkeit hat, zu den ſo genannten zuſammengeſetzten Drüſen, ad glandulas conglomeratas, weil ſie nämlich zwar nur ein einziges Stück vorſtellet, welches aber wiederum aus unendlich vielen kleinern Kügelchen oder Beerchen beſteht, die alle unter einander durch ein Fadengewebe verbunden, äußerlich aber mit einer allgemeinen Haut, welche von dem Darmfelle herkömmt, bedecket ſind. Man findet ſie in den meiſten Thieren, nur iſt die Geſtalt derſelben nicht bey allen einerley. Bey dem Menſchen iſt ſie einfach, bey den Vögeln aber und einigen vierfüßigen Thieren gedoppelt; ferner iſt ſie bey dem Menſchen mehr rund, als bey den vierfüßigen Thieren, auch kürzer, dickköpfiger und weniger gehörnet, als im Hunde, im Löwen, in der Katze und andern hieher gehörigen. Sie liegt zwiſchen der Leber und der Milze quer unter dem Magen, daher ſie auch bisweilen das Magenpolſter, Pulvinar Ventriculi, genannt wird, weil die Hinterfläche des Magens, wenn er leer iſt, auf ihr ruhet. Gegen die rechte Seite gränzet ſie an den Zwölffingerdarm, dem ſie in dieſer kurzen Verbindung anſtatt eines Gekröſes dienet, und ihm allerhand Blutgefäße zuführt, ſie verlängert ſich auch noch über dieſen Darm hinaus, und liegt einigermaßen auf demſelben, als ob ſie daran angewachſen wäre. Gegen die linke Seite berühret ſie die Milz, nach hinten zu aber die Körper der Rückenwirbelbeine. Die Länge dieſer Drüſe beträgt ohngefähr acht bis neun Zoll, die Breite aber zween oder zween und einen halben Finger. Ein jedes einzelnes kleineres Drüschen iſt mit ſeinem beſondern Ausführungsgange verſehen, welche nach Art der Traubenſtielchen ſich in größere Zweige verwandeln, und endlich einen einfachen und größern Stamm ausmachen. Man nennt ihn den Kröſedrüſengang, Ductum Pancreaticum, und es beſteht derſelbe aus verſchiedenen Häuten, iſt ohngefähr einen guten Strohhalm dicke, verbreitet ſich durch die ganze Fläche der Drüſe der Länge nach, iſt nicht ſo, wie der gemeinſchaftliche

liche Gallengang, inwendig gegittert und fächericht, ſondern glatt, und verbindet ſich bald mit dem gemeinſchaftlichen Gallengange kurz vor ſeiner Einſetzung in den Zwölffingerdarm, bald aber hat er auch ſeine eigene und beſondere Oeffnung in denſelben, und zwar vier oder fünf Finger breit unter dem Pförtner. Eigentlich iſt dieſer Kröſedrüſengang im menſchlichen Körper zwar durchaus einfach, doch findet man ihn bisweilen auch doppelt, auch wohl gar dreyfach, wenigſtens zeigen ſich hierinnen bey den übrigen Thieren ganz beſondere und öftere Verſchiedenheiten, wie denn derſelbe ſich auch bisweilen nicht in dem Zwölffingerdarme, ſondern gleich in dem Magen öffnet. Es iſt aber dieſe Drüſe das eigentliche Abſonderungswerkzeug des Kröſedrüſenſaftes, welcher vornehmlich zur Verdauung der Speiſen nöthig und erforderlich iſt, indem derſelbe nicht nur, vermöge ſeiner ſeifenartigen Eigenſchaft, den Nahrungs- und Milchſaft mehr und mehr zertheilet und verdünnet, ſondern auch die ſcharfe Galle einigermaßen lindert und mäßiget. Die Abſonderung dieſes vortrefflichen und zur Verdauung ganz unentbehrlichen Saftes geſchieht aus dem Blute, welches durch die Bauch- und Milzpulsader zur Drüſe ſelbſt geleitet wird.

Kröſeſtein.

Kröſeſtein iſt eine einfache Sterncoralle, welche Boddaert Steenamaranth, beſſer Herr Houttuin Pernſteen und Hr. Müller Kröſeſtein genannt. Hr. v. Linné vergleicht ſolche mit ausgeſchweiften Beeten und heißt ſie Madrepora areola. Dieſe breite, länglicht und durch Bogen, nach Art des Gekröſes, abgetheilte Sterncoralle iſt untenher flach, zuweilen hohl, allemal glatt, obenher aber zeigen ſich die Strahlen, welche ſich in lappichte Bogen ungleich vertheilen und daher mit den Seeſchwämmen viel Aehnlichkeit zeigen, ſich aber, wegen der vielfachen, und mit eigenen Strahlen gezierten Lappen, leicht davon unterſcheiden laſſen. Man findet auch einige, welche flach ſind und ihre Bogen auf einer regelmäßigen Fläche ausbreiten, welche man den andern vorzuziehen pfleget. Herr von Linné beſchreibt ſolche ungeſtielet; da aber die Nebenarten einen Stiel zeigen, kann ſolcher vielleicht nicht gänzlich mangeln. Herr Müller führet zwo Nebenarten an, als

1) den Seeamaranth, Madrepora amaranthus. Dieſe Sterncoralle hat einen Stiel, und vertheilet ſich in Aeſte, welche oben ihre hohlen kröſenartigen Flächen und faſt gehirnſteinartige Gänge mit vielen Blättern haben. Es zeiget

zeiget dieſer mit dem Labyrinthenſteine viel ähnliches, doch ſind die Blätterchen nicht ſtark gezacket.

2) Seeblumenkohl, Madrepora florida. Dieſe iſt von vorzüglicher Schönheit, hat einen längern Stiel und kurze, breite Aeſte, deren gekräuſelter Rand mit feinen Blättern beſetzet iſt, die etwas vertiefet herunter laufen. Herr Müller will beyde Nebenarten für junge und ausgewachſene Blätterhornſteine halten. S. Gehirncoralle.

Kröſiſch.

De Kroesviſch, ein amboiniſcher Fiſch, wird von ſeinem Schwanze alſo genannt, der gleichſam einen Becher, holländiſch een Kroes, bey uns ein Römerchen, vorſtellet. Er iſt eine Art von Stein- oder Klippfiſchen, der ſonſt zu nichts dienlich ſcheint, ſondern von Liebhabern naß aufbewahret wird, ſowohl wegen ſeiner beſondern Geſtalt, als wegen ſeiner ſchönen bunten Farben. Er hat eine ſpitzige, beinerne und gelbfarbige, Schnauze, bis an die Augen und den Kopf iſt er violetblau, und daſelbſt iſt er mit einer grünen, nicht gar ſchmalen, Binde durchzogen, wie viele andere. Sein Leib ſelbſt iſt von den Kiemen bis zu dem Schwanzende ebenfalls violet. Rückenfloßen ſteht man nur, wo der Leib in den Schwanz übergebogen wird; dagegen ſieht man auf der Höhe des Rückens, vor derſelben, einige (wohl acht) erhöhete Stacheln ſtehen, am Unterbauche aber findet ſich nur eine, nahe an den Bauchfloßen, und auch nicht weit vom Schwanze. Ruyſch, p. 36. tab. XVIII. no. 12.

Kröte.

Bufo. Dieſe Thiere, aus der Klaſſe der Amphibien, welche in dem Linnäiſchen Syſteme unter den Fröſchen ſtehen, unterſcheiden ſich von dieſen in folgenden Stücken. Sie haben keinen ſo langen und geſtreckten Kopf, einen dickern, gleich weiten Körper, und dickere, ungeſchicktere Füße, als die Fröſche. Die Kröten ſind auch nicht ſo lebhaft, wie die Fröſche, und liegen gemeiniglich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde; die Fröſche hingegen können auf dem Hintertheile ihres Körpers eben ſo ſitzen, wie die Hunde. Einige leben mehr in dem Waſſer, andere mehr oder auch bloß auf dem Lande, daher man im gemeinen Leben Waſſerkröten und Landkröten zu unterſcheiden pfleget. Sie begatten und pflanzen ſich auf eben die Art fort, wie die Fröſche; daher wir hier dasjenige nicht wiederholen wollen, was wir ſchon im dritten Theile S. 200. hiervon angeführet haben.

Die gemeine Krӧte, Rana bufo, welche ſich vorzüglich in waldichten Gegenden und bey alten Gebäuden, auch bisweilen in feuchten Kellern aufhält, hat einen kurzen Kopf, einen breiten, warzichten, grün, braun, gelb und ſchwarzgefleckten Kӧrper, einen dicken Bauch, kurze Vӧrderfüße und einen langſam kriechenden Gang. Die Vӧrderfüße ſind vierzehig, die Hinterfüße aber gemeiniglich fünfzehig und verwachſen. Sie gehӧret, wie faſt alle Krӧten, unter die giftigen Thiere, indem ihre Warzen eine ſehr ſchädliche Feuchtigkeit von ſich laſſen. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in kriechenden Inſecten und Würmern. Die ſo genannte Kellerkrӧte, wie ſchon oben unter dieſem Artikel angemerket worden iſt, kann auch lange Zeit von der bloßen Feuchtigkeit der alten Mauern leben. In einigen Gegenden giebt es Krӧten dieſer Art, welche die Grӧße eines Tellers erreichen.

Die Feuerkrӧte, Rana rubeta Linn. hat ihren Namen von den feuerrothen Flecken auf dem Unterleibe erhalten. Sie iſt nicht ſo groß, wie die gemeine Krӧte, und läßt ſich häufig nach dem Regenwetter ſehen. Der Kӧrper iſt ebenfalls warzicht und der After geſprenkelt.

Die bucklichte Kreuzkrӧte, Rana gibboſa Linn. hat einen länglichten, erhaben runden Kӧrper, weswegen ihr der Beyname bucklicht gegeben wird, und auf dem Rücken einen gelben oder gelblich grauen Strich in der Geſtalt eines Kreuzes, wodurch der Name Kreuzkrӧte veranlaßt worden iſt. Die Vӧrderfüße haben vier und die Hinterfüße ſechs Zehen, die aber mit keiner Schwimmhaut verbunden ſind.

Der Tӧſer, Rana bombina Linn. hat einen ſchwarzen mit vielen erhabenen Puncten beſetzten Kӧrper und einen runzlichten Hals. Der Bauch iſt ſchwarz, gelb und weiß geflecket. Die Vӧrderfüße haben vier freye und die Hinterfüße fünf mit einer Schwimmhaut verbundene Zehen. Dieſe Krӧte iſt nicht allzugroß und wird häufig in Schweden und Dänemark, auch hin und wieder in Deutſchland gefunden. Sie giebt einen Laut von ſich, der faſt ſo klingt, als wenn man in der Ferne Glocken läuten hӧrte; dieſer Umſtand iſt der Grund von der Linnäiſchen und deutſchen Benennung.

Die Quackkrӧte, Rana Muſica Linn. welche vorzüglich in Surinam und zwar in den ſüßen Waſſern gefunden wird, hat einen ſchwarzgelben, blau und braun gefleckten, warzichten Kӧrper und auf den Schultern zu beyden Seiten einen länglicht runden Hӧcker, der mit hohlen Lӧcherchen beſetzet iſt. Auf den Schenkeln und am Bauche hingegen bemerket

man erhabene Puncte. Alle vier Füße ſind fünfzehig. Dieſe Kröte, welche die gemeine Kröte an Größe übertrifft, hat die Gewohnheit des Abends und die Nacht über eben ſo, wie die Fröſche zu quacken, weswegen ihr die angeführten Namen beygeleget worden ſind.

In Virginien giebt es, nach dem Seba, eine kurze, dicke Kröte, welche einen ſtachlichten Leib und zwey ſpitzige Hörner auf dem Kopfe hat, in welche die hervorragenden Augen nahe am Kopfe eingeſetzet ſind. Die Haut iſt graugelb und mit dunkelgrauen Strichen gezeichnet; über den Rücken geht ein breiter, weißer, mit kleinen Puncten beſetzter Streif. Die Füße ſind mit Franzen gezieret.

Herr Klein führet eine ähnliche preußiſche gehörnte Kröte an, die aber viel kürzere Hörner und einen grauen, braungefleckten Körper hat.

Von der merkwürdigen ſurinamiſchen Kröte Pipal, ingleichen von den ebenfalls amerikaniſchen Arten Aguagua und Aguaguaguan wird in beſondern Artikeln gehandelt.

Krötenbalſam.

S. Münze.

Krötenbinſe.

S. Binſe.

Krötendille.

S. Chamillen und Wieſenraute.

Krötenfiſch.

Gadus Tau, Linn. gen. 154. ſp. 3. ein Mülleriſcher Cabeljau. ſ. unſern Artikel, Kabbeljau, Th. IV. S. 333.

Krötenflachs.

S. Frauenflachs.

Krötengras.

S. Binſe und Salzbinſe.

Krötenkraut.

S. Botryskraut und Creuzkraut.

Krötenmünze.

S. Münze.

Krötenſchnecke.

Krötenſchnecke gehöret zu den Stachelſchnecken und beſonders zu denjenigen, welche Herr Müller Warzenſchnecken genannt. Auch die Holländer heißen ſie Padden, und Herr von Linne' Murex Rana. Sie wird auch die franzöſiſche Beuteltaſche genannt. Die Schale zeiget in ihrer Bauart einige Aehnlichkeit mit den Kinkhörnern; ſie iſt aber mehr platt, und daher ſoll ſelbige das Anſehen einer Kröte haben. Die Schale iſt durch bucklichte, gegen einander geſtellte Näthe und durch

dornichte Gürtel rauh, und die Mündung oval und faſt ohne Zähne, der Farbe nach fleiſchfärbig, auch braun. Einige ſind gleichſam mit verſchiedenen Reihen weißer Perlen und andere mit langen Zacken beſetzet. Die letztern heißen getakte Padden. Ihr Vaterland iſt Amboina.

Dieſer Schnecke iſt, der Bauart nach, ganz ähnlich

die Froſchſchnecke, welche in Holland Vorſchen-Poppen und vom Herrn von Linne' Murex gyrinus genannt wird. Gyrinus bedeutet eine Kohlraupe, welche, wegen der Zeichnung, mit dieſer Schnecke übereinkömmt. Die Schale iſt ohngefähr von der Größe einer Haſelnuß, weiß und mit ſchwarzen, braunen, auch gelben Bändern, die aus einer gedoppelten Reihe Puncte beſtehen, bezeichnet; ſie zeiget dicke Näthe von zuſammengeſetzten Knötchen und eine runde, ungezähnelte Mündung. Der Aufenthalt iſt in dem mittelländiſchen Meere.

Krötenſchwamm.

S. Blätterſchwamm.

Krötenſteine.

S. Froſchſteine.

Krogoert.

Krogoert nennen die Dänen das Männchen von Laxoert, das in der Bucht bey Weyle am fetteſten, am größten aber, und bis zu zehn Pfund und drüber ſchwer, in Wardeaae, werden kann. Pontopp. Däniſche Naturhiſtorie, S. 189. Er ſoll des Linne' Salmo Trutta, gen. 178. ſp. 3. die Mülleriſche Lachsforelle ſeyn.

Krokodil.

Wir haben uns in unſern Artikeln, Crocodill, Alligator und Cayman, auf den gegenwärtigen Artikel, Krokodil, bezogen. Hier iſt alſo die Geſchichte deſſelben, wie ſie in der Naturgeſchichte von Sierra Leona, und zwar in den Samml. A. Reiſen, B. III. S. 349. ausführlich verfaſſet zu befinden: Le Maire ſaget, man ſähe auf den Weſtküſten von Africa nicht viel Thiere, welche zugleich im Waſſer und auf dem Lande leben; man fände daſelbſt weder das Krokodil, Seepferd, oder Seekalb, den Lemantin, noch die Schildkröte, als an den Mündungen der Sananga und Gambra; le Maires Reiſe nach den Canarieninſeln, S. 77. Das Krokodil, welches Labat als die größte Art der Eidexen anſieht, iſt nach des Herrn Smith Berichte von dunkelbrauner Farbe; Smiths neue Reiſe nach Guinea, S. 46. Labat ſaget, ſein Kopf wäre flach und ſcharf, mit kleinen runden trüben Augen; Navarrete in ſeiner Beſchreibung von China, S. 317. behauptet aus

eigener Bemerkung, das Krokodil habe vier Augen, zwey unten, zwey oben; von den trüben Augen mag wohl die Erzählung von ſeinem Weinen entſtanden ſeyn. Jannequin meldet, er habe ſie wie ein Kind ſchreyen hören, um die Neger an den Fluß zu locken, Voy. de lib. S. 136. Sein Rachen iſt weit und von einem Ohre zum andern offen; le Maire ſaget, die Krokodile an der Gambra verſchlängen ein ganzes Kind, ſ. deſſen Reiſe S. 77. Er iſt mit zwo oder drey ſchrecklichen Reihen Zähne, von verſchiedener Geſtalt und Länge, die alle lang und ſpitzig ſind, beſetzet. Die Füße ſind kurz und mit krummen, langen, ſpitzigen Klauen bewaffnet. Die vordern haben jeder fünf, die hintern jede viere, damit zerreißt es ſeinen Raub. Es iſt mit einer harten, dicken, ſchuppichten Haut bedecket, welche über und über wie mit Nägelköpfen beſetzet iſt, die aber nicht ſo ordentlich ſtehen, als die Maler und Kupferſtecher ſie vorſtellen. Einige Theile ſeines Körpers als Kopf, Rücken und Schwanz, in welchem letzten ſeine meiſte Stärke liegt, ſind ſo hart, daß eine Muſketenkugel ſie nicht durchdringt. Labats Abendl. Afrika 2. B. S. 347. Boßman ſaget, die Schuppen, mit denen die Haut bedecket iſt, wären viereckicht, und hielten einen Muſketenſchuß aus. Die Negern macheten Kappen daraus, die ſo hart als Knochen wären; man könnte ſie nicht mit einem Streiche eines Säbels durchhauen, und ſie wären der Schale der Landſchildkröte ſehr ähnlich; Boßmanns Beſchreibung von Guinea S. 247. Herr Smith berichtet, die Schuppen wären groß genug, Kappen oder vielmehr Helme für die Schwarzen daraus zu machen, die ſie oft tragen, und hielten einen Muſketenſchuß aus. Dieſes zeiget, wie vergeblich es iſt, das Krokodil mit kleinem Gewehre anzugreifen; Smith, l. c. Doch kann der Bauch und Untertheil des Rachens leicht verwundet werden, deswegen ſie, wie Boßmann meldet, dieſe weichen Theile nicht oft in Gefahr ſetzen. Boßmanns l. c. Nach Barbots Anmerkung iſt der Schwanz ſo lang, als der übrige Körper. Sie kehren mit ſelbigem Canoas um, ſind aber außer dem Waſſer nicht ſo gefährlich, als in ſelbigem, und können nur den obern Kinnbacken bewegen; Barbot S. 73. und 210. Das letzte läugnet Labat; Labat S. 344. Navarrette führet einen Namens Colins, an, der verſichert, das Krokodil gebe keinen Unflath von ſich, habe auch keinen Ausgang dazu. Navarette l. c. Obgleich ſein Körper unbehülflich zu ſeyn ſcheint: ſo geht es doch auf ebenem Boden geſchwinde, wo es ſich nicht wen-

den darf. Denn dazu iſt es wegen der Steife ſeines Rückgrades nicht ſehr geſchickt, da die Wirbel deſſelben ſo nahe beyſammen ſtehen, daß er ganz unbeweglich wird. Daher treibt es den Strohm hinunter, wie ein Scheit Holz, und lauret nur auf das Vieh oder die Menſchen, welche ihm in den Weg kommen. Labat ſaget, es falle bisweilen die Canoas an, und laſſe ſich durch ſeine eigene Begierigkeit leicht verführen, den Angel zu verſchlingen, Labat S. 345. und ſich ſelbſt zum Raube zu machen. Wenn ſie auf ihren Raub warten: ſo verbergen ſie ſich, wie le Maire erzählet, in den Flüſſen, welche oft beſuchet werden, le Maire S. 47. und wenn ein Ochſe zu trinken, oder jemand zu baden, oder ein Canoa kömmt, ſo fangen ſie ſolche mit ihrem Schwanze, und freſſen ſie. Außer dem Waſſer thun ſie nicht viel Schaden; Barbot S. 210. Sobald ſie ſich ihres Raubes bemächtiget haben, ſo machen ſie ſich eilends zum Waſſer, ihn zu verbergen, und ziehen ihn, wenn es ſie ankömmt, wieder heraus, ihn am Lande zu verzehren. Barbot ſaget, ihr ordentliches Freſſen seyn Fiſche, die ſie beſtändig an den Ufern der Flüſſe jagen. Le Maire meldet, einige fräßen nichts als Fiſche, andere auch Menſchen. Auch wären einige giftig, andere nicht. Sie freſſen Ameiſen, le Maire S. 77. welches Barbot beſtätiget; Barbot l. c. S. 30. Navarette bemerket, man habe Hirnſchalen, Knochen, Kieſelſteine, in ihrem Bauche gefunden; die letztern ſollen ſie, wie man ſaget, als Ballaſt verſchlingen; Das Krokodil iſt an verſchiedenen Orten von mancherley Größe. In Guinea rechnen Arthus und Boßmann ſeine Länge nicht über zwanzig Fuß. Barbot ſaget, man habe einige von fünf und zwanzig zu dreyßig Fuß lang, an der Sanaga und Gambra geſehen. Barbot S. 75. Smith berichtet eben das von dem Fluſſe Sierra Leona. Aber Jobſon fand aus Merkmalen im Sande der Gambra die Länge von einigen drey und dreyßig Fuß; Jobſons Goldhandel S. 16. Die meiſten verſichern, es ſey ſehr gefährlich und gefräßig, und falle Menſchen und Thiere im Waſſer an: aber Boßmann ſtellet es als ein unſchädliches Thier vor, und ſaget, er hätte nie gehöret, daß es Menſchen oder Thiere gefreſſen; Boßmann l. c. Jobſon erinnert, die Schwarzen an der Gambra fürchteten es ſehr, und unterſtünden ſich deswegen nicht im Fluſſe zu baden, oder zu waten, ließen auch ihr Vieh nicht ohne große Vorſichtigkeit darüber ſchwimmen; Jobſons Goldhandel, S. 17. Gleichwohl ſaget Boßmann,

in Guinea lägen ſie an heißen Tagen, haufenweiſe an den Ufern, und ſprängen, wenn ſich jemand nahete, ſchnell ins Waſſer. Boßmanns Beſchreibung von Guinea, S. 247. Gleichwohl ſind die Reiſebeſchreibungen von Beyſpielen ihrer Gefräßigkeit voll. Herr Smith gieng einen Abend um das Eyland Benſe herum, nebſt dem Hauptmanne Connel, der einen großen Engliſchen Hetzhund hatte; ſie ſahen ein großes Krokodil am Ufer liegen, daß wie ein Stamm eines alten Baums, den die Fluth da gelaſſen hätte, ausſah. Da aber der Hund, welcher etwas vorausgieng, ſelbigen nahe kam, that es einen Sprung nach ihm, und bemächtigte ſich ſeiner. Die beyden Herrn wurden ſo erſchrecket, daß ſie ſich auf ihre Füße macheten: und Herr Smith muthmaßet, ſie würden eben das Schickſal erfahren haben, wenn ſie die vorderſten geweſen wären; Smiths neue Reiſen nach Guinea, S. 47. Man muß das Krokodil oft noch da fürchten, wenn es ſchon todt iſt. Man erzählet, ein Schwarzer hätte auf Verordnung eines Franzoſen eins abgezogen; und wie er damit ganz fertig geweſen, bis auf den Kopf, ſo habe er, um ſolchen ganz zu behalten, den Rachen aufgebunden, da denn das Krokodil ihm den Finger abgebiſſen; Labats, 3. B. S. 152. So kühn dieſes Thier iſt, ſo greifen die Schwarzen es doch in untiefen Waſſern an. Dieſer wegen wickeln ſie ein Stück Ochſenhaut um ihren linken Arm, nehmen ein Bajonet oder eine Aſſagaye in die rechte Hand, und halten mit jener ihm den Mund offen, da es denn im Waſſer erſaufen muß, weil es keine Zunge hat. Um es nun deſto eher hinzurichten: ſo verwunden ſie ihm die Kehle, und ſtechen ihm die Augen aus; Labats 2. B. S. 347. Ein Schwarzer zu Fort Louis machete aus dergleichen Gefechte ſeine tägliche Uebung, er tödtete ſie meiſtens, und brachte ſie ans Land, kam aber manchmal jämmerlich zerfleiſchet wieder zurück, und wäre ohne die Hülfe eines Kahns umgekommen; Ebend. 5. B. S. 239. Atkins erzählet einen Kampf, der zu Sierra Leona zwiſchen einem von dieſen gefräßigen Thieren und einem Engliſchen Bootsmanne vorgefallen, der durch Beyhülfe eines Negern zwar geſieget, aber auch erbärmlich zerfleiſchet worden; alles ſeines wilden Weſens ungeachtet iſt es doch zu zähmen. An dem Flecken le Bot, an der Mündung des Fluſſes St. Domingo, laſſen dieſe Thiere die Kinder mit ſich ſpielen, und ſich von ihnen füttern; Labat S. 238. Herr Brüe hatte eines, das ſeine Schwarzen bey Tuabo an der

Sanaga gefangen. Es war fünf und zwanzig Fuß lang, und ward bey Gelegenheit, mit zween andern Jungen lebendigen von fünf Fuß lang, weggeſchenket, die ein Fiſcher im Schlafe gefangen hatte. Wie aber jemand ſich unternehmen wollte, ſie nach Fort Louis zu führen: ſo mußte er ſie zu Erhaltung der Häute tödten; Labat, 3. S. 152. Der Däniſche General zu Akra in Guinea hatte dem Barbot ein Junges, ſieben Fuß lang, geſchenket, welches ſelbiger, in der Abſicht, es nach Europa zu bringen, in ein großes Gehäuſe geſperret hatte. Weil er aber ſolches für allzubeſchwerlich hielt: ſo ließ er es hinrichten, und einige ſeiner Leute das Fleiſch eſſen, welches wie Kalbfleiſch ſchmeckete, und einen ſtarken Muſkusgeruch hatte; Barbot, S. 210. Dieſes Thier kriecht aus Eyern heraus, die nicht größer als Gänſeeyer ſind. Es leget ſolche ans Ufer in den Sand, wo die Sonnenhitze ſie ausbrütet; Arthus in de Brys Oſtind. Reiſ. 6. Th. S. 79. Labat 2. B. S. 347. und die Jungen machen ſich ſobald ſie heraus ſind ins Waſſer oder Holz. Die Schriftſteller ſind überhaupt darinnen eins, daß es ſtark nach Muſkus riecht, und dieſen Geruch dem Waſſer, in welchem es ſich aufhält, mittheilet. Navarrette meldet, man habe an dem Orte, wo die beyden Vorderfüße an dem Leibe angewachſen ſind, zween Säcke mit Muſkus gefunden. Colins aber ſaget, unter den Ohren, Navarrette Beſchreibung von China, S. 317. Dieſen ungeachtet eſſen die Schwarzen das Fleiſch ohne Bedenken, ja auch, wie Herr Moore berichtet, die Eyer, mit fingerslangen Jungen darinnen; welches eines von ihren beſten Leckerbiſſen iſt; Moores Reiſe, S. 108. Barbot meldet, es gebe eine kleine Art von Krokodilen, Namens Lega n, an Geſtalt den vorigen ähnlich, aber ſelten über vier Fuß lang. Sein Leib iſt ſchwarz geſprenget, die Augen ganz rund, und die Haut zart. Sie beſchädigen nichts, als Hühner und Küchlein, und die Leute halten ihr Fleiſch für beſſer als von allen Vögeln. Er ſetzet hinzu, die dritte Art, welche allezeit auf dem Lande bleibt, heißt, bey den Schwarzen Langadi, Barbot l. c. Barbot und andere verwechſeln das Krokodil mit dem Alligator, der nach den Abzeichnungen und Beſchreibungen, doch davon unterſchieden iſt. Smith ſaget der Alligator, welcher zu Sierra Leona gemein iſt, habe viel von der Natur des Krokodils, und ſey wie ſelbiges geſtaltet, aber viel kleiner, da die größten nicht länger als acht Fuß ſind, und deswegen nicht viel Schaden thun können. Sie rauben

ben vornehmlich Fiſche. Smiths neue Reiſe nach Guinea, S. 48. Doch iſt ihr gefährlichſter, und vielleicht der einzige Feind, der ſich, mit ihnen einen Kampf anzutreten, unterſtehet, der Tiger. Wenn er an das Ufer zu ſaufen kömmt, ſtrecket das Krokodil ſeinen Kopf aus dem Waſſer, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Sogleich ſchlägt der Tiger ſeine Klauen ihm in die Augen; das Krokodil aber fährt alsdenn unters Waſſer, und zieht den Tiger mit hinunter, welcher viel eher erſäuft, als daß er es loslaſſe. Naturgeſchichte von Peru, in den S. A. Reiſen, B. XVI. S. 133.

Krollblume.

Krollblume nennet Herr Planer Medeola Linn. warum nicht lieber, da dieſer Name von den gerollten Blumenblättern hergenommen, Rollblume? Die Blume hat nur eine Bedeckung, welche aus ſechs ähnlichen, länglichten, und auswärts gerollten Blättern beſteht. Man nimmt ſolche für die Blumenblätter an, und läßt den Kelch mangeln. Man zählet ſechs Staubfäden und drey Fruchtkeime, deren jeder ſich in einen Griffel verlängert, und dieſe ſich mit einem auswärts gebogenen dickern Staubwege endigen. Die Frucht iſt eine dreyſpaltige Beere, welche aus drey Fächern beſteht, in deren jeden ein herzförmiger Saame liegt. Herr von Linné führet zwo Arten an, welche zur Zeit bey uns unbekannt ſind.

Krollquappe.

Moerquappe, Mohrqueppe, Gadus muſtela, Linn. gen. 154. ſp. 15. ſie wird in Hamburg Krullquappe genennet, und iſt ein Aalbaſtart des Kleins, Enchelyopus, 13. Miſſ. IV. p. 57. ſ. unſern Artikel, Aal, und in ſelbigem Meeraalquappe, Th. I. S. 26.

Kronblume.

S. Fritillarie.

Krone.

Dieſer Name hat in dem Gewächsreiche zweyerley Bedeutung. Die Aeſte an den Bäumen, zumal wenn ſolche dichte bey einander und aufgerichtet ſtehen, oder auch durch die Kunſt eine regelmäßige Geſtalt erhalten, pfleget man öfters die Krone zu nennen. Die Förſter verſtehen auch unter dieſem Worte überhaupt den obern Theil eines Baumes, welcher den ſpitzig zugehenden Stamm endiget, und mit den Zacken oder Aeſten beſetzet iſt. Andere gebrauchen dafür das Wort Zopf, oder Wald. Bey andern Pflanzen hingegen gebrauchet man dieſen Namen von den Blättern, welche über den Blumen ſtehen, und gleich-

gleichſam einen beſondern Blätterſtrauß abbilden. So treiben z. E. beyde Ananas gleichſam aus der Blüthe und Frucht viele Blätter hervor, welche den übrigen Blättern ähnlich ſind, und eine neue Pflanze ausmachen; bey der arabiſchen Stoechas, und dem Wachtelwaizen und andern, ſitzen über der Blumenähre beſonders geſtaltete und buntgefärbte Blätter, welche nur zur Zierde dienen. Dergleichen Blätterſtrauß heißt im eigentlichen Verſtande die Krone, und im lateiniſchen Coma.

Von den Aſtronomen wird der Name Krone zwey verſchiedenen Sternbildern gegeben, wovon das eine die nördliche und das andere die ſüdliche Krone genannt wird. Die nördliche Krone, Corona borealis, welche ſich zwiſchen dem Hercules und Bootes befindet, enthält achtzehn Sterne, die ſo ziemlich in einem Kreiße ſtehen, nämlich einen von der zwoten Größe, welcher der Edelgeſtein, Gemma, genannt wird, drey von der vierten, dreyzehn von der fünften, und einen von der ſechſten Größe. Die ſüdliche Krone, Corona auſtralis, welche unter dem Schützen, nicht weit von dem Schwanze des Scorpions ſteht, enthält zwölf Sterne, nämlich einen von der vierten, drey von der fünften und achte von der ſechſten Größe.

Krone, S. auch Blumenblatt.

Kronenbacke.

Kronenbacke iſt eine Backentute und Conus geographus Linn. wird daher auch die Geographiſche Schnecke, oder das gekrönte Wolkhorn, das Wölklein, die achatne Cronbacke, und der Brocard genennet. Die länglichte, bauchichte, dünne Schale iſt vier bis fünf Zoll lang, braun mit ſehr feiner, weißer, ſtrick- und netzartiger Zeichnung beſetzet, und hat zuweilen am flachen Wirbel einige zackichte Gewinde, und eine ſehr weite Mündung. Wenn die Schale ſtark abgezogen wird, erſcheint ſie weiß mit braunen Wolken. Außer Europa findet man dergleichen in allen Welttheilen.

Kronenkraut.

Drypis Linn. Es iſt nur eine Art davon bekannt, welche in Mauritanien und Italien wächſt. Die Wurzel treibt jährlich einen neuen hohen, viereckichten, und in viele einander gegenüber geſtellte Zweige verbreiteten Stängel. Die Blätter ſind völlig ganz, pfriemenartig, ſteif, dreyeckicht, und ſpitzig; diejenigen aber, welche bey dem Urſprunge der Zweige ſitzen, ſind breiter und in drey auch mehrere ſpitzige oder ſtachlichte Einſchnitte getheilet. Die

untern Zweige tragen niemals Blumen, dieſe finden ſich nur an der Spitze der obern. Sie ſtellen ein Köpfchen vor, und ſind mit den zerſchnittenen, ſtachlichten Blättern umgeben. Der röhrenförmige, einblättrige, fünffach eingeſchnittene Kelch umgiebt fünf weiße, ſchmale Blumenblätter, deren Nägel ſich in einen geſpaltenen Rand ausbreiten; an jedem ſitzen zwey kleine Zähnchen, welche die Röhre verſchließen. Die fünf Staubfäden ſtehen aufgerichtet, und der Fruchtkeim trägt drey Griffel. Das trockne Saamenbehältniß iſt mit dem Kelche bedecket, öffnet ſich der Quere nach, und enthält einen einzigen nierenförmigen Saamen.

Kronenneſſel.

S. Seeneſſel.

Kronentute.

S. Tute.

Kronranunkel.

Herr Planer ſetzet dafür Kranzblume. Die Pflanze hat Herr von Linné ehedem als eine Art Storchſchnabel angeführet, Geranium grandiflorum, nachher aber ein eigenes Geſchlecht daraus gemachet, und ſolches Grielum genannt. Dieſe ſtaudenartige Pflanze wächſt in Aethiopien, trägt ſchmale, tief eingeſchnittene, wollichte Blätter, und große gelbe Blumen. Der Kelch iſt in fünf Einſchnitte getheilet, und umgiebt fünf eyförmige Blumenblätter, zehn Staubfäden, und fünf Fruchtkeime, welche keine Griffel, ſondern nur warzenförmige Staubwege tragen. Um die Fruchtkeime ſtehen fünf länglichte Honigdrüſen, welche mit einander verwachſen ſind, und gleichſam einen Kranz vorſtellen. Es folgen fünf Saamengehäuſe, welche von den ſtehenbleibenden Staubfäden umgeben ſind, und deren jedes einen Saamen enthält.

Kronsbeere.

S. Heidelbeerſtrauch.

Kronvogel.

Ein ausländiſcher Vogel, Rex Guineenſis, daraus Klein ein abſonderliches Geſchlecht, das fünfte in der dritten Familie machet, mit vier loſen oder getheilten Zähen, vorn zween, und hinten zween. Edward nennet ihn Touraco. Der Vogel trägt eine Krone auf dem Kopfe, hat einen ſehr kurzen Schnabel, ungemein ſchöne, vornehmlich grüne, Federn. Nach Edwards Angabe ſoll er unſerm Kuckuck und Holzheher gleichen; iſt ihnen aber keinesweges ähnlich.

Krooßviſchjie.

Krooßviſchjie, Holl. ſonſt Moosfiſche; Lophius Hiſtrio, Linn.

gen.

gen. 133. ſp. 3. Müllers Seekröte ſeines Seeteufelsgeſchlechtes. Kleins Froſchfiſch, Batrachus, 4. ſ. unſern Artikel, Froſchfiſch, Th. III. S. 205. und in folgenden Seeteufel.

Kropfblume.

Mit dieſem Namen wird das Pflanzengeſchlecht Erinus Linn. von Herr Planern beleget. Tournefort nannte dieſes Geſchlecht Ageratum, welchem auch Herr von Haller gefolget war; in der neuen Ausgabe aber der Schweizeriſchen Pflanzen hat derſelbe den Linnäiſchen Namen angenommen. Der Kelch beſteht aus fünf lanzetförmigen, aufgerichteten Blättchen; das Blumenblatt zeiget eine krumme Röhre, und einen Rand, welcher in fünf herzförmige, oder eingekerbte Lappen abgetheilet iſt, vier davon ſind einander ähnlich, der fünfte, oder der oberſte iſt viel kleiner und rückwärts gebogen. In der Röhre ſitzen vier kurze Staubfäden, von welchen zween noch kürzer als die andern ſind. Der kurze Griffel trägt einen köpfichten Staubweg. Die eyförmige, vom Kelch bedeckte Hülſe enthält in zwey Fächern viele kleine Saamen. Herr von Linne' hat vier Arten angeführet, wir bemerken nur die

Alpen Kropfblume, Erinus alpinus L. Sie wächſt auf den Schweizeriſchen und Pyrenäiſchen Alpen, auch bey Montpellier. Die Wurzelblätter liegen auf der Erde ausgebreitet, ſind ſpondongförmig, wollicht, und gegen die Spitze zu mit einigen Zähnen beſetzet; zwiſchen dieſen treiben zweyerley Stängel hervor, einige kriechen auf der Erde hin, und bleiben ohne Blüthe; die andern ſtehen aufrecht, ſind etwan einer Spannen lang, bleiben einfach, und ſind wechſelsweiſe mit Blättern, auch einem wollichten Weſen beſetzet. Dieſe endigen ſich mit einem purpurfärbigen oder weißen Blumenbüſchel. Zwiſchen den Blumen ſtehen auch Blätter, welche den übrigen ähnlich, nur aber kleiner ſind. Die Vermehrung kann durch die Theilung der Wurzel geſchehen.

Kropfer.

Kropftaube, Krepper, Columba gutturoſa, iſt eine Art Tauben, deswegen ſo genannt, weil ſie den Kropf oder Vormagen ungemein ausdehnet, daß ſie oft davor nicht ſtehen kann, und der Kropf manchmal ſo groß wie der Körper wird. Sie iſt übrigens weit größer, als die zahme Haustaube.

Kropfiſch.

Kropfiſche, Crayraciones, ſind, bey dem Klein, Miſſ. III. §. XIII. XIV. ein eigenes Geſchlechte derjenigen

jenigen Fiſche, die an den beſloß-ten Seiten durch eine Oeffnung in die bedeckten Kiemen Athem ſchöpfen; wie aus unſerm Artikel, Fiſch, Th. III. S. 62. und deſſelben Syſteme, zu erſehen; allwo der Kropfiſch, die Froſchfiſche, Batrachos, die Maus-Bocks-Maulfiſche, Capriſcos, und die Aalſchlangen, Congros, unmittelbar zu Nachbarn, als die näheſten Geſchlechtsverwandten, hat. Die Vorrede, §. XIII. iſt ſo ſchön, und verbreitet über dieſes Fiſchgeſchlecht ein ſo angenehmes Licht, daß wir deren Ueberſetzung ſehr nützlich, faſt nothwendig, finden. Der berühmte Peter Artedi giebt ſeinem 39ſten Fiſchgeſchlechte den Namen Oſtracion, und zwar denjenigen Fiſchen, die von einer ungewöhnlichen Leibesgeſtalt ſind, eine harte, oft mit großen Dornen und Stacheln, bald über und über, bald nur in einem Theile, bewaffnete, oder auch eine glatte Haut haben; unter welchem Geſchlechte er ſodann, viereckichte, dreyeckichte, rundliche, und die man gemeiniglich Orbes, Kugel-Teller-Flaſchenfiſche nennt, mit aufführet, und alſo auf 23. Arten zuſammenbringt. Der Urſprung des Namens wird von den Schalenthieren, Animalibus Teſtaceis, hergeleitet. So ſchreibt Plinius, H. N. XXXII. 10. Ich finde bey einigen Oſtracium genannt, was andere Onychem nennen; aber der Onyx, ſaget Dioſcorides, II. 10. Ὄνυξ ἐςὶ πῶμα τοῦ κογχυλίου, Operculum Conchylii, dafür es auch Plinius annimmt, nach dem Rondelet de Teſtac. II. p. 84. Gesner und Aldrovand haben ſich auch dieſes Namens bedienet, und ihn dreyen Fiſchen gegeben; das Oſtracium Nili nennt der Bellonius Holoſteum, d. i. den beinichten. Iſt wohl Oſtracion prior Aldrouandi eben derſelbe Fiſch? und Oſtracion alter gibboſus eiusdem. Den Holoſteum vermuthet Gesner deswegen Oſtracion genannt worden zu ſeyn, weil er, wie der Oſtraceus, eine harte Schale habe, und der Fiſch, Ὀςρακίων, von dem Strabo unter die Fiſche des Nils gezählet werde; wiewohl bey dem Strabo nur Στρακίων, geleſen werde. Aldrovand iſt ebenfalls der Meynung, daß der Holoſteus des Bellonii ein ſchalichtes und beinichtes Leder habe, und von dem Oſtracione priore des Aldrovands ſaget Willughbey, daß er mit einer, nicht ſo gar harten Schale bedecket ſey, als die blutloſen, ſchalichten Thiere; doch ſetzet er hinzu: das wir aber eine Schale nennen, iſt eigentlich weder eine Haut, noch eine Schale, ſondern gleichſam ein Mittelding zwiſchen beyden, das iſt eine in die Haut verwachſene Schale. Wer ſieht nicht hieraus, daß der Name Oſtracion keine

keine deutliche Begriffe von einer harten Haut, von einem hartſchalichten oder beinichten Leder, von einem ſcheinbarlichen Mitteldinge oder einer in die Haut verwachſenen Rinde, hinter ſich laſſe. Dieſe Art von Fiſchen hat mit den Auſter-Muſchel-Schnecken- und anderer Schalthiere Bedeckungen gar nichts gemein; und man wird auch wohl die warzenähnlichen Erhebungen der Haut bey den Galeis, oder die borſtenartige Sagrin oder Chagrin benannte, Haut des Squatina, damit man allerley Gefäße, Doſen, Scheiden ꝛc. zu überziehen pfleget, eine in die Haut verwachſene Rinde nicht gar ſchicklich nennen können. Das Willughbeyiſche Mittelding zwiſchen einer Haut und einer Rinde iſt nichts anders, als eine, ihrer Natur nach, einem Pergamente oder zubereiteten Leder nahe kommende Haut, welche im Waſſer und ſo lange der Fiſch lebet, geringern Verletzungen nachgeben, hingegen bey gewiſſen, getrockneten Fiſchen brechen kann. Denn die, an der Luft oder Sonne abgetrockneten Häute und Bälge ſolcher viereckichten, dreyeckichten und runder Tellerfiſche verändern ihre Natur gar ſehr, ſo daß man einige mit der Zeit kaum mit den Händen anfaſſen und betaſten darf, ohne daß ſie zuſammen fallen und brechen. Es ſind aber dieſe Fiſche, nach dem Artedi, von einer ganz fremden ungewöhnlichen Geſtalt, bald kugel- oder zirkelrund, und halbrund, bald ey- oder länglichrund, bald länglichviereckicht, bald kegelförmig; bald haben ſie eine trockene Haut, und ſind mit Dornen oder dicken und langen Stacheln, oder auch mit dünnen und kürzern Spitzen, entweder über den ganzen Leib, oder auch nur über einen Theil, bewaffnet; bald haben ſie eine glatte, ſchlüpfrige Haut. Doch haben nicht alle ein kleines Maul, auch nicht alle große Zähne, wie Artedi P. III. ſ. gen. p. 55. dafür gehalten zu haben ſcheint. Kurz: Fiſche mit einem, auf mancherley Weiſe kropfartigen, aufgetriebenen oder aufgeblaſenen, Leibe, mit einer lederhaften, bald dichten und trockenen, bald glatten und ſtachlichten Haut. Dieſes hat mich, ſaget Klein, veranlaßt, dieſem Geſchlechte einen ſolchen Namen beyzulegen, der ſeiner Natur etwas angemeſſener ſeyn möchte. Ich nenne es demnach Crayracion, von Κραυράω, Struma laboro, einen Kropf haben, oder Κραῦρος, aridus, ſiccus, dürre, trocken.

Der Ritter von Linné hat zwar den Artediſchen Geſchlechtsnamen, Oſtracion, beybehalten, giebt ihn aber nur einem Theile der 23. Artediſchen Gattungen, welche Müller Beinfiſche nennt, zum voraus aber folgendes erinnert:

nert: Oſtracion iſt der Geſchlechtsname, welchen Artedi gewiſſen Fiſchen von ganz beſonderer Bauart gab, die, ob ſie gleich ſehr verſchieden, und bald glatt, bald ſtachlicht ſind, dennoch darinnen mit einander übereinkommen, daß ihre Haut ſehr hart, lederartig, und faſt beinicht iſt; derowegen dieſer Geſchlechtsname ſo viel bedeuten ſoll, als Fiſche mit einer beinichten oder ſtachlichten Haut. Allein da auf dieſe Weiſe verſchiedene Fiſche in eine Claſſe geworfen werden, welche doch gar ſehr von einander abweichen, ſo hat der Ritter ſie in drey Geſchlechte eingetheilet: nämlich 1) in ſolche, deren Haut hart und glatt iſt, denen er dieſen allgemeinen Namen, Oſtracion, (gen. 136.) mittheilet; dann 2) in ſolche, die nur von unten Stacheln haben, welche das folgende Geſchlecht, Tetraodon, Stachelbäuche, gen. 137. ausmachen; und endlich 3) in ſolche, die um den ganzen Körper herum ſtachlicht ſind, die in dem 138ſten Geſchlechte, Diodon, Igelfiſche, zu betrachten vorkommen. So viel wäre richtig, daß dieſe Fiſche eine lederhafte Haut haben, die, wenn ſie getrocknet iſt, panzerartig, oder gleichſam beinhart wird, und darum habe er ſie Beinfiſche, wie ſie denn auch bey den Holländern Beenfiſchen hießen, genannt.

Da dieſe drey, nahe verwandte, Linnäiſche Fiſche, oder auch ſchwimmende Amphibiengeſchlechter, größtentheils zu den Kropffiſchen unſers Kleins zu bringen: ſo wollen wir hier des Ritters Oſtraciones, Beinfiſche, und Tetraodontes, Stachelbäuche, mit einſchalten, in Anſehung des dritten Geſchlechts aber, Diodon, uns auf unſern Artikel, Igelfiſch, Th. IV. S. 239. u. f. beziehen. Die Kennzeichen der Beinfiſche, Oſtracion, ſollen folgende ſeyn; der panzerartige Körper mit einer gleichſam knochichten Haut bedecket; im Maule und jedem Kiefer deſſelben, zehn runde, etwas ſtumpfe, hervorragende Zähne; die Luftlöcher beſtehen in einzelnen, unbedeckten Ritzen, und am Bauche ſind keine Floßen. Nun zählet der Ritter zwar neun Arten ſolcher Fiſche, zweifelt aber, ob er nicht die Zahl der Arten ohne Noth vermehret habe, weil einige derſelben noch nicht hinlänglich unterſuchet worden.

Von dem 137ſten Geſchlechte ſeiner Stachelbäuche, Tetraodon, erinnert Müller vorläufig, der Name Tetrodon, oder Tetraodon heiße ſo viel als vierzähnicht, und wäre dieſem Geſchlechte gegeben worden, weil die meiſten Fiſche deſſelben vier Zähne hätten; doch die Holländer nennten ſelbige Stekelbuiken, da die meiſten am Bauche Stacheln

hätten, welcher Umſtand denn auch die Mülleriſche Benennung Stachelbäuche rechtfertigen würde. Weil ſie ſich aber ſehr ſtark aufblieſen, und faſt rund machen könnten, ſo hätten ſie auch von den holl. Liebhabern den Namen Opblaazer, oder Blaſer, bekommen, welches franz. Bourſouflu gegeben würde. Zu Geſchlechtskenzeichen hat der Ritter angenommen, die knochichten, hervorragenden, und an der Spitze getheilten, Kiefer; das in einer einfachen Ritze an den Seiten beſtehende Luftloch; den nur allein ſtachlichten Bauch; wodurch es ſich von dem vorhergehenden, an der ganzen Haut glatten, und von dem folgenden rings herum ſtachlichten, Geſchlechte genugſam unterſcheidet; an Bauchfloßen aber ermangelt es ihnen allen.

Klein führet in dieſem Geſchlechte 32. Gattungen, nebſt einigen Unterarten, auf, die einen kropfartigen Leib haben:

1ſte Gattung: Crayracion laeuiſſimus, der glatteſte Kropfiſch,

a) der von erdrother Farbe, in der Mitte ſeines Leibes, vom Kopfe bis zum Schwanze, mit braunen Puncten gezeichnet iſt; einen ſich verjüngenden Schwanz, in dem kleinen Munde ſehr kleine ſpitzige Zähnchen, aber gar keine harte, ſondern eine nur lederartige, Haut hat. Die Zeichnung deſſelben findet ſich, Miſſ. III. Tab. III. fig. 5. Klein erinnert hierbey, daß die Haut oder das Leder aller ſogenannten Tellerfiſche, Orbis, ſo beſchaffen ſey, daß ſie aufgeblaſen werden könne, auch ſich wieder zurück ziehe, ſo lange der Fiſch im Waſſer lebe, oder in einer Flüßigkeit aufbehalten werde.

b) Orbis laeuis, Catesbeii, II. p. et tab. 28. der einen überaus großen Kropf hat; dabey auch ſehr ſchön gezeichnet und marmoriret iſt. Er heißt der Kugelfiſch, und bey dem Gesner auch Seehahn, ſ. unſere Artikel, Blaſer, Th. I. S. 794. und Flaſche, Th. III. S. 103.

2te Gattung: Crayracion toto ventre ſphaericus, der Kropfiſch mit einem ganz kugelrunden und kleinen Stachelchen beſetzten Bauche, mit vier breiten Zähnen nnd verlängertem Schwanze. Er iſt der Orbis primus des Willugbey, p. 143. Orchis oder Orbis Plin. H. N. XXXII. 2: duriſſimum eſſe piſcium conſtat, qui orbis vocetur; rotundus eſt et ſine ſquamis, totusque capite conſtat. Bey einigen heißt er auch Gallus marinus, ein Seehahn, wie bey dem Gesner, S. 83. b. Bey dem Artedi, ſyn. p. 83. ſp. 1. iſt er Oſtracion ſphaericus Tetraodon, aculeis vndique exiguis; und wird zu Venedig Peſce Columbo

lumbo genannt; bey dem Linne′ iſt er Tetraodon Hiſpidus, gen. 137. ſp. 6. weil er ganz rauh und allenthalben mit borſtenartigen Wärzchen beſetzet iſt; Müller hat ihm aber den gewöhnlichen Namen, Seeflaſche, wegen ſeiner länglich aufgetriebenen Geſtalt beybehalten. Man zählet in der Rückenfloße neun, in der Bruſtfloße ſiebenzehn, in der Afterfloße zehn, desgleichen auch in der Schwanzfloße zehn Finnen. Die Zähne ſollen mit dicken Lippen bedecket ſeyn. Von Geburt iſt er ein Indianer. Nach dem Gesner zieht man ihm die Haut ab, ſtopfet ſie mit Baumwolle aus, und hängt ſie in freyer Luft in Apotheken und ſonſt zur Zierde auf, weil ſie den Wind mit ihrem Schnabel anzeigen, und alſo wohl den Wetter- oder Seehahn machen ſollen.

3te Gattung: Crayracion dorſo laeui, der Kropfiſch mit dem glatten Rücken und bis an die Seitenfloßen geſtacheltem Bauche des Grews; Willughby, p. 144. Tab. 1. 2. Lagocephalus, Haſenkopf, genannt. Wir haben eine andere Zeichnung von ihm mit dem Adlerſchnabel, außer dem Schwanze mit fünf Floßen, oder vielmehr mit einem floßenähnlichen Kamme auf dem Kopfe, neben den Augen. Er iſt des Artedi, ſyn. p. 86. ſp. 16. Oſtracion catheroplateo oblongus, ventre tantum aculeato et ſubrotundo; desgleichen Orbis Lagocephalus des Grews, und des Rajus. Bey dem Linne′ iſt er Tetraodon Lagocephalus, gen. 136. ſp. 2. conf. Eid. Amoen. Ac. Vol. I. p. 310. et Sebae Muſ. III. Tab. XXIII. Figg. 5. et 6. Müller nennt ihn ebenfalls Haſenkopf, wiewohl er ſonſt Orbis oder Kugelfiſch genannt worden, wie auch Blaſer. Es habe aber der Ritter ihre Schnauze mit einem Haſenkopfe verglichen, und daher dieſe Art, nach anderer Ichthyologiſten Vorgange, Lagocephalus genannt. Indianiſch heißt er Ican Kaskaſſe; holländiſch Opblaazer; ſein Bauch iſt mit Stacheln beſetzet, der Rücken aber glatt, und die Schultern ſollen, nach Mülleriſcher Zeichnung, Th. III. Tab. VIII. fig. 5. hervorſtechen. Nach vier Arten werden in den Rückenfloßen neun bis zehn, in den Bruſtfloßen funfzehn bis achtzehn, in den Afterfloßen acht bis dreyzehn, und in den Schwanzfloßen ſieben bis zwölf Finnen gezählet. Indien iſt ſein Vaterland. Auf der gleich darauf folgenden neunten Kupfertafel, fig. 2. wird ein Capſcher Blaſer vorgeſtellet, deſſen Original ſieben Zoll lang, und in der Mitten zween Zoll breit iſt; derſelbe hatte nur vierzehn Bruſt- und ſechs Schwanzfinnen; die

Farbe war ſchwärzlich mit weißen Flecken, am Bauche ſchmutzig weiß, mit kleinen Stacheln beſetzet, aber dann erſt wahrzunehmen, wenn man mit dem Finger, vom Schwanze nach dem Kopfe zu, zu ſtreichen verſuchete. Aehnliche Blaſerfiſche kommen auch aus Weſtindien; doch fanden wir eine große Verſchiedenheit in der verhältnißmäßigen Größe der Blaſe gegen den Körper. Wir bekamen nämlich aus Curacao lange Fiſche, mit einer kurzen runden Blaſe, und auch kurze Fiſche, deren Blaſe faſt den ganzen Körper ausmachete. Es iſt aber dieſe Blaſe nichts anders, als die abgeſonderte und erweiterte Haut des Bauches, welche vom Kiefer an bis zum After, ſodenn auch in den Seiten bis faſt oben an den Rücken, von dem innern Körper abgeſondert iſt, und viele Luft in dieſen Zwiſchenraum faſſen kann; da ſich denn dieſer Sack, wie eine runde Kugel, die von innen ſtachlicht iſt, auftreiben, und in plattgedrückten Exemplarien, mit leichter Mühe in ſeiner natürlichen Geſtalt herſtellen läßt, vorzüglich wenn man die Haut vorher ein wenig naß machet.

4te Gattung, Crayracion maculoſus, der gefleckte Kropffiſch, über und über mit kleinen dichten Stacheln beſetzet, desgleichen mit zwo Floßen auf dem Rücken. Orbis aſper maculoſus, Liſt. ap. Willughb. p. 155. desgleichen Artedi, ſyn. p. 85. ſp. 15. Oſtracion maculoſus, aculeis vndique denſis exiguis. Linn. Tetraodon ocellatus, gen. 137. ſp. 4. Nach dem Seba Muſ. III. Tab. XXIII. fig. 7. 8. iſt er Orbis, Piſcis Solaris dictus; nach andern Lumpus Anglorum, auch Lepus marinus, Orbis ſpecies, bey dem Schoneveld, Snottolf, bey den Holländern Zonne-viſch, und bey den Engländern the Lump-fiſch. Sein Leib iſt kurz, dicke, einigermaßen rundlich, wie ſechseckicht; der Rücken ſpitzig und höckericht; der Bauch breit, platt, gleichſam ausgeſchweifet; das Maul mittelmäßig; die Kiemenöffnungen klein; in beyden Kiefern und dem Rachen ſitzen viele Reihen kleiner Zähnchen; die Farbe des friſchgefangenen iſt aus Roth in Schwarz gemiſchet; er hat keine Schuppen, aber ſeine zähe Haut iſt überall mit ſcharfen ſchwarzfärbigen Warzen bedecket, deren die größeſten in ſieben Reihen über den Rücken nach der Länge in der Maaße fortlaufen, daß auf jeder Seite drey Reihen, auf der Mitten des Rückens aber eine Reihe hervortreten, wodurch denn der Fiſch das Anſehen eines Sechsecks bekömmt. Die einfache Bauchfloße liegt wie eine halbrunde Franze platt auf der Bruſt, und hat in der Mitten einige

ſtrahlenartige Anhängſel, daher man vorzugeben pfleget, dieſer Fiſch ſey mit dem Zeichen der Sonne geſchmücket. Es werden derſelben viel, auch mit den Stockfiſchen in Netzen, in den britaniſchen und deutſchen Meeren, auch in dem Oceano meridionali zu fünf bis ſechs Pfunden, gefangen. Es iſt alles knorpelhaftig an ihnen, ihr Fleiſch iſt ſehr weich, und geht bald in Fäulniß; doch können ſie in Brandwein verhärten und erhalten werden. Müller nennt ihn den gefleckten Stachelbauch, weil er an den Schultern oder Seiten runde Flecken oder Augen hat, daher ihn auch der Ritter Ocellatus genannt. Eine über und über gefleckte Art findet ſich auch in Curacao. Aufgeblaſen ſind ſie faſt kugelrund, und werden deswegen auch Blaſer genannt. Nach drey Arten werden in den Rückenfloßen zwölf bis funfzehn, in den Bruſtfloßen achtzehn bis zwanzig, in den Afterfloßen eilf bis zwölf, und in den Schwanzfloßen ſieben bis acht, Finnen gezählet.

5te Gattung, Crayracion ouatus et muricatus, der eyförmige, ſtachlichte Kropfiſch, mit einem weitgeſpaltenen vielzähnichten Maule. Iſt er wohl Altera Atinga minor orbicularis Calceolarii, Willughb. Tab. I. 8. fig. 1? Orbis muricatus primus Cluſii, exot? der ehedem eine Zierde des Kleiniſchen Cabinets geweſen.

6ſte Gattung, Crayracion ouatus et muricatus, dem vorhergehendem ähnliche eyförmige und ſtachlichte Kropfiſch, aber mit einem kleinen Maule, deſſen Unterkiefer länger, als der Oberkiefer iſt, auf deſſen Kopfe drey Stacheln einen Querkamm machen. Orbis muricatus alter Cluſii; eine ſtachlichte Meertaube des Beslers. Iſt ehedem auch im Kleiniſchen Cabinete geweſen. Poiſſon armé du Tertre, II. 209. ſe ſentant arrêté et voyant, que toutes ſes violances ne luy ſervent de rien, il employe la ruſe, il baiſſe tout a fait ſes pointes, ſoufle tout ſon vent dehors, et devient flasque, comme un grand mouillé.

7te Gattung, Crayracion ſcutatus, der, ſtatt des Bruſtbeins mit einem ſchildförmigen Knochen bedeckte Kropfiſch, mit einem weiter hervorragenden Kopfe, als alle ſeine Verwandten, mit einem länger geſpaltenen und vielzähnichtem Maule. Orbis ſcutatus Rondel. et Geſner. S. 84. b. ein Schneiderfiſch, ein Schnottolff; iſt ein rarer, nicht eßbarer, Fiſch. Nach dem Artedi, ſyn. p. 84. ſp. 5. iſt er Oſtracion oblongus, teres, aculeatus, oſſe ſcutiformi in pectore, tuberculis rotundis. Willughb. p. 144.

8te Gattung, Crayracion laeuis, oblongus, der glatte und länglichte Kropffiſch; Orbis oblongus, teſtudinis capite, Cluſ. exotic. Willughb. p. 147. Iſt er wohl Orbis laeuis, oblongus, cinereis et fuſcis maculis notatus, Sloani, H. Iam. II. 279. Tab. 247.? Oſtracion oblongus glaber, capite longo, corpore figuris variis ornatus, Artedi, ſyn. p. 86. ſp. 23. Tetraodon teſtudineus, Linn. gen. 137. ſp. 1. conf. Amoen. Ac. Vol. I. p. 309. Müller nennt ihn von ſeiner ſchildkrötenartigen Geſtalt den Schildkrötenfiſch, und beſchreibt ihn, nach dem Vorgange des Ritters, folgendermaßen: Sein Kopf läuft jähe herunter und ſtrecket ſich länglicht aus; der Rücken iſt mit krummen weißen Näthen bezeichnet; der Bauch iſt platt; in jedem Kiefer ſind zween breite, auf einander ſchlagende, Zähne, wie etwa das ratzenartige Gebiß; äußerlich nimmt man zwar an ſeinem Bauche keine Stacheln wahr, aber in der ſehr fein durchlöcherten Haut verbergen ſich ſelbige; die Naſenlöcher ragen hervor; der Hals iſt dicke; die Luftritzen ſtehen vor den Bruſtfloßen; der Rücken iſt erhaben rund, nach hinten zu etwas rauh, ſonſt mit einigen Strichen netzweiſe überwebt; von Farbe iſt der Körper an den Seiten braun; der Nabel befindet ſich vor der Afterfloße nach dem Schwanze zu. Nach zwo Arten werden in der Rückenfloße ſechs; in der Bruſtfloße vierzehn; in der Afterfloße ſechs, und in der Schwanzfloße neun Finnen gezählet. Der Schwanz iſt nicht getheilet, und Indien iſt ſein Vaterland.

9te Gattung, Crayracion oblongus, ſpinoſus, der länglichte und dornichte Kropffiſch, mit den längſten Dornen auf dem Kopfe; ziemlich hoch bogichten Rücken; großen Augen und Maule; dicken Lippen; breiten Floßen; von Farbe roth; ſiehe die dritte Kupfertafel und darauf die ſechſte Figur, nach welcher der ganze Schädel bis an die Schnauze mit langen, bogichten Stacheln, der ganze Rücken, auch die Seiten, mit haarichten Borſtchen beſetzet und eine kurze breitliche Rücken- und Afterfloße an dem ungetheilten Schwanze zu befinden.

10te Gattung, Crayracion ore difformi, der Kropffiſch mit ungeſtaltem Maule, faſt dreyeckichter und gleichſam weggeſchnittener Unterlippe, und mit kurzen, ſpitzigen, nicht gar häufigen, Stacheln auf dem Kopfe, Rücken und Bauche beſetzet, nach Anweiſung der 7. Figur auf der III. Tafel; nach welcher der Vorderbauch aufgeblaſen und hängicht, die ſämmtlichen Floßen ſchmal und klein, die Schwanzfloße

floße fächermäßig, alle aber borſtig erſcheinen.

11te Gattung, Crayracion ore ranae rictu, der Kropffiſch, mit dem Froſchmaule ähnlichen Rachen; ungleichem, vom Nacken bis zum Schwanze fortlaufendem, Floße, und mit Warzen beſetzten Seiten. Orbis, ranae rictu, Cluſ. Oſtracion rotundo oblongus, tuberculis vndique, pinna dorſi longiſſima, Artedi ſyn. p. 86. ſp. 20. Sonſt war er bey dem Linné, Diodon raninus pinna dorſi longiſſima, Syſt. X. gen. 166. ſp. 7. anjetzo aber iſt er Syſt. XII. gen. 139., ſp. I. die dritte Spielart, Cyclopterus Lumpus, C., die Müllerische Langfloße ſeiner Meerhaſen; mit der Anmerkung des Ritters, daß Gronov die ehemaligen Species, Diodon ſpinoſus und Diodon rarior, oder raninus, neuerlichſt in Varietäten oder Spielarten, verwandelt. Müller meynet zwar, weil er etwas ſeltſamer ſey, habe er den Beynamen, rarior, erhalten; vielleicht aber iſt rarior aus raninus gemachet worden, da er, von ſeiner froſchartigen Schnauze, rictu ranae, ſchicklicher raninus genennet wird. Von ſeiner ungemein langen Rückenfloße nennet ihn Müller im deutſchen die Langfloße. Seine Seiten ſind mit Höckern beſetzet. In dem Indianiſchen Meere ſoll er ſo groß wie ein Eymerfaß werden; und wolle man ſie auch, wiewohl nicht ſo groß, an dem Däniſchen und Schwediſchen Strande gefunden haben; wenigſtens werden bey den Dänen die Männchen Steenbid, und das Weibchen Quapſoe, in Island aber Romaffve genannt. Das Männchen hat rothe Buckel und ein rothes Band unter dem Kinne, desgleichen eine rothe Leber, iſt auch beſſer und ſchmackhafter, als das Weibchen. ſ. unſern Artikel, Haffpode, Th. III. S. 619.

12te Gattung, Crayracion oblongus, der länglichte Kropffiſch, mit einem kohlſchwarzen Flecken, über und unter jeder Kiemenfloße und am Schwanze; am ganzen Leibe mit Dornen beſetzet, außer an dem weichen, froſchartigen Unterbauche. Orbis muricatus, ranae rictu, Guamaiacu Atinga, Marcgrav, Willughb. p. 145., aber die Zeichnung, die er Tab. I. 8. f. 2. gegeben, kommt weder mit der Marcgraviſchen Zeichnung noch Beſchreibung überein. ſ. unſern Artikel, Guamaiacu Atinga, Th. III. S. 548. Bey dem Artedi, Syn. p. 86. ſp. 18. iſt er Oſtracion ſubrotundus, aculeis breuibus planis, ventre glabro; bey dem Linné aber iſt er Cyclopterus ſpinoſus, Cyclopteri lumbi, Varietas, I. gen. 139. ehedem nach dem Syſtem. X. Diodon ſpino-

ſpinoſus, ſubrotundus, aculeis planis, abdomine laeui; gen. 166. ſp. 4. Müller nennet ihn Stachelhaſe, unter ſeinen Meerhaſen, und merket an, daß er mehr breit als hoch ſey. Das Exemplar, wornach er die Zeichnung Tab. IX. fig. 3. machen laſſen, war aus Oſtindien, ſchön Coffeebraun, mit weißen feinen Strichen gezieret, und hinter den Bruſtfloßen mit runden braunen Flecken, ingleichen auch zwiſchen der Rücken- und Afterfloße, nahe am Schwanze mit einem ſolchen Flecke, deren Farbe aber nach dem Klein kohlſchwarz, gezeichnet. Dieſer Kleiniſche Crayracion iſt alſo nicht Diodon Atinga Linn. ſ. unſern Artikel, Igelfiſch, Th. IV. S. 240.

13te Gattung, Crayracion oblongo rotundus, der länglichtrunde Kropffiſch, mit hervortretendem, im Durchſchnitte faſt dreyzolligem, Maule, mit zween Zähnen, erhabenen Augendeckeln, über und über mit Stacheln fürchterlich bewaffnet. Hyſtrix Piſcis Cluſii; Oſtracion, conico oblongus, aculeis vndique longis teretiformibus, inprimis in lateribus, Artedi, Syn. p. 86. ſp. 21. Diodon Hyſtrix L. gen. 138. Varietas, I. ſp. 2. ſ. unſern Artikel, Igelfiſch, Th. IV. S. 241.

14te Gattung, Crayracion oblongo rotundus, der länglichtrunde Kropffiſch, mit zweyzähnigem Maule, glatten und niedergedrückten Augendeckeln, Superciliis depreſſis et leuibus, des Willughby. Hyſtrici Cluſii affinis, weil er keine erhabene Augenlieder habe, auch ſein Kopf nicht gedrücket ſey und hervortrete; p. 155. Tab. I. 5.

15te Gattung, Crayracion, capite contracto, der Kropffiſch, mit zuſammengezogenem Kopfe, und den längſten Stacheln. Hiſtrix alter, capite anguſto, ſubrotundo et admodum ſpinoſo, Willughb. p. 155. Tab. I. 6. Oſtracion oblongus, holocanthus, aculeis longiſſimis teretiformibus, in capite inprimis et collo, Artedi, Syn. p. 86. ſp. 22. Diodon Holocanthus, Linn. gen. 138. Spec. 2. Varietas, 2. Müllers Stachelkragen. ſ. unſern Artikel, Igelfiſch, Th. IV. S. 242.

16te Gattung, Crayracion oblongo rotundus, der länglichtrunde Kropffiſch, mit ſtumpfen Stachelſpitzen, einem löcherichten oder netzförmigen Gewebe auf dem Rücken, und bunten Schwanze und Floßen. Orbis muricatus et reticulatus, Willughb. p. 155. Oſtracion ſubrotundus, aculeis vndique breuibus, triquetris raris, Artedi, Syn. p. 86. ſp. 19. Diodon reticulatus, Linn. gen. 138. Spec. I. Varietas, 2. die Mülleriſche See-

taube. ſ. unſern Artikel, Igelfiſch, B. Diodon cet. Th. IV. S. 240.

17te Gattung, Crayracion triangularis, gibboſus, der dreyeckichte und höckerichte Kropffiſch, Oſtracion alter gibboſus Aldrov. Willughb. p. 156. Tab. I. 9. fig. 1. Oſtracion oblongus quadrangulus gibboſus, Artedi, Syn. p. 83. ſp. 2. Jonſton und Ruyſch führen dieſen Fiſch mit Aldrovands Worten an; zeichnen ihn auch nach ſelbigen, doch muß bey den letztern Tab. XXV. ſtatt num. 7. die num. 6. geſetzet werden, als welcher Oſtracion alter Aldr. iſt. Auch ſetzet Klein hinzu, daß dieſer Fiſch nicht viereckicht, ſondern wirklich Triangularis, dreyeckicht ſey: denn er habe ihn ſelbſt gehabt. Cochon de Mer; Coffre, bource, du Tertre, II. p. 211. trés particulier dans ſa forme; car vous diriez, que ce ſont trois cartons pointus, appliques les vns contre les autres en forme de triangle; le haut de ce triangle n'aboutit pas tout a coup juſques a la queule. Quand il eſt pris, il gronde comme un cochon. Bey dem Linné iſt er Oſtracion gibboſus, tetragonus, muticus. gen. 136. ſp. 8. mit der Anmerkung, daß ihn Gronov für eine Spielart der erſten Gattung, Oſtracionis triquetri, erkläre. Müller nennet ihn Schachtelfiſch, weil ihn die Holländer Doosviſch nenneten; er läßt ihn aber noch viereckicht bleiben, doch ohne Stachel, und giebt ihm mit Aldrovand ſeinen Hocker auf dem Rücken wieder. Indien iſt ſein Vaterland.

18te Gattung, Crayracion triangularis, der dreyeckichte Kropffiſch, mit gedoppelten Furchen, am Rande des Schwanzes braünlicht von Farbe, mit ſechseckichten, ſtrahlichten Figuren bezeichnet. Guamaiacu Ape alter, cornibus carens, Marcgrau. p. 142. Piſcis triangularis Cluſii. Oſtracion triangulatus, limbis figurarum hexagonarum eminentibus, aculeis duobus in imo ventre, Artedi, Syn. p. 85. ſp. 11. Liſteri in app. Willughb. p. 20. Piſcis triangularis, non niſi imo ventre cornutus. Bey dieſen Cornibus machet Klein die Anmerkung, die beyden, einen halben Mond vorſtellenden, Furchen machen den Rand, am Bauche und Schwanze, gedoppelt ſcharf, ſie können aber nicht wohl Hörner oder Stacheln genennet werden, als welche Artedi, de partib. Piſc. p. 20. für Anhängſel oder Auswüchſe der Knochen, wenn ſie den Fiſchen an den Köpfen ſitzen, erkläret; und warum ſollten die am Rande des Bauches ſitzenden Erhöhungen, nicht

auch

auch ſchicklicher Auswüchſe, Apophyſes, zu nennen ſeyn? Bey dem Linne' iſt er Oſtracion trigonus, gen. 136. ſp. 2. nach ſeinem It. Scan. 160. aber Oſtracion polyodon tetragonus, mit dem Zuſatze, abdomine pone bicorni. Müller nennet ihn ſchlechtweg das Dreyeck, weil ihn die Engländer Triangularfiſh, und andere lateiniſche Schriftſteller Piſcis triangularis nenneten. Von der erſten Gattung, ſeinem Biegeleiſen, Oſtracion triqueter, unterſcheide er ſich dadurch, daß am Rande des Bauches, wo der Schwanz angeht, zween ſtarke Stacheln nach hintenzu hervorragen. Die Schilde der Haut ſind ſechseckicht, und nehmen ſich gut aus, da der Rand derſelben über die innere Fläche etwas hervorraget. Die Rückenfloße hat vierzehn, die Bruſtfloßen zehn, die Afterfloße neun, und die Schwanzfloße ſieben, Finnen. Die übrige Bauart ſtimmet mit der vorigen überein; denn es ſind keine Bauchfloßen vorhanden; weil aber die Schnauze etwas beſſer hervorſticht, ſo wird ſie von den Franzoſen Cochon de Mer, oder Seeſchwein, genennet. ſ. unſern Artikel, Guamaiacu ape, Th. III. S. 547.

19te Gattung, Crayracion triangularis, der dreyeckichte Kropffiſch, mit zwey kurzen Hörnern an der Stirne, und dem, von ſeinen gedoppelten Furchen oder Hohlungen eckichten Rande des Bauches. Piſcis triangularis cornutus, Cluſii, Willughb. Tab. I. 14. Oſtracion triangulatus, duobus aculeis in fronte et totidem in imo ventre, Artedi, Syn. p. 85. ſp. 9. Old Husband Fiſh. Er iſt das Männlein des Crayracionis, num. 23. Oſtracion quadricornis, Linn. gen. 136. ſp. 5. Müller nennet ihn Seeguckguck, weil die Holländer ſageten, daß ſie dieſe Fiſche, der Hörner wegen, Kockock nenneten, bey welcher Erklärung man doch eben ſo klug bliebe, als man vorher geweſen. Indeſſen heißt Kockock auch ein Hörnerträger, und in ſo ferne iſt die Benennung für den gegenwärtigen Kropfſiſch ganz ſchicklich. Die Stirne nämlich iſt vorne breit und mit zween Stacheln beſetzet; zween ähnliche aber ſitzen auch unten am Ende des Bauches unter dem Schwanze, welches zur Linnäiſchen Benennung Anlaß gegeben. Es ſind aber dieſe angebliche vier Hörner, nach dem Klein, einander ſehr unähnlich. Vorneher ſcheint der Fiſch viereckicht zu ſeyn, doch hinten iſt er dreyeckicht. Die Rückenfloße hat zehn, die Bruſtfloße eilf, die Afterfloße zehn, und die Schwanzfloße gleichfalls zehn Finnen. Das Exemplar aber, das Tab. VIII. fig. 4. abgebildet iſt, hat

in der Rückenfloße eilf, und in der Schwanzfloße neun, Finnen. Die Engländer nennen dieſen Fiſch ſogar Horned Coneyfiſh, oder das gehörnte Caninnchen. Ruyſchens Koffervisch, Tab. V. no. 6. hat zwar mit dem gegenwärtigen Kropffiſch verſchiedenes gemein, auch die angeblichen Hörner gegen den Schwanz; doch gehen die Zeichnungen ſehr beträchtlich von einander ab. Indien und beſonders Guinea, iſt ſein Vaterland. Hierher, und nicht in folgenden Artikel, nämlich zum Oſtracion tricornis, gehöret der daſelbſt angeführte Oſtracion des Seba, ſub no. 9. Tab. XXIV.

20ſte Gattung, Crayracion triangularis, der dreyeckichte Kropffiſch, mit dem gehörnten Kopfe, ausgeſchweiften Rande des Unterbauches, und aufrechten Stachel aus der Mitten des Schwanzes. Piſcis triangularis II. Liſteri in app. ad Willughb. p. 19. Tab. I. 15. Oſtracion triangulatus, aculeis duobus in capite, et vnico longiore ſuperne ad caudam, Artedi, Syn. p. 85. ſp. 10. Oſtracion tricornis, Linn. gen. 136. ſp. 4. Das Mülleriſche Dreyhorn. Dieſer dreyeckichte Fiſch hat eine breite Stirne mit zween Stacheln, die wie Hörner hervorſtehen. Ein ähnlicher langer Stachel tritt aus der Haut des Schwanzes, nach dem Ritter aus dem Rücken, nach dem Artedi oben am Schwanze, gerade in die Höhe, und dieſes ſollen die drey Hörner ſeyn, die dem Fiſche den Namen gegeben. Die Anzahl der Finnen in den Floßen ſind vom Linné gar nicht beſtimmet; auch gehöret der hier angeführte Oſtracion des Seba nicht hieher. Er iſt ein Bewohner der Indianiſchen Meere.

21ſte Gattung, Crayracion triangularis, der dreyeckichte Kropffiſch, der über und über geflecket, und einen gefurchten Bauch hat. Er iſt ein mittelmäßiger, dreyeckichter, nur am Unterbauche nahe am Schwanze gehörnter, über und über mit einerley röthlichten Flecken dicht gezeichneter Fiſch nach dem Liſter beym Willughb. p. 20. Tab. I. 17. Oſtracion triangulatus, totus maculoſus ac tuberculoſus, aculeis duobus in imo ventre, Artedi. Syn. p. 85. ſp. 12. Oſtracion bicaudalis, gen. 136. Spec. 3. β. welche Gronov für eine Spielart des Oſtracion Trigonus gehalten haben will; allein der Unterſchied der Rückenſtrahlen, von vierzehn auf zehn iſt wohl zu groß. Müller nennet ihn Pflockſchwanz, weil ihn die Holländer Prikſtaart, welches damit vollkommen übereinkomme, aber auch wohl Stachelſchwanz bedeuten könnte, nennen. Der Name Bicaudalis ſoll von den zween,

zween, am Ende des Bauches unter dem Schwanze hervorſtehenden langen Stacheln, hergenommen ſeyn. Die Rückenfloße hat nach zwo Arten, zehn, die Bruſtfloße eilf bis zwölf, die After- und Schwanzfloße auch zehn, Finnen; doch in dem Tab. VIII. fig. 3. abgebildeten Exemplare hat die Afterfloße nur acht Finnen. Der Rücken iſt ſcharf und erhaben; die Augen ſtehen nicht ſo hoch, als in der zwoten Linnäiſchen Gattung, Oſtracion trigonus; und obgleich die Schilde der Haut auch ſechseckicht ſind, ſo haben doch die Felder eine Menge kleiner Erhöhungen, und der ganze Körper iſt, nebſt dem Schwanze, geflecket; die Grundfarbe aber iſt gelblichtbraun. Die Länge dieſes Fiſches läuft etwas über einen Schuh hinaus, und ihr Aufenthalt iſt in den Indianiſchen Meeren.

22ſte Gattung, Crayracion triangularis excornis, der dreyeckichte ungehörnte Kropffiſch, mit, ſich nach dem Schwanze zu neigenden, linden oder geringen Fortſetzungen oder Erhöhungen, auf dem Bauche, deſſen ganzer Leib aber mit ſechseckichten, ebenfalls ſtrahlenden, Figuren und Schildlein ſchön gezeichnet iſt. Willughbey, Tab. I. 16.

23ſte Gattung, Crayracion triangulatus, capite et ore productis, cet. der dreyeckichte Kropffiſch, mit hervortretenden Kopfe und Schnauze, ohne Hörner, und mit ganzen, nicht gefurchten, Rande ſeines Bauches. Piſcis triangularis, ex toto cornibus carens. Liſter, ap. Willughb. p. 20. Tab. I. 18. Oſtracion triangulatus, tuberculis exiguis innumeris, aculeis carens, Artedi, Syn. p. 85. ſp. 14. Oldvife-Fiſh. Anonym. Supplem. to a deſcript. of Three hundred Animals, Lond. 1736. p. 43. Es iſt das Weiblein des Crayracionis, no. 19. vid. Anonym. ibid. p. 44. des Old Husband-Fiſh. Oſtracion Triqueter, Linn. gen. 136. ſp. 1. Müllers Biegeleiſen, nach der Benennung der Holländer Strykyzerviſch; wegen ſeines dreyſeitigen Körpers, des platten Bauches, und den ſchneidenden Rücken bildenden Seitenflächen. Das vielgezähnelte Maul ſtehet mit dem Bauche faſt in gleicher Linie, und der Rücken ſenket ſich mit dem Nacken nach der Schnauze zu; die Schnauze ſteht ſpitzig voraus, und von ſelbiger erweitert ſich der Körper ſogleich; der Rand des Bauches iſt glatt, und ohne Stacheln; die Haut ſchwärzlichblau, mit unzähligen Wärzchen, wie Chagrin, hart und gleichſam beinicht, mit zu ſpürenden dreyeckichten, eine Panzerhaut vorſtellenden, Schildlein. Nach zwo Gattungen, haben die

Rücken-

Rücken-, After- und Schwanzfloßen jede zehn; die Bruſtfloßen aber zwölf Strahlen. Sie kommen aus Indien, zu vier Zoll bis ein und einen halben Schuh groß, auch röthlichte, mit weißen Wärzchen, beſonders aus dem Atlantiſchen Meere. Seba zeichnet ihn, Muſ. III. Tab. XXIV. fig. 6. et 12.

24ſte Gattung, a. Crayracion paruus, der kleine Kropffiſch, mit dreyeckichten Körper und Kopfe, kleinem Maule, großen Augen, in fünf Federbüſche getheilten Schwanze, über und über mit unzählichen Sternchen bezeichnet. ſ. Miſſ. III. Tab. III. fig. 8.

24ſte Gattung, b. Crayracion gibboſus, der höckerichte Kropffiſch, Piſciculus Amboinenſis triangularis, gibboſus, oſſeus, et lateribus vndique ſpinoſus.

25ſte Gattung, Crayracion triangularis, der viereckichte Kropffiſch, mit unzählichen, weißbläulichten Sternchen, auf einem irdenen Grunde bezeichnet, und mit einem bunten Schwanze; auf der Tab. I. fig. 8. iſt er nach dem Leben abgebildet, wie ihn Klein ehedem in ſeinem Cabinette gehabt. Der Schwanz ſtellet einen bandirten Fecher recht eigentlich vor.

26ſte Gattung, Crayracion quadrangularis, der viereckichte Kropffiſch, vorne am Kopfe und hinten am Schwanze mit zween langen, hörnerähnlichen und durchſichtigen, Fortſätzen oder langen Stacheln bewaffnet. Piſciculus cornutus, ſeu Itang, Setang, I. Bontii; Liſter ap. Willughb. p. 156. Tab. I. 13. fig. I. Ehedem ein Bürger des Kleiniſchen Cabinets. Er hat eine Floße auf dem Rücken, nahe am Schwanze, welche aufgerichtet ſich nach dem Kopfe zu neiget, und ſich auch niederlegen kann; welche Bontius aber an den Bauch geſetzet hat. Herr Ruyſch beſchreibt und zeichnet ihn unter ſeinen Amboiniſchen Fiſchen, Tab. IX. fig. 8. unter dem Namen 'T Zeekatje, nach welchen er ein kleiner, ſattſam bekannter Fiſch ſeyn ſoll; er iſt viereckicht, auf beyden Seiten klein gehörnet, mit vier Stacheln, deren zween aus dem Kopfe, und zween unterm Bauche nicht weit vom Schwanze, und nach ſelbigem gerichtet, hervorſtehen. Nach der Zeichnung ſollte man ihn für ſchuppicht halten; aber er iſt es nicht; ſeine ganze Haut iſt hart, und mit kleinen Fleckchen, wie bey andern orientaliſchen Fiſchen, beſprenkelt; wobey auch Seba, Muſ. III. Tab. XXIV. fig. 8. und 13. nachzuſehen. Oſtracion cornutus, Linn. gen. 136. ſp. 6. Müllers Seekätzchen, nach der Holländer Vorgange; der

der Linneiſche Name aber ſoll ſich nach dem Indianiſchen Ikang-Setang, das iſt Hornfiſch, richten, wiewohl er in Indien auch Cacatocha Copitoro genennet wird. Er hat vier Hörner, wie der Oſtracion quadricornis, Crayracion, 19. dagegen aber einen platten, viereckichten, nicht ſpitzigen, dreyeckichten Rücken; welche Fiſche auch Cofferfiſche genennet zu werden pflegen, wegen der Aehnlichkeit der aufgeblaſenen, ausgetrockneten Haut, mit einem viereckichten Cofferchen. Nach zwo Gattungen zählet der Ritter, in der Rückenfloße neun bis eilf, in der Bruſtfloße neun bis zehn, in der Afterfloße neun, und in der Schwanzfloße fünf bis zehn Finnen. Er iſt ein Indianer; wozu er aber ſeine harte Haut und Hörner nöthig habe, wäre noch nicht recht deutlich, ſo wenig, als warum andere keine Hörner hätten. In dem Muſeo Ad. Fr. I. p. 59. nennet ihn der Ritter Oſtracion polyodon tetragonus, antice, poſtice, dorſoque, ſpinoſus; und dieſe Dornen, oder dornichte Bündel des Rückens ſind bey dem belobten Ruyſch wohl ausgedrücket.

27ſte Gattung, Crayracion quadrangularis et productus, der viereckichte langgeſtreckte Kropffiſch. Oſtracion Nili, des Gesners, S. 177. ein Schalfiſch, Holoſteon Bellon; Oſtracion prior des Aldrovands. Oſtracion oblongo quadrangulus, tuberculis quatuor maioribus in dorſo, Artedi, Syn. p. 84. ſp. 6. Noch ſetzet Klein hinzu: Man könne von dieſem Fiſche nichts zuverläßiges behaupten. Des Bellons Zeichnung ſey verſtümmelt; der den Fiſch für fünfeckicht angeſehen; eben derſelbe habe auf dem Rücken keine, Aldrovand aber mehr als vier, Erhabenheiten befunden, der ihn ausgetrocknet viele Jahre unter ſeinen Seltenheiten aufbewahret. Aldrovand hat wider den Namen Oſtracion verſchiedenes einzuwenden, und hält ihn vielmehr für den Naſus niloticus. So unterſcheidet ſich auch der Oſtracion prior des Aldrovands gar ſehr von dem Oſtracion des Gesners und Holoſteon des Bellons, auch ſchon durch die verſchiedenen Zeichnungen. Oſtracion Tuberculatus, Linn. gen. 136. ſp. 7. Müllers Cofferfiſch. Da er keine Hörner habe, aber viereckicht ſey, ſo wäre er mit beſſerm Rechte Cofferfiſch, als der Oſtracion cornutus, Crayracion, 26. zu nennen. Der Ritter nenne ihn aber Tuberculatus von ſeinen vier großen Hockern auf dem Rücken. Der Alten Holoſteon bedeutete einen faſt ganz und gar beinichten Fiſch. Man halte ihn für einen Indianer; doch fände man ihn auch

im mittelländiſchen Meere, und möge er wohl der Alten Oſtracion Niloticus ſeyn.

28ſte Gattung, a. Crayracion quadrangularis, der viereckichte Kropffiſch, mit vier Erhabenheiten am Nacken, die ich bey dem Oſtracion prior des Aldrovands nicht finde, wie auch nicht die andere Floße am Schwanze, die der Rückenfloße gegenüber ſtehen ſollte. Piſcis quadrangularis, quatuor tuberculis medio dorſo inſignitus; Oſtracion prior Aldrov. Willughb. Tab. I. 10. dem er aber doch p. 148. nur eine Art oder vielmehr eine Spielart und Varietät des Oſtracions zu ſeyn ſcheint. Er mag von dem Crayracion, 27. oder Oſtracion Tuberculatus nicht ſehr unterſchieden ſeyn.

28ſte Gattung, b. Crayracion quadrangularis, der viereckichte Kropffiſch; Poiſſon de Coffre. Il eſt a peu prés quarré, plat de tous côtés et dur, comme du bois: jaune, ſemé de petites taches noirs ayant au deux côtés de la têre une petite nageoire, et une troiſieme ſur le corps prôche de la queue. Le Bruyn Voyage ed. Amſtel. Fol. p. 344. t. 204.

29ſte Gattung, Crayracion, roſtro os in prona parte ſuperante, der gleichſam mit Sternen und Würfeln beſetzte, mit der obern Schnauze das Maul bedeckende Kropffiſch, Oſtracion tertius Liſter. ap. Willughb. p. 156. Die Schnauze oder die Naſe deſſelben wird in eine ziemliche Spitze verlängert; ibid. auch ſcheint dieſes dem Artedi eben ſo mit dem größern, viereckichten, langgeſchnauzten Fiſche, Liſter. ap. Willughb. p. 20. Raii p. 45. ambo. Oſtracion oblongo quadrangulus, roſtro acuto, maculis in dorſo et capite; Artedi, ſyn. p. 84. ſp. 7. Willughb. Tab. I. 11.

30ſte Gattung, Crayracion, der Kropffiſch, ſo in dem Mittelpuncte der Schuppen mit ziemlich großen Flecken gezeichnet iſt; piſcis mediocris, quadrangularis, maculoſus, Liſter. ap. Willughb. p. 20. Aber beſſer: Oſtracion quadrangulus maculis variis plurimis, Artedi, ſyn. p. 85. ſp. 8. Denn eigentlich haben die Crayraciones oder Oſtraciones keine Schuppen, vielmehr haben ſie gemeiniglich gleichſam gewürfelte Leiber. Wir nennen aber Teſſellas Würfel vorſtellende Schildlein, welche nur in der Oberfläche verzeichnet ſind, und, da ſie durch Zähne oder Häckchen unter einander zuſammenhängen, verurſachen, daß die Haut oder der Balg der abgetrockneten Fiſche viel leichter ſich trennen oder zerbrochen werden, als die Bedeckungen einiger Schalenthiere, Oſtracion Cubicus, Linn.

gen. 136. ſp. 9. Müllers Todtentrube, weil er vorzüglich viereckicht iſt, und in Weſtindien von den Holländern Doodkiſt, d. i. Todtenſarg genannt werde. Er hat keine Stacheln oder Hörner; die geſtirnten, ſechseckichten Schildlein fallen aus einem erdfarbichten Grunde ins weißlichte, und ſind zuweilen mit hirſenartigen Körnern gleichſam beſprengt, auch iſt der Schwanz etwas gefleckt. Nach dreyen Arten haben die Rückenfloßen neun bis zehn, die Bruſtfloßen acht bis zehn, die Afterfloßen eben ſo viel, und die Schwanzfloßen zehn Finnen. Sie ſind in den Indianiſchen Meeren zu Hauſe. ſ. Seba, im Muſeo III. Tab. XXIV. fig. 4. und 5.

31ſte Gattung, Crayracion, anomalus piſcis, der wegen des ermangelnden Schwanzes ganz unförmliche Kropffiſch; denn es erſcheint ein Kopf gleichſam mit halben und dermaßen verſtümmelten Leibe, als ob der hintere Theil abgeſchnitten ſey. Er hat eine dicke, rauhe Haut, einen kleinen rundlichen Mund, wenn er klaffet. Mola Saluiani, Willughb. pag. 151. Tab. J. 26. und anderer mehr. Mola; entweder weil er eine faſt ungeſtaltete Maſſe oder Klumpen vorſtellet, oder weil er, nach abgeſonderten Floßen, mit ſeinem runden Körper einem Mühlſteine ähnlich iſt. Nach dem Rondelet, Orthragoriſcus, (Orthagoriſcus) vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Schweinchen, Porcus; denn die Lacedämonier ein ſaugendes Ferklein Ὀρθραγορίσκον nannten, weil ſie früh auf den Markt zum Verkauf gebracht wurden, und dieſer Fiſch, wenn er gefangen wird, wie ein Schwein grunzen ſoll. Charlet. de Differ. Piſc. p. 9. et Plinius, XXXII. 2. cf. Bouſſuetus de Nat. Aquatil. p. 179. Optimam figuram nuperrime largitus eſt de hiſtoria naturali meritiſſimus Ianus Plancus, Ariminienſis, von Rimini. Orthagoriſcus, ſiue Luna, piſcis, des Rondelets, Gesners, S. 85. ein Meermon, ein Monfiſch; des Aldrovands und auch des Plinius. Oſtracion cathetoplateus, ſubrotundus, inermis, aſper, pinnis pectoralibus, horizontalibus, foraminibus quatuor in capite, Artedi, ſyn. p. 83. ſp. 4. the Sun-Fiſh. Was dieſer Autor unter den vier Löchern im Kopfe verſtanden haben wollte, verſteht Klein, auch andere nicht. Bouſſuet S. 179. dichtet von dieſem Fiſche gar artig: Hunc multi piſcem dignantur nomine Lunae; Quod Lunam ex aliqua parte referre putent: Forte etiam noctu quod multo ſplendeat igne, A tali dictus lumine Luna fuit. Labat Voyag. aux Isles de l'Amerique,

merique, Tom. I. p. 312. gedenket Lunae et diſci (des Lunes et des Aſſiettes) aber, wie vieles andere bey dieſem Autor, ſo ſind auch hier ſeine Figuren und Beſchreibungen verdächtig. L'Aſſiette gehöret vielmehr zu den ſo genannten Guaperuis.

Tetraodon mola, Linn. gen. 137. ſp. 7. der Müllerische Mühlenſteinfiſch, nach dem Vorgange der Engländer Mill-ſtone-Fiſh, und der Holländer Molenſteen-Viſch, wegen ſeiner platten Geſtalt; daher heißt er auch bey den Ital. Peſce Tamburo; bey den Franzoſen Lune, das iſt, Mondfiſch, und bey einigen andern Spiegelfiſch. Der Schwanz ſcheint gleichſam abgehauen zu ſeyn, oder er ſcheint vielmehr ein abgehauener Kopf eines großen Fiſches zu ſeyn, und ſind deſſen kurze Rücken- und Afterfloßen zugleich mit der Schwanzfloße in eins verbunden. Sie werden im mittelländiſchen Meere, in der Nordſee, an der engliſchen und franzöſiſchen Küſte, am Vorgebirge der guten Hoffnung und an der afrikaniſchen Küſte gefunden, und zwar in verſchiedener Größe. Im Londner Cabinete befindet ſich ein zween Schuh langer, und im Jahre 1674. ſchenkte der Großherzog von Toſcana einen, über einen Centner gewogenen, Fiſch an den Redi, den dieſer Naturforſcher umſtändlich beſchrieben. Wir zeichnen daraus dieſes aus: die Haut ungleich und rauh, wie Chagrin; die vier vorhandenen Floßen mit ähnlicher Haut überzogen; die zwo kleinſten ſaßen an den Luftlöchern; eine von den großen mitten auf dem Rücken, die andere unten am Bauche bey dem Nabel; an dem hintern abgeſtutzten Theile des Körpers, der die ganze Breite des Bauches hatte, war weder Schwanz noch Floße vorhanden. Unter den Luftlöchern beyderſeits waren vier große Oeffnungen und eine kleinere verborgene. (Les troues des Ouies etoient au nombre des deux; au fond de chacun de ces trous etoient quatre grandes Ouies, et une plus petite. Bomare.) Das Maul war, in Vergleichung des ungeheuern Körpers ungemein klein; im Oberkiefer fand ſich ein krummes, ſchneidendes, beinichtes Stück, desgleichen auch ein Unterkiefer, welches ſtatt der Zähne dienet, (auch vom Salvian ein großer Zahn in beyden Kiefern genannt wird.) Der Eingang der Kehle war mit langen, krummen und ſcharfen Stacheln oder Borſten beſetzet. Es iſt alſo der Bau dieſer Fiſche von der Linnäiſchen Art ſehr verſchieden; zu deren Beſtätigung hier, Tab. VIII. fig. 6. und 7. ein paar Abbildungen mitgetheilet worden, die der Profeſſor Bürmann in Amſterdam, nach ein paar,

vom Cap erhaltenen Originalen verfertigen laſſen:

In den S. A. Reiſen, B. III. no. 11. und 15. wird ein ſo genannter Meermond oder Silberfiſch, desgleichen beſonders ein Sonnenfiſch oder Meerſonne, zu vier und einem halben Fuß lang, gar ſchön abgebildet und hernach B. IV. S. 632. alſo beſchrieben: des Abends erlegten ſie mit der Harpune einen großen und häßlichen Fiſch, der Sonnenfiſch genannt. Er war auf vier Fuß lang und drey Fuß breit, faſt eyrund, mit einem ungeheuren Kopfe, großen, runden Augen, und einem kleinen Munde. Seine Haut war körnicht, dunkelbraun, und von außerordentlicher Härte. Auf jeder Seite waren zwo Floßfedern, die ſich ſehr langſam bewegten, und die nicht platt waren. Die Bootsleute kochten und aßen das beſte davon, denen es vortrefflich ſchmeckete. Das Fleiſch war milchweiß, und zergieng in Flocken, wie Stockfiſch; es ſchmeckete wie das Fleiſch des Rochens, nur war es ſehr zähe, vielleicht weil es nicht genug gelegen hatte. Sie kocheten die Leber, und bekamen auf drey Nöſel Oel daraus. Sie kochten auch das Eingeweide, und hielten es für ein Leckerbißlein. Barbot Reiſe nach Kongo und Angola, S. 749.

Der erſte, fig. 6. war an dem Rücken und großen Floßen rußfärbig ſchwarz, der Bauch ſchmutzig blau, und ein ähnlich gefärbter Ring um die Augen, da das übrige weiß war. Die beſagten Floßen waren gleichſam mit dem Schwanze verbunden, aber die vier Löcher im Kopfe, welche Artedi, (auch gen. p. 61. ſp. 22.) entdecket hatte, wurden hier nicht gefunden, ſo wie auch Gronov, und vorher Klein, ſolche in ſeinem drey Zoll langen Exemplare nicht angetroffen. Am Körper kamen aus der Haut hin und wieder einige gelblichte Faſern hervor. Die Spitzen der Rücken- und Afterfloßen waren einen Schuh weit von einander entfernet.

Ein ähnliches Exemplar des mittelländiſchen Meeres wird von der Bononiſchen Geſellſchaft beſchrieben, und Plancus von Rimini brachte im Jahre 1731. eine ſolche mola, die vierzehn Pfund ſchwer war, käuflich an ſich; ſelbige war noch einmal ſo lang als breit, und hatte eine ſanfte ſilberfarbige Haut. Im Maule waren auch nur die zween beinichten Kiefer, keine Ohren- und Naſenlöcher, die Augen groß, (welche Artedi klein machet) das Gehirn klein, kaum eines Viertelloths ſchwer; das Fleiſch weiß und muſculös, vom Kopfe nach hinten zu in der Länge über fächerförmigen Gräten; daſſelbe ſchmackhaft,

nicht giftig, aber von wenigem Fett und nach dem Kochen von wenigen Thran.

Der zweete, fig. 7. hatte lanzettenförmige Rücken- und Afterfloßen, die aber mit dem Schwanze nicht vereiniget waren. Es mangelten auch die Faſern der erſten Art, war mehr länglich, ſchwärzlichviolet gewölket, im Maule aber gelblich. Belobter Plancus beſchreibt eine ähnliche, im Jahre 1753. gefangene, und als ein Monſtrum auf dem Fiſchmarkte vorgezeigte Creatur, die über vierhundert Pfund gewogen; die großen Floßen waren vom Schwanze abgeſondert; Faſern nicht vorhanden; ſtatt derſelben ſchien der Umfang des Fiſches am Rande Falten zu haben; die Floßen rund, mit einer harten Haut überkleidet; die Kiefern hatten ein, in zwey getheiltes, beinichtes Weſen und ſcharfe Beinchen inwendig in der Kehle. Die Augen waren ſehr groß, hinter denſelben bey der Floße ein rundes Luftloch und die Haut ſilberfarbig. Die Leber wog über zehn Pfund. Die Gräten waren knorplicht und mit dünnem Fleiſche bedecket, welches, nach dem Kochen, nicht unangenehm ſchmeckete. Hierauf machet Müller die Anmerkung, daß dieſe Fiſche wohl ein beſonderes Geſchlecht ausmacheten, und ſich zu dem jetzigen nicht wohl ſchicken wollten.

32ſte Gattung, Crayracion, corpore circumflexo, et quaſi inciſo, ſi ſiccatus, der, wie ein griechiſcher Circumflex (~) gebogene Kropffiſch, der ſich ſterbend alſo drehet, und ſodann austrocknet. Er iſt eckicht, mit einer zähen ledernen Haut, einem, einem Pferdekopfe nicht unähnlichem Kopfe, einem röhrenförmigen Schnabel, der am Ende gleichſam in einen Deckel ausläuft. Hippocampus auctorum. Willughbey und Rondelet wollen ihm beydes, bedeckte und unbedeckte, Kiemen abſprechen, ob ſie ihm gleich zwey Löcherchen oder Oeffnungen über dem Floßchen laſſen müſſen. Wir folgen dem Bellonius, und glauben unſern eigenen Augen. Jener ſaget: er hat an den Seiten Kiemen, (aber bedeckte, welche das eingeſogene Waſſer durch die Löcher über den Floßen wieder auslaſſen) eine etwas weniges ſich erhebende Rückenfloße; eine andere jeder Seite an den Kiemen, und noch eine gar kleine über dem Nacken. Ueberdieß hat er gleichſam eine aus ſtumpfen Stachelchen zuſam̃engeſetzte Mähne, die aber nur bey lebenden und ſchwimmenden, wie die zarten Härchen am übrigen Leibe wahrzunehmen, und unter dem Bauche hat er zwo Ritzen, aus deren einer der Unrath, und aus der andern ſein Roggen abgeht. Syngnathus, corpore quadran-

drangulo, pinna caudae carens, Artedi, ſyn. p. 1. ſp. 1. der ihm Kiemendeckel giebt, die er doch nicht hat, desgleichen auch einen nicht gar dünnen, vielmehr groß-bäuchichten Leib, der bey dem getrockneten Fiſche doch an den Seiten zuſammengepreſſet und gleichſam viereckicht erſcheine. Klein führet davon folgende Gattungen auf:

α) Hippocampus, ſimplicibus coſtis, Willughb. Tab. J. 25. fig. 3. 4. 5.

β) Hippocampus, coſtarum muricibus inermibus, muſei olim noſtri; Miſſ. III. Tab. I. fig. 9.

γ) Hippocampus, coſtis in capite et dorſo ſpinoſis, Tab. I. fig. 10.

Nach dem Gesner S. 156. gehöret dieſer Fiſch, Hippocampus, ein Meerroß, Meerpferd, unter die Meergewürme. Artedi machet ihn zu einem Nadelfiſche. Bey dem Linné iſt er auch Syngnathus Hippocampus, gen. 141. ſp. 7. Das Mülleriſche Seepferdchen unter den Nadelfiſchen. Den Urſprung der Benennung, Hippocampus, zeiget Rondelet weitläuftig. Er heißt lateiniſch Equus marinus, franzöſiſch, cheval marin, italieniſch Cavallo marino, holländ. Zeepaardje, ſ. Ruyſch, Piſc. Amboin. Tab. XIII. no. 25. et 26. der mit anmerket, daß er, nach dem Miſſon, in Italien auch Cavaletto genannt werde, und daß ihm bey dem Abtrocknen die Haare ausgiengen.

Seine Haut iſt pergamentartig und hart, in Gelenke abgetheilet, am Körper ſiebeneckicht, am Schwanze viereckicht, auf den Ecken allenthalben bey jedem Gelenke mit einer ſcharfen hervorragenden Spitze oder Buckel verſehen; von Farbe im Leben gelblich oder bläulich, getrocknet aber bräunlich oder ſchwarzbraun. Der breite Theil des Kopfes iſt gleichfalls höckericht, der Rüſſel vollkommen cylindriſch, am Körper iſt er mit einigen Stacheln verſehen und hin und wieder mit einzelnen Haaren beſetzet oder ganz ohne ſelbige.

Wir müſſen hier noch die beträchtliche Anmerkung des ſeligen Müllers anfügen: die Anzahl der Gelenke ſoll, nach dem Linné, am Körper, der breit und bäuchicht iſt, ſiebenzehn, und am Schwanze fünf und vierzig ſeyn. Allein wir müſſen hier anmerken, daß uns die Zählung dieſer Blätter verdächtig vorkömmt, um daraus auf dieſe oder jene Art zu ſchließen; denn bey den vielen Seepferdchen, die wir unterſuchten, hat die Anzahl niemals eingetroffen. Wir haben große mit wenigen, und kleine mit vielen Gelenken gefunden, und auch umgekehrt. Eins von unſern Exemplarien hat am

Körper höchſtens nur zwölf, und am Schwanze vier und dreyßig, Gelenke; und, da wir kleine Exemplarien mit breiten, und große mit ſchmalen, Gelenken fanden, ſo glauben wir faſt, daß die Natur hier nur willkührliche Verſchiedenheiten bilde, oder, daß ſich auch vielleicht die Anzahl der Gelenke am Schwanze mit dem Wachsthume vermehre; und, wer weis, ob nicht die Zählung der Finnen in den Floßen eben ſo wandelbar iſt? deñ der Ritter giebt in der Rückenfloße zwanzig, in der Bauchfloße achtzehn, in der Afterfloße aber vier Finnen an; denn Bruſt- und Schwanzfloßen ſind nicht vorhanden. Artedi hingegen zählet in der Rückenfloße fünf und dreyßig Finnen und ferner gar keine. Unſer Exemplar hat nicht halb ſo viel Finnen in der Rückenfloße, und von Bruſt- Bauch- After- und Schwanzfloßen iſt gar keine Spur zu finden. Aehnliche Abweichungen giebt auch Houttuin aus den Beyſpielen, die Ray und Willughbey hatten, an, und das Exemplar, welches Tab. X. fig. 2. mitgetheilet wird, hat gleichfalls keine Bruſtfloßen. Wir erhielten auch aus Curacao ein Weibchen, welches unten am Bauche einen weiten Sack hatte, der, über einen halben Zoll lang, ſich bey dem Schwanze herunter ſenkte, und uns die Vermuthung gab, daß ſie auf ähnliche Weiſe, wie die übrigen Meernadeln, eine belebte Bruth zur Welt bringen, ob dieſes gleich von einigen widerſprochen wird. Sie dienen zum Eſſen und zur Arzney. Sie ſollen den ſäugenden Weibern die Milch vermehren, zu Liebeshandlungen reizen, ausgefallene Haare herſtellen, den tollen Hundsbiß heilen, welches letztere gelegentlich aufs fleißigſte zu erkundigen ſeyn möchte. Sie finden ſich häufig im mittelländiſchen Meere, bey Pozzuoli und Neapolis, in der Nordſee, in Indien bey der Straße Sunda, und an den amerikaniſchen Inſeln und Stranden, ja vielleicht allenthalben im Ocean.

Nicht weniger müſſen wir hier annoch ein paar Linnäiſche Tetraodontes, Stachelbäuche, nachtragen, die wir, auf das Kleiniſche Syſtem zu bringen, nicht wagen mögen.

Tetraodon Lineatus, gen. 137. ſp. 3. ſ. unſern Artikel, Jabaka, Th. IV. S. 213. Das Haſſelquiſtiſche Exemplar war nur einer Spannen lang, doch verſicherten ihn die Einwohner oder Araber, daß dieſe Art zu einer beträchtlichen Größe anwachſe. Sein Kopf iſt groß, etwas platt, wie der Körper, mit Dornen beſetzet; die Schnauze kurz, dicke, ſtumpf und glatt, das Maul aber klein, mit dicken Lippen und vier ſtarken Zähnen; die Luftlöcher weit, um einen Finger hinein zu brin-

bringen; der Körper rund, mit den Seiten ausgedehnet und fleiſchicht; der Bauch iſt ein großer, weiter Sack von häutichter Beſchaffenheit. Die Rückenfloße hat, nach zwo Arten, eilf bis zwölf, die Bruſtfloße ein und zwanzig, auch nur achtzehn, die Afterfloße neun, und die Schwanzfloße eilf, Finnen. Die Farbe iſt ſchwärzlich braun, und an den Seiten mit weißen, die Länge hinunterlaufenden, Strichen gezieret. Alle Floßen, den Schwanz ausgenommen, ſind weißlich. Die Egyptier halten ihn für giftig; wenigſtens erregen die Stacheln eine Entzündung, als ob man Brennneſſeln angefaſſet hätte, wenn man ihn in die Hand nimmt. Den Wahrnehmungen des Haſſelquiſts zu folge, ſitzt die Zunge mit erhabenen Ecken an der Wurzel, wo ſie, wie bey den Vögeln, gleichſam ausgeſchweift iſt. Der Gaumen iſt glatt; die innern Theile aber müſſen wir übergehen.

Tetraodon Laeuigatus, gen. 137. ſp. 5. Müllers Windbeutel. Er heißt Laeuigatus, weil er nur von vornenher am Bauche ſtachlicht iſt. Sein Körper iſt groß und ſtark aufgetrieben; daher wir ihm den Namen Windbeutel gegeben, ohnerachtet es in der Naturgeſchichte daran nicht ermangelt. Der Rücken iſt bläulicht, mit zwo Linien auf jeder Seite; der Bauch weiß, aber nur bis zu Ende der Bruſtfloßen ſtrahlicht. Er hat in der Rückenfloße dreyzehn, in der Bruſtfloße achtzehn, in der Afterfloße zwölf, und in der Schwanzfloße eilf, Finnen. Carolina iſt ſein Vaterland.

Noch verdienen einige Amboiniſche Fiſche des Ruyſchs hier einen Platz; und zwar aus ſeiner Tab. VIII.

No. 8. de Blazer, welchen Namen er von der Gewalt, damit er das Waſſer durch beſondere Röhrchen auf der Höhe des Kopfes herausbläſet, bekommen haben ſoll. Er hat einen zuſammengezogenen Leib, aber doch einen weiten, mit Waſſer anzufüllenden, Bauch. Mit einem Worte, er iſt eine Gattung der Orbium, der Flaſchen- oder Tellerfiſche, deren ohne Zweifel mehr, als vier Arten ſind; da ſich ſchon auf dieſer Kupfertafel mehrere, nämlich dreye finden. Es würde ſich aber nicht wohl thun laſſen, dieſelben insgeſammt zu einer einzigen Gattung zu bringen.

No. 9. de Blazer; an der bläulichten Farbe iſt er dem vorherſtehenden ähnlich, wie auch an der Geſtalt; nur daß der gegenwärtige auch noch drey Stacheln auf dem Rücken hat, die bey jenem ermangeln. Von den Floßen in den Seiten läuft eine weiße Linie bis zum Schwanze; aber dieſe Floßen gehören nicht zu

den Kiemen. Der Bauch nimmt faſt den ganzen Fiſch, nebſt einem Theile des Kopfes, ein. Man würde bey ihm keinen andern Weg zum Athenholen finden, als durch die Löcher auf der Höhe des Kopfes, oder durch den Mund ſelbſt; daher es auch komme, daß dieſe Fiſche überhaupt, das häufig eingeſchluckte Waſſer mit großer Gewalt von ſich ſtießen.

No. 10. de Kleine Blazer. Dieſer kleiner Orbis wird mit Recht den geſtirnten beygeſellet, da ſeine Flecken nicht ſtrahlicht ſind, vielleicht aus Unachtſamkeit des Malers. Das übrige iſt den geſtirnten Blaſern ziemlich ähnlich. Er hat, wie die übrigen alle, eine harte Haut und keine Schuppen, wie die beyden vorhergehenden, aber außerdem ſechs Stacheln auf dem Rücken, davon die erſten drey unter ſich durch keine Membran, die andern aber durch ein dünnes Häutchen mit einander verbunden; und zwar erſtlich unter ſich ſelbſt, ſodann mit den Rückenfloßen, die nach dem Schwanze zulaufen. Unterm Bauche ſind weder Stacheln noch Floßen, außer etwan an dem verjüngten Leibe nach dem Schwanze zu.

Hierbey ſind nun beſonders unſere oben angeführte Artikel, Blaſer und Flaſche, nachzuſehen, in welchem letzten, ſtatt Kropfkuh, Kropffiſch zu leſen.

Kropfiſch, de Kropviſch, aus Amboina. Es iſt doch etwas beſonders und anmerkungswürdiges an dieſem Fiſche, daß er gleichſam einen gedoppelten Bauch hat; in den erſten ſchlucket er ſeine Speiſe hinunter, und in dem andern verdauet er dieſelbe. Auf ein ziemlich großes Maul folget gleich der eine weite Bauch, die kleinen Fiſchchen aufzunehmen, die er im Schwimmen zu freſſen, oder vielmehr nur zu verſchlucken pfleget. Sonſt findet ſich eben nichts beſonders an ihm. Ruyſch, p. 30. Tab. XV. no. 14.

Kropfgans.

Schneegans, Vielfraß, Onocrotalus, Pelicanus, iſt eine Art von Gänſen, und hat, wie dieſe, alle vier Zähen, vorn und hinten mit einer Haut verbunden, auch einen Gänſeſchnabel, nur etwas ſtärker. Bey den Alten kömmt der Vogel unterm Namen Pelican vor, und war nicht ſo bekannt, als heut zu Tage, da man ihn in allen Welttheilen findet. Auch in Europa iſt er noch in den nördlichen Gegenden, in den Volhyniſchen und Semlominiſchen Gewäſſern, anzutreffen. Er iſt viel größer als eine Gans, noch größer als ein Schwan, und hat breite und große Flügel. Es giebt ihrer ſo große, die in der Länge über fünf Schuh, vom Schna-

Schnabel bis zur Schwanzſpitze betragen, und einen anderthalb Schuh langen Schnabel haben. Die mehreſten, welche man in unſern europäiſchen Gegenden hat, bekömmt man aus Rußland, wo es in deſſen aſiatiſchen Beſitzungen eine Menge dieſer Vögel giebt. Linnäus bekam auch einen daher. Der Körper iſt weißlicht, die großen Schwingfedern ſchwarz, der Schwanz weiß, der Kopf an den Seiten, und um die Augen herum kahl, und mit einer blaßrothen Haut bedecket. Der Rücken bey manchen ſchwärzlich, und der mehreſte Theil des übrigen Körpers weiß. Der Schnabel blaßroth, mit einem gelblichten Hacken am Ende, Füße bleyfarben, Nägel grau. Der obere Kiefer iſt breit und niedrig, daher er einigermaßen löffelicht kann genennet werden, auch der Vogel zuweilen den Namen Löffelgans führet. Am untern Kiefer hängt eine ſtarke gelblichte Haut, einer Ochſenblaſe ähnlich, welche im ausgedehnten Zuſtande einen Sack vorſtellet. Dieſer Sack kann ſich erſtaunend erweitern, daß darinne ein Haufen Nahrung Platz hat. Jedoch iſt dieſer Sack bey einigen ſchmal und enge. In denſelben laden ſie eine große Menge Fiſche, und ſchleppen ſie mit ſich fort, zur Nahrung für ſich und ihre Jungen. Denn aus dieſem Sacke füttert der Vogel ſeine Jungen, indem er den Kopf nach der Bruſt niederdrücket, das Maul weit aufſperret, und die Jungen daraus die Fiſche hervorlangen läßt. Dieſe blutigen Fiſche, welche ſie ſolchergeſtalt herausnehmen, haben vielleicht zur Fabel Anlaß gegeben, als wenn der Pelikan ſich die Bruſt aufritzete, und die Jungen von dem herausfließenden Blute nährete. Er hat eine beſondere Geſchicklichkeit, die Fiſche zu fangen, indem er das Waſſer mit den Flügeln trübe machet, den Fiſch betäubet, und ihn ſolchergeſtalt behende ergreift. So groß dieſe Thiere auch ſind, und dazu breite Gänſefüße haben, ſo können ſie doch auch auf den Bäumen ſitzen, und ſich feſt anhalten, welches Labat bey den amerikaniſchen geſehen hat. Sie ruhen doch aber meiſt auf der Erde, ſchlafen daſelbſt, und ſtützen alsdenn den Kopf auf ihren breiten und langen Schnabel. Sie bauen ihre Neſter auf die Erde, weit vom Meere, legen vier bis fünf Eyer, und brüten ſolche, ohne ſich ſtöhren zu laſſen, oder ſcheu zu werden, wenn ſie jemand antrifft. Ihr Fleiſch iſt zart, hat aber einen öhlichten Fiſchgeſchmack. Der Sack der Kropfgans wird von Landesbewohnern, wo ſie einheimiſch iſt, zu allerley Beuteln, Säcken, Mützen, auch ſtatt der Felle u. ſ. w. gebrauchet. Es

ſcheint, daß es viele Arten dieſer Gans giebt, weil ſie an Farbe, Größe, auch Beſchaffenheit der Theile in etwas von einander abgehen. Diejenige, welche Herr Klein aus Sendomirien erhielt, war doch auch fünf Schuhe lang vom Schnabel bis zum Schwanze, und der Schnabel allein vierzehn Zoll. Die Zunge fehlet eigentlich am Vogel; er kann aber durch Hülfe der Gurgelhaut, wenn er den Kopf ins Waſſer hält, eine Stimme von ſich hören laſſen, welche einem Eſelsgeſchrey gleichet, davon er auch den griechiſchen Namen bekommen hat.

Kropfwurzel.

S. Braunwurzel u. Engelſüß.

Krottenſchild.

S. Schildkrötenkraut.

Krücheln.

S. Pflaumbaum.

Krüden.

S. Spilanthus.

Krügel.

S. Tinusbaum.

Kruishaay.

Kruisbaay Holl. ein Hammerfiſch, Squalus Zygaena, Linn. gen. 131. ſp. 5. Müllers Hammerfiſch ſeines Haayfiſchgeſchlechtes. ſ. Kleins Grobſchmidt oder Hammerfiſch, Ceſtracion, I. und unſern Artikel, Grobſchmidt, Th. III. S. 524.

Krullfarn.

S. Frauenhaar.

Krullhorn.

S. Purpurſchnecke.

Krummdarm.

S. Gedärme.

Krumhals.

S. Ochſenzunge.

Krumholzbaum.

S. Fichte.

Krumhorn.

S. Nautilus

Krummer Ofen.

Furni fuſorii ſpecies, iſt ein bey den Hüttenwerken gebräuchlicher Schmelzofen, der ſich von den jetzt mehr gebräuchlichen hohen Oefen darinne unterſcheidet, daß er nicht allein niedriger, ſondern auch oben und unten weit und in der Mitten enge iſt. Uebrigens hat er Vorheerd, Spur, Stichheerd und Schlackengrube. Die krummen Oefen ſind jetzt nicht ſehr mehr im Gebrauch, weil man in den hohen Oefen mehr ſchmelzen kann.

Krummkiefer.

Cyprinus Aſpius, Linn. gen. 189. ſp. 22. nach Müllern eine

Karpfenart; ſ. unſern Artikel, Karpe, Th. IV. S. 410.

Krummlinie.

Cyprinus Americanus, Linn. gen. 189. ſp. 23. nach Müllern eine Karpfenart; ſ. unſern Artikel, Karpe, Th. IV. S. 410.

Krummſchnabel.

So heißt der kurz vorher angeführte Kreuzſchnabel, Coccothrauſtes curuiroſtra, und iſt eine Art der bekannten Dickſchnäbel.

Krummſchnabel, Clupea Sima. Linn. gen. 188. ſp. 7. eine Heringsart nach Müllern; ſ. unſern Artikel, Hering, Th. III. S. 802.

Krumribbe.

S. Venusmuſchel.

Krumwirbel.

S. Klippkleber.

Kryſtall.

S. Bergcryſtall.

Kuchendoublet.

Diejenigen Linnäiſchen Archen, welche linſenförmig oder plattrund ſind, werden von den Holländern, nach einer gewiſſen Art Gebackenes, überhaupt Poffer genennet. Da ſolche aber wirklich verſchiedene Arten ausmachen, hat Herr Müller ſelbige mit andern, bey uns gebräuchlichen Namen, von mancherley Backwerke beleget; und weil dieſe die vierte Ordnung der Archen, nämlich die Runden, ausmachen, wollen wir ſolche hier zugleich nach der Mülleriſchen Benennung anführen.

1) Das blaſſe Kuchendoublet, Arca pallens Linn. Dieſes ſteht zwar noch in der dritten Ordnung, nämlich unter den dicken Archen, es hat aber ſolches, wie auch die Kreuzarche, linſenförmige Schalen, welche etwas ſchief kreuzweiſe geſtreifet, an den Angeln krummgebogen, am Rande gekerbet, und mit einer engen Spalte verſehen ſind. Man erhält dergleichen aus Indien.

Die folgenden alle haben einen gekerbten Rand und gebogene Angel, und weil ſie rund ſind, nennet ſolche Herr Müller runde Archen.

2) Das Törtlein, Arca vndata Linn. Der deutſche Name ſchicket ſich für dieſe Muſchel, indem ſie mit einer gelben wellenförmigen Zeichnung beſetzet, und am Rande gefalten, ſonſt aber linſenförmig rund, ziemlich glatt, und oben mit einer gebogenen Angel verſehen iſt. Weſtindien.

3) Das Paſtetlein, Arca pectunculus Linn. Die linſenförmig runden, einigermaßen mit Ohren verſehenen Schalen ſind mit Furchen und ungleichen Ribben

den weitſchichtig geſtrahlet, und daher einer Art kleiner Paſtetlein ähnlich; der Rand durch ſtumpfe Erhebungen gefalten, und die Angel gebogen. Die Farbe iſt weiß, querüber aber mit braunen wellenförmigen Bändern gezieret.

4) Das Gogelhöpflein, Arca glycymeris L. Der griechiſche Beyname gründet ſich entweder auf den ſüßen und angenehmen Geſchmack des Thieres, oder auf die ſaufte Zeichnung. Die Schalen ſind ſehr glänzend, weiß mit braunen Flecken, röthlicht mit rothen Strichen, oder auch auf andere Art dunkel gefärbet; überdies rund, ſehr dicke, bäuchicht aufgetrieben, wenig geſtreifet, am Rande eingekerbet, und mit umgeworfenen Angeln verſehen. Das Vaterland ſind Amerika und die franzöſiſche Küſte.

5) Schmalzküchlein, Arca piloſa L. Die runden gleichſeitigen Schalen ſind mit einem ſammetartigen Ueberzuge bedecket, und gleichſam haaricht, mit krummen Angeln und gekerbten Rande. Das mittelländiſche Meer.

6) Die Oblatte, Arca nummaria L. Die Schalen ſind ohngefähr ſo groß, wie ein Nagel, mit wellenförmigen roſtfärbigen Strichen bezeichnet, rund, glatt, in die Quere geſtreifet, einigermaßen mit Ohren verſehen, und am Rande eingekerbet. Das mittelländiſche Meer.

7) Das Pfeffernüßlein, Arca nucleus L. Die Schalen ſind nicht größer, als eine Haſelnuß, ſchiefeyrund, glatt, mit krummen Angeln verſehen, zwiſchen welchen ſich eine dreyeckichte erhabene Spalte zeiget. Der Rand iſt gekerbet und das Schloß machet einen Bogen. Man findet dergleichen an den europäiſchen Küſten.

Küchenſchelle.

Pulſatilla Tourn. Von den Kennzeichen dieſes Geſchlechts, und daß ſelbiges mit der Anemone vereiniget worden, haben wir bereits unter dem Worte Anemone gehandelt. Wir bemerken nur nochmals, wie zwar in Anſehung der Blume und der Frucht kein weſentlicher Unterſchied ſtatt findet, die Arten der Küchenſchelle aber ſich ſowohl durch die blättrichte Hülle, welche den Blüthſtiel umgiebt, als auch die geſchwänzten Saamen von den übrigen Arten der Anemone unterſcheiden laſſe, daher auch Herr von Linné in dem Verzeichniſſe der Arten einige Unterabtheilungen angebracht, und ſolche durch eigene Merkmale von einander abgeſondert. In der Abtheilung, welche die zuvor bemerkten Zeichen zur Ueberſchrift führet, hat derſelbe ſieben Arten angemerket, von welchen wir nur drey erwähnen wollen, da die übrigen bey

uns nicht leicht vorkommen dürften. Statt Küchenſchelle findet man auch andere Namen, als Schlottenblume, Oſterblume, Bocksbart, Windkraut, Hackerkraut, Bitzwurz. Ob dieſe allen, oder nur einer und der andern Art zukomme, läßt ſich nicht beſtimmen.

1) Die aufwärts blühende Küchenſchelle mit gefiederten Blättern, Waldküchenſchelle mit Eppichblättern, Pulſatilla apii folio, Anemone vernalis Linn. wird im Anfange des Aprils, auch noch eher, in Heiden gefunden, beſonders unter den jungen Fichten, wo ſie geſäet, oder dicke aufgeſchlagen ſind. Die holzichte, in Zweige abgetheilte Wurzel treibt viele Blätter und einen Stängel. Die Blätter ſitzen auf langen Stielen, ſind gefiedert und beſtehen aus zwey oder drey Paar, und einem einzeln etwas haarichten Blättchen; die einander gegenüber geſtellten Blättchen ſind kurz und breit, gemeiniglich in drey verſchiedentlich eingekerbte, ungleiche Lappen zerſchnitten; das einzelne Blättchen iſt größer, auch in drey Lappen, und jeder meiſtentheils in drey Einſchnitte, und von dieſen der mittelſte wiederum in kleinere Einſchnitte abgetheilet. Der Stängel iſt ohngefähr einen halben Fuß hoch, mit einer wollichten, gelblichten, glänzenden, und in viele zarte Einſchnitte abgetheilten Hülle umgeben, und an der Spitze mit einer aufrechtſtehenden Blume beſetzet. Dieſe iſt äußerlich rauch, und anfangs weiß mit etwas purpurfärbigen vermiſchet, nach und nach werden die Haare gelblicht, und die Blumenblätter ſind endlich als mit einer glänzenden gelben Wolle bedecket. Die ſechs eyförmigen, zugeſpitzten Blumenblätter ſind gegen einander gerichtet, und die haarichten Griffel an der Spitze nackend.

2) Die hangende Küchenſchelle mit geraden Blumenblättern, Pulſatilla vulgaris, Anemone pulſatilla L. wächſt in den Wäldern, auch auf bergichten Oertern, und blühet im April. Die holzichte, vielfach geſpaltene, ſchwarze Wurzel iſt mit Borſten oberwärts beſetzet. Die Blätter und Stängel ſind anfangs mit vieler Wolle bedecket. Die Wurzelblätter ſind zahlreich, rauch, und vielfach zart zerſchnitten, oder gedoppelt gefiedert; und die ſchmalen ſpitzigen Blättchen wieder verſchiedentlich getheilet. Das letzte einfache Blättchen zeiget vier und mehrere drey auch vierſpaltige Lappen. Der Stängel iſt ohngefähr einen halben Fuß hoch, und die Hülle deſſelben beſteht aus einigen verwachſenen, handförmigen Blättern. Die Blume hängt unterwärts; die Saamen ſtehen aufgerichtet; die

die ſechs lanzenförmigen Blumenblätter ſind gerade, rauch und violet gefärbet, und die Griffel wie bey der erſten Art beſchaffen.

3) Die hangende Küchenſchelle mit umgebogenen Blumenblättern, Pulſatilla folio minore nigricante, Anemone pratenſis L. iſt im März und April in den unfruchtbaren Gegenden, Heiden, Sandhügeln und ſchlechten Feldern blühend anzutreffen. Die Blumenknöpfe öffnen ſich zeitig, und faſt wenn ſolche aus der Erde hervorbrechen, wenigſtens treibt der Stängel ſchon in die Höhe, ehe die Wurzelblätter ſich völlig ausbreiten. Die Wurzel und Blätter ſind der zwoten Art ähnlich. Die Hülle ſcheint einblättericht, und iſt vielfach tief und ungleich zerſchnitten. Die Blumenblätter breiten ſich niemals aus, und die Blume ſcheint daher immerfort geſchloſſen, ſie ſind dunkel violet, oder ſchwärzlich gefärbet, und die Spitzen rückwärts geſchlagen; die Griffel dunkelpurpurfärbig.

Dieſe Pflanzen laſſen ſich von ihren Geburtsörtern, wegen der langen, und tief in die Erde eindringenden Wurzel, nicht füglich in den Garten verſetzen; am beſten wird man ſolche aus den Saamen erziehen. Weil ihre großen Blumen frühzeitig hervorkommen, dienen ſie zur Zierde in den Gärten. Zuweilen verändert ſich auch die Farbe der Blumen. Die Bienen tragen aus den Blumen viel Wachs, welche ſie aus großer Begierde gleichſam aufreißen, und öfters gar zerſtören. In wie ferne die Küchenſchelle in der Artzneykunſt zu gebrauchen ſey, können wir nicht beſtimmen. Die Wurzel ſchmecket ſüßlicht, die Blätter und Blumen aber haben einen ſcharfen beißenden Geſchmack, welches ſonderlich von der dritten Art gilt. Die Blätter werden auch von dem Vieh nur zuweilen aus Verſehen mit andern Kräutern im Frühlinge abgefreſſen, und wenn es häufiger geſchieht, erfolgen darauf alle die Zufälle, welche von andern ſcharfen und beitzenden Sachen erreget werden. Wenn man das zerquetſchte Kraut äußerlich auf die Haut leget, zieht es Blaſen, und das abgezogene Waſſer erreget Erbrechen. Daher haben einige dieſe Pflanzen unter die giftigen gezählet. Doch haben andere ſolche wegen der urintreibenden Wirkung empfohlen, und daher beſonders der dritten Art den Namen Biß- oder Bitzwurzel beygeleget, auch in andern Krankheiten, als dem Fieber, und ſogar bey Lungenkrankheiten angerühmet. Doch iſt man von dieſem nützlichen Gebrauche niemals gehörig überzeuget worden, und daher würden wir ſolchen lieber widerrathen

als

als empfehlen, wenn nicht der Kayſerl. Leib- und bekannte Giftarzt Herr Störck durch neue Erfahrungen die herrlichen Tugenden der dritten Art beſtätiget und verherrlichet. Alle Theile dieſer Pflanze, wenn ſie gekauet werden, erregen einen ſcharfen, brennenden und lange anhaltenden Geſchmack, doch iſt die Wurzel viel gelinder. Die zwote Art ſoll nichts ſcharfes enthalten, und nur einen eckelhaften, etwas bitterlichen Geſchmack erregen, auch das davon abgezogene Waſſer faſt unſchmackhaft ſeyn. Daher uns Herr Störck warnet, die zwote Art nicht ſtatt der dritten zu gebrauchen, weil beyde nicht einerley Kräfte beſitzen. Es hat derſelbe das abgezogene Waſſer, einen daraus bereiteten Trank, und vorzüglich das Extract gebrauchet. Er hat anfangs ſieben Gran Extract mit einem Quentchen Zucker vermiſchet, hernach mit einem Quentchen Zucker vierzehn Gran Extract vereiniget, und daraus ein Pulver gemachet; von dem erſten Pulver hat derſelbe fünf Gran frühe und Abends ſelbſt eingenommen, und weil darauf nach drey Tagen keine Veränderung erfolget, früh und Abends jedesmal zehn Gran gebrauchet, da denn derſelbe an demjenigen Auge, welches vor zwey Jahren durch einen Stoß beſchädiget worden, einen ſtechenden Schmerz, an dem andern Auge aber, wie auch in dem ganzen Körper keine Veränderung empfunden und aus dieſen Wahrnehmungen geſchloſſen, daß dieſes Mittel gänzlich unſchädlich, in Augenkrankheiten aber vorzüglich nützlich ſey. Andere haben von dem ſtärkern Pulver täglich ein, zwey und drey Quentchen ohne alle ſchädliche Wirkungen zu ſich genommen. Die Erfahrungen, welche Herr Störk bey verſchiedenen Krankheiten veranſtaltet, kann man in deſſen Abhandlung von der Küchenſchelle nachleſen, wir bemerken nur, wie 1) alle Kranken, die dieſes Mittel gebrauchet, niemals Schaden dadurch gelitten, jedoch das Extract beſſer, als das abgezogene Waſſer vertragen haben, indem dieſes, wenn es häufig gebrauchet werde, Eckel und Neigung zu Erbrechen erreget; 2) dieſes Mittel die ſtockenden und zähen Säfte ungemein auflöſe, und dabey die übrigen Verrichtungen auf keine Weiſe verändere; 3) bey verſchiedenen Krankheiten, als bey der Lähmung, bey nächtlichen Schmerzen der Glieder, und bey den Knoten der Knochen, ſo von der Liebesſeuche entſtanden, vorzüglich aber bey langwierigen Augenkrankheiten, ſowohl dem ſchwarzen als grauen Staare, die beſten Veränderungen hervorbringe; 4) auch bey vielen den Abgang des

Urins ungemein befördere, zuweilen einen Durchfall errege, und bey dem weiblichen Geſchlechte den Mangel der monathlichen Reinigung wieder herſtelle, und die äußerlichen alten Schäden ungemein verbeſſere. Die künftige Zeit wird lehren, in wieferne dieſe herrlichen Tugenden ſicher und gewiß zu erlangen ſeyn dürften. Der luſtigſte Nutzen iſt, den die Hausmütter für die Kinder bey Färbung der Oſtereyer damit anſtellen, welche aus der blauen Blume ein ſchönes Grün hervorbringen. Es verdienete dieſe Farbe weiteres Nachdenken und Unterſuchung, nur Schade, daß dieſe Küchenſchelle, wie faſt alle andere Arten, nirgends häufig anzutreffen.

Küchenſchwalbe.

Rauchſchwalbe, hirundo ruſtica, agreſtis, iſt die bekannte kleine Schwalbe, die in den Häuſern niſtet. Mehr unter Rauchſchwalbe.

Küchern.

S. Lathyrus.

Kühhorn.

S. Bucida, Foenugräc und Mangle.

Kühlbeere.

Kühlbeere überſetzet Hr. Planer Pſychotria Linn. weil die Arten auf feuchten kühlen Oertern in Amerika zu wachſen pflegen. Der kleine, fünffach eingekerbte Kelch ſteht über dem Fruchtkeime; des Blumenblattes lange Röhre verbreitet ſich in einen ſchmalen Rand mit fünf ſpitzigen Einſchnitten; die fünf Staubfäden liegen in der Röhre verborgen und der dünnere Griffel trägt zween dickere Staubwege. Die rundliche Beere iſt mit dem Kelche gekrönet und enthält zween eyförmige Saamen, welche auf der einen Seite platt, auf der andern erhaben und mit fünf Furchen durchzogen ſind. Die Arten ſind außer ihrem Vaterlande noch unbekannt.

Kühlfaß.

Das refrigeratorium, iſt ein hölzernes, oder auch küpfernes Gefäße, welches beym Deſtilliren gebrauchet wird. Von Holze wird das Kühlfaß gemachet, wenn es groß ſeyn ſoll, kleinere hingegen werden gemeiniglich von Kupfer, und bisweilen von verzinnten Eiſenblech, oder auch ebenfalls aus Holz verfertiget. Die hölzernen ſind gemeine Fäſſer, welche nur einen Boden haben, an der andern Seite aber offen ſind. Man ſetzet ſie auf den Boden und läßt ſchräge durch das Faß eine kupferne Röhre durchgehen, dergeſtalt, daß ſie oben, wo ſie hineingeht und auch unten, wo ſie herausgeht, einige Zoll herausſteht. Dieſes Rohr muß gehörig eingepaſſet

paſſet ſeyn, damit nicht das Waſſer, ſo ſich im Kühlfaſſe befindet, durch die in das Holz gemachten Löcher, durch welche das Rohr geführet iſt, heraus ſickert. In dem oberſten Theile des Rohres wird der Schnabel des Helms oder Huts geſtecket, das untere Theil des Rohres aber wird in eine Vorlage gepaſſet. Hat der Helm oder Hut zween Schnäbel, ſo müſſen auch in dem Kühlfaſſe ſich zwo Röhren befinden. Außer dieſen bringt man auch einen gewöhnlichen Hahn zu unterſt des Kühlfaſſes an, damit man nach Belieben, wenn das Waſſer in dem Kühlfaſſe nicht mehr friſch genug iſt, das laue herauslaſſen und wiederum friſches zugießen kann.

Die metallenen Kühlgefäße haben beynahe eben die Beſchaffenheit, und ſind nur darinnen unterſchieden, daß ſie von Kupfer oder verzinnten Eiſenblech gemachet werden und weit kleiner, und folglich bey dem Deſtilliren aus kleinern Gefäßen bequem zu gebrauchen ſind. Der Nutzen des Kühlfaſſes beſteht darinnen, daß, vermittelſt des in dem Kühlfaſſe befindlichen kalten Waſſers, die durch das Rohr aus dem Helme tröpfelnde Feuchtigkeit abgekühlet werde, damit die Vorlage ſich nicht erhitzen oder zerſpringen kann. Außerdem aber hat dieſe Anſtalt auch noch dieſen Nutzen, daß die übergehenden Dämpfe ſich verdichten und in Tropfen zuſammenlegen, wodurch ein beträchtlicher Theil der wirkſamen Theile erhalten wird.

Kühnbaum.

S. Fichte.

Kühnia.

Der Name zeiget auf den Erfinder dieſer Pflanze, Adam Kühn, welcher ſolche aus Penſylvanien nach Europa gebracht hat. Sie hat viel ähnliches mit dem Kunigundkraute, daher auch Hr. Cranz ſelbige mit dieſem Geſchlechte vereiniget. Die dauernde Wurzel treibt ſteife, glatte, anderthalb Schuh hohe, zweigichte Stängel, welche mit geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten, eyförmig lanzenförmigen, eingekerbten Blättern, und auf der Spitze mit weißen Blumenſträußern beſetzet ſind. Die Blume gehöret unter die zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus vielen, übereinander liegenden, lanzetförmigen Schuppen, und umgiebt zehn bis funfzehn Blümgen, welche einander ähnlich, und röhrenförmige Zwitter ſind. Sie ragen weit über den Kelch heraus, und ſind am Rande fünffach eingekerbt. Die fünf Staubbeutel ſind nicht, wie bey andern zuſammengeſetzten Blumen, untereinander verwachſen, ſondern ſtehen abgeſondert, ſind faſt walzenförmig, und öffnen ſich an der Spitze. Der Griffel trägt zwey keulenförmige Staub-

Staubwege. Die länglichten Saamen ſind mit einer federartigen Haarkrone beſetzt, von dem Kelche umgeben und ruhen auf dem nackenden Blumenbette.

Kühnlein.

S. Quendel.

Kühnpoſt.

Kühnpoſt oder Kienpoſt iſt bey uns der gebräuchlichſte Name des Roſmarini Sylueſtris offic. oder Ledi paluſtris Linn. Hr. Dietrich nennet das Geſchlecht Porſch, und Hr. Planer Kühnroſt. Die andern Namen ſind wilder Roßmarin, Heidenbienkraut, Schaben- oder Mottenkraut, Granze, Porſt, Poſt, Poſtkraut, Tannenpoſt, Kiriepoſt, Gichttanne. Die ſtrauchartige Pflanze wächſt in Sachſen, Böhmen, Schleſien, Pohlen, in den naſſen und tiefen Brüchen zwiſchen den hohen Fichten. Die Wurzeln treiben ſtark und tief, und der Strauch wächſt drey bis vier Fuß hoch. Die Rinde an den Zweigen iſt braun, und an den jungen wollicht. Die Blätter gleichen den Roßmarinblättern, ſind aber etwas dicker, am Rande rückwärts umgeſchlagen, und auf der untern Fläche rauh und braungelblicht. Die Blumen treiben im Junius und Julius aus den Spitzen der Zweige in großen weiſen Sträuſern hervor. Der einblättrige, kleine, fünffach eingekerbte Kelch umgiebt fünf vertiefte, eyförmige, ausgebreitete, weiße oder fleiſchfarbige Blumenblätter, zehen dünne weiße Staubfäden, und einen dünnen Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Die länglichte, fünfeckige Frucht iſt Anfangs mit feinen ſilberfarbnen Punkten gedüpfelt, bey der Reife aber im Auguſt und September roſtfärbicht; und da ſie vorher aufgerichtet war, biegen ſich die Fruchtſtielgen nach unten zu; ſie öffnet ſich unterwärts an fünf Oertern, und zeiget innerlich fünf Fächer, worinnen viele kleine Saamen liegen. Außer ihrem Geburtsorte und in den Gärten wird man dergleichen Strauch ſelten antreffen. Will man die Fortpflanzung vornehmen, muß der Stock behutſam aus dem Geburtsorte mit einem Klumpen Erde ausgehoben, und alsbald wieder an einen ſchattigen und naſſen Ort verſetzet werden. Die Pflanze iſt vieler Umſtände wegen merkwürdig. Sie hat einen ſtarken betäubenden Geruch. Mit den grünen Zweigen kann man die Wanzen aus den Betten und Häuſern vertreiben. Das mit den Blättern abgekochte Waſſer verjaget die Läuſe bey den Schweinen und dem Rindviehe, wenn ſie damit gewaſchen werden. Das Kraut wird von den betrüglichen Brauern, weil es eine Kraft hat bald trunken zu machen, gemißbrauchet, und ſtatt des Hopfens

pfens angewendet; es verurſachet aber dergleichen Bier heftige Kopfſchmerzen. Indeſſen gefällt dergleichen Bier den hieſigen Bauern, wenn ſie nach Wittenberg zu Markte kommen, indem ſie für etliche Dreyer nicht allein den erſten Tag beſoffen, ſondern auch den zweyten noch taumlicht und benebelt ſeyn wollen. Wegen dieſer betäubenden Kraft haben die Aerzte zur Zeit keinen Gebrauch davon gemacht. Hr. v. Linné aber führet ſolche nicht allein in der Materia medica an, mit dem Zuſatze, daß ſie eines der wirkſamſten oder heroiſchen Mittel ſey, ſondern erwehnet auch in der Flora Suecica und den Amoenit. To. III. p. 68. wie die Weſtgothen ſolche wider den hartnäckigſten Huſten mit dem beſten Erfolge zu gebrauchen pflegten. Es könnte damit die Anzahl der Störkiſchen Mittel vermehret werden, wenn ein vernünftiger Arzt damit Verſuche anſtellen wollte. Die Blumen werden von den Bienen ſehr ſtark beſucht; der Geruch locket ſie von allen Orten dahin, welcher ihnen ſo angenehm iſt, daß auch die Bienenväter in manchen Gegenden, wie Hr. Hofrath Gleditſch meldet, die neuen Bienenſtöcke und Körbe damit ausreiben, um ſich des Aufenthalts der neuen Schwärme damit deſto gewiſſer zu verſichern. Es giebt auch der Kühnpoſt eine gute Gerberlauge zum Garmachen des Leders. Verſchiedene damit unternommene, und gut ausgefallene Verſuche kann man in den Hannöveriſchen Sammlungen 1757. nachleſen. Zu Anfange des May, wenn die Knoſpen aufbrechen wollen, werden die Zweige abgeſchnitten, an einem ſchattigten Orte getrocknet, und ohne weitere Vorbereitung auf der Lohmühle klein geſtampfet; das damit verfertigte Leder ſoll dem Engliſchen nichts nachgeben. In Rußland wird daraus ein Oel bereitet, und damit, wie auch dem Degendöle, ſo aus der Birkenrinde bereitet wird, der Juchten angeſchmieret, um demſelben den beſondern Geruch mitzutheilen. Da die Pflanze an manchen Oertern häufig wächſt, und die abgeſchnittenen Zweige immerfort wieder erſetzet werden, verdienet dieſelbe alle Achtung und weitere Unterſuchung.

Kühnſchroten.

S. Genſter.

Kühpaſtinack.

S. Bärenklau.

Kühſteine.

Lapides vaccini, ſind Feuerſteine, die an einem Orte ein rundes Loch durch und durch bekommen haben. Sie ſollen dieſen Namen deswegen erhalten haben, weil der gemeine Mann glaubet, daß ſie gut für die Kühe ſind, welche

Blut melken. Waller. Mineral. S. 511. Sie gehören zu den Naturſpielen.

Kühſtelze.

Kühſtelze heißt die gelbbrüſtige Bachſtelze, und zwar deswegen, weil ſie ſich gern bey den Kühen und den Heerden Vieh im Felde aufhält.

Kühweide oder Kühweizen.

S. Wachtelweizen.

Kühwurzel.

S. Bingelkraut.

Kümmel.

Mit dieſem Namen werden gemeiniglich zwey, obgleich nah verwandte, doch gänzlich von einander verſchiedene, in Dolden blühende Pflanzen oder Geſchlechter beleget, und öfters mit einander verwechſelt. Damit man ſelbige deſto beſſer unterſcheiden könne, haben wir beyde zugleich anführen wollen. Das eine Geſchlecht pfleget man Wieſen- oder Feldkümmel, Weg- oder Speiſekümmel, auch Matten, das andere aber Garten- oder römiſchen Kümmel, langen Kümmel, Pfefferkümmel, Kramerkümmel zu nennen. Dieſes heißt auch im lateiniſchen Cuminum oder Cyminum, mithin ſollte es nur allein den Namen Kümmel führen, jenes aber nennt man Carui oder Carum, und wird an einigen Orten Karbe oder Carwe genannt. Und auf ſolche Art kann man aller Verwirrung entgehen und das eine Geſchlecht Kümmel, das andere Karbe nennen.

Kümmel. Cuminum. Bey Herr Dietrichen heißt ſolcher langer Kümmel; wächſt in warmen Ländern, als Egypten, Italien, ſonderlich in der Inſel Maltha und Sicilien. Die zäſerichte Wurzel iſt jährig; der Stängel wird bey uns kaum einen Fuß hoch, in wärmern Ländern ſoll ſolcher höher treiben; die Blätter ſind vielfach gefiedert und den Fenchelblättern ähnlich, aber haaricht, und die Lappen dicker. Die Dolde iſt klein und beſteht öfters nur aus vier Abtheilungen, deren jede gemeiniglich wieder vier Blumen trägt. Sowohl bey der ganzen, als den einzelnen Dolden ſtehen einige, meiſtentheils vier, lange Blättchen, welche theils ganz, theils vierfach zerſchnitten ſind. Alle Blumen ſind einander ähnlich, und die Blumenblätter weiß, umgebogen, eingekerbet. Die Frucht theilet ſich in zween länglichte, ſchmale, auf der einen Seite platte, auf der andern erhabene und geſtreifte Saamen. Man gebrauchet den Saamen, welchen man aus wärmern Ländern, ſonderlich aus der Inſel Maltha erhält. Der friſche, von Farbe grün-

grünlichte, vom Geruche ſtarke und etwas widrige, ohne Stiele, ohne Staub und nicht von Würmern, welchen ſolcher ſehr unterworfen iſt, angefreſſene, iſt der beſte. Ob wir gleich bey unſern Kramern gemeiniglich zerfreſſenen und unreinen Saamen erhalten, hat ſolcher doch einen ſcharfen, bittern Geſchmack und ſtarken unangenehmen Geruch. Er wird auf verſchiedene Art angewendet. Die Aerzte bedienen ſich deſſen ſelten, und erwählen lieber dafür die Karbe. Wem der Geſchmack und Geruch nicht zuwider iſt, kann ſolchen als ein magenſtärkendes und blähungtreibendes Mittel mit Waſſer abgekochet, oder unter das Brod gebacken, nützlich gebrauchen. Sonderlich dienen ſolche gegen den Schwindel, ſo von einer übeln Verdauung herkömmt. Unſern Bauern gefällt dieſes Gewürze, und gebrauchen ſolches häufig zu den Kuchen. Das Kümmelpflaſter, welches man in den Apotheken bereitet, pflegen einige bey der Colik auf den Leib zu legen. Das Federvieh, ſonderlich die Tauben, freſſen den Saamen gern, und ſollen ſich dabey ſtark vermehren. Die Roßärzte bedienen ſich deſſen häufig. Auch zur ſchwarzen Farbe auf Seide wird dieſer Saamen gebrauchet. Dieſer Kümmel wird bey uns nicht gebauet, ſondern nur in Gärten erzogen. Man muß den Saamen auf das Miſtbeet ſäen, und die Pflanzen in ſonnenreiche Oerter pflanzen, ſonſt erhält man keinen reifen Saamen.

Karbe, oder Garbe, oder Carve, Carum Carui Linn. iſt zuweilen auf unſern Feldwieſen und hohen Triften im mittel- und guten Boden anzutreffen. Die Wurzel iſt einer dünnen, langen Rübe gleich, mit Zäſerchen beſetzet, und dauert gemeiniglich zwey Jahre. Der ſtreifichte, glatte Stängel erreichet die Höhe von einer, auch anderthalb Ellen. Die glänzenden, dunkelgrünen, langgeſtielten Blätter ſind vielfach gefiedert, und theilen ſich zuletzt in viele kleine, ſchmale, flache Blättchen. Der Stängel und deſſen Zweige endigen ſich mit langen, öfters ungleich verbreiteten Dolden. Die allgemeine Hülle beſteht gemeiniglich nur aus einem Blatte, und bey den Nebendolden fehlet die Hülle gänzlich, auch die allgemeine mangelt öfters. Von den mittelſten Blumen findet man verſchiedene, bey welchen die Staubfäden und der Stempel mangelt. Die fünf weißen Blumenblätter ſind einander ähnlich, an der Spitze umgebogen, herzförmig und die beyden eyförmig länglichten Saamen auf der einen Seite glatt, auf der andern erhaben und geſtreift. Man gebrauchet den Saamen, bisweilen auch die Wurzel. Der Saame wird unter das Brod und den

den Zwieback gebacken, in die Käſe gethan, Suppen und Brühen damit abgekochet, auch andere Speiſen damit zubereitet und mit Zucker überzogen. Man bereitet auch daraus einen Geiſt, Waſſer und Oel. Sie ſind das beſte einheimiſche Gewürze, und werden alle diejenigen Wirkungen verrichten, welche wir von den ausländiſchen erlangen können. Wir müſſen dieſe auch dem vorigen Kümmel vorziehen, da ihr Geſchmack und Geruch mehr angenehm und nicht leicht jemanden zuwider iſt. Die Kräfte von beyden ſind einerley. Die Karbe erwärmet, ſtärket den Magen, treibt die Blähungen, lindert die Schmerzen in den Gedärmen, ſoll auch den Urin treiben und den Säugenden die Milch vermehren. Die Mägdchen in Schweden ſollen, nach Linnäi Zeugniß, dieſe Saamen deswegen häufig genießen, um der Haut eine blaſſe Farbe zu geben. Auch empfiehlt derſelbe dieſe in dem dreytägigen Fieber. Wegen des innerlichen Gebrauchs bemerken wir, daß ſolcher leicht das Blut in Wallung ſetze, mithin leicht ſchaden könne, wo kühlende Mittel nöthig ſind; denn ſowohl dieſer als der vorige Kümmel werden in den Apotheken ganz recht zu den vier großen hitzigen Saamen gerechnet. Die beyden andern ſind der Aniß und Fenchel. Der äußerliche Gebrauch der zerſtoßenen Saamen zu Umſchlägen bey Kopfſchmerzen, zu Magenpflaſtern und dergleichen iſt allen bekannt. Außer den Saamen pflegen auch einige die junge Wurzel zu gebrauchen. Sie ſchmecket ſüßlich und dabey gewürzhaft, faſt wie die Paſtinackwurzel, und kann auch ſonſt in Anſehung der Tugenden mit dieſer in Vergleichung geſetzt werden. Wie Matthiolus meldet, ſollen auch die Blätter an einigen Orten wie Grünkraut zugerichtet und geſpeiſet werden, auch die jungen Keime, wie Salat bereitet, angenehm ſchmecken. Man bedienet ſich in manchen Gegenden des Saamens, das Getraide von allen Arten von Würmern in Sicherheit zu ſetzen, indem man um die Getraidehaufen eine Schicht Karbe wirft, welches um deſto glaublicher ſcheint, da auf der Karbe, wenn ſie wächſt, keine Raupe jemals ſich einfinden ſoll. Obgleich die Karbe an vielen Oertern Deutſchlands wild wächſt, ſo wird doch ſolche wegen des häufigen Gebrauches auch beſonders gebauet, und dieſe Arbeit reichlich belohnet, indem man einen, mit Karbe beſäeten Acker ungleich höher nützet, als wenn Getraide darauf gebauet worden. Die Karbe liebet einen ſandigen, mit etwas Thon und fruchtbarer Erde vermiſchten, nicht allzu geilen und fetten, aber

auch nicht allzu trocknen und magern Boden. Der Ort, wo die Saat geſchehen ſoll, muß umzäunet werden, damit die Schweine, welche die Wurzel davon begierig aufſuchen, abgehalten werden. Wenn der Boden im Frühjahre wohl durchackert und gepflüget, das Erdreich recht locker gemachet und von der Queckenwurzel wohl gereiniget worden, muß man ſelbigen im May mit guten verweßten Dünger belegen und dieſen wohl unterpflügen, worauf ſofort die Ausſaat geſchieht. Wer einen alten Acker zum Anbau der Karbe erwählet, muß ſolchen im Frühjahre mit dem Pfluge wohl durcharbeiten, alles Unkraut ausziehen und mit der Egge überfahren, wiederholet dieſe Arbeit im May und Brachmonath, dünget zu Anfange des Heumonaths den Acker mit vermengten Miſte, pflüget dieſen der Länge und Quere nach wohl unter und ſäet den Saamen ſogleich darauf; oder pflüget im Auguſt oder um Michael zum letztenmale den Acker, läßt ſolchen den Winter über liegen, und ſobald im Frühjahre die Witterung günſtig ſcheint, wird der Dünger darauf gebracht und eingepflüget. Man muß keinen alten Saamen zur Ausſaat nehmen. Wer im Frühjahre die Ausſaat vornimmt, ſoll ſolchen Saamen dazu wählen, welcher den nächſten Sommer zuvor erzeuget worden. Wer aber die Ausſaat in der Mitte des Sommers unternimmt, der ſoll ſolchen nehmen, welcher kurz zuvor erſt reif geworden, doch läßt ſich ſonſt dieſer Saame lange gut erhalten, und ſoll weder von Mäuſen, noch von Würmern angefreſſen werden. Der im May oder Auguſt geſäete Saamen wird in dieſem Sommer nicht aufſchießen, ſondern im künftigen Frühjahre Stängel treiben, blühen und Saamen bringen. Wenn der Saamen reif iſt, werden die Stängel früh oder Abends, damit der Saamen nicht leicht ausfalle, abgeſchnitten, auf Tüchern an der Sonne getrocknet, oder in Bündel gebunden, und dieſe auf dem Felde aufgeſetzet, bis das Kraut und der Saame ausgetrocknet, und nachher auf eine Plane mittelſt eines Klöppels ausgeſchlagen, gehörig gereiniget, und an einem luftigen Orte verwahret, oder in Fäſſer gepacket, damit die beſte Kraft nicht verloren gehe. Nach dieſer Erndte treibt die fortdauernde Wurzel neue Blätter, und liefert zu ſeiner Zeit eine neue Erndte, damit aber dieſe reichlich ausfallen möge, weil nöthig ſeyn, dem Acker alle Jahre eine neue Düngung von kurzen verfaulten Miſte mitzutheilen. Auf ſolche Weiſe kann ein Karbenacker füglich vier Jahre genutzet werden, im fünften wird er abnehmen, und ver-

langet alsdenn eine ganz neue Beſtellung. Einige pflegen auch die Pflanzen, wenn ſie im dritten Jahre zum erſtenmale Saamen getragen, ganz auszureiſſen, und die Ausſaat zu wiederholen. An einigen Orten wird der Anbau der Karbe etwas můhſamer veranſtaltet, und die aus dem Saamen, welcher gegen Michael auf einen, nach oben beſchriebenen Ort zugerichteten Acker, ausgeſtreuet worden, erzeugeten Pflanzen, im folgenden Sommer, ohngefähr gegen Johannis aus der Erde genommen, und die Wurzel davon alſo beſchnitten, daß von derſelben ein Stück von anderthalb Zoll nebſt einigen Seitenzäſerchen übrigbleibe, auch die überflüßigen Blätter abgenommen, hierauf dieſe Pflanzen in einen andern lockern, fruchtbaren Acker, ordentlich und dergeſtalt eingeſetzet, daß eine Pflanze von der andern, ſowohl der Länge, als Breite nach, einen Schuh weit abſtehe. Das Einſetzen geſchieht auf ſonſt gewöhnliche Art, indem man mit einem runden, ſpitzigen Holze ein Loch in die Erde ſticht, die junge Pflanze mit ihrer Wurzel darein ſtecket, und die Erde wieder an die Wurzel drücket. Nach acht Tagen wird das Erdreich mit der Hacke gelüftet, damit die Feuchtigkeiten deſto beſſer eindringen, der Anwuchs des Unkrautes aber verhindert werde. Je öfter dieſes Aufreiſſen des Erdreichs wiederholet werden kann, deſto beſſer iſt es. Im dritten Jahre gegen Johannis wird der Saamen zur Reife gelangen. Das halbwüchſige Kraut giebt im andern Jahre ein gutes und geſundes Viehfutter, ohne Nachtheil der künftigen Erndte; Herr Gleditſch rechnet daſſelbe zu den vorzüglichſten Futterkräutern für die Schaafe, und es iſt nicht zu zweifeln, daß ſolches auch den Pferden und dem Rindvieh dienlich ſey.

Ein gewiſſe Art Kümmel wird unterm Namen Arlet in Oſtindien, ſonderlich zu Surate verkaufet, in wie ferne ſolcher mit einer, von dieſen beyden Arten übereinkomme, iſt unbekannt.

Der Schwarzkümmel iſt von dieſen beyden Pflanzen gänzlich unterſchieden, und wird an ſeinem Orte vorkommen.

Kümmel, römiſcher, S. Stöchas.

Kümmel, ſchwarzer, S. Raden.

Kümmel, wilder, S. Ammey.

Kümmerling.

Mit dieſem Namen wird an manchen Oertern die gemeine Gurke beleget; da nun das Geſchlechte Melothria L. von einigen die ſchwarze Gurke genennet worden, will Herr Planer lieber den erſten Namen dafür einführen;

ren; doch ſchicket ſich keiner von beyden für dieſes Geſchlechte, indem ſelbiges mehr mit der Gichtrübe als der Gurke übereinkömmt. Die Pflanze wächſt in Canada, Virginien und Jamaica. Die zarte, fäſerichte, jährige Wurzel treibt ſchwache, kriechende, geſtreifte und eckichte, ſonſt aber glatte Stängel, und aus dem Winkel der Blätter ähnliche Zweige. Die geſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind rauch anzufühlen, rundlich, oder herzförmig, in fünf ſtumpfe Lappen abgetheilet und zart eingekerbet. Bey dem Blattſtiele ſteht ein langes einfaches Gäbelchen, und aus dem Blattwinkel treibt ein langer Blumenſtiel, welcher einzelne Blumen trägt. Die kleine und gelblichte Blume zeiget auf dem Fruchtkeime einen glockenförmigen, fünffach eingekerbten Kelch, mit welchem die kurze Röhre des Blumenblattes verwachſen, und der platte Rand in fünf ſtumpfe Einſchnitte abgetheilet iſt. Drey Staubfäden tragen drey gedoppelte Staubbeutel, und der einfache Griffel drey dickere Staubwege. Die kugelförmige, ſchwarze Beere iſt ſo groß, wie eine mäßige Kirſche, hängt unterwärts und enthält viele Saamen. Zuweilen, ob zwar ſelten, findet man außer den Zwitterblumen, auch einige männliche unter einander vermiſchet. Und um deſto mehr Aehnlichkeit erhält dadurch dieſes Geſchlechte mit der Gichtrübe, welche nur dadurch, daß männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze ſich zeigen, unterſchieden iſt; deswegen auch Herr von Haller beyde mit einander vereiniget. Man zieht die Pflanze auf dem Miſtbeete aus den Saamen, ſetzet ſolche in Scherbel, und dieſe in das Glas- oder Treibehaus, damit man um deſto gewiſſer reife Beeren erhalte.

Kümmerling, S. auch Gurke.

Kümmerlingskraut.

S. Dille.

Künet. S. Saturey.

Küraßirer.

Unter den, durch unverſchloſſene Kiemen, bey einem aalförmigen Körper, athmenden Fiſchen, die ſich durch beſondere Theile auszeichnen, führet Klein, Miſſ. IV. Faſcic. IV. beſonders drey Familien auf, die an der Bruſt gepanzert geharniſcht und bewaffnet ſind; nämlich 1) Cataphractos, unſere Küraßirer, 2) Coryſtiones, Helmfiſche, die wir bereits behandelt, und 3) Centriſcos, Pickenierer. ſ. unſern Artikel, Fiſch, Th. III. S. 64. Alle erſcheinen in völliger Rüſtung, mit Sturmhauben, Küraßen, Panzern, Krebſen, Göllern, Ringel- Ketten- Schuppenpanzern, Schilden, Spießen, Pfeilen, und Schwerdern.

dern. Man muß ſich gleichſam in voller Verwunderung verlieren, wenn man dieſe ſo ſtark bewaffnete, und beſtändig gerüſtete, marſchfertige Heere betrachtet, die in den tiefen Seen, großen Meeren, gewaltigen Waſſern, auch Flüſſen und Bächen, gegen einander ſtreiten, über einander ſiegen, und alſo einen beſtändigen Offenſiv- und Defenſiven Krieg, Bellum omnium contra omnes; führen müſſen. Ihre Rüſtung iſt ſo verſchieden, als wunderbar; die Schilder feſte; die Sturmhaube beinern; der Panzer ſteinern; der Harniſch knöchern; die Spieße ſpitzig; die Pfeile hackicht und giftig; die Schwerdter ſcharf, und gezähnelt; das Gebiß ſchrecklich; das ganze Anſehen zum öftern entſetzlich. Klein läßt alſo die Thoracatos und Cataphractos, die zugleich gepanzert und gehelmet ſind, die Küraßirer, mit zwölf Geſchlechtern oder Rotten, gleichſam die erſte Muſterung, Revue, paſſiren.

1ſte Gattung, Cataphractus roſtro reſimo, der Küraßirer, mit aufwärts gebogener, und mit vier ſpitzigen Stachelchen bewaffneter Schnauze, der mit beinichten gezähnelten Schuppen über und über bedecket iſt; mit ungezähneltem Maule, doch rauhen und ſcharfen Lippen, und ſtachlichter Kehle, des Schonevelds; Willughb. p. 211. Tab. N. 6. A Pogge, der Engl. Cottus, Saluiano Citus; allein der Ariſtoteles gedenket, nach dem Gaza des Cotti, Κόττου, wiewohl andere Κόιτος leſen wollen; was es aber eigentlich für ein Fiſch ſeyn ſoll, iſt noch nicht ausgemachet. Wenn Ariſtoteles, Hiſt. Anim. IV. 8. von dem Gehör der Fiſche handelt, ſaget er: ich ſetze auch die Flußfiſchchen hinzu, mit Namen Citos, Cottos nach dem Gaza, welche unter dem Geſteine gleichſam hauſen; denn ſie werden, durch das Schlagen auf das Geſteine, herausgejaget und gefangen, müſſen alſo hören. Artedi hat auch unter dem, von ihm aufgenommenen Namen, gen. XXXIV. p. 48. den Cottus beybehalten; der griechiſchen Urſprungs iſt, und von Κόττη, caput, nach dem Heſychius, hergeleitet wird, weil der Kopf, in Vergleichung des Körpers, groß iſt; ob er wohl, Part. II. §. 208. den Namen Gobius, aus dem Ovidius, als ein gutes lateiniſches Wort, bereits angenommen hatte. Aber auf dieſe Art würden auch Wallfiſche und manche Gattungen des Stockfiſches, Cotti genennet werden müſſen, da ſie wider die Proportion ihrer Körper, großköpficht ſind. Bey dem Artedi, Syn. p. 76. ſp. 1. iſt er alſo Cottus, cirris plurimis, corpore octagono. Charleton, de Differ. Piſc. p. 35. wollte wohl lieber

der einen Stöhr, Sturionem, aus ihm machen. Bey dem Linne' aber iſt er, Cottus Cataphractus, gen. 160. ſp. I. der Müllerische Steinpicker, ſeiner Knorrhähne; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. IV. S. 627.

2te Gattung, Cataphractus, der auf dem Rücken, in den Seiten, und auf dem Schwanze mit rauhen Schuppen, und auf dem Kopfe mit einem dergleichen ſcharfen knochichten Helme bedecket iſt, und nur eine weiche Bruſt und Bauch hat. Cataphractus Braſilienſis, Muſ. Soc. Reg. Willughb.p.212.Tab.no.13.fig.3.

3te Gattung, Cataphractus, der mit dem Cataphracto des Schonevelds, gleichen Geſchlechtes, oder gleicher Art iſt, mit dem dreyeckichten ſpitzigen Maule, und aufgekrümmten Oberkiefer, und mit drey Floßen, nämlich einer Rücken- und zwo Kiemen- oder Bruſtfloßen, ohne Bauchfloßen; ein Einwohner der Oſtſee; er iſt auf der Tab. XIII. fig. 1. zu ſehen.

4te Gattung, Cataphractus, der über und über rauhe und ſtachlichte Küraßirer, mit einem geſchnäbelten Maule und zangenartigen Kiefern; Lyra des Bellons, p. 209. den er von dem Cuculo dadurch unterſcheiden will, daß dieſer jederſeits in den Seiten, vielmehr an der Kehle, drey Bartfäden, oder fingerförmige Anhängſel, dieſer, die Lyra aber, nur zween dergleichen habe; wobey Charleton, am angeführten Orte, p. 21. nachzuſehen; Peſce forca, Roman. von der gabelförmigen Schnauze. Malarmat oder Mararmat, peſce armato; gleichſam ein Gewappneter des Meeres, zu Marſeille und Genua. Er hat keine Schuppen, vielmehr iſt er, an deren Statt, mit knochichten Pfälen oder Palliſaden umgeben, welche, auch bey dem abgetrockneten Fiſche, noch ganz und harte bleiben. Sollte er Lyra altera des Rondelets, p. 299. ſeyn? oder iſt er auch mit dem Cataphracto, no. 6. einerley Fiſch? So können uns freylich Zeichnungen und Beſchreibungen zum öftern verführen. Er iſt Trigla, cirris plurimis, corpore octagono, des Artedi, Syn. p. 75. ſp. Trigla Cataphracta, Linn. gen. 172. ſp. 1. Müllers Panzerhahn ſeiner Seehähne. Nach dieſem Schriftſteller ſoll dieſer Name aus der ſchildförmigen, achteckichten Geſtalt dieſes Fiſches entſtehen; denn es hat ſein Körper einige Reihen Dornen, und ſieht einem Stöhre nicht ungleich; weil aber dieſelbe oben und unten nur einfach, und nicht doppelt ſind, ſo iſt er in der That nur ſechseckicht. Das Maul geht in zwo hornartige Spitzen aus, und ſcheint darum gabelförmig zu ſeyn. Vorne an den Bruſtfloßen hängen zween fingerförmige

förmige Fortſätze; die Unterlippe iſt mit vielen Bartfaſern beſetzet; das Maul hat keine Zähne, und die Bauchfloßen ſitzen an den Bruſtfloßen; die Farbe iſt bläß-roth, und die Augenringe führen einen Goldglanz. Der Kopf iſt mit vielen Stacheln beſetzet. Man zählet nach zwo Arten, in der Rückenfloße ſechs, bis ſieben und zwanzig, in der Bruſtfloße eilf bis zwölf, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße neunzehn bis zwanzig, und in der Schwanzfloße zehn Finnen. Er hält ſich im mittelländiſchen Meere, oben und unten auf; wird in Rom Peſce Capone, und Forca, in Marſeille Malarmat, genennet. Er ſoll auch des Artedi, vielleicht mehr bey dem Artedi, nach den von ihm angeführten Schriftſtellern, Trigla, Cornuta, ſiue Lyra altera, des Rondelets und Geſners, S. 20. b. die andere Meerlyre oder Meergabeln, und des Bellons Coccyx alter ſ. maior, auch wohl des Valentins rother Teufel, ſeyn. Sonſt iſt er auch bey uns Deutſchen ein Groß- oder Dickkopf, dergleichen ein Horn- oder Teufelsfiſch, geweſen. Nach dem Bomare ſoll der Malarmat zu den Meerfiſchen mit ſtachlichten Floßen gehören, einen Fuß lang, und bey den Ohren anderthalb Zoll dicke ſeyn, ſodann wie eine Thurmſpitze ſich verjüngend auslaufen; beſonders ſoll ſich ſein harter, beinichter und gehelmter Kopf, in zwey, einen halben Fuß lange, ziemlich breite, Hörner endigen, ſeine Farbe beym Leben roth, nach dem Todte aber weißlicht ausfallen.

5te Gattung, Cataphractus barbatus, cet. der bärtige Küraßirer, mit einem kleinen ungezähneltem Maule; der Tamoata der Braſilianer, und Soldido der Portugieſen beym Marcgrav. S. 151. Willughb. p. 211. Tab. N. 13. fig. 6.; die einen Zoll lange, und wie Horn ſteife Kiemenfloße, verbreitet ſich auf beyden Seiten; der ganze Kopf iſt oberwärts mit einer harten Schale, wie mit einem Schilde, bedecket, und der ganze Leib iſt mit einem Harniſch, von länglichten, querlaufenden, und ſchuppichten Körperchen, überzogen; deren Seiten aufs feinſte gezähnelt ſind; der ganze Harniſch aber iſt in eine vierfache Ordnung und Reihen, abgetheilet, welche ſich in der Mitten der beyden Seiten, auf dem Rücken und Unterleibe mit einander vereinigen. Marcgrav beſchreibt ſeinen Tamoata folgendermaaßen: Bey den Portugieſen heißt er Soldido, ein bewaffneter Fiſch, der ſich in ſüßen oder Flußwaſſern aufhält, und eßbar iſt. Seine Länge, vom Nacken, bis zum Anfange des Schwanzes, beträgt drey und einen halben Zoll; nach der Zeich-

nung

nung auf ſechs Zoll. Die Länge des Kopfes einen Zoll, und die Breite etwas mehr, auf fünf Viertelzoll. Die Dicke ſeines Leibes am Genicke, wo er am dickſten, auf drey, beym Schwanze auf zween Zoll. Der Kopf iſt breit, faſt froſchartig; das Maul iſt nicht eben weit; und hat auf jeder Seite einen Bartfaden, faſt einen Zoll lang; nach der Zeichnung iſt er wohl zween Zoll lang, und bis in die Hälfte geſpalten, ungleicher Länge, nach dem Schwanze zu gekrümmet. Das Maul iſt ungezähnelt; die cryſtalliniſchen Augen ſehr klein, in der Größe eines Mohnſaamens, mit einem güldenen Ringe eingefaſſet; er hat ferner acht Floßen; an jeder Seite eine Zoll lange, auf der einen Seite, wie ein Horn ſteife, und geradeweg geſtreckte, Kiemenfloße; zwo an dem Unterleibe eben ſo lange, doch nicht ſo ſteife; eine auf der Mitten des Rückens, und noch eine, ſehr kleine auf demſelben, gegen den Schwanz; noch eine ganz kleine am Unterleibe, nahe am Schwanze, und endlich eine, einen Zoll lange und breite am Schwanze ſelbſt. Sein ganzer Kopf und Leib, bedecket und geharniſcht, wie es Klein beſchrieben. Die Farbe des ganzen Fiſches, beſonders aber am Kopfe, iſt dunkel eiſenfarbig; und hat er ein gutes Fleiſch. Wenn er bey großer Dürre, in ſeinem Fluſſe und Aufenthalt kein Waſſer hat, ſo gräbt er ſich durch den Boden, und ſuchet welches. Bey dem Linne iſt er Silurus Callichthys, gen. 175. ſp. 20. der ihn in ſeinen Amoen. Ac. P. I. p. 317. eigentlicher beſchreibt, und Tab. XIV. fig. 1. etwas verſchieden von der Marcgraviſchen Figur, aber wohl treffender, aus dem Muſeo principis, zeichnet. Bey dem Seba, in Muſ. P. III. Tab. XXIX. fig. 13. iſt er Plecoſtomus, cirris quatuor longis; der ſich zugleich auf dem Jouſton, p. 182. Tab. XXXII. fig. 10. bezieht, die aus dem Marcgrav iſt. Auch trifft die etwas genauere Beſchreibung mit deſſelben Beſchreibung meiſtens überein. Müller nennet ihn den Welsdelphin unter ſeinen Welſen; weil die Geſtalt des Leibes, einigermaßen mit den Delphinfiſchen übereinkomme; er hieße auch holländiſcher Dregdolfyn; vermuthlich, weil ſein mit ſteifen Bartfäden gezierter Kopf, einem Anker nicht gar unähnlich iſt. Die erſte Rückenfloße beſteht aus acht Finnen, davon die erſte ſcharf iſt; die zwote, hintere Fettfloße hat bey dieſer Art nur eine Finne; die Bruſtfloße hat eine ſcharfe von ſieben, die Bauchfloße ſechs, die Afterfloße eine ſcharfe von ſieben, und die Schwanzfloße vierzehn Finnen. Es wird dieſer Fiſch etwan drey

und

und einen halben Zoll; aber auch nach dem Seba zu fünf Zoll, kürzer und länger. Die Schuppen beſtehen aus länglichten, übereinander liegenden, und ringsherum ſehr fein gezähnelten, beinichten Platten; und die Kiemenhaut iſt dreyſtrahlicht. Bey austrocknenden Flüſſen und Bächen, ſoll er über Land ſteigen, durch den Damm und Ufer eines Weyhers aber ſich ein Loch bohren, um Waſſer zu ſuchen, durch welche Oeffnung ihm alsdenn die andere Fiſche ſeiner Art nachzögen. In Surinam werde er auch Kwikwi genennet.

6te Gattung, Cataphractus, der Küraßirer mit der, in zwey breite Hörner geſpaltenen, hervorgeſtreckten Schnauze; Lyra prior des Rondelets und Aldrovands; auch des Gesners, S. 20. b. der ihn ebenfalls zeichnet, und unter dem Namen, Lyra, ein Meerlyre, ein Redfiſch, beſchreibet. Organie zu Genua; Piper, d. i. Tibicen, ein Pfeiffer, zu Cornwall, Willughb. p. 282. Tab. S. 1. fig. 4. Trigla, roſtro longo diacantho, naribus tuboloſis, Artedi, Syn. p. 74. ſp. 9. Bey dem Linné iſt er Trigla Lyra, gen. 172. ſp. 2. digitis ternis, naribus tuboloſis; Müllers Meerleyer, ſeiner Seehähne, nach dem Gesner. Den Namen Lyra habe er von den Alten, wegen der gabelförmigen Geſtalt ſeiner Schnauze erhalten; es hat aber Rondelet ſchon angemerket, daß er bey den Griechen und Lateinern davon dieſe Benennung erhalten, weil er, bey ſeiner Gefangenſchaft, grunze oder pfeife; daher er auch bey den Liguriern, Organo, wir ſetzen hinzu, bey den Engländern, Piper, Pfeiffer, genennet werde. Er wird auch, nach dieſem Auctor, bey den Franzoſen Rouget, genennet, d. i. nach dem Gesner Redfiſch, und nach einigen Rothfeder, Erythrinus; wenn aber Rondelet annoch anführet, daß er in Niederdeutſchland, Lechan, quaſi Gallus marinus, genennet werde, ſo ergiebt ſich leicht, daß man Zeehan leſen müſſe, welches holländiſch dieſen Fiſch bezeichnet. In der Gegend der Bruſtfloßen, hat er drey fingerförmige Fortſätze, digitos ternos, Linn. vielmehr nach hinterwärts ſich neigende Bartfäden, oder Stacheln; der obere Kiefer theilet ſich vorneher in zween lange Lappen, oder breitere hornichte Schaufeln; am Unterkiefer hangen einige Bartfäden; die Naſenlöcher ſind köcherförmig; vor den Augen ſteht ein zurückgebogener Stachel; hinter den Augen ein anderer, kürzerer; an den Seiten der Bruſt ein ſo langer Stachel, als die dabey hangenden fingerförmigen Fortſätze, ſo daß die Bruſtfloßen ſelbſt kaum ſo lang ſind. Man zählet

zählet in der erſten Rückenfloße zehn, in der andern achtzehn, in der Bruſtfloße zwölf, und in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteife Finne. Die übrigen ſind nicht gezählet; und England iſt ſein Vaterland. Die treffende Willughbyiſche Beſchreibung lautet im kurzen Auszuge folgendermaßen: Sein Pieper war funfzehn und einen halben Zoll lang; die vordere Rückenfloße war mit zehn Stacheln umgeben, in einer fünfzolligen Entfernung von der Schnauzenſpitze; Bruſt- und Bauchfloßen nur drey und einen Viertelzoll, die Afterfloße hingegen ſieben Zoll vom Maule entfernet; der Kopf war mit einem beinichten, am Hinterkopfe in zwo ſcharfe Spitzen auslaufenden, Schilde bedecket; die Rückenfloße ſtand in einer Grube, deren Rand mit ſechs und zwanzig Stacheln beſtecket; die Augen groß und mit der gemeinen Haut bedecket; über den Naſenlöchern noch ein Paar andere Löcher; die Kiefer eigentlich nur rauh, nicht recht gezähnelt, unten und oben im Maule mit zwo höckerichten Erhöhungen; die längſten Finnen der Kiemenfloßen vier und einen halben Zoll lang. An jeder Seite des Körpers ſtehen ſiebenzig Flecke oder Puncte; die Mitte des Rückens und der Schwanz ſind roth, die Seiten aber nebſt dem Bauche und Bauchfloßen weiß.

7te Gattung, Cataphractus, der Küraßirer, mit einfacher, über das Maul hervorragender Schnauze, und mit drey Floßen auf dem ſägeförmigen Rücken, davon die vorderſte aus vier Stacheln, die mittlere aus zwoen, beſteht, und durch ein kurzes Häutchen vereiniget ſind. Lyra, vel Capone Saluiani, Willughb. Tab. S. 3. Trigla cirris plurimis, corpore octagono, Artedi, ſyn. p. 75. ſp. 10. dem es mit dem vierten Kleiniſchen Cataphracto ein Fiſch zu ſeyn ſcheint, und folglich auch mit der Trigla Cataphracta, ſ. prima, des Linné; und er hat auch nur zween, höchſtens drey Bartfäden, oder fingerförmige Anhängſel auf beyden Seiten; wobey die Zeichnung des Salvians nachzuſehen.

8te Gattung, Cataphractus, der Küraßirer mit dem kleinen Leibe, etwan eines Fingers lang, und von hellrother Farbe; wiewohl die meiſten Küraßirer und Helmfiſche roth gekleidet ſind, und der zugleich mit kleinen ſägeförmigen, und ſchief liegenden, Schüppchen bedecket iſt. Mullus aſper, Cauillone, Rondelet p. 296. desgl. des Gesners, S. 19. b. ein rauher Rothbart; vielmehr Cuculi ſpecies, Willughb. p. 279. Tab. S. 1. fig. 2. Aldrovand machet ihn p. 133. p. m. 50. viermal größer, als den gleich folgenden, Mullus imberbis; wobey

wobey Charleton p. 18. nachzuſehen. Cauillone ſoll er, nach dem Rondelet, von der Aehnlichkeit mit einem hölzernen Nagel, der bey den Franzoſen Caville heiße, genennet worden ſeyn.

9te Gattung, Cataphractus, der Küraßirer mit dem geſtirnten Helmdeckel, rauhen Haut, und wenig gezähnelten Stacheln der vordern Rückenfloße, welches in keinem andern Fiſche, als der Sagittarius heiße, bemerket werde. Es führet auch Willughbey S. 286. noch einen andern Mullum imberbem, (die vierte Mulle des Kleins,) nämlich Regem Mullorum, Triglia nach dem Redi auf, weis aber nicht, warum er zu Maltha alſo genannt werde. Er iſt aber des Artedi, ſyn. p. 72. ſp. 3. Trigla, capite glabro, tota rubens, cirriſque carens. Auch bey dem Rondelet, S. 295. iſt er ein Mullus imberbis, vielmehr eine Art des Cuculi, Willughb. S. 278. Tab. 5. fig. 1. ſ. Charleton am angeführten Orte.

10te Gattung, Cataphractus, der Küraßirer, der mit beinichten Schuppen rauh gepanzert iſt, einen zackichten Bauch, acht ſtarke, in eine Rückenfloße mit eingezogene, Stacheln, und außer den Seitenfloßen zwo andere lange und breite Floßen, *πτερυγώδης*, alarum ſpecies gerens, hat, und *Ὁμοπτέρος*, d. i. zugleich ein fliegender Fiſch iſt. Er iſt mit einem hinterwärts gabelförmigen, weit ausgeſchweiften, Helme bedecket, und hat drey häutichte Anhängſel, deren zwey nahe an den Augen, die dritte von der Kehle herabhängt. Seine Abbildung befindet ſich Tab. XIV. fig. 1. in der Geſtalt Milui Auctorum, im völligen Harniſche, wie ihn Klein ehedem in ſeinem Cabinete beſeſſen. Er erinnert aber hierbey, daß Hirundo Cateſbii, T. II. pag et tab. VIII. (ſ. unſern Artikel, fliegender Fiſch, Th. III. S. 124.) und des Sloane, It. Iam. I. p. 27. nicht hieher gehöreten. Nach dieſer Zeichnung, daß der Helm hinterwärts wenigſtens viermal gabelförmig ausgeſchweifet, und vier unten breite, oben ſcharf geſpitzte Stacheln habe; daß gleich hinter dem Nacken eine lange, ſich hinterwärts neigende, gekrümmte, Stachel ſtehe, und daß zwiſchen den Bauchfloßen eine breitliche, nach und nach ſich verjüngende, Floße bis faſt an die Afterfloße reiche und von ihrem Urſprunge an frey herabhange. Sein Kopf iſt groß, das Maul weit geſpalten, mit dicken Lippen, und der Schwanz gabelförmig; Floßen zum Fliegen aber ſind nicht vorhanden.

11te Gattung, Cataphractus, der Küraßirer, mit ſchuppichten, harten und rauhen, in der Zeichnung des Salvians mangelnden,

den Erhabenheiten, mit zwo Rückenfloßen und glattem Bauche, durch welche Kennzeichen er ſich von dem vorhergehenden vornehmlich unterſcheidet; Ὁμοπτέρος, Miluus des Salvians, Bellons und Aldrovands; Hirundo des Rondelets; Rondine zu Rom; Volador bey den Spaniern; Volant bey den Franzoſen; Ἱέραξ, Ἴρηξ, Oppian; Miluago Plin. Falcone in Sicilien und Maltha, the Flyingfiſh, Swallowfiſh, Ritefiſh, der Engländer, Willughb. p. 283. Tab. 5. 6. Holländiſch Vliegende Viſh, Suec. Flygande Fiſk. Die beinichten Kiemendeckel nehmen aus der Sturmhaube ihren Urſprung, und laufen alſo von denſelben in langen und ſtarken Stacheln über beyde Seitenfloßen weg. Bey dem Artedi, ſyn. p. 73. ſp. 6. iſt er Trigla, capite parum aculeato, pinnula ſingulari ad pinnas pectorales. Es verſteht aber Artedi unter dem beſondern Floßchen, die zum Schwimmen dienenden Kiemenfloßchen, welche nahe an den, zum Fliegen dienenden, breiten Floßen oder Flügeln, ſtehen. Vincent in Catal. et Deſcript. Anim. lit. F. p. 42. führet einen Cataphractum, einen braun marmorirten Küraßirer, an, der drey gekrümmte, ſägeförmige, Floßen, zwo an den Seiten, und eine auf der Mitten des Rückens, gehabt. Desgleichen einen knorplichten Cataphractum aus Curacao. Bey dem Linne' iſt unſer Küraßirer, Trigla Volitans, gen. 172. ſp. 9. digitis vicenis, membrana palmatis; vermuthlich, mit zwanzig durch ein Häutchen, wie ein Palmenblatt, vereinigten fingerartigen Fortſätzen, deren aber keine weitere Erwähnung geſchehen. Müller nennt ihn auch den fliegenden Fiſch unter ſeinen Seehänen, weil er der größte und gemeinſte unter allen fliegenden Fiſchen ſey, wie er ſich denn im mittelländiſchen und großen Weltmeere, zwiſchen den Wendezirkeln, in Aſia, Afrika, bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Amerika und Braſilien, hier unter dem Namen Pirabebe, aufhalte. Das Tab. VII. fig. 5. abgebildete Exemplar war einen und einen halben Schuh lang, nach der größten, von ihnen zu erreichenden, Länge, und drey Zoll dick; die Bruſtfloßen oder Flügel zehn Zoll lang und fünf Zoll breit; der Kopf lief hinterwärts in vier ſtarke und ſteife, hervorſtehende, Spitzen aus, davon zwo unter die Bruſtfloßen, die zwo andern aber über ſelbige, hinſtreichen. Die erſte Rückenfloße hat fünf bis ſechs, die andere acht Finnen; die Bruſtfloße acht und zwanzig, die Bauchfloße fünf, die Afterfloße ſechs und die Schwanzfloße achtzehn Finnen. Da die mittlern Finnen der Bruſtfloße länger, als

die übrigen ſind, ſo erſcheinen die Flügel etwas abgerundet; vor ſelbigen zeiget ſich eine kleine beſondere Floße mit ſechs Finnen, ſtatt der Kiemenfloße; und in der Kiemenhaut befinden ſich ſechs Strahlen, nach dem Artedi, davon aber nur viere ſichtbar.

Marcgrav zeichnet und beſchreibt dieſen Fiſch, S. 162. folgendermaßen: Er heißt Müuipira, (vielleicht Miluipira) und Pirabebe bey den Braſilianern, Peixe volador bey den Portugieſen; piſcis volans, oder Hirundo piſcis, (nach dem Ariſtoteles χελιδών). Er iſt verſchiedener Größe. Der hier beſchriebene war größer, als ein Hering, und ſeltſamer Geſtalt. Sonſt kömmt er an Geſtalt des Leibes, welche rundlich und nach hinten zu ſpitzig, ſpindelförmig iſt, einem pommeriſchen Zandat, (Sander, Sandbarſch, Lucio-perca) gleich. Seine ganze Länge beträgt auf dreyzehn Zoll; die größte Dicke bey den Flügeln ſieben Zoll, am Anfange des Schwanzes kaum zween Zoll. Er hat einen dicken, oberwärts platt gedrückten und breiten, Kopf, nämlich oberwärts faſt zween Zoll und über den Augen gleichſam beulenweiſe erhaben; ſein ungezähneltes Maul iſt nicht groß, aber die Kiefern ſind feilen- oder ſägeförmig. Die Augen ſind groß, rund, wie bey dem Holl. Stüverbarſch, und der ſchwarze Augapfel iſt mit einem gedoppelten, gelben und braunen, Ringe umgeben. Mit dem Schwanze hat er ſechs Floßen: zwo auf dem Rücken, nämlich eine kleine etwas vor der Mitten des Rückens; nach dieſer eine, zween Zoll lange anderthalb Zoll breite, dünne, mit acht Strahlen unterſtützte; jener gegen über am Unterbauche, zwo ſtarke, aus ſteifen Dornen beſtehende, ſchmale, drittehalb Finger lange, der großen Rückenfloße aber gegen über eine kleine; (die Afterfloße) und die ſiebente iſt die gabelförmige, zween Zoll lange und breite, Schwanzfloße. Hierüber hat er auf jeder Seite einen großen Flügel; die ihren Urſprung anderthalb Zoll nach den Augen, bald nach den Kiemen haben; ihre Länge iſt zu ſieben Zoll, beym Anfange etwas über einen, und beym Ende ſechs Zoll; ſie beſtehen aus einem dünnen Häutchen, wie Poſtpappier; von weiß oder aſchgrauer, bräunlicher Farbe; haben einige Falten und werden in der Länge von dünnen Gräten oder Finnen unterſtützet. Bey dem Anfange jeden Flügels geht gleichſam ein kleines, drittehalb Finger langes, aber ſchmales, und mit einer Stachel bewaffnetes, Flügelchen hervor. Der ganze Kopf bis zum Anfange des Rückens, vom Maule nämlich zu

fünf Zoll, iſt mit einer beinichten, harten, Schale bedecket, welche am Ende ausgeſchweifet in zween ſtarke Stacheln und Spitzen ausläuft; die zween Zoll lange Kiemendeckel aber erſtrecken ihre Stacheln bis unter die Flügel. Der ganze Fiſch iſt mit ſchönen, ordentlich geſetzten, Schuppen bekleidet, welche am Bauche dreyeckicht, in den Seiten und Rücken aber mehr von einer elliptiſchen Figur ſind; und zwar auf dem Bauche ſind ſie ſo genau verbunden, daß der Fiſch, dem Gefühle nach, glatt zu ſeyn ſcheint; in den Seiten und auf dem Rücken aber haben ſie in der Mitten eine Erhabenheit, ſo daß ſie nach ihrer natürlichen Richtung, lauter gerade, erhabene und beulenartige Linien vorſtellen. Am ganzen Bauche iſt der Fiſch weiß, in den Seiten und auf dem Rücken bräunlich und glänzend, wie ein Hering. Auch die, die Flügel unterſtützenden Stacheln, oder Finnen ſind weißlich; aber die Flügel ſelbſt ſind aſchfarbenbräunlich und mit ſchwärzlichen Flecken beſprenkelt. Dieſer Fiſch fliegt über dem Waſſer wie eine Schwalbe, auf einen Schuß weit, nämlich bis ihn die trockenen Flügel nöthigen, ſich ins Waſſer nieder zu laſſen, die Flügel wieder zu netzen, und ſodann weiter zu fliegen, verſtatten, um ſich nämlich vor ſeinen vielen Feinden, beſonders dem Dorado, in Sicherheit zu ſetzen. Ich habe oft mehr als tauſend derſelben, auf dem Ocean zwiſchen den Wendezirkeln fliegen geſehen, da ſie denn zuweilen auf unſere Schiffe niedergefallen, und ihr gekochtes Fleiſch von gutem Geſchmacke befunden. Jonſton und Ruyſch zeichnen dieſen Fiſch auf der XXXIIIſten Kupfertafel, no. 12. und beſchreiben ihn, erſterer pag. 187. letzterer pag. 130. mit den Marcgraviſchen Worten. Unſer Artikel, fliegender Fiſch, Th. III. S. 124. und 126. kann hierbey nachgeſehen werden.

12te Gattung, Cataphractus, der amerikaniſche Küraßirer aus Neuengland, von welchem Catesby in ſeinem Anhange eine umſtändliche Beſchreibung gegeben.

Dieſen Kleiniſchen Küraßirern fügen wir auch noch einen Chomeliſchen Küraßirer bey, Cataphractus, einen Seefiſch, der um die Inſel Nortsland gefunden wird, und von Fiſchen lebet. Er iſt einen halben Fuß breit und faſt dreyeckicht; die Schnauze iſt ſtumpf und unten bärtig; des Leibes Obertheil gegen den Kopf zu iſt achteckicht, und gegen den Schwanz ſechseckicht. Ueber und über iſt er mit beinartigen Schuppen bedecket, in deren Mitten eine harte Höhe oder Buckel zu befinden. Der Schwanz iſt klein, rund und ſchwarz. Er hat keine

Zähne, aber rauhe Lefzen, und der Saumen iſt voll kleiner ſchwarzen Beinlein. Sein Fleiſch ſchmecket vortrefflich; es ſoll zur Bruſt gut ſeyn und eröffnen.

Kürbis.

Kürbis oder Kürbs, Cucurbita. Männliche und weibliche Blumen wachſen an einer Ranke. In beyden iſt der Kelch einblätterricht, glockenförmig, in fünf ſchmale, ſpitzige Einſchnitte getheilet, und mit dem gleichgeſtalteten, größern, in fünf runzlichte Lappen zerſchnittenen Blumenblatte verwachſen; beyde enthalten innerlich eine ausgehöhlte Honigdrüſe. Bey der männlichen Blume ſitzen an dem Kelche drey, unterwärts von einander abſtehende, oberwärts vereinigte Staubfäden, deren jeder einen, auf- und unterwärts gebogenen, linienartigen Staubbeutel trägt. Bey den weiblichen bemerket man zwar auch drey kurze Fäden, aber keine Staubbeutel; der Kelch und das Blumenblatt ſitzen auf dem Fruchtkeime und fallen nachher ab, und der Fruchtkeim trägt einen fünfſpaltigen Griffel, deſſen Staubwege auf- und unterwärts gezogen ſind. Die Frucht, welche man einen Apfel nennt, enthält in verſchiedenen Reihen fleiſchichter Fächer viele platte, mit einem erhabenen Rande eingefaſſete und in einer gedoppelten Reihe liegende Saamen. Herr Tournefort hat die Arten für Geſchlechter angenommen, und ſonderlich auf den Unterſchied der Saamen acht gegeben. Cucurbita hat Saamen, welche an der Spitze eingekerbet, und Pepo Saamen, welche mit einem erhabenen Rande eingefaſſet ſind; beyde ſowohl als auch Melopepo und Anguria Tourn. können billig in einem Geſchlechte vereiniget werden, doch wollen wir von den letztern unter dem Namen Waſſermelone handeln, die übrigen aber hier vortragen.

1) Der rauhblätterichte Kürbis mit großer glatter Frucht. Pfeben, Peponen, Cucurbita Pepo Linn. Das eigentliche Vaterland dieſer gemeinen Pflanze iſt unbekannt, deſto bekannter aber das Anſehen derſelben, ſowohl überhaupt, als auch der beſondern Theile. Wir bemerken daher nur, wie ſich dieſe Art ſowohl durch die, an den Ranken, Blätterſtielen, und den Blättern ſelbſt befindlichen, Stacheln, und hingegen glatten, großen Frucht, wie auch die, in drey oder fünf Lappen abgetheilte Blätter, und platte, länglicht rundliche Kerne von den andern unterſcheide. Die Blumen ſind ſehr groß und gelb, und die großen Früchte entweder länglicht, etwas weniges eckicht, grün und gelb geſtreift, oder mehr rundlich, platt gedrückt und weiß.

2) Der rauhblätterichte Kürbis mit kleiner höckerichten Frucht, Cucurbita verrucoſa L. iſt der erſten Art völlig ähnlich, nur wegen der ungleichen höckerichten, kleinen Frucht verſchieden; daher auch ungewiß ſcheint, ob dieſe eine beſtändige, oder nur eine Spielart ſey; zumal da die Frucht der Geſtalt und Größe nach gar verſchiedentlich angetroffen wird. Zuweilen iſt ſolche nicht größer als ein mäßiger Apfel, zuweilen erhält ſolche die Größe einer großen Melone; einige ſind rund, einige lang, einige platt gedrücket, einige haben einen Hals, wie die Flaſchenkürbſe. Man findet grüne, gelbe, weiße, buntgefleckte. Gemeiniglich haben ſolche viele und weit vorragende Warzen, zuweilen auch nur Reifen, ſelten ſind ſie ganz glatt. Alle haben wenig Fleiſch und eine holzichte Schale.

3) Der weichblätterichte Kürbis mit langer Frucht, Flaſchenkürbis, Jonaskürbis, Cucurbita lagenaria Linn. wächſt in Amerika. Die Blätter ſind mit weißlichten, weichen Haaren und unterwärts am Anfange mit zwo Drüſen beſetzet. Die Blumen ſind weiß, tief eingeſchnitten, inwendig zotticht, und äußerlich mit kurzen Haaren beſetzet, und die Früchte laufen gegen den Stiel dünne zu, erhalten dadurch einen langen Hals und die Geſtalt einer Flaſche. Die Schale iſt hart. Die Saamen ſind grau, lang, platt, am Ende eckicht oder eingekerbet. Die Trompetenkürbſe ſind eine Spielart davon; die dünne, lange Frucht iſt etwas gekrümmet. Die Herculskeule, Claua Herculis, iſt eine andere Spielart. Die Frucht wird vom Stiele bis an das Ende immer nach und nach etwas dicker, und erreichet zuweilen eine Länge von zwo Ellen und darüber. Es wird dieſe Art öfters unter dem Namen Calabaſſer oder Calebaſſer angeführet. Man muß aber das Affenbrod, welches auch den Namen Calebaſſier führet, damit nicht verwechſeln; wie denn auch der ſo genannte Calabaſſenbaum oder Kürbsbaum von dem Kürbsgeſchlechte gänzlich unterſchieden iſt.

4) Der aufrechtſtehende Kürbis mit ſchildförmiger Frucht, Schildpeponen, Schildkürbis, Melonenpfebe, Cucurbita melopepo Linn. Es hat dieſe Art zwar, wie die übrigen, Gäbelchen an den Ranken, dieſe aber winden ſich nicht, kriechen auch nicht auf der Erde hin, ſondern ſteigen in die Höhe. Die Frucht zeiget verſchiedene merkliche Spitzen.

5) Der ſiebengäblichte Kürbis mit eyförmiger Frucht, Cucurbita ouifera Linn. Dieſe wenig bekannte, in Aſtracan wild wachſende Art trägt Früchte von

der

der Geſtalt und Größe eines Hühnereys, deren harte Schale mit drey ſchmalen, der Länge nach laufenden, milchfärbigen Streifen bezeichnet iſt. Die Gäbelchen ſind in ſieben Aeſte abgetheilet.

Bey uns iſt nur die erſte Art als ein Nahrungsmittel gebräuchlich, die andern werden zur Abwechſelung, und wegen der beſondern Geſtalt der Frucht erzogen. Die Nahrung von dem Kürbisfleiſche iſt kühlend, blähend und ſchlecht; es füllet dieſes den Magen, giebt aber wenig Kräfte; indeſſen pflegen doch die gemeinen Leute ſolches häufig zu genießen, und auf verſchiedene Art zu zurichten. Die Nordamerikaner ſind hierinne noch ſinnreicher; ſie eſſen die Früchte roh, oder in Aſche gebraten, und auf letztere Art zugerichtet, ſollen ſie recht gut ſchmecken; ſie zerſchneiden ſolche auch in zwey oder mehrere Stücke, ſetzen ſelbige ans Feuer, und braten erſt die eine, hernach die andere Seite, ſtreuen auf die innerliche Seite Zucker, und ſpeiſen ſolche. Oder ſie pflegen ſolche in der Mitte zu durchſchneiden, alle Saamen herauszunehmen, die beyden Hälften wieder auf einander zu legen, und in einem Ofen zu braten, hierauf, wenn ſie noch warm ſind, inwendig überall mit Butter zu beſchmieren; ſie pflegen ſolche auch in lange Striefen zu zerſchneiden, dieſe in einander zu flechten, und an der Sonne oder beym Feuer aufzuhängen und zu trocknen, da ſie denn ſolche über Jahr und Tag aufbehalten, und mit andern Speiſen kochen. Auch die Europäer bedienen ſich dieſer getrockneten Kürbiße auf Reiſen. Noch andere Arten, die Kürbiße zu zurichten, kann man in Kalms Reiſebeſchreibung III. Th. 573. S. nachleſen. Herr Scopoli hat auch aus Kürbſen Brod gebacken. Er nahm einen Theil Fleiſch von den Kürbſen und zween Theile Waitzenmehl, verſetzete beydes mit einem Gährungsmittel, und erhielt davon ein gelblichtes wohlſchmeckendes Brod. Die Kerne werden unter die vier großen kühlenden Saamen in den Apotheken gerechnet, und, mit Waſſer abgerieben, geben ſolche eine Milch, welche mit der Mandelmilch völlig übereinkommt; wie man denn auch aus den Kürbiskernen ein ſüßes wohlſchmeckendes Oel preſſen oder ſchlagen kann, welches bey allerley Speiſen zu gebrauchen iſt.

Von den übrigen Arten pfleget man mehr die Schale, als das Fleiſch zu nutzen. Der Flaſchenkürbis ſoll nach einiger Nachrichten ein bitteres widerliches Fleiſch enthalten, und nicht geſpeiſet werden, nach andern aber in Egypten und Arabien, woſelbſt das ganze Jahr hindurch reife Früchte anzutreffen, mit Eſſig und auf

andere Art zugerichtet und geſpeiſet werden. Die ausgehöhlte Schale wird auch daſelbſt mit Reiß und gehacktem Fleiſch, wie bey den Würſten geſchieht, voll gefüllet und gegeſſen. Außerdem dienet die Schale zu allerley Hausrath. Man läßt die Frucht recht trocken werden, gräbt die Saamen und das fleiſchichte Weſen heraus, und ſchabet die Schale inwendig recht reine. Es werden Trichter, Schüſſeln, Flaſchen ꝛc. daraus gemachet. Den nützlichen Gebrauch dergleichen Flaſchen empfiehlt das Wittenb. Wochenblatt, 1768. S. 243. Ins beſondere ſind dergleichen ausgehöhlte Kürbſe, wie Kalm in der Reiſebeſchreibung II. Th. 489. S. verſichert, ſehr dienlich, Saamen von Pflanzen, wenn ſie über das Meer verſchicket werden ſollen, darinnen zu verwahren, indem ſie darinnen ihre fruchtbringende Kraft beſſer und länger behalten, als wenn ſie auf eine andere Art eingewickelt werden.

Alle Arten der Kürbſe geben, wegen des anſehnlichen Honigbehältniſſes, welches in beyden Blumen zugegen, den Bienen nicht allein vielen Stoff zum Honig, ſondern auch Staub zum Wachſe, und da den ganzen Sommer über Blüthen zum Vorſchein kommen, wird die Bienennahrung dadurch ſehr befördert. Bey der Viehmäſtung, ſonderlich der Schweinezucht, haben die Kürbisfrüchte auch einen guten Nutzen.

Der Anbau der Kürbſe erfordert wenig Mühe und Kunſt. Man ſtecket die Kerne im May in gute Erde, und läßt die Pflanzen wachſen. Wer ſicher ſeyn will, gute und reife Früchte zu erhalten, indem ſie ſonſt der Herbſtfroſt leicht überfällt, der ſtecket die Kerne auf eine leere Ecke eines Miſtbeetes, welches ſonderlich bey der zwoten und dritten Art zu beobachten, indem dieſe ſpät zur Reife gelangen. Den Flaſchenkürbis ſoll man über Lauberhütten, oder an Pfahlwerk ziehen, damit die langen Früchte Platz zum wachſen haben, indem ſie beſſer gedeyhen, wenn ſie hangen, als wenn ſie liegen. Das Verſetzen vertragen die Kürbſe nicht gerne, wenigſtens werden ſie dadurch gar ſehr in ihrem Wachsthume gehindert. Je mehr Sonne und je mehr Waſſer dieſe Pflanzen haben können, je beſſer werden ſie gedeyhen; vorzüglich verlanget beydes der Flaſchenkürbis; daher man auch die Saamen auf ein Miſtbeet ſtecken, und die jungen Pflanzen anfangs mit Glocken bedecken muß.

Kürbis, S. auch **Porzellanſchnecke**.

Kürbis, äthiopiſcher, S. **Affenbrod**.

Kürbis, weißer, S. Jambus.

Kürbsbaum.
S. Calebaſſienbaum.

Küttelkraut.
S. Stabwurz.

Kütten. S. Miſpel.

Kudus.

Ein vierfüßiges Thier, aus der Claſſe der wiederkäuenden, deſſen Name auch Coesdoes, welcher aber wie Cudus ausgeſprochen werden muß, geſchrieben wird. Der Graf von Büffon hält es für eine Gattung, vor Büffel; der Herr von Linné aber rechnet es unter das Geſchlecht der Schaafe, und zwar unter diejenige Gattung, die bey ihm Ouis ſtrepſiceros heißt. In Aſien und Afrika, wo ſich dieſes Thier aufhält, wird es gemeiniglich wegen der Haare und Hörner unter die Böcke gezählet, ob ihm gleich der Bart fehlet. Es hat eine ſehr anſehnliche Größe; denn ſeine Länge beträgt oft über zwölf Schuh, und ſeine Höhe über fünf Schuh. Die Ohren ſind breit, ohngefähr einen Schuh lang, ziemlich ſpitzig, und in die Höhe gerichtet. Die Hörner ſind hohl wie die Ochſenhörner, in einen Bogen zweymal in die Höhe geſchlungen, über drey Schuh lang, und am Kopfe ſo dicke, daß man ſie nicht umſpannen kann. Die Haare, deren Farbe theils röthlich, theils weiß ſeyn ſoll, ſtehen auf dem Rücken verkehret. Der Schwanz iſt ziemlich kurz. In des Grafen von Büffon Hiſtorie der Natur, ſind nur die Hörner von dieſem Thiere, welches nicht ſeit langer Zeit bekannt iſt, abgebildet; Herr Müller aber hat im erſten Bande ſeines vollſtändigen Linnäiſchen Naturſyſtems und zwar auf der 26 Kupfertafel, eine Abbildung von dem ganzen Kututhiere geliefert.

Kufferhörnchen.
S. Schwielenſpindel.

Kugelamaranth.
S. Amaranth.

Kugelbinſe.

Herr Planer erwählet dafür Eckenhalm, welches eine Ueberſetzung des Eriocaulon Linn. iſt. Ein gemeinſchaftlicher, kugelförmiger, aus lanzetförmigen, ſchuppenweiſe übereinander liegenden, gleichförmigen Blättchen zuſammengeſetzter Kelch umgiebt viele Blümchen, welche auf dem Blumenbette ſitzen, und durch Spelzen von einander abgeſondert ſind. Jede beſteht aus drey Blumenblättern, drey Staubfäden und drey Griffeln; die Saamen ſind mit den verwachſenen Blumenblättern

blättern beſetzt. An der zehneckichten Kugelbinſe, Eriocaulon decangulare hat Herr Hope männliche und weibliche Blumen wahrgenommen. Ueberhaupt ſind die allgemeinen Geſchlechtskennzeichen noch nicht gehörig beſtimmet, indem die übrigen Arten im friſchen Zuſtande nicht unterſuchet worden.

Kugelblume.

S. Maßlieben und Trollblume.

Kugeldiſtel.

Kugeldiſtel, wird auch ſonſt Spherdiſtel, und von Herr Platnern Bieſenknopf genannt. Der Geruch aber iſt nicht bey allen Arten anzutreffen. Echinopus Tourn. Echinops Linn. Die Blume gehöret zu den zuſammengeſetzten, obgleich die Blümchen in Geſtalt einer Kugel auf dem gewölbten, und mit Spelzen beſetzten Blumenbette ſitzen, und der gemeinſchaftliche Kelch kaum wahrzunehmen iſt. Es ſind aber deſſelben ſchuppenförmige Blättchen gegen den Stiel zurückgeſchlagen, und von den Blümchen gänzlich eingeſchloſſen. Alle Blümchen ſind einander ähnlich, zeigen einen beſondern eckichten, aus pfriemenartigen, aufrechtſtehenden und locker übereinander liegenden Schuppen zuſammengeſetzten Kelch, und ein röhrenförmiges, in fünf auswärts gebogene Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, fünf kurze Staubfäden mit einem walzenförmigen Staubbeutel, und einen Griffel mit zween umgeſchlagenen Staubwegen. Es folget ein länglichter Saamen, deſſen ſtumpfe Spitze wollicht iſt.

1) Die weiße Kugeldiſtel, Echinops ſphaerocephalus L. wächſt in Italien und Oeſterreich. Die ſäſerichte, ausdauernde Wurzel treibt zwo bis drey Ellen hohe, in viele Zweige ausgebreitete, weiß und grünlicht geſtreifte und haarichte Stängel, welche mit platt anſitzenden Blättern wechſelsweiſe beſetzet ſind. Dieſe ſind oberwärts klebricht und haaricht, unterwärts ganz mit einem wollichten Weſen überzogen, der Länge nach federartig ausgeſchweifet, die Lappen ausgezacket, und die Zacken mit einem aufgerichteten Stachel geendiget. Jeder Zweig trägt eine große Blüthkugel. Statt des gemeinſchaftlichen Kelches ſieht man viele ſteiſe, rückwärts gebogene Haare, dergleichen auch zwiſchen den beſondern Kelchen ſitzen, und mit dieſen genau verwachſen ſind. Es iſt alſo der Kelch unterwärts und bis zur Mitte mit vielen ſteifen, und die einzeln Schuppen oberwärts mit andern feinen Haaren beſetzet. Das Blumenblatt iſt weiß, der Staubbeutel violet,

und der Fruchtkeim über und über haaricht.

2) Die blaue Kugeldiſtel. Dieſe iſt der vorigen zwar ähnlich, doch auch wirklich davon unterſchieden. Der Stängel iſt gemeiniglich höher, geſtreifet, aber nicht haaricht, ſondern mehr wollicht; die Blätter ſind größer; die Lappen ſtehen weiter von einander entfernet; oberwärts zeigen ſie wenig Haare, und unterwärts einen dünnen, lockern, wollichten Ueberzug; die obern Blätter ſtehen von der Blumenkugel weit entfernet, und der lange nackende Stiel iſt gegen das Ende nicht geſtreifet, ſondern mit einem dicht anliegenden wollichten Weſen bedecket; die Kelchſchuppen ſind glatt, glänzend, und das Blumenblatt blau. Dieſe blauen Blumen haben einen ſtarken Geruch, da hingegen bey den weißen Blumen ſolcher kaum merklich iſt. Beyderley Art Stöcke wachſen in hieſigen Gärten, und wir haben nicht wahrgenommen, daß einer in den andern ausarte, oder die Blumenfarbe verändere. Ob dieſe zwote Art für den Echinops Ritro L. anzunehmen, ſind wir ungewiß, zumal nach Linnäi Beſchreibung bey dieſer die Kelchſchuppen an der Spitze mit Haaren beſetzet ſeyn ſollen. Herr Hofrath Gleditſch führet zwo Sorten an, als die große rothe, und die niedrige weiße Kugeldiſtel. Die rothe haben wir niemals geſehen, vielleicht iſt die blaue darunter zu verſtehen. Eine Art Kugeldiſtel, Echinops ſtrigoſus L. wird in den Apotheken Chamaeleon niger, oder große Eberwurzel genannt, ſie muß aber mit der wahren Eberwurzel nicht verwechſelt werden. Einige eignen derſelben eine ſcharfe und ſchädliche Eigenſchaft bey, andere empfehlen ſolche wider die Flüſſe und das Reiſen in den Lenden. Der Saamen ſoll den Urin, die monathliche Reinigung, und die Nachgeburt treiben. In neuern Zeiten gebrauchen die Aerzte weder dieſe, noch eine andere Art Kugeldiſtel, und überlaſſen ſolche den Gartenliebhabern. Sie ſind allerdings eine Zierde in den Gärten, zumal die Stöcke mit blauen Kugeln. Man zieht ſolche aus den Saamen; die Pflanzen dauern im freyen Lande, und verlangen keine Wartung. Wir haben ſolche in ſchattichten und feuchten Oertern, eben ſo gut erhalten, als in trocknen und luftigen Rabatten. Wenn man die Wurzel verſetzet und theilet, ſchmachten die Stöcke, es iſt beſſer ſolche unberühret an ihrem Orte ſtehen zu laſſen.

Kugelfiſch.

Diodon Atinga, Linn. gen. 138. ſp. I. ein Igelfiſch, nach Müllern. ſ. unſere Artikel, Igelfiſch,

fiſch, Th. IV. S. 240. Flaſche, Th. III. S. 103. Guamaiacu Atinga, ebendaſ. S. 548.

Kugelmuſchel.

Mit dieſem Namen beleget Herr Müller die Chama ſatiata Linn. Die Muſchel iſt faſt rund, inwendig weiß, auswendig roſtfärbicht, mit erhabenen und in die Quere gezähnelten Ribben beſetzet, welche wechſelsweiſe kürzer und länger, und durch Puncte unterſchieden ſind. Der After iſt ſtumpf und der Rand eingekerbet.

Kugelröhre.

Dieſen Namen erhält das Pflanzengeſchlecht Exacum Linn. Vier eyförmige, ſtehenbleibende Kelchblättchen umgeben die gleichlange, faſt kugelförmige Röhre des Blumenblattes, deſſen Rand in vier rundliche Einſchnitte getheilet iſt. In der Röhre liegen vier Staubfäden und der Fruchtkeim mit dem Griffel, deſſen Staubweg kopfförmig iſt. Die rundliche, zuſammengedrückte und auf beyden Seiten gefurchte Hülſe öffnet ſich an der Spitze, und enthält in zwey Fächern viele Saamen, welche auf einem beſondern Saamenhalter ſitzen. Es ſind davon zwo Arten bekannt. Als:

1) Die ungeſtielte Kugelröhre, Exacum ſeſſile. Dieſe kleine, jährige ſchöne Pflanze wächſt in Aſien und Afrika. Die zäſerichte Wurzel treibt runde, gerade, und oberwärts in viele Zweige regelmäßig verbreitete, öfters unterwärts mit braun oder roth geſprengte Stängel. Die Blätter ſtehen paarweiſe und ſind eyförmig. Die hellgoldgelben Blumen erſcheinen in groſſer Anzahl. Man muß ſolche im Miſtbeete erziehen, oder lieber den Saamen in Töpfe ſäen, und dieſe in das Miſtbeet eingraben, nachher aber in das Gewächshaus hinter die Fenſter ſetzen, ſonſt erhält man nicht leicht Blüthen, und noch weniger Saamen.

2) Die geſtielte Kugelröhre, Exacum pedunculatum, wächſt in Oſtindien, und läßt ſich leicht dadurch unterſcheiden, daß die ſchönen gelben Blumen auf eigenen Stielen ſitzen.

Kugelſchwamm.

Kugelſchwamm, andere ſetzen Staubſchwamm. Beyde Namen vereiniget, machen die beſondere Eigenſchaft dieſes Geſchlechtes aus, welches Lycoperdon genannt worden. Es gehören nämlich darunter diejenigen Schwämme, welche eine kugelförmige Geſtalt und innerlich viele, kleine, ſtaubartige Saamen haben. Das innerliche Weſen, worinnen die Saamen liegen, iſt bey einigen locker, bey andern dichter, bey einigen ſchwammicht, bey andern

dern mehr fleiſchicht, und die äuſſerliche Bedeckung beſteht aus einigen Häuten, welche gemeiniglich am obern Theile auf verſchiedene Art ſich öffnen und zerſpringen. Herr von Linné ſondert die Arten in drey Abtheilungen ab. Einige liegen unter der Erde, haben keine Wurzel und beſtehen aus einem ganz dichten Weſen. Die andern ſtehen über der Erde, haben ihre Wurzel und ſtreuen Staub von ſich. Die dritten wachſen auf andern Pflanzen, und zerfallen ſelbſt in ein ſtaubichtes Weſen. In der erſten Abtheilung ſtehen,

die Trüffeln, welche ſonſt auch Hirſchſchwamm, Hirſchbrunſt, Hirtzbrunſt und Erdſchwamm genennet werden. Da die wahre Trüffel oder die ächte Hirſchbrunſt unter der Erde wächſt, muß man dieſe nicht mit derjenigen verwechſeln, welche über der Erde erſcheint, und auch zuweilen dieſen Namen führet. Es gehöret ſelbige zu dem Morchelſchwamme, und wird unter dieſem Namen vorkommen. Wir handeln hier nur von den wahren Trüffeln, davon beym Herrn von Linné zwo, bey Gleditſchen aber drey Arten vorkommen, als:

1) die weiße Trüffel, welche man den unterirdiſchen weißen Kugelſchwamm mit höckerichter Schale nennen könnte. Lycoperdon Tuber Linn. Gleditſch nennet ſolche den kugelförmigen, unterirdiſchen, dichten, rauhen und ungeſtielten Boviſt mit großen Saamenbehältniſſen. Man findet dieſe in den Wäldern an ſolchen Orten, wo etwas fettes Erdreich iſt, und ſie liegt gemeiniglich tief in der Erde. Die Geſtalt iſt kugelförmig; die Größe gleicht einer welſchen Nuß; die Schale iſt weiß und mit einigen Erhebungen beſetzet; das innere Weſen dichte und feſte. Dieſes beſteht gleichſam aus großen Bläschen, deren jedes eine beſtimmte Anzahl Saamen enthält, wodurch ſich dieſe Art von allen übrigen Kugelſchwämmen unterſcheidet. Der Geruch iſt ſtark, wodurch die ſo genannten Trüffelhunde angereizet werden, ſolche aufzuſuchen und auszugraben.

2) Die Hirſchtrüffel, oder Hirſchbrunſt unter der Erde, welche man den unterirdiſchen gelblichten Kugelſchwamm mit knorrichter Schale nennen könnte, Tubera ceruina, Lycoperdon ceruinum Linn. welche Hr. Gleditſch nur für eine Abänderung desjenigen runden, gefleckten oder getüpfelten, braunen, harten Boviſts anſieht, welcher einen überaus ſtarken Fuß und viele lange Wurzeln hat. Dieſe Hirſchtrüffel aber hat weder Fuß noch Wurzel und liegt mehr oder weniger tief in der Erde; die dicke Schale iſt gleichſam mit kleinen Kernen be-

beſetzet, und öffnet ſich an verſchiedenen Orten, wenn ſie zur Reife gelanget. Der geile Geruch locket Hirſche, Schweine und Haſen, welche ſolche begierig aufſuchen und auskratzen.

3) Schweinetrüffel, falſche Hirſchbrunſt, auch Erdmaſt genannt. Man könnte ſelbige den unterirdiſchen, länglichten und glatten Kugelſchwamm nennen. Herr von Linné führet dieſe Art nicht an, und Herr Gleditſch vereiniget ſolche mit der vorigen, und ſieht beyde für Spielarten des erwähnten Boviſts an. Der Schwamm beſitzt einen geilen Geruch, dringt gemeiniglich tief in die Erde, verändert die eyförmige länglichte Geſtalt öfters und wird herzförmig oder dreyeckicht, und die gelblichte Farbe fällt ins braune. Die wilden Schweine ſuchen dieſe Trüffeln begierig auf, laſſen die reifen, weichen, und weniger ſtinkenden liegen, und freſſen die harten, unreifen und ſtinkenden. Die beyden letztern Arten findet man mehr in trockenen und ſandichten Oertern, in den Wäldern, wo nicht ſtarker Unterwuchs iſt, und der Regen gut eindringen kann, meiſtens um die Bäume herum. Nach dem verſchiedenen Alter pflegen dieſe Trüffelarten ſich auf verſchiedene Weiſe zu verändern, und ſonderlich verſchiedene Farben anzunehmen, daher man die Sorten ſelbſt nicht zu jeder Zeit genau angeben und beſtimmen kann. Herr Bradley in den phyſikaliſchen Anmerkungen über die Gärtnerey behauptet, daß die weiße, graue und ſchwärzliche Trüffel nur eine Art ausmache, daß eine jede Trüffel weiß ſey, ſo lange ſie noch nicht reif iſt, daß ſie grau werde, wenn ſie zu reiſen anfange, und ganz ſchwärzlich, wenn ſie ihre vollkommene Reife erlanget habe; das inwendige der Trüffel iſt im Frühlinge weiß, im Herbſte aber geädert oder marmoriret. Die Frühlingstrüffeln ſind zärter als die Herbſttrüffeln, doch werden die letztern für beſſer gehalten.

Ob gleich aber dieſe Veränderungen ſtatt finden, ſoll man doch, um die Güte der Trüffeln zu erkennen, auf die Farbe acht haben, und den, vom Matthiolo ſchon bemerkten, Unterſchied beobachten, wie nämlich die beſten auswendig ſchwarz, ihre Haut voll tiefer Ritzen und Beulen, das Fleiſch inwendig weißlicht und der Geruch knoblauchartig ſeyn ſolle. Dieſe werden in Italien für die beſten gehalten. Die mittlere Art, welche bey uns anzutreffen, iſt äußerlich auch ſchwarz und ſcharf, das Fleiſch aber bräunlicht und bisweilen, gleich einer Muſcatennuß, ſcheckicht. Die weiße, oder die weißröthliche und mehr glatte hat ein unangenehmes Fleiſch und wird gar nicht geachtet. Die Grö-

ße der Trüffeln iſt öfters einer Wallnuß gleich, oft bleiben ſie kleiner, und wo ſie rechte Art zu wachſen haben, erlangen ſie das Gewichte von einem halben Pfunde und drüber. Da die Trüffeln unter der Oberfläche der Erde wachſen, und man von außen keine Spur findet, wo ſelbige anzutreffen ſeyn möchten, muß man dazu abgerichtete Schweine oder Hunde gebrauchen, welche durch ihren feinen Geruch die Oerter leicht ausfündig machen können, wo die Trüffeln wachſen, worauf man weiter nachgräbt und die Trüffeln aushebt. Dergleichen Leute nennt man Trüffeljäger. Man richtet leicht eine Art kleiner Pudelhunde, welche die Italiener Putta nennen, dazu ab, wenn man ihnen anfangs kleine Stückchen Trüffeln, oder ein Stück Brod in Trüffelöl eingetauchet, zu freſſen giebt, hernach dergleichen eingräbt, und die Hunde nachſuchen läßt, endlich die Hunde mit in den Wald nimmt, und wenn ſie an einem Orte anfangen zu kratzen, mit einer Hacke die Erde aufwirft, und von den gefundenen Trüffeln oder mit einem Stücke Brod den Hund füttert. Die Schweine wühlen begierig darnach, die Hirten geben darauf acht, jagen ſie von dem Orte weg, arbeiten ſelbſt die Oberfläche der Erde weiter um, und ſammeln die Trüffeln; welches wohl die Mühe lohnen kann, da ſelbige niemals einzeln, ſondern vielfach bey einander wachſen. In Italien gebrauchet man dazu eine Schweinemutter, welcher zuvor der Rüſſel mit einem eiſernen Ringe geſchloſſen worden, damit dieſe die Trüffeln zwar auswühlen, aber nicht auffreſſen könne. Die Trüffeln ſind auch dem Wurmſtiche unterworfen. Der Wurm, welcher ſich an ſelbige machet, iſt weiß und verwandelt ſich in eine blaue Fliege. Wenn man daher an der Erde dergleichen Fliegen bemerket, hält man ſolche für ein Zeichen, daß an dieſem Orte Trüffeln liegen. Man kann aber auf eine andere und leichtere Art Trüffeln erhalten, und ſolche wie andere Schwämme im Garten anbauen und erziehen. Herr Käyßler in ſeiner Reiſebeſchreibung hat bereits angemerket, daß, wenn man das Waſſer, worinnen Trüffeln gekochet worden, nebſt den abgeſchnittenen Schalen der Trüffeln an einen ſchicklichen Ort ſchütte, daſelbſt Trüffeln wachſen. Obgleich Herr Schreber über dieſe Ausſaat ſich aufhält, ſo muß man ſolche doch gelten laſſen, da auch aus dem Waſſer, worinnen Champignons und andere Schwämme gekochet worden, dergleichen hervorkommen, wenn man ſolches auf die Beete gießt, die zum Anbaue der Schwämme angeleget worden. Herr von Juſti, ſ. Götting. Policey-

liceynachrichten 1757. S. 178. bemerket klüglich, wie der Saame von den Schwämmen eine ganz eigene Natur und Beſchaffenheit habe, und auch dadurch von allen andern Gewächſen unterſchieden ſey. Herr Gleditſch hat auch dergleichen Fortpflanzung der Trüffel durch das abgekochte Waſſer beſtätiget. Herr Bradley hat eine andere und noch ſichere Art gelehret. Er verlanget reife Trüffeln, nämlich ſolche, welche eine ſchwarze Schale haben, und dieſe findet man nur zur Herbſtzeit, nämlich im October bis December. Auch um dieſe Zeit muß die Ausſaat geſchehen, und hat man zeitiger reife Trüffeln erhalten, ſo ſoll man ſolche bis zu dieſen Monathen aufbehalten, welches mittelſt des Waſſers geſchehen kann, und derſelbe verſichert, wie man ſolche ſechs Monathe über im Waſſer erhalten könne. Der Ort, wo der Anbau geſchehen ſoll, muß von ſolcher Beſchaffenheit ſeyn, als die Trüffeln von Natur lieben, nämlich eine lockere mit Sand vermiſchte Erde. Man gräbt die Erde acht Zoll tief aus, ſiebet ſolche durch, und mit dieſer durchgeſiebten Erde bedeckt man den Grund des Grabens zween bis drey Zoll tief, und leget die Saamentrüffeln dergeſtalt hinein, daß eine jede achtzehn Zoll von der andern zu liegen komme, ohne ſie in die Erde einzudrücken. Die übrige Erde vermiſchet man mit Waſſer und machet gleichſam daraus einen Brey, womit man die eingelegten Trüffeln bedecket; dieſes Beet läßt man ruhig liegen bis übers Jahr in October, da man denn die Erndte vornehmen kann. Da aber die eingelegte Trüffel nicht fortwächſt, und ſich nicht, wie etwa die Erdäpfel, ſelbſt vermehret, ſondern die darinnen enthaltenen Saamen neue Trüffeln erzeugen, iſt es wohl einträglicher, die Trüffeln zu zerſchneiden und ſtückweiſe in die Erde zu legen. Wer Chomels Wörterbuch, und ſonderlich die große und theure deutſche Ausgabe davon, zu ſeinem Lehrbuche erwählet, wird auch hier, wie bey vielen Sachen, ſtatt Wahrheiten mit Fabeln hintergangen werden, indem daſelbſt die Trüffel für einen Ausfluß der Wurzel einer andern Pflanze angegeben und behauptet wird, wie ſolche nicht für ſich beſtehen könne, ſondern nur einen Theil der andern, aber unbekannten Pflanze ausmache. Es wäre wohl einmal Zeit, daß den Chomeliſchen Artikeln in den neuen Wörterbüchern weiter kein Platz eingeräumet, und ſie nicht von neuen abgedrucket würden. Die Trüffel iſt ein eigenes, für ſich beſtehendes Gewächſe, ob ſie gleich keine Wurzel hat, und den Nahrungsſaft aus der Erde durch ihre Oberfläche einſauget, und obgleich

ſelbige, wenn ſie in der Erde eingeſchloſſen iſt, ihren Saamen nicht ausſtreuen kann, wird dieſe doch keimen, nachdem die Schale und das übrige ſchwammichte Weſen durch die Fäulniß aufgelöſet und zerſtöret worden.

Die Trüffeln haben einen ſtarken, geilen, widrigen, urinartigen Geruch, eine Art ſtärker als die andere; die zwote und dritte Art wird vorzüglich zum Gebrauch aufgeſuchet, und auf verſchiedne Art genutzet. Man hält ſolche für ein ſtarkes reizendes Mittel und werden vorzüglich denjenigen empfohlen, welche einen gekünſtelten Trieb zur Wolluſt nöthig haben. Einige pflegen ſelbige auch dem Hornviehe einzugeben, wenn ſolches rindern ſoll. Man muß jedoch damit nicht zu freygebig ſeyn, indem man wahrgenommen haben will, daß Leute durch übermäßigen Gebrauch ſich den Tod daran gegeſſen haben. Sie ſind, wie alle Schwämme, eine zähe, unverdauliche, blähende Speiſe, und die damit vermiſchten Gewürze und Salze werden ſolche nicht beſſer und geſünder machen. Indeſſen werden ſie als ein Leckerbiſſen in Frankreich, Italien und auch Deutſchland geachtet. Sie werden entweder friſch gekochet, oder in heißer Aſche gebraten, und nach abgezogener äußerlichen Haut, mit Pfeffer, Salz und Baumöl geſpeiſet, oder auch getrocknet zu Potagen, Ragouts, Paſteten und dergleichen Speiſen gebrauchet. In wiefern der Gebrauch davon zum Beyſchlafe reizen könne, wollen wir nicht unterſuchen; die Erfahrung, welche Herr Gleditſch in dem Meth. Fungor. angeführet, ſcheint einen zuverläßigen Beweis davon abzugeben. In der Provinz Friſack iſt eine, mit Brandwein aus den Trüffeln bereitete, Tinctur Mode, welche ein Bauer zu Brunno verfertiget, und nicht allein ſelbſt täglich davon zwey Quentchen gebrauchet hat, um bey ſich den Trieb zum Beyſchlafe zu reizen, ſondern auch ſolche allen denjenigen mitgetheilet, welche, wegen Mangel der Kräfte, zum Liebeswerke unvermögend geweſen. Die Italieniſchen Trüffeln haben einen ſtärkern Geruch, als die unſrigen und werden getrocknet, und in Scheiben zerſchnitten in andere Länder verſendet.

Außer den Trüffeln ſind noch verſchiedene andere Arten, welche zu den Kugelſchwämmen gehören, und theils auf der Erde, theils auf andern Pflanzen wachſen. Unter den erſten kömmt vorzüglich der Boviſt in Betrachtung, von welchem bereits unter dieſem Worte gehandelt worden. Die übrigen alle übergehen wir, da von ſolchen nichts beſonders anzumerken.

Diejenige Schmarotzerpflanze, welche die Wurzel des Saffran

tödtet, hat Herr du Hamel auch eine Trüffel genannt, von welcher wir bey dem Saffran handeln wollen.

Kugelſchwamm, S. auch Boviſt.

Kugelthierchen.

Sowohl die deutſche, als auch die Linnäiſche Benennung, Voluox, ſchicken ſich für dieſes Geſchlecht recht gut, indem die meiſten dieſer Thierpflanzen eine runde, oder kugelförmige Geſtalt haben, und faſt jederzeit in einer wälzenden Bewegung angetroffen werden. Der gallertartige, runde Körper hat keine Gliedmaßen, liegt frey im Waſſer, und beweget ſich beſtändig in einem Wirbel. Die Jungen ſind von gleicher Geſtalt, und liegen durch den Körper der Alten zerſtreuet, ſo daß dieſe ihre Kinder und Kindeskinder bis ins fünfte Glied in ſich ſelbſt erzeugen. Herr Müller will dieſe Geſchöpfe ſo wenig, wie die andern Thierpflanzen, als wirkliche Thiere annehmen. Herr von Linne' hat vier Arten angemerket. Als

1) die Eyerkugel, Voluox Beroe L. Der gallertartige, eyrunde Körper hat die Größe eines Taubeneyes, und zeiget acht oder neun Ribben, die den Umfang begränzen, und mit einer unzähligen Menge kleiner Faſern beſetzet ſind; deswegen nennet ſolche Herr Houttuin gehaairde Beroe. Der Körper und die Faſern drehen und bewegen ſich beſtändig. Im Ocean zwiſchen Europa und Amerika, und in dem Hafen von Zirkzee werden dergleichen im Aprilmonath gefunden.

2) Das Achteck, Voluox bicaudata L. Gronov hat dieſes am holländiſchen Strande zuerſt entdecket. Der Körper iſt ſo groß, als eine Erbſe, kugelförmig, und geribbet, wodurch eine achteckichte Rundung entſteht. Die Ribben, oder durch dazwiſchen angebrachte Furchen von einander abgeſonderte Erhebungen ſind mit einer unzähligen Menge feiner Härchen beſetzet, welche dem Körper zum Schwimmen dienen. Der gallertartige Körper iſt halbdurchſichtig, es äußert derſelbe aber auch einige Federkraft, welche ſich mit dem Tode verliert, indem alsdenn die ganze Kugel ſich in einen flüßigen Schleim verwandelt. Am hintern Theile des Körpers erſcheinen zween lange Faſern oder Schwänze, welche an der innern Seite mit unzähligen Härchen beſetzet, und den Fühlhörnern der Inſecten ähnlich ſind; indem dieſe Schwänze zwar eine anſehnliche Länge, aber auch die Fähigkeit haben, ſich dergeſtalt zu verkürzen, daß man ſie kaum mehr ſehen kann. Man hat noch einen beſondern

Umſtand angemerket, nämlich daß dieſes Geſchöpfe unter dem Schwimmen an der Oberfläche des Waſſers viele Kügelchen oder Bläschen ausgeworfen, die ſich alsbald, auf eine ähnliche Art, auf dem Waſſer herumdreheten, und in der Mitte einen dunkeln Punct hatten, und vermuthlich für die Eyer oder die Jungen ſelbſt zu halten ſind.

3) Der Wälzer, Voluox globator L. Die Herrn Backer, Röſel und Geer haben dieſe Art durch Hülfe recht guter Vergrößerungsgläſer genau beſchrieben. Und dieſes Hülfsmittel iſt nöthig, indem dieſes Geſchöpfe im natürlichen Zuſtande kaum die Größe eines Kohlſaamens erreichet. Dem bloſen Auge kommen dieſe Thierchen, als kleine, kugelförmige, grüne, oder mit dem Waſſer gleichgefärbte Körner vor, die im Waſſer ſchwimmen, oder ſich darinnen, wie kleine Kügelchen auf der Erde, fortwälzen. Sie ſind ganz weich, und ihr gallertartiges Weſen geht bey dem mindeſten Drucke aus einander, und verdirbt. Die ganze Oberfläche iſt mit vielen kleinen Tüpfelchen beſetzet, welche unter dem Vergrößerungsglaſe wie kleine Körner oder Wärzchen ausſehen. Man hat in dieſem Thierchen nichts, das einem Eingeweide gleiche, entdecket, ſondern nur kleine Bälle wahrnehmen können, welche mit dem Thierchen einerley Geſtalt haben, und nur kleiner, manchmal grün gefärbet, dunkler oder lichter waren. Dieſes ſind, wie angemerket worden, die Jungen, welche ohne Ordnung an der äußerlichen Fläche des Alten, und ganz unbeweglich liegen. Die äußerſte Haut der Jungen iſt, wie der Mütter ihre, mit kleinen Wärzchen beſetzet. Manche Mütter enthalten nur fünf, manche acht Junge, ſelten hat Herr von Geer derſelben zwanzig angetroffen. Es hat derſelbe auch bemerket, wie die Jungen ſchon wieder andere kleinere Jungen enthalten, aber nicht, wie es Herrn Röſel glücket, wahrnehmen können, daß in dieſen kleinern Jungen noch die dritte, und in dieſen auch die vierte Reihe von Jungen eingeſchloſſen würde. Hingegen hat Herr von Geer das Vergnügen gehabt, zu ſehen, wie acht Junge, eins nach dem andern, aus dem Alten herausgekommen. Die Geburt geſchieht durch eine Oeffnung oder Spalte, die in der Mutter Körper entſteht. Die jungen gehen nach und nach und ganz langſam, eins nach dem andern, an dieſe Oeffnung und drängen ſich eins nach dem andern durch ſelbige, niemals zwey auf einmal, und es verfließt allemal eine gewiſſe Zeit zwiſchen jedes Geburt. Sobald die Jungen durch die Oeff-

nung gekommen, ſieht man ſie im Waſſer wälzend ſchwimmen. Wenn die Jungen hervorkommen, liegt die Mutter ganz ſtille, und nach der Geburt fällt die Mutter zuſammen, wird eckicht und runzlicht, und ſtirbt als eine faſt unſichtbare Faſer. Die Bewegungen dieſes Thierchens hat Herr von Geer genau beobachtet, und unterſcheidet dreyerley Arten; die allgemeinſte iſt, daß ſie im Waſſer in einer geraden oder krummen Linie fortrollen, ſo, wie eine Kugel auf der Erde fortrollet. Die zwote beſteht darinnen, daß ſie nur im Waſſer fortbeweget werden, ohne ſich zu wälzen, wie man, vermittelſt eines Fadens, einen Ball auf der Erde ſchleifet. Bey der dritten Art von Bewegung, drehen ſie ſich gleichſam um die Axe, ohne von der Stelle zu kommen. Zuweilen ruhen ſie auch und liegen ganz ſtille auf einer Stelle. S. Schwed. Acad. 23. Band. 112. S. Man findet dergleichen Thierchen in ſtehenden Wäſſern hin und wieder.

4) Die Halbkugel, Voluox dimidiatus L. Dieſes kleine Geſchöpf iſt dem vorher beſchriebenen ganz ähnlich, es machet aber im Fortgehen in dem Waſſer eine Halbkugel, und wenn es ruhet, bildet es ſich rund. Es wird öfters an den Fröſchen und an den Schwänzen der Eydechſen gefunden.

Kugelträger.

S. Seriola.

Kuh. S. Ochſe.

Kuhblume.

S. Dotterblume und Löwenzahn.

Kuhdarm.

S. Venusſchaft.

Kuhthecken.

S. Heidelbeerſtrauch.

Kuif-Leeurik.

Kuif-Leeurik, holl. Blennius Galerita, Linn. gen. 155. ſp. 1. Kamm- oder Seelerche des Müllers; ſ. Kammlerche.

Kukkug.

Cuculus, gehöret zu den Krammetfiſchen, ein Redfiſch; davon die eine Art Cuculus griſeus, die andere Lucerna, heißt. Richter. Trigla Cuculus, Linn. gen. 172. ſp. 4. Müllers Seeguckuck; ſ. Seehähne.

Kukuk.

Kukuk, oder beſſer Kuckuck, Cuculus. Der Name eines bekannten Vogels, der denſelben ohnſtreitig von ſeinem Geſchrey zu haben ſcheint, weil er in ſehr vielen Sprachen, dem Laute nach überein kömmt. Es machet aber der Kuckuck ein ganz eigen Geſchlecht aus, unerachtet

achtet ihn Hr. Friſch zu den Spechten deswegen zählet, weil er, wie dieſe, zween Zähen vorn und zween hinten hat. Er gehöret zwar unter diejenige großen Familie der Vögel, die vier Zähen, paarweiſe vorn und hinten haben; aber dieſe Familie hat die Papageyen, die Spechte, die Kuckucke, die Eisvögel, die Kronvögel und die Pfefferraſſe als Geſchlechter unter ſich. Folglich iſt unſer Kuckuck ein eigen Geſchlecht, und unterſcheidet ſich von den übrigen Geſchlechtern gar merklich. Seine Hauptcharaktere, außer den Zähen, ſind in der Kürze gefaſſet, dieſe: Sein Schnabel iſt kegelförmig, etwas lang, krumm und neiget ſich an der Spitze, die Naſenlöcher mit ausſtehenden Rändern, die Zunge platt, kurz, ganz, pfeilförmig, der Rachen goldgelb, die Beine ſchwach, Kniee rauch, Zähen ſchwach, von Farbe gelblicht. An Größe gleicht er überhaupt einer Turteltaube, aber der Leib iſt länger und geſchlanker. Ehe ich die Arten namhaft mache, will ich den Vogel äußerlich beſchreiben, und dazu unſern gemeinen Kuckuck wählen. Männgen und Weibgen ſind jedoch von einander etwas unterſchieden Houttuins Linnäus hat ſeine Beſchreibungen aus dem Briſſon genommen, der nach Reaumürs ausgeſtopften Vögeln beſchrieb. Ich will von der folgenden Beſchreibung das vornehmſte aus dem guten Zorn nehmen, der alles nach lebendigen Vögeln beſchrieb. Das Männchen iſt am Kopfe, Kehle und Hals, bis aufs Bruſtbein, aſchgrau, am Rücken bis auf den Schwanz ebenfalls aſchblau, nur etwas dunkler. Die vorderſten ſechs langen Schwingfedern haben am Bauche der Fahne ſchneeweiße Querſtreifen, die übrigen Schwingen ſind alle einfärbig und ſchwärzlich. Im Schwanze ſind die äuſſerſten Federn kürzer, als die mittlern; er iſt ſchwärzlich, und deſſen Federn ſind längſt dem Kiele und am inwendigen der Fahne mit ſchneeweißen Tüpfeln verſehen. Die Federn an der Bruſt weißlich mit ſchwarzen Querſtrichen einigemal durchzogen; die Federn unterm Schwanze durchaus dunkelweiß. Der Schnabel iſt vorn ſchwärzlich, nach dem Kopfe zu aber blaulicht und gelb. Die Augen groß, mit gelben Zirkeln um den Stern; die Klauen an den Füßen nicht krum̃ und ſcharf, ſondern wie bey den Tauben. Der Magen beſteht aus einer Haut, oder er iſt vielmehr ein häutiger Sack, der ſeine fleiſchigte ſtarke Wurzeln hat, wie man ihn an den Raubvögeln gewöhnlicher maßen findet. Die Luftröhre iſt an der Stelle, wo ſie ſich an der Lunge ſpaltet, weiter und mehr ausgehöhlet, als bey andern Vögeln. Vielleicht dient dies dem Vogel zu ſeiner

ſtarken Stimme. Das Weibgen des Kuckucks iſt auf dem Rücken, Kopf, Hals und Flügeln ſchwarzbraun. Alle Federn ſind, ſowohl lange als kurze, verſchiedene male mit röthlichen Streifen in die Quere durchzogen, und weil die Enden oder Spitzen der Federn auch mit dieſer Farbe eingefeſſelt ſind, ſo ſcheint der Vogel mehr roth, als dunkel- oder ſchwarzbraun zu ſeyn. Gegen den Bürzel iſt er durchaus hellbraun, oder röthlich. Der Schwanz hat, wie beym Männgen, nur zehn Federn, iſt am Grunde dunkelbraun, die Querſtreifen aber und Flecken hellbraun und röthlich, am Kiele herunter ſind weiße Flecken. Bruſt und Bauch wie beym Männchen; aber die Gabel- oder Tragfedern unterm Schwanze ſind mit Schwarz bezeichnet, die beym Männchen weiß ausfallen. Der Augenſtern hat einen gelben Zirkel, die Füße wachsgelb, der Schnabel wie beym Männgen. Dieſe Verſchiedenheit beym Männgen und Weibgen kann vielleicht Urſache ſeyn, daß einige eine Art rother europäiſcher Kuckucke angeben. Dieſen Vogel nun haben einige Naturaliſten unter die Raubvögel gerechnet. Es läßt ſich aber das nicht behaupten. Denn ſeine Nahrung beſteht aus kleinen Käfern, allerley Gewürmern, Raupen und andern Inſecten; ob es auch gleich nicht zu leugnen iſt, daß er vielen Vögeln die Eyer ausſaufe und ſich davon nähre. Nach ſeinem Magen zu urtheilen, ſo kömmt er den fleiſchfreſſenden Vögeln näher, als denen, die ſich von Körnern nähren. Seinem Aufenthalte nach iſt er ein Zugvogel. Denn nach der Sommerszeit begiebt er ſich wieder hinweg, zieht nach wärmern Ländern, und kömmt im Frühjahre, gleich zu Anfange des Aprils wieder, manchmal auch früher, leget alsdenn in die Neſter der kleinern Vögel, in jedes nur ein einziges ziemlich kleines Ey, welches die fremde Mutter ausbrütet, füttert und aufzieht. Und bey dieſer Gelegenheit haben denn viele Alte und Neuere vorgegeben, der junge Kuckuck freſſe, wenn er etwas herangewachſen, ſeine Pflegemutter, den kleinen Vogel nämlich, der ihn ausgebrütet, und bis dahin aufgezogen hat. Er ſoll alſo ein Bild undankbarer Kinder gegen ihre Aeltern ſeyn. Aber dieſe Thathandlung, die nicht die mindeſte zuverläſſige Beobachtung für ſich hat, iſt unſtreitig eine Erdichtung. Denn an ſich iſt der Kuckuck nicht zum Raube anderer kleinen Vögel geneigt, am wenigſten, daß er es thun ſollte, wenn er noch klein, und ohne erfoderliche Stärke iſt. Hrn. Kleins Obſervation ſcheint die ganze Sache aufzuklären. Er fand in ſeiner Jugend ein Kuckucks-Ey in einem Graſe-

mücken Neſte. Als der junge Kuckuck ausgebrütet, und etwas beſiedert war, ſetzte er ihn, ſammt dem Neſte in ein mäßiges hölzernes Vogelgebauer, und lies es an dem ſelbigen Orte im Garten ſtehen. An einem Morgen bald darnach fand er die Graſemücke zwiſchen den Sproſſen ſtecken, und der Kuckuck hatte ihren Kopf und Hals im Rachen, und ſchluckte beſtändig daran, konnte aber den Vogel nicht durch die Sproſſen ins Gebauer ziehen, weil der Körper nicht durchgieng. Er urtheilet hierüber ganz recht. Wenn der Kuckuck von den kleinen Vögeln gefüttert wird, die ihm den Schnabel und Kopf in ſein weites Maul ſtecken: ſo geſchieht es bisweilen, daß er aus Freßbegierde, den kleinen Kopf der Pflegemutter mit ergreift, und ihn, wie das andere Futter, hinterſchlingen will. Wenn die kleinen Vögel frey, und nicht eingeklemmt ſind, wie hier die Graſemücke, und den Kopf nicht etwa zu tief in des jungen Kuckucks Rachen gebracht haben, ſo wird ein ſolches Verſchlingen ſchwerlich ſtatt haben. Denn ſie helfen ſich ſicherlich heraus, und der Kuckuck, der in ſeinem Halſe und Schnabel nichts Bewaffnetes hat, muß nachgeben. Indeſſen mögen gar wohl Fälle vorkommen, da auf dieſe Weiſe ein kleiner Vogel vom Kuckuck umgebracht wird. Eben ſo iſt auch das Vorgeben falſch, als verwandele ſich der Kuckuck nach Johannis in einen Raubvogel, verändere ſeine Farbe, und komme den Sperbern nahe. Anderer vorgeblicher Meynungen zu geſchweigen. Er iſt ein ſcheuer Vogel und ſchwerlich beyzukommen; am nächſten erhält man ihn durchs Locken. Er hat viel Fett, und überhaupt wenig Fleiſchiges am Leibe. Die Landleute pflegen auf ſein Geſchrey, einige aus Aberglauben, andere aus unterſchiedlichen Wahrnehmungen, die natürliche Folgen haben, Achtung zu geben. Das Fleich des Vogels ſoll eßbar ſeyn. Die Kuckuckseyer ſind nur klein, etwa ſo, wie des Kernbeiſſers ſeine; am Grunde ganz grau, oder hell aſchfarben, durchaus mit blaulichen Puncten und Strichelgen, auch andern Flecken, am meiſten nach dem ſtumpfen Ende zu beſprengt. Da die Arten des Herrn Kleins nicht ſo zahlreich ſind, als wie der Neuern ihre, ſo will ich die Kuckucksarten aus dem Boddaert herſetzen. 1) Der gemeine europäiſche, rufende Kuckuck, cuculus canorus, mit einem runden, ſchwärzlichen, weiß getüpfelten Schwanze. 2) Der oſtindiſche Kuckuck, orientalis, mit rundem Schwanze, ſchwärzlich grünem Körper, braunem Schnabel. 3) Der Gefleckte, aus Mindano, einer Inſel des Südmeeres; runder Schwanz, goldgrüner braun-

und weiß gefleckter, von unten weiß und ſchwarz wellenfärbig geſtreichelter, Körper. 4) Langſchnabel, mit keilförmigen Schwanze, der Körper bräunlich, unten ziegelroth, Härgen an den Augen, wohnt in Jamaika; er heißt bey den Engländern alt Weib, vetula. 5) Spaniſcher Kuckuck, glandarius, mit keilförmigen Schwanze, der Kopf gehaubet, und ein ſchwarzer breiter Strich, oder Bande an den Augen; iſt in Afrika zu Hauſe. 6) Senegalſcher Kuckuck, keilförmiger Schwanz, grauer, unten weißer Körper, Wirbel und Schwanzfedern ſchwarz, auf der Küſte von Senegal. 7) Bunter Kuckuck, honoratus. Keilförmiger Schwanz, ſchwärzlicher, weißgefleckter Körper, unten mit aſchgrauen Wellen. 8) Geſprenkelter Kuckuck, punctatus, keilförmiger Schwanz, ſchwärzlicher, roth punctirter Leib, unten mit ſchwarzen Streifen, die Schwanzfedern mit Roth beſäumet. In Oſtindien. 9) Geſtreifter Kuckuck, naevius, Schwanz wie vorhin, Körper braun und rothfarbig geſtreift, die Kehle unten mit braunen Streifen, die Schwanzfedern mit rothen Puncten. In Cayenne. 10) Weſtindiſcher Kuckuck, Schwanz eben ſo, Körper oben aſchgrau, unten weiß, der untere Kinnbacken gelb. 11) Schnepfkuckuck, ſcolopaceus, der Körper grau und braun gewölkt. In Bengalen. 12) Schwarzer Kuckuck, niger. Der Leib glänzend ſchwarz, mit ſpielenden Regenbogenfarben, der Schnabel gelb, auch die Füße ſchmutzig gelb. Ebenfalls in Bengalen. 13) Domingoſcher Kuckuck, dominicanus. Der Körper graulicht braun, unten weißlicht, die drey äußern Schwanzfedern weiß punctirt. In St. Domingo. 14) Cayenniſcher Kuckuck, cayanus, der Körper dunkel purpurfarbig, alle Schwanzfedern an den Spitzen weiß; von eben der Art auch ein Kleiner. In Cayenne. 15) Kapſcher Kuckuck, orangenroth, am Rücken olivengrün, der Bauch weiß, die Schwingfedern dunkelbraun, die Schwanzfedern an der Spitze weiß, wohnet auf dem Cap der guten Hoffnung. 16) Schwarzer Kuckuck, meiſt ſchwarz, unten grau, Schultern und Ränder der Flügelgelenkfedern weiß, der Schnabel roth. In Cayenne. 17) Toulou, ein rother Kuckuck, an Bruſt blaßroth, Bauch und Schwanzfedern ſchwarz. Auf Madagaſcar. 18) Blauer Kuckuck, coeruleus, mit einem runden Schwanze und blauen Körper; auch in Madagaſcar. 19) Chineſiſcher Kuckuck, keilförmiger kurzer Schwanz, Körper blau, von unten weiß, die Schwingfedern an den Spitzen mit weißem Fleck. 20) Touraco, oder perſiſcher Kuckuck, perſa, gleicher Schwanz,

auf

auf dem Kopfe eine Haube, der Körper grün, die Schwingfedern blutroth, iſt in Guinea. 21) Braſilianiſcher Kuckuck, braſilienſis, Schwanzfedern ziemlich gleich lang, Kopf gehaubet, Körper roth, gelbe Schwanzfedern. In Braſilien. 22) Gehaubter Kuckuck, criſtatus, mit rundem Schwanze, auf dem Kopfe ein Buſch, der Körper glänzend aſchgrau und grau. Auf Madagaſcar. 23) Koromandelſcher, keilförmiger Schwanz, Körper ſchwärzlich grün, Flügel roth, von unten weiß, weißer Kragen, und ein weißer Fleck unter den Augen. 24) Gehörnter Kuckuck, cornutus, keilförmiger Schwanz, ein doppelter Buſch Federn auf dem Kopfe, wie Hörner, der Körper rothfarben. In Braſilien. 25) Der Siamſche Kuckuck, paradiſeus, mit zwo ſehr langen Schwanzfedern, die an der Spitze durch ihren Bart breit werden, auf dem Kopfe ein Buſch, der Körper grün, ſo groß wie eine Krähe.

Kukurlacko.

Unter dieſer Benennung, die in verſchiedenen Gegenden von Oſtindien gebräuchlich ſeyn ſoll, wird von einigen Schriftſtellern, der wegen ſeiner menſchenähnlichen Geſtalt merkwürdige Affe, Orang-Outang angeführet, von welchem der Artikel Orang-Outang ausführlich handelt.

Kulingk.

Kulheit, Kaulheupt; ſ. unſern Artikel, Kaulkopf, Th. IV. S. 432.

Kullebars.

Kaulbarſch, ein kleiner angenehmer friſcher Fiſch, der in Dänemark zur Genüge bekannt iſt. Pontopp. Dän. Naturhiſt. II. 245.

Kuller.

Schellfiſch, in Dänemark, Pontopp. Naturhiſt. S. 186. Gadus Aeglefinus, Linn. gen. 154. ſp. I. Schw. Kallior, Koll; ſ. dieſe Artikel und unſere Kabbeljaue, Th. IV. S. 329.

Kumehlen.

S. Chamillen.

Kumpendoublet.

S. Gienmuſchel.

Kunel.

Kunel bedeutet ſo viel als Cunila. Unter dieſem Namen hat Herr von Linné zwey Geſchlechter beſtimmet, das eine aber, welches vier Staubbeutel in der Blume zeiget, wieder abgeſchaffet, und mit dem Gliedkraut vereiniget, und dasjenige, ſo nur zween Staubbeutel zeiget, dafür eingeführet. Wir beſchreiben hier das letztere. Der walzenförmige, ſtehenbleibende Kelch iſt mit zehn

Streifen durchzogen, und mit fünf Zähnen geendiget. Das Blumenblatt theilet ſich in zwo Lippen; die obere iſt aufwärts gerichtet, meiſtentheils platt, und eingekerbet, und die untere in drey rundliche Lappen getheilet, und der mittelſte Lappen eingekerbet. Man findet in der Blume zwar vier Staubfäden, aber nur zween derſelben tragen Staubbeutel. Der Griffel endiget ſich mit zween ſpitzigen Staubwegen. Vier kleine, eyförmige Saamen liegen in dem Kelche, welcher durch ein haarichtes Weſen verſchloſſen ſcheint. Herr von Linné bemerket drey Arten, welche derſelbe ehedem zu andern Geſchlechtern gerechnet, und nunmehr in dieſem vereiniget hat.

1) Die ſtraußförmige Kunel, Cunila mariana L. wächſt in Virginien; die dauernde Wurzel treibt einen aufrechtſtehenden Stängel, welcher, ingleichen deſſen Zweige, mit eyförmigen, eingekerbten Blättern beſetzet, und mit zweyäſtigen Blumenſträußern geendiget ſind. Der Kelch iſt mit ſilberfarbenen Haaren gezieret. Der ausgepreßte Saft ſoll ein Gegengift wider den Biß der Klapperſchlange ſeyn.

2) Die wirtelförmige Kunel mit gezähnten Blättern, Cunila pulegioides L. Dieſe jährige Art wächſt auch in Virginien und Canada, iſt nicht über eine Spanne hoch, und in viele Zweige ausgebreitet; die eyförmigen, etwas ſcharfen Blätter ſind am Rande mit wenig Zähnen beſetzet, und dazwiſchen die Blumenwirtel faſt durch die ganze Pflanze angebracht. Das Blumenblatt iſt weiß, innerlich aber violet gefärbet.

3) Die wirtelförmige Kunel mit völlig ganzen Blättern, Cunila thymoides L. wächſt um Montpellier, iſt auch jährig, und überhaupt der zwoten Art viel ähnlich; die Blätter ſind ſtumpf, glatt, auf der Unterfläche geſtreifet, und nicht eingekerbet.

Kunigundkraut.

Wir behalten lieber dieſen, der gemeinen Art beygelegten, gebräuchlichen Namen, als daß wir nach der lateiniſchen Benennung das Geſchlecht Eupatorspflanze nennen ſollten, obgleich dieſer Name von dem Könige Eupator herſtammet. Eupatorium Linn. Die zuſammengeſetzte Blume zeiget einen gemeinſchaftlichen, länglichten, aus ſchmalen, ſpitzigen, übereinander liegenden Schuppen vereinigten Kelch, und lauter trichterförmige, fünffach eingekerbte Zwitterblümchen, welche den walzenförmigen Staubbeutel, und einen langen, in zween dünne, lange, weit vorragende Staubwege getheilten Griffel tragen. Das Blumenbette iſt nackend,

die länglichten Saamen aber ſind mit einer langen gefiederten Haarcrone beſetzet, und von dem unveränderten Kelche eingeſchloſſen. Herr von Linné erwähnet ein und zwanzig Arten, davon eine bey uns wild wächſt, und einige in den Gärten erzogen werden.

1) Das gefingerte fünfblümichte Kunigundkraut, ſonſt auch Waſſerdoſten, Waſſerhanf, Waſſerottich, Alpkraut, Hirſchklee, Hirſchwundkraut, Drachenkraut, Leberkraut, Klettenkraut, Bruchwurz, Tugendblume, Stauparſch genannt. Eupatorium cannabinum Linn. Wächſt und blühet von der Mitte des Sommers an, bis in den Herbſt, an feuchten Oertern, um die Gräben, und in Ellernbrüchen. Die zäſerichte, fortdauernde Wurzel treibt viereckichte, röthlichte, rauche, drey bis vier Fuß hohe Stängel, welche mit einander gegenüber geſtellten, länglicht zugeſpitzten, fingerartig abgetheilten, und ſcharf eingekerbten, rauchen Blättern beſetzet ſind. Oefters hat jedes Blatt nur zween Seitenlappen, und iſt mithin dreylappicht, zuweilen aber zählet man auch fünf Lappen. Der Stängel theilet ſich gegen das Ende in viele kurze Zweige, worauf die kleinen röthlichten, oder auch weißen, wohlriechenden Blumen, in großer Anzahl, in flachen Büſcheln oder doldenförmig dichte bey einander ſtehen. Ob man gleich vorgiebt, die verwundeten Hirſche pflegeten dieſes Kraut begierig zu freſſen, um ſich damit zu heilen, ſo iſt ſolches doch wenig im Gebrauch. Es beſitzet ſelbiges einen bittern Geſchmack, und ſcharfen reitzenden Geruch. Conrad Geſner hat ſoviel, als man mit drey Fingern faſſen kann, von der Wurzel in Waſſer abgekochet, und dieſes ſelbſt getrunken, worauf Erbrechen und Purgieren erfolget. Chomel aber berichtet, wie durch eine viel größere Menge dergleichen nicht erfolget. Und Boerhaave meldet, wie die Torfgräber in Holland, die faulen Geſchwüre an den Füßen, ſcharbockiſche Unreinigkeiten des Geblütes, auch die Wechſelfieber ganz allein mit dem aus dem Kraute bereiteten Tranke zu heilen pflegeten, welcher auch von andern wider die Verſtopfung der Eingeweide, und die Waſſerſucht empfohlen wird. Aeußerlich bedienet man ſich der Blätter als eines heilenden Mittels. Das Vieh läßt dieſe Pflanze unberühret ſtehen; die wilden Bienen aber beſuchen ſolche häufig.

2) Glattſtielichtes vielblümichtes Kunigundkraut, Eupatorium altiſſimum Linn. die Pflanze wächſt in Canada und Virginien. Die zäſerichte, dauerhafte Wurzel treibt viele, zwo

bis drey Ellen hohe, in Zweige abgetheilte, glatte, blaßgrünlichte oder bräunlichte, und mit dunkelgrünen Streifen durchzogene Stängel. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, die obern aber mehr wechſelsweiſe; die Stiele ſind der Länge nach vertiefet, und die Blätter ſelbſt eyförmig zugeſpitzet, ſcharf eingekerbet. An dem Gipfel erſcheinen im Auguſt und September flache weiße Blumenſträußer. Zwanzig bis dreyßig Blümchen ſtehen in einem Kelche. Herr v. Linné hat dieſe Art bey dem Eupatrio angeführet, hernach aber davon abgeſondert, und zu dem Agerato gerechnet, in der Murrayſchen Ausgabe aber derſelben ihren alten Platz wieder angewieſen. Sie kann unter dem Agerato nicht ſtehen, da die Saamen nicht mit einem eigenen fünfzackichten Kelche, ſondern mit einer langen Haarcrone beſetzet ſind. Die Pflanze dauert im freyen Lande aus, machet in einem guten Boden anſehnliche Stöcke, und läßt ſich leicht durch die Wurzel vermehren.

3) Das durchſtochene vielblümichte Kunigundkraut, Eupatorium perfoliatum Linn. wächſt in Virginien, und daſelbſt in feuchten Oertern. Die Wurzel iſt dauernd, und treibt jährlich einen zween bis drey Fuß hohen und haarichten Stängel, welcher ſich oberwärts in Zweige verbreitet. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, und ſind untereinander verwachſen, daher der Stängel ſolche durchbohret; die Blätter ſelbſt ſind lang, ſchmal, ſpitzig, rauch. An dem Gipfel erſcheinen im Heumonathe weiße Blumenbüſchel. Ohngefähr funfzehn Blümchen machen eine Blume aus. Dieſe Art will nicht bey uns im freyen Lande ausdauern, man hält lieber die Stöcke in Töpfen, und bringt dieſe gegen den Winter in ein gemäßigtes Glashaus. Herr Bartram meldet, wie der von dem Kraute abgekochte Trank Erbrechen errege, und von den Wilden bey Wechſelfiebern nützlich gebrauchet werde. Auch ſoll der Dampf davon wider das Reiſſen der Glieder dienlich ſeyn.

4) Vierblättrichtes achtblümichtes Kunigundkraut, Eupatorium purpureum L. wächſt im mitternächtigen Amerika. Der rundlichte, aufrechtſtehende und grüne Stängel iſt bey dem Urſprunge der Blattſtiele purpurfärbig. Die Blätter ſtehen wirtelförmig, und gemeiniglich ſtehen vier eyförmige, runzlichte, rauch anzufühlende, auf beyden Seiten grüne, geſtielte, und eingekerbte Blätter wirtelförmig bey einander. Die Blumenbüſchel ſtehen auf dem Gipfel; der fleiſchfarbene Kelch enthält gemeiniglich acht

weißliche Blümchen, mit purpurfärbigen Staubbeuteln. Herr Colden hat erfahren, wie die Canadenſer den Trank von der Wurzel wider die Liebesſeuche gebrauchten.

Kupara.

Eine Art wilder Hunde aus Guiane, welche dem Fuchſe an Geſtallt und dem Jackal an Haaren ſehr nahe kommen. Sie nähren ſich vorzüglich von Krappen und andern Schalenthieren; daher ſie von einigen Krappenhunde genannt werden.

Kupfer.

Cuprum, Aes, Chemicorum Venus, iſt ein vollkommenes Metall von einer röthlichen Farbe. Es iſt ſehr geſchmeidig, ſo, daß es ſich hämmern, und zu ſehr dünnen Blechen ſchlagen, und in ſehr dünne Faden oder Drat ziehen läßt. Es übertrifft außer dem Eiſen alle Metalle an Farbe, und iſt auch ſtrengflüſſiger als ſelbige, kömmt aber eher als Eiſen in Fluß, doch muß es vorher erſt glühen, und ſo bald es dem Fluſſe nahe kömmt, färbt es die Flamme des Feuers blaugrün. In einem ſtarken anhaltenden Feuer verbrennt das Kupfer, da es denn zum Theil in Rauch verloren geht, zum Theil aber in eine röthlichtbraune, oder auch braune, oder blaugrüne Schlacke verwandelt wird; doch widerſteht es lange dem Feuer, ehe es ſich auf dieſe Weiſe verwandelt. In der Luft, wie auch im Waſſer, löſet es ſich, ob wohl langſam, in einem grünen Roſt auf. Geſchwinder aber wird es von allen offenbar ſauren Feuchtigkeiten aufgelöſt; ingleichen läßt es ſich von allen feuerbeſtändigen und flüchtigen alkaliſchen Salzen, wie auch einigen Mittelſalzen, vornehmlich vom Salmiak und endlich von Oelen, vornehmlich ausgepreßten Oelen, auflöſen. Die meiſten Auflöſungen werden grün oder blaugrün, von alkaliſchen Salzen aber, vornehmlich von den flüchtigen, werden die Auflöſungen blau Durch das Schmelzen läßt es ſich mit allen Metallen und Halbmetallen vereinigen, am liebſten aber mit Gold und Silber; mit Queckſilber hingegen will es in metalliſcher Geſtalt keine Vereinigung eingehen.

Man findet das Kupfer gediegen oder vererzet; das gediegene findet man körnigt, blätterigt, zweigenförmig und noch in andern Geſtalten, und es wächßt daſſelbe auf Erzen und verſchiedenen Steinen und Erden, oder iſt in ſelbigen eingemengt. Dergleichen Kupfer iſt zwar nicht ſo rein, wie Garkupfer, iſt aber doch zum wenigſten dem Schwarzkupfer ähnlich, und oft noch etwas beſſer. Zu dem gediegenen Kupfer gehört das Cämentkupfer,

Cuprum praecipitatum, welches ein ganz reines Kupfer iſt, und ſich aus den in den Gruben oder einigen Quellen befindlichen vitrioliſchen Waſſern, welche aufgelöſt Kupfer enthalten, und die man Cämentwaſſer nennt, niedergeſchlagen hat. In Ungarn, Schweden, England, Deutſchland und andern Ländern, findet man dergleichen Waſſer, unter welchen das Cämentwaſſer und Cämentkupfer bey Neuſohl in Ungarn vor andern ſehr bekannt iſt, und die Reiſenden, welche daſelbſt geweſen ſind, gemeiniglich Stücke Eiſen, oder von Eiſen verfertigte Sachen aufweiſen, welche, nachdem ſie eine Zeitlang in das Cämentwaſſer gelegt worden, mit kleinen zuſammenhängenden Kupferkörnern ſo überzogen werden, daß man glauben ſollte, das Eiſen ſey in Kupfer verwandelt worden. Es iſt aber nichts anders als ein aus dem Cämentwaſſer niedergeſchlagenes Kupfer, welches, indem von dem hinein gelegten Eiſen ſich etwas auflöſet, dadurch von ſeinem Auflöſungsmittel befreyet, und in gediegener Geſtallt niedergeſchlagen wird, da es ſich denn auf das noch übrige Eiſen ſetzt, und wenn das Eiſen lange genung darinne gelegen, daſſelbe ganz und gar überzieht und verdeckt.

Außer dem gediegenen Kupfer findet man daſſelbe auch in Form eines Kalchs, welcher blau oder grün zu ſeyn pflegt. Der blaue wird Bergblau oder Kupferblau, Coeruleum montanum genennt, und iſt ein Kupferkalch, welcher mit Kalcherde vermiſcht, und vielleicht durch dieſe aus einer Kupferauflöſung niedergeſchlagen iſt. Der grüne heißt Kupfergrün, Berggrün, Viride montanum, Aerugo nativa, Ochra cupri viridis, iſt ebenfalls ein Kupferkalch, der durch die Präcipitation entſtanden zu ſeyn ſcheint. Man findet es hochgrün, bleichgrün und graugrün, und von Conſiſtenz bald weicher, bald härter. Der Malachit, Malachites, iſt eine Art von ſelbigen: er iſt derb, hochgrün, feſt, und ſtrahlig, und nimmt eine Politur an. Lehmann Mineralog. S. 125. ſagt von dem Malachit, daß er nichts anders, als ein mit aufgelöſtem Kupfer tingirter Kalchſpat ſey. Noch eine Art eines natürlichen und zwar rothen Kupferkalchs gedenket Cronſtedt Mineral. S. 184. welcher ein verwittertes Kupferglas ſeyn ſoll. Das meiſte Kupfer findet man vererzet; die vornehmſten Kupfererze ſind folgende:

1) Kupferglaserz, Minera Cupri vitrea, iſt ein reiches Kupfererz, welches eine rothe oder dunkelbraune, oder dunkelblaulichte Farbe hat, auf dem Bruche glänzend iſt, und leichte fließt. Es

Es beſteht aus Kupfer, Schwefel, etwas Arſenik und Eiſen. Der Gehalt beträgt 50 bis 80 Pfund Kupfer. Einige, wie Juſti Mineral. S. 38. theilen die Kupferglaserze in verſchiedene Arten ein; als in Kupferlazur, Kupferglas, und Kupferglaserz, wir halten aber dafür, daß einiger Unterſchied in der äußern Geſtalt nicht verlangt, die Arten zu vervielfältigen.

2) Schwarzerz, Minera Cupri nigra, iſt ebenfalls ein reiches Kupfererz, ſo ein ſchwarzes ſtahlblaues Anſehen hat. Es beſteht ebenfalls aus Kupfer, Schwefel und Eiſen; doch enthält es etwas mehr Eiſen, als das vorhergehende, ſo, daß bisweilen eine Art vorfällt, welche nicht über vierzig Pfund Kupfer hält; gemeiniglich aber hält das Schwarzerz funfzig bis ſiebzig Pfund im Centner.

3) Fahlkupfererz, Minera cupri griſea, dieſes iſt ein Kupfererz, ſo eine ſchwarzgraue oder auch lichtgraue Farbe hat. Es enthält Kupfer, Schwefel, Arſenik und Eiſen, und auch etwas Silber. Mit dem Eiſen iſt es ſehr verbunden. Der Gehalt des Kupfers iſt dreyßig bis vierzig Pfund.

4) Braun Kupfererz, Lebererz, Leberſchlag, Minera cupri fulua, hepatica, iſt ebenfalls ein ſtark mit Schwefel und Eiſen gebundenes Kupfererz, ſo eine helle oder dunkelbraune Farbe hat. Es enthält zwanzig bis dreyßig Pfund Kupfer.

5) Weißerz, weiß Kupfererz, Minera cupri alba, iſt ein mit vielem Arſenik vermiſchtes Kupfererz, ſo zugleich etwas Eiſen und Silber enthält. Es hat eine weißliche Farbe, ſo etwas ins gelbe und grauliche fällt. Es iſt ſelten, und iſt bisher nur bey Chemnitz in Sachſen gefunden worden. Es ſoll auf vierzig Pfund Kupfer geben.

6) Zu den Kupfererzen wird von einigen auch der ſogenannte Kupfernickel, Cuprum Nicolai ſeu Niccoli, gerechnet, welcher ein Erz iſt, ſo eine vermiſchte graue und rothgelbe Farbe hat, und aus Kupfer, Arſenik, etwas Eiſen und Farbenkobolt beſteht. Cronſtedt Mineral. S. 231. betrachtet daſſelbe als ein Erz eines beſondern Metalles, welches er Nickel, Niccolum nennt, und von andern Metallen oder Halbmetallen unterſchieden zu ſeyn glaubt, aus dem Grunde, weil es beſondere, und von andern Metallen verſchiedene Eigenſchaften hat, welche darinnen beſtehen ſollen, daß es im Feuer zu einem grünen Kalche wird, welcher ein Glas von einer röthlicht braunen, durchſichtigen oder Hyacinthenfarbe giebt; daß es ferner mit dem mineraliſchen Sauren einen

nen Vitriol macht, deſſen Colcothar auch im Feuer grün bleibt; daß es endlich mit dem Silber ſich nicht vereinigt, ſondern durch die Schmelzung an demſelben nur feſt anhängt.

7) Es gehören ferner noch zu den Kupfererzen die **Kupferkieſe, Kupferkießerze** oder **gelben Kupfererze**, Minera cupri lutea, Chalcopyrites. Dieſe Kupfererze haben das Anſehen von einem Schwefelkieſe, daher ſie auch den Namen Kies erhalten haben, zum Unterſchied aber der eigentlichen Schwefelkieſe, als welche man vorzüglich auf Schwefel nutzt, Kupferkieſe genennt werden. Sie enthalten weniger Schwefel als die Schwefelkieſe, außer dieſem aber Kupfer, Eiſen und etwas Arſenik. Der Kupfergehalt iſt ſehr verſchieden, indem einige ſehr wenig, andere viel und von eins bis funfzig Pfund im Centner geben. An der Luft vitrioliſiren die Kupferkieſe nicht; es nehmen aber einige allerley Farben an, und werden daher **Kupferlaſur** oder **Laſurerz**, und wenn die Farben ſchön durch einander ſpielen, **Pfauenſchweif** genannt. Juſti Mineral. S. 46. macht zwiſchen Kupferkieſen und Kupferkieserzen einen Unterſchied, und nennt diejenigen Arten Kupferkieserze, deren Farbe hochgelber, als der Kupferkieſe iſt, oder ins gelblichte fällt, und deren Beſtandweſen nicht ſo feſte, ſondern gemeiniglich blättricht und mürber iſt. Wir halten aber dieſes für keinen wichtigen Unterſchied, und ſind der Meynung, daß Kupferkies und Kupferkieserz gleichbedeutende Namen ſind. Einige Kupferkieſe ſind etwas bleichgelber und mattglänzender von Farbe; dieſe enthalten mehr Arſenik als andere Arten.

8) Endlich ſind auch noch unter den Kupfererzen die **Kupferſchiefer** zu betrachten, welche blättrichte arme Kupfererze ſind, und eins höchſtens zehn bis zwölf, gemeiniglich aber drey bis vier Pfund Kupfer geben. Henckel, welcher in ſeiner Kieshiſtorie S. 328. u. f. darthut, daß es allemal Kies ſey, welcher ſich in Schiefern eingelagert, behauptet auch, daß Kupfergehalt in Schiefern vornämlich auf den in ſelbigen eingeſprengten Kupferkieſen ankomme. Man findet dergleichen Schiefer an verſchiedenen Orten in Deutſchland, vornämlich im Mansfeldiſchen, und wird man in ſelbigen mancherley Bildungen von eingedrückten Fiſchen, Kornähren, und andern Figuren gewahr; daher auch dieſe Schiefer von einigen, z. E. von Wallerius Mineral. S. 368. **figurirtes Kupfererz**, Minera cupri figurata genennt werden.

Juſti Mineral. S. 49. gedenket noch einer Art Kupfererze,

welche er alkaliſche Kupfererze nennt. Er zählet zu ſelbigen 1) den in Heſſen brechenden Kupfermulm, welcher los iſt, und zwiſchen den Fingern zerbricht, und ein in Erde verwandeltes und verwittertes Kupfererz zu ſeyn ſcheint; 2) verſchiedene blau- und gelblichte Letten, welche zehn bis funfzehn Pfund Kupfer halten, und mit ſauren Feuchtigkeiten brauſen ſollen; 3) endlich verſchiedene Kalchſteine und Marmorarten, die nicht allein Kupferglaserz, Berggrün und Bergblau eingeſprengt in ſich halten, ſondern die auch ſechs bis acht Pfund Kupfer geben, ohngeachtet man kein anderes Erz darinnen eingeſprengt oder angeflogen wahrnimmt.

Außer dieſen nahmhaft gemachten Erzen iſt das Kupfer auch oft vielen andern, Silber, Bley, Zinn, Eiſen und Koboltерzen, ingleichen verſchiedenen Erden und Steinen beygemiſcht, vornämlich aber findet man Kupfer und Eiſen faſt allemal mit einander vermiſcht, ſo, daß man ſelten ein Eiſen oder Kupfererz findet, in welchem nicht beyde Metalle mit einander vereinigt ſeyn ſollten, wiewohl es bisweilen von der einen Art nur ſehr wenig beträgt.

Das Kupfer wird aus ſeinen Erzen an verſchiedenen Orten verſchiedentlich geſchmolzen. Die Kupfererze, welche Schwefel enthalten, werden gemeiniglich geröſtet, hernach mit leichtflüßigen Schlacken vermiſcht und geſchmolzen. Das Geſchmolzene wird in den Stichheerd gelaſſen und Rohſtein, von einigen Kupferſtein, oder wie in Ungarn, Lech, genannt. Der Rohſtein wird etlichemal geröſtet und alsdenn wiederum geſchmolzen. Das Geſchmolzene heißt alsdenn Schwarzkupfer, und was ſich oben aufgeſetzt hat, und dem Gehalt nach am weichſten iſt, wird Spor- oder Spurſtein und in Ungarn Oberlech genannt. Bey dem Schmelzen des Schwarzkupfers ſcheidet ſich ein Theil Schwefel und Eiſen, zugleich aber auch etwas Kupfer in Geſtallt einer undurchſichtigen bräunlichten, röthlichten oder grünlichten und grünlichtblauen glasartigen Maſſe, die man Kupferſchlacken nennt. Wenn das Schwarzkupfer und der Spurſtein Silber enthalten, ſo werden ſie, wenn es der Mühe verlohnt, auf die Saigerhütten gebracht, woſelbſt ſie mit Bley und Glätte beſchickt und geſchmolzen werden. Dieſe Arbeit wird das Kupferfriſchen genennt. Das Geſchmolzene, ſo aus Schwarzkupfer, Bley und Silber beſteht, heißt man Friſch oder Saigerſtücken. Dieſe Stücken werden in dem Saigerofen mit darzwiſchen gelegten Kohlen ſo geſetzt und behandelt, daß vermittelſt eines mäßigen Feuers das Bley nebſt dem Silber her-

aus und in den Vorheerd oder Vortiegel läuft. Die übriggebliebenen Kupferſcheiben, ſo, wie ein Bimsſtein, löchricht und runzlicht ſind, heißen Kühnſtöcke, welche, da ſie vom Bley noch nicht völlig rein ſind, nochmals in einen andern Ofen, den man den Darrofen nennt, durch ein ſtärkeres Feuer behandelt werden, damit ſich alles übrige Bley von dem Kupfer ſcheide. Die alsdenn übriggebliebenen Kupfer nennt man Darrlinge oder Dörner. Endlich wird das nun von Bley und Silber befreyte Kupfer in den Garofen gebracht, und gar geblaſen, welches ſo viel heißt, als das Kupfer durch das Blaſen vermittelſt großer Blaſebälge im Feuer von ſeinem noch anhängenden Schwefel zu befreyen und gänzlich rein zu bringen. Das erhaltene Kupfer heißt Garkupfer, welches, wenn es völlig rein iſt, ſo geſchmeidig ſeyn muß, daß man daraus Blech ſchlagen und Drath ziehen kann. Hat es die gehörige Geſchmeidigkeit nicht, ſo iſt dieß ein Kennzeichen, daß noch ſchweflichte Unart bey dem Kupfer iſt, daher es denn nochmals zu ſchmelzen und völlig gar zu machen iſt.

Das Garkupfer wird auf den Kupferhämmern zu Platten geſchlagen, und alsdenn von den Kupferſchmieden zur Verfertigung allerley Keſſel, Blaſen und andrer Gefäße gebraucht. Das ungariſche und ſchwediſche Kupfer wird für das beſte gehalten, doch verarbeiten die Kupferſchmiede am liebſten das ſchwediſche. Es wird aber auch viel böhmiſches und ſächſiſches, inſonderheit das illmenauiſche, geyerſche, ſchneebergiſche, ſaalfeldiſche und mansfeldiſche verarbeitet.

Von den Münzern, Goldſchmieden und Goldarbeitern wird viel Kupfer zum Legiren oder Verſetzen mit Gold und Silber gebraucht. Aus Kupfer und Gallmey oder Zink wird Meſſing und Tomback, ingleichen aus Kupfer und Zinn Glockenſpeiſe, und aus Kupfer und Arſenik, Weiß Kupfer oder Weiß Prinzmetall gemacht. Kupfer mit Schwefel cämentirt, alsdenn ausgelaugt und gehörig cryſtalliſirt, giebt blauen Vitriol. In Frankreich wird aus Kupferplatten und Weintreſtern, welche ſchichtweiſe eingeſetzt und ſo lange in Ruhe gelaſſen werden, bis das Kupfer zerfreſſen worden, der beſte Grünſpan gemacht. Löſet man aber Kupfer in Salpeter oder Salzſaurem auf und ſchlägt es mit aufgelöſter Pottaſche nieder, ſo erhält man grüne Farben, welche ſo gut und noch beſſer, wie der Grünſpan zu gebrauchen. Am nützlichſten ſind diejenigen grünen Farben, welche aus aufgelöſtem blauen Vitriol, vermittelſt der aufgelöſten Pottaſche, durch die Präcipitation bereitet werden.

Wenn das Kupfer für ſich allein im ſtarken Feuer lange erhalten oder mit Schwefel und Kochſalz behandelt wird, ſo verwandelt es ſich in Aſche oder einen Kalch, welcher gebranntes Kupfer oder Kupferaſche, Aes vſtum, genennt wird. Von dieſer Kupferaſche iſt ein andres Product unterſchieden, welches eine lichte graue Farbe hat, und in den Hütten, wo Rohkupfer geſchmelzet wird, am Boden ſitzt, und ebenfalls Kupferaſche heißt, aber kaum etwas von Kupfer oder einem andern Metall in ſich enthält. Vermiſcht man Kupferfeile mit Salmiak und unterwirft es der Sublimation, ſo erhält man ein Product, welches Kupferblumen, Flores aeris, genennt wird. Es ſind ſelbige ein aufgeſchloſſenes Kupfer und von demjenigen Product, das beym Garſchmelzen als kleine Körner aus dem Ofen ſpritzt, unterſchieden, das man zwar auch Kupferblumen nennt, aber ein reines unverändertes Kupfer ſind, und an manchen Orten Farbe oder Kupferſand genennt werden. In den Apotheken belegt man den in Eſſig aufgelöſten und cryſtalliſirten Grünſpan auch mit dem lateiniſchen Namen, Flores aeris.

Alle dieſe aus Kupfer erhaltenen Producte werden auf mannigfaltige Weiſe von verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern, als von Färbern, Malern, Töpfern, Mäurern und andern mehr gebraucht und genutzet.

Kupferbranderz.

Minera Cupri phlogiſtica. Mit dieſem Namen beleget Cronſtedt, Mineral. S. 153. eine Art Kohlen oder Branderzes, welche bey hinzugefügter Flamme ſich entzündet, und eine Aſche nach ſich läßt, die ſich zu Kupfer reduciren läßt. Dergleichen Erz ſoll, dem äußern Anſehen nach, einer Steinkohle gleichen.

Kupferhiecken.

Kupferhiecken werden an einigen Orten, z. E. im Mansfeldiſchen diejenigen Kupferkieſe genannt, welche wie Erbſen oder Bohnen in Schiefern liegen. S. Hiecken.

Kupferkönig.

Regulus Cupri, wird in der Probierkunſt das kleine Stück Kupfer genannt, welches ſich zu unterſt des Tiegels ſetzet. Man pfleget auch bisweilen beym Kupferſchmelzen im Großen dasjenige, was ſich beym Schwarzkupfermachen im Heerde zurückgehalten, Kupferkönig zu nennen.

Kupferlachs.

Die Lachſe werden gegen ihre Laichzeit ſehr mager, und bekommen viele braune und gelbe Kupferflecke, welche von einigen für

eine Krankheit gehalten, und mit den Finnen der Schweine verglichen werden, daher das Verſpeiſen dergleichen Kupferlachſe zu ſolcher Zeit unterlaſſen wird. Aldrovand, de Salmone, cap. I. p. 182. giebt eine andere Urſache davon an: Wenn ſie auf ihrer Reiſe aus der See in den Flüſſen ſolche Erhöhungen und Widerſtände antreffen, über welche ſie auch durch die herzhafteſten Sprünge nicht wegſetzen könnten, und alſo dadurch ſehr ermüdet würden, ſo zögen ſie ſich an ſeichte und feſte Orte und Fuhrten zurück, verbergten ſich daſelbſt unter dem Geſteine, würden ganz mager und vertrockneten gleichſam, davon ſie denn röthliche und kupferfärbige Flecken, nebſt unangenehmen Geſchmacke und ungeſundem Fleiſche bekämen. Die Holländer nennten ſie daher auch Koper- und die Engländer Kiperlachſe.

Kupfermulm.

Minera cupri terrea, iſt eine Art eines Kupferochers, welcher wie eine lockere und loſe Erde zwiſchen den Fingern zerbricht, eine graue oder gelbe oder auch braune Farbe hat, und ein verwittertes Kupfererz iſt. Der graue ſoll etwas Silber halten, der gelbe und braune aber enthält allezeit etwas Eiſen. In manchen dieſer Ochern ſoll der Gehalt des Kupfers dreyßig bis vierzig Pfund betragen. Der grüne Beſchlag des Kupfermulms iſt ein deutliches Kennzeichen, daß er kupferhaltig ſey.

Kupferzuſchläge.

Additamenta fuſionem cupri facilitantia, heißen diejenigen Dinge oder Materien, welche das Schmelzen des Kupfers aus ſeinen Erzen befördern. Dergleichen ſind leichtflüßige Schlacken, wie auch ſchweflichte Marcaſite oder Erze, die viel Schwefel enthalten, als wodurch die Schmelzung des Rohſteins oder Kupferſteins befördert, und die Scheidung des Kupfers von dem Eiſen verurſachet wird.

Kuppel.

Furni fuſorii et docimaſtici pars ſuperior, wird der obere Theil eines chymiſchen Schmelz- und Probierofens genannt. Es läuft derſelbe ſchräg zu und endiget ſich in ein Rohr, auf welches noch ein anderes längeres paſſet, das man nach Belieben aufſetzen und wegnehmen kann, um den Grad des Feuers zu verſtärken oder zu vermindern. Je länger das darauf geſetzte Rohr iſt, deſto ſtärker wird der Zug, und deſto heftiger das Feuer. Gemeiniglich wird das darauf zu ſetzende Rohr alſo gemachet, daß es noch durch

durch mehrere aufzuſetzende Röhren verlängert werden kann.

Kuraſſauer.

Alector Curaſſaus, iſt eine Varietät der zahmen Haushähne, unſtreitig aus der holländiſchen Pflanzſtadt Curacao. Er ſoll einen Kamm aus gekräuſelten Haaren haben, der bis an den Hals geht und den der Vogel aufrichten und niederlaſſen kann. Er iſt ganz ſchwarz, nur am Bürzel hat er einige weiße Federn, wird zahmer und ſchmeichelhafter als ein Hund.

Kurbaribaum.

S. Animegummi.

Kurbaße.

Ein däniſcher Fiſch, dem Anſehen und dem Geſchmacke nach wie ein Makreel, außer daß auf ſeinem weißen Bauche zwo große und ſcharfe Schuppen, wie Stacheln, ſitzen. Pontopp. dän. Naturhiſt. S. 191.

Kurbeerbaum.

S. Cornelbaum.

Kurbeerſtrauch.

Kurbeerſtrauch nennt Hr. Planer Memecylon Linn. im Nomenclator wollte derſelbe Gilbenſtrauch zum Geſchlechtsnamen annehmen; heißt auch ſonſt Zeylaniſcher Saffran. Es iſt nur eine Art bekannt, welche in Zeylon wächſt. Der holzichte, ſtrauchartige Stängel trägt eyförmige Blätter und in dem Winkel derſelben kugelförmige Blumenknöpfe. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime, iſt glockenförmig und ungetheilet; man zählet vier ausgebreitete, ſpitzige Blumenblätter, acht aufgerichtete Staubfäden und einen pfriemenartigen Griffel mit einfachem Staubwege. Die Frucht iſt eine Beere und mit dem Kelche gekrönet. In der Murrayiſchen Ausgabe beſchreibt Herr v. Linne´ nur ein Blumenblatt, welches vermuthlich vierfach getheilet iſt, und erinnert, wie die Staubbeutel auf den Spitzen ſeitwärts anſitzen. Der Strauch iſt bey uns unbekannt, und kann auch von uns, wegen der zärtlichen Abwartung, nicht genutzet werden. Die Zeylaner gebrauchen die getrockneten Blätter ſtatt des Saffrans, indem ſolche, wenn ſie getrocknet werden, ihre grüne Farbe in eine ſaffrangelbe verwandeln, und auch eine dergleichen Farbe von ſich geben.

Kußones.

Kußones, Fiſche zu Kongo in Afrika. Richter.

Kutgegeef.

Larus kutgegeef. Das iſt ein eigner Name, den Martens einer Art von Seevögeln in dem äußerſten Nordmeere gegeben hat,

und die den Meven gleichen. Der Schnabel gebogen, am Unterkinnbacken ein Abſatz. Der Vogel hat nur drey Zähen vorn, unter einander verbunden, und gehöret in eine beſondere Familie, die ſiebente beym Klein. Die Füße ſchwarz, ſo auch die Augen in einem rothen Ringe. Rücken und Flügel grau, doch dieſe an den Spitzen ſchwarz, der Schwanz wedelförmig. Der Vogel iſt ſo groß wie eine Meve.

Kutling.

Smoerbutting, ein däniſcher Fiſch, der ſeinen Roggen auf einen Stein am Ufer legen ſoll. Pontopp. Naturhiſt. S. 187. Gobius Niger, Linn. gen. 159. ſp. 1. Müllers Meergrundel, ſ. unſern Artikel, Grundeln, no. 1. Th. III. S. 534. und Rockfiſch, Gobio, 1. des Kleins.

Kuttelfiſch.

Tintenfiſch, Sepia. Von ganz nackenden, weichen, ſchleimichten Seeinſecten habe ich nur einmal, ſaget Herr Cranz in ſeiner Beſchreibung von Grönland, die Sepia oder den Tintenfiſch geſehen, und denſelben auch bald wegen ſeiner garſtigen Geſtalt weggeworfen. Er iſt etwa eine Spanne lang, und zween Finger dicke. Der Leib ſieht aus, wie ein offener Geldbeutel, in den er vermuthlich ſeinen Kopf hineinziehen und verbergen kann, welcher das wunderbarſte an dieſem Fiſche iſt. Denn außer den zweyen großen Augen, hat er ein Maul wie der Schnabel eines Vogels, neben demſelben ſtehen acht lange braune Hörner, davon die zwey mittelſten über einen Finger lang, die andern aber nur halb ſo lang, und alle mit Zacken und kleinen Kugeln beſetzet ſind. Dieſelben ſind, wie der Leib, nur ein ſchleimichtes Weſen; von aſchgrauer und halb durchſichtiger Farbe. Nur am Bauche ſcheint der kohlſchwarze Saft durch, wie Tinte, von dem er auch den Namen hat, und der zu ſeiner Rettung dienen ſoll, wenn er von den Raubfiſchen, die ſehr begierig nach ihm ſind, verfolget wird. Denn wenn er dieſen Saft, der auf der Hand eines Menſchen wie Feuer brennt, ausſpritzet, ſo wird dadurch das Waſſer ſo trübe, daß ihn die Fiſche nicht weiter ſehen und verfolgen können. Vermuthlich kann ſich dieſer Fiſch, vermöge ſeiner ſchleimichten Art, mancherley Geſtalten geben: wie ich denn im Frühjahre an einer Menge ſolcher Thierchen, die die Ebbe auf einen lehmichten Seeſtrande hatte ſitzen laſſen, und die ich für die junge Brut der Sepia hielt, angemerket, daß ſie bald rund, bald länglicht waren, und erſt, wenn ſie ins Waſſer kamen, ihre Hörner herausſtrecketen; da ich denn

auch neben dem Kopfe, auf jeder Seite die Floßfedern, wie Füße, und einen langen Schwanz ſehr geſchwinde bewegen ſehen konnte, die ſie ſogleich wieder einzogen, als ſie aufs Trockene kamen. S. A. Reiſen, B. XX. S. 56. ſ. unſere Artikel, Ancornet und Blackfiſch, Th. I. S. 300. und 780.

Kuttengeyer.

Mönch, Geyer, König, König der Wauwauen; iſt eine Art überaus ſchön gezeichneter Geyer, aus dem ſüdlichen Amerika. Seiner iſt ſchon oben unter dem Artikel Geyer gedacht. Büffon hat ihn im I. Th. der Naturgeſchichte der Vögel ausführlich beſchrieben.

Kututhier. S. Kudus.

Kux.

Fodinae vel Cuniculi pars, iſt bey dem Bergweſen ein Theil von 128. Theilen, ſo eine Zeche ausmachen.

Kwaaker.

Kwaaker, holländiſch auch Croker, Perca Vndulata, Linn. gen. 168. ſp. 8. nach Müllern, der Wellenbarſch. Perca nona, Klein. ſ. Parſch.

Kwabaal.

Blennius Viuiparus, Linn. gen. 155. ſp. 11. Aalmutter nach Müllern, eine Art ſeiner Rotzfiſche. Enchelyopus, 12. des Kleins. ſ. unſere Artikel, Aalmutter, Th. I. S. 24. und Rotzfiſche.

Kybitz.

Kiebitz, Gyfitz, Kybit, Gauia, machet beym Klein ein beſonderes Vögelgeſchlecht, und zwar das vierte, in der zwoten Familie oder Claſſe derjenigen Vögel, die nur drey Zähne vorwärts haben. Linnäus hat ein großes Geſchlecht der Strandläufer, Tringa, und darinne ſteht der Kybitz mit dem Namen Vanellus. Es hat aber Herr Klein vielerley Arten von Kybitzen, zum Theil auch mit andern Namen angegeben, und er zählet zu ihnen den Pardel, pardalis, die Mornel, morinellus. Und er will ſie deswegen in ein Geſchlecht gebracht wiſſen, weil ſie alle nur drey Zähen haben. Und wenn gleich an etlichen die Spur eines vierten Zähen, oder einer Afterzähe, zu finden iſt: ſo bleibt doch dies nur eine geringe Abweichung, indem man keine wirkliche Hinterzähe, ſondern nur einen Sporn annehmen kann. Die grüne Pardel hat nicht das mindeſte Zeichen einer Hinterzähe, hergegen die graue hat nur ein in der Haut ſteckendes, kaum eine Linie langes Nägelchen, welches man höchſtens einen falſchen Sporn nennen könnte. Der gemeine Kybitz hat weiter nichts, als einen ſolchen kleinen Sporn, der vermuthlich Urſache ſeyn kann, daß

daß manche demſelben vier Zähen zuſchreiben. Daß aber dieſe hintern Anhängſel wirklich keine Hinterzähe ſind, ergiebt ſich daraus: weil ſie viel zu weit von der Fußſohle abſtehen, als daß der Vogel ſich ihrer zum Gehen bedienen könnte; ja er kann dieſen hintern Abſatz nicht einmal zum Sitzen und Halten gebrauchen, weil er mittelſt ihrer ſich nicht auf den Bäumen anklammern kann, und ſich daher auch nicht auf die Bäume ſetzet. Einige Vögel dieſes Geſchlechtes haben auf dem Kopfe ſolche Federn, die ſie aufrichten und niederlegen können. Es ſind alles dumme und leicht zahm zu machende Vögel. Sie haben lange Flügel, außer dem virginianiſchen, gewalzte Schnäbel, gerade Kinnladen, die zu Ende etwas höckericht ſind, der äußerſte Finger mit dem mittelſten ein wenig verbunden, der innerſte frey. Dieſes vorausgeſetzet ſind nun die Arten zu beſchreiben: 1) gemeiner Kybiz, deſſen Name vermuthlich von ſeinem Geſchrey herkömmt, auch Feldpfau, wegen des Zopfes aufm Kopfe, genannt, pauo ſylueſtris. Er iſt ſo groß, wie eine Taube, mit drey vördern Zähen, und keiner Afterzähe, höhern weißrothen Beinen, die überm Knie mit einer nackten hornichten Haut bedecket ſind. Die Flügel lang und breit, daher er eine langzügige, doch ſchnelle Bewegung beym Fliegen machet; und weil er mit denſelben, wie mit einem Wedel, ein Geräuſch erreget, ſo hat er auch den lateiniſchen Namen vanellus erhalten. Die Federn des Rückens bräunlicht, ins grüne fallend; die Flügelfedern auch grünlicht, die Schwingfedern beſonders ſchwarzglänzend und weiß. An der Bruſt hat er ein ſchwarzgrünes Schild. Der Bauch weiß, die Federn des kurzen Schwanzes braunröthlicht. Auf dem ſchwarzgrauen Kopfe iſt ein ſchwarzgrüner Schopf, der ſchwarze Schnabel lang, dünne, faſt ſchnepfenähnlich, die Augen groß, ſcharfſichtig, daß er auch damit die Regenwürmer unter der Erde, wenn ſie nur im mindeſten die obern Erdtheilchen bewegen, entdecken kann. Der Kybiz hält ſich an ſumpfichten Oertern, auf naſſen Wieſen auf. Er brütet auch auf denſelben, doch mehr im Riedgraſe, wohin das Vieh nicht gut kommen kann. Das Neſt bauet er an erhöhete Orte, ins Binſengras. Alda leget er ſich eine Höhle an, füllet ſie mit dürrem Graſe aus, und leget gemeiniglich vier Eyer hinein. Die ausgekrochenen Jungen führet er, gleich den Hühnern, aus dem Neſte, bringt ihnen kleine Würmchen zu, und gewöhnet ſie, ſich dergleichen allein zu ſuchen. Wenn ſie klein ſind, können ſie ſich ſchnell verſtecken, daß man ſie nicht leicht-

lich finden würde, wenn die Alten durch Ab- und Zufliegen nicht die Stellen verriethen, wo ihre junge Brut ſitzet. Der Vogel brütet nicht eben viel Junge aus, und doch ſieht man davon ganze Schaaren auf dem Felde. Denn die Eyer werden ſehr geſuchet und weggenommen; aber an den Vogel kehret ſich niemand. Die Kybitzeyer ſind faſt wie der Waldſchnepfen ihre, nur kleiner, am Grunde gelblicht, wie ein Wachteley. Sie ſind ein Leckerbiſſen für viele Leute. Man hält ſie für Zugvögel, doch iſt es gewiß, daß ſie bisweilen auch da bleiben; wenigſtens ſieht man ſie in etlichen Ländern das ganze Jahr über. 2) Schwarzbrüſtiger Kybitz, vanellus indicus, capite cirrato. Der Schnabel von der Wurzel bis in die Mitte dünner, als von der Mitte bis an die Spitze; der Kopf ſchwarzgrün, Oberleib und Deckfedern braun; Kehle, Bruſt und Bauch ſchwarz oder violet, Schwingfedern ſchwarz und oben mit weiß verſetzet, die Füße ſchwarz und etwas länger, als am gemeinen Kybitz; hat nicht einmal eine Afterzähe. Er iſt in Perſien einheimiſch. 3) Grüner Kybitz, grüner Pardel, pardalis, ſeu pluuialis viridis. Iſt über den ganzen Leib ruſſfarben, mit unzähligen gelbgrünen Flecken ſchön getiegert; die Flügelfedern insgeſammt ſchwärzlich, die mittlern mit weiß eingefaſſet, der Unterleib beym Männchen ganz ſchwarz; hat ebenfalls keine Hinterzähe, nicht den geringſten Hacken oder Anhang. Nicht alles was man Pardeln nennet, gehöret zu den Kybitzen. Die wahren Pardeln haben kurze Hälſe, im Verhältniß zum Leibe einen großen Kopf, und weite Augen. Dieſer grüne Kybitz iſt ganz einſam, und hält ſich gern an niedrigen Orten auf. 4) Grauer Kybitz mit ſchlichtem Kopfe, grauer Pardel. Der Körper ſchwarz mit grau und gelb vermiſchet, unten röthlicht; die Kehle weiß mit ſchwarzen länglichten Flecken, der Schnabel röthlicht ſchwarz. Die Afterzähe iſt nur ein kleines Nägelchen. 5) Steinpardel, Steinwälzer, Grünſchnäbler, gauia roſtro vireſcenti, iſt vom Schnabel bis auf die Füße zwanzig Zoll lang; die zwo äußerſten Flügelfedern weiß, in der Mitte und am Ende ſchwarz geſtreifet. 6) Mornell, gauia morinellus. Die Köpfe der Mornellen ſind beynahe ganz rund, ungefähr wie der Tauben ihre, die man Mornellen nennet. Der Name kann vielleicht von den Morellenkirſchen herkommen, vielleicht auch aus dem Griechiſchen. Der Schnabel ſchwarz, Rücken grau, Bruſt ſchwarz, Kehle und Bauch weiß, Schwingfedern und Schwanzfedern ſchwarz. 7) Seelerche, Seemornell,

mornell, hiaticula, etwa anderthalbmal ſo groß, als eine Haubenlerche, verſtecket ſich in den hohlen Ufern, Bruſt und Stirn ſchwarz, Wirbel braun, Schnabel und Füße roth, hat einen doppelten Halsring. Linnäus hat ihn unter die Regenpfeifer gebracht. 8) Sonderling, wie ihn die Engländer nennen, gauia pluuialis, arenaria. Der Körper oben graubraun, unten weiß, Schnabel und Füße ſchwarz, die Backen weiß, Hals unten weiß mit braunen Flecken. Die erſten Schwingfedern an der Spitze weiß, der Steiß weißbraun, die zwey mittlern Schwanzfedern zugeſpitzt. Hält ſich an deu europäiſchen Ufern auf. Linnäus nennt ihn tringa cinclus. 9) Graue Mornell, morinellus cinereus. 10) Langgeſchwänzter Kybitz, pluuialis vociferus, ſieht aus, wie ein gemeiner Kybitz, doch ohne Strauß auf dem Kopfe, an der Stirn ein ſchwarzer Fleck, über den Hals und Bruſt ſchwarze Streifen, der Bauch weiß, Rücken braun, Schwingfedern ſchwarz, Schnabel röthlich vorn ſchwarz, Füße fleiſchfarben, hat keine Hinterzehe. 11) Eiskybitz, hyperborea, aus der Hudſonsbay. Er iſt über den Leib mit braunen und aſchgrauen Flecken beſtreuet, und von der Seite betrachtet, ſtellet er ein C vor, deswegen ihn auch Herr Klein den ABCKybitz nennt. Der Schnabel ſpitzig, an der Spitze niedergedruckt, Hals an den Seiten roſefärbig, eine getheilte weiße Binde von der Wurzel des Schnabels über die Augen bis auf die Bruſt, unter dem Schwanze eilf weiße Flecken, nur drey Zähen. 12) Kaſſubiſche Mornell, gauia cinerea, dunkelbraun mit ſchlichtem Kopfe, in der Mitte der roſtigen Bruſt ein ſchwarzer Flecken, Schnabel ſchwarz, die Füße rauchfarben, an den Seiten über den Augen eine weiße Binde, Bauch weiß, die ausgeſpannten Flügel ſo lang, als das Maaß vom Schnabel, bis ans Ende des Schwanzes. Zu dieſen Arten haben die Neuern noch einige gebracht, als: 13) den Senngalſchen Kybitz, Körper grau, weiße Flügeldeckfedern, ſchwarze Schwingfedern, ſehr lange gelbe Füße und Schnabel, an den Schultern ein Dorn. 14) Der rothe Reuter. 15) Der geſtreifte Kybitz, ſtriata. 16) Der gefleckte Kybitz, maculata. 17) Der ſchweizeriſche Kybitz, heluetica, mit ſchwarzem Schnabel und Füßen, weißem Bauch; Schwingfedern weiß mit ſchwarzer Einfaſſung. 18) Alpiſcher Kybitz, alpina, rothbraun mit ſchwärzlicher Bruſt, Schwingfedern hell aſchgrau, bräunliche Füße.

Ende des vierten Bandes.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langguth, Georg August, 1711-1782

Neuer Schauplatz der Natur nach den richtigsten Beobachtungen und Versuchen in alphabetischer Ordnung

Bd.: 4

Leipzig 1777

H.nat. 394-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10076449-8
VD18 90181891